Univ. of
Toronto
Library

BINDING LIST OCT 1 1921

Ger. Lit
D

# Deutsche Rundschau

## Band CLXXXVI

(Januar — Februar — März 1921)

167311
16/11/21

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.186-87

# Inhaltsverzeichnis

zum

## Hundertsechsundachtzigsten Bande (Januar — März 1921)


Seite

**Martin Mächler.** Oberschlesien — eine Schicksalsfrage der Welt 1
**Hermann von Rosen.** Das Genossenschaftswesen im heutigen Rußland . . . . . 6
**Paul Ernst.** Bekehrung . . . . . 15
**Moeller van den Bruck.** Theodor Däubler und die Idee des Nordlichtes . . . . . 20
**Eduard von Wertheimer.** Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870. Nach neuen Quellen . . . . . 35
**Walter von Molo.** Schills Zug, anno 1809 . . . . . 77
**E. Fenny.** Weltwirtschaftliche Umwälzungen . . . . . 79
**Conrad Wandrey.** Die Bedeutung der dichterischen Form und Goethes Götz von Berlichingen . . . . . 84
**Albert Dresdner.** Zur dänischen Geistesgeschichte . . . . . 93
Politische Rundschau . . . . . 103
Berliner Theater . . . . . 107
Chronik des Auslanddeutschtums . . . . . 110
Luftfahrt-Rundschau . . . . . 114
Literarische Rundschau . . . . . 116
Weihnachtsrundschau II . . . . . 119
Literarische Neuigkeiten . . . . . 128
**Alsaticus.** Elsaß-Lothringen gestern und heute . . . . . 129
**Max Hildebert Boehm.** Die Selbsterneuerung des lebendigen Rechts . . . . . 138
**Josef Ponten.** Der Schlag ins Leere, Novelle . . . . . 149
**Adolf Frey †.** Ferdinand Hodler . . . . . 154
**Adam Kuckhoff.** Das Kriegsopfer des Majors von Krumenek, Erzählung . . . . . 185
**Richard Fester.** Verantwortlichkeiten. Die Tragödie des Zweibundes . . . . . 196
**Herman George Scheffauer.** Amerikanische Literatur der Gegenwart . . . . . 215


(Fortsetzung umstehend)

Seite

**Gertrude Vanderbilt-Whitney.** Das Ende der amerikanischen Lehrjahre in der Kunst . . . . . 223
**Albert Leitzmann.** Der falsche Joseph . . . . . 225
Politische Rundschau . . . . . 229
Berliner Theater . . . . . 234
Literarische Rundschau . . . . . 239
Luftfahrt-Rundschau . . . . . 245
Chronik des Auslanddeutschtums . . . . . 248
Literarische Notizen . . . . . 251
Literarische Neuigkeiten . . . . . 252
**Theophile von Bodisco.** Das religiöse Problem bei Dostojewski 257
**Staatsminister Dr. Drews.** Zur Reform des Presserechts . . . 289
**Wilhelm Matthießen.** Das Gespensterschloß, Novelle . . . . . 298
**Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff.** Homer, der fahrende Dichter 321
**Rabindranath Tagore.** Die Nacht der Erfüllung . . . . . 331
**Michael Strich.** Karl Theodor von Heigel . . . . . 337
**Friedrich v. der Leyen.** Der Ackermann aus Böhmen . . . . . 352
Politische Rundschau . . . . . 358
Luftfahrt-Rundschau . . . . . 366
Literarische Rundschau . . . . . 369
Literarische Notizen . . . . . 377
Literarische Neuigkeiten . . . . . 384

# Oberschlesien – eine Schicksalsfrage der Welt

Von

Martin Mächler *)

Seltsam zu sagen, aber der „Temps" hat Ende des vorigen Monats die oberschlesische Frage von der richtigen Seite angeschnitten. Es verschlägt nichts, daß er dabei zu einem falschen Ergebnis gekommen ist. Die Einstellung war das Wesentliche. Das Ergebnis war durch die politische Befangenheit oder viel mehr Gebundenheit des französischen Regierungsblattes zwangsmäßig bestimmt. Alle seine Gedankenwege führen das französische Blatt immer wieder zu demselben Ziele. Aber der Weg war doch richtig, und es ist nicht schwer nachzuweisen, daß er zu einem anderen Ergebnis führt, wenn man ihn nicht mit plötzlich abbrechender Logik nach der verkehrten Richtung verläßt.

Was sagt der „Temps" am 28. November 1920? Er entwickelt zunächst die französisch-polnische Politik, Frankreich brauche ein starkes Polen mit Oberschlesien und Danzig, aber nicht deswegen, weil ein Gegengewicht gegen die deutsche Großmacht nötig sei, sondern im Interesse der gemeinsamen Sache aller Kulturvölker. Diesem Interesse, so sagt der „Temps", diene allein ein starkes Polen, das imstande sei, zu verhindern, daß die Kohlengebiete des alten russischen Polen oder des alten Österreich-Schlesien oder des alten Herzogtums Teschen in die unproduktiven Hände des Bolschewismus fielen. Dem allgemeinen Interesse aller Kulturvölker diene ein starkes Polen weiterhin aus dem Grunde, weil Deutschland der gefährlichen unmittelbaren Berührung mit dem russischen Ansteckungsherd infolge seines körperlichen und moralischen Zustandes nicht gewachsen sei. Die weitere Betrachtung darüber, wie man trotz allem Oberschlesien und Deutschland für die Kultur retten könne, führt den „Temps" schließlich dazu, in Polen den Schutzfaktor Deutschlands zu entdecken.

Der fruchtbare Gedanke, der diesen Ausführungen zugrunde liegt, ist die Betrachtung der oberschlesischen Frage von einem staatenbaulichen Gesichtspunkte aus. Diese Idee ist zwar mit französisch gefärbten nationalistischen und

*) In diesen Ausführungen des bekannten Schweizer Städtebauers, der den entscheidenden Gedanken des Staatenbaus aufgenommen hat, wird die oberschlesische Frage zum ersten Mal unter dem unserm Erachten nach für die gesamte Welt allein produktiven Gesichtswinkel des objektiven Staatenbaus behandelt. Die Schriftleitung.

imperialistischen Sedimenten durchsetzt, aber in ihrem Kern ist sie richtig. Dieser Kern heißt einfach: Oberschlesien gehört dem Staat, dessen Mitglieder die Träger seiner Kultur sind. Ist Polen der Träger der oberschlesischen Kultur, dann gehört Oberschlesien zu Polen, ist Deutschland der Kulturträger, dann gehört Oberschlesien Deutschland.

Um den Kulturträger zu ermitteln, ist es notwendig, aus dem demodynamischen Vorgang, d. h. aus der Völkerbewegung, in der Kulturreihe die natürliche Gruppierungsentwicklung, die Rassebildung, einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Die Rassefrage ist ein Moment, das im Zusammenhange mit dem Staatenbau selten richtig eingeschätzt wird, und doch läßt sich ihre Lösung durch eine natürliche Betrachtungsweise ebenso leicht finden, wie die Lösung eines mathematischen oder physikalischen Problems, dessen Formeln und Gesetze bekannt sind. Das Wort Rasse soll hier nicht im Sinne der Ethnologen, sondern als zusammenfassender Begriff für ethnische Individuen verstanden werden. Ethnische Individuen sind u. E. diejenigen Gemeinschaften, die dadurch, daß sie im Kulturgruppenverbande ihre Gedanken und Empfindungen mittels der gleichen Wortbildungen und Satzgefüge ausdrücken, beweisen, daß ein natürlicher Zusammenhang zwischen ihnen besteht. In diesem Sinne wollen wir beispielsweise von einer deutschen, von einer französischen und von einer angelsächsischen Rasse reden. Die natürliche Rassebildung, auch mit der durch sie bedingten Gegensätzlichkeit, ist das eigentliche Aufbauelement der sozialen Gemeinschaften und damit der ganzen Menschheit, sofern sie als ein politischer Körper betrachtet wird.

Der Streit ist der Vater aller Dinge! Ebensowenig wie die natürliche Reibung zwischen den Einzel-Individuen aufgehoben werden darf, darf die natürliche Reibung zwischen den ethnischen Individuen, den Rassen, aufgehoben werden. Eine Uniformierung der ethnischen Individuen im Sinne der Theorie irgendeiner der vielen Internationalen führt ebenso selbstverständlich zu einer Versumpfung jeder Kultur und Zivilisation, wie die Aufhebung der Individualitätsunterschiede innerhalb der Volksgemeinschaften, wobei bemerkt werden mag, daß Besitzunterschiede nichts weiter sind, als der materielle Ausdruck von Individualitätsunterschieden.

„Alles fließt", das klare Wort des dunkeln Heraklit, läßt sich dadurch ergänzen, daß man hinzufügt, „und alles muß fließen, denn sonst würde alles versumpfen". Wie für die Fähigkeiten und Bedürfnisse des Einzelindividuums die Größe und Eigenart der Besitzgrundlage charakteristisch ist, auf der es seine Existenz aufbaut, so ist auch für die Fähigkeiten und Bedürfnisse der Rasseindividuen der Grund und Boden, das geographische Individuum, kennzeichnend. Die geographischen Gebiete, die ein ethnisches Individuum im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung zu beherrschen, zu entwickeln, natürlich auszuwerten und zu kultivieren vermocht hat, sind ihm so natürlich und notwendig, wie dem Einzelindividuum seine Besitzgrundlage natürlich und notwendig ist, wobei sein eigener Körper, der Menschenkreis seiner Umgebung, ebenso wie sein geistiger Besitz der gesamten Besitzgrundlage als wesentlicher Bestandteil zuzurechnen sind.

Es ist der Geist, der sich den Körper baut! Der Leib, der Umfang und die Eigenart des Besitzes, der Verkehrskreis des Einzelindividuums sind der materielle Ausdruck seiner geistigen Wesenheit. Es ist der Volksgeist, der sich seinen geographischen Körper baut. Die geographische körperliche Grundlage eines ethnischen Individuums ist der materielle Ausdruck dieses Volksgeistes. Er ist so wenig zufällig, wie der Schnitt und das Maß der Kleidung, die das Einzelindividuum trägt, zufällig sind. Er ist vielmehr nach Schnitt und Maß den Kräften und Fähigkeiten des ethnischen Individuums angepaßt. Das bedeutet auf Oberschlesien angewandt: Das ethnische Individuum Deutschland hat sich seit dem Einsetzen der großen abendländischen Zivilisationsepoche, die durch fortschreitende Industrialisierung und Großstadtbildung gekennzeichnet ist, in hervorragendem Maße als Industrieträger und Großstadtbildner erwiesen. Es hat damit den Beweis erbracht, daß es kein Kleinvolk, auch innerlich kein von provinzialem Geiste erfülltes Volk, sondern ein Großvolk, einer der stärksten und geeignetsten Träger der Zivilisation unseres Zeitalters ist. Es ist nicht denkbar, diese Zivilisation, die, wir wollen nicht entscheiden, unser Glück oder unser Unglück, jedenfalls aber unser Schicksal ist, hinreichend stützen und entwickeln zu können, wenn einer ihrer stärksten Träger ihr abgebrochen wird. Die Tragfähigkeit der Träger aber beruht auf ihrer zweckmäßigen Zusammensetzung. Das ethnische Individuum Deutschland hat sich seine materielle Grundlage dadurch geschaffen, daß es ein geographisches Gebiet zuerst in seinen Besitz zu bringen und dann entsprechend zu entwickeln vermochte, welches diejenigen Existenz- und Produktionsmittel enthielt, die allein ihm seine Eigenschaften als Weltvolk und Zivilisationsträger verschaffen und sichern konnten. Diese Produktionsmittel der gegenwärtigen Zivilisations-Epoche aber sind für die deutsche Rasse als ethnisches Individuum die Kohle und das Eisen. Die Volkseinheit Deutschland hat sich eine geographische Grundlage erworben und erschlossen, die diese Produktionsmittel namentlich im Westen im Ruhr- und im Saargebiet und im Osten in Oberschlesien enthält. Die technische Ausbeutung dieser Produktionsgrundlage ist, was auch die Feinde Deutschlands anerkennen müssen, ebenso rationell wie vollkommen gewesen. Sie ist aus eigener Kraft geschehen, ja, die qualitativ geistige und quantitativ numerische Kraft, die sich in dieser Ausbeutung gezeigt hat, beweist, daß die vorhandene Produktionsgrundlage für das deutsche Individuum viel eher zu klein, als zu groß gewesen ist. Die geistige und körperliche Kraft, die Deutschland zur Entwicklung seiner Produktionsmittel einzusetzen hatte, ist allenthalben überschüssige Kraft gewesen. Der in die Augen springende Beweis für diese Behauptung liegt darin, daß Deutschland trotz vollendeter Entwicklung seiner Produktionsmittel in der Lage und genötigt gewesen ist, hervorragende Intelligenzen und Kräfte auf verhältnismäßig kleinen Posten innerhalb seiner eigenen Grenzen zu beschäftigen und außerdem noch einen großen Überschuß von Intelligenz und Kraft an die ganze Welt abzugeben. Die Spuren deutscher Intelligenzen und Kräfte sind überall sehr deutlich, und sie sind der Welt nicht aufgedrängt, sondern in weitem Maße von ihr begehrt worden. Steht es aber so um

die deutschen Produktionsmittel und die Kraft, die sich an ihnen betätigt hat, dann ist es in der Tat nicht nur eine Lebensfrage für das deutsche Volks-Ich, sondern eine Existenzfrage für die Kultur der gesamten Menschheit, ob diese Produktionsmittel ihm erhalten bleiben oder genommen werden.

Wer ist nun der Kulturträger in Oberschlesien? *Derjenige, der Oberschlesien in seinen Besitz zu bringen und es so zu entwickeln vermocht hat, daß es geistig und technisch ein vollendeter Ausdruck seines Volksgeistes geworden ist.* Die Technik, welche die oberschlesischen Kohlengruben ausgebaut hat, die Verkehrswege, welche die Ausbeute der oberschlesischen Gruben erst zum jederzeit und überall verwendbaren Produktionsmittel machen, die Wohnanlagen, die den Produzenten die Lebensmöglichkeit und die Bildungsanstalten, die ihnen die Qualifikation zur Arbeit geben, *sind gänzlich und ausschließlich deutsches Werk.* Das *nationalpolnische Element* ist wie in seinem Sprachgebiete, so auch mit seinen sich nach Oberschlesien hineinerstreckenden letzten Ausläufern überall ebenso *im geistigen, wie im technischen Sinne aus ganz natürlichen Gründen unschöpferisch gewesen und geblieben.* Es ist deshalb unrichtig, einem Volke, das weder im Laufe seiner Geschichte, noch im Gange der zurzeit laufenden Zivilisationsepoche die Qualitäten eines Weltvolkes zu entwickeln vermochte, sondern ein vom rein provinzialen Geiste erfülltes Volk geblieben ist, aus angstpolitischen Gründen ein Produktionsmittel in die Hand zu geben, mit dem es, weil es nicht Existenz- und Produktionsmittel seines ethnischen Individuums ist, offensichtlich nichts anzufangen vermöchte, und einem anderen Volke ein Produktionsmittel zu nehmen, das ihm lebensnotwendig ist. Nicht der Erfolg, den der „Temps" vermutet, sondern der umgekehrte Erfolg müßte eintreten. Dem Zivilisationsträger Deutschland würde ein zu seiner Tragfähigkeit wesentlicher Bestandteil genommen, Deutschland würde für eine zivilisatorische Tätigkeit ungeeignet gemacht werden. Die Eigenschaften des Zivilisationsträgers würden sich zersetzen, Deutschland würde ein Herd des Bolschewismus, d. h. eben staatlichen Niederbruchs, wirtschaftlichen Ruins und politischer Zersetzung werden, nicht durch Infektion von außen, sondern durch Vergiftung von innen, weil seinem Körper die zur gesunden Fortentwicklung notwendigen Bestandteile fehlten. *Polen aber könnte ein Aufbaufaktor und Schutzwall trotzdem nicht werden, weil ihm ebenso die qualitativen wie die quantitativen Eigenschaften fehlen, welche die unerläßliche Voraussetzung eines aufbauend zivilisatorischen Weltvolkes sind, und nur Weltvölker kommen als Aufbauelemente der vor uns liegenden Epoche in Frage.*

So ist es kein objektiv-staatenbaulicher, sondern ein subjektiv-politischer Gedanke, der den „Temps" bewegt, ebenso wie es kein objektiv-staatenbaulicher, sondern ein subjektiv-politischer Gedanke war, der die Entente bewegte, als sie Polen schuf. Polen ist ein künstliches Gebilde. Seine Kraft stammt nicht aus dem

Innern, sondern von außen. Ohne seine Schutzengel ist Polen nichts. Deutschland aber trägt, trotz des schweren Unglücks, das es getroffen hat, noch immer in sich alle Gaben und Kräfte, die es zum selbständigen Kultur- und Zivilisationsfaktor machen, wenn es auch einer übermächtigen Koalition gelingt, diese Fähigkeiten und Kräfte auf kürzere oder längere Zeit in Fesseln zu schlagen. Für den Wiederaufbau wird es also entscheidend sein, ob wir — und dieses „wir" soll sich auf den gesamten Umfang der an ihm teilnehmenden und interessierten Völker beziehen — es verstehen werden, den Wiederaufbau nach staatenbaulichen Gesichtspunkten unter Berücksichtigung der Tatsache zu gestalten, daß er ein Einheitsbegriff ist, oder ob wir daran festhalten werden, ihn politisch gestalten zu wollen, wobei wir ihn notwendigerweise zu einem Vielheitsbegriff zersplittern und damit vernichten und aufheben müssen.

Das größte historische Ingenium, das unserer Epoche beschieden ist, Oswald Spengler, ist in dieser Beziehung allerdings von tiefem Pessimismus erfüllt. Wie Jeremias den Untergang Jerusalems, so sagt er den Untergang der abendländischen Kultur voraus. Er muß recht behalten, wenn es den großen Zivilisatoren nicht gelingt, die Zivilisationsaufgabe der Zukunft als einen Einheitsbegriff zu erkennen und damit wieder eine neue Kultur zu ermöglichen.

Die Wahl heißt: Vielheit, Zersplitterung und Untergang! Oder: Einheit, Zusammenfassung und Aufbau! Für die Entscheidung dieser Frage ist Oberschlesien nur ein einzelner und scheinbar nur ein kleiner Faktor. Und doch wird die oberschlesische Frage zu einem wesentlichen, kennzeichnenden, symbolischen und prophetischen Bestandteil dieser Entscheidung in dem Augenblick, wo wir sie unter dem in diesen Betrachtungen herrschenden Gesichtspunkte anschauen. Nicht nur deutsche Hoffnungen, sondern die Hoffnungen der gesamten Zivilisation, die Möglichkeiten einer zukünftigen Kultur hängen davon ab, wie diese Einzelentscheidung fällt. Erst wenn eine politisierte Welt ihren unfruchtbaren Standpunkt zu verlassen und sich auf eine staatenbauliche Warte zu stellen vermag, erst wenn eine nicht mehr auf kleine politische Augenblicksvorteile, sondern auf große staatenbauliche Zukunftsaufgaben eingestellte Welt jedem Zivilisationsträger die ihm entsprechende Zivilisationsgrundlage gönnt und zuerkennt, erst dann ist die Bahn für eine Kultur des kommenden Jahrhunderts frei, und auf dieser Bahn ist ein deutsches Oberschlesien der erste Schritt.

# Das Genossenschaftswesen im heutigen Rußland

Von

Hermann von Rosen

Das Wort jenes Franzosen, der in gewohnter gallischer Überhebung und Selbstgefälligkeit behauptete, die Entfernungen von Paris nach Berlin und von dort nach Petersburg und Moskau müßten „nicht nach Kilometern, sondern nach Jahrhunderten" bemessen werden, hat jedenfalls nur zur Hälfte eine gewisse Berechtigung. Soweit nämlich damit die tiefe Kluft zwischen der abendländischen Zivilisation und der osteuropäischen Rückständigkeit bezeichnet werden soll. Aber wir müssen unsere althergebrachten Anschauungen und vorgefaßten Meinungen über Rußland, welche die jahrhundertelang gewaltsam unterdrückten, latenten kulturellen und ethischen Kräfte des russischen Volkes doch wohl allzusehr übersahen, endlich doch in mancher Beziehung einer Revision unterziehen. Denn das auf dem Boden der byzantinisch-moskowitischen Weltanschauung erwachsene geistige Rußland ist doch seit mehr als hundert Jahren von allen großen geistigen Bewegungen des Abendlandes stets in nachhaltiger und entscheidender Weise beeinflußt worden, von den Ideen der französischen Revolution, von der deutschen Philosophie und zuletzt nicht am wenigsten von den sozialpolitischen Lehren Deutschlands. Und abgesehen von den in einem ungestümen Galopptempo und in wilden Sprüngen sich vollziehenden politischen „Fortschritten", die sowohl in ihren abstrakten Ausgangspunkten, wie namentlich in ihrer praktischen Verwirklichung sich in Wahrheit als Rückschritt und soziale Zersetzung erwiesen, hat doch die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung Rußlands in den letzten fünfzig Jahren sich immer mehr ihrem westeuropäischen Vorbilde zu nähern gesucht. Die imperialistische Politik des Zarentums und der Bureaukratie, so groß und unbestreitbar ihre Verdienste um Rußland auch gewesen sind, bildete in diesem Zeitraume, wie auch früher, freilich ein ernstes Hindernis für eine befriedigende Entwicklung auf kulturell-wirtschaftlichem Gebiet.

Die schweren Kämpfe und Paroxysmen der politischen Seele Rußlands, die sich jahrzehntelang von der Regierung bis 1917 mehr oder weniger erfolgreich bekämpft, meist mehr versteckt abspielten, gehören nicht in den Rahmen dieser Untersuchung, die einer ganz speziellen wirtschaftlichen Frage gewidmet ist. Wir können aber, wie wir auch über alle diese politischen Irrgänge der russischen Volksseele denken mögen, der wunderbaren Elastizität und wirtschaftlichen Widerstandskraft unsere Bewunderung nicht versagen, mit der diese Nation jetzt bereits mehr als sechs Jahre Krieg führt und furchtbare Hungersnot, verheerende Seuchen und wildeste Anarchie überstanden hat. Wir müssen deshalb schließlich damit aufhören, mit dem Schlagworte „Bolschewismus" ganz ausschließlich die landläufigen Vorstellungen von

Hunger, Terror und blutigem Despotismus zu verbinden, wir müssen vielmehr dem heutigen Rußland möglichst vorurteilslos und nüchtern gegenüberstehen, indem wir allen bereits wahrnehmbaren Symptomen einer beginnenden Gesundung die größte Aufmerksamkeit schenken. Denn seit dem Jahre 1918 mit seinem furchtbaren wirtschaftlichen Elend, das zum großen Teil bereits die Mißwirtschaft des hohlen Schwätzers Kerensky verschuldet hatte, seit diesem Jahre der schlimmsten Anarchie, als Rußland von den reichen Getreideschätzen Westsibiriens und der Ukraine, von der Kohle und Naphtha des Südens, vom Fischreichtum der Kaspi und der Wolga ganz abgeschnitten war, sind bis heute zweifellos doch ganz erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Selbst die Stiefkinder der produzierenden Landbevölkerung, Petersburg und Moskau, sind heute schon meist besser mit Lebensmitteln versorgt, und die heutigen wirtschaftlichen Zustände in Sowjet-Rußland sind, zum Teil durch die Bemühungen der Regierung, zum größten Teil wohl durch die ganz unabhängig von der Sowjet-Regierung wirkenden Volkskräfte, vielleicht doch schon besser geworden, als sie — unter ganz anderen politischen Verhältnissen — in früheren Zeiten in manchen anderen Ländern gewesen sind.

So dürfte in dem vom Glorienschein der Antike umstrahlten römischen Altertum, dessen größte Schwäche in der völlig unwirtschaftlichen Struktur des Staates und der Gesellschaft bestand, die ökonomische Lage kaum besser gewesen sein, als im heutigen Rußland. Das gilt namentlich von den Jahrhunderten des Verfalles, denn auch damals bestand das Bestreben, alles zu verstaatlichen und zu monopolisieren, auch damals arbeiteten die staatlichen Fabriken mit Verlust, während durch Einfuhr- und Ausfuhrverbote an den Grenzen, widernatürliche Getreidegesetze usw. Handel und Wandel gehemmt, das ganze Land aber durch beständige Requisitionen der Legionen gebrandschatzt wurde. Ganz wie bei den heutigen Kommunisten, galt im Altertum der Zins für verächtlich, ja unerlaubt, das Prinzip der Arbeitsteilung blieb unbekannt, den Städten fehlte das arbeitende Bürgertum. „Während der römischen Kaiserzeit", sagt Victor Hehn in seinem klassischen Werke „Kulturpflanzen und Haustiere usw.", „wurde die Welt immer ärmer, daher immer mutloser und gedrückter. Die Steuern stiegen von Regierung zu Regierung und ließen sich immer schwerer, zuletzt als unerschwinglich gar nicht mehr eintreiben. In der Not griffen die Kaiser zur Verschlechterung der Münze, was nur zur Folge hatte, daß alle Preise in die Höhe gingen und das Leben immer teurer wurde. Letzteres wurde dann dem bösen Willen der Händler und Verkäufer zugeschrieben und demgemäß z. B. vom Kaiser Diokletian das berühmte Edikt erlassen, nach welchem die Höchstpreise aller Lebensmittel, Rohstoffe, Arbeitslöhne und gewöhnlichen Manufakte von Staats wegen normiert wurden." — Ein vollkommenes Seitenstück zu diesem Edikt bildete in Frankreich im Jahre 1793 das sog. „Gesetz des Maximum", und in unseren Tagen das entsprechende Dekret Lenins vom Jahre 1918. Finden wir bei den verbohrten Ideologen, die heute Sowjet-Rußland regieren, dennoch die gleiche primitive Kindlichkeit nationalökonomischer Begriffe wie im alten Rom, so lassen sich doch andererseits die heute in Rußland wirksamen Volkskräfte, die zum Teil von einem

mystischen Idealismus, zum großen Teil aber auch von einem durchaus gesunden Geschäftsgeist getragen werden, in ihrer nationalen Geschlossenheit durchaus nicht mit dem völlig ideenlosen Völkermischmasch der spätrömischen Zeit in Italien vergleichen. Wir haben deshalb allen Grund zu der Annahme, daß so traurige wirtschaftliche Zustände, wie sie im römischen Reiche Jahrhunderte andauerten, in dem Rußland der Gegenwart vielleicht schon in wenigen Jahren überwunden werden können.

Zu dieser Hoffnung berechtigt uns vor allem das überraschend schnelle Anwachsen und Aufblühen der Genossenschaften in Rußland, zu denen sich in dem schweren Existenzkampfe der letzten Jahre die verschiedensten Berufskreise in immer wachsender Zahl zusammenschließen. Die rein akademische Frage, ob die gewaltige Bewegung sich mehr durch assoziative Instinkte des russischen Naturells erklärt, oder ob die Russen auch hier, wie in vielen anderen Dingen, dem deutschen, bereits ein halbes Jahrhundert früher gegebenen Beispiel gefolgt sind, wollen wir hier unerörtert lassen. Die Kulturgeschichte ist ja überhaupt zum größten Teil eine Geschichte des Verkehrs, der internationalen Beeinflussung, und alle Völker sind ja im allgemeinen Schüler und Erben anderer umwohnender, mehr oder weniger überlegener Völker. Wenn aber die russische Genossenschaftsbewegung seit 1917 einen solchen imponierenden Umfang erreicht hat, daß sie die doch recht ansehnliche deutsche schon weit überflügelt hat, so können wir doch wohl annehmen, daß das russische Volk imstande sein wird, mit der Wiederaufrichtung allein fertig zu werden. Wenn auch nach deutschen technischen Arbeitern, wie sie gegenwärtig bereits in größerer Zahl beim Lokomotiven- und Maschinenbau in Kolomna tätig sind, in Rußland gewiß noch vielfach Nachfrage sein wird, so entspricht es doch weder den Regeln des internationalen Taktes, noch dem Gebot der politischen Klugheit, dem russischen Volke beständig an die Nase zu reiben, daß es ohne den Deutschen sicher verloren ist.

In Westeuropa hatte, abgesehen von den Aktiengesellschaften, die eigentliche Genossenschaftsbewegung schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts begonnen, zuerst unter Handwerkern und Arbeitern in England. Die dort 1844 gegründete „Rochdale Society of equitable pioneers" war die erste große derartige Vereinigung. Der englischen Anregung folgte dann seit 1849 der Schöpfer der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Schulze-Delitzsch, der 1850 den ersten Vorschußverein als Volksbank ins Leben rief. Schulze-Delitzsch hat dann bekanntlich bis zu seinem Tode (1883) fast seine ganze Lebensarbeit in den Dienst dieser Sache gestellt und ist seit 1864 als Anwalt des allgemeinen Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften unermüdlich organisatorisch und literarisch tätig gewesen. Im Gegensatz zu dem weiter unten geschilderten Verhalten der Sowjetregierung zu den russischen Genossenschaften, hat die preußische bzw. deutsche Regierung ihre Entwicklung niemals gehemmt, sondern den hohen volkswirtschaftlichen Wert dieser sozialökonomischen Bewegung stets zu würdigen gewußt. So wurden die Genossenschaften durch das norddeutsche Bundesgesetz vom 4. Juli 1868 gesetzlich geregelt und erhielten durch Reichsgesetz vom 1. Mai 1889 nach Eintragung

in das Genossenschaftsregister die Rechte einer juristischen Person. So zählte man in Deutschland um die Jahrhundertwende schon mehr als 10 000 Kredit- und Vorschußvereine, gegen 5000 landwirtschaftliche Genossenschaften, außerdem noch zahlreiche Konsumvereine und genossenschaftliche Verbände anderer Art. In Italien, Belgien und Frankreich, die bald dem Beispiele Deutschlands folgten, ging die Entwicklung in ganz ähnlicher Weise vor sich. Es ist für die wirtschaftliche Unfruchtbarkeit des Sozialismus bezeichnend und auch für die richtige Bewertung der heutigen russischen Genossenschaften wichtig, daß von den mißglückten amerikanischen Experimenten des Engländers John Owen und des Deutschen Weitling bis heute, die sozialistischen Theoretiker auf diesem Gebiet niemals und nirgends etwas praktisch Brauchbares und Lebensfähiges haben schaffen können. Auch der heute längst in Vergessenheit versunkene Plan Ferdinand Lassalles, Produktivgenossenschaften für die Arbeiter zu gründen, war nationalökonomisch unhaltbar, da die staatliche Beihilfe für diese Verbände stets obligatorisch sein sollte.

In Rußland gab es im vorigen Jahrhundert, neben dem seit 1862 staatlich organisierten agraren Kommunismus, zwar auch schon recht zahlreiche Kredit- und Konsumvereine, letztere jedoch nur in den jetzigen Randstaaten, aber bis zum Schlusse des Jahrhunderts keine eigentliche Produktivgenossenschaft. Dagegen bildeten sich schon unter der Regierung Nikolaus I. in den großen Städten überall Arbeitsvereinigungen oder Arbeitervereine, die in Rußland ganz allgemein mit dem Namen „Artel" bezeichnet werden. Es sind das Verbände, in denen sich eine Anzahl von Personen auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage zum Zweck gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Haftpflicht bei allen Verlusten, die die Kundschaft durch die Schuld der Artel erleidet, vereinigen. Der große Wert dieser Artels liegt in der unbeschränkten, gegenseitigen Haftpflicht, die auch bei der staatlichen Einführung der kommunistischen Landgemeindeordnung im Jahre 1862 für die Regierung, wegen der leichteren Eintreibung der Steuern, das eigentlich maßgebende Motiv bildete. Bei Berufen, in denen unbedingte Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit — Eigenschaften, die man in Rußland leider nur allzu oft schmerzlich vermißte — die unerläßliche Voraussetzung sind, konnten diese dem Einzelnen fehlenden Tugenden durch die unbeschränkte Haftpflicht der Artel sehr wirksam ersetzt werden. So gewannen die Artels mit der Zeit eine immer größere Bedeutung, namentlich für gewisse Berufe, wie Kassierer, Kassenboten, Gepäckträger, Transportarbeiter usw., und wurden zu einer ganz unentbehrlichen Erscheinung im wirtschaftlichen Leben Rußlands. Es erscheint deshalb, wie im früheren Rußland, so auch in der heutigen Sowjetrepublik ganz ausgeschlossen, daß z. B. jemand, der nicht „Artelschtschik" ist, als Kassenbote Verwendung finden könnte.

Nach der Revolution von 1905 richtete sich das Bestreben, Artels zu bilden, auch auf bis dahin unberührt gebliebene Gebiete, auf denen es sich jedoch zum größten Teil nicht bewährt hat. In einem größeren Frisörgeschäft in Tiflis, in dem zehn Armenier arbeiteten, sagte man mir: „Trinkgelder werden hier nicht genommen — wir alle hier sind Prinzipale." Weniger stolz äußerte sich ein Petersburger Kellner

in einem alten renommierten Restaurant, das 1906 von einer Kellner-Genossenschaft übernommen war. „Die Sache will nicht recht gehen," sagte er mir, „es fehlt der Herr." Die Erkenntnis, daß für große Betriebe die monarchische Form der Leitung die einzig mögliche ist, begann also schon damals dem gesunden Menschenverstande des einfachen Mannes aufzudämmern. Bei Diebstählen und Unterschlagungen, bei welchen die Artel die Kundschaft zu entschädigen hatte, wurde der Schuldige innerhalb der Artel vor eine Art Volksgericht gestellt und sehr streng bestraft, wobei bis in die neueste Zeit auch die Prügelstrafe nicht ausgeschlossen war. Niemals aber kam es vor, daß die von diesem Artelgericht Abgeurteilten sich beschwerdeführend an die staatlichen Behörden wandten. — Im allgemeinen haben die Artels, die mit den in Deutschland seit längerer Zeit bestehenden Berufsgenossenschaften sich nicht vergleichen lassen, im wirtschaftlichen Leben Rußlands überall da, wo sie wirklich am Platze waren, ohne Zweifel sehr segensreich gewirkt und bei dem ungebundenen Charakter des einfachen Russen den Sinn für Ordnung und gewissenhafte Pflichterfüllung sicherlich nicht unwesentlich gefördert. Als echtrussische, den russischen Bedürfnissen ganz besonders entsprechende Verbände bildeten die Artels bei ihrer Volkstümlichkeit und weiten Verbreitung den geeigneten Boden, auf dem sich das Verständnis für den Nutzen großer Produktivgenossenschaften leicht entwickeln konnte.

Die erste Konsumgenossenschaft im eigentlichen Rußland bildete sich erst im Jahre 1899. Sie entstand aus sehr bescheidenen Anfängen, denn das Grundkapital betrug zunächst nur 800 Rubel, mit denen bis 1900 aber schon ein Umsatz von 31 340 Rubel erzielt wurde. Es wurden zwar in den nächsten zwölf Jahren noch viele ähnliche kleine Verbände gegründet, aber bis 1911 schritt die Entwicklung der Konsumgenossenschaften, die im Baltikum schon überall weitverbreitet waren, in Großrußland doch nur langsam fort. Der Weltkrieg hat dann die Bewegung nicht nur nicht gehemmt, sondern auch in den ersten Jahren schon wesentlich gefördert. Denn die immer fühlbarer werdenden Verpflegungs- und Transportschwierigkeiten veranlaßten die Regierung und die ländlichen Selbstverwaltungen, die Konsumgenossenschaften nach Kräften zu unterstützen, so daß die Zahl dieser Verbände sich in der Zeit von 1915 bis 1917 schon erheblich vergrößerte. Der größte Aufschwung trat aber erst seit der Märzrevolution von 1917 ein, so daß diese Genossenschaften am Schlusse dieses Jahres schon über ein Grundkapital von 10 269 757 Zarenrubeln verfügten, mit einem Jahresumsatz von mehr als 212 Millionen. Neben diesen Konsumverbänden entstanden bald noch sehr zahlreiche Kredit- und Produktionsgenossenschaften, über deren Zahl und Ausbreitung zurzeit genauere Angaben fehlen. Wenn die englische Angabe richtig ist, daß alle genossenschaftlichen Verbände 1919 schon 28 Millionen Mitglieder umfaßten, was freilich etwas übertrieben zu sein scheint, so müßte die Bewegung sich bereits ausnahmslos über ganz Rußland ausgedehnt haben. In der Ukraine, aus der etwas genauere Angaben vorliegen, haben sich bis jetzt mehr als 7000 Betriebs- und Handelsgenossenschaften gebildet, die zu einer großen Zentrale, dem „Dnjeprowsky Sojus" („Dnjepr-Bund") vereinigt sind.

Der letztere ist schon seit einiger Zeit auch in Berlin vertreten und hat hier bereits für Hunderte Millionen Bestellungen gemacht.

Alle auf genossenschaftlicher Grundlage entstandenen Verbände im heutigen Sowjetrußland werden offiziell nur „Kooperative" genannt. Der ausschließliche Gebrauch dieses Fremdwortes für einen Begriff, für den es ein gutes kernrussisches Wort sehr wohl gibt, hat seine guten Gründe. Denn das Wort „Towarischtschestwo", die genaue Übersetzung des Wortes Genossenschaft (Towarischtsch = Genosse), ist der Sowjetregierung und allen Bolschewiken offenbar verdächtig und verhaßt, weil bisher alle großen Handels- und Aktiengesellschaften im allgemeinen so bezeichnet wurden. — Die rapide Ausbreitung der Genossenschaften seit 1917 ist zum großen Teil jedenfalls durch den Sturz des Zarismus und das Aufhören des von ihm ausgeübten Druckes zu erklären. Denn so Großes das Zarentum und seine vielgeschmähte Bureaukratie für den Staat in politischer, namentlich imperialistischer Beziehung auch geschaffen haben, auf kulturell-wirtschaftlichem Gebiet haben sie schließlich doch versagt. Durch den dumpfen Druck des Beamtentums wurde bis zum Weltkriege der private Unternehmungsgeist fast überall sehr empfindlich gehemmt, so daß der frühere Landwirtschaftsminister Timirjaseff einmal nicht mit Unrecht bemerkte, der „Tschinownik" sei eine wahre „Pestbeule" am wirtschaftlichen Organismus des russischen Staates. Ohne Zweifel haben die grundstürzenden Umwälzungen von 1917 gerade auf wirtschaftlichem Gebiet gewisse, bis dahin mehr oder weniger unterdrückte Volkskräfte freigemacht, die sich jetzt in einer für die Sowjetregierung recht unerwarteten und unerwünschten Weise betätigen. Die psychologische Erklärung für die Plötzlichkeit der Bewegung ist außerdem auch im russischen Volkscharakter zu suchen, in diesem Naturell, das so eigenartig aus Apathie und Impulsivität zusammengesetzt ist, bei einem Mangel an seelischem Gleichgewicht, der stets die Möglichkeit überraschend schneller Übergänge bedingt. Der Hang zu einer verschwommenen Mystik, die den Russen zugleich erhebt und verwirrt, verleiht dem einfachen Manne, wie Karl Nötzel richtig bemerkt, doch auch eine gewisse geistige Selbständigkeit, die ihn an dem, was er einmal begriffen hat, unentwegt festhalten läßt. Aber neben diesem Mystizismus findet sich bei den meisten Russen doch auch ein sehr gesunder Geschäftssinn, jener praktische Handelsgeist, den Peter der Große im Auge hatte, als er die Bitte einer jüdischen Delegation um die Handelslizenz in Rußland mit den Worten zurückwies: „Meine Russen verstehen das ebenso gut." So zeugt auch das den russischen Bauern völlig fehlende Verständnis für die abstrakten Ideale des Marxismus, das Lenin wiederholt so bitter beklagt hat, im Grunde doch vor allem von dem gesunden Menschenverstande des „Mushik", der heute gerade ein solcher Individualist ist wie jeder Bauer.

Bei der radikalen Vernichtung der Aktiengesellschaften, des gesamten privaten Handels und des Bankwesens durch die regierenden Doktrinäre müßte eine erfolgreiche Tätigkeit der neu entstandenen Finanzgenossenschaften eigentlich ganz ausgeschlossen erscheinen, für die Kreditinstitute namentlich auch durch die fast völlige Entwertung des umlaufenden Papiergeldes. Tatsächlich aber befassen sich diese Verbände

zum Teil schon mit großen Handelsunternehmungen, wie auch die Genossenschaftsbanken, die einzigen, die heute in Sowjetrußland bestehen, nach zuverlässigen Mitteilungen bereits ganz zufriedenstellend arbeiten. — Von allergrößter Bedeutung sind natürlich die landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften, denn die russische Agrarfrage, die für die zukünftige Entwicklung Rußlands von ausschlaggebender Bedeutung ist, muß heute mehr noch als früher als weitaus wichtigste aller inneren Fragen gelten. Auf diesem Gebiet haben sich nun in überraschend kurzer Zeit ganz wunderbare Wandlungen vollzogen. Aus dem wüsten Chaos des Jahres 1918, aus den blutigen Fehden der Dorfschaften untereinander, der Bauern mit den städtischen, auf Plünderung ausziehenden Arbeitern, sowie der dörflichen „Bourgeois" mit den landlosen Proletariern, hat sich in kaum zwei Jahren ein ganz neues Agrarsystem herauskristallisiert, das die kühnsten Träume Stolypins mit seiner großzügigen Agrarreform weit übertrifft und deshalb für Lenin und seine Adepten eine fast tragikomische Bedeutung gewinnt. Bis zum Jahre 1913 waren durch die Bemühungen Stolypins und seines Nachfolgers Kriwoschein, der die Reformarbeit seit 1911 fortsetzte, bereits 5,7 Millionen Gemeindeglieder aus der kommunistischen Landgemeinde ausgeschieden und zum Privatbesitz übergegangen. Gleichzeitig hatten (bis zum Mai 1913) 580 000 Kleinbauern den ihnen zugefallenen „Nadjel" (Bodenanteil) schon wieder weiterverkauft. So hatte sich schon vor dem Kriege ein solider Kern von Großbauern gebildet, die seit 1917 alle bolschewistischen Anzapfungen natürlich mit bewaffneter Hand zurückwiesen. Außerdem aber haben in der Zeit der chaotischen Wirren überall die tüchtigsten und unternehmendsten Elemente der Landbevölkerung sich der herrenlos gewordenen Bodenfläche bemächtigt, so daß schon 1919 nicht weniger als 81 Prozent des anbaufähigen Landes in Privatbesitz übergegangen waren. Es ist demnach der durch die unerträgliche Tyrannei des Mir seit 1862 noch mehr als durch die Beamtenschaft gelähmte Unternehmungsgeist tatsächlich durch die Revolution freigeworden und hat sich auf dem flachen Lande überall in stürmischer Weise bestätigt.

Nach offiziellen Angaben der Sowjetregierung vom Sommer 1920 befanden sich damals 9 Prozent des nutzbaren Bodens im Besitz von Genossenschaften. Diese statistische Notiz gibt natürlich kein Bild von der weiten Verbreitung dieser landwirtschaftlichen Verbände. Denn die großen Schwierigkeiten der Bodenbestellung, der empfindliche Mangel an Saatkorn, Zugtieren, Ackergerät und Maschinen, mußte naturgemäß auch die Bauern mit Privatbesitz überall zu genossenschaftlichem Zusammenschluß drängen, vor allem zur Bildung ländlicher Konsumvereine. Alle diese Vereinigungen befanden sich seit 1918 gegenüber der Regierung und ihren Kommissaren in schärfster Opposition, die sich stellenweise noch in der letzten Zeit in wilden Gewaltakten äußerte.

So haben in einigen Gegenden die ländlichen Genossenschaften die zur Revision erscheinenden Kommissare vertrieben, einzelne sogar getötet, und dann, um jede Verbindung mit der Zentralgewalt in Moskau völlig abzubrechen, in der Umgebung ihres Bezirkes die Schienengleise und Telegraphenlinien zerstört.

Demnach scheint das „passive, demütig leidende und duldende" Rußland, von dem bisher so viel die Rede war, auf dem flachen Lande heute völlig geschwunden zu sein. Es ist auch sehr verständlich, daß die Bauern als einzige werktätige Klasse, die durch angemessene Steigerung der Bodenwerte von dem großen Umsturz einen Nutzen gehabt hat, sich die so schnell erlangten Vorteile von niemandem rauben lassen wollen. Jedenfalls aber wird der jetzige primitive Zustand der bäuerlichen Landwirtschaft, bei welchem der russische Bauer nur ein Drittel des Ertrages von der gleichen Bodenfläche erntet wie der deutsche, gerade durch die Genossenschaften sehr rasch und sehr wesentlich aufgebessert werden können. Das wird besonders überall dort der Fall sein, wo in ihnen intelligentere und fachwissenschaftlich gebildete Elemente vertreten sind.

Tatsächlich befand sich bereits im Anfang des Jahres 1918 die Leitung der Genossenschaften überall in den Händen der Intelligenz, der „kapitalistischen Bourgeoisie" und sogar des ehemals grundbesitzenden Adels, ein Zustand, der die Diktatur des Proletariats natürlich zu erbittertem Widerstande aufrufen mußte. An und für sich mußte der Sowjetregierung mit ihrem ausgesprochen zentralistischen Tendenzen schon die völlige Dezentralisation und die sehr weitgehende Selbständigkeit dieser Verbände sehr unerwünscht und verdächtig erscheinen, um so mehr, als bekanntlich die Aktiengesellschaften als erste der Vernichtungswut der Bolschewisten zum Opfer gefallen waren. So ist es erklärlich, daß die Regierung schon am 12. April 1918 ein Dekret erließ, durch welches vor allem die Bourgeoisie oder die Kapitalisten aus der Leitung der Genossenschaften nach Möglichkeit ausgeschaltet werden sollten. Der ziemlich elastische Begriff des „Kapitalisten" wurde dabei so definiert, daß als solcher jeder Mensch zu gelten habe, der ein Dienstpersonal oder Tagelöhner beschäftige. Es liegen keine Nachrichten darüber vor, wie weit dieser Erlaß Erfolg gehabt hat, doch kann er nur ein sehr mäßiger gewesen sein, da die Regierung schon nach Jahresfrist, am 20. März 1919, ein zweites Dekret erließ, durch welches die Genossenschaften ganz aufgehoben und durch eine zentrale „Kommune der Verbraucher" ersetzt werden sollte. Aber auch diese Verfügung der Sowjetregierung konnte nicht durchgeführt werden, hauptsächlich jedenfalls deshalb, weil alle Sozialisierungs- und Verpflegungsmethoden der Regierung überall völlig versagten. So faßte die Zentralgewalt im November 1919 den bemerkenswerten Entschluß, die ganze wirtschaftliche Versorgung Rußlands den Genossenschaften zu übertragen. Natürlich verblieben die letzteren unter scharfer Kontrolle der Volkskommissare und des zentralen „Volkswirtschaftsrates", so daß im Januar 1920 der Versuch Englands, mit den Genossenschaften allein Handelsverbindungen anzuknüpfen, bekanntlich am Widerstande der Sowjetregierung scheiterte. Wenn aber der Volkskommissar Krassin im Februar 1920 öffentlich erklärte, „der Bolschewismus müsse auf friedlichem Wege kapitulieren, da sein Fall unvermeidlich sei", so hat diese Kapitulation gegenüber den Genossenschaften jedenfalls schon im Jahre 1919 begonnen.

So sehr auch die Sowjetregierung mit ihren Kommissaren die Tätigkeit der Genossenschaften — namentlich in den großen Städten — heute noch hemmen mag, so wird sie jedenfalls kein Terror mehr aus der Welt schaffen können. Soweit wir nach den spärlich fließenden Nachrichten aus Rußland urteilen können, werden sie vor allem die Grundlage bilden, auf der ein wirtschaftlicher Wiederaufbau Rußlands möglich erscheint, nicht aber, wie Dr. Alfons Goldschmidt glauben machen will, die Maßnahmen der Sowjetregierung und ihr „Oberster Volkswirtschaftsrat". Die Genossenschaften haben der rücksichtslosen Gewaltherrschaft der Bolschewiken, der stählernen Energie des Diktators Lenin und dem zähen Fanatismus des Ostjudentums erfolgreich Widerstand leisten können. Denn während die Bolschewiken ihr Gebäude mit dem Dachfirst begannen, d. h. mit dem Versuch, das Land zunächst mit einer dekadenten proletarisierten Kultur und Kunst zu beglücken, haben die Genossenschaften das solide Fundament zum Bau gelegt. So haben sie moralisch jedenfalls gesiegt, und sie müssen auch weiter siegen, weil sie nicht den abstrakten Theorien wirklichkeitsblinder Fanatiker, sondern den natürlichen Bedingungen und Entwicklungsgesetzen folgen. Und wie sich die politische Zukunft Rußlands auch gestalten mag, ob es zu einer schroffen Reaktion kommt, ob sich ein monarchisch-imperialistischer oder demokratischer Bauernstaat bildet, jedenfalls werden die neuentstandenen Kooperativen ihren Platz behaupten. Sie werden voraussichtlich auch von jeder nachbolschewistischen Regierung gefördert werden, denn heute haben ihre Notwendigkeit auch die Bolschewiken begriffen, nachdem alle Beschlüsse der neunten Konferenz russischer Kommunisten, die im Frühjahr 1920 in Moskau tagte, sich in bezug auf die Wiederaufrichtung des Wirtschaftslebens als ganz wirkungslos erwiesen haben.

Für Rußland haben aber heute die Genossenschaften nicht nur als wirtschaftlicher Machtfaktor, sondern auch in sozialpolitischer Beziehung eine große Bedeutung. Sie sind ihrem Wesen nach vom Marxismus ebenso weit entfernt wie vom Mammonismus. Durch die Art der Vergesellschaftung, die Verteilung der Rechte und Pflichten ihrer Mitglieder nehmen sie eine Mittelstellung ein zwischen den Extremen eines einseitigen Sozialismus und eines praktisch ebenso unmöglichen einseitigen Individualismus. Da schon die ersten in England gegründeten Genossenschaften von dem Grundgedanken geleitet wurden, dem kleinen Manne möglichst günstige Erwerbsmöglichkeiten und eine wirtschaftlich möglichst selbständige Stellung zu schaffen, so sind sie im höchsten Grade antikommunistisch. Und darin liegt heute wohl ihr größter Wert. Unter diesem Gesichtspunkt können sie, wenn sie sich in Rußland bewähren, bei der Lösung des größten sozialpolitischen Problems der Gegenwart, dem Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, vielleicht eine über die Grenzen ihres Landes hinausgehende Bedeutung erlangen.

# Bekehrung

Von

## Paul Ernst

In einer evangelischen Stadtgemeinde war ein junger Pastor bestellt. Die Gemeinde bestand zum weitaus größten Teil aus Fabrikarbeitern; zu denen kamen dann noch einige Geschäftsleute und Handwerker, außerdem einige wenige Beamte, denn eine höhere Schule oder Behörde war nicht am Ort. Die Arbeiter waren fast alle in der Fabrik des Herrn Schaumburg beschäftigt, welcher denn unbestritten der erste Mann des Ortes war.

Ein kirchliches Leben gab es in der Gemeinde nicht, es war auch nicht zu bemerken, daß irgendwo ein allgemein religiöses Fühlen oder Denken vorhanden war. Was man als geistige Bewegung in dem Ort bezeichnen konnte, das geschah in dem Bildungsverein, welchem die Unterbeamten, Volksschullehrer, Geschäftsleute angehörten, auch einige Arbeiter, welche Meisterrang hatten. In diesem Verein wurden Vorträge über die Entstehung der Arten, Reisen nach dem Nordpol, Schillers Gedankenlyrik und ähnliches gehalten.

Der junge Pastor stand zu seinem Glauben, wie wohl die meisten lutherischen Gottgelehrten heute stehen. Der lutherische Glauben setzt voraus, daß einer eine starke religiöse Natur ist. Ein solcher Mann wird heute aber schwerlich lutherischer Pastor werden. Der junge Geistliche war ein guter und ehrlicher Mensch, der die Verpflichtung in sich fühlte, den Leuten zu helfen, denn er sah wohl, wie traurig sie lebten; aber er selber hatte eigentlich außer seinem guten Willen nichts, das er ihnen geben konnte; und das war wohl doch zu wenig.

An einem Abend, es mochte gegen acht Uhr sein, ging die Hausschelle, es klopfte an die Tür seines Studierzimmers, und hastig trat, triefend vor Nässe, denn es regnete stark, eine Dame ein in schwarzem Kleid mit flüchtig übergebundenem schwarzen Spitzenkopftuch, welche ihn bat, sofort zu Herrn Schaumburg zu kommen, um ihm geistlichen Beistand zu leihen, denn Herr Schaumburg sei sehr krank. Der junge Geistliche bot der Dame einen Stuhl an, entschuldigte sich und ging in sein Schlafzimmer, um sich zum Ausgang zurecht zu machen; als er zurückkam, war die Dame verschwunden. Er ging nun eilig durch die bekannten Straßen zu dem Haus des Herrn Schaumburg; das Hausmädchen öffnete ihm verwundert, er sagte, daß er zu dem Herrn gerufen sei, und fragte nach seinem Befinden; das Mädchen erwiderte gleichmütig, es gehe ihm gut, und half ihm, Gummischuhe und Mantel ablegen,

spannte den Regenschirm zum Trocknen auf und führte ihn zum Arbeitszimmer. Der Geistliche trat ein und fand den Herrn an seinem Schreibtisch sitzen und arbeiten.

Die beiden Männer standen sich erstaunt gegenüber. Der Pastor sagte, er freue sich, den andern so gesund zu treffen, er habe sich die Krankheit schlimmer gedacht; der Unternehmer fragte verwundert, und so stellte sich heraus, daß er überhaupt nicht krank war, und daß niemand im Hause wußte, wer den Pastor geholt haben könne.

Schaumburg zog die Stirn kraus und sagte: „Ein alberner Streich, den man Ihnen oder mir gespielt hat." Der Pastor schüttelte den Kopf und erwiderte: „Die Frau war in höchster Angst, ich nahm an, daß es eine sehr nahe Verwandte von Ihnen sei, ich hätte gedacht, sie müßte Ihre Gattin sein, wenn ich nicht gewußt hätte, daß Sie seit fünfzehn Jahren Witwer sind."

Es war, als ob diese letzten Worte irgend etwas in Schaumburg erregten. Er sagte ernst: „Setzen Sie sich. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, wie die Sache zusammenhängt. Nun sind Sie bei mir, und ich möchte mit Ihnen sprechen."

Er ging im Zimmer auf und ab und sprach abgebrochen. Zuweilen stellte er sich hinter einen Stuhl, stützte sich auf die Lehne und sah seinen Zuhörer scharf an; meistens ging er mit gesenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken.

Er sagte:

„Ich bin ein alter Mann, Sie sind ein junger Mensch. Ich habe Lebenserfahrung, Sie nicht; Sie können mir nichts sagen. Dennoch spreche ich zu Ihnen, denn Sie sind ein Mann der Kirche. Vielleicht weiß die Kirche doch etwas, das für mich passend ist. Seit langen Jahren bin ich nicht im Gottesdienst gewesen, seit dem Tode meiner Frau. Meine Frau war fromm; aber ich habe nie verstanden, was das ist: Frömmigkeit, Glauben. Ich hatte auch immer zu viel zu arbeiten. Ich dachte, es sei bei meiner Frau die Nachwirkung des Elternhauses, ich habe sie nie gestört, denn ihre Frömmigkeit hing mit ihrem ganzen Wesen zusammen, es wäre roh von mir gewesen, wenn ich nicht mit ihr zur Kirche gegangen wäre. Nun ist jetzt der allgemeine Zusammenbruch unseres Volkes, der ganzen europäischen Welt gekommen, und es ist mir wie eine Ahnung, daß das, was die Kirche lehrt, doch mehr ist, als ich dachte. Aber wie soll ich das verstehen? Ich muß Ihnen mein Leben erzählen.

Mein Vater war ein kleiner Händler, er ist noch mit dem Packen auf dem Rücken durch die Dörfer gewandert und hat Stahlwaren verkauft. Dann hat er die Fabrik hier begründet, ich habe sie hoch gebracht. Sie wissen, ich beschäftige an zehntausend Arbeiter, die in der Stadt und in den Dörfern bis auf zwei Stunden Entfernung wohnen. Sie werden auch gehört haben, daß ich mein Vermögen auf fünfzig Millionen veranschlagen kann.

Was habe ich von meinem Reichtum? Nichts. Sie wissen, ich lebe wie ein kleiner Angestellter, wie ich es von meinem Elternhause her gewohnt bin. Vielleicht denken Sie, daß die Macht einen Reiz für mich hat, denn ein großer Unternehmer hat ja heute eine Macht, wie sie ein Fürst nie hatte. Nun, mein Fabrikpförtner

genießt seine Macht, ich nicht. Das ist ja alles Geschwätz, was darüber gesagt wird. Ich habe nur eins."

Hier blieb der Erzähler vor dem Pastor stehen, sah ihm starr ins Gesicht und sagte: „Ich habe den Tugendstolz. Ich bin ein harter Mann. Aber ich bin gegen mich selbst am härtesten. Ich verachte die Menschen. Aber ich verachte sie nur, weil ich noch keinen gefunden habe, der sittlicher war als ich. Verstehen Sie mich? Meine verstorbene Frau war mehr wert als ich, denn sie hatte Güte. Aber außer uns beiden habe ich in der Welt nur Pöbel getroffen.

Sie werden sagen: „Das ist das Los des Mächtigen und Reichen." Sie haben recht. Wer zu mir kommt, der will immer etwas von mir haben. Wenn er ins Zimmer tritt, dann sehe ich seinen Schultern an, daß er ein Bettler ist. Sie haben eine Ausnahme gemacht; aber solche Ausnahmen sind außerordentlich selten. Wenn Sie nicht eine Ausnahme gemacht hätten, dann spräche ich nicht zu Ihnen.

Wie kann ein Mensch wie ich leben? Sie wissen, meine beiden Töchter sind sozialdemokratisch gesinnt. Ich habe versucht, ihnen den Unsinn klar zu machen, es ist unmöglich. Nun, dafür sind sie Frauenzimmer. Aber was kann ich noch mit ihnen gemein haben? Sie gehören wenigstens nicht zum bettelnden Pöbel; aber sie leben in einem kindischen Selbstbetrug, ich kann mit ihnen nicht sprechen, sie verstehen mich nicht.

Ich habe gelebt, indem ich meine Arbeit getan habe. Meine Arbeit, das ist meine Fabrik. Hätte ich einmal eine Freude gehabt in dem halben Menschenalter seit dem Tode meiner Frau, so hätte ich mich für einen verächtlichen Menschen gehalten. Klingt das pathetisch, was ich da sage? Es soll nicht so klingen. Sie werden wohl nicht glauben, daß ich es nötig habe, mich vor Ihnen zu rühmen. Auch wenn ich etwas auf das Urteil irgendeines Menschen gäbe, hätte ich das nicht nötig.

Aber was ist meine Fabrik? Ich habe die Arbeit gebraucht, wie der Pöbel den Schnaps gebraucht, ich habe mich mit ihr betäubt. Das ist mir erst jetzt klar geworden, daß ich mich betäubt habe; und ich muß doch einen Grund gehabt haben, um mich zu betäuben.

Sie wissen wohl so ungefähr, wie die Dinge stehen. Die Lohnforderungen der Arbeiter sind so gestiegen, und ihre Arbeitsleistung ist so gesunken, daß ich in meinem Betrieb zusetze. Wenn die Dinge zwei Jahre so gehen, wie bis jetzt, dann sind meine fünfzig Millionen hin. Nun, mir liegt nichts an dem Geld. Dann ist aber auch mein Unternehmen hin.

Verstehen Sie mich recht. Ich bin nicht wehleidig. Meine Leute sind dann brotlos und müssen verhungern. Nun, sie haben das eben gewollt, ich habe sie immer nur als Mittel betrachten können. Ich weiß, Kant findet das nicht sittlich; er hätte einmal ein Jahr lang Unternehmer sein sollen. Meine Lebensarbeit, was man so nennt, ist vernichtet. Nun, ich habe mein Leben doch gelebt und habe es gelebt, wie ich gewollt habe, ich habe also ein Kartenhaus gewollt. Ich bin nicht wehleidig.

Aber wie kommt es, daß ich ein Kartenhaus gewollt habe? Wie kommt es, daß ich die Arbeit gebraucht habe, wie der Pöbel den Schnaps? Wie kommt es, daß ich nie gedacht habe: weshalb lebe ich eigentlich?

Meine verstorbene Frau hat gewußt, weshalb sie lebte. Ich habe über dieses Wissen im stillen gelächelt, und ich habe sie dieses Lächeln nur deshalb nicht merken lassen, weil sie zu mir gehörte, weil sie der einzige Mensch meinesgleichen war, und einen solchen Menschen muß man doch schonen. Ich könnte mir denken, daß im Glauben die Worte immer nur das bedeuten, was dem Gläubigen angemessen ist. Wäre es nicht möglich, daß Sie mir als Vertreter der Kirche ein Wort sagen könnten, das mir ein Schlüssel wäre? Vielleicht wäre in dem Glauben, den meine verstorbene Frau hatte, auch für mich eine Lösung, könnte ich durch ihn die Frage beantworten: Weshalb lebe ich eigentlich? Vielleicht wäre das heute eine Lebensmöglichkeit für mich, wenn ich das Wort hätte, durch welches dieser Glauben das für mich Angemessene bedeutete?"

Der Pastor antwortete: „Sie stellen die Frage, wie sie ein heutiger Mensch stellen muß. Auch ich müßte sie so stellen, aber ich habe das nie getan. Ich muß Ihnen antworten: ich kann Ihnen keine Antwort geben; und ich muß hinzufügen: Sie haben eine Selbstlüge in mir zerstört durch Ihr Bekenntnis, und nun bin ich genau so verzweifelt wie Sie, denn Sie sind verzweifelt; Sie sind seit dem Tode Ihrer Gattin verzweifelt."

Schaumburg ging im Zimmer auf und ab und sagte: „Es ist also, wie ich dachte. Wozu sprechen wir?"

Nun erhob sich der Pastor, trat ihm gegenüber und sprach: „Ich bin ein junger Mann, und ich darf nicht wagen, die Tiefe Ihres Erlebnisses mit dem zu vergleichen, was in mir vorgegangen ist. Aber Sie haben recht, daß ich aus meiner Kirche vielleicht etwas habe, das Ihnen helfen kann" — er fügte hinzu: „und vielleicht auch mir.

Sie sind stolz, und Sie haben ein Recht, es zu sein, wenn Sie sich mit den Menschen vergleichen, die Sie als Pöbel bezeichnen. Aber weshalb vergleichen Sie sich nicht mit andern? Sie sagen, daß Ihre Gattin höher stand als Sie, weil sie Güte hatte. Weshalb vergleichen Sie sich nicht mit Ihrer Gattin, weshalb sind Sie nicht gütig? Aber weiter. Haben Sie nicht in Ihrer Jugend die christliche Lehre erfahren, steht nicht das Bild unsres Heilands vor Ihren Augen? Weshalb sagen Sie sich nicht: ich muß ihm nachfolgen?"

Schaumburg blickte den Pastor erstaunt an und sagte: „Ich habe nie daran gedacht."

„Christus hat die Menschen geliebt; glauben Sie nicht, daß er sie noch mehr verachtet hat wie Sie? Die Menschen schlugen ihn ans Kreuz für seine Liebe, und er sagte: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Sie haben eine Fabrik geleitet, und Ihr Unternehmen wird durch die blinde Gier Ihrer Arbeiter vernichtet. Wenn Sie imstande wären, zu sagen: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun, das ehrlich zu sagen, mit der Ehrlichkeit, die Sie bis nun hatten; würde Ihnen das nicht helfen?"

Schaumburg preßte die Stirn an die Fensterscheibe und sagte: „Es würde mir etwas helfen. Und vielleicht, vielleicht könnte ich dahin kommen, daß ich es sagte. Sie verlangen aber viel von mir."

„Noch eines", sprach der Pastor fortfahrend. „Unsere kirchliche Lehre glaubt, daß bei der Errettung eines Menschen die göttliche Gnade von oben und eine Selbsttätigkeit des Menschen von unten zusammenkommen müssen. Ich bin oft erschrocken gewesen vor einer furchtbaren Ausgestaltung dieser Lehre, wie sie noch Luther hat, und wie sie heute kaum noch einer verträgt, nämlich, daß die göttliche Gnade nicht jedem zuteil wird; ich bin oft erschrocken gewesen, aber ich glaube, daß ich beginne, zu verstehen, was mit diesem Gedanken gemeint ist, daß dieser furchtbare Gedanke eine furchtbare Tatsache ausdrückt. Könnten Sie nicht glauben, daß in dieser Zeit die göttliche Gnade auf Sie wirkt, daß Sie ihr selbsttätig entgegenkommen müssen?"

„Ich habe mir das schon gedacht", erwiderte Schaumburg. „Wir müssen ja offen sprechen. Ich glaube nicht, daß der sonntägliche Gottesdienst heute noch einen Wert hat. Dennoch werde ich von nun an in Ihre Kirche kommen, denn es wäre doch denkbar, daß auch hier noch eine Möglichkeit wäre, die ich heute nur nicht sehe; und ich habe den Willen, selbsttätig der Gnade entgegenzukommen."

Der Pastor verabschiedete sich und ging nach Hause. Am übernächsten Tag war sonntäglicher Gottesdienst. Er stand auf der Kanzel und blickte sich um; die Gemeinde war leicht zu überschauen: einige alte Frauen, ein einziger alter Mann. Schaumburg sah er nicht.

Am Nachmittag besuchte er Schaumburg. Er fand ihn im Wohnzimmer, in einem großen Polsterstuhl sitzend und ihm zulächelnd. „Sind Sie krank?" fragte der Pastor. „Ein leichter Schlaganfall. Aber das ist nur der Anfang", erwiderte mühsam der Kranke.

Der Pastor wollte ihm sein Bedauern aussprechen und die Hoffnung auf Besserung ausdrücken, wie man ja herkömmlich in solchem Falle zu tun pflegt. Sein Auge fiel auf ein großes Bild über dem Sofa, das eine Dame in schwarzem Kleid mit einem schwarzen Spitzentuch auf dem Kopf vorstellte. „Diese Frau hat mich vorgestern zu Ihnen gerufen", sagte er, auf das Bild zeigend. „Ich wußte es", erwiderte Schaumburg. „Es ist meine verstorbene Frau."

Der Pastor wollte lebhaft etwas sagen; das Wort erstarb ihm auf der Zunge, als er in das ernste Gesicht Schaumburgs blickte, dem der nahende Tod schon eine überirdische Schönheit aufprägte.

„Früher hätte man das für ein Wunder gehalten", sagte Schaumburg. „Damals hatten die Leute es leichter, als wir es heute haben. Nun, Wunder sind nicht möglich, denn da die Ursächlichkeit eine Vorstellungsform von uns ist, so leben wir natürlich in einer streng ursächlich geordneten Welt. Aber was geht mich denn das an, daß Wunder nicht möglich sind, daß Ihre Erscheinung sich vielleicht vernünftig erklären läßt dadurch, daß ich mein Ende unbewußt ahnte, daß ich im Glauben meiner verstorbenen Frau eine Rettung für meine Seele spürte, daß ich ein Phantasiebild meiner Frau schuf, wie wir im Traume schaffen, und es Ihnen

zuschickte durch Gedankenübertragung — was geht mich denn eine solche wissenschaftliche Erklärung an? Nicht das ist ja wichtig."

Der Pastor erwiderte ihm tief ergriffen: „Sie haben recht. Auch ich kann nicht an ein Wunder glauben, dennoch bin auch ich tief erschüttert. Ich sehe, Sie haben die Rettung für Ihre Seele gefunden. Ich weiß für meine Seele keine Rettung."

Der Sterbende lächelte, sein Lächeln wurde immer geistiger. „Sie können sie ja noch nicht haben. Ich denke, wir bekommen einen neuen Glauben. Meine Frau war gut, sie lebte von Haus aus in Gott, sie lebte so in kindlicher Weise. Wir aber können nicht in kindlicher Weise leben. Wir suchen, suchen. Und wenn wir im Sterben liegen, dann kommt die Gnade."

Der Pastor stürzte dem Sterbenden zu Füßen und flüsterte: „Segne mich, Vater." Der Sterbende erhob seine gesunde Linke und legte sie dem Knienden auf das Haupt. „Es ist ja alles anders, wie du denkst," sagte er, „viel schöner, viel schöner."

# Theodor Däubler und die Idee des Nordlichtes

Von

## Moeller van den Bruck

Verzeiht Ihr, so freut's mich. Zürnt Ihr, so trag' ich's. Hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu lesen der Mitwelt oder der Nachwelt, gleichviel. Es wird seiner Leser ein Jahrhundert harren, wenn Gott selbst sechs Jahrtausende lang Den erwartet hat, der sein Werk beschauet.

Kepler.

### I

Die Welt wird immer wieder mythisch. Sie wird, was sie ist.

Die Astrologie ist wahrer als die Astronomie. Die Alchemie ist wahrer als die Chemie. Die Metaphysik ist wahrer als die Physik. Und am wahrsten ist der Dichter.

Die modernen Naturwissenschaften haben den Himmel mit einer Sonnenfinsternis von Molekülen, Atomen und Ionen bedeckt. Es sind nur neue Mythen. Und sie sind ohne Gestalt. Wir können sie uns vorstellen. Aber wir können kein Bild mit ihnen verbinden.

Große Naturwissenschaft ist immer großer Mythos. Er schließt die Naturwissenschaft nicht aus. Er schließt sie ein. Wir sehen mehr, wenn wir anschauen, als wenn wir beobachten. Wir beobachten das Einzelne. Aber wir schauen das Ganze.

Die Aufklärung vermaß sich, die Welt ausrechnen zu können. Es blieb ein Rest. Es bedarf nur einer Blickumstellung des Menschen — und er erkennt, daß der Rest das ungeheure Ganze ist.

Von diesem Ganzen handelt eine Dichtung, die Schöpfungsphilosophie ist.

## II

Die Aufklärung hat freilich auch den Dichter verdorben. Sie hat ihm die Naivität genommen. Sie hat Hemmungen des Verstandes in ihn eingebaut. Sie hat ihm seine Erde durch Technik aufgeteilt. Der Dichter sah seinen weiten Bereich auf den engen Ausschnitt eingeschränkt, dem er dann durch jene Akribie beizukommen suchte, die wir Naturalismus nennen. Auch Er, der geboren ist, um anzuschauen, wurde verdammt, zu beobachten. Er fand sich damit ab. Er opferte seinen Überschwang und ergab sich in diese Bescheidung. Er tat es hier und dort mit einer altmeisterlichen Liebe, mit einer stillen Treue zum kleinsten Gegenstande, mit einer sprachlichen Sorgfalt, die im Mikrokosmos den Makrokosmos nachbildete. Er entlieh so dem Maler dessen Handwerk — weil er als Dichter seine eigene Berufung verfehlt hatte: zu offenbaren.

Aber nicht von Künsten ist hier die Rede, sondern von der Parthenogenese im Menschen. Die modernen Naturwissenschaften leugnen, daß Urzeugung ist. Sie verließen sich auf Entwicklung. Sie unterschlugen schon die Entstehung, die vorhergeht. Sie kamen damit an den Punkt, an dem sie alle Welträtsel gelöst zu haben glaubten. Sie belehrten uns, daß es nichts gibt, was außerhalb der mechanischen Bedingungen der Welt gedacht werden kann. Und doch sagten sie uns damit nur, daß es in der Welt allerdings nichts geben kann, was außerhalb der Welt liegt. Es blieb das Wunder, daß Dinge sind. Rätselhaft blieb immer die Herkunft des Stoffes. Rätselhaft blieben die Zusammenhänge zwischen Stoff und Geist, von denen der Geist noch so abhängig vom Stoffe gedacht werden mag, und der Stoff doch niemals den Geist hervorbringen kann.

Wer hat den Stoff in die harmonia mundi gebracht, die Kepler aus den Planetenbahnen las? Darauf kann nur der Dichter eine Antwort geben: nicht jener gekränzte Esel, der noch immer eine ihm vermachte Leier schlägt — sondern ein Dichter, in dem Dichtung sich aus dem Kosmos erneuert, zu dem er Zugang besitzt.

Der Geist läßt sich nicht in Experimenten erfassen. Aber in Ekstasen spricht er sich selbst aus.

Wenn ein Dichter im Welterlebnis steht, dann kommt das Weltergebnis ganz von selbst in seine Dichtung.

Theodor Däubler besitzt wieder das Orphische.

## III

Seinem Epos vom „Nordlicht“ *) liegt eine Kosmogonie des Lichtes zugrunde.

Sie kann nicht den Anspruch machen, von allen Sternwarten bestätigt zu werden. Aber sie teilt mit jeder Hypothese, die aus Deutung zur Erkenntnis führt, daß sie

*) Theodor Däublers Werke sind in mustergültigen Ausgaben im Insel-Verlag erschienen.

als Anschauung um so richtiger ist. Die alte Erfahrung wiederholt sich, daß etwas wissenschaftlich unbewiesen, daß es rein persönlich geschaut und vielleicht völlig falsch beobachtet sein kann — und doch aus Eingebung wahr ist.

An dem Himmel dieser Kosmogonie steht ein Sonnenmonotheismus. Auch die Sonne wird nur als Kreatur einer möglichen Gottheit gedacht. Auch sie ist den physikalischen Gesetzen des Weltalls unterworfen. Sie ist die Schöpferin der irdischen Natur. Wir verdanken uns ihrer Glut, und wir erhalten uns aus ihrer Wärme. Wir sind, weil sie ist. Sie ist das Symbol des Lebens. Bis hierher befindet sich der Dichter durchaus in Übereinstimmung mit einem philosophischen Materialismus, der uns seit Demokrit geläufig ist, und der innerhalb seiner Grenzen unerschütterbar sein wird. Der Mythos beginnt bei der Deutung.

Die griechischen Naturphilosophen haben die Welt niemals aus dem Lichte erklärt. Sie forschten nach den Elementen, aber sie griffen eher nach dem sinnfälligen Feuer und der atembaren Luft. Das Licht scheint von ihnen überhaupt nicht gesehen worden zu sein. Es brach aus einer Weltgegend auf, wo es sich von der Finsternis geschieden hatte und wo der Aufruhr der Weltschöpfung noch im Gedächtnis der Menschen als Mythos weiterlebte. Es erschien zuerst am babylonischen und ägyptischen Himmel. Es erschien hier magisch in dem Zeichen der Gestirne, aus deren Tafel die Menschen des Zweistrom-Landes ihre Geschicke berechneten. Es wurde kulthaft im Ball und Baal der Sonne erfaßt, in dem die Priester des Nil-Tales die Menschen eine Gottheit verehren lehrten. Aus diesem Golde und diesem Silber haben dann die Griechen ihre Götter wie ihre Ideen geformt. Doch waren es bunte Götter und bunte Ideen. Der hesiodische wie der pythagoreische Kosmos hat die Farbe des hellespontischen Himmels. Selbst die platonischen Ideen waren von einer marmornen oder wächsernen Farbe, in der sich ihre Form plastisch vollendete. Erst der Norden hat dann die weiße Antike geschaffen.

Aber immer bestand schon eine geheimnisvolle Beziehung zwischen dem Licht und dem Norden. Eine uralte Vorstellung des Morgenlandes verband das Licht mit einer Aufwärtsbewegung. Nach Norden wie Süden ging die Himmelsbeobachtung. Unter dem Polarstern wurde der Nordpol ertastet. Wie das Christentum seinen Tempel nach Osten ausrichtete, so wandte der Orient seinen Blick nach Norden. Ja, das Licht erschien dem Bewußtsein der Menschen zum ersten Male in dem Norden, den auch der alte Orient besaß. Es schied sich schon in der Lichtreligion aus, die Zarathustra verkündete, als er auch sittlich vom Dunkel das Helle trennte. Aber dieses Licht ist nicht mehr vom Griechentume, es ist erst vom Hellenismus gesehen worden.

Dem Sonnenoptimismus des Orients entsprach ein Sonnenpessimismus seiner Menschen. Die Sonne bedeutete hier nicht nur das Leben. Sie bedeutete auch den Tod. Die Sonne verbrennt die Erde. Der Süden versehrt seine Menschen. Er vertrocknet ihre Glut. Ihre Religionen verdorren zu Priesterherrschaften. Das Schicksal ihrer Länder wird die Wüste sein. Das haben deren Völker früh gefühlt. Deshalb

haben sie das Wasser geheiligt, das ihnen Leben spendete. Und sie haben in ihm die Klarheit des Lichtes geheiligt. Sie haben die Mondsichel verehrt. Sie haben das Neulicht als eine Wohltat begrüßt. Und noch die Kühle, die von ihm ausgeht, wurde von ihnen in eine Verbindung mit dem Norden gebracht, aus dem sie herüberweht. Nicht das Dunkel, sondern das Licht ist das Geheimnis. Der Süden ist farbig am Tage und schwarz in der Nacht. Aber der Norden ist das Land der hellen Nächte. Rätsel ist überall. Doch die große Enträtselung kann niemals aus dem Dunkel, sie kann immer nur aus der Helle kommen.

Der Dichter löst dieses Geheimnis in der Kosmogonie des Nordlichtes auf. Er sagt: Es muß wohl immer wieder Sonne über die Erde kommen, wenn ihre Menschen schöpferisch bleiben sollen. Aber er erkennt: es gibt etwas, das auf der Erde über die Sonne hinausdrängt. Es ist das Licht. Die Erde, die aus der Sonne stammt, sucht der Sonne ein Gegengewicht zu schaffen. Die Erde will selbstleuchtend werden, selbständig und selbstschaffend. Sie will in den Schöpfungsvorgang zurückgreifen und das, was im Feuer begann, im Lichte vollenden.

Die modernen Naturwissenschaften pflegen das Licht anders zu erklären. Von Newtons Erklärung mußten sie freilich zurückkommen. Die kleinsten Teile, die sich von dem leuchtenden Körper lostrennen sollten, zerstäuben bei näherer Betrachtung in ihr luftiges Nichts. Die Optik selbst verwahrte sich gegen den Mechaniker. Dann kam man auf die feinen Wellenschläge, die in unserem Auge den Eindruck des Lichtes hervorbringen sollen, wie ein Schall denjenigen des Tones. Aber auch hier mußte erst wieder ein erfundener Weltstoff eingeschoben werden, der als unendlich fein gedacht ist und dem Lichte als Träger dienen soll. Das Licht blieb unerklärt. Jede neue Erklärung ist nur eine neue Annahme. Sie nähert uns nicht dem Wunder — sie entfernt uns eher von ihm. Sie schiebt es hinaus — aber sie läßt es bestehen.

Der Dichter gibt Deutung. Er setzt das Licht mit dem Geiste gleich. Er sieht in dem Nordlicht das Symbol und zugleich, was entscheidend ist, das Phänomen aller Vergeistigung.

Der Norden entsinnlicht. Das Licht vergeistigt. Die geheimnisvolle Bedeutung, die das Licht und der Norden in den astralmythischen Vorstellungen der Menschen gehabt haben, wandelt sich in die metaphysische Beziehung zwischen Norden und Geist.

Sie ist physikalisch belegbar, aber sie ist nur mythisch aussprechbar.

Das „Nordlicht" ist ein Versuch, das Licht auszusprechen. Es ist von Baal gezeugt und von Astarte geboren.

Es ist von Orpheus geschaut.

Und gen Norden entstanden.

So beginnt Mythos.

## IV

Mythos ist Raumschöpfung. Er ist mehr als Zeitschöpfung.

Der Rationalist setzt Raum und Zeit gleich. Für den Metaphysiker ist vorstellbar nur, daß der Raum vor der Zeit war, wie er nach der Zeit sein wird. Im

Raume kann sich Zeit begeben. Aber aus der Zeit kann sich niemals Raum ergeben. Raum ist immer und überall. Aus ihm ergibt sich Mythos.

Mythos ist mehr als die Erinnerung der Menschen an den ersten Tag. Mythos ist die Gegenwärtigkeit der Welt, die sich ständig vollzieht. Er ist Schöpfung aus dem Kosmos, vor dem tausend Tage wie ein Tag sind, und hunderttausend Lichtjahre wie ein Licht. Deshalb ist aller Mythos uralt und zugleich urneu. Es gibt nur einen Mythos.

Doch gibt es Mythologien. Es gibt so viele Mythologien, wie Aufbruch in der Menschheit ist. Von allen Seiten des Raumes wandten sich die Menschen dem Bilde zu, das sie sich in der Zeit von der Welt machten. Das war nicht Mystik. Die Mystik verbindet das Ich mit dem All durch Ineinssetzung. Sie endet in der Vergottung des Einzelnen. Sie ist geschichtslos. Und Mythos ist auch nicht Religion. Die Religion verbindet alle Menschen mit Gott in einer Gemeinschaft von Angesicht zu Angesicht. Wenn die Mystik die geistigste Selbststeigerung ist, dann ist Religion die geistige Entäußerung des Selbst. Sie ist übergeschichtlich. Die Mythologien aber sind Bewegung. Sie führen zu Tathandlungen. Sie sind Angelegenheiten irdischen Heldentums. Aus dem religiösen Mysterium kommen die geistigen Helden. Aus dem Mythos kommen die menschlichen Helden. Und ihre Taten gehen unmittelbar in geschichtliche Wirklichkeit über.

Der Mythos vom Nordlicht hat mythische, und er hat religiöse Bestandteile. Aber er ist von mythologischem Grundgehalte. Und er nimmt nicht zuletzt daraus die Berechtigung epischer Form.

Sein Held ist das lyrische Ich des Dichters.

## V

Das Nordlicht ist eine Botschaft.

Die Menschen suchen heute das Wort, auf das es ankommt.

Aber die Menschen können es nicht finden, denn das Wort ist bereits ausgesprochen.

Durch Christus wurde der Mensch vergeistigt. Christus ist der große Mythos vom Menschen, der seinen Vater suchte und im Geiste fand. Er ist nicht die Mutter. Er ist nicht die Erde. Er war bereit, sein Menschentum aufzugeben, um Geist zu werden. Das sollte durch die Überwindung des leiblichen Todes geschehen. Und Er stand auf, um zu beweisen, nicht, daß er Leib ist, sondern daß er Geist ist. Weit hinter sich ließ er die Ägypter, die ihre Toten einbalsamierten, um ihnen die Ewigkeit zu sichern, weit hinter sich auch die Griechen mit ihren Körperschatten, die ihr Leben in einer vorgestellten Unterwelt fortsetzten. Christus vergeistigte den Menschen im Leben — über das Leben hinaus.

In einem fast entsinnlichten Gleichnis nannte er sich das Licht der Welt und versprach dem, der ihm nachfolgte, daß er statt des Wandels in Finsternis das Licht des Lebens haben werde. Das war gen Norden erkannt. Aber es war wohl zu viel Licht in dieser Erkenntnis, als daß der Süden, der den Messias erwartet hatte, den Messias auch aufnehmen konnte. Erst das Licht wird Gott schauen lassen. Und erst

dann werden die Menschen seinen Lichtbefehl so erfüllen, daß sie, die sich kein Bild oder Gleichnis von Gott machen durften, ihn auch nicht mehr im Bild oder Gleichnis aussprechen.

Aber noch ist das Licht unerfüllt, das einst am Ufer des Mittelmeeres aufstieg: das Licht, das mit dem einzelnen Sterne heraufzog, der sich aus der Himmelskarte des Zweistromlandes gelöst hatte und den Königen folgte, die nicht zufällig aus dem Morgenlande kamen: das Licht, das an der Spitze der sieben Leuchter flammte, die der Evangelist aus dem jüdischen Tempel in seine Apokalypse übertrug. Immer wieder schoß Süden und Sinnlichkeit auch in das Christentum. Der Orient blieb das Land der Farben und der Bilder. Glut siegte über das Licht. In den feurigen Zungen des Pfingstfestes verband sich das Licht mit dem Wort. Sogar die Johannesoffenbarung schrieb ihre chiliastische Vision auf magischen Teppich. Im Gesichte der sieben Sterne leuchtete das Antlitz des Herrn auf, wenn auch „wie eine helle Sonne". Und der neue Himmel, die neue Erde, das neue Jerusalem erschien im Bilde der heiligen und ewig unverschlossenen Stadt, in der es zwar keinen Tempel mehr gab, die aber selbst ein einziger Tempel war, mit Mauern aus Jaspis, mit Toren von Perlen und Straßen aus lauterem Golde „wie durchscheinend Glas".

In der Folge versuchte der Süden fast gewaltsam, alles in sich abzutöten, was an ihm Sonnenherkunft und Sinnenheimat war. Er hatte in Indien, im Lande Buddhas des Erleuchteten, längst das Heil in der Selbstüberwindung gefunden und Gestirnanschauung mit Ichanschauung vertauscht. Und wo der Süden auch jetzt noch Leidenschaft behielt, dort eiferte er, wie im Islam, gegen das Bild oder erlebte, wie in Byzanz, seinen hundertjährigen Bilderstreit. Aber der Süden holte den Norden nicht mehr ein. Der Orient holte Christus nicht mehr ein. Der Heiland hatte mit seiner unüberbietbaren Botschaft vom Geiste inzwischen den Weg zu den Völkern gefunden, die aus der Nordlichtheimat stammten und ihm in den Brandungen der Völkerwanderung auf halbem Wege entgegenkamen. Die Menschen des Nordens übertrugen auf Ihn ihre Gefolgstreue. Er bestätigte ihnen das Licht, das sie kindlich und ungestüm in sich trugen. Es wurde ihr Jugendtraum, den Heiland zu rächen und sein Grab zu befreien. Das Christentum wurde die große Begegnung von Norden und Süden. Aber immer begegneten die Menschen des Nordens auf der Mittelmeerbrücke auch der Antike. Immer wieder erhob sich zwischen Norden und Orient auch das klassische und nachklassische Altertum. Und von dort überkam ihnen nicht nur die Schönheit, der ihre Sinne sich hingaben, sondern auch die Aufklärung, die ihr Denken verwirrte.

Aufklärung ließ die Menschen wieder von den Menschen abfallen, der *Geist* war. Christus hat die Ausgießung des heiligen Geistes nur verkündet, nicht erlebt. Das Mysterium vom Geiste überließ er Johannes. Dieses Mysterium blieb unverstanden. Christus hatte den *Menschen* das *Beispiel* gegeben. Soweit es *Lehre* einschloß, führte es zur Entstehung des theologischen Christentums. Soweit sich *Tat* mit ihm verband, führte es zur Entstehung des politischen Christentums.

Aber das Mysterium blieb unverstanden. Es blieb als Lobgesang beim heiligen Franz, und als Predigt übernahmen es die deutschen Mystiker. Aber darüber hinaus blieb es unverstanden. Die Kirche blieb beim Bilde, weil sie beim Fleische blieb, und weil sie beim Fleische blieb, deshalb blieb sie nicht beim Worte und malte nur noch das Beispiel. Das hat jeder Bildersturm rückgängig zu machen gesucht, und noch der Protestantismus rüttelte an einem Lippendienste, weil er ihm nur noch Fleischesdienst zu sein schien. Die zweitausend Jahre des geschichtlichen Christentums wurden ein einziger Versuch, sich in Ebenbürtigkeit beim Worte zu halten:

„Das Wort erstarrt! Der es empfing, ist einmal nur gekommen!"

Der Versuch endete damit, daß die Menschen sich entgeistigten. Statt sich zu vergeistigen, haben sie sich verintellektualisiert. Und sie sind darüber so gesunken, daß wir sie heute ferner von Christus sehen, als sie je waren. Oder ist es zugleich der Punkt, an dem sie sich ihm wieder nähern? Wir fühlen alle, daß das Wort das letzte Wort behalten wird. Wir möchten vielleicht nicht wahr haben, doch es wird wahr bleiben, daß nur aus dem Beispiel die letzte Tat kommen kann. Aber die Menschen sind unfähig, auf geraden Wegen zu Christus vorzudringen, um abermals das Wort zu vernehmen und das Beispiel zu befolgen. Sie suchen statt dessen den Umweg, der sie wieder zum vergeistigten Menschen führen könnte.

Ihre Not ist so groß, daß sie diesen Umweg sogar über den Antichrist und den Großinquisitor suchen, die Ihm immer noch näher kamen, als der gemeine Mensch, der heute lebt. Nietzsche suchte den Umweg. Dostojewski suchte ihn. Und Theodor Däubler sucht ihn. Auch er fand nicht das Wort. Er mühte sich vergebens, durch die dreißigtausend Verse seines Werkes das Wort auszusprechen. Die Verse rauschen prachtvoll und in großen Wogungen heran. Sie umschäumen das Werk wie meerleuchtendes Geschmeide. Aus schwertiefen Verwühlungen der Sprache entringt sich der Gedanke des Nordlichtes. Aber schon die Tatsache, daß dieser Aufwand an Ausdruck notwendig war, zeigt an, daß die selbe Zeit, die sich als Geschichte erfüllte, noch nicht als Bereitschaft erfüllt ist, um das Wort abermals auszusprechen.

Doch der Dichter fand das Bild. Er strömt das Od einer Lichtgeistigkeit aus, in der es in tausend Gedankengestaltungen wahrnehmbar wurde. Und in diesem Lichte erkennen wir, daß das Licht selbst der Gedanke ist, den das Werk verkündet. Es gibt den Menschen die Hoffnung, daß sie so, wie Christus den Menschen einmalig vergeistigt hat, einmal als Menschheit durch die Erde vergeistigt werden. Die Vergeistigung durch das Eigenlicht der Erde: das ist die Verheißung des Nordlichtes. Gott ist am Anfang. Der Geist ist am Ende. Gott ist immer wieder im Geiste.

Das Wort ist dort, wo Blut und Geist ist. Aus dem Geiste kommt das Wort. Aus dem Blute kommt das Beispiel. Nur Menschen, in denen sich das Mysterium erfüllt, das Rasse des Blutes mit Rasse des Geistes vermählt, können die Auferstehung des Geistes erleben. Die Tat ist dort, wo Blut und wo Geist ist. Wo Fleisch ist, dort ist nur Bild. Das Bild kommt aus dem Fleische.

Aber ist nicht gerade das Fleisch faul und träge und vergiftet? Ist es nicht so weit mit uns gekommen, daß wir das Licht nur noch am Leuchten der Verwesung erkennen? Ja. Aber das Fleisch ist auch unsere letzte Gewißheit. Unsere Sinne sind unser letztes Eigentum. Während unsere Geistigkeit für das Wort erstarrte, wogt aus unserer Sinnlichkeit immer noch das Blut nach. Und es führt, wenn es in einem Dichter mächtig wird, abermals zum Bilde.

Der Dichter des Nordlichtes verkündet die Umwandlung des Fleisches in Licht. Er verkündet, daß wir nach der Himmelsvergeistigung zur Erdvergeistigung gelangen sollen. Nachdem der Mensch die Himmelskrone empfing, soll er die Erdkrone empfangen. Damals wurden Geist und Körper geschieden. Jetzt soll der Körper durchgeistigt werden. Dante sah die Lichtkrone über dem Haupte des Menschen. Däubler sieht sie am Haupte der Erde. Michelangelo verkrampfte Himmel und Hölle als Raum. Däubler erlöst den Raum durch das Licht.

Das Licht heiligt die Erde. Das Nordlicht sprengt Glast über sie aus. Und der Pol ist der reinste Ort.

Der Dichter verkündet die Auferstehung des Fleisches aus dem Nordlicht.

## VI

Der Dichter erbringt den Beweis seines Mythos.

Wenn seine Deutung zutrifft, daß das Licht die Kraft war, die den Aufstieg des Menschen von den Sinnen zum Geiste leitete, dann muß sein Mythos sich auch in der Zeit nachweisen lassen: aus der Bestimmung der großen Völker und der großen Menschen, an denen das Licht besonders sichtbar wurde.

Das „Nordlicht" als Mythos erbringt diesen Beweis. Es bringt ihn nicht zeitlich, sondern räumlich, nicht historisch, sondern interchronologisch. Wenn sein Dichter die pragmatische Folge eingehalten hätte, dann wäre sein Werk ein alexandrinisches Kompendium geworden, eine annalistische Tabulatur, ein analogistischer Synkretismus. Statt dessen erbringt Theodor Däubler den Beweis metakausal, so zwar, daß er auch graphisch nachzeichenbar ist, aber aussetzend und überspringend in Metamorphosen, die sich aus dem Raume ergeben.

Er faßt den Weltlauf zusammen. Er faßt die Summe aller Karmen zusammen und türmt sie zum Symbole des Ararat. Er ist die Erde, die ihre Eingeweide nach außen kehrt. Er ist der Berg der Sündflut, mit dem einst Frühgeschichte begann. Er ist der Stufenturm des Zweistromlandes, dessen Windungen nach dem Wege der Sonne gezogen waren, und der als Abbild des Weltberges im Norden gelegen gedacht wurde. Der Ararat ist wieder der Turm zu Babel. Er ist die Pyramide. Er ist der Pharos von Alexandria. Der Ararat ist der Olymp der homerischen Götter. Er ist der Berg der Läuterung, den Dante beschritt. Er ist Hölle und Gegenhölle. Er ist Montsalvatsch. Er ist Kathedrale, Münster und Dom.

So erfüllt sich jene uralte Vorstellung, die das Licht vom Menschen aus mit einer Aufwärtsbewegung verband, als Architektur. Der Ararat erhebt sich in tellurischer Landschaft. Die dreißigtausend Verse des Werkes sind ebenso viele Quadern. Sie

sind es als Rohbruch. Sie sind es als Schmuckstück. Alle Mythologien sind hineingebaut. Kulturen und Religionen sind seine Kammern, Wölbungen, Strebebögen. Sie sind Träger des Lichtes, das sich auf seiner Wanderung im Ararat steininkarnierte. Orientalische, antike und nordische Vorgänge werden mit ihm mythologisch verknüpft. Einzelne Gestalten treten in noch sagenhafter oder schon halb geschichtlicher Bedeutung auf. Sie sind Bringer des Lichts, das sie weiterreichen, wie Fackeln in der Nacht. Sie treten auf und verschwinden. Sie wandeln sich und sind wieder da. Perseus wird zu Parsival. Es geschieht elliptisch und nach einer Symmetrie von ungefähr, die sich aus der Eingebung des Dichters und seiner Deutung der Zusammenhänge ergibt. Er ist Mittler des Lichts. Das Licht ist die kosmische Bindung irdischer Dinge. Und Sternbilder sind es, die ihren Gang lenken.

Aber dann zerschlägt der Dichter den Ararat. Er war ein Berg stofflicher Gebundenheiten. Er war kein Berg geistiger Selbstherrlichkeit. Deshalb zerschlägt er ihn. Der Ararat hat das Licht aufbewahrt. Aber er hat es auch eingekapselt. Deshalb zerschlägt er ihn. Ist nicht an seinen Hängen das große Mißverständnis geschehen, daß die Menschen das Licht mit Aufklärung verwechselten, daß sie sich über das Wesen der Klarheit täuschten und das Licht zu Zwecken einer Vernunft benutzten, deren Unzulänglichkeit erklären sollte, was immer nur offenbart werden kann? Also zerschlägt er ihn. An seiner Höhe erscheint das Nordlicht. Der Zusammenbruch des Ararat gibt das Licht frei. Also zerschlägt er ihn:

Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan . . .
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,
Das Werk der Umkehr sei getan!
Kein Friede klingt aus meinem Liede,
Mein Wollen ist ein Weltorkan.
Mein Atmen schaffe klare Taggestalten,
Die kaum erschaut, den Ararat zerspalten.

Am Boden, im Trichter und Schachte des Ararat liegend, stülpt der Dichter das Weltbild um und wirft Süden und Westen in das Nordlicht hinein:

Ihr Freien, reißt mich aus den Sturzgewalten,
Aus der Gespenstigkeit der Leidenschaften:
Wer kann allein sich in der Schwebe halten?

Der Dichter bringt im ersten Teile des „Nordlichtes" den Untergang eines ersten Reiches: der Sonne. Er bringt im „Orphischen Intermezzo" mit Orpheus' Tod das Ende eines zweiten Reiches: des Mittelmeerreiches. Er inkarniert noch einmal alle südlichen und westlichen Vergangenheiten südlicher und westlicher Menschheit. Und inkarniert sie orphisch.

Jetzt stehen andere Menschen am Ufer eines anderen Meeres und warten auf die Erfüllung eines dritten Reiches.

Nietzsche verkündet ihnen das Chaos, das tanzende Sterne gebiert.

Und Däubler verkündet ihnen das Nordlicht.

## VII

Das „Nordlicht“ macht Halt vor Deutschland.

Es führt von Iran, wo der Versuch mißglückte, eine nordisch-geistige Rasse zu bilden, durch mancherlei Gestaltwandlungen bis zum heiligen Georg, der noch ganz Mythe von griechischem Ursprunge, doch von einer besonderen christlich-hellenistischen Bedeutung ist. Und es führt von ihm zu Roland, dem ersten Verwirklicher des europäischen Gedankens von bereits germanischer Abstammung, über dessen Haupt der Gral aufleuchtet. Aber es macht Halt vor Deutschland.

Sein Dichter führt durch das Tal des Rhone bis dicht an Deutschland heran. Er tritt hier dem Heiland des Heliand mit dem Zurufe der Völkerwanderer entgegen: „Mein Herzog! Mein Herzog!“ Er läßt einen deutschen Scholaren nach Frankreich hinüberwandern und behütet ihn hier, sehr symbolisch, durch entsetzlichen Tod davor, seine geistige Berufung in irdischer Abirrung zu verfehlen. Er verbindet das mittelalterliche Frankreich und das mittelalterliche Deutschland durch drei apokalyptische Ereignisse. Er weist die Türme von Speyer und läßt um sie her in Lüften ein nächtliches Hexenfest sich begeben. Er läßt die stille, die heilige Waldstimmung aufsteigen, die um Simplicius in der Hütte ist. Und er grüßt im Liede die Heimat in Schwaben, grüßt das Dorf und die Bauern und die Jungfrau Marie. Aber er macht Halt vor Deutschland.

Was will das besagen?

Das will besagen, daß Deutschland immer noch Gegenwart ist. Süden und Westen sind bereits Mythologie. Sie haben ihre Klassizität. Sie sind Romantik. Sie sind Rückschau. Sie haben ihren Schritt zum Norden bereits getan. Deutschland, das Norden ist, muß ihn noch tun: als Schritt zu sich selbst. Wir sind Wirklichkeit, und unser Mythos ist noch zu sehr Vorwirklichkeit, zeitlose Wirklichkeit, um schon Mythologie werden zu können.

Wohl haben wir in unserer Geschichte zu vielen Malen zu diesem Schritte zu uns selbst angesetzt. Deutschland wurde das johanneische Land. Der Leuchterbaum der Offenbarung wurde zum Lichterbaume der Deutschen. Während der Süden die Gottesmutter verehrte und der Westen seine ritterlichen Sängerdienste dem süßen Gottessohne weihte, trat hier der Ernst des Mannes unmittelbar vor Gott den Vater. Es geschah in der Mystik. Aber wie das Mysterium unverstanden blieb, so blieb auch die Mystik unausgetragen. Sie hatte wirklich nur das „Jetzt der Ewigkeit“ für sich, von dem Meister Eckehard sprach. Aber immer erfüllte sich darin nur die Zeit, die mit uns vorüberging. Und niemals erfüllte sich darüber der Raum, in dem wir nun faßbar blieben. Erst auf Umwegen, und oft in fremden Formen und an fernen Stoffen, entzündete sich wieder und wieder das johanneische Licht. Es brannte wild und wiedertäuferisch in den geistigen Erregungen, die das Reformationszeitalter noch ganz mystisch und mittelalterlich begleiteten. Es glühte kühl und nordisch an Kants gestirntem Himmel. Es zuckte mit weißen Flammen in Schillers hingerissenem Menschentume. Es wurde zum Stile einer unvergleichlichen Reinheit, als wir die bunte Antike durch die weiße Antike überboten. Und es reichte noch in

die verheißenden Worte, mit denen der Denker der „Phänomenologie des Geistes“ uns den „absoluten Geist“ unter der Bedingung einer begriffenen Geschichte übermachte, ohne den er das „leblos Einsame“ wäre: „Aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit.“

Doch wir blieben, die wir das begreifende Volk wurden, selbst das unbegriffene Volk. Deutschland blieb das unausgedrückte Land: nicht von uns aus, woferne wir uns in der Folge nicht aus dem Auge verloren — doch für alle anderen Völker. Und heute stehen wir so, daß wir, wenn wir untergehen, mit uns alles untergehen lassen müssen, was wir jemals geschaffen haben, weil niemand da ist, der uns begreift.

Dem Süden und Westen blieb immer noch die Möglichkeit der Wiederanknüpfung bei sich selbst. Die Renaissance ist ihre Bezeugung. Aber das Land der Neugeburt aus Urgeburt, der geistigen Urzeugung, der Parthenogenese lag jenseits von Süden und Westen. Und dieses Land kam nicht zu sich selbst. Wir machten eher noch die Wiedergeburten der anderen Völker mit, schlugen weite Kreise nach Süden und Westen, in denen wir unsere Kräfte, wir können nicht sagen, unnütz vertaten, vielmehr die Werte der anderen Länder und Kulturkreise auf eine uns eigentümliche und schließlich ebenbildliche Weise ausdrücken ließen.

Deutschland wird sogar noch nach dem Osten ausholen müssen. Es ist mit ihm schon durch die Ostsee verbunden, deren Himmel die Edda mit dem Kalewipoeg und dem Kalewala teilt, durch den Kampf der Nordlichtgeister, die hier zu Häupten der Erde streiten und Nordschein herüberwerfen. Deutschland wird nach Rußland ausholen müssen, nach dem Schneelande der weißen Zaren und einer weißen Antike, die auch hierher, durch byzantinische Buntheit hindurch, mit barbarischer Wucht ihren weiten Bereich vorschob. Es wird den ganzen Osten auf sich nehmen müssen, wo noch Menschen sind, die das weiße, das johanneische Mysterium verstehen. So entspricht es der Kurvenlehre, die der elliptischen Raumanschauung des Nordlichtes zugrunde liegt. Keine deutsche Lehre, die abermals nach Süden und Westen hinüberweist, kann zwangsläufiges Schicksal rückgängig machen. In derselben Zeit, in der die Botschaft vom „Nordlicht“ zu uns kommt, hat die Nation, die zwischen Westen und Osten gestellt ist, sich für den Osten entschieden.

Doch auch aus dem Osten werden wir wieder zurückkehren: doch nun nicht nach Westen, sondern endlich zu Uns selbst: nach dem Lande eines Volkes, dem verheißen ist, daß ihm, wenn andere Völker ihren einen Tag in der Geschichte haben, die Ernte der ganzen Zeit vorbehalten sei. Die Erfüllung „der ganzen Zeit“: das ist die Erfüllung im Raume.

Wir müssen werden, was wir sind: das Durchgangsland zum Nordlicht.

Deutschland blieb das Land einer Erwartung.

## VIII

Auch Däubler drückt Deutschland nicht aus. Der Dichter des „Nordlichtes“ faßt den überlieferten Mythos des Südens und Westens noch einmal zusammen. Er räumt auf. Und er schließt ab.

Doch er drückt Deutschland nicht aus — wenn wir nicht just darin, daß die Botschaft vom „Nordlicht" in deutscher Sprache verkündet wurde, eine deutsche und zugleich überdeutsche Bestätigung erblicken wollen. Sein Werk hat eddische Grundgehalte. Seine Phantasie ist nordisch, wenn er sie auch orphisch entlädt. Seine Vulkane könnten in Island speien. Der Baum, das heilige Symbol des germanischen Mythos, gehört zu seinen liebsten Dichtervorstellungen. Aber unter den vielen Lichtern, die seinen Ararat umflackern, ist kein Johannisfeuer, das in unseren Bergen und Herzen brennt. Und durch seine vielen Geschehnisse geht kein deutscher Mensch, wenn es nicht eben jener Scholar ist, den das Mutterland in die Welt hinaussendet, wo ihm dann der verfremdete Dichter begegnet. Wir erleben einen alttestamentarischen und einen äthiopischen Totentanz mit. Wir erleben einen klassischen Totentanz mit. Aber den nordischen Totentanz erleben wir nur im Reigen von Hexen — nicht in dem letzten Kampfe, den nach unserem Mythos unsere Götter wie unsere Helden dereinst um ihre Herrschaft bestehen müssen. Aus südlichen Mythologien und westlichen Allegorien entsteht der Mythos vom „Nordlicht". Und sein Dichter benutzt eher noch den antiken Mythos, wie Dante die christliche Liturgie und Heiligenlegende, freilich auch die italienische Zeitgeschichte nutzte.

Der antike Mythos kann sich heute nicht mehr selbst ausdrücken: er hat es bereits getan. Jeder Wiederausdruck wäre Wiederholung. Die romanischen Sprachen geben sich nicht mehr dazu her. Der französische Dichter und auch der italienische Dichter können nur noch Literatur, können nur Neuklassizismen, und wären es Futurismen, mit ihnen ausdrücken. Ihre Sprachen sind bereits Zeitsprachen geworden.

In diesen Dingen liegt der äußere Grund, warum das „Nordlicht", das scheinbar von so außerdeutschen Dingen handelt, die deutschesten Dinge bezeugt: warum es, das außerdeutsche Stofflichkeiten heraufholt, gleichwohl in deutscher Sprache geschrieben wurde: warum sein Dichter seinen Mythos in die deutsche Sprache hineinmaterialisiert hat. Die deutsche Sprache ist noch eine Raumsprache. Sie vereinigt noch die vier Elemente. Sie hat noch Radiumgehalt. Sie ist eine Wurzelsprache, eine Sprache in Runen, hinter deren Worten das Urwort anklingt. Sie ist eine immer noch barbarische Sprache, deren Syntax in Verbindung mit Alliterationen und Assoziationen völlig ungesagte Dinge auszudrücken gestattet. Sie ist phonetisch. Und sie ist instrumental. Sie entspricht nicht dem kleinen Orchester der Griechen mit ihren Zimbeln und Flöten, obwohl sogar orphische Süße in ihr ausdrückbar ist. Sie entspricht vielmehr durchaus dem großen Orchester der deutschen Musik. Es ist wahr, daß Däublers Sprachführung vergewaltigend ist, daß sie ihre schweren Unklarheiten mitschleppt, daß sie sich oft überstürzt und überwuchtet. Man kann dieser Sprachführung alles vorwerfen, was Pannwitz ihr vorgeworfen hat. Aber man kommt schließlich an den Punkt, wo Kritik unsinnig wird, weil sie an ein Phänomen gesetzt ist, das seine Bedingungen in sich selbst trägt. Däubler bleibt doch unser größter Maler im Wort. Das „Nordlicht" ist eine Gigantomachie der Sprache. Es ist mächtig durch Sprache. Und sein Dichter benutzte die deutsche Sprache, weil sie so mächtig ist.

Damit stimmt Däublers innere Stellung zur deutschen Überlieferung überein und seine Stellung innerhalb dieser Überlieferung. Er hat seine vedischen, seine orphischen und wieder pythagoreischen Ursprünge. Er hat seine romanischen Wahlverwandtschaften. Aber seine Ahnenschaft ist deutsch. Es ist nicht die Ahnenschaft unserer klassischen Überlieferung. Seine Dichtung ist ganz Überschwang — aber sie steht weit ab von dem großen Bewußtsein, das Schiller mit seiner erhabenen Begeisterung verband. Sie ist ohne die Reinheit Hölderlins. Sie kennt nicht die Selbstvollendung Goethes. Sie ist ohne das persönlich-teilhaftige Erlebnis jenes unvergleichlichen Zeitalters, dessen Testament der „Faust" ist, und in dem der Scheitel des Deutschen, ob wir ihn nun an der Erkenntnis Kants oder an der Bildung Wilhelm von Humboldts messen, sich höher hob, als je Menschen ragten. Damals verwirklichte sich das Licht im deutschen Idealismus. Es inkarnierte sich in einem Geschlechte höchster Menschen, Denen zu vergleichen sich Keiner vermessen darf. Das Licht erlosch. Die Menschen waren zu schwach, um sich in der Kraft zu erhalten, die sie selbst hervorgebracht hatten. Die Nachgeborenen versagten vor dem Erbe. Das eigne Volk fiel von ihm ab. Die fremden Völker verstanden es überhaupt nicht. Es mußte erst zu diesem europäischen Zusammenbruche kommen, der alles Leben des Nordens zu verschütten droht, und in dessen Trümmerstürze der Verkünder des „Nordlichts" hineingeboren wurde.

Die Ahnenschaft, die Däubler in Deutschland hat, ist unterirdisch: sie läßt ihn eine ganz andere, eine vergessene und verschüttete Überlieferung aufnehmen, die heute wieder heraufdrängt. Über, unter, hinter unserer klassischen Überlieferung gibt es eine demiurgische Überlieferung. Sie liegt schon in unserer Mythologie. Sie behauptete sich während des Mittelalters gegen das Christentum, umkletterte seine Dome phantastisch, erhielt sich im Märchen. Sie liegt in dem natürlichen Wissen um geheimnisvolle Dinge, das Paracelsus besaß. Sie liegt in dem paradoxen Denken des Sebastian Frank und in der elliptischen Weltansicht Keplers. Sie schäumt als Licht im Barock auf, entschwebt in der Weißglut Grünewalds, mischt sich in das Helldunkel Rembrandts. Sie kehrt, nachdem die Aufklärung vorübergegangen ist, in Goethes Metamorphosenlehre wieder, in Schellings Naturphilosophie, in Jean Pauls Kosmosophien. Sie verbindet Jakob Böhme mit Leibniz wie Schopenhauer. Sie ist die Welt als Dichtung.

Das „Nordlicht" ist ein demiurgisches Werk. Es stammt aus der Werkstatt Wielands, auch wenn er Hephästus heißt. Und die Leyer des Orpheus ist die Lure des Skalden.

Der Dichter des „Nordlichts" holt Mythos herauf — und nur Philologen können glauben, daß Mythos immer Vergangenheit sein muß, während der Metaphysiker weiß, daß er Wirklichkeit sein kann.

## IX

Es ist sehr viel „Zeit" in Theodor Däubler.

Die Ferne, in der sich scheinbar sein Werk von der Gegenwart hält, ist nur die Kehrseite von der Nähe, in der er zu ihr steht.

Die Entstehung des „Nordlichtes" fällt nicht zufällig mit dieser Weltwende zusammen. Aber es kehrt das Weltbild um, das den Untergang des Abendlandes mit ihr gleichsetzte. Däubler ist der vorweggenommene Gegenwurf gegen Spengler. Er ist als Zeitgenosse mit ihm durch den Raum verbunden, der unsere Zeit durchläuft. Er teilt mit ihm manche Vorstellungen, die in der „Zeit" liegen. Spenglers Morphologie, seine Lehre von den geistigen Gleichwertigkeiten, ist von Däubler schöpferisch wahrgemacht und durchgeführt. Auch er kennt nicht so sehr ein „Hintereinander", als ein „Zugleich" der Erscheinungen: aber was der Skeptiker als endlich zu erkennen glaubt, das schaut der Dichter als unendlich. Der Skeptiker denkt in ausgeschnittenen Vergleichen. Der Dichter sieht die geistige Unsterblichkeit. Und wieder ist der Dichter wahrer.

Es ist auch nicht zufällig, daß das „Nordlicht" in derselben Zeit entstand, in der das Radium entdeckt wurde, der Mensch fliegen lernte und zum Nordpol vordrang. Hier sind Zusammenhänge, die nicht mehr oder nicht weniger Bedeutung zu haben brauchen, als die Tatsache, daß im Zeitalter Dantes das Papier und der Kompaß entdeckt wurden, die das Mittelalter endeten, dessen letzter Mensch Dante war, und mit denen die Renaissance begann, deren erster Mensch er wurde.

Heute verändern sich die Menschen, indem sie sich vergeistigen. Es ist ein innerer Vorgang. Jeder Mensch vergeistigt sich irgendwie. Der Mann vergeistigte sich so, daß die Spannkraft seines Nervensystems fähig war, die Leistungen dieses Krieges der Technik auf sich zu nehmen. Die Frau wird schöpferisch, wobei wir freilich nicht an Emanzipation denken dürfen, und vergeistigt sich, während der Mann sich verliterarisierte. Vergeistigung ist nicht Intellektualisierung. Der Intellektualismus ist höchstens ihr Nebenprodukt und Niedergangssymptom.

Däubler drückt das Gegenwärtige zeitlos aus. Aber seine Gesänge sind Filme. Seine Reime sind wie Telefunken im Nu empfangen. Seine Bilder sind wie durchschnittene Eindrücke, die sich mit einer jähen Ausdruckskraft zusammensetzen. Und überall gibt die rote Magie des kosmischen Künstlers seinen expressionistischen Visionen die lyrische Echtheit:

> Die Sonne wollen wir mit Licht bekränzen,
> Wir schwören auf den scheinbarscharfen Rand,
> Wo die Planeten tief im Lichtleib glänzen!

Es sind Zeichen da, daß eine neue Zeit kommt. Das „Nordlicht" ist Zeichen. Die Zeit des Nordlichtes steigt auf!

## X

Das Nordlicht ist Symbol und Phänomen zugleich.

Das Licht *bedeutet* den Geist. Und es *ist* Geist.

Wo Licht ist, dort muß Nacht sein. Und wo Nacht ist, dort erkennen wir das Licht mit einer besonderen hektischen und protuberanten Deutlichkeit.

Das „Nordlicht" bestätigt die Verdüsterung, unter der wir leben. Es ist die Phosphoreszenz, die über einer Erde aufglimmt, welche wüst und leer liegt, obwohl es von Menschen auf ihr wimmelt.

Die Menschen, die das Wort suchen, fühlen heute, daß der Gott, der ihnen fehlt, nur aus dem Geiste kommen kann. Aber sie sind Gott so entrückt, und die, welche trotzdem vom Geist sprechen, sind so entrafft, entmannt und nichtssagend, daß sie nichts Elenderes tun konnten, als dieses eine Wort in einer Weise zu mißbrauchen, die es weiter von einem Inhalte entfernte, als es je gewesen ist. Was wurde nicht alles Geist? Das Flachste wurde Geist, wenn es nur intellektuell war. Wir bekamen sogar eine geistige Politik, die zur ungeistigsten aller Revolutionen führte.

Jetzt suchen die Menschen in ihrer Ratlosigkeit die Ausflüchte, wo sie welche finden. Sie greifen nach geistigem Spuk. Aber es sind arme Menschen, die auf den Notbehelf spiritistischer Spielereien verfallen und auf den Betrug oder Selbstbetrug theosophischer Hochstapeleien hineinfallen. Nach der Aufklärung über das Diesseits durfte die Aufklärung über das Jenseits nicht ausbleiben. Die Aufklärung hat die Welt dunkel gemacht. Also soll der Okkultismus sie wieder hell machen. Das Dunkle soll hell machen. Aber das geht nicht. Keine Mantik kann helfen. Die Anthroposophie ist auch nur eine Materialisierung des Geistes. Das alles ist nur Magie. Und ist noch nicht einmal schwarze Magie, vielmehr eine graue Magie, die noch immer die Farbe aller Aufklärer war.

Aber es ist auch der Hintergrund, der einen verborgenen Drang und eine verirrte Sehnsucht des Menschen verrät. Er hat seine Vordergründe in unserem öffentlichen selbstentblößten und herausgestellten Leben. Es ist ein nächtiger Hintergrund. Und es sind grelle und bunte Vordergründe.

Der Dichter verlegt beide in mythische oder klassische Szenerien zurück. Das Historische und das Metaphysische durchdringen sich ständig. Darin liegt keine Romantik — und wo der Dichter sich romantisch gibt, dort rechtfertigt er sich durch kosmisches Pathos. Romantik ist nachgemachter Mythos. Sie ist heute sogar nur Literatur. Der Romantiker flieht die Zeit. Der Literat nutzt sie aus. Der Dichter erfüllt sie. Er bringt Untergänge, Zusammenbrüche, Ineinanderstürze. Er bringt mit Vorliebe den Untergang von Hochkulturen. Sein Werk hat das Fleisch aller Verworfenheiten der Welt. Es hat wahrhaft das Fleisch vom Untergange des Abendlandes. Aber das Licht ist ein Phönix.

Das „Nordlicht" ist ein Buch mit sibyllinischen Siegeln. Aber es ist kein esoterisches Buch. Es ist Apokalypse.

Auch hier gibt der Dichter das Zeichen. Und er findet das Bild dieses Zeichens:

Dereinst entflammt in uns das Himmelstor.
Das Nordlicht wird am Firmament verschwinden,
Denn jedes Wesen sei ein Feuermeteor.
Dann werden wir in uns das Jenseits finden,
Da niemand aus dem Geistermeere taucht,
Polarlicht wird uns mit dem Geist verbinden.

Das „Nordlicht" ist allgegenwärtiger Mythos. Es kommt aus einer silbernen Magie siderischer Abhängigkeiten, von denen wir nicht wissen, die wir erst ahnen. Aber überall leuchten die Erscheinungen einer weißen Magie auf, die aus der Zeit in die Ewigkeit strahlt.

# Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870

## Nach neuen Quellen

Von

Eduard von Wertheimer

## III

Kannte Bismarck auch nicht den Inhalt der geheimen Verhandlungen von 1869, so wußte er doch, daß sich deren Spitze gegen Preußen kehrte. Beust war immer in Sorge, daß es Bismarck gelingen möchte, in das Geheimnis einzudringen. „Denn", wie er sich einmal ausdrückte, „die Preußen verfügen wohl über weniger Geld als die Franzosen, verstehen es aber, einen besseren Gebrauch davon zu machen" [1]). Deshalb mahnte er ununterbrochen zur Vorsicht und forderte Graf Vitzthum auf, er solle absolut keine Schriftstücke in seiner Privatwohnung zurückbehalten, sondern sie alle im Eisenschrank der Pariser Botschaft verwahren. Er richtete diese Mahnung an seinen Vertrauten mit dem Nachsatze: „Es ist von Wichtigkeit, daß das Geheimnis gehütet werde" [2]).

Was Bismarck hiervon erfahren haben mochte, genügte ihm, keine Anstrengung zu scheuen, um der beabsichtigten Koalition entgegenzuwirken. In erster Reihe war es ihm darum zu tun, Österreich-Ungarn auf seine Seite zu ziehen oder wenigstens die Bande, die die Monarchie mit Frankreich verbanden, zu lockern. Der erste Schritt, den er zu diesem Zwecke unternahm und der, wie er sich rühmte, ganz seiner eigenen Initiative entsprang, gelang. Die Reise des Kronprinzen Friedrich, Oktober 1869, über Wien nach dem Orient zur Eröffnung des Suezkanals, galt als „politisches Moment" zur Anbahnung besserer Beziehungen, als sie seit dem Kriege von 1866 zwischen den Höfen von Berlin und Wien bestanden [3]). Der Norddeutsche Kanzler blieb dabei nicht stehen. Als der österreichisch-ungarische Gesandte, Graf Wimpffen, in den ersten Tagen des Januar 1870 von seinem Urlaub nach Berlin zurückkehrte, hatte Bismarck sofort mit ihm eine sehr bedeutsame Unterredung, in der er sein politisches System entwickelte, in dessen Rahmen der Monarchie ein breiter Raum gewahrt wurde. Nachdem der Kanzler in den wärmsten Worten sein Interesse an dem Wohlergehen Österreich-Ungarns bekundet hatte, erwähnte er, daß er sofort, noch während des Krieges von 1866, von der Absicht geleitet war,

[1]) Telegramm Beusts an Metternich, Konzept von der Hand Vitzthums, 26. Juli 1870. W. St. A.

[2]) Idem an Vitzthum 19. Oktober 1869. Ibidem.

[3]) Graf Wimpffen an Beust, Berlin, 3. Januar 1870. Reserviert. Siehe auch Wertheimer, Graf Julius Andrássy I, 487.

raschestens und in solcher Weise den Frieden herbeizuführen, der die Möglichkeit eines künftigen guten Verhältnisses zwischen der Monarchie und Preußen nicht ausschließe. Ein freundschaftliches Zusammengehen beider Staaten sei ihm von höchster Wichtigkeit für das Gedeihen der gegenseitigen materiellen Interessen erschienen und zugleich als wichtigste Garantie für die Erhaltung der Ruhe in Europa. Er versicherte dem Grafen Wimpffen, daß ihm der Zustand, wie ihn das Jahr 1866 geschaffen, vollkommen genüge, denn der Norddeutsche Bund wäre hinreichend stark in sich, um allein bestehen zu können. Sollte aber die Majorität in Süddeutschland, oder wie es Bismarck nannte, im südwestlichen Deutschland, die Vereinigung mit dem Norden anstreben, so könnte er ein solches Verlangen nicht ablehnen, auch wenn er deshalb mit ganz Europa den Kampf aufnehmen müßte. Doch sei an Derartiges jetzt gar nicht zu denken. Dagegen, betonte der Kanzler, weise er aufs entschiedenste jede Zumutung zurück, die Hand nach österreichischem Gebiete ausstrecken zu wollen. Man möge ihm doch die Ehre antun, ihn für keinen „unsinnigen" Politiker zu halten, der den Traum von einem großen deutschen Kaisertum nähren könnte, das, mit irgendeinem Zentrum, durch ganz Österreich bis an die Ufer der Adria reichen und aus Wien, ungeachtet seiner halbtausendjährigen Vergangenheit, eine Provinzialstadt machen würde. „Graf Beust und ich" — fügte er hinzu — „sind oft Bundesgenossen und oft politische Gegner gewesen, und solche Reibungen kommen eben in der Politik oft vor und können wohl oft nicht anders sein" [4]).

Wie wirkte dieses Gespräch und wie die „herzlichsten" Grüße, die Bismarck am Schlusse seiner Ausführungen den Grafen Wimpffen bat, Beust zu übermitteln, auf den Lenker der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik? Der Reichskanzler beeilte sich, den Gesandten in Berlin auf telegraphischem Wege zu beauftragen, der Dolmetsch seiner Befriedigung über Bismarcks Denkungsweise zu sein, die so sehr seinen eigenen Wünschen und Bestrebungen entspreche [5]). Seine wahre, innere Gesinnung hatte er damit nicht zum Ausdruck gebracht. Zu sehr lebte und webte Beust im Gedanken, Preußen zurückzudrängen und dem von ihm jetzt geleiteten Staate wieder seine frühere Stellung zurückzuerobern, als daß er aufrichtig eine Politik hätte akzeptieren können, die ihn zu gemeinsamer Arbeit mit seinem glücklicheren Rivalen genötigt hätte. Keinen Augenblick dachte er daran, in dem ganzen Vorgang, wie in dem Gegenbesuch Erzherzog Karl Ludwigs in Berlin mehr als einfache Zeichen von Höflichkeit zu sehen, die, nach dem Zeitungsgezänke zwischen den beiden Regierungen, wieder normale Verhältnisse herstellen sollte [6]). Mehr als um die ihm angebotene Freundschaft Bismarcks war es Beust darum zu tun, daß in Paris nur nicht der Verdacht aufkomme, als könnte er die Absicht hegen, mit Preußen eine Allianz zu schließen. Metternich wies er die Aufgabe zu, in Paris darüber zu beruhigen, daß seine Ansichten über die Führung der auswärtigen Politik irgendeine Änderung erfahren hätten. Es wäre wenig gerecht, von ihm zu glauben, daß er, wenn auch nur stillschweigend, eine Erweiterung des preußischen Einflusses in

[4]) Graf Wimpffen an Beust, Berlin, 3. Januar 1870. W. St. A.
[5]) Beust an Metternich, 25. Januar 1870. W. St. A.
[6]) Beust an Metternich, 25. Januar 1869. W. St. A.

Deutschland ermutigen wolle. In keinem Falle sollte daher Metternich bei Napoleon und dessen nächsten Vertrauten einen Zweifel aufkommen lassen über den Willen und die Macht, die seiner Leitung anvertraute Politik in der bis zu diesem Tage mit Beständigkeit und Beharrlichkeit verfolgten Richtung aufrechtzuerhalten. „Nichts" — folgerte Beust — „bedroht also die Festigkeit unserer Entente mit Frankreich"[7]). Um so weniger könnte sich der Reichskanzler dazu verstehen, Hand in Hand mit Bismarck gemeinschaftlich vorzugehen, als er durch einen sonderbaren Zufall erfahren, daß dieser mit dem Plane umgehe, seinen König zum Kaiser von Deutschland zu proklamieren[8]).

Beust hielt getreu an der Basis fest, auf der die Austauschbriefe zustande gekommen waren. Der Wille, der ihn belebte, diese im gegebenen Momente zu verwirklichen, beseelte auch Napoleon. Nur meinte der Kaiser der Franzosen, die Anregung hierzu müsse von Österreich-Ungarn ausgehen[9]). War Beust noch weit entfernt davon, schon jetzt zur Tat zu schreiten, so huldigte er doch der Ansicht, daß das in der Monarchie in jüngster Zeit eingeführte verfassungsmäßige System, wie die in Frankreich eben begründete freisinnige Regierungsform eine Atmosphäre geschaffen hätten, die der gegenseitigen Annäherung noch günstiger als früher sei. „Alles" — äußert er gegenüber Metternich — „was jetzt in diesem Lande (Frankreich) und bei uns vorgeht, muß dazu beitragen, die bestehenden Bande noch enger zu knüpfen"[10]). Beging aber Beust nicht einen Rechenfehler, als er hoffte, die parlamentarische Regierung in Frankreich werde für die Allianz einen festeren Boden bilden, als die gestürzte unbeschränkte Herrschaft? Die neuen Männer, mit Ollivier an ihrer Spitze, waren auf die unbedingte Erhaltung des Friedens eingeschworen, prinzipiell gegen jeden Konflikt, im Gegensatze zu Rouher, der zu Metternich gesagt hatte: „Wenn Sie mich an der Regierung sehen wollen, spielen Sie die Kriegskarte aus"[11]). Der Minister des Äußern, Graf Daru, mäßigte wohl die Sprache seiner politischen Freunde durch die Erklärung, daß er nicht für den Frieden um jeden Preis sei[12]). Trotzdem mißfiel die ganze Art und das Wesen Darus in den Tuilerien. Dagegen hatte man von Ollivier, dem nunmehrigen Chef der Regierung, den, nächst Gramont, die größte Verantwortung für den Ausbruch des Krieges trifft, eine um so höhere Meinung. Napoleon sagte von dem einstigen Führer der Opposition, er sei ein noch junges Talent, das eine Zukunft habe und unter richtiger Leitung große Dinge verrichten könne. Metternich bezeichnete ihn dem Kaiser als den Fähigsten seines Ministeriums und fing an zu glauben, daß er sich lange auf seinem Platze behaupten werde. Hatte Rouher ihn früher für einen kleinen Mann genommen, der einen nicht allzu sehr zu beunruhigen brauche, so änderte er jetzt wesent-

[7]) Beust an Metternich, l. p., 2. Februar 1870. W. St. A.
[8]) Idem an Metternich, l. p., 14. Juni 1870. Mit einer Notice confidentielle, die aber nicht beiliegt. W. St. A.
[9]) Metternich an Beust, eigenhändig, secrète, Paris, 21. Februar 1870. W. St. A.
[10]) Beust an Metternich, l. p., 2. Februar 1870. W. St. A.
[11]) Metternich an Beust, 12. Januar 1870. Ibidem.
[12]) Metternich an Beust, Paris, 7. Januar 1870, lettre confidentielle (von nun an l. c.). W. St. A.

lich sein Urteil über ihn. Am meisten erfreute Metternich die Wahrnehmung, daß Ollivier ganz unter dem persönlichen Zauber Napoleons stehe und von Tag zu Tag mehr dessen Einfluß unterliege. „Es lebt" — bemerkte der Botschafter von dem neuen Ministerpräsidenten — „in diesem Menschen etwas, das nur verlangt, sich am Feuer Napoleons III. zu entzünden" [13]). In der Tat ergab er sich ganz dem Kaiserreiche, was er in den Worten ausdrückte: „Mein Ziel ist die Stärkung der Dynastie und die Ruhe des Landes. Ich ziehe das Glück der Dynastie und meines Landes meinem Ruhme vor" [14]). Mit der ganzen Glut seines südlichen Temperamentes stellte er sich in den Dienst der glücklichen Durchführung des Plebiszites, das berufen war, dem geschwächten Ansehen des französischen Kaiserreiches neuen Glanz zu verleihen. Ollivier war von dem scheinbaren Erfolg des neuen Appells des Kaisers Napoleon an Frankreich förmlich berauscht. Metternich, der im Interesse seines Vaterlandes und der von ihm eifrig betriebenen Kriegspolitik die Verjüngung und Kräftigung des zweiten Empire ersehnte, war überfroh, daß Ollivier sich, wie er es nennt, zu wunderbar optimistischer Höhe emporschwang. Der französische Ministerpräsident, der sich den Hauptanteil an dem so gepriesenen Resultat des Plebiszites zuschrieb, sprach von der glücklichen Gestaltung der Zukunft in Ausdrücken, die, nach der Ansicht des österreichisch-ungarischen Botschafters, Veteranen menschlicher Erfahrung in Erstaunen setzten. Im geheimen lachte der Kaiser, dieser Verächter optimistischer Menschen, über seinen neuen Minister, meinte aber doch: „Ollivier besitzt zwei kostbare Eigenschaften, die mich immer seine Fehler vergessen machen werden. Er glaubt an mich und ist der beredte Dolmetsch meines Gedankens, besonders wenn ich in ihm die Überzeugung errege, er sei der seinige" [15]).

Nicht so zuversichtlich, wie Ollivier, beurteilte der mehr skeptische Kaiser die Lage. Es war ja auch eine äußerst gefahrvolle Sache, Volk und Armee zu einem Gutachten über die Existenz des Staatsoberhauptes und des obersten Kriegsherrn aufzurufen. Tiefen Eindruck mußten trotz der erlangten Stimmenmehrheit auf Napoleon das ungünstige Votum der Städte und die 52 000 Nein aus den Reihen der Armee gemacht haben. Der erreichte Triumph ließ ihn nicht die Schwierigkeiten der Situation übersehen. In ihnen dürfte er, wofern nicht Abhilfe getroffen werden konnte, unheimliche Vorboten einer künftigen Katastrophe erblicken. Nur ein großer Krieg, der mit einem entscheidenden Siege endete, erschien als das einzige Heilmittel zur Abwendung des befürchteten Zusammenbruches. Die sogenannten „Stock-Imperialisten" faßten immer mehr die Idee eines eventuellen Kampfes mit Preußen ins Auge [16]), und ein scharfer Beobachter folgerte aus der großen Anzahl der von einem Teil der Armee gegen den Kaiser abgegebenen Stimmen, daß der Keim der Auflösung des militärischen Geistes sich weiter entwickeln werde, „wenn nicht ganz neue, und zwar kriegerische Ereignisse einen Ausweg und mit ihm eine neue

[13]) Metternich an Beust, l. p., 26. März 1870. W. St. A.
[14]) Idem ad eundem, 17. April 1870. Ibidem.
[15]) Metternich an Beust, 14. Mai 1870, geheim. W. St. A.
[16]) Oberstleutnant Graf Welsersheimb, österreichisch-ungarischer Militär-Attaché in Paris, an das ehemalige k. u. k. Kriegsministerium. 24. Februar 1870. Archiv des Wiener Kriegsministeriums.

Atmosphäre schaffen“ [17]). Rouher vertraute auch Fürst Metternich an, der nur darüber im Zweifel war, ob der französische Staatsmann die Wahrheit spreche oder ihn vielleicht bloß ausholen wolle, daß Napoleon nicht fremd dem Gedanken gegenüberstehe, ein guter Krieg könnte ihm vortreffliche Dienste leisten [18]). Rouher begegnete sich hier mit dem Italiener Graf Vimercati, der entschieden dafür eintrat, man müsse in den Tuilerien eine Verschwörung zugunsten des Krieges inszenieren, worunter immer ein Feldzug gegen Preußen verstanden wurde [19]). Solche Anwürfe und Pläne fielen im kaiserlichen Palais gewiß auf fruchtbaren Boden. Ohne sichere Allianz konnte jedoch Napoleon nicht zum Schwerte greifen. Wo sollte aber auch der verläßliche Verbündete gesucht und gefunden werden, wenn nicht in Wien, wo ja Beust die Politik leitete, und dessen Vertreter in Paris nichts heißer wünschte als den endgültigen Abschluß der Allianz mit Frankreich? Mit der Überzeugung, daß man in der Wiener Hofburg unter allen Verhältnissen auf ihn rechnen könne, daß auch die ihm aufgezwungene Ministerverantwortlichkeit seinen selbständigen Willen und seine Entschlußfähigkeit nicht zu beschränken vermöge, versicherte der Kaiser der Franzosen dem Fürsten Metternich: „Seien Sie von einer Sache durchdrungen: wenn ich mich auch den Notwendigkeiten der Lösung unterwerfe, so rüste ich deswegen nicht ab, glauben Sie nicht, daß ich abdanke — die Zukunft wird es beweisen“ [20]).

In dieser wenig zuversichtlichen Lage ist es begreiflich, daß Napoleon das Glückwunschschreiben Franz Josefs I. aus Anlaß des Plebiszites äußerst angenehm berührte. „Das ist“ — hatte ihm der Monarch von Österreich-Ungarn geschrieben — „ein wahrhafter Triumph der Grundsätze von Ordnung und Autorität, die, gestützt auf weiser Freiheit, einen Sieg über die anarchistischen Lehren davontrugen, welche heute jedes Land beunruhigen“ [21]). Als Metternich dem Kaiser das eigenhändige Schreiben seines Souveräns überreichte, bemerkte Napoleon: von allen Glückwünschen hätte ihn der Franz Josefs das größte Vergnügen bereitet [22]). Er ließ es nicht bei diesen Worten bewenden, sondern erwiderte den Brief gleichfalls mit einem eigenhändigen Schreiben. Auch Napoleon hoffte, daß der Sieg der Ordnung und der monarchischen Prinzipien einen glücklichen Einfluß auf alle Länder Europas ausüben, vor allem dem großen Ziele von Nutzen sein werde, das Franz Josef verfolgt. „Unsere Interessen“ — schloß Napoleon — „sind dermaßen miteinander verbunden, daß, was Glückliches dem einen von uns passiert, auch auf den anderen zurückwirkt. Daher könnte unsere Intimität nicht abnehmen, und ich bitte Ew. Majestät zu glauben, daß ich den aufrichtigen Wunsch hege, Ew. Majestät mögen über die Schwierigkeiten triumphieren, die Sie umgeben“ [23]).

[17]) Major Graf Uxküll, als österreichisch-ungarischer Militär-Attaché der Nachfolger Wolkersheimbs, an das Kriegsministerium, 12. Mai 1870. Wiener Kriegsarchiv.
[18]) Metternich an Beust, l. p., 17. Februar 1870.
[19]) Dietzthum an Beust, eigenhändig, geheim. Paris, 21. Februar 1870. W. St. A.
[20]) Metternich an Beust, l. p., Paris, 7. Januar 1870. W. St. A.
[21]) Konzept vom 11. Mai 1870. W. St. A. Franz Josef hatte das Original eigenhändig niedergeschrieben. [22]) Metternich an Beust, 14. Mai 1870. W. St. A.
[23]) Eigenhändiges Schreiben Napoleons III. an Franz Josef I., 22. Mai 1870. W. St. A. Die Schwierigkeiten betreffen die damaligen inneren Wirren in Österreich.

Diesem Briefwechsel, der die gegenseitige Solidarität von neuem bekräftigte, war ein Ereignis vorangegangen, das den Bestand der warmen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich weithin sichtbar machte. Die Augen der ganzen politischen Welt waren auf Paris gerichtet, als dort im Februar [24]) 1870 inkognito der berühmte Sieger von Custozza, Erzherzog Albrecht, Sohn Erzherzog Karls, des Siegers von Aspern, erschien. Konnte es wundernehmen, wenn die Anwesenheit dieses angesehensten und einflußreichsten Mitgliedes des kaiserlichen Hauses in Paris das größte Aufsehen erregte, jenes kaiserlichen Prinzen, von dem man wußte, daß eine Allianz der Monarchie mit Frankreich unter Mitwirkung Süddeutschlands zu seinen Lieblingsideen zähle, daß er mit Beust im besten Einvernehmen lebe und das Haupt der „rabiaten Unversöhnlichen" [25]) bilde? Mußte es nicht überall Beunruhigung erzeugen, wenn sich der Chef der nach Vergeltung für Sadowa lechzenden Militärpartei gerade zu einer Zeit an das Hoflager Napoleons III. begab, als man überall vom unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen Frankreich und Preußen sprach? Lag es nicht nahe, den Antrag des preußischen Abgeordneten Lasker vom 24. Februar für die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund und die Rede Bismarcks, daß die deutsche Einheit das Ideal der Zukunft bilde, in einen gewissen Zusammenhang mit der Reise des Erzherzogs zu bringen? Mußte man nicht unwillkürlich auf den Gedanken geraten, daß man sich von Wien aus für gewisse Fälle der Übereinstimmung und der Hilfe Napoleons versichern wolle? Leicht kann man sich vorstellen, daß der Erzherzog am Tuilerienhofe, wo man jeden Übergriff der preußischen Politik mit Argusaugen verfolgte, im eigenen Interesse der wärmsten Aufnahme begegnete [26]).

Der Erzherzog legte, worüber heute kein Zweifel mehr besteht, dem Kaiser den Plan zu einem Frühjahrsfeldzug der drei Mächte — Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien — vor [27]). Nach außen hin wurde alles vermieden, was dem erzherzoglichen Besuche politisches Gepräge hätte verleihen können. Der französische Minister des Äußern und Metternich verhinderten jede politische Anspielung im Toaste, den der Kriegsminister am 1. März auf den Erzherzog hielt. Als aber dieser mit einem Hoch auf die kaiserliche Familie und die französische Armee dankte, wurden seine Worte von den versammelten Marschällen und Generalen mit brausendem Enthusiasmus aufgenommen [28]). Metternich war ganz glücklich über den glänzenden Erfolg, den der Erzherzog aufzuweisen hatte. Er glaubte feststellen zu dürfen, daß sich zwischen diesem und den Vertretern der französischen Armee eine Waffenbrüderschaft von

[24]) Nach der amtlichen „Wiener Zeitung" war Erzherzog Albrecht am 14. Februar in Paris eingetroffen, das er am 10. März verließ. Es ist somit nicht richtig, wenn General Lebrun, Souvenirs militaires, 69, den Erzherzog März und April in Frankreich verweilen läßt, welcher Angabe alle folgten, die hierüber schrieben. Erzherzog Albrecht hatte bereits in den ersten Tagen des Januar 1870 sich nach Südfrankreich begeben, von wo er dann nach Paris reiste.

[25]) Dies die Bezeichnung des preußischen Gesandten Schweinitz für den Erzherzog Albrecht. Siehe: Wertheimer, Graf Julius Andrássy I, 490.

[26]) Bourgeois et Clermont a. a. O., 361. Da gibt Banneville, Gesandter am Wiener Hofe, 1873 die französische Auffassung wieder.

[27]) Lebrun „Souvenirs militaires", 69 uff.

[28]) Telegramm Metternichs an Beust, Paris, 2. März 1870. W. St. A.

dauernder Bedeutung entwickelt habe, die seinem Wort bei jeder Gelegenheit gewichtigen Nachdruck verleihen werde. Dem Botschafter erschien als weiteres freudiges Ergebnis des Aufenthalts eine intimere Annäherung der beiden Dynastien und der Völker beider Reiche, die in der Zukunft der Politik Österreich-Ungarns zu großem Vorteil gereichen könnte — kurz, seiner Ansicht nach werde der Besuch des Erzherzogs Albrecht in den Erinnerungen dieser Epoche tiefe Spuren hinterlassen [29]). Jedenfalls konnte in dessen Mission, wie sehr er sich auch mühte, deren Charakter zu verhüllen, ein feindseliger Akt gegen Preußen erblickt werden. Von einem Teile der österreichisch-ungarischen Armee wurde auch seine Sendung in diesem Sinne aufgefaßt und als ein Versuch ausgelegt, Napoleon in seinen kriegerischen Absichten gegen Preußen zu bestärken. Wie weit seine Instruktionen, deren er gewiß hatte, ihn ermächtigten, mit dem Kaiser der Franzosen die Chancen eines künftigen gemeinsamen Feldzuges gegen Preußen zu erörtern, ist bis jetzt noch in Dunkel gehüllt. Die vorliegenden archivalischen Dokumente geben keinen Aufschluß hierüber, und Beust selbst geht über diese Begebenheit, die allgemeines Aufsehen erregte, in seinen „Erinnerungen" mit auffallendem Stillschweigen hinweg, als wenn der Erzherzog gar nicht zu dieser Zeit in Paris gewesen wäre.

Der Besuch des kaiserlichen Prinzen in Paris und das Glückwunschschreiben Franz Josefs I. vom 11. Mai mußten, wenn schon nicht mehr, doch zum mindesten die Hoffnung erwecken, im Ernstfall könne auf Österreich-Ungarn gerechnet werden. Napoleon dürfte es daher nicht unerwünscht gewesen sein, als Graf Daru, der eine ausgesprochene Friedenspolitik verfolgte und verbunden damit die 1868 gescheiterte Abrüstungsfrage wieder aufs Tapet brachte, infolge eines Konfliktes mit Ollivier seine Entlassung erbat. Ollivier, der jedem Drucke des Kaisers nachgab, war diesem bedeutend sympathischer als Daru. Bis zur Ernennung eines neuen Ministers des Äußern betraute Napoleon Ollivier mit der provisorischen Führung der auswärtigen Angelegenheiten — ohne ihn jedoch in die Mysterien der Verhandlungen von 1869 einzuweihen [30]). Inzwischen hielt der Kaiser Umschau unter seinen Diplomaten, wen er von diesen zu seinem wirklichen Minister des Äußern ernennen könnte. Seine Wahl fiel endlich auf den bisherigen Wiener Botschafter Agenor Herzog von Gramont, dessen Persönlichkeit für den Ausbruch des Krieges von 1870 von ebenso entscheidender wie verhängnisvoller Bedeutung gewesen. Napoleon hatte keine große Auswahl, da weder Rouher noch die früheren Minister des Auswärtigen La Valette und La Tour d'Auvergne mehr in Betracht kamen. Ausschlaggebend für Gramont war seine Intimität mit Beust und seine große Vorliebe für Österreich-Ungarn [31]). Napoleon kannte seinen absoluten Glauben an die Monarchie und an Beust. Hatte er doch in einem seiner Berichte geschrieben: Wenn Österreich-Ungarn noch zwei Jahre Frieden genieße, werde es größer und stärker als je sein [32]). Der Herzog von Gramont war eine stattliche Erscheinung — Metternich prägte für ihn das Wort

[29]) Bericht Metternichs, 4. März 1870. W. St. A.
[30]) Siehe Novemberheft dieser Zeitschrift, S. 228, Anmerkung 26.
[31]) Metternich an Beust, 14. Mai 1869. W. St. A. So äußerte sich Napoleon zu Metternich. Was Sybel a. a. O. 7, S. 225 über die Ernennung sagt, ist nicht stichhaltig.
[32]) Metternich an Beust, 4. Februar 1870, l. p. W. St. A.

„bel Agenor" — die einen imponierenden Eindruck machte. Beust stellt ihm das Zeugnis aus, daß er ein in den Staatsgeschäften bewanderter Mann sei [33]), und Napoleon gab der Hoffnung Ausdruck, der Herzog werde sich auf der Höhe seiner Mission zeigen [34]). In Wirklichkeit war Gramont ein Routinier, der sich als Staatsmann keines großen Rufes erfreute, wenig geeignet, selbständig, besonders in kritischen Zeiten, die Angelegenheiten eines Staates zu leiten. Vermochte er derselben nicht Herr zu werden, so schwatzte er viel, um hinter einem Schwall von Worten seine innere Bewegung und Verlegenheit zu verbergen [35]). Bismarck soll ihn einmal den größten Dummkopf Europas genannt haben, was Metternich etwas milder ausdrückte, indem er ihn als keinen allzu hervorragenden Geist bezeichnete [36]). Zu seinen Gunsten spricht es gewiß nicht, daß ihn sein eigener Souverän, als er noch Wiener Botschafter war, fern von den geheimen Verhandlungen über die Allianz hielt, und daß er ihn auch jetzt als Minister des Äußern in diese nicht einweihen wollte. Der Reichskanzler hatte in Paris noch während der Wiener Botschafterzeit Gramonts beantragen lassen, diesem nicht länger das Geheimnis vorzuenthalten, da er schon etwas ahne und eine volle Kenntnis der Tatsachen jedenfalls einer halben oder zufälligen Orientiertheit vorzuziehen sei [37]). Als Beust jedoch merkte, daß der Kaiser und der damalige Minister des Äußern nur widerwillig ihre Zustimmung erteilten, gab er sein Vorhaben auf. Nun aber, nach der Ernennung Gramonts zum Minister des Äußern, fand er für unerläßlich, was man schon früher hätte tun müssen [38]). Im höchsten Grade empfand es Beust als eine peinliche Überraschung, daß man in Paris auch weiter noch auf dem Vorsatz beharrte, Gramont aus dem Kreise der Eingeweihten auszuschließen. Wie er es billigte, daß man vor Ollivier als provisorischem Minister des Äußern mit keiner Silbe der geheimen Besprechungen und der Austauschbriefe Erwähnung getan, so wünschte Beust sogar, ihn überhaupt auch weiterhin in Unkenntnis erhalten zu sehen [39]). Aber warum auch Gramont, nachdem seinen Vorgängern, La Valette und Fürst La Tour d'Auvergne, voller Einblick gewährt worden? Seiner Ansicht nach bilden die Besprechungen von 1869 und die Austauschbriefe der beiden Souveräne, die den Unterredungen ihre Weihe verliehen, ernste Abmachungen, die als Basis und Ausgangspunkt der Politik Österreich-Ungarns und Frankreichs zu gelten haben. Sollen denn solch feierliche Versprechen, wie sie durch die Briefe erteilt wurden, nur persönlicher Natur zwischen den beiden Herrschern bleiben, ohne daß auch die Regierungen der beiden Länder dafür verantwortlich wären? Wie soll man, fragte Beust weiter, diese Prämissen in Einklang damit bringen, daß gerade diesem e i n e n leitenden Minister des Äußern

[33]) Beust an Metternich, 24. Mai 1870, l. p. Ibidem.
[34]) Metternich an Beust, 14. Mai 1870. Ibidem.
[35]) Metternich an Beust, l. p., 22. Juli 1870. W. St. A.
[36]) Ibidem.
[37]) Beust an Ditzthum, l. p., 29. September 1869. W. St. A.
[38]) Idem an Metternich, l. p., 18. Mai 1870.
[39]) Am 18. Mai 1870, l. p., W. St. A., schrieb Beust an Metternich: „A Paris on se demandera si la même confidence (wie gegenüber Gramont) ne doit aussi être faite à Ollivier ce qui me paraît demande reflexion." W. St. A.

die Wahrheit vorenthalten werde? Er konnte beim besten Willen keinen Grund für ein Verhalten erkennen, das alle Beteiligten gegenüber Gramont in die falscheste Lage bringen und die gemeinsamen Interessen schwer schädigen müsse. Der Reichskanzler wollte auch den Einwurf des Kaisers der Franzosen nicht gelten lassen, daß man Gramont ja später, wenn es die Umstände erfordern oder der Moment zu handeln gekommen [40]), reinen Wein einschenken könne. Müsse denn nicht, entgegnete hierauf der Reichskanzler, jeder Minister in ähnlicher Lage sich durch ein derartig ihm bezeigtes Mißtrauen tief verletzt fühlen? Woher soll er die Lust nehmen, Pläne, die vor ihm geheim gehalten würden, und die er erst durch Zufall oder Überraschung kennen lernte, mit Energie und Tatkraft zu vertreten und durchzuführen? Und selbst wenn dieser Minister die Seelengröße besäße, sich über berechtigte Empfindlichkeit hinwegzusetzen und nicht auf die Einflüsterungen seiner verletzten Eigenliebe zu hören, wird er sich nicht immer in einer unvorteilhaften Situation gegenüber den vor seiner Ernennung gefaßten Plänen befinden? Denn niemand vermag von einem Tag zum andern wichtige Aktionen zu improvisieren, zu deren Durchführung es längerer Vorbereitung bedarf.

Nach Erwägung aller dieser Umstände, die unbedingt eine Information Gramonts erfordert hätten, vermochte sich Beust auch einer gewissen Unruhe nicht zu erwehren. Er legte sich die Frage vor, was beabsichtigte Napoleon denn eigentlich damit, daß er seinem Minister des Äußern die Österreich-Ungarn gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten verheimlichte? Kann man nach all dem noch Vertrauen zum Worte des Kaisers haben? Beust zweifelte um so mehr daran, als die Allianz nicht bloß in Hinsicht einer Möglichkeit gebildet wurde, die eintreten kann und auch nicht. „Sie ist gegründet" — wie Beusts bezeichnende Worte lauten und helles Licht auf seine ganze Denkungsart werfen — „auf gemeinsame, uns verbindende Interessen, deren Bestand wir oft genug festgestellt haben, und die nicht nur einen plötzlichen Aufschwung für diesen oder jenen Fall erfordern, sondern eine ausdauernde Arbeit und eine fortgesetzte Übereinstimmung über alle schwebenden Fragen. Wie sollte es möglich sein" — fährt er fort — „eine auf solcher Grundlage aufgebaute Allianz aufrichtig und nützlich in Anwendung zu bringen mit einem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der in Unkenntnis darüber gehalten wird, daß diese Allianz mehr ist als eine vorübergehende Erscheinung, der demnach annehmen kann, daß sie auf einem zufälligen Zusammentreffen von täglich sich verändernden Interessen beruht, während sie doch auf einem durchdachten Programm und auf ernsten Abmachungen beruht." Der Reichskanzler vermochte sich nicht zu überwinden, in all dem einen Widerspruch zu erblicken, an dem er sich fort und fort stoßen müsse. Er beauftragte daher Metternich, Napoleon vorzustellen, wie es im Interesse „unserer Allianz" wesentlich, ja unerläßlich sei, daß Gramont von allem, was im Jahre 1869 geschehen, unterrichtet werde. Diese Maßregel, betonte Beust, sei gebieterisch erfordert durch die persönliche Stellung Gramonts, durch das politische Interesse und schließlich durch die Rücksicht auf Kaiser Franz Josef, der

[40]) ou que le moment d'agir sera venu.

sonst Mühe hätte, sich zu überreden, „daß die mit Frankreich geschlossene Allianz ein dauerhaftes Werk von entscheidendem Einfluß auf die zukünftigen Ereignisse sei“ [41]).

Nachdem Beusts Vorstellungen den gewünschten Erfolg erzielt hatten, beeilte er sich, den Herzog von Gramont, der aus Paris nach Wien zur Abschiedsaudienz bei Franz Josef zurückgekehrt war, in die volle Kenntnis der im Jahre 1869 gepflogenen Unterhandlungen zu setzen. Der ahnungslose neue Minister des Äußern schien über diese Enthüllung sehr ärgerlich zu sein. Rasch faßte er sich und dankte für das ihm bezeigte Vertrauen. Doch machte er seinem Unmute dadurch Luft, daß er sagte, er wäre keinen Augenblick länger auf seinem Posten verblieben, wenn ihn nur der Zufall zur Entdeckung des Geheimnisses geführt haben würde. Nach Einsichtnahme in die Akten und in den Brief Napoleons vom 24. September 1869 meinte der Herzog noch, dieses Dokument hätte unter den nunmehrigen verfassungsmäßigen Verhältnissen viel von seinem Werte verloren. Denn nun genüge der Wille des Souveräns allein nicht mehr, einem Land Verbindlichkeiten aufzuerlegen. Als hierauf Beust entgegnete, gerade das Plebiszit beweise ja, daß in gewissem Sinne noch immer das persönliche Regime herrsche, erwiderte Gramont: „Das hindert nicht, daß die eingegangenen Verpflichtungen keine Bedeutung besäßen, wenn ich sie nicht annähme, aber ich nehme sie an.“ Diese Worte machten auf den Reichskanzler den Eindruck, daß der neue französische Minister des Äußern sich ohne jeden Hintergedanken völlig auf den Boden der Politik stelle, die durch die Austauschbriefe geschaffen worden. Hierin bestärkte ihn noch mehr die Bemerkung des Herzogs: „Was diese Abmachung besonders als gut erscheinen läßt, ist, daß sie jeder Intrige ein Ende mache“ [42]). In eben dem Maße, als den Reichskanzler, wenigstens seiner Angabe nach, die Ernennung Gramonts erfreute [43]), erregte dessen Einzug in das französische Ministerium ein kaum verhehltes Mißbehagen in Berlin. Wußte man doch dort, daß der Herzog ein ausgesprochener Preußenfeind sei, dem es obliegen werde, im französischen Kabinett über den Wortlaut und den Geist des Prager Friedens sorgsam zu wachen und keine Verletzung desselben zu dulden. Graf Wimpffen, der österreichisch-ungarische Gesandte in Berlin, meinte auch noch, man befürchte da sehr, daß die „notorische Aktivität“ des Freiherrn von Werther, des Norddeutschen Gesandten in Paris, mit Gramont kein so leichtes Spiel haben werde, als mit dessen Vorgängern [44]). Die große Schicksalsfrage war, ob Gramont, zu dessen hervorstechenden Eigenschaften nichts weniger als ruhige Überlegung gehörte, und der leicht den Reizungen seines erregbaren Temperaments gehorchte, auch die Selbstbeherrschung haben werde, eine Politik der Vorsicht zu befolgen; ob er Bismarck nicht unnötigerweise auf Wege drängen werde, die dieser vorläufig noch nicht zu betreten wagte. Ganz speziell warnte der Berliner französische Botschafter Graf Bene-

[41]) Beust an Metternich, 24. Mai 1870, l. p., W. St. A. — — qui (Franz Josef I.) aura de la peine à se persuader sans cela que l'alliance conclue avec la France est une oeuvre durable et d'une influence décisive sur les évènements à venir.

[42]) Beust an Metternich, l. p., 31. Mai 1870. W. St. A.

[43]) Beust an Gramont, l. p., 18. Mai 1870. W. St. A.

[44]) Graf Wimpffen an Beust, l. p., Berlin, 17. Mai 1870. W. St. A.

detti, keine Minute Zeichen von Schwäche zu geben. Aber er hatte auch hinzugefügt, man möge, wolle man unabsehbare Folgen vermeiden, sich hüten, Bismarck durch unzeitgemäße, von ihm nicht annehmbare Vorstellungen in Verlegenheit zu setzen und ganz gegen seine Absicht zu zwingen, seine Politik der Zurückhaltung zu verlassen. Denn nicht am Willen Bismarcks fehle es, nur politische Bedenken bewogen ihn, von der Überschreitung der Mainlinie abzusehen [45]). Fast schien es jedoch, als sollte mit Gramont eine aggressivere Richtung den Einzug ins Ministerpalais am Quai d'Orsay halten. Gleichzeitig mit des Herzogs Debüt als Minister des Äußern war die Sendung des französischen Generals Lebrun nach Wien erfolgt, der daselbst, nachdem er Paris am 27. Mai verlassen, am 6. Juni eintraf. Hier fanden die durch Erzherzog Albrecht im Februar in Paris begonnenen militärischen Besprechungen ihre Fortsetzung. Der französische General wurde vom Erzherzog in Baden, in seiner bei Wien gelegenen Sommerresidenz, am 7. Juni empfangen. Als er ihm einen Brief Napoleons überreichte, forderte ihn der kaiserliche Prinz auf, die Vorschläge oder den Plan mitzuteilen, von dem im Schreiben des Kaisers der Franzosen die Rede war [46]). Mit großer Aufmerksamkeit hörte der Erzherzog die Darlegungen des Generals an. Hierauf erklärte er, bei aller Hochachtung für die Beweggründe, die bei der Abfassung des Planes maßgebend waren, müsse er doch triftige Einwände machen. Um keinen Preis, sagte er, könnte von ihm zugegeben werden, daß Österreich-Ungarn sich binde und heute etwas verspreche, was es in der Zukunft, wenn die Stunde der Ausführung geschlagen, nicht zu halten vermöchte. Am 8. und 9. Juni sah der Erzherzog nochmals den französischen General. Auf Wunsch Franz Josefs führte er ihn am 14. Juni nach Schloß Laxenburg, wo der Kaiser den Sommer verbrachte. Franz Josef empfing Lebrun abends in den Alleen des Parkes, wo er eben promenierte. Nach einigen freundlichen Worten für Napoleon und dessen Familie ging der Kaiser sofort auf den eigentlichen Gegenstand über. Vom militärischen Standpunkt aus, meinte Franz Josef, könne er nur die vorgeschlagenen Mittel zur Ausführung des Planes billigen. „Aber" — fügte er erläuternd hinzu — „vor allem will ich den Frieden, zum Kriege muß ich gezwungen sein. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Kaiser Napoleon meiner persönlichen politischen Stellung sowohl nach innen als nach außen Rechnung tragen werde." Nur wenn Napoleon, gezwungen zum Kriege, in Süddeutschland nicht als Feind, sondern als Befreier erschiene, nur in diesem Falle könnte er, Franz Josef, gleichfalls mit Frankreich gemeinsame Sache machen. „Wohlan, das bitte ich Sie, dem Kaiser Napoleon zu sagen." Der General empfing aus der Unterredung mit dem Herrscher Österreich-Ungarns den Eindruck,

[45]) Wimpffen an Beust, Privatbrief, 26. Februar 1870. W. St. A. Benedetti hatte den Inhalt seines Schreibens im strengsten Vertrauen dem Grafen Wimpffen mitgeteilt.

[46]) Der Bericht des General Lebrun an Napoleon vom 30. Mai 1870 wurde 1873 von Thiers, dem damaligen Präsidenten der französischen Republik, dem Botschafter Graf Apponyi für Graf Andrássy, dem Minister des Äußern, eingehändigt. Es war dies zur Zeit, als die heftige Zeitungsfehde zwischen Gramont und Beust tobte, Apponyi an Andrássy, Paris, 18. Januar 1873. W. St. A. Die Kopie des Lebrunschen Berichtes befindet sich im W. St. A. Abgedruckt bei Lebrun, Souvenirs militaires, S. 89. De la Gorce, Histoire du second empire, 6. Band, 185, gibt als Tag der Abreise Lebruns von Paris, den 28. Mai an. Lebrun selbst berichtet, daß er am 27. die Fahrt antrat.

er wünsche, wenn er eines Tages den Krieg erklären sollte, daß dann die Monarchie wissen möge, er gehorche hierin nur einer gebieterischen Pflicht. Kaiser Franz Josef war eben nicht unbekannt, daß die Bewohner der Monarchie, eingedenk der Niederlagen von 1859 und 1866, nur dann wieder die Lasten eines Krieges auf sich nehmen würden, wenn ihnen dieser als unerläßliche Notwendigkeit erscheine[47]). War aber diese Unerläßlichkeit vorhanden? Konnte Franz Josef mit voller Berechtigung, ohne Widerspruch zu erfahren, den Bewohnern der Monarchie sagen, das Reich sei bedroht und sie müßten Gut und Blut in einem Kriege gegen den Friedensstörer Preußen opfern? Diese Überzeugung fehlte dem Kaiser, als ihn Napoleon Mai 1870 zu einem Schritte veranlassen wollte, der vom Abgrund einer Kriegserklärung nicht weit entfernt war. Franz Josef hatte wohl seine Zustimmung zu den Verhandlungen gegeben und in voller Kenntnis derselben auch seinen Namen unter den Austauschbrief vom September 1869 gesetzt. Das war geschehen, weil die Wunde noch nicht in seiner Brust vernarbt war, die ihm das Jahr 1866 geschlagen, und weil in ihm noch lebendig das Bewußtsein wirkte, er sei unrechtmäßig einer Stellung beraubt worden, auf die er vollen Anspruch zu haben meinte. Unter dem Druck und der Wucht derartiger, ihn beherrschender Empfindungen hatte er Beust nach Österreich berufen und war, gedrängt von den Einflüsterungen mächtiger, Preußen feindlicher Hofkreise, dem Rate des Reichskanzlers gefolgt, mit Frankreich und Italien eine Allianz gegen die glücklichere deutsche Macht eingehen zu wollen. Allein der Kaiser war doch keine Persönlichkeit, in deren Herz nur für Haß oder Rache Platz gewesen wäre. In ihm überwog das Gefühl der Verantwortung gegenüber seinen Völkern, das ihn zurückhielt, den Kriegsruf ohne besondere Nötigung ertönen zu lassen. Womit nicht gesagt sein soll, daß er unter günstigen Umständen abgeneigt gewesen wäre, an die Seite Frankreichs zu rücken, um dem einstigen Rivalen in Deutschland eine schwere Niederlage zu bereiten, die diesen zumindest auf die frühere Stufe seiner Macht herabgedrückt hätte. Während Beust, vorsichtig tastend, alles tat, um die Monarchie allmählich in eine Stimmung zu versetzen, die sie für den Krieg reif gemacht hätte, scheint Franz Josef solch frevlerischem Spiele seines Ministers ferngestanden zu sein. Über das Revanchegelüste siegte bei ihm, wenigstens für jetzt, das Friedensbedürfnis der Monarchie, zu dessen Außerachtlassung Graf Andrássy, wie Franz Josef sehr wohl bekannt war, auch nie die Hand geboten hätte. Daher waren die Worte: „Vor allem will ich den Frieden", die er jetzt an Lebrun gerichtet hatte, ehrlich und aufrichtig gemeint.

* * *

Der Versuch, die Monarchie auf militärischem Gebiete durch einen gemeinsamen Feldzugsplan an Frankreich zu binden, war mißlungen. Der Friede schien gesichert. In der Tat war er jetzt weniger gefährdet, als dies 1868 und anfangs 1869 der Fall gewesen war. Überall herrschte die Gewißheit ungestörter Ruhe. Graf Wimpffen vermochte seinem Chef aus Berlin zu melden, der größte Teil der Diplo-

[47]) Lebrun a. a. O. 92—149.

maten befinde sich in den Sommerfrischen, und von diplomatischer Tätigkeit sei weit und breit nichts zu merken [48]). Bismarck selbst sprach ihm gegenüber mit Zuversicht die Hoffnung aus, daß man einem „ruhigen Sommer" entgegengehe [49]).

Plötzlich, wie mit einem Ruck, änderte sich die Situation. Mit einem Male befand sich Europa vor der drohenden Gefahr eines Krieges zwischen Preußen und Frankreich. Am politischen Horizont war die Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, der in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Napoleon III. stand, zum Könige von Spanien als Nachfolger der vertriebenen Königin Isabella aufgetaucht. Bismarck hat ganz gewiß nicht daran gedacht, den Hohenzollern als Brandfackel zu benützen. Vielmehr sollte die „Spanische Fliege im Nacken Napoleons" nur dazu dienen, den Kaiser der Franzosen zu hindern, feindselige Gedanken gegen Preußen zu nähren [50]). Niemand ahnte, daß die Aufstellung der Hohenzollernschen Kandidatur einen Krieg zur Folge haben werde, der dann wie ein Sturmwind daherbrauste und die Welt durcheinander rüttelte. So wenig war Beust darauf gefaßt, daß er dieses Ereignis sogar mit wahrer inniger Befriedigung, als der Monarchie zum Vorteile gereichend, begrüßte. Von seinem spezifisch österreichisch-ungarischen Standpunkte aus schien ihm die Hohenzollernkandidatur den schon bestehenden Abgrund zwischen Paris und Berlin nur noch mehr zu vertiefen, „was uns", wie er hierzu bemerkt, „gerade nicht unangenehm ist". Vor seinen Augen eröffnete sich der Ausblick, daß binnen kurzem Spanien das Schlachtfeld sein werde, auf dem der Bürgerkrieg mittels französischer und preußischer Hilfsquellen genährt und erhalten werden wird. Davon erwartete der Reichskanzler ein wenig mehr Ruhe in der unmittelbaren Nachbarschaft der Monarchie, wo er starke Gründe zu haben glaubte, die Wirkung preußischer Taler zu vermuten, die nun ein anderes Absatzgebiet finden würden. Nach seiner Berechnung dürften aber infolge der Hohenzollernkandidatur auch die Beziehungen zwischen Berlin und Viktor Emanuel nicht „zarter" werden, da ja der König von Italien gerne seinen Sohn, den Herzog von Aosta, mit der spanischen Krone geschmückt gesehen hätte. „Alles in allem genommen" — faßte Beust sein Urteil über den neu geschaffenen Zustand zusammen — „haben wir diesen Theaterstreich nicht zu beklagen." Beust rieb sich wohlgemut die Hände und meinte, daß ihn übrigens die ganze Geschichte nur insofern angehe, als dadurch die französischen Interessen berührt würden. Metternich empfing somit den Auftrag, ihm sofort verläßliche Nachrichten zukommen zu lassen, damit er seine Haltung gegenüber dieser Affäre der französischen anpassen könne [51]). Sehr bald aber sollte seine Weisheit die höchst unangenehme Erfahrung machen, daß die Politik Österreich-Ungarns durch die Hohenzollernkandidatur weit mehr in Mitleidenschaft gezogen wurde, als er vorausgesehen und ihm angenehm war. Das Verhalten Gra-

[48]) Wimpffen an Beust, Privatbrief, 2. Juli 1870. W. St. A.
[49]) Idem ad eundem, Privatbrief, 30. Mai 1870. Ibidem.
[50]) Ich muß es natürlich an dieser Stelle unterlassen, als nicht speziell zu meinem Thema gehörig, die Frage zu erörtern, ob es richtig sei, daß Bismarck die Hohenzollernkandidatur absichtlich als Mittel zum Kriege mit Frankreich förderte. Ich kann hier nur auf die zahlreiche, gerade auch in jüngster Zeit erschienene, auf diese Frage bezügliche Literatur verweisen, ohne sie anzuführen.
[51]) Beust an Metternich, l. p., 5. Juli 1870. W. St. A.

monts, der maßgebenden französischen Kreise, wie der französischen Nation bereiteten ihm schlaflose Nächte und bedrohten den Aufbau seines politischen Systems mit jähem Einsturze. Das gerade Gegenteil von all dem trat ein, was er bisher in Paris gepredigt: daß man sich hüten solle, mit Preußen den Streit wegen einer deutschen Frage zu beginnen, der diesem ganz Süddeutschland in die Arme treiben müsse. Das war geschehen, als man sich in Paris nicht mit der einfachen Rücktrittserklärung des Prinzen von Hohenzollern von der spanischen Kandidatur begnügte, sondern weit mehr verlangte. Der Herzog von Gramont stellte an den damals in Ems weilenden König Wilhelm von Preußen die Forderung, er solle an Napoleon einen Entschuldigungsbrief richten und sich überdies verpflichten, niemals wieder seine Zustimmung zu einer neuerlichen Kandidatur eines Prinzen aus dem Hause Hohenzollern zu erteilen. Beust, der bisher immer die Lunte an der Zündschnur bereitgehalten, um sie zu einer *von ihm* bestimmten Zeit explodieren zu lassen, mußte zu seinem nicht geringen Schrecken gewahren, daß der Brand viel früher, als es ihm genehm schien, auszubrechen drohte. Nichts kam ihm ungelegener, als der Konflikt wegen der Kandidatur. Er fand, daß man in Paris unrecht täte, sich nicht mit der Verzichtleistung zufrieden zu geben, die sowohl eine Genugtuung für Frankreich, als eine Niederlage Preußens bedeute. Es wäre sehr unklug, meinte er, wenn man die in Deutschland sich unverkennbar geltend machende, Preußen feindliche Bewegung durch das jetzige Auftreten hemmen würde, eine Bewegung, die binnen kurzem sehr nützlich, aber, wofern der Kampf morgen ausbräche, ohne alle Wirkung sein werde [52]). Beust predigte tauben Ohren. In Paris herrschte seit dem Bekanntwerden des Hohenzollernschen Projektes eine geradezu chauvinistische Stimmung, in die man sich und andere hineinredete. Man war glücklich, endlich einen Anlaß gefunden zu haben, um Preußen und vor allem Bismarck in der Falle zu sehen, aus der er nicht mehr entrinnen sollte. Eine diplomatische Genugtuung, wie sie Beust gewünscht hätte, galt als viel zu gering. Nach Krieg mit dem Manne, der Frankreich um seine erste Rolle in der Welt gebracht, lechzte alles. „Sie haben sich da" — sagte Metternich zu Gramont — „mit gebundenen Füßen auf eine Gelegenheit gestürzt, im Sinne des Sprichwortes: ein zweitesmal finde sich eine solche nicht wieder." Es handle sich darum, fuhr Metternich fort, entweder einen diplomatischen Erfolg oder aber den Krieg zu erzielen auf einem Gebiete, auf dem der deutsche Nationalgeist nicht gegen Frankreich sein würde. Stolzerfüllt entgegnete Gramont: „Das ist vortrefflich ausgedrückt. Ich verlange mir nichts Besseres, als daß Sie den Kanzler ins Vertrauen dieses Wurfes setzen. Er darf übrigens zufrieden mit mir sein — konnte er ja eines Coup meiner Fasson gewärtig sein" [53]). Gramont verhehlte nicht dem k. u. k. Botschafter, daß Napoleon sich eher zum Kriege entschlösse, ehe er die Thronbesteigung eines Hohenzollern in Spanien zugäbe. Der Kaiser der Franzosen war in der Tat vom Waffengang mit Preußen sehr eingenommen. Am 8. Juli meldete Metternich nach Wien: „Er hat ein entzücktes, ich möchte sagen *fröhlich* ge-

[52]) Telegramm Beusts an Metternich, eigenhändig, 13. Juli 1870. W. St. A.
[53]) Metternich an Beust, 8. Juli 1870. W. St. A.

stimmtes Aussehen“ [54]). Dem Kaiser schien die Kandidatur allein schon nicht mehr genügend, um den Bruch herbeizuführen. Er fragte Metternich, ob er nicht glaube, daß man die ganze Angelegenheit noch verwickelter machen müßte [55]), was doch im Sinne Napoleons so viel hieß, als Preußen jede Möglichkeit eines Rückzuges abschneiden.

Was aber bewog Napoleon, die Kaiserin und alle Getreuen des Tuilerienhofes, mit solchem Eifer den Krieg herbeizusehnen? Hier waren psychologische Momente in hohem Maße von entscheidendem Einfluß. Hatte die Masse der Nation im Plebiszit vom 8. Mai 1870 die Frage: ob Kaiserreich oder Revolution, auch im Sinne des Empire entschieden, so wußte Napoleon doch sehr wohl, es sei ihm noch nicht verziehen, daß er sich 1866 von den Preußen überrumpeln ließ. Und es war ihm ebensowenig zweifelhaft, daß die Stufen seines Thrones so lange wanken werden, bis er nicht den großen Rechenfehler in seinem politischen Kalkul wieder wettgemacht haben würde [56]) — sei es durch große Landerwerbungen in Belgien oder am Rhein oder aber, wenn Preußen nicht friedlich zustimmen wollte, durch dessen Vernichtung. Als Napolon nach vielen enttäuschenden Versuchen die endgültige Überzeugung gewonnen hatte, es sei mit Preußen keine Grenzerweiterung zu erreichen, führte es ihn zum Entschlusse, eine solche gegen Preußen zu erstreben [57]). Das heiße Verlangen nach Abrechnung mit Bismarck war es, das Napoleons und seines ganzen Kreises Kriegslust zu glühender Flamme entfachte. Der Kaiser der Franzosen, der von unerschütterlichem Glauben an die Stärke der französischen Armee erfüllt war [58]), hielt jetzt den Moment für gekommen, um endlich mit den Waffen in der Hand zu erringen, was er bisher auf dem Wege der geheimen Diplomatie nicht hatte erreichen können. Seine kriegerische Stimmung verriet auch die Bemerkung gegenüber Metternich, man müsse für alle Fälle bereit sein, denn in einer ähnlichen Frage, wie die gegenwärtige, hänge alles von der Geschwindigkeit der Vorbereitungen ab. „Es ist nötig“ — ergänzte er seine Worte — „ein offenes Auge zu haben, denn meiner Ansicht nach wird dem die Palme zufallen, der am schnellsten bereit sein wird.“ Dann richtete er noch an den österreichisch-ungarischen Botschafter die Frage, ob er glaube, daß man auf die Monarchie werde rechnen können? Metternich entgegnete, es sei schwer, zu antworten, wenn einem das Messer an die Kehle gesetzt werde; alles hänge von der Haltung Rußlands ab und ob wir Zeit haben werden, unsere Vorkehrungen zu treffen. Gleichzeitig beschwor Metternich den Kaiser, die Wiener Regierung rechtzeitig von den eventuellen kriegerischen Wendungen zu benachrichtigen. „Gewiß“ — erwiderte Napoleon — „und seien Sie versichert, ich werde nichts von Ihnen verlangen, als wovon ich weiß, es stehe in Ihrer Macht.“ Um noch zu zeigen, Österreich-Ungarn könne ganz beruhigt über Rußland sein, er-

[54]) Zweite Depesche Metternichs vom selben Tage. W. St. A.
[55]) Telegramm Metternichs, 12. Juli 1870. W. St. A.
[56]) Graf Üxküll an den Kriegsminister Freiherrn von Kuhn, Paris 1870. Wiener Kriegs-Archiv.
[57]) Weisung Bismarcks an den Londoner Botschafter Graf Bernstorff, Berlin, 29. Juli 1870. Kopie. W. St. A. Abgedruckt im „Europäischen Geschichtskalender“ 1870, S. 95. Nach einem Telegramm Wimpffens, Berlin, 2. August 1870 W. St. A. ist die in dieser Weisung genannte hochstehende Persönlichkeit ein naher Verwandter Napoleons, wahrscheinlich der Prinz Napoleon.
[58]) Metternich an Beust, geheim, 27. Juli 1870. W. St. A.

zählte der Kaiser dem Botschafter, er habe den Bericht eines sehr interessanten Gespräches des württembergischen Staatsmannes, Varnbüler, mit dem Kaiser von Rußland gelesen, in dem dieser erklärte: so lange er lebe, werde er nie dulden, daß sich Preußen die süddeutschen Staaten einverleibe [59]).

Noch kriegerischer als der Kaiser war die Kaiserin Eugenie gestimmt. Seit dem Tage von Königgrätz haßte sie die siegreichen Preußen, die ihren kaiserlichen Gatten und Frankreich um ihr bisheriges überwiegendes Ansehen gebracht hatten. Man spürte den energischen Geist der Kaiserin, ihren werktätigen Willen im Rate Napoleons, und so ist es begreiflich, daß man ihr auch eine hervorragende Rolle im Kriege von 1870 zuschrieb. Es wird allerdings behauptet, daß die Worte: „C'est ma guerre, ma petite guerre, la guerre à moi" nie aus ihrem Munde gekommen seien [60]). Unleugbar ist jedoch, daß sie mit Ungeduld den Tag der Rache herbeisehnte, an dem Vergeltung für Königgrätz genommen und der getrübte Glanz des Kaiserreiches wieder hergestellt werden sollte. Das wird vom Botschafter Fürst Metternich bestätigt, dem Vertrauten, dem vollkommen uneigennützigen Freunde des französischen Herrscherpaares, vor dem Eugenie oft genug ihr von Sorgen um die Zukunft bedrücktes Herz ausschüttete. Nichts fürchtete sie mehr, als es könnte jetzt nicht zum Kriege kommen, und sie hoffte, Preußen werde nicht nachgeben [61]). „Ich fand" — berichtete Metternich nach Wien — „die Kaiserin derart zugunsten des Krieges gestimmt, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie ein wenig zu necken. Sie ist um zehn Jahre verjüngt von der Idee eines politischen Triumphes oder des Krieges" [62]). Gegenüber dem klassischen Zeugnisse Metternichs, des treuen und verläßlichen Freundes und Ratgebers, der sich in solch bestimmter Weise äußert, ist es doch unmöglich, noch länger Eugeniens Kriegslust bestreiten zu wollen [63]).

Und wie verhält es sich mit Ollivier, dem Chef des französischen Kabinetts, zu jener Zeit? Nachträglich möchte er gerne die Welt glauben machen, daß er nicht den geringsten Anflug von Kriegslust gehabt, daß die Kriegserklärung nur das Werk der Notwendigkeit und nicht des Vorbedachtes gewesen wäre [64]). Metternich gegenüber sprach sich Ollivier im entgegengesetzten Sinne aus, als er am 6. Juli aus der Kammersitzung kam, in der die von ihm verfaßte, geharnischte Deklaration gegen die Hohenzollern-Kandidatur unter dem frenetischen Jubel der Abgeordneten

[59]) Bericht Metternichs an Beust, 8. Juli 1870. W. St. A.

[60]) Madame Carette „Deuxième série des souvenirs intimes de la cour des Tuileries". S. 99.

[61]) Telegramm Metternichs an Beust, 6. Juli 1870. W. St. A. L'impératrice espère (von Metternich selbst unterstrichen) que la Prusse ne cédera pas.

[62]) Metternich an Beust, 8. Juli 1870. W. St. A. J'ai trouvé l'impératrice tellement montée en faveur de la guerre que je n'ai pas pu m'empêcherde la plaisanter un peu. — — L'impératrice est rajeunie de dix ans à l'ideé d'une triomphe politique ou de la guerre.

[63]) Sybel ist der gegenteiligen Ansicht in seinem Aufsatze: „Neue Mitteilungen und Erläuterungen zur Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." in „Historische Zeitschrift" N. F. 39. Band, S. 49: „Napoleon und Eugenie." Siehe auch meinen Artikel in der „Neuen Freien Presse" Morgenblatt 15. Juli 1920: „Kaiserin Eugenie und der Krieg von 1870."

[64]) Ollivier, l'empire libéral 15. Band, 465.

verlesen worden war [65]). „Genug der Erniedrigungen" — sagte er zu Metternich — „die uns Preußen auferlegen will. Es sind nicht mehr die Rouher und La Valette, die die Politik Frankreichs zu lenken haben. Jetzt tue ich das, als Minister des Volkes, hervorgegangen aus dem Volke und fühlend mit demselben, als Minister verantwortlich der Nation und deren Würde, und der den Kaiser zu decken hat. Keine Schwankungen mehr, der Ministerrat war einmütig. Wie ein Mann haben wir entschieden, daß man marschieren muß. Wir haben" — setzte er selbstzufrieden mit dem errungenen Erfolg hinzu — „die Kammer mit uns fortgerissen, wir werden auch die Nation mit uns fortreißen. In vierzehn Tagen werden wir 400 000 Mann an der Saar haben, und diesmal werden wir den Krieg wie 1793 machen" [66]). Während Gramont, unter der Bedingung, daß sich der König von Preußen den Anforderungen Frankreichs fügt, noch einen Moment für Erhaltung des Friedens geneigt erschien, mochte Ollivier davon nichts hören. Sein Bemühen ging vielmehr dahin, ganz im Sinne Napoleons, durch Aufwerfung noch anderer strittiger Fragen, den Krieg unvermeidlich zu machen [67]). Alle, alle waren vom Kriegsfieber geschüttelt. Nicht weniger als der Kaiser, Eugenie, Gramont, Ollivier sannen auch Rouher und sogar Thiers auf den Krieg. Der Rhein war der große Zauberer, der sie in seinem Banne hielt, der sie berückte, nach dem sie alle gierig die Hände ausstreckten, um ihn in den Besitz Frankreichs zu bringen. Wenigstens nach Metternich wäre um diesen Preis auch Thiers in den Rat des Kaisers eingetreten, um sich mit ihm zur Erwerbung des Rheins zu verbinden [68]). „Man will hier" — telegraphierte der österreichisch-ungarische Militärattaché Graf Ürküll nach Wien — „absolut den Krieg. Aufregung sehr groß, der Anlaß populär, das Abwickeln gefährlich. Kaiserreich würde nie wieder so viel Vorteile vereinigen und einen solchen Zeitvorsprung gewinnen können. Graf Bismarck" — schloß das Telegramm — „hat nur die Wahl zwischen Krieg oder einem zweiten Olmütz" [69]). Die kriegerische Atmosphäre, die man in der Kammer und im französischen Volke durch einen „chauvinistischen Apparat" künstlich hervorgerufen, um die Verantwortung des Kriegsentschlusses von den Schultern des Kaisers und der Regierung auf die Nation überwälzen zu können [70]), macht es begreiflich, daß der französische Botschafter Graf Benedetti im Auftrage seiner Regierung es wagte, auf offener Promenade in Ems an den König Wilhelm die Forderung nach Garantien gegen Erneuerung einer Hohenzollern-Kandidatur für alle Zeiten zu richten [71]).

[65]) Gramont verlas als Minister die Deklaration, in der der Hoffnung Ausdruck verliehen wurde, daß die Kandidatur zurückgezogen wird, und wo es dann hieß: „S'il en était autrement, forts de votre appui, Messieurs, et de celui de la nation, nous saurions remplir notre devoir sans hésitations et sans faiblesse."

[66]) Metternich an Beust, 8. Juli 1870. W. St. A.

[67]) Telegramm Metternichs an Beust, 11. Juli 1870. W. St. A.

[68]) Metternich an Beust, eigenhändig, 1. p. 12. Januar 1870. W. St. A.

[69]) Graf Ürküll an den Kriegsminister Freiherrn von Kuhn, 12. Juli 1870. W. St. A.

[70]) Idem an das Kriegsministerium, Paris 13. Juli 1870. Wiener Kriegsarchiv. Telegramm Metternichs, 10. Juli 1870. W. St. A.

[71]) Graf Wimpffen berichtet, daß man in Berliner ministeriellen Kreisen in Übereinstimmung mit dem Kronprinzen es als Kränkung empfand, daß Frankreich den greisen König in eine anormale Lage gebracht, tadle es, daß der König den französischen Botschafter zu freundlich behandelte und ihm zu willig Gehör schenkte, wie man auch darüber ungehalten sei, daß Benedetti es

Man trieb dem Krieg entgegen in der bestimmten Annahme, die Heeresmacht Österreich-Ungarns an seiner Seite zu haben. Ohne hierzu irgendwie ermächtigt zu sein, hatte Gramont im Ministerrat erklärt, er glaube auf Grund seiner Nachrichten aus Wien, für den Fall eines Krieges mit der Tatsache rechnen zu dürfen, daß Österreich-Ungarn an der böhmischen Grenze ein Beobachtungskorps aufstellen werde, um einen Teil der preußischen Armee da festzubannen[72]). Dann bat der Minister des Äußern den Botschafter, er möge in Wien anfragen, ob Beust, ohne jede Rücksicht auf eine Allianz, mitzuteilen vermöge, binnen welcher Zeit und wieviel Truppen Österreich-Ungarn im Kriegsfall aufstellen könne. Gramont tat dies unter gleichzeitiger Versicherung, daß auch der König von Italien seine Hilfe zugesagt habe[73]). Die Anfrage Gramonts, ob auf Österreich-Ungarn gerechnet werden könne, kam Beust, wie er selbst gesteht, ein wenig unerwartet. Doch entschloß er sich sofort, am 7. Juli mit einem kurzen Telegramm zu antworten, daß die Monarchie treu bleibe den Verbindlichkeiten, wie sie durch die Kaiserbriefe ihre Weihe erhalten hätten, und die jede Entente mit Preußen *ausschlösse*[74]). Gemäß seiner Politik der Intimität und Freundschaft, erklärte Beust in diesem Telegramm, habe er schon den französischen Standpunkt in Berlin vertreten und vertrete ihn auch in Madrid; er bemühe sich, alles aus dem Wege zu räumen, was den Frieden bedrohe; die fernere Haltung Österreich-Ungarns werde sich nach der weiteren Entwicklung der Dinge richten[75]). Noch feierlicher als dies im Telegramm geschehen, wiederholte Beust all das, was er darin gesagt, in seinem erläuternden Privatbrief an Metternich vom 9. Juli. Aber nun folgte ein Satz, der dem französischen Minister des Äußern nicht sehr wohlgefällig in die Ohren klingen konnte. „Bemerken Sie" — schrieb Beust dem Botschafter vor — „Gramont bei dieser Gelegenheit, einen je höhern Wert er auf unsere Mitwirkung setze, desto wichtiger sei es, daß er uns genau und zur geeigneten Zeit von der Haltung benachrichtige, die er einnimmt." Der Reichskanzler hielt es für selbstverständlich, daß Frankreich in einer es speziell interessierenden Frage nur seinen eigenen Eingebungen folge. Aber ebenso natürlich sei es, daß auch Österreich-Ungarn vorher von den französischen Entschlüssen Kenntnis erhalte, um sich danach richten zu können. „Ohne diese Bedingung" — fügte er hinzu — „ist es schwer, die wünschenswerte Harmonie zu erhalten." Der Reichskanzler fühlte sich jedoch auch veranlaßt, auf den Widerspruch in Gramonts Vorgehen hinzuweisen. Einerseits verlangte dieser, Beust solle in Berlin in friedlichem Sinne wirken, was er auch getan. Andererseits führte der Herzog in der französischen Kammer eine Sprache, die nichts weniger als friedlich war. Solch unvermittelten Wechsel könne er nicht mitmachen. Er hoffe vielmehr, man hege auch in Paris das Verlangen nach Frieden und werde sich nicht leichtsinnig der Ge-

an der schuldigen Rücksicht fehlen ließ, indem er den König auf der Promenade anredete, um dort die Garantieforderung zu stellen. Privatbrief des Grafen Wimpffen an Beust, 14. Juli 1870. W. St. A.

[72]) Telegramm Metternichs, 8. Juli 1870. W. St. A.

[73]) Telegramm Metternichs, 10. Juli 1870. W. St. A.

[74]) Telegramm Beusts an Metternich, Wien, 7. Juli 1870. W. St. A.

[75]) Eigenhändiges Telegramm Beusts an Metternich, Wien, 7. Juli 1870. W. St. A.

fahr des Krieges aussetzen. Österreich-Ungarn empfinde nicht nur die Lust, sondern auch das Bedürfnis nach Ruhe, auf deren Erhaltung alle Bemühungen in erster Reihe gerichtet seien. Aus diesem Grunde könnte er nicht zulassen, daß die Kriegs- oder Friedensfrage plötzlich auf die Tagesordnung gesetzt werde, sie anschneiden zu wollen in einem Moment, wo die Situation noch sowenig zur Entwicklung gelangt sei. Man muß ihr Zeit lassen zur Klärung und dann sehen, wie sich die Ereignisse darstellen. Österreich-Ungarn werde diese, soviel von ihm abhänge, im Sinne des Friedens, aber auch aufrichtig und warm in dem Frankreichs beeinflussen. „So wie die Dinge heute beschaffen sind" — ließ sich Beust vernehmen — „werde ich, und ich wiederhole es, die eingegangenen Verbindlichkeiten aufrechterhalten, und die französische Politik wird an mir eine entschiedene Stütze finden. Ich wünsche nur" — lauten weiter die wie eine Warnung klingenden Worte — „daß man mir in Paris diese Aufgabe nicht zu schwer mache und mich nicht in die Lage versetze, eine böse Sache zu verteidigen. Das würde der Fall sein, wenn man sich unklugerweise in Abenteuer stürzte, ohne offenbare Verpflichtung, das verletzte Interesse Frankreichs zu wahren. Man vergesse also nicht in Paris, daß, so sehr man auch auf unsere Freundschaft rechnen kann, man doch auch unseren guten Willen nicht durch plötzliche Anforderungen und Überrumpelungen lähmen darf." Beust, der diese Weisung zur Mitteilung an Napoleon und Gramont dem Fürsten Metternich sandte, betonte darin besonders, daß er auch auf die öffentliche Meinung Österreich-Ungarns Rücksicht nehmen müsse, die geschont sein wolle und nur durch richtiges und verständnisvolles Vorgehen zu gewinnen sei. „Wir können uns" — schloß er — „nicht von einem Moment zum andern ins Extrem stürzen, besonders ohne augenscheinliche Veranlassung" [76]).

Nachdem Gramont Kenntnis von der Weisung Beusts vom 9. Juli erhalten, beteuerte er, der Reichskanzler möge nur ja nicht an einen vorbedachten Streich glauben, er sei sicher, daß dieser an seiner Stelle nicht anders gehandelt haben würde. Er, Gramont, wäre selbst durch die Ereignisse überrascht worden, und die ganze Frage sei gleichsam von selbst aufs Tapet geraten; erfolge nicht bald die Entspannung, so werde man gar nicht Zeit haben, die Entwicklung der Situation abzuwarten [77]). Das war ein deutlicher Hinweis auf den kriegerischen Ausgang der gegenwärtigen Verwicklung. Allein Beust fühlte sich berechtigt, jede bewaffnete Mitwirkung entschieden abzulehnen. Die sogenannten Kaiserbriefe verpflichteten Österreich-Ungarn nur dazu, sich mit keiner dritten Macht ohne vorheriges Einverständnis Frankreichs in Unterhandlungen einzulassen. Wenn Napoleon in seinem Briefe vom 24. September 1869 noch die besondere Versicherung erteilte, er werde der Monarchie zu Hilfe eilen, falls Preußen sie angreife, so war das ein ganz freiwilliges Versprechen, das Franz Josef I. in seinem Schreiben nicht erwiderte [78]). Beust hat denn auch demgemäß von Anfang an jeden Wahn an be-

[76]) Beust an Metternich, 9. Juli 1870. Konzept. W. St. A.
[77]) Telegramm Metternichs an Beust vom 11. und 13. Juli 1870. Ibidem.
[78]) Dietzthum „Zur Genesis des geheimen Privatschreibens Beusts an Metternich vom 20. Juli 1870". Es ist das ein Bruchstück aus den ungedruckten Memoiren des Grafen Dietzthum, das er 1892 dem ehemaligen k. u. k. Ministerium des Äußern zur Verfügung stellte. W. St. A.

waffnete Unterstützung Österreich-Ungarns als nicht begründet zurückgewiesen. Wäre es nach seinem innersten Wunsche gegangen, würde er allerdings am liebsten sofort Frankreich Österreich-Ungarns militärische Macht zur Verfügung gestellt haben. Nur hätte die Kriegsfrage auf einem andern Feld zur Entstehung gebracht werden müssen, als dies geschehen. Man durfte sich nur an die Hohenzollern-Kandidatur als eine bloß Spanien angehende Frage halten, nicht aber Preußen in den Streit hineinziehen. Mit vollem Rechte konnte daher Beust sagen: „Ich sehe zu meinem tiefen Bedauern, daß man in Paris sein Möglichstes tut, um das gute Terrain in ein sehr schlechtes zu verwandeln, und direkt darauf losgeht, den öffentlichen Geist Deutschlands so gut wie den von Europa gegen sich zu erregen“ [79]).

Mittlerweile drängten die Ereignisse immer mehr einer dramatischen Lösung zu. Weder Gramont noch Ollivier waren Vernunftgründen zugänglich. Nur allein Napoleon erkannte die Gefahr, der man blind entgegensteuerte. Wie er vorher für den Krieg gewesen, so suchte er jetzt nach einem Ausweg, der zum Frieden führen und diesen retten könnte. Da keine befriedigende Antwort aus Ems gekommen war, sollte am 15. Juli in der Kammer von Gramont eine Erklärung über eine Interpellation in dieser Angelegenheit abgegeben werden. Napoleon teilte Metternich, dem alten Freunde der kaiserlichen Familie, im Vertrauen am 14. Juli den Text der Deklaration mit, wie sie in der Kammersitzung verlesen werden sollte. Sie war friedlich gehalten, und es hieß darin: Wir sind bereit, einen Kongreß zu akzeptieren, in dem alle strittigen Fragen in Hinsicht eines dauernden Friedens eine endgültige Lösung erfahren würden [80]). Wie sehr war Metternich zuerst erstaunt, dann entrüstet, als er am nächsten Tag, 15. Juli, vernahm, der Herzog von Gramont habe aus der Erklärung die friedlichen Worte ausgelassen und dafür sich kriegerischer Äußerungen bedient [81]). Hierüber vom Botschafter zur Rede gestellt, sagte der Minister des Äußern es offen dem Fürsten Metternich ins Gesicht, er und Ollivier hätten im Konseil mit ihrem Rücktritt gedroht, wenn in der Deklaration von einem Kongresse die Rede sein sollte [82]). War Napoleon aus freien Stücken vor dem Ansturm seiner kriegerisch gesinnten Minister zurückgewichen oder hatte ihn seine Krankheit jeder Kraft zur Verteidigung seiner friedlichen Absichten beraubt? „Die Bombe war“ — wie Metternich sich ausdrückt — „geplatzt [82]).“ Zum eigentlichen Platzen hatte Bismarcks berühmt gewordene Emser Depesche die Bombe gebracht. Der Norddeutsche Kanzler war nicht geneigt, die „französische Ohrfeige“

[79]) Beust a. a. O. II 354 heißt es aussi bien qu'en Espagne, was keinen Sinn gibt. Wie es in dem im W. St. A. befindlichen Stück heißt, muß es en Europe lauten, was richtig ist. Bourgeois & Clermont a. a. O. S. 249 haben diese Stelle nur bis en Allemagne gegeben und die Fortsetzung von aussi bien qu'en Espagne, wie bei Beust, weggelassen, weil sie wahrscheinlich nicht wußten, was sie mit en Espagne anfangen sollten. Wenn Metternich, wie er selbst gesteht (Wertheimer, Graf Julius Andrássy I. 499, 3. Anmerkung), diese Weisung Gramont nicht mitteilte, was seine und nicht Beusts Schuld war, so muß sie doch in diesem Falle als Beweis der Aufrichtigkeit des Reichskanzlers gelten und kann nicht als Dokument für seine Hinterhältigkeit angeführt werden.

[80]) Telegramm Metternichs, 14. Juli 1870, 7 Uhr 5 Minuten abends. W. St. A.

[81]) Telegramm Metternichs, 15. Juli 1870, 4 Uhr 25 Minuten nachmittags. W. St. A.

[82]) Siehe Wertheimer, Graf Julius Andrássy, I. 501.

ruhig einzustecken, wie sie die Zumutung Gramonts um Garantien gegen eine Hohenzollern-Kandidatur für alle Zeiten an König Wilhelm in sich barg. Gramonts ganze Unfähigkeit als Staatsmann offenbarte sich in der Tatsache, daß er nicht nur die Verzichtleistung, sondern auch die Demütigung des greisen Herrschers von Preußen wünschte. Damit setzte er sich ins Unrecht und verhalf Bismarck zu dem glänzendsten diplomatischen Triumphe. Jetzt hatte ihm der französische Minister selbst dazu verholfen, die süddeutsche Frage zu lösen und die ganze deutsche Nation mit sich fortzureißen und in einem Lager zu vereinen. Die Emser Depesche bewirkte diesen Wandel. Was Beust um jeden Preis verhütet hatte wissen wollen, daß der Kampf zwischen Frankreich und Preußen an einer deutschen Frage entbrenne und den Zorn aller Deutschen gegen die französische Nation entfache, war doch geschehen. „Es kann also" — schrieb Graf Bray, der bayrische Minister des Äußern an Beust — „in Wahrheit behauptet werden, daß Frankreich selbst es war, welches durch das unerhörte Ungestüm seines kriegerischen Vorgehens — uns, die Widerstrebenden, und das übrige Süddeutschland, in den Krieg gestürzt hat" [83]).

Gramont schien wie mit Blindheit geschlagen. Noch am 17. Juli wollte er nicht merken, daß er den Streit mit Preußen auf ein durchaus deutsches Gebiet gelenkt hatte. Er mochte nicht zugeben, daß Frankreich aggressiv gegen Deutschland vorgehe, sondern dieses nur die Absicht habe, Preußen zu beschränken, um endlich von der durch diese Macht erzeugten Unruhe befreit zu werden. Er drang auf den Abschluß eines Bündnisses, wie es 1869 zustande hätte kommen sollen. Der Herzog verlangte, die Monarchie solle 150 000 Mann nach Böhmen senden und später 200- bis 300 000 Soldaten auf Kriegsfuß setzen. Außerdem hätte Österreich-Ungarn 70- bis 80 000 Italienern den Durchzug durch Tirol zu gestatten [84]), zu welchem Zweck Viktor Emanuel den Grafen Dimercati nach Wien senden wollte. Gramonts Brief enthielt eine verhüllte Drohung, wenn Frankreich den Krieg allein führen müßte, zugleich aber auch eine Lockung durch den Hinweis, daß bei Beteiligung der Monarchie der Friede in Berlin geschlossen und dadurch alle traurigen Erinnerungen an 1866 ausgetilgt würden. Der französische Minister des Äußern war durchdrungen davon, daß Frankreich nie eine besser ausgerüstete und von mehr Begeisterung getragene Armee ins Feld senden könne [85]). Wesentlich anders lautete das Urteil des österreichisch-ungarischen Militärattachés in Paris, des Grafen Üxküll. Schon am 1. Juni, noch ehe jemand an den Ausbruch des Krieges dachte, berichtete dieser hellsehende Offizier an das Wiener Kriegsministerium, daß Frankreich, wenn es kommenden Ereignissen gewachsen sein wolle, keine Stunde zögern sollte, der Armee eine Organisation zu geben, die den modernen Anforderungen von Kraftaufwand besser entspreche, als dies nach dem Tode Marschall Niels der Fall war. Mit 340 000 Mann, das war die Meinung Üxkülls, vermindert um 20 000

[83]) Deutsch geschriebener Brief des Grafen Bray an Beust, München, 3. August 1870. W. St. A.
[84]) Gramont an Beust, 17. Juli 1870, Original im W. St. A. Abgedruckt bei Bourgeois & Clermont a. a. O. 258, die aber fälschlich Andrássy als Empfänger des Briefes angeben. Damit fallen auch alle Bemerkungen, die die Verfasser S. 259 daraus für die Person Andrássys folgern. Ollivier a. a. O. 15. Band, 467, gibt richtig Beust als Adressat an.
[85]) Bourgeois & Clermont a. a. O. 258—259.

Gendarmen, und mit 210 000 mangelhaft ausgebildeten Reservisten, seien wenig Chancen für einen Erfolg vorhanden. Der Militärattaché, ohne Ahnung von politischen Verhandlungen zwischen Wien und Paris, mahnte, wenn solche stattfinden sollten, das Augenmerk auch auf den Zustand der französischen Armee zu richten. Am 12. Juli zweifelte er, ob überhaupt ein Funke jener Größe in der französischen Nation vorhanden sei, mit der man sich allerorten und in allen Tonarten bis zum Überdruß brüste. „Ich selbst" — schrieb er nach Wien — „habe es seit vier Monaten für meine Pflicht gehalten, offen auszusprechen, daß mir weder die französische Regierung, noch die Zustände im Lande Vertrauen einflößen, und daß ich an dieser Auffassung festhalten muß, bis mir die Ereignisse nicht das Gegenteil beweisen. So viel aber glaube ich ernstlich sagen zu dürfen, daß die äußerste Vorsicht im Verkehr mit Frankreich nicht nur, sondern hauptsächlich im Verkehr mit dieser Regierung für jeden Staat eine Pflicht und das einzige Mittel ist, sich nicht plötzlich preisgegeben zu sehen" [86]).

* * *

Nachdem Gramont und Ollivier am 15. Juli, der eine im Senat, der andere im gesetzgebenden Körper ihre den Krieg ankündigende Erklärung abgegeben hatten, war der ungarische Ministerpräsident, Graf Julius Andrássy, am folgenden Tage eiligst nach Wien gereist. Hier sollten schwerwiegende Entschlüsse über das künftige Schicksal der Monarchie gefaßt werden. Bereits am 14. Juli hatte Andrássy im ungarischen Reichstag die Versicherung erteilt, das Auswärtige Amt wirke im Sinne des Friedens und könnte auch gar keine andere als eine friedliche Politik betreiben. Der ungarische Ministerpräsident war fest entschlossen, mit aller Energie in dem am 18. Juli unter dem Vorsitze des Monarchen stattfindenden Kronrat für diese Richtung in der Leitung der äußeren Angelegenheiten einzutreten. Hielt er sie doch für die einzig richtige im Interesse des Wohles Österreich-Ungarns. Er wohnte dem Kronrate in dem Gefühle an, daß eine Verantwortung auf ihm laste, wie er sie — nach seinem eigenen Ausdruck — noch nie auf seinem Halse gehabt. Das Sonderbarste an diesem Kronrat [87]) vom 18. Juli war, daß außer dem Kaiser und Beust, und vielleicht auch dem Erzherzog Albrecht, keiner der Anwesenden Kenntnis von den Verhandlungen mit Frankreich im Jahre 1869 und daher auch

[86]) Major Graf Üxküll an das Wiener Kriegsministerium, Paris, 1. Juni und 12. Juli 1870. Wiener Kriegsarchiv.

[87]) Protokoll des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten, 18. Juli 1870. W. St. A. Ich verweise hier auf das 14. Kapitel: „Der Kronrat vom 18. Juli 1870", des ersten Bandes meines Werkes: „Graf Julius Andrássy." Die dort in der 2. Anmerkung erwähnten „ungedruckten zeitgenössischen Aufzeichnungen" sind identisch mit dem „Protokoll des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten", das ich zur Zeit des Erscheinens des ersten Bandes noch nicht namentlich anführen durfte. Was sich sonst in Büchern über diesen Kronrat findet, ist unverläßlich oder falsch. Bourgeois & Clermont a. a. O. S. 270 lassen Dietthum am Kronrat teilnehmen, was nicht der Fall war, wie aus dem Ministerratsprotokoll hervorgeht, das die einzelnen Teilnehmer namentlich anführt, und was die beiden Autoren Dietthum über den Kronrat berichten lassen, dem anzuwohnen er gar keinen Anspruch hatte, ist von Anfang bis zu Ende nicht wahr. Der ganze Brief Dietthums dürfte eine Fälschung sein.

nicht von der stattgefundenen Auswechslung der sogenannten Kaiserbriefe hatte. Erst am 22. August enthüllte Beust im Ministerrat für gemeinsame Angelegenheiten seine intimen Beziehungen zu Frankreich [88]). Im Kronrat vom 18. Juli wurde mit keinem Wort das Geheimnis gestreift, was auch gar nicht in der Absicht des Reichskanzlers lag. Hier wurde nur über die Frage verhandelt, welche Haltung solle die Monarchie nach der Kriegserklärung in dem entfesselten großen Kampfe zwischen Frankreich und Preußen einnehmen. Beust, der nach dem Monarchen zu Worte kam, sagte: Österreich-Ungarn sei noch nach keiner Seite hin Verpflichtungen eingegangen, und die bisherige „Passivitätspolitik" wäre noch durch keine bestimmte Maßregel irgendwie abgeändert worden. Er setzte sich auch weiter für sie ein, da sie ihm den weitesten Spielraum ließ, jeden Augenblick Österreich-Ungarns Herresmacht zu Frankreich stoßen zu lassen. Aufs schärfste bekämpfte Graf Andrássy diesen Standpunkt des Reichskanzlers. Er plädierte für einen Zustand der Neutralität, ähnlich jenem Hollands, der gestatten würde, gewisse militärische Vorbereitungen zu treffen, um von den Ereignissen nicht überrascht zu werden. Es sollten Vorkehrungen und überhaupt die Einrichtung getroffen werden, daß die Armee binnen drei Wochen schlagfertig sein könne. Eine bewaffnete Neutralität fand der ungarische Ministerpräsident für „noch verfrüht und zu teuer", ferner auch deshalb verwerflich, weil sich Preußen dadurch im Rücken bedroht fühlen und sich bemüßigt sehen könnte, den Kriegsschauplatz auf österreichisch-ungarisches Gebiet zu verlegen. Seiner Ansicht nach dürfte nur das „pure Interesse als Losungswort" ausgegeben werden. Nur schweren Herzens fügte sich Beust der Annahme der einfachen Neutralität, die bei der „Perfidie" Preußens ganz nutzlos an dieses verkauft werde, und bei der Österreich-Ungarn sicher der „Geprellte" sein werde. Die Monarchie hätte vielmehr alles zu vermeiden, was wie eine Unterstützung der Feinde Frankreichs aussehe, zumal die Neutralitäts-Erklärung Preußen mehr zustatten komme als Frankreich, dem sie erst mundgerecht gemacht werden müsse. War Beust auch genötigt, dem Antrage Andrássys Folge zu geben, so sträubte er sich mit Händen und Füßen dagegen, daß, wie es der ungarische Ministerpräsident wollte, die Neutralitätserklärung Preußen in spezieller Weise, gleichsam in Form einer Abmachung, mitgeteilt werde. Nur wie allen Staaten, sollte sie auf dem üblichen diplomatischen Wege durch Zirkularnoten an die österreichisch-ungarischen Gesandtschaften auch Preußen zur Kenntnis gebracht werden [89]). Beust, der sich gegen jeden Schritt auflehnte, dem auch nur der Schatten von Wohlwollen für Preußen anhängen konnte, hat später die Stirne gehabt, sich in der von ihm inspirierten Broschüre: „Graf Beust, Österreichs Neutralitätspolitik" als Urheber der von ihm 1870 bekämpften einfachen Neutralität hinstellen zu lassen [90]).

Beust hatte, wie aus allem hervorgeht, die Überzeugung, die Neutralität sei in allzu großer Eile beschlossen worden. Graf Dietthum gegenüber machte er aus seinen Besorgnissen kein Hehl. In acht Tagen, sagte er ihm, könne ja eine französische

[88]) Protokoll des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten, 22. August 1870. W. St. A.
[89]) Protokoll des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten, 18. Juli 1870. W. St. A.
[90]) Erschienen in Pest 1871 bei Ludwig Aigner.

Armee von 300 000 Mann an der böhmischen Grenze erscheinen, und hätten die Franzosen nur erst den Rhein überschritten, werden die Bayern, Badenser und Württemberger keinen ernsten Widerstand zu leisten vermögen. Erfolgt dieser Vorstoß noch vor Beendigung der preußischen Aufstellung, werden die süddeutschen Regierungen lahmgelegt sein. Dietzthum suchte diesen Pessimismus durch die Bemerkung zu entkräften, daß nach allem, was er gehört, die französischen Rüstungen noch viel zu wünschen übrig ließen. Beust schenkte dem keinen Glauben und meinte, man dürfe es nicht ganz mit Napoleon verderben, daher müsse Metternich instand gesetzt werden, betonen zu können, daß die durch die Umstände gebotene Neutralität eine für Frankreich wohlwollende sei. Um dies zu ermöglichen, ersuchte Beust den Grafen Dietzthum, an Metternich einen Privatbrief — nach dem Ausdruck des alten Metternich ein „billet de matin" — aufzusetzen, dessen Gedankengang ihm der Reichskanzler entwickelte. Für Gramont, der nach dem Berichte Metternichs den Kopf verloren hatte, genügte die amtliche Depesche vom 20. Juli, die die Mitteilung der Neutralitätserklärung enthalte. Aber Metternich, der in Verlegenheit sein werde, wie er vor dem Kaiserpaar, insbesondere vor Kaiserin Eugenie, von Angesicht zu Angesicht, die Neutralität rechtfertigen solle, müßten nähere Aufklärungen gegeben werden. Für ihn wurde also neben der amtlichen Depesche noch am selben Tage das sogenannte „billet de matin" verfaßt, ein ausschließlich für die Person des Botschafters bestimmtes vertrauliches Privatschreiben mit dem ausgesprochenen Zweck, Metternich die Mittel an die Hand zu geben, „wie er mündlich Napoleon III. die Pille unserer Neutralität vergolden könne" [91]). So entstand der berühmte Privatbrief Beusts vom 20. Juli 1870 an Metternich, von dem der Reichskanzler, nachdem er Dietzthum angewiesen, was er zu Papier zu bringen habe, diesem gegenüber am Schlusse noch bemerkte: „Schreiben Sie all dies Metternich sub rosa. In vier bis fünf Monaten, wenn die Jahreszeit uns vor russischen Truppenbewegungen sichergestellt, können wir vielleicht anders sprechen. Aber lassen Sie das nur durchblicken. Wenn wir helfen können, werden wir gerne helfen, mais bien entendu dans les limites du possible" [92]). Aus diesem Briefe wurde später ein wahres Sündenregister Beusts geschmiedet.

In diesem vielberufenen Privatbriefe sagte Beust, daß er treu bleibe der in den Austauschbriefen vom September 1869 eingegangenen Verpflichtung, kein Bündnis ohne Vorwissen des andern mit einem Dritten einzugehen, daß er übrigens die Sache Frankreichs wie die „unsere" betrachte und zu dem Erfolge der französischen Waffen „innerhalb der Grenzen des Möglichen" beitragen werde. Nachdem Beust noch die Gründe dargetan, die ihm eine Beschränkung auferlegen, fügte er hinzu, gleichsam zur Beruhigung und um doch noch einen Funken von Hoffnung zu lassen: „Die Neutralität ist jedoch für uns nur ein Mittel, uns dem wirklichen Ziele unserer Politik zu nähern, dem Ziele, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns in wehrlosem Zustande einem feindlichen Angriffe bloßzustellen" [93]). Metternich hat aus der Existenz

[91]) Dietzthum „Zur Genesis" usw. W. St. A. [92]) Ibidem.
[93]) Beust an Metternich, 20. Juli 1870. Abgedruckt bei Sorel, Guerre franco-allemande I. Band, 237, auch bei Ollivier a. a. O. 15. Band, 584.

dieses, jedes amtlichen Charakters entbehrenden Privatbriefes Beusts vor dem Herzog von Gramont kein Geheimnis gemacht. Den französischen Minister des Äußern erfreuten insbesondere jene Stellen des Schreibens, an denen der Reichskanzler von seiner Absicht spricht, Rußlands Eingreifen zugunsten Preußens zu vereiteln, Frankreichs Waffen innerhalb der Grenzen des Möglichen zu fördern, und daß die Neutralität nur den Zweck habe, die Rüstungen Österreich-Ungarns zu vervollständigen [94]). Direkte Einsicht in den Privatbrief oder eine Abschrift davon hatte ihm Metternich nach der Natur seines Auftrages nicht gewährt. Am folgenden Tag, dem 21. Juli, sandte Beust einen neuerlichen Privatbrief an Metternich, der noch eingehender dartun sollte, daß es „für den Augenblick" nicht tunlich war, eine andere Haltung einzunehmen. „Nichts von all dem, was wir" — schrieb Beust — „bis zu diesem Tage über die Kriegseventualitäten gesagt oder geschrieben haben, konnte der französischen Regierung auch nur einen Augenblick erlauben, auf die bewaffnete Hilfe von unserer Seite zu rechnen. Der Herzog von Gramont, ich bin dessen sicher, wird diesbezüglich keine Illusionen bewahrt haben, denn eine lange persönliche Unterredung muß ihn gänzlich über die wahre Lage des Reiches und speziell die meinige aufgeklärt haben." Frankreich — fährt er fort — durfte keine isolierte politische Handlung begehen, was schon gegen die erste Grundlage unserer eventuellen Entente verstieß. Er wolle sich aller Vorwürfe enthalten, keine Klage führen, sondern nur konstatieren, daß das Unrecht, wenn es eines gibt, nicht auf seiner Seite bestehe. Nochmals kam dann der Reichskanzler auf die Schwierigkeiten zurück, die ihm im Wege stehen, wenn er, wozu er nicht berechtigt sei, für Frankreich jetzt eintreten wollte. „Wenn ich mich" — heißt es in dem Briefe — „in diesem Moment für eine französische Allianz aussprächе, würde ich ganz Ungarn und die Deutsche liberale Partei gegen mich vereinigen; ich könnte weder über einen Gulden noch über einen Mann verfügen und wäre so zu einer ebenso dauernden wie vollkommenen Ohnmacht verurteilt." Anders aber stelle sich die Sache, erörtert er weiter, indem er zugleich seinen ganzen Kriegsplan für die Zukunft enthüllt, wenn er die Majorität nicht vor den Kopf stoße, sich ihr vorläufig anpasse, um sie allmählich auf den Weg zu bringen, der ihm der nützlichste scheine: begreiflich zu machen, daß Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die Neutralität respektiert zu sehen. „Auf diese Weise" — lauten seine Worte — „erreiche ich, daß man stufenweise von dem vollständigen Friedensfuß zu einem Zustand der Bewaffnung gelange, der gestattet, in einem gegebenen Momente die Streitkräfte in die Wagschale zu werfen." Nur jetzt dürfe man die Menschen in Österreich-Ungarn nicht scheu machen und sich nicht der allgemeinen Strömung zugunsten der Neutralität entgegenstellen, da sonst gar nichts zu erhalten wäre. Scheine er jedoch momentan auch der öffentlichen Stimmung zu weichen und sich ihr anzupassen, so dürfe er hoffen, sie mit der Zeit für seine Absichten empfänglicher machen zu können. „Ich verzweifle nicht ganz an dem gesunden Sinne des Landes" — äußert er — „um nicht zu glauben, daß es mit der Zeit dahin gelangen werde, die Lage besser zu beurteilen, als dies jetzt

[94]) Metternich an Beust 27. Juli 1870, l. p. W. St. A.

der Fall ist." Von diesem Gesichtspunkt aus müsse die französische Regierung die Neutralitätserklärung in Betracht ziehen, dann werde sie auf dem richtigen Wege sein und finden, daß sie keinen Anlaß habe, sich über seine Haltung zu beklagen. Beust gab sich allerdings keiner Täuschung darüber hin, daß das, was er biete, die in Frankreich herrschende Ungeduld absolut nicht befriedigen werde. Deshalb mahnte er, nochmals zu bedenken, daß die Neutralität zwar noch keine Allianz Österreich-Ungarns bedeute, aber allmählich aus ihr die Verwirklichung dieses Zieles entstehen könne, und heute sei dies der einzige Weg, der dahin zu führen vermöge. „Man sollte dem" — wiederholt er — „Rechnung tragen, und vor allem versichert sein, daß in seinen Gedanken die Neutralität nicht das Gegenteil sein könne, das heißt eine Annäherung zur preußischen Allianz. Wenn man aufrichtig sein und die Dinge so sehen wolle, nicht wie man sie träumen kann, sondern wie sie in Wirklichkeit sind, würde man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm vertrauen" [95]).

Beusts Schreiben vom 21. Juli bereitete in Paris bittere Enttäuschung, die rasch in große Befriedigung umschlug, als von dem Wiener französischen Geschäftsträger, Marquis de Cazaux, Nachrichten freundlicher Natur eintrafen. Cazaux war ein äußerst nervöser, zudringlicher Diplomat, der aus Beust Erklärungen zugunsten Frankreichs herauszupressen trachtete. Er redete mehr, als er zu sagen berechtigt war, und hatte, was ihm an Tatsächlichem fehlte, durch selbsterfundene Mitteilungen ergänzt, von denen er annahm, daß sie in Paris gerne gehört würden. So gelang es ihm, den Kaiser und seinen Chef irrezuführen [96]). Er berichtete, Beust habe ihm eröffnet, die gegenwärtige Lage gestatte ihm die Vorkehrung kriegerischer Vorbereitungen. Vom Erzherzog Albrecht wollte er wissen, daß dieser für den 1. September die Bereitschaft von 300 000 Mann in Aussicht stelle, eine Anzahl, die sich nach der vertraulichen Angabe des Grafen Bellegarde, des kaiserlichen Flügeladjutanten, sogar auf 500 000 erhöhen würde. Als Kaiser Napoleon die Depesche des Cazaux gelesen, rief er aus: „Ich wußte ja, daß Österreich uns nicht im Stiche läßt, die Briefe, die ich von Kaiser Franz Josef erhielt, gestatteten mir nicht, das zu befürchten" [97]). Ebenso stark wie die Freude, waren aber auch die Niedergeschlagenheit und Entrüstung, als sich diese Nachrichten nicht bestätigten. Der Botschafter glaubte seinem Chef nicht verheimlichen zu dürfen, daß er zu dieser Stunde „nicht in gutem Geruche" stünde [98]). In der Tat sprach man in Paris vom „Verrat des österreichischen Kanzlers" [99]). Metternich selbst bedauerte, daß der Krieg ohne Beteiligung Österreich-Ungarns beginne, wodurch man sich eines entscheidenden Einflusses auf den Friedensschluß begebe. Er wird wohl nicht auf unserem Rücken, aber unter unserer Nase zustande kommen. Schon schreie es Ollivier über alle Dächer, daß sich Österreich nicht entscheiden könne und Frankreich auch ohne dessen

[95]) Beust an Metternich, Konzept, 1. p. 21. Juli 1870. W. St. A.
[96]) Beust an Metternich, 21. Juli 1870, 1. p. W. St. A.
[97]) Metternich an Beust, 1. p., 22. Juli 1870. Ibidem.
[98]) Metternich an Beust, eigenhändig 1. p., 27. Juli 1870. W. St. A.
[99]) Bourgeois & Clermont a. a. O. 301.

Allianz fertig wird — ein Ausspruch, der ganz im Einklang mit dem „leichten Herzen" stand, mit dem sich dieser in den Krieg stürzte. Aus allem, was in Gegenwart des Botschafters gesagt wurde, meinte Metternich entnehmen zu können, man wäre imstande, eines Tages zum Behufe der Einschüchterung das Phantom einer russisch-französischen Allianz vor den Augen Beusts aufsteigen zu lassen. Daher meinte der Botschafter, es wäre geratener, in einem gegebenen Moment offen zu sagen: „Wir können uns nicht rühren", als eine verspätete Hilfe voraussehen zu lassen. „Vergessen Sie auch nicht" — ruft er Beust zu — „daß Napoleon um sein Alles spielt! Daß es um die Existenz der Dynastie geht. — — Nur allein Handeln, rasch, niederschmetternd, kann uns den nötigen Einfluß sichern. — — Nichts vermag ich angesichts von Interessen, bei denen es sich um Tod und Leben handelt und über die auf dem Schlachtfelde entschieden wird, wenn wir zu einem bestimmten Augenblick nicht da sind. Wenn Sie marschieren — vermögen Sie alles." Fürst Metternich hatte das Gefühl, die Stunde habe geschlagen, in der auch über sein eigenes künftiges Schicksal die Würfel fallen müßten. Mit aller Hingebung hätte er sich bisher in den Dienst der Allianz mit Frankreich gestellt, für sie gedacht und gearbeitet. Und nun, wo endlich die Trommel zum Kampf gegen Preußen gerührt werde, müsse er zu seiner tiefen Bekümmernis die Monarchie abseits stehen und sich um alle Früchte seiner Tätigkeit beraubt sehen. „Sie wissen, teurer Freund" — schreibt er tief bewegt an Beust — „daß ich nur so lange bleibe, als ich glauben werde, nützlich sein zu können. Wenn die Lage es erfordert, opfern Sie ohne Scham Ihre gute Freundschaft für mich und ersetzen Sie mich sofort — ich werde nicht weniger fortfahren, Ihnen im Verhältnis meiner Kräfte zu dienen" [100]). Der böse Eindruck, den des Reichskanzlers Schreiben hervorgerufen, ward gemildert [101]) durch den an Napoleon III. gerichteten Brief Franz Josefs I. vom 25. Juli, in dem der Herrscher gleichfalls beteuerte, daß die Verhältnisse ihm die Neutralität aufgedrungen hätten, der Kaiser der Franzosen jedoch auf ihn rechnen könne, besonders, wenn eine dritte Macht sich in den Kampf einmengen sollte. Napoleon dürfe von der Aufrichtigkeit seiner Gefühle für ihn überzeugt sein, die seit seinem Briefe vom September 1869 keine Veränderung erlitten hätten. Übrigens, hieß es noch in dem Briefe, gingen alle seine Anstrengungen dahin, die Rüstungen zu vervollständigen, „um imstande zu sein, die Gemeinschaft unserer Interessen zu verteidigen und Ew. Majestät zu helfen, Europa den dauerhaften Frieden wiederzugeben, nach dem wir alle streben" [102]).

Im Moment, als Napoleon am 28. Juli die Fahrt nach Metz in sein Hauptquartier antreten wollte, überbrachte ihm Metternich den Brief seines Souveräns. Der Kaiser beauftragte ihn, das Schreiben Franz Josefs der Kaiserin Eugenie zu überreichen. Nachdem sie es gelesen, meinte sie: „Dieser Brief ist so gut, wie er

[100]) Metternich an Beust, eigenhändig l. p., 27. Juli 1870. W. St. A.
[101]) Ibidem.
[102]) Ollivier a. a. O. 15. Band, 497, gibt den Text des Briefes, der im W. St. A. als Konzept fehlt, wie überhaupt nur ganz wenige Schreiben Franz Josefs im W. St. A. vorhanden sind. Die Konzepte wurden aller Wahrscheinlichkeit nach verbrannt.

unter den gegenwärtigen Umständen sein kann." Sie unterließ jedoch nicht, ihr Bedauern darüber auszudrücken, daß der Kaiser nicht die Mittel angegeben, die er anzuwenden gedenke, um Frankreich zu einem dauernden Frieden zu verhelfen. „Wenn das die Vereinigung seiner Armeen mit den unserigen bedeuten solle" — setzte sie hinzu — „so wird das rasch geschehen sein; wenn es jedoch nur heißen soll, den Krieg in einem gegebenen Moment zum Stillstand bringen, so wird daraus ein dauerhafter Frieden nicht hervorgehen." Aus all den Reden Eugeniens gewann der Botschafter den Eindruck, die Kaiserin wolle ihm beibringen, man erwarte die Soldaten Österreich-Ungarns, „was mich" — wie er vertraulich äußert — „nicht hindert, zu glauben, daß man sich nicht genieren wird, den Frieden zu machen, wie nach Solferino, infolge gegenseitiger Vernichtung der moralischen und materiellen Kräfte." Kaiserin Eugenie hatte sofort den Text des kaiserlichen Briefes in Chiffrierschrift an Napoleon telegraphiert [103]), der noch am selben Tage ein eigenhändiges Schreiben an Franz Josef I. sandte. „Ich begreife" — die Antwort — „die Schwierigkeit Ihrer Situation, aber ich muß Ihnen bemerken, wenn die Neutralität Ihres Reiches keine bewaffnete Neutralität ist, wir alle Kräfte Norddeutschlands auf dem Halse haben, und, sollten wir unglücklicherweise eine Niederlage erleiden, Ew. Majestät die verhängnisvollen Folgen davon erproben werden. Es ist nötig, mit Entschlossenheit der gegenwärtigen Lage Europas ins Angesicht zu sehen. Siegt Preußen, so wird die ganze Mitte, der ganze Süden, der ganze Osten unter das Joch der Nordmächte geraten. Das Interesse des Reiches Ew. Majestät, selbst das Interesse Italiens verpflichten die Oberhäupter dieser beiden Länder, mit allen ihren Kräften mir beizustehen in diesem äußersten Kampfe, den ich unternommen habe. Ich zähle" — schließt Napoleon — „auf das große Herz und die hohe Einsicht Ew. Majestät" [104]). So richtete Napoleon in bewegter Stimmung einen ernsten Appell an die Herrscher von Österreich-Ungarn und Italien um sofortige Hilfe. Das bezog sich auf die Stelle im Briefe Franz Josefs I., in dem er sagte: „Ich bin in diesem Augenblicke beschäftigt, mich ins Einvernehmen mit dem König von Italien zu setzen über eine gemeinsam zu befolgende Richtung, ich hoffe, in der Lage zu sein, Ew. Majestät von dem Resultat dieser Unterhandlung benachrichtigen zu können."

Der Herzog von Gramont will schon am 15. Juli, also am Tage der Entscheidung für den Krieg, mit Metternich und Vitzthum, als Vertretern Österreich-Ungarns, und mit Vimercati und Nigra, als Repräsentanten Italiens, eingehend über einen aus drei Artikeln bestehenden Bündnisvertrag verhandelt haben. Dieser Vertrag, der wieder eine Allianz zwischen Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien schaffen sollte, sei nach der Angabe Gramonts in Wien und Florenz gebilligt worden, und ohne die Dazwischenkunft der ersten Niederlagen Frankreichs hätte man ihn auch gewiß unterzeichnet [105]). Die ganze Erzählung ist eine Erfindung des allzu

[103]) Metternich an Beust, 31. Juli 1870. W. St. A.
[104]) Eigenhändiger Brief Napoleons III. an Franz Josef I. Metz, 31. Juli 1870. W. St. A.
[105]) Gramont an einen Ungenannten, 21. April 1878, abgedruckt im „Staatsarchiv", 57. Band, 339.

phantasiereichen Herzogs, der den zufälligen Umstand, daß Dietzthums Name in dem Privatbrief Metternichs vom 20. Juli vorkam, dazu benutzte, glauben zu machen, er habe mit diesem und Metternich schon am 15. Juli unterhandelt. Dietzthum hatte zwar an diesem Tage eine Audienz bei Kaiser Napoleon, über die er in einem leider nicht mehr vorhandenen Schreiben berichtete[106]). Auch mit Gramont sprach er am Abend desselben Tages, reiste aber eben diesen Abend von Paris ab, das er erst wieder am 14. August 1870 betrat, als Gramont nicht mehr Minister des Äußern war. Zu Verhandlungen über einen Allianzvertrag, an dem fünf Personen teilgenommen und die eine längere Dauer beansprucht hätten, war also gar keine Zeit vorhanden. Die ganze Unhaltbarkeit der Darstellung Gramonts beweist seine eigene Angabe, daß der sogenannte Vertrag mit den drei Artikeln von Graf Dimercati dem Kaiser Napoleon nach Metz überbracht wurde[107]). Dimercati hatte wohl ein solches Schriftstück dem Kaiser der Franzosen in seinem Hauptquartier einzuhändigen, aber es war nicht, wie hier sofort vorgreifend erwähnt werden soll, der angebliche Pariser Drei-Artikel-Vertrag, sondern das von Beust in Wien verfaßte Vertragsprojekt[108]). Nicht zu übersehen ist auch, daß in den zahlreich vorhandenen Briefen Beusts, Metternichs und Dietzthums nicht der geringste Hinweis auf den Drei-Artikel-Vertrag Gramonts, von Ollivier als „französisches Projekt" bezeichnet[109]), zu entdecken ist. Mit vollem Rechte konnte Graf Dietzthum die Darlegung Gramonts als eine „ganz aus der Luft gegriffene Behauptung", als eine „Lüge" brandmarken[110]). In der Audienz bei Napoleon und in der kurzen Unterredung mit Gramont am 15. Juli dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach die Notwendigkeit gemeinsamen Vorgehens zur Sprache gekommen sein. Dietzthum allerdings sagt, daß er mit dem Kaiser der Franzosen in dieser Audienz von der Idee eines Kongresses geredet habe, zu der Österreich-Ungarn die Initiative ergreifen solle[111]). Tatsächlich forderte Gramont erst in seinen an Beust gerichteten Depeschen vom 17. und 19. Juli, unter dem Eindruck der sich überstürzenden Ereignisse, zum Abschluß eines im Geiste der Verhandlungen von 1869 gehaltenen Defensiv- und Offensivbündnisses zwischen Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien auf[112]).

[106]) In seinem Brief an den Sektionschef Freiherrn von Pasetti vom 27. November 1892, W. St. A., erwähnt Dietzthum, er habe Januar 1873 über seine Audienz bei Napoleon am 15. Juli 1870 einen Bericht erstattet. Dieses Schreiben ist im W. St. A. nicht vorhanden.

[107]) Das „Staatsarchiv", 57. Band, 339.

[108]) Dietzthum an Beust, Florenz, 31. Juli 1870, l. p. W. St. A.

[109]) Ollivier, a. a. O., 15. Band, 445, der diese Vorgänge ganz kritiklos behandelt. Auch andere Historiker noch glauben an die Existenz dieses Vertrages. Prinz Napoleon: „Les alliances de l'empire („Revue des Deux Mondes", 1878, S. 496) verwechselt die Dinge, läßt Italien zu dem sogenannten Drei-Artikel-Vertrag einen vierten Artikel hinzufügen, wo in Wirklichkeit die italienische Regierung, wie wir noch sehen werden, nur gegenüber dem Beustschen Entwurfe ein Gegenprojekt vorschlug. Dagegen war Sybel a. a. O. VII, 408, vollkommen berechtigt, Gramonts Darstellung in den Bereich der Fabel zu verweisen.

[110]) Dietzthum an den Sektionschef im ehemaligen k. u. k. Ministerium des Äußern, Freiherrn von Pasetti, 27. November 1892. W. St. A. [111]) Das „Staatsarchiv", 57. Band, 338.

[112]) Der Faszikel „France, Varia" 1870 (W. St. A.) enthält eine schön ausgestattete Ratifikationsurkunde Kaiser Franz Josefs über einen Allianzvertrag mit Frankreich und Italien — jedoch ohne Tages- und Jahresdatum und ohne Nennung des Bevollmächtigten und ohne Unterschriften. Da zwar Gramont am 17. und 19. Juli 1870 einen Allianzvertrag zwischen den drei Mächten beantragte, aber über diesen gar nicht verhandelt wurde, ist es unzweifelhaft, daß diese unausgefertigte Ratifikationsurkunde nicht in das Jahr 1870, sondern 1869 gehört, in welchem Jahre ja man fast bis zum Abschlusse einer Allianz gelangte und auch schon an die Ratifikation dachte.

Beusts Antwort hierauf lautete ausweichend, da ein geheimer Vertrag mit einer kriegführenden Macht Österreich-Ungarn in eine ganz schiefe Stellung bringen und außerdem alle Vorteile zunichte machen würde, die für die gemeinsame Sache von der Neutralitätserklärung zu erwarten seien[113]). Nun sollte der ehemalige Minister des Äußern Fürst La Tour d'Auvergne, den Beust den „Mann mit den Sammetaugen" nennt, und der nach Wien als Botschafter kam, den Plan des Offensiv- und Defensivbündnisses betreiben. Noch vor dessen Ankunft gedachte Beust, sich mit dem Florentiner Hof in Verbindung zu setzen, und wollte dem dortigen k. u. k. Gesandten, Freiherrn von Kübeck, für sein Verhalten besondere Weisungen erteilen. Zum Überbringer derselben war Graf Dietzthum bestimmt, der die schriftlichen Instruktionen auch noch mündlich eingehend ergänzen sollte. Der eigentliche Zweck der Sendung des Grafen Dietzthums, des Vertrauensmannes Beusts, war aber, sich in Florenz mit den maßgebenden Persönlichkeiten zu besprechen, was Kübeck, ohne sofort Aufsehen zu erregen, nicht tun konnte. Da der Reichskanzler mittlerweile erfuhr, Graf Dimercati, der Vertraute Napoleons und des Königs Viktor Emanuel, halte darauf, nach Wien zu kommen, veranlaßte er Dietzthum, seine Abreise zu verschieben. Dazu kam noch, daß Beust auch der Ansicht huldigte, es wäre vielleicht am besten, die vertraulichen Besprechungen an einem Punkte, und zwar in Wien, zu konzentrieren[114]). So unterließ er es, schon jetzt durch Freiherrn von Kübeck mit Florenz in direkten Verkehr zu treten. Erst nach Ankunft des Fürsten La Tour und Graf Dimercatis in Wien, wenn das aus den Unterhandlungen mit diesen beiden Personen sich ergebende Resultat klar vor Augen liegen werde, sollte Freiherr von Kübeck neue Instruktionen erhalten[115]). Als Graf Dimercati am 23. Juli in Wien eingetroffen war, machte er Beust den Antrag, mit Frankreich einen Vertrag einzugehen, dem Italien später beitreten würde[116]). Wie Beust dem am selben Tage angelangten französischen Botschafter die Unmöglichkeit eines Bündnisses mit einem der kriegführenden Teile dargetan, so lehnte er aus demselben Grunde auch den Antrag Dimercatis ab. Ein Bündnis mit Frankreich hätte leicht die Folge haben können, die Monarchie sofort mit in den Krieg zu verwickeln, was nicht in der Absicht Beusts lag. Vielmehr wollte er die Teilnahme am Kriege hinausschieben. Dafür paßte ihm besser ein Zweibund zwischen Österreich-Ungarn und Italien, dem der Charakter einer bewaffneten Mediation gegeben werden sollte[117]), um dann, im gegebenen Moment, zugunsten Frankreichs eingreifen zu können. Aus solchen Erwägungen ging der von Beust verfaßte Entwurf zu einem geheimen Vertrag, unter Mitwissenschaft Frankreichs, zwischen Österreich-Ungarn und Italien hervor[118]).

[113]) Beust an Metternich 21. l. p. und 27. Juli 1870, geheim. W. St. A.

[114]) Auch daraus schon ergibt sich, daß in Paris vorher keine Verhandlungen geführt worden sein konnten, deren Ergebnis die angeblichen drei Artikel gewesen wären.

[115]) Beust an Kübeck, l. p., Konzept, 22. Juli 1870. W. St. A.

[116]) Idem an Metternich, 27. Juli 1870, Konzept, geheim, W. St. A. — — et nous proposer de conclure un traité à deux, auquel l'Italie adhérerait plus tard. Idem an Dietzthum, 9. August 1870. W. St. A.

[117]) „Das Staatsarchiv", 57. Band, 337.

[118]) Wenn Beust der angebliche Drei-Artikel-Vertrag Gramonts vorgelegen hätte, würde er das doch unbedingt in dem Schreiben erwähnt haben, mittels dessen er Metternich seinen Entwurf zusandte, was aber nicht geschehen ist.

Sowohl in Wien als in Florenz war man überzeugt davon, daß ein solches Bündnis nur dann wirklich zustande kommen und praktischen Wert haben könne, wenn der heißeste Wunsch der Italiener: die Räumung Roms von französischen Truppen erfüllt würde. Zu diesem Zwecke war in den Vertrag der Artikel VII aufgenommen worden, der von der Regelung der römischen Frage handelte. Von jeher wünschte ja Beust eine rasche Lösung dieser heiklen Angelegenheit, an der bereits 1869 die Allianz gescheitert war [119]). Schon am 18. Juli hatte er an Metternich telegraphiert, die Räumung Roms von den französischen Truppen solle sofort zur Ausführung gelangen, um sich ihrer zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung der Monarchie zum Vorteile des Freiheitssinnes Frankreichs bedienen zu können [120]). Und am 20. Juli betonte er abermals die Notwendigkeit, den Italienern den römischen Dorn aus dem Fuße zu ziehen. Um so eher glaubte er sich dafür einsetzen zu können, als Dimercati im Auftrage des Königs und der gleichfalls nach Wien gekommene italienische Gesandte in Karlsruhe, Ritter von Artom, als Abgeordneter des Ministers Visconti-Venosta, beide ganz unabhängig voneinander, Beusts Vermittlung bei Frankreich für die Lösung der römischen Frage ansuchten. Einer italienischen Ministerkrise war damals nur dadurch vorgebeugt worden, wie Dimercati vertraulich dem Reichskanzler erzählte, daß Viktor Emanuel den Ministern Lanza und Visconti-Venosta gegenüber sich persönlich dafür verbürgte, Beusts „gute Dienste" für die Rückberufung der französischen Truppen aus Rom zu erlangen [121]). Beust hatte die Bereitwilligkeit hierzu auch zugesagt. Dringend mahnte er daher jetzt wieder in Paris, man solle nicht länger dem Verlangen Italiens Widerstand leisten und Rom freigeben. Geschähe das nicht, setze man sich der Gefahr eines Bürgerkrieges in Italien aus und eröffne gleichzeitig auch ein freies Feld den Intrigen Preußens. Der Reichskanzler wollte aufs bestimmteste wissen, daß sich Bismarck sehr angelegentlich mit der römischen Frage befasse und auf nichts mehr sinne, als durch einen garibaldinischen Aufstand den Abmarsch der französischen Truppen zu hindern und auf diese Weise abermals tiefe Feindschaft zwischen Italien und Frankreich zu erregen [122]).

Gemäß den beiden Ansuchen des Königs von Italien und des italienischen Ministers des Äußern war also von Beust dem Entwurf eines vorläufigen Vertrages der Artikel VII einverleibt worden, der Franz Josef die Verpflichtung auferlegte, seine guten Dienste nicht nur für die unmittelbare Räumung Roms von den französischen Truppen einzusetzen, sondern auch dafür zu sorgen, daß der Rückzug in einer den Interessen und dem inneren Frieden Italiens entsprechenden Weise vor sich gehe [123]). Ehe Beust den Entwurf dem Grafen Dimercati zur Kenntnis brachte,

[119]) Beust an Metternich, 27. Juli 1870. W. St. A.

[120]) Telegramm Beusts an Metternich vom 18. Juli 1870. Konzept von der Hand Ditzthums. W. St. A.

[121]) Beust an Metternich, 27. Juli 1870, und Postskript dazu vom 28. Juli. W. St. A. Sybel a. a. O. VII. S. 399 gibt eine ganz verfehlte Darstellung dieser Vorgänge.

[122]) Telegramme Beusts vom 26. und 27. Juli 1870. W. St. A. Das Telegramm vom 26. Juli ist von Ditzthum konzipiert.

[123]) Das Projekt des Vertrages im W. St. A. Einen Auszug desselben gibt Ollivier a. a. O. 15. Band, 506.

hatte er ihn vorher vertraulich dem Fürsten La Tour d'Auvergne mitgeteilt, der sich damit vollkommen einverstanden erklärte [124]). Wie groß war des Reichskanzlers Überraschung, als er vernahm, Napoleon sei darüber sehr aufgeregt, daß Kaiserin Eugenie „Feuer und Flamme speie" über die Perfidie der Italiener, Gramont und Ollivier mit außerordentlicher Heftigkeit deswegen über Metternich hergefallen seien [125]). Beusts Erstaunen wuchs, als ihm der französische Botschafter zwei Telegramme Gramonts vorwies, der nichts von einer Vermittlung der Monarchie in der römischen Frage wissen wollte [126]). Frankreich, hatte der Minister des Äußern nach Wien telegraphiert, könne nicht zugeben, daß die Septemberkonvention [127]) für ungültig erklärt werde, das wäre Verrat an dem heiligen Vater; lieber würde man dem Gedanken an eine Allianz entsagen, als sich dem Wunsche Italiens fügen. Der Reichskanzler wurde ersucht, von jedem weiteren Schritte in dieser Angelegenheit abzustehen [128]). Beust antwortete, Kaiser Franz Josef habe die römische Frage nur infolge Anregung Italiens in die Hand genommen und entsage auch sofort jeder Einmengung in diese. Doch könne er, Beust, es nicht unterlassen, auch weiterhin auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die diese Angelegenheit für alle, mit Ausnahme der Preußen und Garibaldis, in sich berge, wenn man die Dinge ihren Weg nehmen lasse, anstatt für einen wahren Zustand der Sicherheit des Papstes und der italienischen Regierung zu sorgen [129]). Franz Josef, selbst ein strenger Katholik und Oberhaupt eines katholischen Staates, ließ sich in der römischen Frage nur von politischen und nicht religiösen Gesichtspunkten leiten. Der Vorwurf aber, den man jetzt gegen den Kaiser und Beust erhob, war ganz unbegründet. Die Italiener, die sich zu dem wahren Tatbestand nicht bekennen wollten, hatten Napoleon wissen lassen, Beust habe ihnen den Rat erteilt, einfach, ohne weitere Beachtung der Septemberkonvention, in die Ewige Stadt einzurücken [130]) — ein ganz grundloser Vorwurf, von dem sich der Reichskanzler durch Darlegung des wirklichen Sachverhaltes reinzuwaschen hatte [131]). Der biedere Viktor Emanuel nahm es überhaupt sehr leicht, nach zwei Seiten hin doppeltes Spiel zu spielen. Hatte er in Wien den Standpunkt vertreten, sich nicht mehr um die Septemberkonvention zu kümmern, so benachrichtigte er, zum nicht geringen Befremden Beusts, den Kaiser der Franzosen, daß er sich ganz auf den Boden dieser Abmachung aus dem Jahre 1864 mit allen ihren Folgen stelle. Was konnte Beust anderes tun, als die römische Frage von sich abzuschütteln, zumal er bei Metternich nicht die nötige Unterstützung fand, der diese mit seinen religiösen Überzeugungen unvereinbar fand und seinen Chef bat, ihn durch Ditzthum zu er-

[124]) Beust an Metternich, 27. Juli 1870. W. St. A. Dieser Brief ist die Antwort auf die Schreiben Metternichs vom 27. Juli. La Tour stellt die Sache so dar, als hätte er protestiert, gibt aber zu, daß ihn Beust zuerst nur „incomplètement" unterrichtete, was einer Entschuldigung sehr ähnlich sieht. Bourgeois & Clermont a. a. O. 306.

[125]) Zwei Briefe Metternichs an Beust, 27. Juli 1870. W. St. A. Davon ist einer eigenhändig.

[126]) Beust an Metternich, 27. Juli 1870. W. St. A.

[127]) Siehe über die Septemberkonvention von 1864 den zweiten Artikel im Novemberheft S. 238.

[128]) Telegramm Metternichs an Beust, 27. Juli 1870. W. St. A.

[129]) Eigenhändiges Telegramm Beusts an Metternich, 30. Juli 1870. W. St. A.

[130]) Beust an Ditzthum, 9. August 1870. W. St. A.

[131]) „Das Staatsarchiv", 57. Band, 336.

setzen[132]). Beust war überzeugt, man bereite ihm in Paris einen üblen Streitfall, daß es ein neuer Irrtum Frankreichs sei, es auf diese Weise besser zu machen. Wie man sich über den Geist in Deutschland getäuscht, werde die gleiche Erfahrung mit den Italienern nicht ausbleiben. Metternich aber rief er zu: „Was Sie betrifft, ziehen Sie ein wenig die Traditionen Ihres Vaters und die Erinnerungen an ihn zu Rate“[133]). Unter diesen Umständen, bei dem Gegensatze der Franzosen und der schwachen Vertretung durch Metternich in Paris, mußte Beust den Rom betreffenden VII. Artikel des Entwurfes streichen lassen. Noch ehe es dazu kam, hatte Vitzthum in Begleitung des Grafen Dimercati am 28. Juli Wien verlassen, um, wie es in dem Vortrage Beusts heißt, die mit dem königlich italienischen Hofe eingeleiteten Unterhandlungen zum Abschlusse zu bringen[134]). In Padua trennten sie sich. Vitzthum nahm seinen Weg nach Florenz, wo er unter dem Vorwand der Durchreise am 30. Juli abends eintraf[135]), während sich Dimercati mit dem in Wien festgestellten Vertragsentwurf und der Depesche Beusts vom 27./28. Juli in der Tasche nach Metz ins Hauptquartier Napoleons begeben sollte, tatsächlich aber vorerst nach Paris reiste.

Kaum war Viktor Emanuel von der Ankunft Vitzthums benachrichtigt, als Aghemo, der Chef des königlichen Privatkabinetts, sich meldete, um den Abgesandten Beusts zu verständigen, sein Monarch erwarte ihn am 31. Juli morgens, noch vor der Begegnung mit irgendeinem der Minister. Der König hatte seine guten Gründe dazu. Das Ministerium Lanza-Disconti-Denosta wollte nichts von einem Bündnis mit Frankreich ohne Rom wissen, während Viktor Emanuel reiche Beute von einer Beteiligung am Kriege erhoffte, wenigstens den Erwerb Roms als Ersatz für den Eintritt Italiens in den Kampf. Auf besonders harten Widerstand stieß er beim Finanzminister Sella[136]). Diese doppelte Strömung, dieser scharfe Gegensatz machten es begreiflich, daß der König seine Verhandlungen mit Vitzthum in das Kleid des Geheimnisses zu hüllen suchte. Er war sehr ergriffen von dem Briefe Franz Josefs I. an ihn. Wie bei allen ähnlichen früheren Gelegenheiten überfloß er auch jetzt von Lob und Anerkennung für den Kaiser und für die Wärme, mit der sich das Wiener Kabinett der römischen Sache Napoleon gegenüber angenommen hatte. Dann ging er auf diesen über, den er in einem Atem einen „Schelm“ und zugleich seinen Freund nannte, der ihm Rom nicht gegeben und auch nicht sein Versprechen gehalten habe, ihn zwei Monate vorher zu verständigen, wenn es zum Kriege kommen sollte. Hierauf gedachte er seines Ministeriums, das der Lage gar nicht gewachsen sei. Lanza sei wohl ein tapferer Mann, aber ein Schwachkopf, die anderen wären Nullen, mit Ausnahme Sellas, des Finanzministers, und Disconti-Denostas, des Ministers des Äußern, der mache, was er, Viktor Emanuel, wolle. Ein

[132]) Metternich an Beust, l. p. eigenhändig, Paris 27. Juli 1870. W. St. A.

[133]) Eigenhändiges Telegramm Beusts vom 31. Juli und dessen Weisung vom 27. Juli 1870 an Metternich. W. St. A.

[134]) Nach Sybel a. a. O. VII, 401, hat es den Anschein, als wäre Vitzthum bereits am 29. Juli, abends, in Florenz angekommen. Vitzthum selbst gibt in seinem Berichte an Beust vom 31. Juli (W. St. A.) den 30. Juli als Datum seiner Ankunft an.

[135]) Vortrag Beusts an den Kaiser Franz Josef, 27. Juli 1870. W. St. A.

[136]) Guiccioli „Quintino Sella“ I. 267.

Wechsel des Ministeriums passe ihm nicht, da er besser als alle diese Herren die wahre Meinung des Landes kenne. „Was mich betrifft" — fuhr er fort — „so ist alles, was ich wünsche, so rasch als möglich in die Aktion einzutreten. Man hat keine Zeit zu verlieren, die Kanone dröhnt, die Ereignisse schreiten vorwärts, man muß mit ihnen gehen, wenn man etwas gewinnen und nicht zu spät kommen will." Die ganze Denkungsart Viktor Emanuels offenbarte sich in der Erwähnung, daß er eine bestimmte Antwort auf die schriftliche Anfrage Napoleons: ob er eine persönliche Garantie für die Erhaltung der Septemberkonvention geben wolle, einfach ausgespielt habe. „Sie werden begreifen" — sagte der König — „wenn die Italiener in Rom unter dem Rufe: „Es lebe Viktor Emanuel!" „Es lebe Italien!" einmarschieren, was soll ich da machen?" Trotz alledem zeigte sich der König von unbändiger Kriegslust erfüllt, an der Seite Napoleons die Preußen „zu verprügeln, wie sie es verdienen". Er fragte Vitzthum, ob ihn der Vertrag hindern würde, Napoleon im Falle einer Niederlage, das heißt allein, ohne Österreich-Ungarn, zu Hilfe zu eilen, wenn dieser es von ihm verlangen sollte? Der Abgesandte Beusts war der sehr richtigen Ansicht, daß ernste Verluste der Franzosen den kriegerischen Anwandlungen des Königs von Italien sehr rasch ein Ende bereiten würden; daher es auch keine Gefahr mit sich bringe, das „kriegerische Fieber" des Chefs des Hauses Savoyen zu „karessieren", um ihn dahin zu bringen, den Unterhandlungen mit den Ministern kein Hindernis in den Weg zu legen. Visconti-Venosta, mit dem Vitzthum später sprach, sagte diesem, Vimercati scheine in Florenz ebenso die kriegerischen Gelüste Österreich-Ungarns wie jene Italiens in Wien übertrieben zu haben. Da Napoleon die einzige Bedingung des Königreiches für den sofortigen Anschluß: die Räumung Roms verweigerte, müsse man genau wie in Österreich-Ungarn den weiteren Verlauf der Ereignisse abwarten, um Zeit zu gewinnen [137]). Den Eindruck seiner Unterredung mit dem Minister des Äußern faßte Vitzthum in die Worte zusammen: „Visconti-Venosta ist ein guter Mann, mit dem sich reden läßt, und ich verzweifle nicht daran, auch ohne Rom unsern Zweck zu erreichen" [138]). Seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Am 6. August wurde ihm von Visconti-Venosta ein Gegenprojekt übergeben als die Frucht der Beratungen mit seinen Kollegen [139]). Dabei betonte der italienische Minister immer wieder, daß ohne Rom zu keinem Ziele zu gelangen sei. Vitzthum gewann sehr bald die Überzeugung, daß die erste Niederlage der Franzosen bei Weißenburg (4. August) den Eifer des italienischen Ministers sehr abgekühlt hatte, und dieser, ein furchtsamer Mensch, es nicht wage, sich am Vorabende einer großen, vielleicht entscheidenden Schlacht tiefer einzulassen. Graf Vitzthum meinte sogar, daß das ganze Gegenprojekt überhaupt keinen anderen

[137]) Bericht Vitzthums an Beust, Florenz, 31. Juli 1870. W. St. A.

[138]) Idem ad eundem 31. Juli 1870. Dieser erste Bericht von diesem Datum ist deutsch geschrieben. W. St. A.

[139]) Das Gegenprojekt im W. St. A. beiliegend dem Briefe Vitzthums an Beust vom 6. August. Ich gehe auf dasselbe hier nicht näher ein, da das Gegenprojekt von gar keinem Einfluß gewesen. Erwähnt sei nur, daß sich Italien im 3. Artikel dieses Gegenprojektes als Kompensation für seine eventuelle Hilfe an Österreich-Ungarn Grenzregulierungen ausbedang. Der Artikel IV besagte, daß Kaiser Franz Josef das Prinzip der Nicht-Intervention der fremden Mächte auf römischem Gebiete anerkenne und unterstützen werde.

Zweck habe, als Zeit zu gewinnen, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen durch teils unmögliche, teils unzeitgemäße Bedingungen. Es dauerte nicht lange, so ließ Viktor Emanuel selbst den Grafen Vitzthum ersuchen, an Beust zu telegraphieren, er möge das italienische Gegenprojekt als nicht bestehend betrachten, und daß die Verhandlungen bis zum Eintreffen neuerer, entscheidenderer Nachrichten vom Kriegsschauplatze unterbrochen werden sollten[140]). Wie Vitzthum, war auch Beust der Ansicht, daß die Italiener für den Moment die Besprechungen nicht fortsetzen, sich aber doch den Anschein geben wollten, im Prinzip die Entente mit Österreich-Ungarn aufrechtzuerhalten. Der Reichskanzler ging aber noch weiter. Aus den ihm von verschiedenen Seiten zugekommenen Berichten schöpfte er den Verdacht, daß Italien nicht ehrlich vorgehe. Und diese Annahme war nicht unbegründet. Schon das Verhalten in der römischen Okkupationsfrage, wie man sich in Paris als von Beust Verleitete darstellte, mußte berechtigten Zweifel an der Aufrichtigkeit der Italiener erregen. Noch mehr aber, daß die italienische Regierung sich nicht scheute, das Wiener Kabinett in Berlin und Petersburg anzuschwärzen. Während Graf Vitzthum von italienischer Seite die Einschaltung eines Artikels über einen casus foederis in dem Vertragsentwurf gegen Rußland nahegelegt wurde, sagte man dem preußischen Vertreter in Petersburg, Österreich-Ungarn habe damit Italien eine Falle legen wollen, der es glücklich entgangen sei. Und während Italien die Initiative zu einem Bunde mit Österreich-Ungarn ergriff, wurde der italienische Gesandte in Petersburg ermächtigt, der dortigen Regierung zu eröffnen, Vitzthum sei mit einem solchen Vorschlag nach Florenz gekommen, dem gegenüber sich das italienische Ministerium die Freiheit seiner Entscheidung gewahrt habe. Es war begreiflich, daß der Reichskanzler in all dem den Vorsatz erblickte, überall der Monarchie die Verantwortung für gewisse Möglichkeiten aufzuhalsen. „Ja, noch mehr" — schrieb Beust an Vitzthum — „ich sehe immer die Absicht, sich eine Tür zur Verständigung mit andern offen zu halten. Dieses doppelte Spiel kann uns nicht passen und legt uns die Verpflichtung auf, der Fortführung der begonnenen Unterhandlungen zu entsagen"[141]). All das hinderte Viktor Emanuel nicht, dem Kaiser Franz Josef in einem Briefe seine Überzeugung auszusprechen, daß die gegenseitigen Interessen nur dazu beigetragen haben, „unsere intime Entente zu befestigen"[142]). Hatte Vitzthum auch den Befehl zur Abreise von Florenz erhalten, so sollte er doch alles vermeiden, was einem Abbruch ähnlich sehen könnte. Nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Wörth (6. August) waren wieder bessere Nachrichten in Wien eingetroffen, und auch da wollte man nicht ganz die Türe schließen, die zu Italien führte. „Die Lage in Frankreich" — lauten die Worte in einem deutsch geschriebenen Telegramme Beusts an Vitzthum — „ist gar nicht so schlimm, als man sie glaubt. Dennoch können schnell Eventualitäten eintreten, wo ein Eintreten der Mächte notwendig werden kann, und für diesen Fall

[140]) Vitzthum an Beust, Florenz 6. und 7. und 8. August 1870. Geheim. W. St. A.

[141]) Beust an Vitzthum, 8. und 9. August 1870. W. St. A. Siehe die absichtlich verschwommenen Angaben Disconti-Denostos bei Bourgeois & Clermont a. a. O. 365.

[142]) Eigenhändiges Schreiben Viktor Emanuels an Franz Josef I. Florenz 9. August 1870. W. St. A.

bietet eine Verständigung mit England und Rußland mehr Sicherheit als jene mit Italien. Gehen die Dinge besser, so können wir mit Italien handeln und vereint handeln“ [143]). Am 12. August verabschiedete sich Graf Dietthum von Viktor Emanuel, der in dieser Audienz zugab, daß sich tatsächlich Italien in der römischen Frage an Österreich-Ungarn um dessen Vermittlung gewandt habe. Ebenso erklärte er es als eine Unwahrheit, was er auch dem preußischen Gesandten bestätigt haben wollte, daß die Monarchie Italien zum Kriege gegen Preußen zu verleiten suchte. Viktor Emanuel verhehlte auch nicht, daß er Napoleon in jedem Falle für verloren halte. Gleichzeitig deutete er die Möglichkeit an, daß er sich gezwungen sehen könnte, den italienischen Wünschen auf Rom Rechnung zu tragen und sich selbst gegen ein republikanisches Frankreich zu wenden, wenn ihm dieses den Besitz der Ewigen Stadt streitig machen wollte [144]). Viktor Emanuel erreichte ohne einen Schuß Pulver die Erfüllung seines heißesten Wunsches. Am 8. September überschritten italienische Soldaten die römische Grenze. Projekt und Gegenprojekt für ein Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien besaßen keinen Wert mehr.

* * *

Frankreich, das seine Kräfte überschätzt hatte, und in dessen Armee heillose Zustände herrschten [145]), war sich allein überlassen. Kaiserin Eugenie überhäufte den österreichisch-ungarischen Militärattaché, Major Graf Ürküll, mit Vorwürfen über die Untätigkeit der Monarchie. Schlecht ihre eigene Sorge über die Geschicke des bereits schwer getroffenen Kaiserreiches verhehlend, sagte sie dem Grafen Ürküll, Österreich-Ungarn dürfe keine Minute mehr verlieren, da sein Schicksal von dem Frankreichs abhänge. Wenn die Monarchie ihrem Lande noch von Nutzen sein solle, müsse sie sich sofort und unbedingt für dieses erklären. Österreich-Ungarn dürfe nicht wieder in seinen alten Fehler verfallen, immer und immer zu spät zu kommen. Eugenie verheimlichte Ürküll nicht, daß sich die Minister im Staatsrat stets sehr erbost und hart über Österreich-Ungarn aussprächen, ja, daß sogar schon mehrmals wegen einzelner Depeschen das Wort „Verrat“ gefallen sei. So sehr sie auch eine Allianz mit Österreich wünsche und immer gewünscht habe, könne sie doch nichts mehr tun und fürchte, einst gewissen Möglichkeiten gegenüber machtlos zu sein. Damit wollte sie andeuten, es könnte geschehen, Frankreich werde genötigt sein, Frieden zu schließen, ohne Rücksicht darauf, ob er Österreich-Ungarn gefallen oder selbst diesem nachteilig sein würde. Die Kaiserin verbarg dem Militärattaché auch nicht, daß sie dem Kaiser geschrieben habe, er soll sich über Österreich-Ungarn keinen Täuschungen hingeben, auf dieses nicht mehr zählen, sondern so handeln, als ob es nicht existiere und alles bloß von seiner eigenen Kraft erwarten. Aus allem, was

[143]) Eigenhändiges Konzept des deutsch geschriebenen Telegramms Beusts an Dietthum, 9. August 1870. Nach „handeln“ folgt noch das Wort aber, doch keine weitere Fortsetzung. W. St. A.

[144]) Telegramm des Dietthum an Beust Florenz 12. August 1870. W. St. A. Was Rothan „L'Allemagne et l'Italie“ II. 191 ff. über die Mission Dietthums nach Florenz sagt, ist ganz unrichtig.

[145]) Major Graf Ürküll erstattete hierüber einen sehr interessanten Bericht an den Kriegsminister Freiherrn von Kuhn, Paris, 6. August 1870. W. St. A. Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Wenn ich die französischen Zustände ungünstig beurteilte, ich heute noch weit mehr Ursachen habe, bei diesem Urteil zu beharren.“

die Kaiserin erwähnte, hörte Graf Üxküll nur heraus, daß sie ihm eigentlich zu verstehen geben wollte, wenn Frankreich die Offensive noch nicht ergriffen, wenn Zeit verloren, die französische Armee geschlagen und wahrscheinlich auf Kosten der Monarchie der Friede zustande kommen würde, so trage an all dem nur allein Österreich-Ungarn die Schuld. Hatte schon der Militärattaché diese Trugschlüsse Eugeniens, über die er, wie er gegenüber dem Kriegsminister, Freiherrn von Kuhn, bemerkt, „lächeln" mußte [146]), nicht unbeantwortet gelassen, so unternahm es vollends Beust, gegen diese Vorwürfe der Kaiserin lebhaften Protest zu erheben. Nicht nur war Metternich beauftragt, Eugenien zu sagen, daß die Monarchie nie zum Kriege angetrieben, sondern daß sie vielmehr energisch davon abgeraten habe. Noch mehr, wir machten von Anfang an keine Hoffnung auf mögliche Mitwirkung von unserer Seite. Immer haben wir ausdrücklich betont, daß im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen wir uns neutral erklären würden. Beust wollte auch nicht zugeben, einen politischen Fehler dadurch begangen zu haben, daß er nicht sofort die Partei Frankreichs ergriff. Vor allem sei es für eine Regierung unmöglich, im Gegensatz zum einmütigen Gefühle des Landes, sich an einem Krieg zu beteiligen. Kann sich das kaum eine despotische Regierung gestatten, um wie viel weniger die von Österreich-Ungarn [147]). In der Tat heißt es in einem Vortrage des Reichskanzlers aus dem Jahre 1870: „Unter den verschiedenen, schon so oft besprochenen Schwierigkeiten, welche unseren Beitritt in den Krieg verhinderten, stand obenan die Unmöglichkeit, nur einen Teil der öffentlichen Meinung für diesen Entschluß zu gewinnen. In der ganzen Monarchie, mit Ausnahme einiger, nicht einmal aller militärischen Kreise, wäre niemand zu finden gewesen, welcher die politische Notwendigkeit begriffen hätte, ja, was noch mehr bedeutet, unser Zusammengehen hätte allerorts als Beweis gegolten, daß wir uns nicht allein dieser Notwendigkeit fügten, sondern daß wir im Einverständnis mit Frankreich den Krieg heraufbeschworen hätten" [148]).

Nachdem Beust noch der Kaiserin Eugenie gegenüber anführen ließ, daß ohne Geld überhaupt kein Krieg zu führen war und solches unter dem Einfluß der öffentlichen Stimmung von den gesetzgebenden Körpern gar nicht zu erhalten gewesen wäre, berief er sich als drittes Moment auf die Haltung Rußlands, die vollends jede Parteiergreifung der Monarchie für Frankreich verhindert hätte [149]). Geradezu unbegreiflich ist es, wie Beust nach solchen Worten in seinen Memoiren schreiben konnte: „Zu den fables convenues, die mit unvertilgbarer Erscheinung die Geschichte des Jahres 1870 ausschmücken, gehört auch die Verhinderung einer österreichischen Aktion durch Rußland. Eine solche Dazwischenkunft hat nie stattgefunden, und es wird sich in den Wiener Archiven kein Blatt finden, das von einer russischen Drohung oder Warnung Zeugnis ablegen könnte" [150]). Das heißt doch

[146]) Graf Üxküll an den Kriegsminister Freiherrn von Kuhn, Paris, 6. August 1870. Wiener Kriegsarchiv.
[147]) Beust an Metternich, 10. August 1870. Konzept. W. St. A.
[148]) Deutsch geschriebener Vortrag Beusts, Wien, 25. August 1870. W. St. A.
[149]) Beust an Metternich, 10. August 1870. Konzept. W. St. A.
[150]) Beust, „Erinnerungen", II. 394.

direkt der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Nicht einmal, wiederholt warnte Alexander II. den Wiener Hof, seine Warnung mehr oder minder in eine Drohung vor dem Eingreifen in den Krieg kleidend. Von sehr freundlichen Gefühlen für die Monarchie zeugte gewiß nicht seine gegenüber dem württembergischen Staatsmann Varnbüler im Juni 1870 getane Äußerung: „Österreich ist nur noch ein Kadaver, dessen Glieder vielleicht bald auf gewaltsame Weise sich voneinander loslösen werden." Seine ausschließliche Sympathie besaß Preußen, von dem er in demselben Atem behauptete, daß es vereint mit Rußland allein noch in Europa den Geist der Ordnung, der Autorität und des Gehorsams repräsentiere[151]). Bei solchen Gesinnungen ist es ja nicht zu verwundern, daß der Zar Preußen in seinem Existenzkampfe gegen Frankreich schützend zur Seite stand. Und diesen Schutz wollte er auch tatkräftig zur Geltung bringen. Wie der österreichisch-ungarische Geschäftsträger, Baron Münch, aus Berlin auf Grundlage verläßlicher Mitteilungen zu berichten wußte, hätten Gortschakow und Bismarck schriftliche Abmachungen getroffen, „denen zufolge Rußland nicht nur die Verpflichtung übernommen hat, in dem Falle in die kriegerische Aktion einzutreten, wenn wir uns an dem Kriege beteiligen würden, sondern auch dann, wenn das Waffenglück Preußen ungünstig wäre, sowie auch dann, wenn auf irgendeinem Punkte des preußischen oder deutschen Gebietes revolutionäre Bewegungen ausbrechen sollten." Ebenso vermochte Baron Münch aus „geheimen, aber vollkommen sichern Quellen" in Wien bekanntzugeben, Alexander II. habe in Berlin erklären lassen, daß er mit 300 000 Mann ins Feld rücke, sobald Österreich-Ungarn seine Neutralität verletze[152]). Am 22. Juli sagte der Zar zum österreichisch-ungarischen Militärbevollmächtigten, Baron Bechtolsheim: „Schreiben Sie in meinem Namen dem Kaiser" — wobei er jedes Wort besonders betonte — „ich beschwöre ihn, dem Kampfe fern zu bleiben, von dem, wenn einer von uns beiden sich einmengt, nur allein die Revolution den Vorteil hätte. Der Kaiser kann überzeugt sein, daß er nichts von Preußen zu befürchten hat"[153]). Und den Gesandten, Grafen Chotek, machte Alexander II. auf die Gefahr aufmerksam, daß sich bei einer bewaffneten und drohenden Stellung Österreich-Ungarns sofort Polen erheben werde. „Obgleich mit Widerwillen" — fügte er hinzu — „müßte dann ich meine Haltung in eine bewaffnete Neutralität umwandeln und meine militärischen Anordnungen gegen Ihre Grenzen richten. Diese Stellung könnte zu einer der gefährlichsten abschüssigen Bahnen werden." Der Zar fand, daß der jetzige Augenblick wenig geeignet sei, sich durch, wenn auch berechtigte, Rachegefühle gegen Preußen leiten zu lassen[154]). Hierauf telegraphierte Graf Bellegarde, der Generaladjutant Franz Josefs, an Baron Bechtolsheim, natürlich in des Kaisers Namen: „Österreich beabsichtigt wie Rußland, strenge Neutralität zu beobachten, solange seine

[151]) Auszug aus dem Bericht des französischen Gesandten in Stuttgart vom 30. Juni 1870 beiliegend der Depesche Metternichs vom 8. Juli 1870. W. St. A. Gramont hatte Metternich diesen Auszug mitgeteilt.

[152]) Baron Münch an Beust, Berlin, 16. Juli, und Beust an Graf Chotek in Petersburg, 20. Juli 1870. W. St. A.

[153]) Telegramm Bechtolsheims, 22. Juli 1870. Ibidem.

[154]) Graf Chotek an Beust, vertraulich, Petersburg, 23. Juli 1870. W. St. A.

Interessen nicht bedroht sein werden“ [155]). Mit einer ernsten und sehr drängenden Wendung wiederholte Alexander II., nach Einsichtnahme in das Telegramm des kaiserlichen Flügeladjutanten, gegenüber Graf Chotek, er hoffe, die Politik Österreich-Ungarns werde auch in Zukunft im Geiste des Bellegardeschen Bescheides geleitet werden [156]). Und als wäre dies nicht genug verständlich, äußerte er einige Tage später zum Gesandten: „Wenn Sie rüsten oder konzentrieren, muß ich dasselbe tun. Wir werden uns darüber in einen Austausch rekriminierender Bemerkungen einlassen — es kommt von ungefähr ein Funke dazu, und unsere Beziehungen können ernstlich gestört werden“ [157]). Versicherte auch der russische Kaiser, den Wunsch zu hegen, Österreich-Ungarn und Rußland möchten aufrichtige Freunde und gute Nachbarn sein, konnte nach dem Vernommenen Beust auch nur noch einen Augenblick im Unklaren darüber sein, was von solchen Beteuerungen des Zaren zu halten sei? War nicht jeder Zweifel ausgeschlossen, daß Alexander beim ersten Versuche, Frankreich bewaffnete Hilfe leisten zu wollen, seinen Armeen sofort Marschbefehl gegen die österreichische Grenze erteilen werde? Der Reichskanzler war, mochte er das auch nachträglich in seinen „Erinnerungen“ [158]) bestreiten, jetzt vollkommen im Rechte zu sagen, die drohende Haltung des Zarenreiches war mit ein bestimmender Faktor, der ihn von der Beteiligung am Kampfe gegen Preußen abhielt.

Weniger recht hatten Kaiserin Eugenie, Gramont, Ollivier und alle jene, die mit einstimmten in die Anklage, daß Beust Frankreich irregeführt, getäuscht und betrogen habe. Nicht einmal aus dem geheimen Privatbrief Beusts vom 20. Juli 1870 konnte Derartiges herausgelesen werden, abgesehen davon, daß dieses Schreiben gar nicht zur Mitteilung bestimmt war und Gramont zu dessen Kenntnis nur auf widerrechtliche, bisher noch unaufgeklärte Weise gelangte. Er hat auch Mißbrauch damit getrieben, daß er, um sich zu rechtfertigen, den Brief vom 20. Juli als ein a m t l i c h e s Stück ausgab, was es aber nicht war. Als er sich nach dem Falle des Kaiserreiches von allen Seiten mißachtet fand, seinen Ruf vor Frankreich herstellen und seinen Wohnsitz wieder in Paris aufschlagen wollte [159]), veröffentlichte er in den französischen Zeitungen am 9. Dezember 1872 eine aus dem Zusammenhang heraus-

[155]) Telegramm des Grafen Bellegarde an Bechtolsheim, Wien, 31. Juli 1870, Ibidem.
[156]) Graf Chotek an Beust, 6. August 1870. W. St. A.
[157]) Idem ad eundem, 9. August 1870. Ibidem.
[158]) Über die im Druck erschienenen „Erinnerungen und Aufzeichnungen“ Beusts äußert Dietthum in einem an den Sektionschef Freiherrn von Pasetti am 10. Dezember 1892 gerichteten Briefe (W. St. A.), daß er keine Gelegenheit hatte, in diese Memoiren, die kein richtiges Bild von der Politik des Wiener Kabinetts im Jahre 1870 geben, vor deren Drucklegung Einsicht zu nehmen. Beust hatte seine „Erinnerungen“ vor ihm bei Lebzeiten geheimgehalten. Dietthum erlangte erst Kenntnis von denselben, als ihm der Verleger Cotta die ersten Aushängebogen vertraulich mitteilte. Nun bemühte sich Dietthum im Interesse des Andenkens Beusts, die Veröffentlichung zu verhindern — aber vergeblich. Da Beust sein Manuskript selbst Cotta übergeben und dessen Herausgabe letztwillig angeordnet hatte, erklärten sich die Erben außerstande, den Rat Dietthums zu befolgen und Einsprache gegen die Publikation zu erheben. Allerdings wäre es richtiger gewesen, die von Irrtümern und Unwahrheiten strotzenden Memoiren, die keineswegs zur Erhöhung des Ruhmes Beusts beigetragen haben, nicht zum Druck zuzulassen.
[159]) Rudolf Fürst Liechtenstein an ?, Paris, 26. September 1871, gibt das als treibendes Motiv seines Vorgehens an. W. St. A. Der Brief dürfte an den Sektionschef im ehemaligen k. u. k. Ministerium des Äußern, Baron Hofmann, gerichtet gewesen sein.

gerissene Stelle dieses Briefes[160]). Sie sollte beweisen, daß er nicht der leichtsinnige Staatsmann gewesen, wofür er verschrien worden, sondern volle Berechtigung hatte, auf die Hilfe Österreich-Ungarns zu rechnen. Indem Gramont immer wieder auf dieses ominöse Dokument zurückkam, das Österreich-Ungarn vor aller Welt bloßstellen sollte, besorgte Kaiser Franz Josef, daß auf seine im Jahre 1870 befolgte äußere Politik, als die eines untreuen Freundes, ein schiefes Licht fallen werde[161]). Graf Andrássy, der Nachfolger Beusts, unternahm nunmehr die nötigen Schritte bei Thiers, dem damaligen Präsidenten der französischen Republik, um den bösen Eindruck, den Gramont gegen das Wiener Ministerium zu erzeugen gesucht, zu verwischen. Im Auftrage Andrássys wurde Thiers von dem Gesandten Grafen Apponyi ein richtiges Bild der Lage entworfen und ihm auch das Schreiben Beusts vom 11. Juli 1870 an Metternich mitgeteilt. Außerdem konnte sich Beust, zur Zeit Botschafter in London, in einem offenen Briefe an Gramont vor der Öffentlichkeit rechtfertigen[162]). Aber auch Graf Andrássy überführte Gramont der Unwahrheit, als dieser die ihm ungünstigen Aussagen Thiers' vor der parlamentarischen Enquete Lügen zu strafen suchte[163]). Im Gegensatz zu Thiers rühmte sich Gramont, man habe ihm in Wien, als er dort noch Botschafter war, Aussichten auf militärische Unterstützung Österreich-Ungarns für den Fall eines Krieges gemacht. Kaum, daß Andrássy hiervon Kenntnis erhielt, übermittelte er durch Graf Apponyi Thiers die Erklärung, das sei einfach nicht wahr. Vielmehr habe er den Herzog noch *vor* der Hohenzollern-Affäre gewarnt, nicht auf die Monarchie zu rechnen, und wer ihm dahinzielende Versprechungen mache, lüge ihn an — Bemerkungen, für deren Aufrichtigkeit der französische Botschafter seinen Dank mit den Worten abstattete, er wisse nun wenigstens, woran er sich zu halten habe[164]). Der Erfolg dieser Schritte übertraf alle Erwartungen. Thiers gab vor Apponyi seiner tiefen Überzeugung Ausdruck, daß die Haltung der österreichisch-ungarischen Monarchie *vor* und *nach* der Kriegserklärung „ehrenhaft, loyal und vom Gepräge eines aufrichtigen und sympathischen Interesses für Frankreich beherrscht war." Wie vom Präsidenten der Republik, wurde allgemein in Frankreich anerkannt, daß Gramont nicht den leisesten Anspruch auf die militärische Unterstützung der Monarchie hatte[165]). Um vollends das Lügengewebe des ehemaligen französischen Ministers

[160]) Die von Gramont veröffentlichte Stelle lautet: „L'Autriche considère la cause de la France comme la sienne et contribuera au succès de ses armes dans les limites du possible." Dieser Passus entspricht, abgesehen von einigen Änderungen, dem Wortlaut des Originals.

[161]) Beust an Andrássy, London, 27. Februar 1873. W. St. A.

[162]) Beust a. a. O. II. 367, abgedruckt dessen Brief an Gramont, Wien, 4. Januar 1873.

[163]) Thiers, der ein Jahr vorher im Interesse seines Vaterlandes eine Reise durch Europa unternommen, hatte am 17. September 1871 vor der parlamentarischen Enquête beiläufig erklärt, daß ihm Beust und Andrássy versichert hätten, Gramont noch vor der Hohenzollern-Affäre gesagt zu haben, er solle sich und seiner Regierung keine Illusion auf eine etwaige militärische Hilfe Österreich-Ungarns machen.

[164]) Andrássy an Apponyi, 5. Januar 1873. W. St. A. Siehe „Graf Julius Andrássy", I. 476. Beust a. a. O. II. 367 unterläßt es nicht, bei dieser Gelegenheit hämische Ausfälle gegen Andrássy zu machen, während er in seinen Briefen an diesen (W. St. A.) von Dankesergüssen überfließt.

[165]) Zwei Privatbriefe Apponyis an Andrássy vom 12. Januar 1873. W. St. A.

des Äußern zu zerreißen, veröffentlichte anfangs April 1874 der Pariser „Temps" den authentischen Text des vielgenannten Privatbriefes Beusts vom 20. Juli — aller Wahrscheinlichkeit nach auf Veranlassung des k. und k. Ministeriums des Äußern selbst [166]).

Beust hatte, und das kann trotz der gegenteiligen Behauptung Ollivier gar nicht in Zweifel gezogen werden, den entschiedenen Willen, vereint mit Frankreich gegen Preußen zu kämpfen. Sein geheimster Gedanke ging dahin, unter dem Deckmantel der Neutralität allmählich die Armee auf Kriegsfuß zu bringen [167]). Er hat wohl nicht, wie das Gramont versichert, bestimmte Versprechungen gemacht, aber doch Hoffnungen erregt, die einen Mann von der Leichtgläubigkeit und Urteilslosigkeit dieses französischen Ministers des Äußern irreführen konnten. Beust wollte nicht gerne Nein sagen, wagte es aber auch nicht, Ja zu sagen. Wie in seinem Privatbrief vom 20. Juli an Metternich äußerte sich der Reichskanzler am folgenden Tage nur noch entschiedener gegenüber Gramont, indem er ihm schrieb: „Rechnen Sie auf uns innerhalb der Grenzen des Möglichen, aber" — gleichsam als Einschränkung des eben Erwähnten — „bilden Sie sich nicht ein, daß meine Aufgabe leicht ist" [168]). Immer betrachtete er im Sinne der Austauschbriefe von 1869 die Sache Frankreichs als die Österreich-Ungarns — allerdings unter der steten Voraussetzung, daß er von allen Plänen und Absichten der französischen Regierung rechtzeitig unterrichtet werden müsse. Allein die maßgebenden französischen Kreise verdarben ihm sein Konzept. Sie hielten die Monarchie für so schwach, daß man nicht viel Rücksicht auf sie nehmen müsse und mit ihr nach Belieben umspringen dürfe. Ollivier hatte nach den Worten Metternichs eine verteufelt geringe Meinung von der Macht Österreich-Ungarns [169]), und Gramont glaubte, dieses Reich in der Tasche zu haben und ihm vorschreiben zu können, was ihm gut dünkte. So kam es auch, daß man den Krieg vom Zaune brach, ohne sich vorher mit Wien ins Einvernehmen zu setzen, wie es im Sinne der Austauschbriefe hätte geschehen müssen. Alles Abraten vom Kriege und alles Zureden, sich mit der Entsagung des Hohenzollern-Prinzen, als einem diplomatischen Erfolg über Preußen, zu begnügen, sagt Beust, war fruchtlos, das französische Kabinett habe sich fortreißen lassen und somit gar keinen Grund, sich über unser Fernhalten zu beklagen [170]). Trotzdem ließ der Reichskanzler Kaiser Franz Josef seinen verfänglichen Brief vom 25. Juli 1870 schreiben [171]), den man in

[166]) Dies die Ansicht des Freiherrn von Pasetti, des Sektionschefs im ehemaligen k. u. k. Ministerium des Äußern, in einer von ihm 1892 für Ditzthum zusammengestellten Übersicht der Akten über den Gramontschen Fall. W. St. A. Vollkommen unverläßlich erweist sich Gramot in seinem Buch: „La France et la Prusse" 1872.

[167]) Telegramm Beusts an Metternich, 18. Juli 1870. Konzept von Ditzthums Hand. W. St. A. (Beust fügte eigenhändig hinzu: „et qui (la neutralité) nous permet de mettre petit à petit l'armée sur le p.", weiter schrieb er nicht und strich dann den ganzen Satz wieder durch. Es sollte wohl heißen: sur le pied de guerre. Er wagte aber das doch nicht dem Telegraphen anzuvertrauen.

[168]) Beust an Gramont, 21. Juli 1870. Konzept von der Hand Ditzthums. W. St. A.

[169]) Metternich an Beust, l. p. eigenhändig, 27. Juli 1870. W. St. A.

[170]) Protokoll der gemeinsamen Ministerkonferenz vom 22. August 1870. W. St. A.

[171]) Siehe oben.

Wien gerne nach der Proklamierung der Republik (4. September) von der Kaiserin Eugenie wieder zurückgehabt hätte[172]), und über den man erst später von ihr erfuhr, daß die an Napoleon nach Metz gesandte Kopie dieses Schreibens in Sedan verbrannt worden, das Original sich aber an sicherem Orte befinde[173]). Der Reichskanzler, dessen ganzes Denken und Sinnen nur darauf gerichtet war, den Moment zu erfassen, in dem er Frankreich helfen könne[174]), wollte sich der „Liga der Neutralen" auch nur zu dem gleichen Zwecke anschließen. Konnte er schon nicht mehr eine Kriegsaktion wagen, so wollte er doch ohne Krieg wenigstens als Mediator die Entscheidung herbeiführen — gewiß nicht zum Nachteile Frankreichs. Als Andrássy in der gemeinsamen Ministerkonferenz vom 22. August bemerkte: „Schon der Anstand gebiete uns, für Frankreichs Integrität einzutreten, soweit dies mit diplomatischen Mitteln möglich sei"[175]), entgegnete Beust: Die Wahrung der Integrität Frankreichs sei nicht nur ein Gebot des Anstandes, man müsse auch das dem gegenwärtigen Minister des Äußern, Fürsten La Tour d'Auvergne, bei seinem Abgange von Wien gegebene Versprechen beobachten, für die Erhaltung der Dynastie Napoleons und des unversehrten Gebietes Frankreichs seine Stimme zu erheben[176]). Auch nach dem Falle des Kaiserreiches verleugnete Beust nicht seine Sympathien für die französische Nation, die er auch auf das republikanische Frankreich übertrug, dem er von ganzem Herzen den Sieg über die deutschen Waffen wünschte. Nicht das französische Volk, wie dies auch Fürst La Tour d'Auvergne anerkannte, hat sich über das Vorgehen Beusts zu beklagen. Ein wirkliches Recht hierzu kommt nur der deutschen Nation zu, deren Einigung er mit allen Mitteln zu hintertreiben bemüht war, sei es auf dem Wege der Diplomatie, sei es mit den Waffen. Beusts tragisches Geschick war es, daß das Schicksal nicht nur gegen ihn entschied, sondern daß er auch noch das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn erleben mußte. Diejenigen, die heute der Ansicht huldigen, für die Monarchie wäre es vorteilhafter gewesen, die Beustsche Politik zu befolgen und die Allianz mit Frankreich zu schließen, beurteilen die damaligen Verhältnisse nach den Ereignissen der Gegenwart. Wer jedoch die Vergangenheit nach ihren eigenen Erfordernissen zu erfassen sucht, wird keinen Augenblick zögern, es auszusprechen, daß nicht die Politik Beusts, sondern einzig und allein die Andrássys die richtige war, der im Kronrat vom 18. Juli 1870 die Neutralität durchsetzte.

[172]) Eigenhändig konzipiertes Telegramm Beusts an Metternich, 4. September 1870. W. St. A.

[173]) Telegramm des Grafen Apponyi, damals Botschafter in London, 29. April 1871. W. St. A.

[174]) Telegramm Dietrichstums an Beust, Brüssel, 23. August 1870. W. St. A. Dieses Telegramm handelt von einer Unterredung Dietrichstums mit Fürst La Tour d'Auvergne, der von Wien kam und nach Paris als neuernannter Minister des Äußern ging. La Tour drückte ihm seine tiefe Ergriffenheit über die von Kaiser Franz Josef ihm gegenüber geführte Sprache aus, mit der dieser die bisherige Haltung Österreich-Ungarns zu erklären suchte. Als Dietrichstum sich 1892 an das ehemalige k. u. k. Ministerium um Einsicht in sein Schreiben vom 23. August für seine Memoiren wandte, erklärte der damalige Sektionschef, Freiherr von Pasetti, daß es zur Veröffentlichung nicht geeignet sei. W. St. A.

[175]) Andrássy sagte noch in dieser Ministerkonferenz vom 22. August 1870. W. St. A.: „Gehe Preußen über unsere Einsprache hinweg, so könne es uns auch recht sein, denn der Elsaß und Lothringen würden Preußen für lange Zeit zu tun geben, sowohl im Innern als auch gegen die unausbleiblichen Wiedereroberungsgelüste Frankreichs."

[176]) Protokoll der gemeinsamen Ministerkonferenz, 22. August 1870. W. St. A.

# Schills Zug, anno 1809

Von

## Walter von Molo

In großer Verwunderung hebt der Schuhmachermeister Dieckebusch den Kopf. Der Mann krault sich das Haar: Kein Zweifel! Es ist preußische Militärmusik, die da in das Städtchen zieht! Sorgenvoll schiebt sich Dieckebusch die Brille auf der Stirne hin und her. Fürsorglich nimmt er die Glaskugel vom Fensterbrett, damit sie ihm nicht zerschlagen wird. Wie verrückt rennen auf der Straße die Mitbürger.

„Mann!!" In der aufgerissenen Türe ringt die junge Schuhmachermeisterin um Luft. „Es ist wahr! Die Preußen sind da! Du!" Schluchzend stürzt sie ihrem Mann um den Hals; außer sich wühlt sie den vollen blonden Kopf an seine Brust. „Wir werden wieder preußisch! Du!" — „Weib? . . Weib? Nimm Vernunft an!" — „Sie haben schon drei französische Regimenter niedergemacht! Sie haben Kanonen und Fahnen! Ein Kammerherr von Dessau ist auch schon dabei! Deutschland erhebt sich. Und so stramm sind die Kerls!" Sie zieht seine Hand auf ihre wogende Brust. „Hör' doch! Sie spielen den Hohenfriedeberger Marsch!"

„Sei vernünftig, Marie! Komm, echauffier' dich nicht; es steht nicht dafür. Den Napoleon schlägt niemand."

„Sie haben ihn aber doch schon geschlagen!?"

„Marie! Sei vernünftig! Vergiß nicht! Wir leben von den Franzosen! Willst du ins Spinnhaus kommen?"

Sie reißt sich los. Sie stehen getrennt; feindselig mißt die junge Frau ihren alten Mann. „Schlappschwanz!" schreit sie. „Elender Schlappschwanz!" Sie reißt sich die Schürze ab. „Ich geh' mit! Hoch!" schreit sie. „Hoch! Hoch!" Sie stürzt die Kellertreppe empor. Mit flatternden Röcken rennt sie auf der Straße, am Kellerfenster vorbei, sie verschwindet.

Lauter, martialischer gellen die Pfeifen, Rumplumpumpum pumpern die Trommeln. Aufgeregte Fingerknöchel schlagen ans Fenster; ein herabgebeugtes Gesicht lugt heiß in die Werkstatt. „Dieckebusch! Der Major von Schill ist da! Der Kolberger! Er läßt überall Proklamationen anschlagen! Komm! Wir werden wieder preußisch! Komm!" Pantinen klappern. Überall ist Schreien und Laufen und Rufen auf der Straße. Dieckebusch taumelt ans Licht, er wird gefaßt und vorwärts gezogen, gestoßen und gedrängt, er muß im Jubelgeschrei mitlaufen. Vor dem Posthaus steht Kopf an Kopf. Auf den Schultern zweier Männer sitzt der Schmiedegeselle Schlagtot. Er schreit Worte der Proklamation ab: „Bewaffnet euch! Sensen und Piken müssen einstweilen die Gewehre vertreten!"

„Vivat! Hoch!"

„Bald werdet ihr eroberte Waffen gegen den Erbfeind kehren!"

„Jawohl! Hoch! Hoch! Schill!"

„Pereat Hieronymus!"

Pfiffe!

„Der heilige Zorn unseres einigen Deutschland zertrümmere das tyrannisch geschaffene Kunstgebilde fremder Eroberungsgier! Es achte kein deutsches Mädchen den, der sich feige unserer Aufforderung entzieht!" — „Hoch!" schreit eine dünne Mädchenstimme. „Hoch!" Lachen. „Heldenmütig trotzt Tirol dem Feind. Die tapferen Hessen haben sich erhoben!"

„Auf, zu den Waffen! Zu den Waffen!"

Ein Ruck geht durch die wirbelnde Menge, sie drängt jäh zurück: Ein breitschultriger preußischer Schnauzbart, einen blutüberkrusteten Hieb über der Stirn, steht auf der Treppe über den Menschen. „Helft zu neuem Ruhm!" schreit er. Er schnellt die Stufen hinab; ehe der Hausknecht vom Löwen zurückweichen kann, hat er ihm gebietend die Hand auf die Schulter gelegt: „Tritt ein, Kamerad!" Aschfahl ist der Bursch' im Gesicht, er retiriert. Wild, wirr starrt der Husar in die zurückweichende Menge. Es ist totenstill auf dem Platz; Halsbinden werden gerückt, Hauben werden gerade gesteckt, die Blicke suchen im Staub. Die Köpfe drehen sich. Lärmend, von der schönen alten Musik der aufgelösten ruhmvollen Regimenter überschallt, in breiten Reihen zieht Schills Reiterregiment die Straße herauf.

„Ich mach' mit, Herr Unteroffizier!" schreit Marie Dieckebusch. „Ich bin kein Feigling!" Die Menge teilt sich, von der todesentschlossenen Musik an die Hauswände gedrängt, ein junger preußischer Major, sonnenverbrannt, mit herabhängendem dunklen Schnauzbart und verwegenem Gesicht, den schnurbehängten Tschako schief auf, reitet voran. Unerschütterliche Entschlossenheit ist in den Gesichtern der staubbedeckten Mannschaften. „Da! Verwundete!" Die Menge preßt sich enger an die Häusermauern. Ein planüberspannter Karren rumpelt im Zug. Ein Offizier galoppiert die Marschierenden entlang, das Feuer fliegt aus den Steinen. „Leutnant von François meldet die Aufhebung der Stadtwache!" Einer zerrt den andern. „Komm! Wir werden erschossen, wenn die Franzosen zurückkommen."

Das Militär rückt auf den Marktplatz ein; zaghaft, widerstrebend folgt die Menge. Die Mannschaft sitzt ab, Jungen helfen; ängstlich werden sie von ihren Müttern zurückgezogen. „Was gehen die euch an?" Der Bürgermeister und der Pastor treten vor Schill. „Herr General," beginnt der Bürgermeister, „Sie sehen in uns getreue rheinbündlerische Untertanen!"

„Ihr seid Deutsche! Wie wir!"

„Wir leben mit Frankreich in Frieden, Herr Oberst." Dunkelrot wird Schills Gesicht. „Brüder!" ruft Schill schallend über den Platz. „Steht nicht so fern. Kommt doch näher. Habt ihr denn Angst vor uns? Wir sind gekommen, um euer Unglück zu enden! Habt Vertrauen! Unter meiner Führung sind tapfere deutsche

Männer, die alles, was ihnen teuer war, im Stiche lassen, um euch von fremden aufgezwungenen Gesetzen zu befreien, die eure Eigenart und euren Charakter morden! Wir sind da, um wieder die alte deutsche Freiheit zurückzuerkämpfen! Wollt ihr kleiner sein als Spaniens Frauen und Kinder, als Tirols Bauern?" Es bleibt still. Schills Faust umkrampft den Säbelkorb. Verschlossen, verlegen, ablehnend sind die Mienen der Bürgerschaft. Schill tut einen unsicheren, fahrigen Blick über seine Schar: Verbissen, finster und traurig stehen die Husaren neben ihren Pferden. „Ihr seid Rebellen!" schreit anklagend eine Stimme im Hintergrunde der Bürger. „Aufrührer seid ihr!" — „Bleibt ruhig." Gestärkt hebt der Pastor die Arme zum Himmel. „Ich frage Sie, Herr Major, ich frage Sie im Antlitz des allmächtigen Gottes, der unsere Taten richtet, ist es wahr, daß Sie im vollen Frieden kaiserliche Truppen angegriffen und niedergemetzelt haben?"

„Schmähliches, ehrloses Knechtepack!" schreit ein Husar.

„Ruhig, Moltke! Ich bitte dich!" Mit zuckendem Antlitz steht Schill. „Christen, Brüder und Schwestern!" kräht, mit den Armen in der Luft herumrührend, der Pastor. „Weicht von den Verführern! Rettet eure Kinderchens! Laßt die Verräter ihren Lohn finden. Wir haben nichts gemein mit ihnen! Kommt, geht in die Häuser!" Mit gebreiteten Armen, wie eine dicke lebendige Warnungstafel drängt der Pastor die willig und gern Gehorchenden zurück.

In eisigem, blutauspeitschendem Schweigen leert sich der Platz.

„Aufsitzen!"

Eine Trompete schluchzt; still und bleich formieren sich die preußischen Husarenreihen.

„Rückt ab!"

Zu den Füßen des Eulenspiegelturms, an der Spitze seiner blutjungen Offiziere biegt Schill unter den engen Giebeldächern, vom alten Schloß überragt, in die freie Straße, nach Norden ein. Wie Weinen ist es über den Rücken der langsam Verschwindenden. Traurig gehen die Pferde, mit gesenkten Köpfen.

# Weltwirtschaftliche Umwälzungen

Von

## E. Jenny

Wer die politischen Strömungen unter den oberflächlichen Erscheinungen zu verfolgen und zu erkennen vermochte — und dies war vornehmlich dem mit politischem Sinn begabten Volkswirtschaftler gegeben — der ahnte nicht nur schon vor dem Weltkrieg das Herannahen eines furchtbaren politischen Zyklons, der über das ganze Erdenrund hinwegfegen würde, sondern der begriff diesen künftigen Krieg auch als einen Handels- und Wirtschaftskampf von gigantischem Ausmaß. Heute entpuppt sich auch dem blödesten Auge der dahingerafte Orkan als ein

Raubkrieg, bei dem es jedem Beteiligten letztlich galt, seinen Nahrungsspielraum zu erweitern. Unverhüllt tritt dies nach seiner Beendigung zutage. Denn die Sieger plündern die Unterlegenen bis aufs Hemd aus. Nicht nur Land und Leute werden entgegen allen gleißnerischen Lügen über Selbstbestimmungsrecht der Völker von den Staaten abgegliedert; auch ungeheure Tribute werden auferlegt, die ganze Nationen zu unabsehbarer, unmenschlicher Fronarbeit verurteilen, und Hab und Gut werden geraubt, wo und in welcher Form es immer sich dem Zugriff bietet: Schiffe, Auslandguthaben, blühende Unternehmungen friedlichen Fleißes, Privatrechte in jeglicher Form, auch geistiges Eigentum nicht ausgeschlossen, das doch sonst heilig war . . . Raub wird auf Raub gehäuft zu unermeßlicher Beute; und über die Gegenwart hinaus wird Deutschlands des so gefürchteten und verlästerten Widerparts Wettbewerb in friedlicher Arbeit lahmgelegt.

Das ist dasjenige, was sich heute in greller Deutlichkeit aus den Ereignissen dem Auge darbietet. Was sich jedoch weniger nackt aus den Tagesereignissen herausschält, das ist eine nebenherlaufende weltwirtschaftliche Umwälzung, oder richtiger ausgedrückt: nicht ein nebenherlaufender, sondern eher ein den Dingen zugrunde liegender Vorgang (elementare Gewalten laufen nur scheinbar, für den nicht genügend geschärften Blick des Beobachters, infolge rein zeitlichen Zusammentreffens nebenher, während sie in Wirklichkeit der Untergrund der Erscheinungen sind!) Dieses wirtschaftliche Phänomen liegt in einer vulkanisch zu nennenden Erschütterung und Gleichgewichtsverschiebung der ökonomischen Kräfte in der Weltwirtschaft in ihrer Gesamtheit; Erscheinungen, die berufen sind, einschneidend auf die politischen Gestaltungen auszustrahlen. Des Näheren besteht die Wandlung darin, daß der wirtschaftliche Schwerpunkt sich *verschiebt* von den *Volkswirtschaften mit hochkapitalistischer Entwicklung* und *arbeitstechnischen Höchstleistungen* — wo er bisher lag, und von wo aus die Weltwirtschaft maßgebend beherrscht wurde — *zu den Ländern der Rohstofferzeugung*.

Was die internationalen Wirtschaftsbeziehungen der letzten 50 Jahre vor dem Weltkrieg charakterisierte, das war das unbedingte Übergewicht der Länder mit alter Kultur; d. h. eben derjenigen, deren Kapitalreichtum in der Form wirtschaftlicher Anlagen oder reiner Geldanleihen die Neuländer wie mit Polypenarmen umfing und ihnen saugpumpenartig die Roh- und Nahrungsstoffe als die belebenden Säfte der Menschheitswirtschaft entnahm. Sie waren es, die jene weniger entwickelten Länder erschlossen, d. h. ihre Naturschätze hoben und jene Gegenden durch Hergabe der nötigen Kapitalaufwendungen und Gestellung der technischen Kenntnisse in die Weltwirtschaft einbezogen. Dabei stand es ganz in ihrem Belieben, wohin sie ihre befruchtende Tätigkeit wenden wollten. Wer sie heranziehen wollte, mußte sich ihnen günstig darbieten — sonst kamen sie nicht! So begründete sich eine unauffällige, aber darum nicht minder unbeschränkte ökonomische Herrschaft. Denn auf ihr begründete sich ein in milde Formen verborgener Tribut. Jene Länder wurden teils unmittelbar „zinspflichtig" (im Falle der Verwendung fremden Leihkapitals), teils geriet ihre Wirtschaft in mittelbare Abhängigkeit und Dienstbarkeit, indem sie sich der Preisstellung seitens der wirtschaftlichen Vormächte unterwerfen mußten.

Diese Preisstellung beengte die Neuländer von zwei Seiten her. Trotz der Überfülle des Kapitals überwogen dank dessen Freizügigkeit die Anlagemöglichkeiten. Daher war der Wettbewerb unter den Rohstofferzeugern, mit Ausnahme der wenigen Produzenten von monopolistischen Waren, derart scharf, daß sich die Eigner dieser Produkte der Nachfrage anbequemen mußten. *Sie* hätten den Käufern nachzulaufen. Das war die eine Seite der „Beklemmung". Die andere

lag in der Preisstellung der Fertigfabrikate. Auch hierin lag das Übergewicht, im ganzen gesehen, auf der Seite der alten, hochentwickelten Volkswirtschaften. Ihren Forderungen, die sich auf der ihnen gewohnten Lebenshaltung begründeten, hatte sich der Abnehmer im wesentlichen anzupassen. Sie diktierten die Preise; die Neuländer hatten sich zu fügen. Also daß auch hier die großen Gewinne den Industriestaaten zuflossen, die Rohstoff liefernden Länder aber gerade ihr Auskommen fanden. Selbst die sich aus ihrem raschen Aufschwung entwickelnden Renteneinkünfte waren infolge der kapitalistischen Umklammerung ihrer Wirtschaften durch die Völker alter Kultur den letzteren gleichsam vorweg verpfändet, bevor sie noch entstanden waren. In der Zahlungs- wie Handelsbilanz aller sog. Kolonialländer vor dem Kriege kommt diese Tatsache klar zum Ausdruck in den Ziffern der Mehrausfuhr sowohl wie der formellen Verschuldung. Darin drückte sich eben der Tribut dieser verschleierten, aber nun doch einmal bestehenden wirtschaftlichen Hörigkeit aus.

Bereits vor dem Kriege machten sich nun gewisse Anzeichen einer beginnenden Rohstoffknappheit bemerkbar, und zwar zunächst in der Form eines immer verbissener werdenden Wettstreites um die Beherrschung der wichtigsten Quellgebiete dieser Ströme. Man denke nur z. B. an die Kämpfe um die Ölbezirke in allen Weltteilen, die auch in die Politik ihre grelle Spiegelung warfen! Durch den sich mit der Wirtschaftsleitung befassenden Teil der Menschheit sämtlicher Länder ging das unbehagliche Gefühl, daß die Güter, mit denen man bisher aus dem Vollen zu wirtschaften pflegte, spärlich zu werden begännen. Der Bedarf hob an, teils infolge der ungeheuren Vermehrung der Bevölkerung, teils dank dem immer mehr sich ausbreitenden Wohlstand, den Beschaffungsmöglichkeiten vorauszueilen. Darin lag bereits die Anbahnung des grundlegenden Umschwungs.

Der Krieg brachte erst die völlige Umkehrung zuwege. Ein ins schier Ungemessene gesteigerter Verbrauch nicht allein der fertigen Nutzgüter, sondern auch der wirtschaftlichen Anlagen infolge des wahnsinnigen Kriegsverschleißes oder der Umänderung zu „unproduktiver Produktion", wie sie nun einmal dem Krieg eigen ist, schmälerte Vorräte sowohl wie Erzeugungskraft. Der Krieg lenkte Millionen der besten Menschenkräfte von der Gütererzeugung überhaupt ab und endete mit völliger Vernichtung eines Teils dieser Kräfte. Dadurch war das Mißverhältnis unendlich vergrößert worden, so daß heute in bezug fast aller Gebrauchsgüter die vorhandenen Vorräte wie auch die Herstellungsmöglichkeiten neuer Waren bei weitem hinter demjenigen Bedarf zurückbleiben, der sich bei Aufrechterhaltung der bisherigen Lebensgewohnheiten der Völker ergäbe.

Die Folge ist eine bis zu jenem schmerzhaften Paroxismus gesteigerte Nachfrage nach Rohstoffen, wie sie nur bitterer Not entspringt. Der Rohstoff- und Warenhunger hetzt alle Welt auf die Jagd nach den Naturschätzen. Der Weltmarkt quittiert diese Erscheinung, der noch dazu ein gemindertes Angebot gegenübersteht, mit sprunghaften Preiserhöhungen für sämtliche Güterarten. Die dadurch hervorgerufene Teuerung drückt ihrerseits den Konsum nieder, d. h., legt den Völkern Entbehrung und Einschränkung auf. Die hierdurch bedingte Minderung der Kaufkraft für verbrauchsfähige Fertigerzeugnisse aber legt mit eiserner Härte eine obere Grenze fest, über die die Veredelungsgewerbe mit ihren Preisen nicht zu gehen vermögen, indes die ganze Wucht der Knappheit und des durch sie bedingten Preisauftriebes die Rohstoffe trifft und ihren Wert maßlos emporpreßt. So kommen von beiden Seiten her die hochstehenden Gewerbearten in Druck: von der Seite ihrer Belieferung mit Rohstoffen wie auch des Absatzes ihrer Fabrikate. Wodurch sich ihr Preisspielraum und damit ihre Gewinnmöglichkeit ungemein verengert. Darin besteht der schneidende Gegensatz zu früher; denn einstmals hatten sie ihrer-

seits die Abnahme der Rohstoffe beherrschend in der Hand, und die wachsende Kaufkraft des Konsumentenkreises gewährte ihnen eine Bewegungsfreiheit in der Preisfestsetzung der eigenen Produkte, die sich einzig durch die Konkurrenz unter sich fühlbar begrenzte. So gestaltete sich die Umkehrung der Lage dahin, daß diejenigen, die einst die Preise nach beiden Seiten diktierten, nunmehr selbst unter Diktat zu stehen kommen. Die Inhaber der Rohstoffe, denen infolge der empfindlichen Verknappung ein mehr oder weniger ausgesprochenes Monopol zuwächst, können heute ziemlich beliebig ihre Forderungen setzen. Das Endergebnis ist, daß die dicken Gewinne künftig immer ausgiebiger von den Urproduzenten eingeheimst werden, während der technisch hochvollendeten Enderzeugung nur kärglich bemessene Einkünfte zufallen können. Diese bittere Erkenntnis findet sich in einem offiziellen Schriftstück zum ersten Male in klare Worte gefaßt in dem Bericht vor, den die Schweiz der Brüsseler Sachverständigenkonferenz vorlegen ließ. Da heißt es, die Finanzlage werde verschlimmert durch „die Gefahr, welche für die Schweiz in dem Zwange bestehe, im Auslande alle Rohstoffe für die Industrie zu teueren Preisen einzukaufen, während auf der anderen Seite die Schweizer Produzenten sich mit geringem Nutzen begnügen müßten und . . . nur schwer Absatz für ihre Erzeugnisse fänden". So also empfindet seine Lage ein kleines Land von höchstentwickeltem Gewerbefleiß, dem einst zum Bezug und zum Absatz die ganze Welt offen zu stehen schien!

Diese Umkehrung bedingt eine Richtungsänderung desjenigen Güterkreislaufes in der Weltwirtschaft, durch welchen sich bislang die Neubildung von Kapital vollzog; derjenigen Strömung also, die sozusagen die „Anlandung" neuen Wirtschaftsgrundes bedingte. Die neuen Reichtümer werden den Urproduktionsländern zugeschwemmt werden, während die Neuansammlung von Kapital in den Staaten alter Wirtschaft nur langsam vor sich gehen, ja vielleicht sogar ein Abtragen, eine Einbuße an manchen Stellen zu verzeichnen sein wird. Eine *relative Verarmung* dieser Gebiete, die einstmals die Träger des Wirtschaftserblühens waren, ist daher mindestens vorauszusehen.

Diese Vorgänge sind berufen, einschneidende Wirkungen sowohl innerhalb der einzelnen Staaten in bezug auf das klassenmäßige Übergewicht ganzer Berufsschichten auszuüben, als auch internationale Machtverschiebungen im weltwirtschaftlichen Sinne hervorzubringen. Wo bisher einer blühenden Industrie im Verein mit großangelegtem Handel der Großteil des Volkseinkommens zufiel, die Urproduktion vornehmlich in Gestalt der Landwirtschaft sich stark in den Hintergrund gedrückt fühlte, da wird unter Voraussetzung der Beibehaltung der bisherigen Produktionsweise in Zukunft dem Landbau eine verstärkte Quote am Volkseinkommen zufallen. Zwischenstaatlich wird aber die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwerpunktes noch viel mehr in die Augen fallen. Lag er bisher dort, wo alter Reichtum im Verein mit der intensiven, technisch hochwertigen Arbeitskraft großer Menschenansammlungen einen Überfluß an werbelustigem Kapital geschaffen hatte, so ist abzusehen, daß er sich allmählich in diejenigen Länder verlegen wird, die über unbehobene Naturschätze verfügen. Es ist denkbar, daß dieser Vorgang sich bis zur völligen Umkehrung der bisherigen Lage, nämlich dahin steigern könnte, daß sich schließlich eine tributäre Zinspflicht der alten Staaten gegenüber den neuen herausbildet. Auch hierfür hat der Krieg bereits starke Ansätze geschaffen. Schon sind die Vereinigten Staaten aus dem größten Schuldnerstaat zum mächtigsten Gläubigerlande geworden, indes Europa der Zinsknechtschaft verfiel auf Jahrzehnte hinaus. Erst recht zeigt sich diese Wandlung bei Staaten, die vom Kriege nicht berührt wurden, z. B. Argentinien, dessen jährliche Zahlungsbilanz um Milliarden aktiv geworden ist, während es sonst Mühe hatte, durch immer erneute Aufnahmen fremden

Geldes die Entwicklung seiner Wirtschaft einigermaßen zu betreiben. Dieses Land, das vor wenigen Jahren noch ständig an allen Börsen der alten Welt und Nordamerikas um Anleihen nachsuchte, konnte sogar bereits mehrfach denselben Ländern gegenüber als Geldgeber auftreten, indem es sich durch Hergabe seiner großen Warenbestände auf Kredit zu ungeheuren Preisen erhebliche Auslandguthaben schuf.

Im Zusammenhang mit diesem Prozeß wird sich weltwirtschaftspolitisch der imperialistische Drang des Neumerkantilismus, sich der Rohstoffgebiete zu versichern, noch verstärken und verdeutlichen. Wir sehen, wie Weltbritannien dabei ist, sich in diesem Sinne auszubauen, um alle belangreichen Erdölvorkommen, Erzeugungsgebiete der wichtigsten tropischen und subtropischen Produkte, wie vegetabilischer Öle, Baumwolle, Kolonialwaren, aber auch die gewaltigen Brot und Fleisch erzeugenden Nährflächen in seine Gewalt zu bringen.

Das verflossene Zeitalter stand unter dem Zeichen der Rohstoffkolonien. Es waren Neuländer, die von den Mutterländern ausgebeutet wurden. Ungeheure Reichtümer wurden aus jenen Kolonien herausgeholt und sammelten sich zu ungeahntem Wohlstand in den alten Ländern auf. Während diese auf solcher Grundlage sich zu hoher Kultur emporschwangen, blieben die Kolonialländer zu relativer Dürftigkeit niedergehalten. Man könnte sich denken, daß, im Falle die Umstellung des Zustroms des größeren Reichtums nach den Rohstoffländern anhielte, ein Umschwung sich auch dahin geltend machen könnte, daß zuletzt die Altländer wirtschaftlich zu einer Art Arbeitskolonie herabsänken; zu Riesenwerkstätten, die in Abhängigkeit von den Rohstoffeignern für diese die Weiterverarbeitung vollzögen. Statt wie bisher den Urproduzenten ihren Willen aufzuzwingen, müßten die Altländer dann nach dem Belieben ihrer Auftraggeber ihr Werk vollziehen, gegen verhältnismäßig karge Entlohnung und unter Zinsverpflichtungen aller Art, indem bei Übergleiten des Kapitalbesitzes nach den Neuländern ein Zinsverhältnis auch bezüglich des Anlage- und Betriebskapitals der Unternehmungen einträte. Die Altländer würden, international gesehen, zu „Heimarbeitern" der Weltwirtschaft.

Das ist — zunächst — wohl noch ein etwas phantastisches Bild, das nur hingestellt sein mag, um die Richtung klar zum Ausdruck zu bringen, in der sich die Dinge bewegen. Was sich jedoch bestimmt aus der geschilderten weltwirtschaftlichen Umstellung ergibt, das ist die Tatsache, daß wir in eine Epoche eintreten der relativen Kümmerung aller auf hochentwickelter Technik und hochwertiger Arbeitskraft begründeten Volkswirtschaften und eines gewaltigen Aufschwungs der Rohstofferzeuger unter den Nationen. Erstere, die bisher zu herrschen gewohnt waren, geraten in Nachteil, letztere erlangen ein Übergewicht. Die weitere Folge der Versetzung des Reichtums wird sein, daß die Neuländer auch kulturell einer ungemein raschen Entwicklung entgegengehen. Waren sie bisher darin ganz abhängig von den alten Ländern, ohne etwas Eigenes zur Menschheitskultur beitragen zu können, so werden sie wohl ihrerseits aktiven Anteil gewinnen an der Weltgestaltung auf geistigem Gebiet. Jedenfalls wird ein Ausgleich stattfinden jener tiefen Unterschiede, welche heute jene Länder, die bisher kulturell nur Ableger der alten Kulturstaaten waren, von diesen trennen. Bei diesem Ausgleich wird es dann wohl sein Bewenden haben; der Prozeß dürfte damit abgeschlossen sein. Denn der Pendelausschlag, den wir gegenwärtig bemerken, wird seine Amplitude damit erreicht haben, und abermals wird eine Richtungsänderung eintreten.

Im Lichte dieser Betrachtung ist Deutschlands Schicksal besonders schwer und bedauernswert. Denn durch seine furchtbare Niederlage ist es der Möglichkeit benommen, sich ebenfalls Rohstoffgebiete in der Welt zu sichern. Dadurch gerät es anläßlich der Umkehrung der Wirtschaftstendenzen in eminente Gefahr, zu einem reinen Arbeitsgebiet, d. h. zu einem Lande geringerer wirtschaft-

licher Fruchtbarkeit zu werden. Außer . . . es bekäme die Führung der Gegenbewegung des Pendels in seine Hand. Diese würde bestehen in einem erneuten Sieg des menschlichen Könnens, der Technik und der Arbeit über die tributheischende Natur. Denn so bietet sich der Anblick der Wandlungen dar: in der Vorkriegszeit hatte sich ein überwältigender Sieg des menschlichen Könnens über die Naturmächte vollzogen, wodurch sie ihm untertan wurden. Heute ist die Menschenmacht durch den Krieg abgeschwächt, und es gewinnt der Naturfaktor in der Wirtschaft wieder den Ausschlag. Es ist denkbar, daß in einem neuen Anlauf die Dinge sich abermals wenden müssen. Wenn Deutschland dann wieder an der Spitze des Könnens und der technischen Macht stände, könnte es die ihm zugefügten Verluste vielleicht verwinden. . . .

Darin liegt für es der Antrieb, unentwegt zu arbeiten, wie es bis dahin geschafft hat. Denn im Schaffen marschierte Deutschland an der Spitze der Nationen, und das muß es auch fürder tun, wenn es nicht untergehen will.

# Die Bedeutung der dichterischen Form und Goethes Götz von Berlichingen

Von

Conrad Wandrey

1.

Seit die historischen Wissenschaften um ihre logische Grundlegung bemüht sind, hat auch die Frage nach Sinn und Methode der einzelnen Disziplinen nie ganz geschwiegen. Am lebhaftesten war die Diskussion vielleicht auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft, denn hier lagen die Verhältnisse besonders schwierig und verwickelt. Die junge Disziplin hatte eben erst auf positivistischer Grundlage sich zu konstituieren versucht, als es schon wieder galt, den Irrtum einer falschen Begriffsbildung und damit die kaum gewonnenen Fundamente aufzugeben.

Diese Ungunst der historischen Konstellation verstärkte die logisch noch nicht durchdrungene Vieldeutigkeit ihres Gegenstandes mit neuer Schwierigkeit und Verwirrung. Von der einen Seite wurden die literarischen Erscheinungen als lediglich historische Zeugnisse in Anspruch genommen, deren Wesen und Werden dem jeweiligen geschichtlichen Entwicklungszuge sich restlos verflechte und aus ihm seine volle Erklärung empfangen könne. Auf der anderen Seite wies man mit Recht darauf hin, daß die in engerem Sinn literarischen, die dichterischen Erzeugnisse — und mit wachsendem Wert um so mehr — nie unter den Zentralbegriff des einmaligen historischen Verlaufes zusammengefaßt werden könnten, ohne daß ihr Eigenstes unbegriffen bliebe. Man sagte: Literatur als Dichtung ist in Ursprung und Wirkung der zeitlichen Beschränkung entrückt, und eine Literaturwissenschaft, die sich nur selbst richtig versteht, ihren eigenen Gegenstand, ihre eigene Aufgabe nicht preisgeben will, muß erst einmal eine Wissenschaft von der Dichtung und damit ein Teil der Kunstwissenschaft sein, ehe sie die lediglich historischen Beziehungen ihrer Gegenstände aufzudecken sucht.

Dieser Kampf zwischen historisch-philologischer und ästhetisch-philosophischer Einstellung, der die Einheit der Literaturwissenschaft bedrohte, ist in unseren Tagen zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die Gegensätze haben sich, ohne aufgehoben zu sein, in einem fruchtbaren Austausch und Wettstreit verbunden. Julius Petersen

dürfte unter den jüngeren Forschern ziemlich allein stehen, wenn er einen ausschließenden Gegensatz zwischen Literaturwissenschaft und Ästhetik behauptet und gleichzeitig die überholte Methodik der Scherersschule für die Gegenwart einseitig festzuhalten, die Rickertschen Grenzpfähle zwischen natur- und kulturwissenschaftlicher Begriffsbildung mit wenig überzeugenden Argumenten zu stürzen versucht *). Zwei Forscher von so ausgeprägter Eigenart wie Rudolf Unger und Friedrich Gundolf finden sich bei allem Unterschied ihres an Dilthey und Bergson verschieden orientierten methodischen Rüstzeugs in diesem entscheidenden Punkte zusammen, daß Dichtung ihrem Ursprung nach vom Historischen aus nicht gefaßt werden könne, mag dieses Bemühen nun bei Unger zur dichterischen Phantasie, bei Gundolf zum dichterischen Urerlebnis, oder, um noch einen dritten zu nennen, den Münchener Forscher Fritz Strich, zum dichterischen Stil als dem leitenden Wertbegriff der wissenschaftlichen Darstellung hinführen.

Die systematisch gerichtete Literaturwissenschaft steht heute ungefähr dort, wo die Kunstwissenschaft stand, als Heinrich Wölfflin mit seinen neuen Bemühungen an die Öffentlichkeit trat. Freilich liegt auch in diesem Betracht die Situation für uns viel weniger günstig. Es fehlt eine Tradition, auf die man dort in Marées und Fiedler sich berufen konnte, eine gegenseitig sich stützende Produktion und Spekulation; es fehlt eine beides vereinigende Gestalt, wie Adolf von Hildebrand, auf dessen „Problem der Form" Wölfflin hinweisen konnte, als er es unternahm, neben eine historisch-beschreibende eine systematisch-verarbeitende Betrachtungsweise zu setzen. Denn theoretische Auslassungen von Dichtern bieten nur selten einen Ersatz für diesen Mangel und dürfen nur mit großer Vorsicht übernommen oder verallgemeinert werden, da sie meist nur pro domo gelten, nur den individuellen Bedürfnissen des einzelnen Dichters Rechnung tragen.

Trotzdem hat die systematisch gerichtete Literaturwissenschaft mutatis mutandis jenen Einwand Wölfflins wirklich erhoben und erheben müssen, daß nämlich die philologisch-historische Betrachtung ihre Arbeit dort abschließt, wo die eigentlich dichterischen Fragen beginnen, daß die Herstellung sorgfältiger textkritischer Ausgaben wohl eine Voraussetzung aller wissenschaftlichen Erkenntnis von Dichtung ist, daß aber diese Arbeit und die Aufzeigung außerdichterischer Beziehungen nie Wesen und Ziel der Literaturwissenschaft sein kann.

Es ist das Verdienst von Alois Riehl, als erster auf den Wert hingewiesen zu haben, den die in ihrer Wirkung immer bedeutsamer gewordenen kunsttheoretischen Schriften Konrad Fiedlers auch für eine Wissenschaft von der Dichtkunst haben könnten. Dem ästhetischen Zentralbegriff bei Fiedler, dem Begriff der notwendigen und organischen Form, entspricht für eine Betrachtung der Dichtung der Begriff der inneren dichterischen Form, wobei Form nicht mehr mit der Terminologie einer leeren Formalistik als leere Flasche zu verstehen ist, in die ein beliebiger Inhalt gefüllt werden kann, sondern als „Bildung" im goethischen Wortsinn, als Formen durch Aufnahme.

Das Entscheidende, was Fiedler von den meisten anderen ästhetischen Betrachtungsweisen trennt, ist ihr Ausgang vom Schöpfer und Geschaffenen, statt vom Betrachter und Betrachteten. Sie will nicht mehr die Rezeption, sondern die Produktion erklären, und widerlegt damit, auf die Dichtung angewandt, von vornherein alle Einwände, die sich gegen jenen weit verbreiteten, meist journalistischen Dilettantismus richten können, jenes subjektive Herumschmecken und schöngeistige Deuten von Dichtungen, das immer und allerorten von Übel ist.

Es wird eine der wichtigsten Aufgaben auch der Literaturwissenschaft sein müssen, der Entstehung von Dichtwerken vom Dichter selbst her nachzuspüren. Das

*) Vgl. seine Schrift „Literaturgeschichte als Wissenschaft", Heidelberg, 1914.

hat man bisher meist nur zu tun vermeint oder zu tun vorgegeben. Die vermeintlichen Quellen der Stoffgeschichte gehören nur zum Nährstoff, mit dem der dichterische Keim sich speist, und eben dessen Wachsen vor allem gilt es zu verstehen.

Freilich, er selbst kann nicht mehr erklärt werden. Der Keim ist das schlechthin Gegebene, das Urphänomen, vor dem alle Erklärung versagt und sich ehrfurchtsvoll zu bescheiden hat. Gerade die Prätention einer absoluten Voraussetzungslosigkeit, die es auch in der Literaturwissenschaft nicht gibt und nicht geben kann, hat zu schweren Irrtümern geführt. Man hat auf Einflüsse das größte Gewicht gelegt, ohne sich darüber klar zu sein, daß erst einmal ein Etwas da sein muß, in das Einflüsse einfließen; man hat immer wieder von den Beziehungen geredet, ohne das Etwas aufzuzeigen, das oder auf das ein anderes bezogen wird. Die Substanzen wurden zur Relation, die Wesenheiten zu Beziehungen aufgelöst und verflüchtigt; das Ich des Dichters wurde aus einer „geprägten Form, die lebend sich entwickelt", zum bloßen Schauplatz, zur leeren Bühne, zum Treffpunkt von vielfachen psychischen Energien und Begabungen; das Dichten wurde für diesen pseudowissenschaftlichen Positivismus aus einem Wachsen ein Machen, ein mehr oder minder talentvolles Arrangement von allerhand Stofflichkeiten der dinglichen und seelischen Welt.

Für uns, die wir wieder an Substanzen glauben und das Stoffliche nur insofern betrachten, als es von Kräften durchdrungen und geformt wird, tritt die werdende Dichtung in die gleiche Ebene mit allem wachsenden Leben. Der Keim, die Konzeption ist das Gegebene und nicht weiter Erklärbare, ist das, was wächst, Einflüsse, Stofflichkeiten an sich zieht und mit seiner verwandelnden Kraft durchdringt. Für den Keim kann alles außer ihm Liegende nur Nährstoff oder Modifikation sein, den Keim fördernd oder behindernd. Dazu gehören dann also nicht nur die drei Bestimmungen der Rasse, des Milieus, des Momentes, aus denen Taine — und zwar aus ihnen allein — erklären wollte, sondern auch das Ich des Dichters mit dem ganzen Umfang seiner verschiedenen Inhalte und Strebungen. —

Man könnte nun einwenden, daß bei dieser Natürlichkeit des Wachstums aus einem Keim, der der Umwelt und dem Ich des Dichters das ihm Gemäße entzieht und sich anformt, jede Dichtung notwendig organisch und damit vollkommen werden müßte, daß also der Versuch einer systematischen dichterischen Wertordnung vom Begriff der Formwerdung her in die Indifferenz eines lediglich beschriebenen Nebeneinanders zurücksänke. Doch dieser Einwand besteht nur scheinbar zu Recht.

Jede Dichtung ist nämlich schon in ihrem Entstehen von einer eigentümlichen Problematik bedroht, eine Problematik, die sowohl ihren Gegensatz zum bloß organischen Leben offenbart, als auch den Maßstab sichtbar werden läßt, an dem sich erst Wert und Unwert, Vollkommenheit und Unvollkommenheit des dichterischen Gebildes für die ästhetische Betrachtung der Formwerdung ablesen läßt. Ich meine die dichterischen Kategorien des Lyrischen, Dramatischen, Epischen, über die noch ein kurzes Wort unumgänglich ist, ehe ich aus dem Theoretischen zur Betrachtung des Götz als einem realen Beispiel übergehen kann.

Die dichterischen Kategorien sind etwas, das einen eigentümlich objektiven Bestand hat, der respektiert sein will, und den auch jede Dichtung, trotz aller Zwischenstufen, und mag der Dichter darum wissen oder nicht, tatsächlich respektiert. Es geht nicht an, in den Erscheinungen der lyrischen, epischen, dramatischen Form etwas zu sehen, das nur als Schema, als Klischee, oder als Schachtelbegriff für die Ästhetik seinen Wert habe. Freilich sind diese Urformen des Dichterischen erst hinterher, induktiv aus der Summe historisch gewordener Dichtungen erschlossen, aber sind sie darum weniger verbindlich? Die Musik kennt einen ähnlichen Fall. „Was war da zuerst? Die Melodie oder die Harmonie? Praktisch, historisch unbedingt die erstere, theoretisch gesehen aber gewißlich die letztere. Lange Zeit hat man Melo-

dien gesungen, ehe man die Harmonie gefunden hatte", wie man lange vor der Erkenntnis der dichterischen Kategorien dichtete. Trotzdem waren beide eine wesentliche Voraussetzung, daß es zur Melodie und Dichtung überhaupt kam. „Man hat auch lange schon und gut genug zu leben verstanden, ehe die Gesetze des menschlichen Organismus aufgedeckt waren — dennoch sind diese für all unser Leben bedingend" *). Und ebenso sind die dichterischen Kategorien für alles dichterische Leben bedingend, und zwar, was mit dem besonderen, geistig schon vorgeformten Material der Dichtung, der menschlichen Sprache, zusammenhängt, viel ausschließlicher bedingend, als die Formenwelt der anderen Künste.

Die dichterischen Kategorien sind weder den allgemeinen Formen der Musik, dem Lied, der Sonate, der Fuge zu vergleichen, noch den allgemeinen Formen der Malerei, dem Porträt, dem Landschaftsbild, dem Stilleben; am ehesten noch den visuellen Urphänomenen, die Wölfflin als das Lineare und das Malerische beschrieben hat. Einem Musiker, der von der kleinsten Einheit, dem Motiv, ausgeht, steht es, wenn auch nicht vollkommen, so doch in weitgehender Weise frei, seinen Einfall, der im Gegensatz zu dem sogenannten dichterischen Motiv eben schon eine feste, und zwar musikalisch feste, im Tonmaterial geformte Gestalt hat, nun im Lied, oder in der Sonate, oder in einer Fuge zu verwenden. Aber dem Maler steht es nicht frei, linear oder malerisch zu sehen, ihm ist eines von beiden angeboren, und ganz ähnlich steht es dem Dichter nicht frei, eine dichterische Konzeption, ein dichterisches Motiv in lyrischer oder dramatischer oder epischer Form sich auswirken zu lassen, es steht ihm darum nicht frei, weil dem Keim, der Konzeption, schon ein bestimmter Eigenwille, eine bestimmte Tendenz nach einer der dichterischen Kategorien hin innewohnt, die von dem zeitlich späteren Belieben, der Reflexion des Dichters nur mit der Gefahr einer Gefährdung des Keims und damit der ganzen Dichtung außer acht gelassen werden kann. Diese eindeutige Formbestimmtheit ist also nicht so unmittelbar mit dem dichterischen Motiv gegeben, wie dem bildnerischen Motiv der malerische oder lineare Aspekt, sie ist ein eigentümlich Mittleres von Willkür und Notwendigkeit, das sich zwischen Konzeption und Vollendung schiebt, aber doch etwas, von dem jede Dichtung, auf ihre Vollkommenheit hin betrachtet, notwendig abhängig bleibt. Ganz abgesehen von ihrer weltanschaulichen Bedeutung, auf die das spezifische Lebensgefühl eines Dichters immer im Sinn einer der drei Kategorien sich ohne merklichen Zwang wird beziehen lassen, ist ihnen noch eine primäre Formkraft eigen, die in einem Sachzusammenhang gründet und von dem individuellen Formwillen des einzelnen Dichters gar nicht berührt wird. Sie gehören zum Urbestand des Dichterischen, so daß Dichtung ohne sie gar nicht entstehen und bestehen könnte.

Ich fasse zusammen: Um das Wesen und Werden einer Dichtung aus dieser heraus, von innen her zu erklären, ist 1. vom Keim, vom Urerlebnis, von der Intuition zu reden. Dazu tritt 2. als Nährstoff und Modifikation die Umwelt, zu der auch Seele und Welt des Dichters gerechnet werden muß. Und als ästhetisch entscheidend ist 3. die Art und Weise zu betrachten, in der die werdende Dichtung sich mit den Kategorien des Lyrischen, Dramatischen, Epischen auseinandersetzt, in denen und durch die eine Dichtung erst Form und damit dauerndes, fortwirkendes Leben erhalten kann.

## 2.

Das Urphänomen, der Keim der Götzdichtung liegt in der Genietragik des jungen Goethe beschlossen, die gleichzeitig Erlebnis und Thema des ganzen Sturms

*) Die Zitate nach August Halm, dessen im Verlag von Georg Müller erschienene Werke die wohlfeile musikalische Hermeneutik für immer verabschieden und um eine wahre Grundlegung der Musikästhetik bemüht sind.

und Drangs ist: im Bedürfnis nach Unabhängigkeit, im schrankenlosen Freiheitsstreben des starken Einzelnen und seinem Kampf gegen eine feindlich verbündete, träge, ihn mit Vernichtung bedrohende Welt. Dieses durchgehende Thema und Lebensgefühl des jungen Goethe, das sich in denselben Jahren mit dem Cäsar-, Mahomed-, Sokrates-, Prometheusentwurf in die verschiedenen Ebenen des Politischen, Religiösen, Wissenschaftlichen und Schöpferischen projiziert, aber immer dasselbe bleibt, hat in der Götzkonzeption die Gestalt eines der „edelsten Deutschen, eines wohlwollenden, redlichen Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit“ (28. Novbr. 1771 an Salzmann) zum Gefäß seines Willens und seiner Sehnsucht gemacht. Es liegt nicht so, daß die Lebensgeschichte des Ritters mit der eisernen Hand, die Goethe zufällig auf der Frankfurter Bibliothek findet, zur Ursache einer äußerlichen Shakespeare-Nachahmung wird. Das wäre ein Schaffen aus fremder Anregung gewesen, und dilettantisch in diesem Sinne war Goethe auch in seinen Anfängen nicht. Aber freilich ist der Keim der Dichtung so überwuchert, in seiner natürlichen Entfaltung so gehemmt worden, daß es beim Götz immerhin verständlich bleibt, wenn man ihn aus bloßem Shakespeare-Einfluß zu erklären versuchte. Doch die äußere sinnliche Fülle des Werkes verbirgt nur den seelischen Herd, dessen warme Strahlung deutlich spürbar bleibt.

Alle Dichtung wirkt sich als Sprache aus, und man braucht nur die Stellen zu fassen, wo der Sprachstrom am stärksten fließt, wo die Diktion am dichtesten mit Sinnlichkeit gefüllt, das Wort am reinsten Klang und Bild geworden ist, am wenigsten an ursprünglicher Frische verloren hat, am weitesten absteht von der reflektierten Blässe, der welken Abgegriffenheit der sprachlichen Umgangsmünze des Alltags, um jenen seelischen Herd, den Kern des Werkes zu spüren. Und da ergibt sich denn die überraschende Tatsache, daß diese Stellen, ihrem inneren sprachlichen Wesen nach, durchaus hymnischen Charakters, *lyrischer Preis der Götz*, sind.

Er tönt am stärksten aus der Elisabeth, vor allem in der später gestrichenen Szene des zweiten Aktes; dann aus dem Gespräche mit Bruder Martin, dem Götz-Goethe die Erfüllung der eigenen Sehnsucht wünscht: „Gott wird euch Raum geben“; er tönt aus der widerstrebenden Bewunderung des Weißlingen, der enthusiastisch ruft: „Götz, Götz, du allein bist frei, dessen große Seele sich selbst genug ist!“ Wie wird hier der seelisch dichterische Zusammenhang mit „Wanderers Sturmlied“ fühlbar! „Wen du nicht verlässest, Genius“ — dieser Hymnus auf das Genie aus derselben Frankfurter Zeit wirft das entscheidende Licht auf die Art, wie und was Goethe an Cäsar, Mahomed, Prometheus damals sah und dichterisch feiern wollte: die Selbstseligkeit, die kosmische Verbundenheit, die innere Freiheit des Genies, dem die gegebene Welt zu eng wird, dem die gegebene Welt feindlich gegenüber steht.

Dieser Ton, in den noch der hymnische, rhythmisch bewegte, nur scheinbar prosaistische Schluß des Egmont ausklingt, ist wie der Urton, so die Schlußnote auch des Götz, jener Szene im Gefängnisgärtchen, in der, wie man sagen möchte, der Generalbaß des Lyrisch-Hymnischen noch einmal die mannigfachen andren Stimmen und Harmonien des Werkes übertönt, den episch-dramatischen Kompromiß der äußeren Form siegreich durchbricht. Den Rhythmus, die hymnische Bewegtheit nur durch die Druckanordnung in Prosa verdeckend, heißt es da:

„Himmlische Luft-Freiheit, Freiheit / nur droben bei dir / Die Welt ein Gefängnis. / Weh dem Jahrhundert, das dich von sich stieß, / Weh der Nachkommenschaft, die dich verkennt.“

Man kann also schon aus der Sprachgestalt der Götzdichtung den seelischen Ursprung, den Keim, die bewegende Kraft des Ganzen erfassen. Diesem phänemenologischen Befund entspräche dann das Geständnis Goethes in Dichtung und Wahrheit (Teil 4, Buch 12), daß er von jenem titanischen, unbedingten Freiheitsstreben

der stürmenden und drängenden Zeit sich im Götz von Berlichingen zu befreien strebte. Götz ist, trotz der äußeren vollen Plastik der Gestalt, doch auch Goethe und gleicht, wenigstens der Intention nach, jenen Werther, Clavigo, Orest, Tasso, in denen Goethe ein eigenes Leiden oder ein Übel der Zeit dadurch zu heilen vermochte, daß er es dichterisch zum Bilde machte. Und wenn man nun, in einer merkwürdigen Verkennung des dichterisch Entscheidenden, der Formgebung, diese plastische Objektivität des Götz gegen die transparente Subjektivität jener späteren und aller goethischen Hauptgestalten als ein ästhetisches Plus hat herausstreichen wollen, so ist demgegenüber zu betonen, daß die Problematik dieser Dichtung gerade daraus erwächst, daß Götz *nicht in dem Maße* Goethe ist, wie Werther, wie Orest, wie Tasso, daß Goethe, nur verführt durch das hohe und mißdeutete Vorbild Shakespeares, die Konzeption des Götz, die, wie wir sahen, lyrisch-hymnischer Natur war, in dramatischer Form ausgestaltete und sich damit sowohl in Widerspruch zu dieser dichterischen Kategorie als auch in Widerspruch zu der Art seiner eignen dichterischen Veranlagung setzte.

Es ist das Wesen des Dramatikers, sowohl jede seiner dreidimensionalen Gestalten von ihrer persönlichen Mitte her nachzuerleben, jede dieser Gestalten von innen her zu sein, als auch diese Gestalten von außen her zu sehen, ihr Mit- und Nebeneinander, ihre Gleichberechtigung vor Schicksal und Natur ohne parteiische Anteilnahme nachzuformen. Diese Fähigkeit, in einem und dem gleichen dichterischen Akte persönlich sich auszuwirken und überpersönlich zu betrachten, besaß Goethe nur unvollkommen. Sein bekannter Ausspruch, der bloße Versuch einer Tragödie könnte ihn vernichten, besagt, daß es Wert und Wesen seiner konzilianten Natur aufgehoben haben würde, dichterisch-dramatische Spannungen in ihrer vollen Schärfe und Sachlichkeit auszutragen, Vernichtung, wenn auch nur im dichterischen Bilde, als Ziel zu setzen, wo es doch der Sinn seiner Existenz war, den metaphysischen Zwiespalt von Ich und Welt zu überwinden.

Im Thema der Götzdichtung liegt nun gewiß eine tiefe und unausweichliche Tragik. Götz, der in wüsten Zeiten wohldenkende, redliche Mann entschließt sich an Stelle des Gesetzes und der ausübenden Macht zu treten und muß gerade dadurch diesen von ihm durchaus anerkannten und verehrten Gewalten, zu deren Willensvollstrecker er sich nur macht, zweideutig und abtrünnig erscheinen, ein Opfer der Gewalten werden, deren *Sinn* sein Entschluß und Tun doch nur erfüllt! Diese Tragik, die, absolut genommen, die Tragik jedes sittlichen Helden ist, sich unerbittlich auswirken zu lassen, wäre das Ziel eines wirklich dramatisch-tragisch konzipierten Götz gewesen, für ihn wäre jene farbige Umwelt des Rittertums, der Geistlichkeit, des Städtewesens, der Zigeuner, des Femgerichtes und Bauernkriegs, von der Goethes Stück recht eigentlich lebt, nur eine Atmosphäre gewesen, die sich um das Zentrum der Gestalt des tragischen Helden ballt, erst mit und durch ihn entsteht, nur um seinetwillen existiert.

Wie ist nun bei Goethe dieser tragischen Konsequenz ausgewichen! Das tragische Ende wird ins Lyrische gelöst und besänftigt; die Gestalt des Götz tritt im 4. und 5. Akt, der eben nur einem tragisch gewandten Götz Raum und Stimme hätte gewähren können, völlig zurück; es überwuchert das Zuständliche, die feindliche Umwelt, gegen die Götz und die gegen ihn ansteht, und sie überwuchert, weil Goethe sie nicht *mit* der Götzgestalt, sondern losgelöst von ihr, *in dinglichem Eigensein*, d. h. *episch* konzipierte.

Der Götz ist, auf die innere Form hin betrachtet, eine den hymnischen Kern verhüllende epische Szenenfolge, während seine äußere Formgestalt die unerfüllte Forderung einer dramatischen Einheit, einer Konflikte bergenden, tragisch geladenen Welt erhebt. Goethe selbst schreibt in Dichtung und Wahrheit (3. Teil, Buch 13)

vom Götz: „Der größte Teil des Publikums und die Teilnahme der jungen Männer wurde mehr durch den Stoff, als durch die Behandlung angeregt." Sein reifer Kunstverstand lehnte einen Beifall als naiv und jugendlich ab, der über die verfehlte Behandlung hinwegsah, jene dramatische Unverbundenheit der Götzgestalt mit der Götzumwelt.

3.

Aber wenn wir nun, und zwar unter Berufung auf Goethe selbst, von der dichterischen Fülle des Götz, der frischen, mittelalterlichen Farbigkeit, als einer bloßen Stofflichkeit reden müssen, so ist dabei einem Mißverständnis zu begegnen. Sie ist ungeformt, und Goethe nennt sie im Stoff stecken geblieben *nur von der Kategorie des Dramatischen her*, die der Götz eben, als sie einmal aufgenommen war, erfüllen mußte. Eine Form hatte der Götz freilich, nur daß diese nicht galt, weil sie latent blieb und sich nicht durchsetzen konnte: die epische. All diese selbständigen Partien in ihrer quellenden Pracht, die Heilbronner Städteszenen, das Femgericht, der Bamberger Hof, das Zigeunermilieu sind, für sich betrachtet, als dichterisch-epische Kraftleistung, faszinierend, sie sind es, die nicht nur das Publikum, sondern auch den kritischen Herder enthusiasmierten, der doch das Werk als Ganzes ablehnte: „Shakespeare hat euch verdorben." Es ist ein höchstes Zeichen für Goethes frühe Einsicht in „die Natur seiner Poesie, die ihn immer zur *Einheit* drängte", daß er dieses Urteil Herders antizipierte und gleich nach der Beendigung der ersten Fassung des Götz erklärte: „Es muß eine radikale Wiedergeburt geschehen, wenn es zum Leben eingehn soll." Er erkennt mit der Instinktsicherheit des Genies, daß sein Werk, bei aller Wahrheit im einzelnen, als Ganzes leblos und unorganisch ist. Er vergleicht sein vitales Stück (im Brief an Herder vom 3. Februar 1772) mit Lessings durch und durch reflektierter Emilia Galotti und sagt: „Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht."

Man stutzt zuerst. Stofflichen Lesern, jenen, denen Goethe in dem obigen Zitat das große Publikum und die Jugend subsumiert, erscheint doch gewiß der Götz als ein Quellborn des Lebens und als ein polarer Gegensatz zur Emilia. Und nun sagt Goethe: es ist auch nur *gedacht*. Nur gedacht, das meint eben jenes Ausbleiben eines eigengesetzlichen Wachstums aus einem Keim heraus, nach dem Eigenwillen dieses Keims. Goethe hatte seiner hymnischen Konzeption die dramatische Form aufgezwängt, aufgedacht, und das führte zu einem inneren Bruch der organischen Einheit, den alle Kraft und Schönheit der einzelnen Ausführung, wie Goethe selbst erkannte, nicht wettmacht, sondern nur verdeckt.

Aber ist denn jene radikale Wiedergeburt nicht erfolgt, von der Goethe als der Lebensbedingung seines Götz spricht, hat er nicht in der zweiten Fassung die Übelstände der ersten beseitigt, ist hier nicht der Zwiespalt der inneren Form aufgehoben? Noch Eduard von der Hellen, der verdienstvolle Herausgeber des Götz in der Cottaschen Jubiläumsausgabe, stellt sich auf diesen oft vertretenen Standpunkt. In Wirklichkeit ist er, was gleich gezeigt werden soll, unhaltbar, gründet in einer vagen Idealität, die in der Kunstwissenschaft weit verbreitet ist und die Dinge oft gern so sehen möchte, wie sie *am schönsten* wären, statt sie so zu sehen, wie sie *wirklich* sind. Diese falsche Pietät, die letzten Grundes doch mit der wahren Ehrfurcht vor dem schöpferischen Leben, in dessen Dienst sie zu stehen meint, sich nicht verträgt, muß abgelehnt werden. Sie bedeutet hier nicht nur eine Fälschung der Götzdichtung, wie sie nun einmal geworden ist und wahrlich keiner Entschuldigung bedarf, sondern auch ein Unrecht an Goethe selbst, eine Nivellierung seines steilen, entsagungsreichen und mühevollen Aufstiegs zu höchster dichterischer Formvollendung. Wenn man solche Vollkommenheit schon in den Götz hineininterpretiert, was ist dann der innere Formwert der Iphigenie und der Wahlverwandtschaften? Goethe hat, noch im

Jahr der ersten Fassung, den Götz für eine bloße Meilensäule erklärt, „von der wegschreitend ich eine weite, weite Reise anzutreten“ habe. Glaubte er selbst an die zweite Fassung als eine radikale Wiedergeburt? Nein. Sie bleibt ihm sein „Probestück. Wenn ich je wieder ein Drama mache, mögen alsdann wahre Seelen fühlen, inwiefern ich zugenommen habe.“ Von der Unmöglichkeit einer inneren Wiedergeburt des Götz soll nun noch, das Gesagte verstärkend, die Rede sein.

Hebbel hat einmal geäußert, man könne ebensowenig dort weiterdichten, wo ein anderer aufgehört habe, als man dort fortlieben könne, wo ein anderer zu lieben aufhörte. Mit gleichem Recht wird man sagen können: es ist ebensowenig möglich, eine Dichtung wiederzugebären, wie man dasselbe Kind zweimal gebären kann. Nicht nur die von Goethe selbst aus bloßen Theaterrücksichten hergestellte dritte Götzbearbeitung von 1805, schon die zweite von 1773, ein Jahr nach der Urfassung, konnte nur die äußeren Schäden, nicht die inneren Gebrechen beseitigen.

Die Unterschiede des Urgötz von der zweiten Fassung sind denn auch lange nicht so erheblich, wie es gewöhnlich, aus jener eben berührten Ideologie heraus, behauptet wird. Sieht man von der sprachlichen Glättung ab, die die gröbsten Sturm- und Drangauswüchse beseitigte, so betraf die Änderung vor allem den 5. Akt, in dem die epische Selbständigkeit der einzelnen Szenen und Bilder den Götzkern und die Götzgestalt gar zu sehr überwucherte, völlig zu ersticken drohte. Das war nun eine verhältnismäßig leichte Operation, es war mit bloßem Wegschneiden der üppigen Wucherungen getan. Aber an ihre Stelle trat nicht ein tragisch gewandter Götz, sondern neue, auf das Wesentliche hin angesehen ebenso selbständige, von der seelischen Mitte der Dichtung unabhängige Szenen. Die Verbindung zum Zentrum Götz blieb gewollt, gesagt, lediglich „gedacht“ im Sinn jener tiefschürfenden eignen Erkenntnis Goethes.

Der zweite zu beseitigende Übelstand betraf die Selbständigkeit der Weißlingen-Episode. Und hier muß noch einmal der üblichen Götzinterpretation widersprochen werden. Man hat gesagt, Goethe habe sein Wesen in Götz und Weißlingen gespalten und damit von vornherein die dramatische Stoßkraft der Hauptgestalt geschwächt. Diese Interpretation ist auch „nur gedacht“. Sie hat auf den Tatbestand bloß formaler psychischer Motionen hin, einer gewissen Weichheit des Lebensflusses, die Parallele Weißlingen-Goethe voll ausmünzen wollen. Aber Weißlingen ist, der Gestaltung nach, um es kurz zu sagen, eine für diese Zeit unerhört vollkommene dichterische Verkörperung jener gefährlichen Seelenkrankheit des Ressentiments, der Max Scheler vor einigen Jahren eine umfangreiche und tiefgründige, seinen Vorgänger Nietzsche vielfach berichtigende und bereichernde Untersuchung gewidmet hat*). Jenes fressende Gift, das jeden Wert wider eignes Wissen und Gewissen fälschen und verkleinern möchte, nur weil er der eigenen Schwäche unerreichbar bleibt, hat in Adalbert von Weißlingen leibhafte Gestalt gewonnen, und es heißt mit dem Verstande lesen, statt mit den Sinnen, an die eine Dichtung sich doch zuerst wendet, wenn man nun diesen psychologischen Unrat Goethes Individualität vindizieren will, Goethe, der doch gesagt hat, gegen große Vorzüge gebe es nur eine Rettung: Liebe. — Also auch der Weißlingen gehört nicht zum seelischen Urbestand der Götzdichtung, und daß seine Episode leicht abtrennbar war, hat Goethe selbst bewiesen, als er einmal unter den vielfachen Versuchen, den antitheatralischen Götz bühnenmäßig zu machen, das Werk in zwei selbständige Teile zerlegte: einen Adalbert von Weißlingen in vier Akten, der dem 1. und 2. Akt der zusammenhängenden Fassung, und einen Götz in fünf Akten, der dem 3.—5. Akt der alten Fassung entsprach.

Das Resultat war ohne bleibendes Ergebnis. Goethe wird sich von Anfang an keinen falschen Hoffnungen hingegeben haben. Er wußte längst, daß die Schäden

*) Jetzt in „Vom Umsturz der Werte“, der 2. Auflage der „Aufsätze und Abhandlungen“ 1920.

tiefer saßen, weder in der ungezügelten Sturm- und Drangdiktion, noch im 5. Akt, noch in der Emanzipation der Weißlingen-Episode, sondern in dem Widerspruch des hymnischen Keims mit der aufgezwungenen dramatischen Form, ein Widerspruch, den er ebenso klar erkannte, wie seine Beseitigung eine Unmöglichkeit, weil im Wachstum der gewordenen Dichtung gesetzt war.

4.

Zum Schluß noch eine Bemerkung in allgemeiner Richtung, die zu den prinzipiellen Fragen zurücklenke. Es könnte scheinen, als ob die Betrachtungsweise von der inneren Form her gar zu oft ein negatives Ergebnis zeitigen und Dichtungen in ihrer Geltung herabsetzen möchte, an denen doch jeder mit Liebe und Verehrung hängt. Aber erstens wurde mit dem Götz absichtlich ein Beispiel gewählt, wo es zu einer geschlossenen inneren Gestaltung nicht gekommen ist, um deren Wesen und Bedeutung um so stärker hervortreten lassen zu können; das Ergebnis würde sich beim Werther oder Hermann und Dorothea viel positiver gestaltet, aber diese Werke keine so ausgiebige Gelegenheit zu methodischen Erwägungen gegeben haben. Und dann ist es eben ein anderes, ein Werk zu genießen, sich an das Gute zu halten, von dem stets und überall etwas zu finden sein wird, oder alle Dichtung ohne Unterschied mit einer Betrachtungsweise zu umfassen, die man einmal als die richtige und dem Wesen des Gegenstandes gemäßeste erkannt hat. Das Leben, auch das dichterisch geformte, ist mannigfach, fließt in ungeteiltem Zusammenhang, die Wissenschaft muß sondern und begreifen, wenn sie zu einer geschlossenen Begriffsbildung aufsteigen will. Es gilt dabei nur, den Gegenständen, die zu begreifen sind, möglichst wenig Gewalt anzutun. Und da scheint eine Betrachtung der Dichtung von der inneren Form her ebenso im Charakter der Dichtung zu liegen (die sprachliche Formung und Anverwandlung des Weltstoffs durch die schaffenden Kräfte ist), als auch in der Richtung einer wissenschaftlichen Gesinnung, die nicht mehr neuen Stoff zu dem unendlich aufgehäuften alten türmen will, sondern systematische Verarbeitung; nicht mehr Beschreibung, sondern Durchdringung sich als Ziel setzt.

Beim Beispiel der Götz-Analyse dürfte die Forderung, keinen fremden Zwang walten zu lassen, wohl erfüllt sein, unsere Betrachtung, auch von Goethes Meinung und seinem Werk her, ihre Berechtigung haben. Er war der große Bildner, der größte, von dem wir Deutsche wissen. Und wenn man sein formloses Jugendwerk als formlos bezeichnet, so mag das freilich im Widerspruch zur wohlfeilen populären Goethe-Interpretation stehen, wird aber den Blick um so nachdrücklicher auf jene reifsten Werke des Meisters lenken, die noch immer viel zu wenig bekannt und von der Literaturwissenschaft in ihrem *dichterischen* Wesen viel zu wenig erkannt sind. Daß man über dem Götz, Urfaust, Werther, Egmont die sprachgewaltigere Spätzeit Goethes, die Wahlverwandtschaften, den zweiten Wilhelm Meister und Faust und den Westöstlichen Divan so lange übersah, ist eine teilhafte Erkenntnis des dichterischen Phänomens Goethe, die ihren Grund zum guten Teil auch in methodischen Ursachen hat. Sollte es Zufall gewesen sein, daß das bis auf Friedrich Gundolf beste Goethebuch trotz Goethe-Philologie und Goethe-Jahrbuch aus der Feder eines Philosophen, Georg Simmels, stammte? Es konnte nicht gut mit der Methodik einer Disziplin stehen, die ihren größten Gegenstand wohl oder übel aus der Hand geben mußte, sollte er überhaupt eine umfassende, einheitliche Durchdringung und Würdigung finden.

Heut steht zu hoffen, daß der neue Aufschwung der Literaturwissenschaft, ihre Orientierung am Lebendigen der Vergangenheit und Gegenwart eine neue Vertiefung mit sich bringen wird, die wieder mehr zum Wesentlichen vordringt. Einer der Wege wird die Erforschung der inneren dichterischen Form sein.

# Zur dänischen Geistesgeschichte

Von

## Albert Dresdner

Wilhelm Andersen, Professor der Literaturgeschichte an der Universität Kopenhagen, hat es unternommen, eine Geschichte des dänischen Geistes zu schreiben.

Ein großes Unternehmen — groß als wissenschaftliche Aufgabe, groß aber auch schon allein im Hinblicke auf die Quantität der erforderten Leistung. Ludwig Tieck hat einmal gesagt, ein zehnbändiger Roman flöße ihm selbst dann Respekt ein, wenn er schlecht sei. Wilhelm Andersens Gesamtwerk wird, wenn ihm seine Vollendung vergönnt ist, diesen Umfang sogar wohl noch überschreiten, und wenn die späteren Teile den bisher erschienenen an Reichtum und Vielseitigkeit des Wissens und an Feinheit und Beweglichkeit des Geistes nicht nachstehen, so werden die etwaigen Bedenken der Kritik billig immer hinter der Anerkennung der Leistung als Ganzem zurücktreten müssen. Denn immer ist es eine bedeutende und erfreuliche Erscheinung, wenn es einem Forscher gelingt, die Arbeit seines Lebens in einer großen Schöpfung zu verdichten, die seinen Einzelstudien Horizont und Perspektive gibt und einen Markstein bildet, an dem kommende Generationen sich orientieren.

Als das ideale Ziel des Werkes läßt sich erkennen, daß darin das Eigentümliche und Unterscheidende der dänischen Volksnatur und Volkskultur zur Erscheinung gebracht wird — die „Dänischheit", wenn diese Übertragung des Wortes „Danskhed" nach Analogie von „Deutschheit" gestattet ist. Zu diesem Zwecke gedenkt Andersen das dänische Volkstum gewissermaßen in seine Elemente zu fällen. Diese Elemente sind ihm Humanismus, Kirche, Volk. Dabei versteht er unter Humanismus in einem weiteren als dem gebräuchlichen Sinne „alle Schulbildung und alle daraus folgende Kunstauffassung und Lebensanschauung, die nicht allein auf antiker Grundlage beruht — denn das ist unmittelbar oder durch Zwischenglieder, hier wie anderwärts, bei aller höheren Bildung, bis in die neueste Zeit, der Fall —, sondern die in dieser antiken Bildung die Norm für alle menschliche Bildung erblickt." Die Darstellung der Einwirkungen und Formen, die Humanismus und Kirche in Dänemark ausgeübt und angenommen haben, geben ihm eine Kulturgeschichte des dänischen Geistes, die dann durch eine Naturgeschichte des dänischen Geistes ihre Ergänzung finden soll. Dabei plant er zuerst an der Schilderung der Berührungen und Beziehungen des dänischen Volkes mit verwandten und fremden Nationen das allgemein Germanische der Volksnatur herauszuarbeiten, um dann schließlich die drei germanischen Nationen des Nordens für sich und in ihren Wechselwirkungen vorzunehmen und so das spezifisch Nordische im dänischen Volkstume erkennbar zu machen. Antike, Christentum, Volkstum — es sind dieselben drei Mächte, die früher einmal in anderm Zusammenhange an dieser Stelle (Deutsche Rundschau, Dezember 1919, S. 487) auch für die Geschichte des deutschen Bildungslebens als die konstitutiven Faktoren anerkannt worden sind.

Wenn Andersens Werk, wie man sieht, nicht als fortlaufende Geschichtsdarstellung geplant, sondern systematisch, schematisch aufgebaut ist, so gilt das Gleiche auch für die Behandlung der einzelnen Teile. Was er zur Anschauung bringen will, das sind der dänischen Geistesgeschichte „Zeiten und Typen". Noch besser würde man

vielleicht übersetzen: „Gezeiten und Typen." Zu den Zeitpunkten, wo die Geistesströmungen umsetzen, nimmt er Querschnitte vor, und auf der Linie dieser Schnitte wählt er sich die Persönlichkeiten, in denen Inhalt und Wollen des Geisteslebens sich ihm typisch zu verkörpern scheinen. Er will also die Geistesgeschichte Dänemarks, wie er sich einmal ausdrückt, in einer „reliefartigen Folge von typischen Gestalten" geben. In diesen Reliefs werden nach der Ordnung seines Planes die Hauptgestalten der dänischen Geistesgeschichte, ein Holberg, Öhlenschläger, Grundtvig, Sören Kierkegaard, an verschiedenen Stellen in verschiedenen Ansichten erscheinen müssen, je nachdem sie in ihren typischen Beziehungen zum Humanismus, zur Kirche oder zum germanisch-nordischen Volkstume betrachtet werden.

Erschienen ist von dem Werke bisher die erste Abteilung, die wiederum in zwei Teile zu je zwei Bänden zerfällt. Dem ersten Teile hat Andersen den Namen „Erasmus", dem zweiten den Namen „Goethe" gegeben *).

„Erasmus" behandelt die Wirkungen und Formen des lateinischen Humanismus in Dänemark. Wie unter der rein geistlichen Bildung des Mittelalters in der Aufklärungszeit um 1200 sich schon einmal erste Ansätze des Humanismus auch im germanischen Norden bildeten, wird in einer feinen Untersuchung über Saxo Grammatikus gezeigt. Sie werden von der Scholastik hinweggeschwemmt, und erst dreihundert Jahre später werden sich die Humaniora als eines autonomen Bildungselementes bewußt, das sich selbständig neben und gegen die geistlich-scholastische Bildung setzt und den Menschen auf sich selbst stellt. Im Norden Europas erreicht diese Bewegung ihren Höhepunkt in Erasmus von Rotterdam, der darum an der Spitze der Darstellung erscheint und ihr den Namen gegeben hat. Erasmus war bekanntlich ein großer Grieche, aber der von ihm ausgehende Humanismus hat sich in seiner weiteren Entwicklung dann ganz auf Roms Sprache und Literatur umgestellt, deren Kenntnis und Verwendung die Voraussetzung aller höheren Bildung wurde und die Bildungsvorstellungen bestimmt und durchgeformt hat. Auf Kirche, Universität und Schule gestützt, hat dieser lateinische Humanismus bis tief ins 18. Jahrhundert die dänische Geistesgeschichte beherrscht. Aber neben die Gestalt des Erasmus von Rotterdam setzt Andersen alsbald die des Erasmus Montanus von Holberg, jenes Studenten, der mit seinem ehrlichen Christennamen Rasmus Berg heißt, und der, vollgestopft mit Latein und mit Syllogismen, von der Universität in sein Heimatdorf zurückkehrt, um hier durch seinen Dünkel und durch die Widersinnigkeiten seiner Aftergelehrsamkeit alle Welt vor den Kopf zu stoßen. In ihm zeigt sich der Humanismus zu einem leeren Formalismus erstarrt, gegen den sich der gesunde Volksverstand kräftig zur Wehr setzt — übrigens in innigem Verein mit den Volksvorurteilen: denn der arme Erasmus kann schließlich nur dadurch sich vor dem Soldatenstande retten und zu seiner lieben Braut kommen, daß er die ketzerische Behauptung, die Erde sei rund, preisgibt und sie für so flach wie einen Eierkuchen erklärt; und das ist der Humor davon. Holberg führt die volksfremde lateinische Bildung ab, indem er sie der Wirklichkeit gegenüber stellt; er schiebt das Medium der Antike beiseite, indem er die Tür zur frischen Beobachtung und Darstellung des Lebens aufschlägt. In späteren Jahren aber kehrt er doch selber wieder zum Humanismus um, den er nun freilich mit einem neuen Inhalte füllt. Er macht ihn real, leitet Moral, Geschichte, vor allem die Kritik in ihn ein, formt ihn, durch Ablösung von der Kirche, zu einer rein weltlichen Schulbildung um und gibt ihm so einen neuen Platz im Volksleben. Damit ist dem Humanismus der Boden weiterer Entfaltung, ist ihm hinlängliche Geschmeidigkeit gesichert, um

*) Vilhelm Andersen, Tider og Typer af dansk aands Historie. Erasmus I. II. Goethe I. II. Kjöbenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag 1907–1916.

sich mit den starken neuauftauchenden Geistesbewegungen des 18. Jahrhunderts auseinandersetzen zu können. Denn im Volkstümlich-Nationalen und in den Naturwissenschaften melden sich neue Ansprüche an; der dänische Humanismus paßt sich den Idealen der Aufklärungszeit an, stellt sich auf die Forderungen des „Geschmacks" ein, popularisiert sich, rationalisiert sich, nimmt die Gedanken der Humanität auf, setzt den alten akademischen Polyhistorismus in den modernen, auf Aufklärung und Nützlichkeit hinzielenden Enzyklopädismus um. Am Schlusse der Linie finden wir in Rahbek einen auf den Spuren der englischen Aufklärungsliteratur wandelnden Literarhistoriker, Theaterkritiker und Journalisten, dessen Bildung jedoch nach wie vor in der Wolle gefärbter lateinischer Humanismus ist.

Aus dieser flüchtigen Skizze wird man bereits erkennen, daß Andersens Werk eine Bedeutung hat, die über den Umkreis der dänischen Geistesgeschichte hinausreicht. Indem er dem Werden und Wandel des Humanismus in Dänemark nachgeht, gibt er zugleich eine Biologie des Humanismus überhaupt, zeigt er, wie der Humanismus als Geistesmacht und Bildungselement sich organisierte, zersetzte, neue Verbindungen einging, legt er die innere Dialektik, die Probleme und Gefahren, die Epochen des Humanismus dar. Wohl lassen sich die Kurven, die er gezeichnet, die Typen, die er aufgestellt hat, nicht ohne weiteres auf die Geschichte des deutschen Humanismus übertragen, im ganzen aber finden wir uns doch in der Sphäre und Atmosphäre unserer eigenen Geistesgeschichte, und oft werden im Spiegel des dänischen Geisteslebens die allgemeinen Schicksale des Humanismus innerhalb der germanischen Kulturwelt mit besonderer Schärfe erkennbar, weil der kleinere Maßstab die Vorgänge, Bilder und Gestalten zusammenrückt, vereinfacht und verdichtet. Dies Verhältnis leiht dem Buche für den deutschen Leser einen besonderen Wert und Reiz; seinen Höhepunkt erreicht dieser Reiz aber in der Schilderung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da Dänemark in seinem geistigen Leben ein Schwesterland Deutschlands war, in regstem Austauschverkehre mit ihm stand und die von ihm empfangenen Einflüsse und Anregungen bedeutend und originell verarbeitete.

Denn dies Jahrhundert brachte Dänemark die neue, unendlich fruchtbare Form des Humanismus: den deutsch-griechischen Humanismus. Winckelmann, Lessing, Herder, die Göttinger Philologenschule hatten ihn vorbereitet; aber erst in Goethes Persönlichkeit, in seinem Dichten und Denken organisierte er sich zu einem schöpferischen Bildungsideale höchster Ordnung, das den geistigen Bedürfnissen der germanischen Welt auf das glücklichste entgegenkam. Goethe-Bildung wurde der Pol, nach dem sich das dänische Geistesleben während annähernd zweier Menschenalter orientierte. A. B. Benzon war „der erste Apostel des goethischen Hellenismus in Dänemark"; um Sofie Örsted bildete sich die erste Goethegemeinde; 1804 hielt Steffen in Kopenhagen Vorlesungen über Dichtung, die sich vornehmlich auf Goethes Schaffen bezogen; aus diesen Quellen strömte die neue Weltanschauung in Oehlenschläger ein. Goethes Namen trägt Andersens zweiter Teil an seiner Stirn, und als dessen Grundtext hat er sich den „Faust" gewählt, den er geistreich, aber freilich nicht ohne eine gewisse, für ihn charakteristische Überstreckung des Erklärungsverfahrens als das prophetische Programm der Kulturentwicklung des Jahrhunderts darstellt. Der gotisch-barbarischen Welt des ersten Teiles entwindet sich der germanische Geist durch die mystische Hochzeit mit Hellas, aber in dem kriegerischen vierten Akte des zweiten Teils will Andersen selbst schon den preußischen Geist erkennen, Fausts Gelüst nach Philemons und Baucis' Hütte mit Bismarck, ja seine weitausgreifenden Kolonisationspläne mit Wilhelms II. Seepolitik in Verbindung setzen! In Fausts letzter Lebensphase aber erkennt er die moderne Tendenz der Selbstbefreiung durch Arbeit, und in seinem Bestreben, Neuland zu gewinnen, sieht

er die neue Weltmacht auftauchen: Amerika, das ja auch am Horizonte der „Wanderjahre" erscheint.

Zu keiner Zeit war der Gedanke einer großen germanischen Kulturgemeinschaft seiner Verwirklichung so nahe wie damals. Der hellenische Humanismus war eine mächtige germanische Reaktion gegen den lateinisch-romanischen Klassizismus. Ein starkes Gefühl germanischer Wesensart in ihrem Gegensatze zur französischen war lebendig; aus den Pariser Tagebuchaufzeichnungen des dänischen Archäologen Bröndsted spricht scharfe Abneigung gegen die „geschorenen Franzosen", ihren Mangel an Religiosität, an tieferer Geistigkeit. Frankreichs Kultur und Kunst büßten die Führerstellung im germanischen Kulturumkreise ein; selbst die bis dahin durchaus französisch orientierte schwedische Kunst suchte neue Wege auf. Dort kennzeichnete Carl August Ehrensvärd, Schwedens früheste Kunstphilosoph, 1786 französisch als „behende, verstümmelt, unbedacht, trocken, ärmlich und munter" und erklärte vom Stile der französischen Kunst: „Der Franzose hat einen gezwungenen Geschmack im großen und viel und übertriebenen Geschmack im kleinen Geschmack" *). Aber schon 1778 hatte Abildgaard, der Vater der dänischen Stilkunst, scharf von der Dreistigkeit gesprochen, die allgemein die Unvollkommenheit der französischen Nation verberge. Das Rokoko, in dem der französische Genius sich vollendete Form gegeben hatte, hatte dermaßen ausgespielt, daß es ganzer Menschenalter bedurfte, ehe man die zu seiner kunstgeschichtlichen Würdigung erforderliche Unbefangenheit wiederfand. Das neue Licht, dem der Norden sein Gesicht zuwandte und das sein geistiges Leben durchflutete, waren die großen Leistungen der deutschen Dichtung und Philosophie. Die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Norden, für deren Entwicklung und Vermittlung, was speziell Dänemark betrifft, Schleswig-Holstein eine wichtige Rolle als Bindeglied zwischen beiden Ländern spielte, gestalteten sich ungemein eng. Schillers Verbindungen mit Dänemark, Oehlenschlägers mit Goethe und den deutschen Romantikern sind bekannt. Reisende aus dem Norden, wie die Dänen Bröndsted, Friederike Bruun, Örsted, suchten den Meister selbst in Weimar auf. Bald schlossen sich in Schweden Atterbom und seine Gesinnungsgenossen der deutschen romantischen Bewegung an. Der Norweger Steffens wurde in Deutschland heimisch und wirkte für die Verbreitung des neuen deutschen Geistes im Norden. Sein Landsmann J. C. Dahl fand in Dresden bei Kaspar David Friedrich seine künstlerische Erfüllung; dieser selbst aber hatte, ebenso wie Runge und Kersting, sich in Kopenhagen seine Ausbildung geholt. Rumohrs Wirksamkeit umfaßte Deutschland und Dänemark zusammen. Die Liste hierher gehöriger Beziehungen und Erscheinungen ließe sich noch sehr verlängern; es genüge jedoch schließlich noch daran zu erinnern, daß der Großmeister der humanistischen Kunst Dänemarks, Thorwaldsen, in keinem andern Lande so unbedingte Anerkennung und Bewunderung gefunden hat wie in Deutschland, wo er 1841 einem Fürsten gleich aufgenommen wurde.

Keines der drei nordischen Völker aber bot damals der Aufnahme des deutsch-griechischen Humanismus so günstige Bedingungen wie Dänemark. Julius Lange hat einmal die feine Bemerkung gemacht, die Norweger dächten tiefer, die Dänen gleichmäßiger, die Schweden höher. Drang zur Ebenmäßigkeit des Denkens bildet einen Grundzug des dänischen Geistes, der sich gern in einer Mittellage bewegt, den Extremen mißtraut, das Pathos scheut, die Trivialität meidet, überall nach Ordnung, Klarheit, Harmonie strebt. Nach den Erschütterungen der napoleonischen Epoche trat Dänemark in eine Zeit der Ruhe und Beschaulichkeit ein. Königtum und Adel gaben die führende Stellung ans Bürgertum ab, und nirgends hat die

*) C. A. Ehrensvärds Skrifter, Strengväs 1816, S. 5, 113.

Bürgerkultur sich in höherem Grade typisch, rein und fein ausgebildet als in Dänemark. Das Leben war in der Enge behaglich, übersichtlich, maßvoll bewegt, geschmackvoll gestaltet. Politische Interessen traten ganz zurück, ästhetisch-literarische herrschten. Die ästhetisch-literarische Richtung des deutschen Humanismus entsprach dem Ethos der dänischen Bürgerkultur, vor deren Hintergrund man eine Erscheinung wie Thorwaldsens Kunst immer sehen muß. In der griechischen Antike, deren tragische und dämonische Züge man noch nicht erkannte, in der Goethebildung fand man die Ausgeglichenheit, die schöne Harmonie, die heitere und freie Idealität, nach der man verlangte. Dänemarks moderne Kultur befand sich damals sozusagen im Unschuldsstande, sie verfügte über eine glückliche Naivität, sie fand künstlerisch ihre vollendetste Form im Idyllischen. Homerisch nennt Andersen diese Periode des dänischen Humanismus — nicht allein, weil unter den griechischen Dichtern Homer es war, der die tiefste Spur darin gezogen hat, sondern mehr vielleicht noch im Hinblick auf die den besten dänischen Geistern dieser Zeit eigentümliche heitere und beherrschte Gegenständlichkeit der Auffassung und Formgebung, die Geist vom homerischen Geiste und, wie er einmal von Paul Möller bemerkt, gerade dann am homerischsten war, wenn sie am wenigsten davon wußte. In diesem bei uns wenig bekannt gewordenen Dichter erblickt Andersen den Abschluß der homerischen Periode des dänischen Humanismus, dessen tragende Erscheinungen er in Thorwaldsens Kunst, in Oehlenschlägers Dichtung und in Bröndsteds archäologischer Wissenschaft schildert. Man kann zweifeln, ob er sich nicht im Größenmaßstabe dieser Periode im ganzen vergriffen hat: von allen ihren Hervorbringungen hat doch allein Thorwaldsens Werk europäische Bedeutung gewonnen, und auch bei ihm muß man Persönlichkeit und Volkstum hinter einer abgeleiteten Formgebung suchen. Allein darin wird man Andersen zustimmen müssen, daß kein anderes Volk den deutsch-griechischen Humanismus so frisch und lebendig aufgenommen, so fein und originell verarbeitet hat wie damals das dänische. Wenn in Deutschland die alsbald einsetzende romantische Bewegung dahin gearbeitet hat, die kaum erst errungene Einheit des Geistes und Sicherheit der Form wieder zu zersetzen, so ist dem dänischen Geistesleben ein Rückschlag dieser Art erspart geblieben.

Der homerischen Periode folgt die platonische, und ihr Plato ist Hegel. Hegels Einfluß wirkte entscheidend auf die Entwicklung J. C. Heibergs, den Andersen als den Typus dieser neuen Zeit gewählt hat. Ein höchst reger Geist und beweglicher Schriftsteller, der sich auf den verschiedensten Gebieten, von der Sprachwissenschaft bis zur Astronomie, getummelt hat, Journalist und Kritiker, Professor der Philosophie und Literatur, Theaterdirektor und Verfasser einer Reihe von Singspielen, die zu ihrer Zeit großen Erfolg hatten und noch heute ihren Reiz nicht ganz eingebüßt haben. Er ist ein eifriger Vorkämpfer der Goethe-Bildung, faßt nach des Meisters Vorbild alle Wissenschaften, Wissenschaft und Kunst, Natur und Geist als lebendige Einheit zusammen; alles aber wird der Idee unterstellt, auf die Idee reduziert. Die schöne Harmonie des Humanismus gerät ins Schwanken, er wird dialektisch, droht einem neuen Formalismus anheimzufallen. Noch ist das „nordische Athen" ein Zentrum des Humanismus, aber der zur Herrschaft gelangte bügerliche Liberalismus wirkt den humanistischen Tendenzen entgegen: J. C. Heiberg nimmt bereits eine einsame Stellung ein, der Strom der Zeit wendet sich gegen ihn; in seinem bedeutendsten Dichtwerke „Eine Seele nach dem Tode" (1841) rechnet er mit beißender Satire mit der ideenlosen Masse, dem ewigen, seiner Natur nach ewig antihumanistischen Philisterium ab. Der Humanismus verliert die Fühlung mit dem Volkstümlichen, er wird eine spezifisch aristokratische Geisteshaltung und Geistesbildung. Neue Tendenzen brechen sich Bahn. Während Madvig — nicht zum Vorteile des echten Humanismus — die Schule in die Disziplin eines strammen

Philologismus schlägt, vertritt Chr. Lütken die Ansprüche realistischer Bildung, der er in der Akademie zu Sorö eine Pflanzstätte errichtet; gegen das Allgemein-Menschliche im Goethischen und Hegelschen Sinne aber setzt sich der Nationalismus, der aufs Volkstümliche zurückgeht (das entsprechende dänische Wort „folkelig" scheint erst in dieser Zeit entstanden zu sein) und in Grundtvigs starker Persönlichkeit eine mächtige Kraft gewinnt. Gleichzeitig tritt Höyen, beredsam und eifervoll, für eine nationale Kunst ein. Und gleichzeitig entfaltet sich, ganz abseits vom Humanismus, aus den Grundwurzeln der dänischen Volksseele heraus H. C. Andersen, der Märchenerzähler, eine der wenigen literarischen Persönlichkeiten Dänemarks, die die Züge echter Genialität tragen, in Erfindung, Sprache und Stil ursprünglich, individuell und zugleich volkstümlich, allen klassischen Vorbildern fern und fremd, in der Zartheit seiner Farben, der Feinheit seiner Nuancen, der gedämpften Innigkeit seines Gefühls, dem leichten Spiele seiner Ironie ganz und gar im besten Sinne dänisch.

Schon tritt der dänische Humanismus in die Periode der Zersetzung ein. Eine mächtige Stütze findet er noch einmal in dem großen Naturforscher H. C. Örsted, einer Goethe-Persönlichkeit edelsten Stiles, der die ganze Welt als einen Kosmos, als gesetzlich-harmonische Einheit und Ordnung erfaßt, das Gleichgewicht zwischen Geistes- und Naturwissenschaften in der allgemeinen Bildung gewahrt wissen will und dem Griechentume seinen Platz und Einfluß als Bildungselement willig einräumt. Die große Losung „Natur und Antike", die in eigentümlich schwankender Form schon früh in der Kunstliteratur des 18. Jahrhunderts ihre Rolle gespielt hatte und in Goethes Persönlichkeit zur Wirklichkeit geworden war, wird hier von seiten der modernen Naturwissenschaft noch einmal mit großem Ernste aufgenommen und erfüllt. Aber schon erfolgt auch der entscheidende Angriff durch den großen Revolutionär Sören Kierkegaard. Kierkegaard wurzelt im Humanismus, aber er bricht ihn. Sein Weg führt, wie Andersen fein bemerkt, von Faust über Sokrates zu Christus. Gegen das Ideal des allgemein Menschlichen setzt er die Subjektivität als die einzige Wahrheit. Es revoltiert das Individuum gegen die Idee, die Existenz gegen das System. Es revoltiert eine durchaus wesentliche und grandios wahrhaftige Persönlichkeit gegen die nur das Hirn, nicht die Seele befriedigenden Konstruktionen, die am Marke des lebensfrohen alten Humanismus nagen, ein kritischer Erzketzer gegen die Orthodoxie der Hegel-Heiberg-Martensenschen Philosophie, die für alle Probleme die Lösungen bereit hält, eine im höchsten Sinne sittliche Natur gegen die in der Enge des dänischen Lebens allgemach groß gewordene Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit. Die Harmonie zwischen Antike und Christentum, die Goethe erreicht hatte, die Thorwaldsens Kunst prägte, die Hegel philosophisch zu konstruieren suchte, wird zerstört. Aus dem Grunde der nordischen Seele steigt das Angstgefühl des Barbaren auf, das in erbarmungsloser, psychologisch tief einschneidender Selbstprüfung nach neuer Form der Erlösung, nach dem Heile der Seele strebt. Die alten Tafeln sind zerbrochen, und eine neue Zeit hebt an.

Ihr Kennzeichen bildet zunächst der „ständige innere Disput mit dem Humanismus", den Julius Lange einmal seinem Oheim Paludan-Müller nachsagt, der aber bald von innen nach außen tritt und sich in einen von einer sich schnell mehrenden Zahl von Feinden geführten offenen Kampf gegen ihn verwandelt. In Julius Lange hat der Humanismus dieser Epoche, den Andersen als den alexandrinischen kennzeichnet, noch eine letzte schöne Frucht gezeitigt. Die Geschichte der Darstellung der menschlichen Gestalt durch die Kunst, die sein großes Lebenswerk bildet, ist ihm Teil der allgemeinen Geschichte der fortschreitenden Selbstbewußtheit der Menschheit, das echt Künstlerische zugleich das wahrhaft und allgemein Menschliche. So kehrt er zum Ausgangspunkte der Goethe-Bildung zurück, dringt er in den schöpferischen Kern

des Griechentums selbst ein. Er ist ein echter Humanist und ein echter Grieche: Ethos, Form, Maßhalten, Gleichgewicht sind die Ideale, die er bekennt, sind die Eigenschaften, die sein eigenes Denken und seinen Stil tragen. In den reinen, ruhigen Konturen seiner Darstellung und seiner Sprache, in seiner feinen Anmut, in der edlen Schamhaftigkeit seiner künstlerischen Anschauung, schließlich auch in der gewissen nordischen Kühle und Zurückhaltung, die über all seinen Werken liegt, ist seine Geistes- und Seelenverwandtschaft mit Thorwaldsen, für das Verständnis von dessen Kunst er ja das Beste geleistet hat, nicht zu verkennen. Es ist nobelster dänisch-griechischer Humanismus, der in ihm sich verkörpert hat.

Julius Lange war durch eine Studentenfreundschaft mit Georg Brandes verbunden, dessen Feuer und großartige Energie, wie er einmal dankbar bekannt hat, ihm ein ganz anderes Tempo gegeben haben, als er bisher hatte. Doch waren die beiden von Grund aus verschiedene Naturen. Daß Brandes eine durchaus ungriechische Persönlichkeit ist, lehrt selbst der flüchtigste Blick auf sein Leben und Schaffen. Doch wurzelt seine Bildung im Humanismus, und seine Kampffront war nicht gegen diesen gerichtet; vielmehr erreichte jener aristokratische Humanismus, der in der Sicherung der höchsten Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten für die Berufenen sein Ziel sieht, in ihm den vollendetsten Ausdruck. Diese Seite seines Wesens hat ihn mit Nietzsche in Fühlung und in Gegensatz zu der modernen Demokratie gesetzt, die sich während seiner Lebenszeit die Macht in Dänemark erkämpfte. Seine Front richtete sich gegen das Christentum oder richtiger gesagt: gegen die Religion; er ist — hierin der Antipode Sören Kierkegaards — eine völlig areligiöse Natur und hat einen leidenschaftlichen Kampf für den „freien Gedanken" und die moderne „Menschlichkeit" geführt, hat ihn, was nicht vergessen werden darf, unter Einsetzung seiner Persönlichkeit geführt. Hierin liegt zum einen Teile Brandes' revolutionäre Bedeutung für das gesamte nordische (nicht allein das dänische) Geistesleben begründet, deren Verständnis dem Deutschen nicht ganz leicht fällt, weil die Ausstrahlungen seines Wirkens auf unser Geistesleben nur schwach gewesen sind. Zum andern Teile beruht sie darauf, daß Brandes dem dänischen Geistesleben die entscheidende Wendung nach Westen gegeben hat. An die Stelle von Hegel und Heiberg traten Ste. Beuve und Taine als seine Lehrmeister. Er riß das dänische Stilleben in die große Bewegung des Europäismus. Er brachte Dänemark die psychologisch-soziologische Literaturbetrachtung, die moderne Kritik, den modernen Journalismus. Er brachte ihm den Intellektualismus, der seitdem ein Hauptzug im modernen dänischen Geistesleben geworden ist.

Die Wendung nach Westen ist für das moderne dänische Geistesleben bestimmend geworden. Sie hat sich seit den siebziger Jahren entwickelt; in der Philosophie wurde sie durch Harald Höffding vollzogen. Sie wurde unterstützt durch die Ereignisse von 64, die mit Schleswig-Holstein ein Quelland des deutschen Einflusses von Dänemark ablösten und zwischen Deutschland und Dänemark eine Scheidewand aufrichteten. Die Kulturachse Dänemarks drehte sich nach Frankreich: an der französischen Literatur schulten sich die dänischen Schriftsteller, an der französischen Kunst die Künstler. Erst an und mit dieser Wendung hat das moderne Geistesleben Dänemarks seine Physiognomie gefunden. Herrschend wurde ein allgemeiner Relativismus, Kritizismus, Skeptizismus, Psychologismus, die jeder Metaphysik abhold sind und allen Systemen mißtrauen. Die Durchschnittsbildung stieg, die Kraft der originellen Persönlichkeit sank. Es entwickelte sich eine hohe literarische Kultur, der erstaunlich viele, zum Teil bedeutende Talente erwuchsen, die aber keine wahrhaft geniale Schöpferkraft hervorgebracht hat. Die dänische Sprache gewann erst jetzt ihre volle Eigenart und ihren ganzen Reiz in jenem irisierenden Glanze, jener feinen Differenzierung, jener nervösen Geschmeidigkeit, die man in jedem besseren Erzeug-

nisse der dänischen Literatur erkennt und bewundert. Es war J. P. Jacobsen, in dessen Dichtungen der neue Kunststil der dänischen Sprache zuerst in vollendeter Gestalt erschien. Sie gewann an Farbe und an Nuancenreichtum, sie verlor an Stil und Monumentalität. Das geistige Leben blieb in regem Flusse, wurde durch vielfältige Ideen bewegt, aber es büßte an Idealität ein. Es wahrte sich einen großen europäischen Kulturhorizont — Dänemark ist eines der „europäischsten" Länder Europas —, aber bei der Enge des nationalen Lebens, das sich zudem ganz überwiegend in dem Wasserkopfe Kopenhagen konzentrierte, und bei der allgemeinen Atmosphäre von Kritik und Ironie vermochte es sich nicht zu eigener Größe zu entfalten.

In dieser Periode fällt nun auch die Entscheidung über den Humanismus, gegen den Humanismus. Die bekannten Mächte: Modernismus, Nationalismus, Demokratie, laufen gegen ihn Sturm, bringen ihn zu Falle. 1903 wird unter Ausscheidung des Griechischen jene Dreiteilung des Schulaufbaus durchgeführt, mit der auch wir jetzt beglückt werden sollen. Andersens Darstellung läuft in diesem letzten Abschnitte einigermaßen auseinander. Er hat Wert darauf gelegt, die Wandlungen und Ausstrahlungen des Humanismus bis auf die neuesten Erscheinungen der dänischen Literatur, bis zu Henrik Pontoppidan und Holger Drachmann, Karl Gjellerup, Johannes D. Jensen und Sophus Michaelis zu verfolgen. Das gibt ein buntes und interessantes Bild, aber die Typik, die sonst die Stärke seiner Charakteristiken bildet, wird unsicher; man fühlt doch, daß die geschichtliche Perspektive noch nicht zureicht. Übrigens wird durch diese modernen Einzelgestalten der Gang der großen Linie nicht mehr berührt oder verändert. Das Schicksal des dänischen Humanismus scheint fürs erste entschieden, und ein Schleier leichter Wehmut liegt über Andersens Schlußkapitel. Doch gibt er die Hoffnung nicht auf. Er erwartet, daß das zwanzigste Jahrhundert wieder zu einer Einheitsschule zurückkehren werde, die eine Synthese der Werte des Humanismus und der modernen Bedürfnisse und Erfahrungen wird anstreben müssen. Er sucht neue, im Sinne eines neuen Humanismus wirkende Kräfte in den Bewegungen der Zeit zu entdecken, und er weist auf den modernen Sport und die Freiluftbewegung hin, in der ja etwas dem Griechentume Verwandtes liegt, aber er versteht, daß es auf den Geist ankommt, der diese Form erfüllt. Immerhin sind Anzeichen einer beginnenden Reaktion zugunsten der humanistischen Bildungselemente in Dänemark wohl wahrzunehmen: fähige und selbständige Köpfe zeigen sich erschreckt durch die allgemeine Abflachung der Bildung und Geisteshaltung, durch die Verschüttung aktiver Idealität, durch die Zersetzung und Entmännlichung des Denkens, durch das Übergewicht rationalistischer und materialistischer Tendenzen. Das Schicksal des dänischen Humanismus und die Wirkungen seiner Verdrängung aus dem Bildungsleben sollten unsern Schulreformern eine Lehre sein; das dänische Kulturproblem mündet hier in ein allgemein germanisches, vielleicht allgemein europäisches Kulturproblem aus.

Überblickt man Gang und Wirkung des Humanismus in Dänemark, so zeigt sich, daß der dänische Geist während der ersten beiden Menschenalter des 19. Jahrhunderts gründlich sich humanisiert hat. Im Volkscharakter stieß der Humanismus auf bereits entwickelte oder der Entwickelung noch harrende Eigenschaften und Kräfte, mit denen er Verbindungen eingehen, an denen er sich zu breiter Wirksamkeit entfalten konnte, während er zugleich diese Kräfte selbst zu voller Freiheit entband und zu höchster Potenz steigerte. So vermochte er nationale Kultur zu werden, nationale Tradition zu bilden; er ist als Element ins dänische Volkstum eingegangen: nicht umsonst ist Thorwaldsen Dänemarks Nationalkünstler geworden und — trotz allem Wandel des Geschmackes — konkurrenzlos bis heute geblieben. Dies humanistische Gepräge der dänischen Kultur ist für ihre Stellung im nordischen

Kulturkreise mitbestimmend geworden. Denn Schweden und mehr noch Norwegen haben dem deutsch-griechischen Humanismus ferner gestanden; in beiden Ländern ist der Akzent mehr auf die romantische als auf die humanistische Bewegung gefallen, und dank ihrer natürlichen und sozialen Bedingungen haben beide sich naturnäher halten und die Kraft des nordisch-germanischen Barbarentums ursprünglicher bewahren können. In Björnson brach diese Kraft mit der Frische und der reißenden Fahrt eines Bergbachs hervor; in Strindberg verdichtete sie sich zu einer faustisch-dämonischen Gestalt, die gleich Sören Kierkegaard durch alle Finsternisse und Höllen der Seelenangst wandern mußte und gleich ihm nach dem Heile der Seele rang — aber Strindberg war im Gegensatze zu dem Dänen eine völlig ungriechische, eine ganz „gotische" Persönlichkeit und philosophierte nicht mit Sokrates, sondern mit Swedenborg. Verwandte Seelenstimmungen im Kampfe von Lebensdrang und Todesängsten beherrschen das Werk Edvard Munchs, des großen Barbaren der modernen norwegischen Kunst. Im dänischen Geistesleben hingegen dringt das Nordisch-Gotische nur in vereinzelten Fällen durch, und selbst in diesen zeigt es sich zumeist humanistisch gebändigt, es mangelt ihm das Elementarische; nicht als etwas Elementarisches, sondern mehr als eine kühle und zarte, zuweilen auch herbe Frische pflegt sich das Nordische im Dänischen zu äußern.

Der Goethische Humanismus hat sich in Deutschland erst nach einer langen und bewegten Gärungszeit gebildet. In Dänemark hat es eine Äquivalenz für die Sturm- und Drangperiode und ihre Erscheinungen kaum gegeben, der Humanismus wurde als etwas bereits Fertiges übernommen, und so behält man dem dänischen Humanismus gegenüber wohl das Gefühl von etwas Abgeleitetem. Sein Wuchs ist schmächtiger, graziler, als der des deutschen Humanismus; wie Andersen einmal fein bemerkt: die stille Einfalt und Größe der Antike wird im dänischen Klima zur Simplizität; es gebricht ihm an Mächtigkeit, Ursprünglichkeit. Man befindet sich nicht in den Schächten, wo die Zyklopen des Geistes das Edelmetall gewinnen, sondern in der Künstlerwerkstatt, wo die schon bereitgestellten Stoffe zu edlen Gebilden geformt werden. War der deutsch-griechische Humanismus überhaupt von Hause aus ästhetisch-philosophisch orientiert — im Gegensatze zu dem romanischen Klassizismus eines David, der aktivistisch und politisch gesinnt war —, so ist im dänischen Humanismus das künstlerische Element ganz besonders herrschend und gesetzgebend gewesen, und dieser Selbstbeschränkung verdankt er eine innere Einheit und Geschlossenheit der geschichtlichen Erscheinung und Wirkung, durch die er dem deutschen Humanismus sich überlegen zeigt. Mit bewundernswertem Instinkte hat das dänische Volkstum dem Humanismus die Kräfte abgewonnen, die es sich zu assimilieren vermochte; es hat das Abstruse und Pedantische zu vermeiden gewußt; Einfachheit, Klarheit, Korrektheit, Eleganz bezeichnet Andersen einmal als die Vorzüge der dänischen Schule — es sind die Eigenschaften, die sie später befähigten, mit Vorteil in die französische Schule zu gehen. Freilich mußten diese Eigenschaften mit einer gewissen allgemeinen — wenn ich das Wort gebrauchen darf — Denaturierung der dänischen Kultur erkauft werden; gegen diese Denaturierung und zugleich gegen die absolute Vorherrschaft des Kopenhagenertums im geistigen Leben der Nation hat sich neuerdings eine Reaktion entwickelt, eine Reaktion der „Provinz", des Bauerntums, der Bauernsprache, des Erdwüchsigen und Naturhaften.

Viele der typischen Züge des dänischen Humanismus kann man an unserm Verfasser selbst trefflich beobachten. Es ist schade, daß Wilhelm Andersen zu den vielen Typen, die er geschildert hat, nicht noch einen hat hinzufügen können, der nicht der uninteressanteste ist: Wilhelm Andersen. Auch er gehört in die Reihe, denn auch er ist Humanist. Nicht allein seiner Bildung nach, sondern vor allem weil er im Sinne und Geiste des alten vornehmen Humanistenwortes denkt und schafft:

nil humani a me alienum puto. Der Mensch, die Menschennatur, ihre Möglichkeiten, Äußerungen, Auswirkungen bilden Mittelpunkt und Gegenstand seines Interesses; der Humanismus ist ihm eine Lebensanschauung, die die Zusammenhänge sucht (vgl. Erasmus I, 69). Der Kampf um den dänischen Humanismus ist entschieden; der Humanismus hat in ihm seinen Geschichtsschreiber, wenn man will: seinen prächtigen Leichenredner gefunden, der bei voller Sympathie für den Dahingegangenen die Gelassenheit besitzt, um seine Eigenschaften und Schicksale objektiv zu würdigen und darzustellen. Seine Geschichte des dänischen Humanismus erinnert an jene akademischen Nekrologe, die ein Gelehrter einem geschätzten Kollegen widmet. Er ist keine Kampf- und keine Bekennernatur, sondern ein alexandrinischer Forscher mit einem starken künstlerischen Vermögen; man mag sich ihn unter dem Bilde denken, das Holbein von Erasmus von Rotterdam gemalt hat. Er ist behutsam in Urteil und Formgebung, dämpft die grellen Kontraste, stimmt die Farben ab, rundet die Linien, aber er liebt es doch, zugleich einen gewissen festlichen Glanz über seine Darstellung zu breiten: nicht umsonst ist Wilhelm Andersen der geschätzteste Festredner im heutigen Dänemark. Den merkwürdigsten Zug seiner Persönlichkeit bildet wohl seine Fähigkeit zum Spiele und seine Lust am Spiele. Er spielt mit seinem reichen und ausgebreiteten Wissen, und ab und an möchte man fast sagen, er jongliere damit. Nach allen Seiten hin schlägt er Beziehungen, immer geistreich, oft überraschend, zuweilen irreführend; die früher über seine Interpretation des „Faust" als Programm der Säkularentwickelung gegebenen Andeutungen sind vielleicht geeignet, eine Vorstellung von Reiz und Gefahr seines Spieles mit Assoziationen zu vermitteln. Eine besondere Vorliebe entfaltet er für die leitmotivische Instrumentierung der Darstellung; so dient ihm der „Faust" als Hauptleitmotiv des Goethe-Teiles, und für den Heiberg-Abschnitt muß ihm ein Chorgesang aus Heibergs „Nußknackern" denselben Dienst leisten, bei dessen Erklärung und Ausnutzung es denn freilich ohne das bekannte „Legt ihr nicht aus, so legt ihr unter" nicht ganz abgeht. Dazwischen flattert in diesem Teile auch der die Pforte der Universität zu Kopenhagen krönende Adler als symbolisches Tier fleißig herum. Hier scheint sich fast ein leicht romantischer Einschlag in seiner geistigen Persönlichkeit zu melden: die Lust an der Arabeske; sein Werk büßt bei diesem Verfahren an Strenge und Monumentalität ein, aber es gewinnt an einer gewissen heiteren Bewegtheit und Belebtheit; es regt vielfach mehr an, als es überzeugt — man fühlt, daß Andersen bereits zu einer Generation gehört, die durch Georg Brandes' Stilschule gegangen ist. Schier unerschöpflich strömen ihm Stoff und Sprache zu, nicht leicht findet er ein Ende; obgleich auf einem klaren architektonischen Grundrisse aufgebaut, trägt sein Werk doch mehr den Stilcharakter einer „unendlichen Melodie", deren milder Fluß etwas Hypnotisierendes an sich hat. Und wenn er endlich auf der allerletzten Seite zum allerletzten Male Erasmus und Goethe nochmals auftreten läßt und im Gegensatze und Kampfe zwischen Griechentum und Barbarentum, zwischen Bekenntnis und Verneinung der menschlichen Natur das eigentliche Herzstück des Kapitels „Goethe und Dänemark" erkennt: so entläßt er den Leser sehr bereichert, lebhaft interessiert, aber auch etwas verwirrt. Während des langen Weges, den er unter Andersens Führung zurückgelegt hat, ist gleichsam die Aussicht verwachsen, und erst wenn er eine erneute Klärung des Geländes vornimmt, gelangt er zu einem freien Blicke, der ihm den ganzen Reichtum der von Andersen geschilderten Welt eröffnet.

# Politische Rundschau

Berlin, den 14. Dezember 1920.

Die Aufmerksamkeit nicht nur der europäischen, sondern der ganzen Welt ist in den vergangenen Monaten durch die Ereignisse in Genf in Anspruch genommen worden. Der Gedanke des Völkerbundes, der dort zum ersten Male greifbare Gestalt angenommen hat, lenkte zugleich auch die Kritik der Welt auf sich. Es wurde offenbar, wie sehr der Völkerbund von Genf sich unterscheidet von jenem Völkerbund, der seinen Parteigängern vor diesem ersten Versuch zu seiner Verwirklichung als Ideal vorschwebte. Der Völkerbundgedanke wäre geeignet gewesen, viele der Übel, die der Versailler Vertrag nicht nur Deutschland, sondern der Menschheit gebracht hat, zu mildern und umzugestalten. Die Entente hat schon in Versailles eine solche Änderung befürchtet. Sie hat alles getan, um dem Völkerbund eine Form zu geben, die im wesentlichen eine Verewigung der Siegerentente aus ihm macht. Das war der tiefere Sinn der symbolischen Verknüpfung der Völkerbundakte mit dem Friedensvertrag in einem einzigen Dokument. Trotz des Artikels 19 der Völkerbundsatzungen, der ausdrücklich eine Veränderungsmöglichkeit für den Völkerbundvertrag und den Friedensvertrag vorsieht, trotz der gleichen Zusicherung Clemenceaus in der berühmten Mantelnote vom 16. Juni 1919 an den Grafen Rantzau denkt Frankreich als jetzt führende Macht in Europa nicht daran, die Folgerungen aus diesen Bestimmungen zu ziehen. Die Genfer Verhandlungen haben gezeigt, daß England weder das Interesse noch den ernsten Willen hat, den französischen Bestrebungen irgendwie wirksamen Widerstand zu leisten. Der bekannte englische Völkerbundpropagandist Lord Robert Cecil, der als Vertreter Südafrikas an der Genfer Konferenz teilnimmt, macht dort nur schöne Worte. So kann es nicht wundernehmen, daß der Kongreß die Anträge der skandinavischen Staaten und die Anträge Argentiniens auf Abänderung im demokratischen Sinne ablehnte. In der Tat, nichts könnte Frankreich unbequemer sein, als wenn im Sinne dieser Anträge alle souveränen Staaten ohne weiteres zum Völkerbund zugelassen werden würden. Würde doch dadurch das künstlich ausgeklügelte System der besonderen Rechte und Vollmachten der Gründerstaaten, d. h. also der Entente, hinfällig werden. Ein Völkerbund der Gleichberechtigten aber hätte für Frankreich, das in dieser Vereinigung nur das Mittel zur Sicherung seiner Vormacht und seiner Eroberungen sucht, keinen Wert mehr. Daher auch die kategorische Drohung aus Paris, daß sich die französischen Delegierten von der Konferenz zurückziehen würden, wenn die demokratischen Anträge Skandinaviens und Argentiniens angenommen würden. Diese Drohung hat ihre Schuldigkeit getan. Argentinien ist die einzige Macht gewesen, die die Konsequenzen aus dieser Ablehnung gezogen und ihre Mitwirkung an der Völkerbundtagung eingestellt hat. Wir stehen jetzt der Tatsache gegenüber, daß ein Völkerbund weiter tagt und sich als höchste Macht und Vertretung der ganzen Welt aufführt, an dem weder die Vereinigten Staaten von Nordamerika, noch die wichtigste Macht Südamerikas, noch Deutschland oder Rußland beteiligt sind. Deutschland kann zusehen und abwarten, wie die Entwicklung weiter geht. Es hat keinen Anlaß, sich als ungebetener Gast in eine exklusive Gesellschaft zu drängen, von der es doch nichts Gutes zu erwarten hätte. Es genügt, auf die Reden der Herren La Fontaine, Bourgeois, auf die Interviews von Branting, auf die Äußerungen von Viviani und anderen mehr hinzuweisen, um den Geist zu würdigen, der von der Sonne des Völkerbundes und ihren Satelliten heute ausstrahlt. Auf diesem

Wege wird die Welt nur Phrasen und Papier erzeugen. Die abwartende Haltung, welche die deutsche Regierung diesem Genfer Völkerbund gegenüber einnimmt, ist um so leichter verständlich, als auch die deutsche Volksstimmung durchaus nicht völkerbundfreundlich ist. Hier wirkt die bittere Enttäuschung über das, was aus den Wilsonschen Versprechungen in Versailles gemacht wurde, noch zu lebhaft nach.

Während auf der Genfer Konferenz Frankreich sichtbar die Führung hat, hält sich England merklich zurück und nimmt eine mehr passive Haltung ein. Lloyd George hat wohl erkannt, daß dieser Völkerbund für die englischen Interessen wenig praktische Bedeutung hat. Auch nehmen innere britische Angelegenheiten, vor allem die irische Frage und die sich stets immer wieder aufdrängenden wirtschaftlichen und sozialen Probleme, seine Aufmerksamkeit in höchstem Maße in Anspruch. Die irische Wunde, die nicht vernarben will, brennt mehr denn je. Das Blut, das auf der grünen Insel in den letzten Wochen und Monaten reichlich geflossen ist, wird zu einem Strome, der ihn mehr und mehr von einer friedlichen Lösung abdrängt. Zäh und zielbewußt wie immer sucht Lloyd George durch ein Kompromiß mit Irland zu einem status vivendi zu kommen. Noch fehlen die Anzeichen, daß es ihm in absehbarer Zeit gelingen wird.

Von außenpolitischen Problemen beschäftigt England zurzeit wohl am meisten das der Sicherung seines Etappenweges nach Indien. Es hat seine Hand auf Konstantinopel gelegt und will dieses wichtigste Tor zum nahen Osten nicht aufgeben. Diese Tatsache bestimmt seine Haltung zur anatolischen Türkei Kemal-Paschas. Im Gegensatz zu den Franzosen will es die Türken weiterhin niederhalten und zurückdrängen. Frankreich dagegen sieht sein Interesse darin, mit den Anatoliern zu einem Ausgleich zu kommen. Es möchte die Türken zu seinen Schutzbefohlenen machen, sie als Wall gegenüber Sowjetrußland zur Sicherung seiner syrischen Besitzungen gebrauchen. Aus dieser verschiedenartigen Stellungnahme zum Problem des nahen Ostens erklärt sich auch der französisch-englische Gegensatz in der griechischen Thronfrage. Die Londoner Verhandlungen zwischen Leygues und Lloyd George haben hier zwar zu einer formellen Einigung geführt, die in einer gemeinsamen Note ihren greifbaren Ausdruck fand. Man kann aber annehmen, daß diese Einigung auf dem Papier weit besser aussieht als in Wirklichkeit. Ebenso wie Frankreich die Türken unterstützen will, um an ihnen ein Werkzeug für seine Politik zu gewinnen, ebenso möchte England die Griechen als seine Vorposten im östlichen Mittelmeer gebrauchen. Aus diesem Grunde würde England die Rückkehr Konstantins, der Frankreich immer noch widerstrebt, gar nicht so ungern sehen. Hier mag auch der dynastische Gedanke, der für das republikanische Frankreich ausschaltet, bei England eine Rolle spielen, insbesondere wegen der bestehenden verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem griechischen und englischen Königshause.

Neben den Völkerbundverhandlungen in Genf waren als wichtigstes politisches Ereignis der letzten Wochen die schon erwähnten Londoner Besprechungen zwischen Lloyd George und Leygues zu verzeichnen. Diesen Besprechungen gilt das Interesse Deutschlands um so mehr, als dabei die Wiedergutmachungsfrage und die oberschlesische Frage erörtert wurden. Während bezüglich des Ergebnisses der erstgenannten Frage nichts Positives bekanntgeworden ist, haben die Verhandlungen über Oberschlesien als erste Auswirkung die Ententenote über die Behandlung der außerhalb des Abstimmungsgebietes wohnenden Oberschlesier zur Folge gehabt. Sachlich genommen, war diese Note im wesentlichen eine Erfüllung der polnischen Wünsche. Die höfliche Form dieser Note, die in Deutschland beachtet wurde, ist vermutlich auf die Tatsache zurückzuführen, daß sie gleichlautend auch dem polnischen Gesandten übergeben worden war. Wir haben also eigentlich keinen Anlaß, die Freundlichkeit der Form auf uns zu beziehen. Daß andererseits die Zumutung,

in eine so weitherzige Auslegung des bezüglich der Abstimmung durchaus klaren Textes des Friedensvertrages zugunsten der Polen einzuwilligen, von seiten der deutschen Regierung abgelehnt werden mußte, ist selbstverständlich. Diese Ablehnung ist inzwischen erfolgt und von der öffentlichen Meinung Deutschlands fast ausnahmslos gutgeheißen worden. Selbstverständlich sind wir an einer ruhigen und korrekten Erledigung der oberschlesischen Abstimmung in hohem Maße interessiert. Die deutsche Antwortnote bringt deshalb die Bereitwilligkeit der Reichsregierung zum Ausdruck, über Einzelfragen der technischen Vorbereitungen und Durchführung der Abstimmung, die sich ja über die Grenzen des Abstimmunggebietes hinaus erstrecken müssen, mit den beteiligten Mächten zu verhandeln. Es wäre wünschenswert, wenn es zu solchen Verhandlungen käme, die sehr viel dazu beitragen könnten, eine möglichst reibungslose und korrekte Abstimmung und damit eine gerechte Regelung der oberschlesischen Frage herbeizuführen. Die Art, wie das Schicksal dieses Landes entschieden werden wird, muß vor dem Urteil der Welt und dem Forum der Geschichte bestehen können, wenn ein dauernder Zustand geschaffen werden soll.

Während der Notenwechsel über die oberschlesische Frage sich in freundlichen Formen vollzieht und sachlich vielleicht zu einer nützlichen Klärung und Lösung führen kann, muß ein anderer Notenwechsel als wenig erfreuliches und sicher für die allgemeine Stimmung zwischen den verhandelnden Nationen nicht förderliches Moment bezeichnet werden. Die Note, in der Frankreich, England und Belgien Vorstellungen gegen die Reden des deutschen Außenministers und des deutschen Reichskanzlers im besetzten Gebiet erhoben, ist in ganz Deutschland als ein ungehöriger Eingriff in innere deutsche Angelegenheiten empfunden worden. Als gewollte Demütigung wurde insbesondere das Ansinnen aufgenommen, daß die Reichsregierung sich verpflichten solle, für künftige Reisen deutscher Regierungsmitglieder ins besetzte Gebiet und für die dort zu haltenden Reden die Genehmigung der Entente einzuholen. Die ruhige und würdige Ablehnung der Übernahme einer solchen Verpflichtung ist von der öffentlichen Meinung Deutschlands einstimmig gebilligt worden. Unverständlich ist, daß diese Antwort in gewissen Blättern des Auslandes als herausfordernd gekennzeichnet wird. Demgegenüber muß betont werden, daß die deutsche Note nichts weiter ist als ein notwendiger Akt der Selbstbehauptung gegen einen nicht zu verteidigenden Angriff auf die deutsche Souveränität.

Es ist bedauerlich, daß die merkliche Abkühlung, die als Folge dieses Notenwechsels zwischen Deutschland und seinen wichtigsten Vertragsgegnern eingetreten ist, zusammenfällt mit der Zeit der Vorbereitung der Brüsseler Konferenz. Aber Deutschland ist an dieser Wendung der Dinge nicht schuldig. Da es sich in Brüssel weniger um politische als um wirtschaftliche und finanzielle Auseinandersetzungen der beiderseitigen Sachverständigen zur Vorbereitung späterer Entscheidungen handelt, so wird vielleicht in der an und für sich kühlen Luft der Zahlen und Daten eine leichte politische Abkühlung wenig Schaden bringen. Aus dem bisherigen Vorhersagen über die Verhandlungsart in Brüssel darf man entnehmen, daß man mit den deutschen Sachverständigen weniger verhandeln, als sie vielmehr in ein Kreuzverhör nehmen will. Eine solche Verhandlungsweise würde dem in Brüssel angestrebten Zweck wenig entsprechen. Es ist zu hoffen, daß es unsern deutschen Delegierten gelingen wird, sich durchzusetzen und ihrer Mitarbeit das Gewicht zu verschaffen, das der Verhandlungsstellung Deutschlands als gleichberechtigten Faktors entspricht. Als aussichtsreich könnte man die Brüsseler Verhandlungen dann bezeichnen, wenn sie geführt würden in dem Geist der Artikel, die Jean Herbette, der Leiter der außenpolitischen Abteilung des „Temps“, in den letzten Wochen in der „Haagschen Post“ veröffentlichte. Er vertrat dort den vernünftigen Standpunkt, daß

Deutschland die Wiederherstellung nur dann leisten könne, wenn man ihm Zeit und Mittel gäbe, seine Produktionskraft zu stärken und den notwendigen eigenen Wiederaufbau durchzuführen. In diesem Zusammenhang schlägt Herbette vor, Deutschland eine gewisse Schonzeit zu gewähren, in der es sich einigermaßen retablieren und die schlimmsten Wunden seines Wirtschaftskörpers ausheilen könne. Dieser Gedanke ist in Deutschland deshalb nicht mit einmütiger Begeisterung aufgenommen worden, weil Herbette gleichzeitig mit dieser Schonzeit auch vorschlug, die endgültige Festsetzung der deutschen Schuldsumme bis Ablauf dieser Schonzeit aufzuschieben. Von verschiedener Seite ist in Deutschland, insbesondere auch in den beachtenswerten Ardensartikeln der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" darauf hingewiesen worden, daß diese Schonzeit für Deutschland wenig Zweck haben würde, wenn dieser zweite Vorschlag verwirklicht würde. Wenn wir nämlich während dieser sogenannten Schonzeit weiterhin so große Kohlenlieferungen und Reparationsleistungen anderer Art machen müssen, wie sie jetzt von uns dauernd und ohne jede Gegenleistung von der empfangenden Seite verlangt werden, so würde schon diese Schonzeit schließlich eine Entkräftung bis zum Weißbluten mit sich bringen. Die Lieferungen in ihrem heutigen Umfange ziehen selbsttätig ein immer weiteres Papiergelddrucken und damit eine steigende Geldinflation nach sich. Sie bringen uns auf diese Weise immer tiefer in das finanzielle Elend. Die Festsetzung unserer Schuldsumme und die daran anknüpfenden Forderungen würden dann uns nach der Schonzeit schwerer treffen als vorher. Wir müssen darauf bestehen, daß die von uns geforderten Leistungen sich in vernünftigen Grenzen halten und wenigstens ein Teil des Gegenwertes für unsere Lieferungen uns in barem Gelde zurückvergütet wird. Denn unhaltbar ist der Zustand, daß die derzeitige Wertdifferenz zwischen Export und Import, daß die Negativität unserer Handelsbilanz im gegenwärtigen Umfang andauert.

Eine tragfähige Basis für unsere Finanzen können wir erst dann schaffen, wenn wir die Gesamtlast unserer Verpflichtungen für die Zukunft zahlenmäßig festgesetzt kennen. Wenn die Franzosen für unsere Leistungen außerdem Sicherheiten wünschen, so muß auf den Gedanken der Schaffung einer Ausgleichskasse hingewiesen werden, der in der „Frankfurter Zeitung" in beachtenswerten Artikeln behandelt wurde. Diese Ausgleichskasse, die Deutschland Jahr für Jahr bis zur vollen Höhe seiner Verpflichtungen auffüllen müßte, könnte den Alliierten ein jederzeit unmittelbar angreifbares Pfand in der Höhe ihrer Gesamtforderungen für das nächste Jahr in die Hand geben.

Nach recht schwierigen innerpolitischen Verhandlungen hat die deutsche Regierung die Entwaffnungsnote des Generals Nollet vom 12. Oktober beantwortet. Sie hat nochmals die grundsätzliche Bereitwilligkeit Deutschlands zur Entwaffnung der Bevölkerung und der Selbstschutzorganisationen betont, sie hat erklärt, daß diese Entwaffnung bis zum Februar 1921 durchgeführt sein würde, mit zwei Ausnahmen: Bayern und Ostpreußen. Für diese beiden Gebiete wurde unter Anführung ausreichender Gründe um die Genehmigung einer Sonderbehandlung gebeten, die im wesentlichen auf eine Verlängerung der Bewaffnungsfrist für die Einwohnerwehren und Selbstschutzorganisationen dieser Gebiete hinausläuft. Auf diese sehr lange Note und die ausführlich begründete deutsche Aufschubforderung ist überraschend schnell von der Interalliierten Kontrollkommission durch General Nollet eine Antwortnote übergeben worden, welche die deutschen Gründe für die erbetene Sonderbehandlung von Bayern und Ostpreußen nicht anerkennt und ebenso wie in der vorausgegangenen Note vom 12. Oktober von der deutschen Regierung die Mitteilung der zur beschleunigten Entwaffnung und Auflösung der Selbstschutzorganisationen eingeleiteten Maßnahmen fordert. Bei Abgang dieser Note Nollets konnte die deutsche

Einwohnerwehrnote noch kaum in den Hauptstädten der alliierten Mächte eingetroffen sein. Man nahm deshalb deutscherseits an, daß es sich um eine vorläufige Entscheidung der Berliner Alliierten-Vertretung handle, die gegebenenfalls begründet werden würde, wenn sich die Kabinette in London und Paris mit der deutschen Note beschäftigt haben. In diesem Sinne hat die deutsche Regierung durch ihren Botschafter weitere Schritte unternehmen lassen.

Wenn der in der Note des Generals Nollet angeschlagene Ton sich mit dem Tenor der Entscheidung durch die Botschafterkonferenz decken würde, so wäre zu befürchten, daß Deutschland in große außen- und innenpolitische Schwierigkeiten gestürzt würde.

Von der Möglichkeit der Besetzung des Ruhrgebiets durch die Entente ist in letzter Zeit weniger gesprochen worden, aber leider muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß im Zusammenhang mit einer eventuellen Zuspitzung der Lage in der Entwaffnungsfrage auch diese Gefahr wieder bedrohlicher wird. So sieht man überall Probleme, die zur Lösung drängen, ohne daß irgendwie der Weg, den die Entwicklung nehmen wird, schon klar erkennbar wäre. Fast scheint es so, als ob wenig Aussicht bestehe, daß in absehbarer Zeit alle diese brennenden und quälenden Fragen zu einer abschließenden Lösung gelangen. Ein böses Zeichen des mangelnden Verständnisses auf der Gegenseite war die vorläufige Erledigung der Viehlieferungsfrage, bei der man sich zwar damit begnügte, die sofortigen Lieferungen der deutschen Leistungsfähigkeit einigermaßen anzupassen, andererseits aber die ganze ungeheure Forderung doch aufrechterhielt und die endgültige Lösung der Frage damit nur vertagte. Der Tag scheint noch nicht gekommen zu sein, an dem unsere Gegner den Mut haben werden, klar zu scheiden zwischen ihren illusionären angemeldeten Forderungen und zwischen dem, was von Deutschland praktisch erreichbar ist. Es ist bedauerlich, daß selbst die deutsche Aktion zugunsten unserer armen hungernden Kindern in gewissen Blättern des Auslandes schlimme Mißdeutungen erfuhr und dazu dienen mußte, alten Haß wieder aufzufrischen. Lloyd Georges Ausspruch über die Leute, die ein gutes Werk zu tun glauben, wenn sie mit der Petroleumkanne herumlaufen und Öl ins Feuer gießen, scheint drüben immer noch nicht als ernste Mahnung gewürdigt zu werden. Die Ansätze zur Besserung, die gewiß hier und dort zu verzeichnen sind, sind doch noch zu kümmerlich, als daß sie das düstere Bild merklich aufhellen könnten. So geht das deutsche Volk mit recht trüben Gedanken und sehr geringen Zukunftshoffnungen in das neue Jahr hinein. Deutschland lebt das Leben der Resignierten, es läßt sich treiben von einem Tag zum andern. Aber dieser Zustand ist zu krankhaft, um dauern zu können. Die politische Arbeit darf indessen nicht rasten. In undankbarer Kleinarbeit muß von einem Tag zum andern versucht werden, das Beste aus den Verhältnissen zu machen. Die Politik muß vorausschauen, so düster auch die Zukunft aussehen mag. Auch der vierzigjährige Marsch durch die Wüste wird sein Ende finden, denn immer bleibt die Hoffnung als führender Stern.

# Berliner Theater

Die Tatsache, daß der Dichter Georg Kaiser wegen Eigentumvergehens in Untersuchungshaft sitzt, braucht kein Grund dafür zu sein, daß man gerade zu diesem Zeitpunkt seine Werke vom Spielplan absetzt. Wir leben ja — Gott sei's getrommelt! — nicht im England Oscar Wildes. Sie ist aber sicherlich ein Grund dagegen, daß man gerade jetzt ein schwaches Stück von ihm neu herausbringt. Denn weder der Zuschauer noch vor allem der Kritiker kann dann mit der erforderlichen

Unbefangenheit sein ablehnendes Urteil aussprechen, aus Scheu, an das menschliche Unglück des Dichters mit harten Worten zu rühren. So sei denn nur bemerkt, daß Georg Kaisers Versuch, in seiner „Europa", Tanz und Spiel in fünf Aufzügen (Großes Schauspielhaus), die griechischen Götter und Helden in der leichten und anmutigen Luft des großen Gelächters tanzen zu lassen, als mit unzulänglichen Mitteln unternommen, gescheitert ist. Denn ihm, der in manchen seiner anderen Stücke spüren ließ, daß er unsere Zeit irgendwie sehr stark in seinen Nerven hat, fehlen die Voraussetzungen für dieses sehr erwünschte Unternehmen: Leichtigkeit, Grazie, Beschwingtheit. Ein Sachverständiger für seelische Explosionsmotore ist Kaiser sicherlich, aber er weiß von der Seligkeit und dem göttlichen Rausch des Fliegens nichts. Was an dem Buch vielleicht noch gut war, mordete die Regie mit den ältesten Nummern der Reinhardt-Parodien und Offenbach-Erinnerungen. (In einem Lande, das ein Publikum mit einem gesunden Gefühl für nationale Würde besitzt, wäre ein Schauspieler, der als unglückliches Werkzeug eines bedenkenlosen Spielleiters in einer Lage ähnlich der unseren zu sagen wagte: „Was sollen wir tun, wir haben ja die Waffen abgegeben", gelyncht worden, Herr Karlheinz Martin! Doch dies nur nebenbei. — Daß aus dem traurigen Anlaß des Falles Kaiser in der Berliner Presse natürlich wieder Kapital geschlagen wurde, um Ausnahmegesetze für Künstler, eine lex Kaiser, die dem schaffenden Künstler das freie Verfügungsrecht über das Eigentum seiner bürgerlichen Mitmenschen zuspricht, zu fordern, daß ein flinker Halbmonatsschmock die erforderliche Anzahl von Toren suchte und fand, die gutachtlich für das heilige Recht des Unterdrückten eintreten, daß in einer großen Berliner Zeitung ein wild gewordener Schwätzer sich über die Pflicht des Genies zur Hochstapelei ausschleimte, kommt in das bis zum Bersten überfüllte Fach mit der Überschrift „Takt-, Instinkt- und Direktionslosigkeiten". Auf solche Art kommt man der Frage des Aneinandergrenzens von Genie und Verbrechen nicht bei.

Bernard Shaws Dubedat in seiner auch jetzt noch frischen Komödie „Der Arzt am Scheidewege" (Deutsches Theater) hat das Recht des schöpferischen Menschen zur Nichtachtung der landläufigen, bürgerlichen Sitten- und Lebensgesetze mit großer Überlegenheit bejaht. Es ist köstlich, wie dieser junge Maler ohne jede Hemmung über das Geld seiner Gönner, die mehr noch Freunde seiner Frau sind, verfügt und auch heikleren Fragen gegenüber, so der Bigamie, eine unverzagte Amoral an den Tag legt. Er findet uns immer auf seiner Seite, denn das Bewußtsein seiner Sendung gibt ihm auch die Kraft, nach dem Gesetz seines Lebens zu sterben, im Tode noch hellsichtig über den Nebenbuhler triumphierend. Daß dieses Spiel vom Leben und Sterben des Malers Dubedat in eine Komödie hineingearbeitet ist, spricht ebenso so stark gegen den Künstler Shaw, wie der blutige Hohn auf die Vertreter der ärztlichen Wissenschaft, die etwas beruhigend Englisches haben, für den Spötter Shaw spricht. Die Frage, die er stellt, ob ein Arzt, wenn er nur einem von beiden das rettende Mittel gegen Schwindsucht geben kann, den braven, biederen Kollegen oder den genialen Künstler retten soll, ist ernst genug. Die Verwicklung, daß durch den Tod des Malers die liebreizende Jennifer, eine von den vielen prächtigen Frauen Shaws, durch Verhinderung der Erkenntnis vom menschlichen Unwert ihres Idols vor Verzweiflung bewahrt werden soll, könnte wesentliche Vertiefung bringen. Peinlich wird die Komödie dadurch, daß der Arzt, der diese schwere Entscheidung treffen soll, sie gegen den Maler richtet aus Hoffnung, dann die begehrte Frau erobern zu können. Peinlicher ist noch der Zynismus, mit dem diese Helfer der Menschheit, zu groben Typen herausgearbeitet, von ihrem Beruf reden. Weniger wäre wieder unendlich viel mehr gewesen.

* * *

Als ich den Titel von Hans J. Rehfischs Tragödie las: „Chauffeur Martin“ (Deutsches Theater), da hoffte ich, daß hier ein Junger mit kühnem Griff einmal versucht habe, den Benzinmenschen zu fassen und diesen verwegenen Typ Mensch, der ungeahnt problematisch ist, auf die Bühne zu stellen. Aber dieser Martin ist nur Chauffeur, weil er einen Menschen totfahren muß, da sonst das Spiel nicht in Gang gekommen wäre. Unter Kraftfahrern wird man einen solchen Sinnierer, der vom Schicksal nichts als das Belassen in seiner stillen, ängstlich bewahrten Abgeschlossenheit und Kleinheit fordert, worin schon eine Herausforderung des Schicksals liegt, nicht finden. Hiervon abgesehen, ist in den ersten Akten der Mensch Martin von innerer Geschlossenheit, und glaubhaft, lastend, wird der Ausbruch vorbereitet, der den in eigensinnige Gedankengänge versponnenen Mann aus der Tatsache, daß ein Mensch durch ihn getötet ist, ohne daß infolge seines Freispruchs vor Gericht eine Sühne erfolgt, zu einem wilden Empörer gegen den Schöpfer der Welt werden läßt. Noch einmal taucht ein Gedanke auf: daß er im Kampf gegen Gott so lange siegt und seine Gefolgschaft in den Wahn mitreißen kann, Gott zu vernichten durch Auslöschen allen menschlichen Lebens, solange er ohne Schuld ist. Alles andere bleibt ungestaltet in dünner Symbolik stecken. Die Anklagen und die Verurteilung Gottes sind längst mit unerbittlicherer Schärfe und Klarheit ausgesprochen, sein Sieg besser und überzeugender dargestellt als durch den Krüppel, der als einziger die Schöpfung und den Schöpfer preist. Martins Tod durch den Schuß seines Getreuesten, als er dem Krüppel recht gibt, ist genau so zufällig, wie sein Beruf. Gewiß ist auch hier ein ehrlicher Wille, der nach Ausdruck ringt und aus dem Entsetzen des Erlebens der letzten Jahre eine bessere, reinere Welt formen möchte. Gewiß wird auch hier versucht, aus einem Einzelschicksal die Bedeutung für alle herauszuhören, aber das innere Gesetz dieses Einzellebens ist nicht erkannt. Auch hier sind Worte statt Gestalten, Gebärde der Innerlichkeit statt Herz und Seele, Intellekt statt Geist. Die Rekruten seelischer Erfahrung haben uns nichts zu sagen, solange ihr Herz nicht stärker, ihr Geist nicht tiefer und ihnen die Erkenntnis nicht mitteilbar ist, daß diese Art Expressionismus vorgestern vielleicht ein Recht hatte. Sie ahnen noch nicht den Weg zu den Provinzen, in denen der Entscheidungskampf des Geistes tobt, ja, der Begriff „Geist“ in seiner allein gültigen Beziehung zum erkannten, verantwortlichen Leben ist noch nicht in ihrem Bewußtsein. Sie haben nicht bemerkt, daß die geistigen Menschen, soweit sie diesen Namen verdienen, im Gefühl ihrer tragischen Verpflichtung den Weg, den die andern zu gehen meinen, gegangen sind und daher diese Art Offenbarungen nur noch als Redensarten einer überwundenen Strecke werten können.

* * *

Diesen Maßstab muß der gewandelte Zuschauer nun immer anlegen. Wer um die furchtbaren und beglückenden Dinge aus jenen geweihten Regionen, in die Deutschlands wahre Jugend mit heroischer Geistes- und Willensanstrengung vorgestoßen ist, nicht weiß, der hat aus Gegenwart und Vergangenheit auf seinem Psalter nicht mehr den Ton, der die Tore unserer Herzen aufspringen läßt. Wie das Zeichen des Geistes im täglichen Leben alte Freundschaften scheidet, so trennt es uns auch von liebgewordenen Werten des Gemütes und Gefühles, und früher verehrte Meister schweigen uns jetzt. — Strindberg aber geht uns unmittelbar noch an, wenngleich auch in verändertem Sinne. Sein „Unbekannter“ in „Nach Damaskus“, 2. und 3. Teil (Volksbühne), von Friedrich Kayßler wieder mit einer fast schmerzhaften Innerlichkeit bis zur stärksten Erschütterung dargestellt, reckt sich aus anderer Kraft in gigantischem Trotz gegen den von ihm bekannten Gott auf, als der Chauffeur Martin. Der Weg nach Damaskus, den wir

alle gehen müssen, Strindberg ist ihn im Bewußtsein seiner Tragik gegangen. Seine Tragik ist nicht unsere Tragik, sie ist aus engem Gefühl erlebt, ist Besessenheit, ist unfrei. Aber in ihm kämpft ein wissendes Ahnen den auszeichnenden Kampf des Geistes. Strindberg selbst reißt als „Unbekannter" seine Brust auf und wirft sein zuckendes Herz hin und zertritt es selbst. Auch der erste Teil gibt ihn nicht so stark, wie diese letzten Stationen seines Kalvarienberges. Nie kommt seine Zerrissenheit, seine Blindheit gegen die Quellen des wahren, echten Lebens wütender zum Ausdruck als hier. Szenen, auch künstlerisch bis ins Letzte gemeistert, wie die grausige Bankettszene, wo der scheinbar endgültig Siegreiche die glänzenden Statisten verschwinden sieht, bis nur haßvolles Gesindel ihn zu tiefster Niederlage umgibt. Abrechnungen mit seiner Frau und deren Mutter, in halben Worten voll abgrundtiefen Hasses der Geschlechter, wachsen zwischen einfachen banalen Unmöglichkeiten und ermüdenden Wiederholungen, Worte tiefsten Wissens um die großen Geheimnisse, ein Kampf, wie Luzifer ihn nicht größer führte, finden ihre endgültige Lösung in milder, dummer Traktätchenweisheit, zu der auch ein Weg geringerer Leiden sich nicht gelohnt hätte. Und doch, er trug das Zeichen. Aber die Stufe der nur aufwühlenden Verzweiflung, so fruchtbar sie wirken kann, ist für uns überschritten.

* * *

Das „Neue Volkstheater" hat in längerem, merkwürdig unsicherem Tasten, aber mit ehrlichem Willen, nach den wenig aufregenden Vorführungen von Ibsens „Nora", Hofmannsthals „Der Tor und der Tod" und „Elektra" und Shaws Heilsarmee-Komödie „Major Barbara" in „Perikles von Tyrus", sehr frei von Franz Karl Ettlinger bearbeitet, einen ganzen Wurf getan, der die innere Verbindung mit seinen Zuschauern endgültig herstellte. Ob es sich beweisen läßt, daß dieses Abenteurerstück, aus dem griechischen Apolloniusroman im deutschen und englischen Mittelalter wieder und wieder behandelt, das aus dem Dämonenreich durch Schiffbruch, Turniere, Mord, Scheintod, Bordell und anderen unerhörten Fährlichkeiten zu einem familienhaft glücklichen Ende führt, Shakespeare geschrieben hat oder nicht, bleibt belanglos. Sicher ist, daß man durch nichts besser erhärten kann, wie ein Genie, das aus Mangel an Stücken für seine Bühne einen überkommenen bunten Stoff ergreift, der den gröbsten Publikumsinstinkten auf das bereitwilligste entgegenkommt, Gold auch aus dem Unflat zieht. Die Aufführung, die recht beachtenswert und auch für das Auge mit der Farbigkeit der Batikkostüme sehr erfreulich war, unterstützte wirksam die durch den Chorus verkündete Aufforderung des Dichters, „Jovis Schoßkind", der Phantasie über alle Gesetze der Zeit und des Raumes hinweg bedingungslos zu folgen. Und dieser Abglanz des Lebens, die Wirklichkeit des reinen Theaters war echter und stärker als das Theater der Wirklichkeit, das sonst an unseren Sinnen vorüberging. R. P.

# Chronik des Auslanddeutschtums

Überblickt man die Ereignisse im Innern und Äußern, soweit sie das Auslanddeutschtum betreffen, so überwiegen in letzter Zeit die unerfreulichen Meldungen bei weitem die günstigeren Nachrichten. Man hat nun einmal in Deutschland keine sehr geschickte Hand in der Behandlung der Auslanddeutschen, und das bittere Wort, das ein Auslanddeutscher uns jüngst schrieb: „Je schöner die Worte, desto bitterer die Taten", scheint sich fast zu bewahrheiten. Namentlich hat der deutsche Außenminister, ein Mann von reinstem Wollen und unendlich

vielem Können, wenig Glück mit seinen Ausfragern und seinen Parlamentsreden. Wenn ihm selbst ein Blatt, das man des Nationalismus doch sicher nicht verdächtigen wird, die „Frankfurter Zeitung", an der Spitze ihrer Ausgabe bestätigt, daß seine wiederholten Äußerungen nicht geeignet seien, die Zuversicht der Deutschen im Ausland zu erringen, noch weniger aber, das Vertrauen des Auslands wachzurufen, so ist das schon ein deutliches Anzeichen. Das, was der Außenminister in seiner Rede für italienische Ohren sagte, daß wir den durch den Frieden geschaffenen Zustand anerkennen, ist eine Selbstverständlichkeit, die nicht ausgesprochen zu werden brauchte. Wir müssen ihn eben anerkennen, und wir tun es mit dem Verstande, niemals aber mit dem Herzen. Daß der deutsche Außenminister in seiner Politik keine irgendwie beschaffene Irredenta treiben wird, daß er nichts unterstützen wird, was auf sie hinzielt, und daß er auch, soweit sein Einfluß hier auf die privaten deutschen Vereine und Vereinigungen reicht, derartigen Bewegungen amtlich scharf wird gegenübertreten müssen, das braucht man nicht erst von der Redekanzel des Reichstags zu verkünden. Besser wären ein paar mannhafte Worte gewesen, daß wir uns mit allen Mitteln die Herzen und Gefühle der zwangsmäßig von uns abgetrennten urdeutschen Volksgenossen erhalten wollen, daß die Heimat jederzeit den geistigen Austausch mit ihnen pflegen und hüten wird, daß man sie im Reich nicht vergessen wird, daß man alles tun wird, um ihnen ihr hartes Los zu erleichtern (Worte freilich, zu denen die Taten der Buchverteuerung und der erhöhten Paßgebühren wenig passen würden). Der Außenminister hat zudem Pech gehabt. Seine vorsichtig abgewogenen Sätze sind nach Italien falsch telegraphiert worden, es mußte wie in so vielen Fällen eine authentische Interpretation hinterher gegeben werden, und der neue deutsche Botschafter, Herr v. Berenberg-Goßler erhielt den wenig angenehmen Auftrag, sie zu übermitteln. Daß er das ungeschickt machte, daß sein Brief an den (nebenbei bemerkt auf Deutschlands Hochschulen herangebildeten und von einer nicht ungeschickten Presseabteilung der deutschen Öffentlichkeit liebevoll empfohlenen) italienischen Generalkommissar in Trient, General Credaro, in Südtirol wie eine Tat des Verrats wirkte, ist tief bedauerlich. Es zeigen sich in der alten wie in der neuen Diplomatie betrübliche Mängel an psychologischer Urteilskraft. Gewiß hat auch der deutsche Botschafter, der ja als ehemaliger Vorsitzender der Hamburger Ortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Auslande viel Interesse am Auslanddeutschtum bekundet hat, das Beste gewollt, ebenso wie sicherlich der deutsche Gesandte für Jugoslawien besonders diplomatisch sein wollte, als er in seinem Vortrag vor der Berliner Presse über die Wiederanknüpfung der Wirtschaftsbeziehungen zum S.-H.-S.-Staate das starke Deutschtum seines Landes einfach totschwieg, aber daß das alles keine Methoden sind, mit denen man in Deutschland oder im Auslande Erfolge erringen könnte, darüber sollte sich die deutsche Diplomatie nun doch endlich bald klar werden.

Der Schaden ist nun geschehen. Die Italiener sind nicht erfreut über die Ministerworte, die Südtiroler sind entsetzt und entfremdet — nun sollte aber das deutsche Volk die Gewißheit haben, daß Derartiges nicht wieder vorkommt, und daß man praktische Anfänge macht, Auslanddeutschtum und Heimat nicht untereinander zu verstimmen, sondern einander zu nähern. Eine bedeutende Tat wäre es, wenn der Außenminister hier die Frage einer Revision der Paßgebührenordnung aus dem leidigen Stadium der Erwägungen und Verhandlungen, in dem sie nach einer offiziellen Notiz zurzeit noch schweben, mit starkem Griff herausheben würde und in denselben Papierkorb beförderte, in den die Ausfuhrverordnung für das deutsche Buch im Ausland leider immer noch nicht geworfen wurde: Wieviel Pfund Papier von Protesten müssen denn eigentlich bei uns verschrieben werden, bis die Geheimratsfedern sich in Bewegung setzen?

Und wie nottut uns nicht Sympathie, und wie bitter dringlich brauchen wir nicht jenes unschätzbare Gut, das Vertrauen der Deutschen im Ausland? Die Abstimmung in Oberschlesien steht bevor, in Estland stehen die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung vor der Tür, in Südwestafrika hat der neue Landesadministrator, Sir Hofmeyer, sein Amt angetreten und bei seiner Begrüßungsansprache in Windhuk zur Freude seiner Zuhörer nicht nur englisch und holländisch, sondern auch deutsch gesprochen, England läßt die Palästinenser Deutschen, namentlich die Templerkolonie, wieder zurück in ihre zweite Heimat, und der erste Schub, mit dem Enkel des Koloniegründers, dem beliebten praktischen Arzte, Dr. Hoffmann, an der Spitze ist schon zurückgekehrt, der zweite, viel größere, fährt kurz nach Weihnachten aus Deutschland ab.

Auch die Rückkehr der deutschen Priester und Missionare nach ihren Arbeitsgebieten in englischen Besitzungen scheint gesichert zu sein. Das sind kleine hoffnungsfreudige Teilereignisse, aber sie werden wertlos, wenn nicht das Vertrauen des Auslands in unsere Politik und auf unseren Wiederaufbau stark wächst, und wenn wir uns die Sympathie unserer Auslanddeutschen nicht in weit höherem Maße erwerben können. Namentlich gilt das von Nordamerika, bei dessen Präsidentenwahl jetzt Harding seinen Sieg nicht zuletzt dem ziemlich geschlossenen Auftreten der Deutschen gegen Cox verdankt, und dessen Haltung zur Ratifikation des Friedens und Abschluß einer Kreditanleihe stark von diesem Vertrauen auf Deutschland abhängt. Daß sich das Deutschtum drüben etwas freier regen darf, daß Sängerfeste und gesellige Veranstaltungen nicht mehr gestört werden, daß das Deutschtum drüben zu immer machtvollerer Hilfsaktion sich anschickt, das sind gute und ausbaufähige Anfänge. Namentlich wird jetzt eine Hilfsaktion für den deutschen notleidenden Mittelstand und für die so sehr gefährdete deutsche Wissenschaft vorbereitet, für die der sehr rührige und mit glänzendem Erfolg tätige Führer, Dr. Lieber, jetzt in Deutschland war, um sich selbst über alle Dinge zu unterrichten. Aber dieser Mann, wie das gesamte Deutsch-Amerikanertum bedürfen ebenso wie das Hilfswerk, das die deutschen Vereine in Buenos-Aires ins Werk zu setzen begonnen haben, in höchstem Maße der Zuversicht auf die deutsche Kraft, auf die Stärke des Guten, das sich durchsetzen soll, auf den Willen zur Arbeit, der wieder durchbrechen muß, auf die Sicherheit einer lautlosen, aber energischen, rührigen, aber nicht betriebsamen, unermüdlichen, aber nicht aufdringlichen Politik. Unser Wiederaufbau muß im Innern beginnen, nicht nur für uns selbst, auch für diejenigen draußen, die uns helfen wollen. Wenn der eine baut und der andere stets immer wieder einreißt, werden wir es nie wieder zu etwas bringen. Videant consules!

Der Osten ist nach wie vor bewegt. In Lettland darf wohl der deutsche Gesandte den lettischen Ministerpräsidenten und den Außenminister mit ihren Damen zum Diner begrüßen, aber zu gleicher Zeit holen bezahlte lettische Nationalhelden die deutsche Inschrift des ehemals deutschen Stadttheaters bei Nacht herunter, das letzte, was in Riga noch äußerlich deutsch sein durfte. In Polen geht die Entrechtung der Deutschen ruhig weiter, ihre Schulen werden behindert, ihre Lehrer werden schikaniert. Eine bedeutsame politische Abstimmung hat das Deutschtum wiederum in den Mittelpunkt allen Streites gerückt: es wurde der Verfassungsentwurf beraten, der die Abkehr vom jetzigen Einkammersystem und die Schaffung eines Senates vorsieht. Die beiden deutschen Abgeordneten von Lodz stimmten mit der Linken für das Einkammersystem, die deutschen Abgeordneten aus Pommerellen aber stimmten für den Senat. Die getrennte Abstimmung der kleinen deutschen Achtmännerfraktion aber verhalf mit einer oder zwei Stimmen dem Zweikammersystem zur Annahme. Darob ist natürlich die gesamte Linke wütend auf die Deutschen

und bezichtigt den polnischen Minister der besetzten Gebiete des Verrats: er habe die Stimmen der Deutschen mit Zugeständnissen in nationaler Hinsicht erkauft, die Rechte aber verteidigt nicht etwa die Deutschen, die ihre Vorlage gerettet haben, sondern schweigt sie tot, denn sie haben ihre Schuldigkeit getan, und jede weitere Erwähnung wäre da überflüssig.

Sehr schwierig liegen die Dinge in Ungarn, das jetzt in einer gewaltigen und eindrucksvollen Sitzung seiner Kammer den ihm aufgezwungenen Friedensvertrag ratifizierte. Damit rückt die Abtretung Westungarns an Deutschösterreich in greifbare Nähe, und der Kampf innerhalb des Deutschtums selbst wird immer heftiger. Eine im Hinblick auf das Unglück Ungarns doppelt starke nationalistische und chauvinistische madjarische Bewegung hat eingesetzt und zum Rücktritt des Ministers für nationale Minderheiten, des bekannten deutschen Universitätsprofessors Dr. Bleyer, der allerdings gerade von den Deutschen heftig angegriffen wird, geführt. Für ihn setzte sich der Ministerpräsident ein, der dieses Ministerium den Vollmadjaren nicht so ohne weiteres opfern will. Es ist zur Stunde noch nicht recht klar, was aus der ganzen Angelegenheit werden wird. Jedenfalls scheinen die Ungarn in Westungarn und unter den deutschen Bauern ein regelrechtes Gewalt- und Raubregiment zu führen und wollen die Gegend noch richtig brandschatzen, ehe sie dann ausgeplündert und arm an Deutschösterreich kommen soll.

Gewalt! Das ist auch das Zeichen, unter dem die Tschecho-Slowakei steht, deren Heißsporne sich noch immer nicht daran gewöhnen können, daß sie keinen National-, sondern einen Nationalitätenstaat haben. Eine Bewegung, die in Wirklichkeit dem Sturz der zu formlosen Beamtenregierung galt, wandte sich äußerlich gegen die Kaiser-Franz-Josef-Denkmäler in verschiedenen Städten, rief heftige Gegenwehr der deutschen Bevölkerung und dann blutige Exzesse der tschechischen Legionäre hervor. In Prag gab es Volksaufläufe, Schießereien, Plünderungen und Räubereien allerschlimmster Art. Das deutsche Theater, deutsche Zeitungen und Lesehallen, Klubs und Studentengebäude waren das Ziel des Mobs, dem sich nationalistische Führer begeistert als Führer anboten. Die deutsche Obstruktion in der Kammer blieb wirkungslos, der Gesang der Wacht am Rhein durch die national stark erregten deutschen Abgeordneten im Parlament goß nur noch Öl ins Feuer. Millionenwerte wurden in wenigen Tagen vernichtet. Es gelang dann zwar in letzter Stunde dem Präsidenten Masaryk, die Ruhe wieder herzustellen, aber das Feuer glimmt unter der Asche weiter, und es ist begreiflich, daß die deutschen Studenten den sehnlichsten Wunsch haben, ihre Universität aus Prag heraus an einen deutscheren und stilleren Ort zu verlegen, wo es nicht schon als Verbrechen gilt, deutsch auf der Straße zu sprechen.

Die Aufregung über den Oxforder Brief und über die Zusage Englands, Nachkriegsguthaben Deutscher in England künftig nicht beschlagnahmen zu wollen, hat sich in Frankreich etwas gelegt, aber die Behandlung deutschen Eigentums bleibt immer noch unerfreulich. Es hat sich nicht erreichen lassen, daß die angesetzten Versteigerungen deutschen liquidierten Eigentums rechtzeitig den Eigentümern bekanntgegeben werden. Frankreich ist noch stets das Land der Willkür, während in Italien doch schon auch in Florenz und Genua deutsche Gemeinden sich bilden konnten und jetzt erst wieder der italienische Staat die Rückgabe der deutschen zoologischen Station in Neapel beschlossen hat. Eine deutsche Schule in Rom ist vorläufig zwar wegen der schlechten Valuta noch nicht möglich, wie auch die deutsche Regierung nicht mehr über die Geldmittel verfügt, Deutschen etwa Reisebeihilfen zu geben, um zu Versteigerungen ihrer eigenen Möbel nach Frankreich fahren zu können. Ja, es sickern anläßlich eines Besuches des Reichsschaden-Kommissars Conze in Danzig und anläßlich einer Beantwortung einer kleinen Anfrage im Reichstag

sogar Nachrichten durch, daß das Reich die so sehnlichst erwartete Endentschädigung nicht werde durchführen können, und daß sogar der Weiterbestand der Vorentschädigung gefährdet sei. Daß hier die Finanzlage des Reichs gewisse Gefahren in sich birgt, scheint unzweifelhaft zu sein. Für die Auslanddeutschen und in unmittelbarer Folge für den gesamten Wiederaufbau des Reichs steht hier Unendliches auf dem Spiel. Schaffung baldiger Klarheit wäre ein Gebot staatsmännischer Klugheit. Man soll keine Aufregung aufkommen lassen, wo kein Grund dazu vorliegt. Man soll aber auch offen und mutig den Auslanddeutschen sagen, woran sie sind und worauf sie sich einzurichten haben werden. Abgeschlossen 5. Dezember 1920.

Fritz Wertheimer-Stuttgart.

# Luftfahrt-Rundschau

Der ersten Artikelserie, die gewissermaßen der Einführung des Lesers in das Luftfahrtgebiet galt, soll nunmehr die laufende Berichterstattung über die deutsche Luftfahrt folgen. Wir gehen von dem Gedanken aus, daß das Problem des fliegenden Menschen geistiges Allgemeingut des gesamten Volkes werden, und daß die Allgemeinheit die Vorgänge auf diesem Gebiete mit dem gleichen Interesse verfolgen muß, die sie anderen Vorgängen entgegenbringt; nur dann ist die Allgemeinheit Förderin und Mitarbeiterin, wenn auch mittelbar, auf einem Gebiete, dem eine ganz gewaltige Zukunft vorbehalten ist.

Luftfahrt und Optimismus gehören zusammen, wie die siamesischen Zwillinge; schneidet man sie auseinander, dann sterben sie beide. Und wenn die Männer der Luftfahrt nicht stets die Peitsche des Optimismus hinter sich gehabt hätten, die nicht züchtigt, sondern schmeichelt, die anspornt und immer wieder vorwärts treibt, dann, weiß Gott, wären wir in den letzten Jahren nicht so vorwärts gekommen. Heute muß der Optimismus die deutsche Luftfahrt mehr denn je tragen. Wir dürfen den Glauben an einen ganz neugearteten friedlichen Aufstieg einer kulturbringenden Verkehrsluftfahrt nicht verlieren, wir haben das sichere Fundament technischer Höchstleistungen, wir sind bloß noch immer durch den Feindbund gefesselt. Man muß oft den Kopf schütteln, man sucht oft nach einigermaßen realen, überzeugenden Rechtsgründen für die oft so sinnlosen Maßnahmen des Feindbundes. An Kriegsluftfahrt denkt in Deutschland wirklich kein vernünftiger Mensch, im Gegenteil, wir beschränken uns weise auf den bescheidenen, friedlichen Luftverkehr innerhalb unserer engen Landesgrenzen mit schüchternem Anschluß an uns wohlgesinnte Nachbarn, aber auch auf diesem engumgrenzten Gebiet erfahren wir nichts denn Schwierigkeiten und häßliche Schikanen. Es war schon früher einmal angedeutet, daß wir es lediglich Amerika zu verdanken haben, daß die deutsche Luftfahrt in jeder Form nicht für 20 Jahre, also auf Nimmerwiedersehen, abgetötet wurde. Der Feindbund, insonderheit Frankreich, scheint diesen Mißerfolg nicht vergessen zu können, den es in Versailles erlitt. Man sucht anscheinend direkt nach fadenscheinigen Vorwänden, damit die Fesseln sich nur ja nicht lockern. Ich erinnere an das Flugverbot im Anschluß an die widerrechtliche Beschlagnahme der Rumplerflugzeuge in Wien. Ich erinnere an das Ausfuhrverbot der von Amerika bestellten und von uns gelieferten Junkersflugzeuge, ich mache auf die letzte Schikane aufmerksam, die darin besteht, daß man uns, d. h. der rührigen deutschen Luftreederei und dem Luftverkehr Sablatnig den Verkehrsflug nach Essen zu verbieten sucht. Daß gerade im letztgenannten Fall Frankreich die Triebfeder ist, braucht wohl nicht näher begründet zu werden. Die Berufung auf den § 180 des Friedensvertrages ist nicht stichhaltig, denn dieser Paragraph verbietet innerhalb der 50-Kilometer-Zone

östlich des Rheins lediglich die Anlage von „Befestigungen", ein ziviler Flugplatz, der reinen Verkehrszwecken dient, dürfte aber selbst bei strengster Beurteilung keinen irgendwie gearteten Vergleich mit einer militärischen „Befestigung" aushalten. Allerdings sind wir macht- und wehrlos, wir werden uns nur mit Papier wehren können, und es bleibt abzuwarten, wie sich der Fall löst.

August Euler, Deutschlands erster Luftminister, ist als solcher als erledigt zu betrachten, ein Nachfolger ist noch nicht ernannt in dem Zeitpunkt, an dem diese Zeilen in den Druck gehen. Die Nachfolgerfrage soll hier personell nicht angeschnitten werden, sie ist vielleicht überholt, wenn das Heft in die Hände des Lesers kommt. Wie der Mann heißt, ist ganz egal, wenn es nur ein **Fachmann** ist, der alles aus eigener Kenntnis und Anschauung übersieht, der ein eigenes Urteil hat, der willensstark ist, mit allen Nebenregierungserscheinungen aufräumt und sich durchsetzt, dann erst ist der deutschen Luftfahrt geholfen. Ein **Fachmann** muß es aber sein, sonst treten alle unheilvollen Nebenregierungserscheinungen, die im Augenblick glücklich niedergehalten sind, wieder hervor. Euler und seine Gefolgschaft haben es verschuldet, daß man mit uns heute direkt Fangball spielt und solche Vorgänge wie das Essener Verbot überhaupt möglich sind. Der neue Mann gehört in höchsteigener Person in die Luftfriedenskommission, wo er überreichlich Gelegenheit haben wird, Geist und Kraft zu zeigen und die Fehler wieder auszugleichen, die gemacht sind. Unsere bisherige Vertretung in der Luftfriedenskommission wird dahingehend schlaglichtartig beleuchtet, daß die Entente sich gar nicht genug rühmen und freuen kann, wie gut es sich mit unserem bisherigen Vertreter, Herrn von Tschudi, verhandelt. Das allein spricht Bände und dürfte vollauf genügen, schnellstens verwässerten Pazifismus durch willensstarkes Selbstbewußtsein und nationale Würde zu ersetzen.

In der deutschen Luftfahrt macht sich — auf Grund des Eulerschen Regimes — ein erfreulicher Zug zur Einigkeit bemerkbar. Alle in Frage kommenden Verbände, die alle die Personen umfassen, die man als ausübende Luftfahrer aller Art bezeichnet, haben auf dem Luftfahrertag in Bremen eine fruchtbringende Einigkeit bekundet in der Ablehnung der bisherigen Luftsportkommission als unserer obersten Luftsportbehörde, mit der Aufgabe, uns dermaleinst vor der Fédération aeronautique internationale in Paris zu vertreten. Die Einigkeit wird ihre Früchte tragen, die vielleicht in absehbarer Zeit ihren Niederschlag in einem großen, alles umfassenden „Luftfahrerverband von Deutschland" finden wird. Dann findet die Anmaßung des sogenannten Aeroklubs „von Deutschland", der nichts als eine gesellige Berliner Vereinigung ist, ganz von selbst ein natürliches Ende und den äußeren Ausdruck in einer selbstverständlichen Namensänderung, etwa in „Berliner Aeroklub". Dieser „Luftfahrerverband von Deutschland", wie er mir vorschwebt, stellt dann die große, starke, in sich geschlossene Phalanx dar, die zu bekämpfen ein aussichtsloses Bemühen sein dürfte. Dann ist aber die wohlorganisierte ausübend-tätige Luftfahrt endlich das gleichberechtigte Mitglied im Rahmen des Ganzen. Um diese Gleichberechtigung war man gezwungen, zu kämpfen, das Ziel scheint erreicht. Der gewerkschaftliche Charakter der einzelnen Gruppen, mehr oder weniger ausgeprägt, als Gewerkschaft sogar mit Anschluß an den Transportarbeiterverband für die werktätigen Verkehrsluftfahrer, oder als eine Art Sportgemeinschaft mit weniger ausgeprägtem gewerkschaftlichen Charakter, wird für bleibende Solidarität sorgen. Wieder sind Glaube und Optimismus die Träger des Gedankens, dazu der starke Wille, sich durchzusetzen.

Diese drei Eigenschaften, bei denen schwer zu sagen ist, wer von ihnen der am stärksten ausgeprägteste Faktor ist, haben zum Beispiel die Deutsche Luftreederei an eine bemerkenswerte Etappe ihrer Entwicklung als Verkehrsunternehmen ge-

bracht. Am 26. November 1920 konnte die Luftreederei die Vollendung der ersten Million durchflogener Luftkilometer festlich begehen. Wenn man bedenkt, gegen welche unendliche Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten diese erste Etappe erreicht wurde, dann wird man den großen Erfolg erst einigermaßen richtig einschätzen können. Der Weg bis zur Erreichung der ersten Million glücklich zurückgelegter Luftkilometer war mit Nackenschlägen ideeller und materieller Natur reichlich gepflastert, man hat ihn gemacht, man hat sich durchgesetzt gegen die bewußte und unbewußte Bremsertätigkeit bei der bisherigen Haupt- und Nebenregierung. Daß die Luftreederei bei ihrem Fest auch die Vertreter der ihr befreundeten ausländischen Luftverkehrsunternehmen begrüßen konnte, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Die Presse muß sich im augenblicklichen Stadium der diplomatischen Entwicklung der Vorgänge in vieler Hinsicht Zurückhaltung auferlegen, um schwebende Verhandlungen nicht zu stören. Veröffentlichungen aller Art sind rar, das liegt im Wesen der stagnierenden Zeit. Daher sei zum Schluß auf drei Bücher aufmerksam gemacht, die das Interesse der Allgemeinheit vollauf verdienen: „Das Flugzeug" nennt sich ein von der Luftverkehrsgesellschaft (L. V. G.) herausgegebenes, reich illustriertes Buch, das ein Stück Entwicklungsgeschichte unserer Fliegerei darstellt, ebenso wie das Rumplerbuch 1908—1918. Hat man beide Werke vor sich liegen und überblickt den Inhalt, so wird es einem sehr schwer, eine Rangordnung festzustellen. Beide Werke sind *gerade für den Laien überaus instruktiv* und geben ein plastisches Bild der dornenreichen Arbeit der beiden führenden Werke und ihrer geistigen Leiter auf dem erfolgreichen Wege der Entwicklung zu flugtechnischer Vollkommenheit. Das Rumplerbuch erscheint bei Ecksteins Biographischem Verlag in Berlin W 62, das künstlerisch hervorragend ausgestattete Buch der Luftverkehrsgesellschaft im Selbstverlag der L. V. G. Gewissermaßen als Festschrift gedacht, *aber weit über diesen engen Rahmen hinausgehend*, sei das im Selbstverlage der „Deutschen Luftreederei" erschienene Büchlein genannt: „Eine Million Kilometer Luftverkehr." Klar und übersichtlich, mit trefflichen Illustrationen, allgemeinfaßlich geschrieben, zeigt es dem Leser *Neuland*, bringt es neue Literatur aus noch nicht voll erschlossenen Gebieten. Man sollte es aus dem engen Rahmen des bisherigen Bezieherkreises herausnehmen und es im Buchhandel der Allgemeinheit zugänglich machen, es würde ebenso wie die beiden erstgenannten Werke viele Freunde finden.

5. Dezember 1920. O. L.

# Literarische Rundschau

## Die geistigen Grundlagen des Bolschewismus

Die blinden Anbeter der roten Heiligen in Moskau irren genau so wie die Bekämpfer des Bolschewismus um jeden Preis. Beide zerrt das Leitseil der Tendenz so weit von dem Wege ruhiger, sachlicher Beurteilung ab, daß keiner von ihnen das Problem in seiner ungeheuren Größe überhaupt sieht.

Trotzdem ich die Literatur über den Bolschewismus mit größter Aufmerksamkeit verfolgt habe, kenne ich kaum eine Veröffentlichung, die sich mit Harald *von Hoerschelmanns* Buch „*Person und Gemeinschaft*. Die Grundprobleme des Bolschewismus" *) ebenbürtig messen kann. Er scheint mir der einzige

*) Jena 1919, Eugen Diederichs.

zu sein, der die geistigen Voraussetzungen und die treibenden seelischen Kräfte bis in ihre letzten Wurzeln verfolgt und erkannt hat. Eine nicht gewöhnliche Schärfe und Klarheit des Denkens und des Urteils, die an ungern geöffneten Pforten nicht scheu vorüberschleichen, befähigen ihn, aus einer starken, sicheren Geistigkeit heraus das Problem überhaupt erst einmal richtig in seiner furchtbaren Gestalt aufzuzeigen.

Es ist immer festzuhalten, daß hier nicht von dem Bolschewismus, wie er sich zum heutigen Bilde entwickelt hat, die Rede ist, sondern daß die Grundlagen untersucht werden, aus denen viele auseinanderstrebende Bewegungen, die man unter dem reichlich zusammenfassenden Namen allgemein versteht, entstanden sind, ja entstehen mußten.

Die Anhänger des Bolschewismus um jeden Preis werden durch die grauenhafte Wirklichkeit, seine ebenso entschiedenen Gegner durch das Bloßlegen der geistigen Wurzeln der Bewegung widerlegt.

Weder handelt es sich bei ihr um eine bloße Nachkriegserscheinung seelischer Reaktion, noch um die gewaltsame Besitzergreifung der Macht durch das Gesindel, noch eine ausgesprochene heftige Lohnbewegung allein. Aber einer Bewegung, die so gewaltige Stoßkraft besitzt, daß sie die Welt bewegt, muß nach den einfachen Gesetzen des Weltgeschehens eine große Idee zugrunde liegen, die sich an das sittliche und religiöse Bewußtsein der Menschheit wendet.

Auf die entscheidende Tatsache, daß durch die Nutzbarmachung der Kohle es ermöglicht wurde, viele Millionen Menschen auf der Erde mehr unterhalten zu können, daß durch die Macht der Kohle unser gesamtes äußeres Leben umgestaltet wurde, da jeder einzelne in einen Rahmen eingespannt ist, dem die Maschine die Gesetze gibt, und durch den er zum Sklaven der Maschine wird, hat — nach Hoerschelmann — der Geist noch nicht die Antwort gefunden. Auch der Bolschewismus mit seinen wilden Methoden bedeutet diese Antwort nicht, aber einen Versuch dazu. Denn er will die „Erdenseele" des Menschen befreien, die er für stark und reich genug hält, um aus sich heraus eine ganz neue Ordnung zu schaffen, deren Umriß noch nicht einmal geahnt wird. Der religiöse, mystische Charakter wird völlig offenbar.

„Aus der Tiefe der einmal von ihren künstlichen Fesseln befreiten, gesellschaftlichen Natur des Menschen wird von selbst eine neue, dieser im Grunde edlen und guten Natur des Menschen angemessene Lebensform entstehen. Diesem geheimnisvollen, fast mystischen Prozeß sollen und dürfen wir gar nicht vorgreifen. Er muß und wird sich mit elementarer Spontaneität in der Masse selbst vollziehen. Jeder bewußte Eingriff zugunsten eines heute bestimmbaren Programms wäre Frevel, würde diesen Prozeß nur stören und von neuem in künstliche und daher falsche Richtungen abdrängen."

Daher ist der einzig positive Punkt dieses neuen Glaubens vorerst nur die Zerstörung des Alten, der bisher herrschenden Ordnung. Trotzdem aber lassen sich Richtlinien klar erkennen, nach denen die Bewegung gelenkt werden soll.

Das Ziel des Bolschewismus ist die Züchtung einer innerlich völlig gewandelten Generation von Menschen, deren Wille sich grundsätzlich nur auf die Macht des Geistes und nicht mehr auf die des Besitzes, des Amtes oder der Geburt richtet. Nach seiner persönlichen Veranlagung soll jeder schöpferisch und frei an dem gemeinsamen Werke der Kultur tätig sein, ohne mehr ein Eigentumsrecht an Gütern zu erstreben, die ihm zur Verfügung stehen, soweit er sie für seine Arbeit braucht.

Die Macht des Amtes, bisher der Hort einer Interessenwirtschaft, soll dadurch gebrochen werden, daß es außer oder über der „Gemeinschaft" keine feste staatliche Ordnung mehr geben darf, da Staat und Gemeinschaft künftig eins sein sollen.

Nach der Durchführung dieser Maßnahmen ist die Macht der Geburt gleichfalls ausgeschaltet. Jeder soll nur so viel gelten, wie er ist. Außerordentlich wichtig

ist die klare Feststellung der tatsächlichen inneren Ungleichheit der Menschen und das Bekenntnis zum Führertum der wirklich Begabten.

„Alle unsere heutigen Institutionen, die sämtlich darauf hinzielen, den lebendigen Menschen zu verarmen und ihn zum bloßen Träger festgegebener, starrer und den Impuls des lebendigen Moments überdauernder Funktionen zu machen, sollen ersetzt werden durch eine Ordnung, die in jedem Augenblick aus dem sittlichen Gesamtwillen der Gemeinschaft schöpft, die sich nicht vom Menschen absondert und notwendig alsbald eine Art Eigenleben neben ihm zu führen beginnt, sondern in stetem Konnex mit ihm bleibt."

Dem alten Staat der festen Gesetze, des Berufsbeamtentums und der stehenden Heere stellt der Bolschewismus unter einer Wendung zum genossenschaftlichen Verfassungsideal „einen durch Tradition und Sitte fest zusammengehaltenen, in Gruppen von engerer lokaler Lebensgemeinschaft gegliederten Verband freier und gleichberechtigter Menschen gegenüber, die zur Durchführung besonderer gemeinsamer Aufgaben von Fall zu Fall geeignete Führer als primos inter pares aus ihrer eigenen Mitte erwählen und im übrigen die gemeinsamen Angelegenheiten auf dem Wege ständiger und freiwilliger Mitarbeit und Kontrolle aller erledigen".

Um die Durchführung des seelischen Prozesses, der ja erst innerlich ganz anders eingestellte Menschen hervorbringen muß als Voraussetzung zu seinem Gelingen, nicht hemmen zu lassen, ist es notwendig, die unumschränkte Macht in die Hand derer zu legen, die in lebendigem Gemeinschaftswillen an die neue Ordnung glauben; die Führerschaft dieser Männer nennt man in Rußland die „Diktatur des Proletariats".

So lautet das Glaubensbekenntnis der neuen Lehre. Wie der Versuch ausgegangen ist, sie in die Wirklichkeit umzusetzen, das lehrt überzeugend die verzerrte Fratze, die uns aus dem heutigen Rußland entgegengrinst. Die Zeichen mehren sich, daß dort die Bewegung äußerlich zum Stillstand kommen wird. Es erscheint nicht unmöglich, daß der Bolschewismus als ungewollte Aufgabe die Umwandlung des Zarenreiches in eine freie Bauerndemokratie erfüllen wird. Denn gerade die Führer unterliegen der stärksten Täuschung über das Lebensfähige der Bewegung und ihren bleibenden Kern, da sie in unbewußtem Gekettetsein an die Vergangenheit zu leicht das Mögliche für das Notwendige, das Nächstliegende als das Hauptsächliche ansehen.

Doch das ist im Hinblick auf den Kern der Bewegung für uns ohne Belang.

Wir kommen um unsere Lösung nicht herum.

Nicht in Rußland wird das Problem gelöst werden, sondern nur in Deutschland kann das geschehen, und nicht für Deutschland allein, sondern für die Welt. Wir dürfen nicht ungerecht werden gegen eine Bewegung und uns innerlich vor ihr abschließen, weil sie furchtbar in die Irre gegangen ist nach ewigen Gesetzen, die in der Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen begründet sind.

Die elementare Sehnsucht, aus der die Bewegung entstand, wird nicht zur Ruhe kommen, ehe ihr Antwort ward. Die kann ihr nur der Geist geben, und wir glauben: nur der deutsche Geist.

Der Grundgedanke des Rätesystems berührt sich zutiefst mit der alten germanischen Stammesverfassung. Die Erinnerung daran ist sicheren Anzeichen nach im Unterbewußtsein unseres Volkes lebendig. Das Schöpferische des Rätegedankens den Gesetzen des deutschen Lebens anzupassen, ist unsere Aufgabe, die sofort über den Rahmen des Landes hinausgreifen wird. Ihre Lösung wird befördert durch den Parteiekel weiter Kreise, die große Gemeinschaftswelle, die von den Grenzmarken unwiderstehlich das Reich durchflutet und die künstlichen Parteischichtungen hinwegspült und die Umwandlung der zersetzenden Klassengegensätze zum Miteinander der berufsständischen Gliederung befördert, und durch die Tatsache, daß der deutsche

Mensch Sozialist aus Instinkt ist, d. h. im Sinne der lebendigen Gemeinschaft, im Gegensatz zu Marx und England. Auch geschichtspsychologisch ist alles vorbereitet, denn auf Zeiten von hemmungslosem Liberalismus pflegt der Boden für berufsständische Verfassung am wirksamsten gelockert zu sein.

Alle diese Fragen, die in mancherlei Zusammenhang hier wieder und wieder behandelt sind, können nur gestreift werden, wie auch Hoerschelmanns Gedanken nur angedeutet werden konnten. Eindringlich aber sei jedem die eingehende Beschäftigung mit seinem Buche nahegelegt. Denn über die Vermehrung der Erkenntnis durch Weitung des Blicks und Vermittlung tiefster Zusammenhänge hinaus wird auch menschlicher Gewinn mancherlei Art dafür lohnen. R. P.

# Weihnachtsrundschau

(Schluß.)

## Goethe — Klassiker.

Von Goethe-Literatur konnten wir bisher nur den Goethe-Kalender verzeichnen, aber unter den Büchern, die nach Abschluß der Weihnachtsübersicht eingingen, befinden sich einige ganz besonders wertvolle Beiträge. An erster Stelle ist Goethes Faust, der Tragödie erster Teil mit den Zeichnungen von Peter Cornelius, eingeleitet von Alfred Kuhn zu nennen (Dietrich Reimer [Ernst Vohsen], Berlin). Auf sehr gutem Papier gedruckt, in schöner, klarer Schrift bildet dieses stattliche Werk, mit dessen Titelblatt und Vorsatzpapier wir uns allerdings nicht einverstanden erklären können, eine Gabe von hohem Reiz. Die Wiedergabe der Bilder von Cornelius aus den Jahren 1810 bis 1815 ist sehr gut und macht die Zeichnungen außerordentlich lebendig, die, aus der romantischen Kunstrevolution geboren, mit ihrem oft fast fanatischen Streben nach Ausdruck unsern Tagen innerlich sehr nahe stehen. Goethe mußte seiner Einstellung nach auch dieser begeisterten Huldigung der Romantik für ihn kühl gegenüber stehen. Er findet nur kahle Worte des Dankes, an die er einen stark pädagogischen Hinweis auf Dürer und die „Großheit und Schönheit" der Italiener knüpft. Er schreibt von den Zeichnungen: „Die Momente sind gut gewählt und die Darstellung derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen als Einzelnen muß Bewunderung erregen. Da Sie sich in eine Welt versetzt haben, die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig, wie Sie sich darin so rühmlich finden, nicht allein was das Kostüm und sonstige Äußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Element immer freier bewegen werden." Uns bedeuten die Zeichnungen von Cornelius unendlich viel mehr, weil wir in ihnen die innere Verbundenheit der Romantik mit Goethe erkennen. Die Einleitung von Kuhn ist sachlich und gut. — Sehr wertvoll ist die vom Direktor des Goethehauses in Weimar, Hans Wahl, mit gründlicher Kenntnis veranstaltete Ausgabe von „Goethes Schweizerreisen" (Fr. A. Perthes, Gotha), in der die Tagebücher, Briefe, Gedichte, Handzeichnungen von den drei Reisen Goethes durch die Schweiz in den Jahren 1775, 1779 und 1797 mit genauester Chronologie unter Nachprüfung der handschriftlichen Fassungen zusammengestellt sind. Es ist von wundervollem Reiz, die Schweiz mit den Augen Goethes zu sehen, der in den verschiedenen Jahren immer der gleiche und doch immer ein neuer Goethe war. Allen Goethe-Freunden wird diese Veröffentlichung mit

dem starken Reiz größter Ursprünglichkeit eine willkommene Bereicherung bedeuten. — Wilhelm Bode setzt seine unermüdliche Arbeit, das Verständnis für Goethe zu verbreiten, in dem 2. Bande von Goethes Leben, „Der erste Ruhm", 1771—1774, (E. S. Mittler & Sohn, Berlin) mit Frische und Geschick fort, während Klara Hofer sich bemüht, Goethes Ehe darzustellen (J. G. Cotta, Stuttgart) mit dem Erfolg, wie ihn eben eine Frau gegenüber einem Problem zu erreichen vermag, das nur aus zentralstem männlichem Bewußtsein erfaßt werden kann. Man liest das Buch mit sich verstärkendem inneren Widerstand. — Emil Ludwig fühlt nach seinen „Erfolgen" gegenüber Richard Wagner und Bismarck nun das Bedürfnis, sich auch mit Goethe zu messen, und das gleich in 3 dicken Bänden: „Goethe, Geschichte eines Menschen" (J. G. Cotta, Stuttgart). Neues über Goethe an Aufschlüssen nach der menschlichen Seite bringt das Werk nicht, manche geistreiche Bemerkungen, denen aber meist die innere Einfachheit fehlt, mögen die Menschen interessieren, denen Ludwig etwas zu sagen hat. Für uns ist das Buch in der Tonart „Ich und Goethe", ebenso wie es früher hieß „Ich und Wagner, Ich und von Mücke", eine mühsame und unergiebige Lektüre. — Die Weisheit Goethes, eine Spruchsammlung, gibt Eduard Engel heraus (Hesse & Becker, Leipzig). — Sehr dankenswert ist die Neuauflage von Adolph Freiherrn von Knigges komischem Roman „Die Reise nach Braunschweig", die 1792 erschien, mit den sehr amüsanten Zeichnungen von Osterwald, die mit Knigges Humor glänzend zusammenstimmen (W. Girardet, Essen). — Ein hier oft beklagtes Versäumnis ist durch die Herausgabe in 5. Auflage von Paul de Lagardes „Deutschen Schriften", die jahrelang vergriffen waren, endlich nachgeholt (Dieterichsche Universitätsbuchhandlung, Göttingen). Dieses Werk, dem die Sorgfalt von Alfred Rahlfs und Edward Schröder zugute gekommen ist, muß sich jeder zu eigen machen, der im Geiste und mit dem Herzen um Deutschland ringt. — Außer der im Dezember schon erwähnten Geibel-Ausgabe sind Geibels Werke in 3 Bänden in kritischer Ausgabe, von Wolfgang Stammler sehr gründlich besorgt und lebendig eingeleitet, erschienen (Bibliographisches Institut, Leipzig). Die Bände genügen jeder wissenschaftlichen Forderung. — Conrad Ferdinand Meyers gesammelte Werke sind in schlichtem, aber gutem Einband in acht Bänden erschienen (H. Haessel, Leipzig). Es ist sehr zu begrüßen, daß diese Kleinodien deutscher Sprache nun in ihrer so überwältigenden Fülle und Fröhlichkeit wieder zugänglich sind. Von einer Einleitung und Erläuterungen ist abgesehen worden, und das ist gut so, denn der große Schweizer ist gegenwartsmächtig genug, ohne die Krücken der Vermittlung zu wirken. — Von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" ist eine Geschenkausgabe in zwei Bänden erschienen (J. G. Cotta, Stuttgart), deren von F. H. Ernst Schneidler besorgte Ausstattung freilich die Höhe der klassischen Gesamtausgabe des gleichen Verlages nicht ganz erreicht. — Eine besonders feine Gabe, bei der dem Bücherfreund das Herz im Leibe lacht, ist eine illustrierte Ausgabe von Eichendorffs unvergänglichem „Taugenichts" (Walter Hädecke, Stuttgart). Der stark begabte schwäbische Zeichner Karl Sigrist hat mit einer frischen Phantasie, die keck zugreifend trotz seiner etwas herben Art im tieferen Sinne echt romantisch ist, Bilder geschaffen, erfüllt von Temperament und Gefühl, die uns wohl einen neuen, aber keinen fremden Eichendorff vermitteln. Einband, Wiedergabe der Bilder, Druck, Papier sind von einwandfreier Güte, und man freut sich aufrichtig, daß das deutsche Buchgewerbe mit solchen Meisterstücken hinter niemand zurückzustehen braucht. — Ein anderes Werk des gleichen Verlages, der in seinem Streben jede Beachtung verdient, ist das in gleicher Vollendung ausgestattete, feine Künstlerbuch „Hermann Gradl", ein neuer deutscher Maler-Romantiker von Heinrich Bingold. Viel Behagen, Andacht zum Kleinen, eine stille Feinheit ist in

seinen Bildern, durch die alle die große Sehnsucht geht. Es ist eine Feierstunde innerer Entspannung, wenn man genießerisch sich ganz in Gradls Werk vertieft, von dem Bingold mit Verständnis und Takt erzählt.

## Verschiedenes

In diesem Abschnitt seien einige Bücher erwähnt, die sich nur mit Zwang anderswo einordnen lassen würden.

Eine wertvolle Bereicherung und höchst angenehme Überraschung bedeuten uns die ausgezeichnet gedruckten und mit feinem Geschmack ausgestatteten Veröffentlichungen des Felsen-Verlags in Buchenbach. Hier ist ein Geist am Werke, den wir mit starkem Beifall begrüßen, da ein besonders feines Gefühl sich kundtut für das, was unserer Zeit not ist. Auf eine Vertiefung und Stärkung des echten, wahren Lebens geht Uve Jens Kruses „Büchlein zum guten Schlaf" aus, das um den Schlaf „den Tempel des Lebens baut". Die sittliche Pflicht des guten Schlafes, der die Voraussetzung für ein starkes Leben ist, läßt Kruse wohldurchdachte, von tiefem Verständnis für die Heiligkeit des Lebens getragene Winke geben, um den verirrten Menschen durch die Erfüllung der inneren Gesetze des Schlafes die Möglichkeit zurückzugeben, auch ihren Tag wieder zu adeln. — Sehr stark ist „Der Papalagi", die Reden des Südseehäuptlings Tuiavii aus Tiavea, herausgegeben von Erich Scheurmann. Ob die Einführung, daß ein Südseeinsulaner seine Gedanken über den Papalagi, d. i. der Weiße wirklich in dieser Form dem Herausgeber mitgeteilt hat, eine Fiktion ist, bleibt gegenüber der Bedeutung des Buches völlig belanglos. Hier erleben wir uns in der Verbildung und Naturferne unseres armen Daseins in dem Spiegel der Vorstellung eines Menschen, dem die Ströme der Kraft und Reinheit des echten Lebens noch unmittelbar fließen. Die einfache und dabei höchst unterhaltsame Art der Reden führt überall in die Tiefe. Darum kann der Samoaner uns helfen, von dem Fluch des „angewandten Menschen" zu der Göttlichkeit eines starken, weil wahren und einfachen Lebens zurückzufinden. — Die bei der Besprechung der Bücher zur Kunst schon gewürdigte Tätigkeit des Furche-Verlags zu Berlin voll ernsten und besonnenen Strebens verdient auch in seinen jüngsten Veröffentlichungen die gleiche Beachtung und Unterstützung. Emil Engelhardt würdigt die Persönlichkeit Rabindranath Tagores als Menschen, Dichter und Philosophen. Er tritt an seine Aufgabe heran mit den Augen des Ostens und des Europäers, und dadurch gelingt es ihm, Tagores Lehre, die Welt des Schöpferischen als Aufgabe und Möglichkeit, als werdende Wirklichkeit zu zeigen, überzeugend darzustellen. Die östliche Innerlichkeit des großen Inders hat uns unendlich viel jetzt zu sagen. Die Engländer haben seine Bedeutung erkannt, daher fürchten sie seine Art, die innere Revolutionierung des Geistes auslöst, mehr als die Propagandisten der Tat. — Sehr zu begrüßen ist, daß von dem aufschlußreichen Buch von Kurt Leese, „Moderne Theosophie" eine 2. erweiterte und umgearbeitete Auflage erschienen ist. Wer sich nicht selbst ausschalten will von dem, was unter der Oberfläche mit außerordentlicher Stärke lebt, der unterrichte sich über die theosophischen Bestrebungen. — Eine willkommene Gabe ist das Buch von Bruno Golz, Ludwig Richter, der Mann und sein Werk, das mit 75 Abbildungen von zum Teil unbekannten Werken Richters ein mit starker Innerlichkeit empfundenes Lebensbild des so deutschen Meisters zeichnet (R. Voigtländer, Leipzig). Die Ausstattung ist geschmackvoll und gut. — Zu Ludwig Finckhs Roman „Jakobsleiter", der im Dezemberheft angezeigt ist, gibt Paul Jauch in einer Mappe zwölf Zeichnungen heraus (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), die in ihrer Sinnigkeit und Echtheit ein schönes, sympathisches Zeichen für

die anziehende Art der guten schwäbischen Kunst sind. Die Bleistiftzeichnungen haben mit einer erstaunlichen Klarheit, Wärme, ja Farbigkeit das Wesen der schwäbischen Landschaft erfaßt, daß man ihren Herzschlag spürt. — Der Heimatverlag Oberschlesien in Gleiwitz, auf dessen verdienstvolles Wirken wir schon im letzten Heft hinwiesen, hat zwei sehr charakteristische Albums herausgebracht: Eichendorff-Album und Schönwald-Album, die mit ihren glänzenden Landschaftsaufnahmen das eine, das andere mit seinen Trachtenbildern aus dem kerndeutschen Dorf Schönwald Liebe für das bedrohte Gebiet in weiten Kreisen wecken werden. — In dem „Anekdotenbuch" von Otto Zoff sind die schönsten und unterhaltendsten Anekdoten aus allen Zeiten kurzweilig genug zusammengetragen (Hyperion-Verlag, München), und in übersichtlicher Gliederung zieht eine bunte Reihe lustiger Geschichten vorüber, deren einige Lehren der Klugheit unter dem frischem Wimpel führen. Das Buch, mit der Umschlagzeichnung von Preetorius, ist gut gedruckt und ausgestattet. — Die „schönsten Mozart-Anekdoten" hat Richard Smekal zusammengestellt (O. C. Recht, München). — Sehr gut ist die Auswahl der Bismarck-Worte, die Erich Marcks einleitet und Heinz Amelung ausgewählt und mit einem Stichwörterlexikon versehen hat (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin). — Die von Hermann Lange mit warmem Gefühl aufgezeichneten „Erinnerungen an den Alten und seinen Sachsenwald" (Richard Mühlmann, Halle) sind in 2. Auflage erschienen. — Eine hübsche Zusammenstellung von deutschen Bauern- und Wetterregeln, gesammelt und gesichtet von Robert Walter, sind die „Wettersprüche" (Georg Westermann, Braunschweig), während Ernst Wasserzieher, auf dessen verdienstvolle Arbeiten hier schon mehrfach hingewiesen ist, unter dem Titel „Hans und Grete" eine erklärende Zusammenstellung von 500 Vornamen gibt (Ferd. Dümmler, Berlin). — Von einem neuen Unternehmen liegt uns der erste Band vor. Die „Deutschen Dichterhandschriften", herausgegeben von Hanns Martin Elster (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden), sollen in ihrer Gesamtheit ein charakteristisches Bild des dichterischen Deutschland geben. Jeder Band wird in bester Ausstattung die Handschrift eines Dichters mit einer literarisch-biographischen Einführung enthalten. Der bisher erschienene Band, der sich recht gut einführt, ist Walter von Molo gewidmet und enthält die faksimilierte Handschrift seines Schauspiels „Im Ziergarten" neben einer Würdigung durch Elster. Richtig verstanden, wird dieses Unternehmen nicht nur den Freund von Autographen, der wohl doch in erster Linie hier „Ersatz" sehen wird, angehen, sondern alle, denen durch seelische Vertiefung klar geworden ist, welche hohe Bedeutung der Graphologie jetzt zukommt. Der Literaturwissenschaft erschließen sich durch die Hinzuziehung dieser Seelenkünderin neue Möglichkeiten. Auch aus diesem Grunde begrüßen wir den Plan, dessen nächste Veröffentlichungen Thomas Mann, Wilhelm Raabe, Klara Viebig, Börries von Münchhausen, Hermann Hesse, Wilhelm Schäfer, Ernst von Wildenbruch, Carl Hauptmann, Cäsar Flaischlen gelten sollen. — Unter dem Titel „Der Tierkreis" geben Karl Soffel und Klabund eine Anthologie heraus (Erich Reiß, Berlin), die Sprüche, Gedichte, Erzählungen aus der Dichtung aller Völker und Zeiten bringt, die das Tier zum Gegenstand haben. Die Sammlung — in origineller Ausstattung — ist geschickt und kenntnisreich zusammengetragen. Der Nebenzweck, zu zeigen, wie menschlich die Seele des Tieres zu uns spricht und was für ein Viehzeug eigentlich der Mensch ist, wird erfreulicherweise erreicht. — Reclams Universalbibliothek (Philipp Reclam, Leipzig) wird ihrer weitgesteckten Aufgabe mit Umsicht und Geschick weiter gerecht. Neben wertvollem altem Gut: Montesquieu, Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa, Heinrich

Voß, Goethe und Schiller in Briefen, Calderons „Dame Kobold", Hegel, Die Verfassung Deutschlands, das Nibelungenlied, Marc Aurels Selbstbetrachtungen, Fichte, Die Bestimmung des Menschen, Haeckel, Natur und Mensch, Wagners Parsifal, berücksichtigt sie die Bedürfnisse des Tages durch leichtes Zugänglichmachen der Gesetze: Kapitalertragsteuergesetz und Landessteuergesetz, Einkommensteuergesetz und Körperschaftssteuergesetz, Reichswahlgesetz und Reichswahlordnung, Umsatzsteuergesetz. Über wichtige Fragen gibt sie Auskunft: Rudolf Eucken, Der Sozialismus, und Adolf Rein, Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika. Sehr lehrreich ist mit ihren bunten Tafeln E. Ulbrichs Pflanzenkunde in zwei Bänden. — In der hier oft gewürdigten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (B. G. Teubner, Leipzig) sind folgende Bändchen, zum Teil in neuen Auflagen, erschienen: T. Krebs, Haydn, Mozart, Beethoven; W. Stammler, Geschichte der niederdeutschen Literatur; E. Bethe, Griechische Lyrik; K. Reuschel, Deutsche Volkskunde; J. L. Heiberg, Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin im klassischen Altertum; R. Mielke, Das deutsche Dorf; H. Bartmann, Heimatpflege. — Die Sammlung Göschen (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin) bringt von Arnold Schröer, Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte, Teil I von den ältesten Zeiten bis Spenser, und von Karl Roth, Sozial- und Kulturgeschichte des Byzantinischen Reiches, und setzt dadurch ihre bewährte Tradition auf ihrer alten Höhe fort. — In der bekannten Reihe „Wissenschaft und Bildung" (Quelle & Meyer, Leipzig) erörtert in umfassender Art Alfred Amonn „Die Hauptprobleme der Sozialisierung", während Nathan Söderblom eine gute „Einführung in die Religionsgeschichte" gibt. In der besonders zu empfehlenden „Naturwissenschaftlichen Bibliothek" des gleichen Verlags erschien der sehr anziehende Band mit 21 Abbildungen und 4 Tafeln von Harry Maaß „Die Pflanze im Landschaftsbilde". — Alle vier Sammlungen in ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit und mannigfaltigen Reichhaltigkeit bilden einen Ehrentitel des deutschen Buchhandels. — In der gut geleiteten Volksbücherei „Aus Natur und Technik" (Rascher & Cie., Zürich) sind 3 neue wertvolle Bändchen erschienen: Adolf Koelsch, Verjüngungskuren; Hanns Günther, Von der Elektrizität; E. Hug, Die Schweiz im Eiszeitalter. — In der Reihe „Menschen in Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Berichten", die auch weiter ihre lebendige Anregungskraft bewährt, sind als neue Bände „Napoleon" von Joach. Kühn und sein großer Feind „Freiherr von Stein" von Hanns Martin Elster erschienen (Ullstein & Co., Berlin). Die Vorzüge dieser Sammlung sind hier des öfteren gerühmt, so daß sich ein weiteres Eingehen erübrigt. — Viele Freunde wird das Buch von Richard Dahlinger „Der Kleingärtner als Selbstversorger" (Hesse & Becker, Leipzig) finden, da hier einem Zeitbedürfnis in praktischer und anregender Art genügt wird.

## Geschichte

Das Bedürfnis, in der Verworrenheit der Zeit durch Studium der Geschichte und Erkenntnis der großen Zusammenhänge einen sicheren Führer zu gewinnen, ist stark gewachsen. Da ist es besonders zu begrüßen, daß zu der groß angelegten Weltgeschichte in zehn Bänden von Theodor Lindner nun als erster Band die Geschichte des Altertums erschienen ist (J. G. Cotta, Stuttgart). Diesen letzten Band hat der Verfasser kurz vor seinem Tode vollendet und sich selber damit einen Herzenswunsch, den Freunden und Anhängern eine letzte Freude erfüllt. Die zehnbändige Weltgeschichte stellt eine außerordentlich sorgfältige, geistreich und doch auch dem Einfacheren verständlich gehaltene Arbeit dar, die die Hoffnung auf einen leicht benutzbaren, stets zuverlässigen Leiter durch das große Labyrinth der Geschichte in schönster Form Wirklichkeit werden läßt. Der 2. Band enthält den Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen

Kultur, der 3. den Niedergang der islamischen und byzantinischen Kultur und die Bildung der europäischen Staaten. Der 4. Band umfaßt die Zeit vom 13. Jahrhundert bis zum Ende der Konzile, der 5. berichtet vom Stillstand des Orients und dem Aufsteigen Europas und der deutschen Reformation, der 6. von den Kämpfen um die Reformation und dem Übergang in die heutige Zeit. Band 8 und 9 bringen die Geschichte bis zum Jahre 1859, der 10. endlich bis zu den Kriegserklärungen 1914.—Ein höchst bedeutsames neues Werk beginnt mit seinem 1. Band zu erscheinen, auf das wir mit größtem Nachdruck hinweisen: Politische Geschichte der Deutschen. Von Albert von Hofmann (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Der 1. Band umfaßt die Zeit vom Auftreten der Zimbern und Teutonen bis zum Tode Konrads I. Unlängst ist hier sein Werk „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" eingehend gewürdigt worden. Hier ist lebendige Geschichte im besten und stärksten Sinne des Wortes. Die Art, in der die große Aufgabe gelöst wird, entspricht der unabweisbaren Forderung, unsere Geschichte vom Standpunkt des nationalen, politisch eingestellten Deutschen zu sehen und die Beziehungen zwischen uns und unserer Vergangenheit herzustellen. Für das erste Jahrtausend deutscher Geschichte ist es dem Verfasser gelungen, die lebendige Wirkung auf uns auszulösen. Wir erwarten mit großer Spannung die weiteren Bände dieses Werkes, zu denen jeder greifen sollte, für den die Liebe zu dem eigenen Volke — ohne jede kleinliche Nebenbedeutung — Lebensinhalt bedeutet. — Mit der gleichen Zustimmung vermögen wir das Werk von Hugo Rachel, Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute (Paul Parey, Berlin) nicht zu begrüßen. Die ungeheure Aufgabe, auf einigen 400 Seiten eine alle Zweige der Entwicklung behandelnde Geschichte der Menschheit zu geben, dürfte auch für den unlösbar sein, der mit noch besserer Eignung als Rachel an sie herantreten würde. Das Streben nach Objektivität ist gewiß anzuerkennen, doch führt es den Verfasser bei der erzwungenen Knappheit zu Einseitigkeiten, die wir gerade jetzt vermieden sehen möchten. Das tritt in der Beurteilung des Weltkrieges hervor. Nur ein Zitat: Die ungenügende Rücksicht auf politisch-moralische Momente durch die Leitung der Mittelmächte „hat auch zur Anwendung eines harten Kriegsrechts und scharfer militärischer Mittel geführt, die ungeheure Erbitterung erregten", im Nachsatz wird dann bemerkt: „allerdings haben auch die Gegner durch sehr gehässige Behandlung des Deutschtums, der Auslanddeutschen und Kriegsgefangenen die Feindseligkeit außerordentlich verschärft." In der Beurteilung der ungeheuren geistigen Kämpfe, die sich jetzt abspielen, sind doch ausschlaggebende Zusammenhänge nicht berücksichtigt. Unter den Begriffen Nationalismus, Imperialismus, Anarchismus läßt sich nur die äußerliche Entwicklung zeichnen. — Die nächsten Bücher führen mitten in den Krieg hinein. Von Ludendorffs Kriegserinnerungen (E. S. Mittler & Sohn, Berlin), die in der gesamten Welt gelesen, gelobt und bestritten worden sind, ist eine Volksausgabe erschienen zum Preise von 22 M., so daß nun auch der weniger Begüterte die Möglichkeit erhält, sich das Buch anzuschaffen. Das ist um so notwendiger, als in der unseligen Verkleinerungssucht der Deutschen, die jede Ehrfurcht vermissen läßt, viele ein Urteil übernommen haben, das aus trüben Quellen stammt. Wie auch immer das Urteil, zu dem heute auch nicht ein einziger berufen ist, ausfallen wird, es ist Pflicht, in dem Mann, auf dem die schwerste Verantwortung lag, die Tat zu ehren, und daher soll man erst seine eigenen Worte lesen, ehe man vorschnell und unkritisch fremde Gehässigkeiten nachspricht. — Den „Kampf um Tsingtau" schildert der Konteradmiral a. D. Waldemar Vollerthun auf Grund von Tagebuchblättern (S. Hirzel, Leipzig). Das Buch ist zu begrüßen, weil schon viel Unrichtiges sich in das Bewußtsein der Allgemeinheit über die kurze Episode aus dem Anfang des Krieges eingeschlichen hat. Die Darstellung ist sachlich, schlicht und in gutem Stil geschrieben.

Das Buch bringt authentisches Material und ermöglicht so ein triftiges Urteil über die Leistungen der Verteidiger. Zu den Ruhmeskapiteln in der japanischen, noch weniger in der englischen Kriegführung wird die Eroberung Tsingtaus niemals gezählt werden können, während die Deutschen im Gefühl, das Mögliche unter den schwierigsten Umständen geleistet zu haben, die Augen nicht niederzuschlagen brauchen. Es ist wesentlich, daß hier auch mit der Legende von der „japanischen Ritterlichkeit" endgültig aufgeräumt wird. — Als ein außerordentlich wertvolles, höchst fesselndes und aufschlußreiches Buch, das man mit tiefer Achtung aus der Hand legt, ist Hermann Detzners Bericht, Vier Jahre unter Kannibalen, zu bezeichnen (August Scherl, Berlin). Detzner, Hauptmann in der Schutztruppe, befand sich bei Kriegsausbruch auf einer Expedition im unerforschten Innern Neu-Guineas und hat bis zum Waffenstillstand allen bergehoch getürmten Schwierigkeiten zum Trotz durchgehalten, obwohl die Engländer auch dieses Häuflein zu fangen versuchten. Detzner ist einer von den Männern, auf die stolz zu sein Deutschland allen Grund hat. Eine Fülle von ethnographischen und geographischen Entdeckungen sind ihm geglückt. Aber ganz von diesem hochbedeutenden Inhalt des Buches abgesehen, der für die ganze Welt bedeutsam ist, wünschen wir dieses Werk in den Händen von möglichst vielen Deutschen wegen des Geistes, in dem es geschrieben ist, der aufrütteln kann und wird. Hier ist bestes Deutschtum, und was Detzner über unsere Berufung zum Kolonialvolk zu sagen hat, sollte, als aus berufenem Munde kommend, nachhaltigsten Widerhall finden! — Manfred von Richthofen. Ein Heldenleben (Ullstein & Co., Berlin), so lautet der Titel eines Buches, das Richthofens eigene Aufzeichnungen mit den Berichten von Freund und Feind über ihn und seinen Fliegertod, die Nachrufe und Beileidskundgebungen vereinigt. Und der Tag steigt wieder in seiner ganzen drückenden Schwere auf, als die von der Fliegerwaffe von dem Abschuß des Mannes hörten, in dem sie nicht nur den vorbildlichen Führer, sondern auch den besten Kameraden ehrten und liebten. Das ist etwas mehr als zwei Jahre her. Das jämmerliche Geschlecht, das Deutschland jetzt bevölkert — was ist ihm Richthofen? Wer hat noch Gefühl für die Größe dieses jungen Helden, der nicht älter als 25 Jahre geworden ist? Möge dieses Buch sein Andenken in den Herzen der Jugend wachhalten, die in ihm der Besten einen ehren wird. — Einen Beitrag zum Zusammenbruch gibt Walter Tschuppiks Büchlein „Die tschechische Revolution" (E. P. Tal & Co., Wien), das wesentliche neue Aufschlüsse bringt. Das Buch ist glänzend geschrieben, Tschuppik zieht aus Episoden die großen Zusammenhänge in blitzgleichem Erkennen und verfügt über eine große Überlegenheit, die über die bürokratische Revolution, wie sie die Tschechen nicht anders als wir gemacht haben, die volle Schale seines Spottes gießt.

## Dramen, Gedichte und anderes

Von Carl Sternheims dramatischen Werken, die hier schon gelegentlich ihrer Berliner Bühnenaufführungen besprochen sind, liegen uns vor „Tabula rasa", „1913", „Der Kandidat" (Kurt Wolff, München). Nun hat er die Notwendigkeit verspürt, mit dem bösen Berlin abzurechnen. Er tut das in seiner Schrift „Berlin oder Juste Milieu" (ebenda) und steigert darin die Vorzüge wie die Schwächen seiner Komödien. Mit ätzendem Hohn fängt er das Gesicht Berlins in seinem Spiegel auf und malt eine Fratze, wie sie nur abgrundtiefer Haß so scharf entwerfen konnte. Aber leider ist er nicht der einzige und durchaus nicht der erste, der über die Seite Berlins, die allein er zu kennen scheint, zu Gericht sitzt. Und schlimmer noch: auch hier fehlt ihm die Leichtigkeit und innere Freiheit, die ihm die Rolle des großen Spötters wirklich kleidsam machen würde. Denn — o heiliger Maske — mit Ergriffenheit erfahren wir, daß alles Unglück wahrscheinlich vermieden wäre, wenn man nur Sternheim besser und öfter gespielt und ge-

lesen hätte! Wir empfehlen dem Komödienschreiber Sternheim diesen Stoff mit dem Autor in der Hauptrolle. — Eine Überraschung, wenn auch nicht erschütternder Art, bedeutet Heinrich Lautensacks Detektiv-Roman „Leben, Taten und Meinungen des sehr berühmten russischen Detektivs Maximow", den er als halbe Parodie und Anti-Sherlock-Holmes schrieb, um den Detektiv von seiner Einseitigkeit zu erlösen und ihn als Mensch zu zeigen, was ihm mit guter Laune und kräftiger Würze auch gelingt, besonders in seinen Beziehungen zur holden Weiblichkeit (Ernst Rowohlt, Berlin). — Eine wertvolle und hübsche Sammlung „Altwiener Theaterlieder", vom Hanswurst bis Nestroy mit Bild- und Notenbeigaben, die auch theatergeschichtlich sehr interessant ist, gibt Richard Smekal heraus (Wiener Literarische Anstalt). — Rudolf Presber gefällt sich und wahrscheinlich manchem andern immer noch als Pierrot. Zu dem Liederbuch mit diesem Titel zeichnete Lutz Ehrenberger acht flotte Bilder (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). — Die billige Auswahl aus Börries von Münchhausens Gesamtwerk „Beeren-Auslese" wird viel Freude erregen (Fleischel & Co.). — Das Schlußwort gebührt der lustigen Person. Unter den Dadaisten sind leider aber doch einige, die sich selber ernst nehmen. Nach dem ärgerlichen und rohen Unsinn, den der Oberdada beim Begräbnis seiner armen Frau verübt hat, sind manche Sympathien, die man wohl für die freche Richtung, diesen Bürgerschreck hatte, verloren gegangen. Wer sich mit dem Dadaismus vertraut machen will — nötig ist es nicht — dem seien Kurt Schwitters Dichtungen „Anna Blume", in denen unter Skurrilstem plötzlich etwas wie eine Offenbarung neuer Gefühle aufzuckt (Paul Steegemann, Hannover) und der höchst notwendige „Dada-Almanach", von Richard Huelsenbeck im Auftrag des Zentralamts — so etwas gibt es — der deutschen Dada-Bewegung herausgegeben, empfohlen (Erich Reiß, Berlin). — Interessanter, weil dämonischer, ist F. T. Marinettis, Les mots en liberté futuristes (Edizioni Futuriste di „Poesia", Mailand). Mit ihm könnte eine Auseinandersetzung sich lohnen.

## Kinderbücher (Nachtrag)

Nach Abschluß des Dezembermanuskriptes gingen noch einige Bücher ein, die Erwähnung und Empfehlung verdienen. Von Ludwig Richter kann man der Jugend nie zu viel bescheren, deshalb begrüßen wir mit Freude die sehr hübsche und geschmackvolle Gabe „Das ist ein süßes Klingen" (Fr. A. Perthes, Gotha), die eine feine Auswahl von Richterschen Bildern mit schlichten, klangschönen Reimen von Paul Eberhardt bringt. — Dem gleichen Zweck, die jugendlichen Herzen für unser bestes Gut an alter Kunst zu öffnen, dient sehr glücklich das gut ausgestattete Buch „Die Abenteuer der Nibelungen" (Dietrich Reimer [Ernst Vohsen], Berlin), in dem Peter Cornelius' unvergängliche Bilder den Text mit hohem künstlerischen Wert beleben, in dem Estelle du Bois-Reymond auf Grund der Simrockschen Übertragung von Siegfrieds Tod und Kriemhildens Rache in guter Prosa der deutschen Jugend erzählt. — Die Franckhsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart hat auch dieses Jahr wieder in glücklicher Form die doppelte Aufgabe gelöst, der jugendlichen Phantasie reiche und gute Kost zu geben und ihr andererseits unaufdringlich Wissen zu vermitteln. Wir empfehlen sowohl die Bücher: A. Th. Sonnleitner, „Die Höhlenkinder im Steinhaus", die im kleinen die ganze Entwicklung der menschlichen Kultur durchmachen; Emil Droonberg, Minnehaha, spannende Abenteuer eines Deutschen mit der untergehenden roten Rasse in Kanada; Ernest Thompson Setons amerikanischer Urwaldroman „Rolf der Trapper", gut illustriert; die allerliebsten naturwissenschaftlichen Märchen von Karl Ewald, Das Sternenkind und andere Geschichten, wie die sehr

lehrreichen Bände von Hanns Günther, Elektrotechnisches Bastelbuch in zwei Teilen, und A. R. Bonds, Bei den Helden der Technik, die in vorbildlicher Art die Jugend in die Probleme der Technik einführen. — Aus dem gleichen Grunde ist auch Hanns Günthers Buch „Pioniere der Technik“ (Rascher & Cie., Zürich) lobenswert, das in fesselnd geschriebenen Lebensbildern acht Männer vorführt, die bahnbrechend in technischen Arbeiten gewirkt haben.

## Reisebücher

Hätten wir vor dem Kriege mehr auf die Worte der Männer gehört, die aus der Enge Deutschlands in die Weite der großen Welt zogen und mit offenen Sinnen und scharfen Augen sahen, viele der unbegreiflichen diplomatischen Fehler in der Behandlung fremder Völker wären wohl vermieden worden. Jetzt wollen wir ihre Worte mit um so größerer Aufmerksamkeit lesen, als wir in der Schilderung ihrer Reisen ja auch unsere Sehnsucht ins Weite befriedigen müssen. Das außerordentlich fesselnd geschriebene Buch von A. Berger, „Aus einem verschlossenen Paradiese“ (Paul Parey, Berlin), das in 2. Auflage erschienen ist, gibt Bericht von seiner Welt- und Jagdreise, die ihn in den Jahren vor dem Kriege nach Hawai, Japan, China, Korea, Indien, Samoa, Neuseeland, Java, Siam, Ceylon, nach dem Sudan und Deutsch-Ostafrika führte. Seine Jagd- und Reiseerlebnisse sind so prachtvoll bunt, anregend und abenteuerlich, daß jedem, dem das edle Weidwerk und die Lust an der Ferne Lebenselemente sind, in diesem Buch die willkommenste Gabe zuwächst. Es kommt hinzu, daß der bekannte Afrikaforscher seine sicheren, scharfen Beobachtungen in packendster Form wiedergibt. Das Buch ist mit den reichen Beigaben, 121 Abbildungen und einer Karte, auf gutem Papier klar gedruckt und auch im Einband glänzend ausgestattet. — „Der Zaubermantel“ nennt Georg Wegener die Erinnerungen an seine Weltreisen (F. A. Brockhaus, Leipzig), die bereits in 2. Auflage erscheinen konnten. Das nimmt kaum wunder, denn wer Wegeners Kriegsberichte kennt, weiß, wie packend, lebendig und reizvoll er seine sicheren Beobachtungen wiederzugeben versteht. Wir werden, um unsere Sehnsucht nach der blauen Ferne zu stillen, uns gerne den „Zaubermantel“, im Sinne, wie Faust ihn erstrebte, von dem kundigen Führer leihen, der uns in nahe und fernste Lande mit ihren Wundern führt. — Sehr interessant ist auch die von Alfred Wegener besorgte deutsche Ausgabe von G. P. Kochs Bericht über die dänische Forschungsreise durch Nordgrönland in den Jahren 1912/13 „Durch die weiße Wüste“ (Julius Springer, Berlin). Mit 158 sehr guten Abbildungen bildet das vornehm ausgestattete Buch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der Polarländer. Wegener, der mit Unterstützung von deutschen offiziellen Stellen an der Expedition teilnahm, hat von der dänischen Ausgabe nur Kochs politisches Schlußwort fortgelassen, sonst sich aber genau an die Vorlage gehalten. — Robert Kohlrausch hat seinem ersten Bande eine neue Folge gegeben, „Deutsche Denkstätten in Italien“ (Robert Lutz, Stuttgart), und wird sicherlich überall mit Beifall und dankbarer Freude begrüßt werden. Einen besseren, gründlicheren und feinsinnigeren Führer als diesen großen Kenner kann man nicht finden durch die Plätze, an denen Jahrhunderte die Denksteine geschichtet haben von dem Ringen, dem Sieg und dem Erliegen unserer Väter um das gelobte Land Italien. Bilder höchsten Glanzes und tiefsten Sturzes, aber immer wiederholten Strebens nach der südlichen Sonne, das uns Germanen im Blute liegt, entrollt Kohlrausch in einer Darstellung, die jeden Vergleich aushalten kann. Kenntnis und Liebe, Liebe zu dem eigenen Volk und zu dem Land, das seine tiefen Spuren von ihm empfing und reiche Befruchtung zurückgab, ließen dies Werk entstehen, das zu dem Besten zu rechnen ist, das die letzte Zeit uns gab.

# Literarische Neuigkeiten

**Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:**

**Scharrelmann.** — Die Fahrt ins Leben. Bilder u. Geschichten von Wilhelm Scharrelmann. 260 Seiten. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Scharrelmann.** — Schweigende Liebe. Ein Liebesalmanach. Von Wilhelm Scharrelmann. 212 Seiten mit 12 farbigen Bildern. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. 1920.

**Scharrelmann.** — Piddl Hundertmark. Geschichte einer Kindheit. Von Wilhelm Scharrelmann. 4. Auflage. 188 Seiten. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. 1920.

**Scheffler.** — Der deutsche Janiskopf. Von Karl Scheffler. 151 Seiten. Berlin, Bruno Cassirer Verlag. 1921.

**Schlaf.** — Hinter der Kirche. Von Johannes Schlaf. Illustriert von Eugen Spiro. 26 Seiten. Berlin, H. S. Hermann & Co., Verlag. 1920.

**Schleich.** — Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen. Von Carl Ludwig Schleich. 343 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 1921.

**Schmoller.** — Zwanzig Jahre deutscher Politik 1897—1917. Aufsätze und Vorträge von Gustav Schmoller. 206 Seiten. München, Duncker & Humblot, Verlag. 1920.

**Schrepfer.** — Das Handwerk in der neuen Wirtschaft. Von Karl Schrepfer. 132 Seiten. München, Duncker & Humblot, Verlag. 1920.

**Schucht.** — Die von uns geboren. Die Geschichte einer Erfüllung. Von Elisabeth Schucht. 138 Seiten. Halle a. S., Heinrich Tiekmann Verlag. 1920.

**Seemannshaus.** — 25 Jahre Seemannshaus für Unteroffiziere und Mannschaften der Reichsmarine. Gedenkblätter. 4 Bildtafeln u. 54 Seiten.

**Seidel.** — Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Von Heinrich Seidel. 604 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1920.

**Seidel.** — Hochwasser. Novellen von Ina Seidel. 228 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1920

**Seidel.** — Der Buschhahn. Roman von Willy Seidel. 347 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1921.

**Sidow.** — Die Stadt. Von Max Sidow. 129 Seiten. Potsdam, H. H. Tillgner, Verlag. 1920.

**Silberer.** — An einen Pagen. Briefe aus Rom. Von Rose Silberer. 134 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

**Sinclair.** — Demian. Die Geschichte einer Jugend. Von Emil Sinclair. 256 Seiten. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1920.

**Solowieff.** — Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges. Von Wladimir Solowieff. Deutsch von Karl Nötzel. 112 Seiten. München, Drei-Masken-Verlag. 1920.

**Sonneck.** — Graf von Brühl. Der Roman eines Mächtigen aus galanter Zeit. Von Rita Sonneck. 331 Seiten. Berlin, Richard Bong.

**Solf.** — Afrika für Europa. Der koloniale Gedanke des 20. Jahrhunderts. Von Staatssekretär a. D. Dr. Solf. 44 Seiten. Neumünster i. Holst., Theodor Dittmann Verlag.

**Sperl.** — Der Archivar. Ein Roman aus unserer Zeit. Von August Sperl. 356 Seiten. München, C. H. Becksche Verlagshandlung. 1921.

**Steinhausen.** — Der Aufschwung der deutschen Kultur vom 18. Jahrhundert bis zum Weltkrieg. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. Mit 42 Abbildungen. 184 Seiten. Leipzig, Bibliographisches Institut.

**Stieler.** — Edelweiß and Alprose and other Poems by Ida Stieler. 26 Seiten. New York City, Seatle Printing & Publishing Co.

**Storm.** — Ein Bekenntnis. Novelle von Theodor Storm. Herausgegeben von Dr. Walther Herrmann. 76 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun., Unib.-Bibl., Nr. 6138.

**Swantenius.** — Hermann Löns und die Swaantje von Swaantje Swantenius. 104 Seiten. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 1921.

**Thewalt.** — Das Amt der verlorenen Worte. Von C. H. Thewalt. Mit einer Einleitung: Die Auswanderung als Problem. Von Dr. G. Panzer. 38 Seiten. München, Verlag der „Politischen Zeitfragen", Dr. Fr. A. Pfeiffer.

**Tumarkin.** — Die romantische Weltanschauung. Von Dr. Anna Tumarkin. 140 Seiten. Bern, Paul Haupt, Akad. Buchhandlung. 1920.

**Wagner.** — Der Aufrechte. Ein Buch von gestern, heut und morgen. Von Hans Gustav Wagner. 206 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1920.

**Waldstetter.** — Der unnütze Mensch. Erzählungen von Ruth Waldstetter. 100 Seiten. Bern. A. Francke Verlag. 1921.

**Walser.** — Komödie von Robert Walser. 145 Seiten. Berlin, Bruno Cassirer Verlag.

**Weisengrün.** — Kulturpolitik, Weltkrieg und Sozialismus. Von Paul Weisengrün. 122 Seiten. Wien, Wilhelm Braumüller, Universitäts-Verlagsbuchhandlung. 1920.

**Weismantel.** — Der Gangolfsbrunnen. Legende von Leo Weismantel. Würzburg, Patmos-Verlag. 1920.

**Wien.** — Liebeszauber der Romantik. Von Alfred Wien. Mit zahlreichen Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**Windthorst.** — Das Jahr auf dem Gottesmorgen. Novellen von Margarete Windthorst. 384 Seiten. Augsburg, Haas & Grabherr Verlag.

**Wolff.** — Kriegswolken im fernen Osten. Von C. J. Wolff, Major z. D. 135 Seiten. Berlin-Steglitz, Max Weyrauch, Versandbuchhandlung. 1920.

**Wolff.** — Studien zu Luthers Weltanschauung von Richard Wolff. 65 Seiten. München, R. Oldenburg, Verlag. 1920.

**Wundt.** — Erlebtes und Erkanntes. Von Wilhelm Wundt. 399 Seiten. Stuttgart, Alfred Kröner, Verlag, 1920.

**Zech.** — Das Ereignis. Neue Novellen von Paul Zech. 224 Seiten. München, Musarion-Verlag.

**Zimmermann.** — Das Dasein Gottes. Von Otto Zimmermann S. J. 1. Band: Der immergleiche Gott. 136 Seiten. Herder-Verlag. 1920.

**Zurkinden.** — Wie der Herr so gut gewesen. Erzählungen aus Christi Zeit. Von Odilo Zurkinden O. S. B. IV u. 86 Seiten. Freiburg i. Br., Herder-Verlag. 1920.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Für Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Poetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# Elsaß-Lothringen gestern und heute

Von

Alsaticus

Beim Aufräumen und Ordnen seiner Sachen kommt einem manches in die Hände, von dem man im Zweifel ist, was man damit noch machen soll. Soll man es weiter aufbewahren, zurücklegen oder sich ganz davon trennen? In dieser Lage befinden sich zurzeit viele Deutsche gegenüber Elsaß-Lothringen. Sie fragen sich: Sollen wir diesem Trümmerstück einer deutschen Hoffnung noch weiter einen Raum in unserem geistigen Interessenkreis gewähren, oder sollen wir uns nicht am besten innerlich ganz von ihm loslösen? Die Beantwortung dieser Frage, wie Deutschland sich zu Elsaß-Lothringen stellt, hängt aber ganz von der Einsicht in den tatsächlichen Stand der Dinge dort ab, sowohl in der deutschen als ganz besonders jetzt in der französischen Epoche. Davon soll in folgenden Ausführungen die Rede sein. Wenn man sich das Elsaß von gestern und heute nüchtern, möglichst vorurteilsfrei vergegenwärtigt, wird man sich auch klar werden über die seelische Stellungnahme, die künftighin diesem einstigen deutschen Wertobjekt gegenüber einzunehmen ist.

Eines sollte von vornherein feststehen: Deutschland kann ein gutes Gewissen haben, daß es von 1870 bis 1918 Elsaß-Lothringen wieder besessen hat. Es braucht sich wegen der Besitznahme dieser zum alten Reich gehörigen urdeutschen Gebiete nicht anzuklagen. Es hat sich 1870 nur genommen, was ihm einst schnöde geraubt wurde, und was es damals zur Sicherung vor den stets drohenden Angriffen des unruhigen, ehrgeizigen Nachbarn notwendig brauchte. Das moralische Recht zu dieser Besitzergreifung eines notorisch deutschen Landes war im Ernst seinerzeit von der öffentlichen Meinung Europas auch kaum bestritten worden, am wenigsten in der angelsächsischen Welt, in England selber. Tardieu erzählte erst unlängst, daß die englischen Staatsmänner noch bis zum August 1918 Schwierigkeiten gemacht haben, diese Gebiete einfach Frankreich zu überantworten, weil sie dem französischen Verbündeten das moralische Recht hierfür nicht zuerkennen konnten. So sehr wirkte der Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, der 1871 Deutschland recht gab, doch noch nach. Um so mehr war Deutschland während des Krieges verpflichtet zu seinem „Niemals“. Aber schon waren lange vor dem August 1918 bei uns und unseren Verbündeten Elemente tätig, die auch an dieser Verpflichtung nagten.

Um so weniger hat Deutschland sich Vorwürfe wegen der Besitzergreifung zu machen, als die Elsässer und Lothringer nach dem Widerstreben der ersten Jahre

wider die erzwungene Umstellung nichts anderes mehr begehrten, als das zu bleiben, was sie nun wieder geworden — deutsch. Mit Ausnahme der politisch nicht mehr ins Gewicht fallenden obersten Bourgeoisieschicht, des Häufleins der Nationalisten vom Schlage Wetterlés u. a., wünschte niemand mehr einen Wechsel herbei. Die französischen Erinnerungen und Sympathien waren nicht stark genug, um bei dem Gros der Bevölkerung sowohl wie den eigentlich politisch führenden Kreisen aller Richtungen den Blick zu trüben für die Annehmlichkeiten und Vorzüge des Wohnens in dem großen deutschen Hause. Die Ordnung, die Gerechtigkeit der Verwaltung, die Integrität und Leistungsfähigkeit deutschen Beamtentums, die schließlich in Wirklichkeit nahezu vollendete Selbstregierung sind Werte, die freilich erst heute nach ihrem Verschwinden in ihrer ganzen Bedeutung geschätzt werden. „Unser Landtag, jenes unvergeßlich wertvolle Stück elsaß-lothringischer Freiheit", spricht heute ein klerikales Blatt*) von der Zeit, in der die Elsaß-Lothringer angeblich geknebelt gewesen sein sollen. Wenn sie gegen den im Volks-, Staats- und Wirtschaftsleben des Landes gar zu sehr vorherrschenden, eingewanderten Volksteil oft still und offen so stark reagierten, auf die „Schwowe" schimpften, so waren das bei derartiger Überfremdung begreifliche seelische Bewegungen, die in Bayern oder Württemberg bei ähnlichen Zumutungen noch viel lebhafter und massiver sich gestaltet hätten. Sie hatten darum an sich mit Hinwendungsneigungen zu Frankreich nichts zu tun, wurden nur von den im Lande befindlichen Parteigängern Frankreichs in diesem Sinne sofort gedeutet und umgebogen. Der Fehler bei dem eingeborenen Teil bestand nur darin, daß man nicht energisch und konsequent genug solche Umbiegungen und Deutungen zurückwies und sich deutlich gegen die Gleichung Elsässisch = Französisch verwahrte. So wirkten die partikularistischen Reaktionen in verhängnisvoller Weise nach einer Richtung, wohin man sie im Grunde gar nicht haben wollte.

Indes diese auffallende Schwäche gegenüber den französischen Treibereien, deren Bekämpfung damit zu einseitig der Regierung zufiel, war auch nicht zufällig oder gar bloß in einem ethischen Manko der politisch-einheimischen Kreise begründet. Zu jener Zeit, als die französischen Parteigänger im Lande dreister ihr Haupt erhoben, aus all den Blüten partikularistischer Lebensbetätigung Honig saugten, da war der Moment, wo die Anzeichen immer weniger übersehen werden konnten, die es fraglich erscheinen ließen, ob der Bestand des Reiches so gesichert sei, daß Elsaß' und Lothringens deutsches Schicksal unverbrüchlich ist. Noch lebte man im Reiche und in den national stärker empfindenden Kreisen Elsaß-Lothringens des selbstverständlichen Glaubens, es sei alles auf Felsen gebaut und Elsaß und Deutschland auf ewig ungeteilt bei der imponierenden Machtstellung des Reiches. Da sahen die Feinde im Innern des elsässischen und lothringischen Hauses mit dem sicheren Blick, wie ihn nur Feinde haben, bei der sich zusammenziehenden Koalition die schwachen Stellen, und über die Menge der nicht unter dem Einfluß der nationalen Tagesliteratur und Presse stehenden, primitiv denkenden Elsässer breitete sich wie ein

*) Der „Elsässer Kurier" 3. 12. 20.

Meltau die erkältende Stimmung: Wie wenn es am Ende doch noch einmal anders käme! Da ging es seit der Wende des Jahrhunderts nicht mehr recht vorwärts mit dem Angleichungsprozeß; der Volksorganismus wurde weicher, aufnahmefähiger für die zahllosen Bazillen, die nun die in ihrer Arbeit kaum behinderte französische Propaganda der elsässischen und lothringischen Atmosphäre mitteilte.

Und dennoch, im August 1914 wußte die überwältigende Masse des elsaß-lothringischen Volkes, wohin sie gehörte, dorthin, wo die deutsche Nation an allen Grenzen des Reiches dem Ungewitter, das man gerade in der Westmark schon lange herannahen fühlte, die Stirne bot. Die französischen Vorposten in der einheimischen Bevölkerung verschwanden, so rasch sie konnten, über die Grenze, und ihr sonstiger Anhang verkroch sich wie die Fledermäuse in alle Löcher. Elsaß-Lothringen war trotz allem, was vorgekommen, kein Tschechien, kein Kroatien oder Irland. Aber schon war der Ruf der Elsässer und Lothringer dank der Aktivität der elsässischen und lothringischen Französlinge und der Passivität der guten Bürger draußen so schlecht geworden, daß die nach Elsaß-Lothringen kommenden Truppen dieses Land nur zu sehr schon als Feindesland ansahen und danach behandelten. — Aber was schlimmer war, als solche Miß- und Übergriffe eines überreizten Militarismus, war die durch die Gesamtkriegsanlage bedingte allzu passive, hinhaltende deutsche Kriegführung auf diesem national doch gerade umstrittensten Gebiet. Es wirkte über alle Maßen lähmend auf die Stimmung, abgesehen von den allgemeinen nervenzermürbenden Wirkungen der langen Kriegsdauer, daß die elsässische Volksseele vier Jahre lang der unmittelbaren Nähe der französischen Kriegsmaschine ausgesetzt wurde und jeden Morgen die blaue Vogesenlinie aufs neue daran erinnerte: dort stehen die französischen Kanonen. Das war für die national noch so wenig ausgeglichene elsässische Seele zu viel, und je mehr Deutschland auf sich allein angewiesen blieb, während die Gegner aus der ganzen Welt Zufuhr erhielten, desto mehr kam der Zweifel, und man fing im stillen allgemach an, sich auf andere Möglichkeiten, die man doch innerlich nicht wünschte, vorzubereiten. Und doch, wenn man die Haltung der Bevölkerung der einzelnen „Länder" Deutschlands in den schweren Kriegsjahren vergleichen und das Maß von Würde, mit der man Unvermeidliches und Drückendes trug, abschätzen wollte, so steht Elsaß-Lothringen bis in die Novembertage 1918 nicht schlecht da *). Im Gegenteil! Diele gute, jeder „pangermanistischen" Gesinnung unverdächtige Elsässer und Lothringer konnten nur staunen, wenn

*) Im Kriegsjahr 1916 (9. Mai) hat die gesamte elsaß-lothringische Zentrumsfraktion eine von dem Abgeordneten Professor Dr. Müller entworfene, von dem damaligen Parteiführer K. Hauß in seine Landtagsrede aufgenommene Erklärung erlassen, in der neben der Abwehr der Elsaß-Lothringen besonders schwer treffenden Kriegsmaßnahmen folgendes nationale Bekenntnis als Eingang steht: „Diesen Krieg, wir haben ihn nicht gewollt. Nur eines wünschten und förderten wir: daß es unserm Lande vergönnt sein möge, in steter ungestörter Entwicklung der in ihm ruhenden Kräfte und in immer lebendigerer Fühlung mit den übrigen deutschen Stämmen diejenige Stellung im deutschen Reichsorganismus zu erlangen, die ihm gebührt. Lange Jahrhunderte unserer Vergangenheit erinnerten uns daran, daß wir im Zusammenhang mit der deutschen Kultur Großes erlebt und Großes geleistet." . . . Die ganze Erklärung, die einstimmig von allen Fraktionsmitgliedern genehmigt wurde, schließt mit dem Satze: „Wir lehnen jeden Gedanken an eine Loslösung Elsaß-Lothringens von Deutschland mit Entschiedenheit ab."

sie von dem im übrigen Deutschland, nicht zum wenigsten im Süden, immer mehr um sich greifenden bösen Geist des Defaitismus, des maßlosen Schimpfens und Räsonnierens hörten oder persönlich mit ihm in Berührung kamen.

Als dann das vom primitiven Bewußtsein schon längst dumpf Geahnte mit solch überraschender Plötzlichkeit hereinbrach, als gar die deutsche Heimatarmee allerorts den Rest von Kraft, den Deutschland noch besaß, blindlings zerschlug und das Volk mit einer gewissen Wollust sich wehrlos machte, was hätten da die Elsässer und Lothringer, da ihnen der deutsche Boden so sichtbarlich unter den Füßen weggezogen wurde, denn viel anderes machen können, als sich mit der Nation, der man sie wieder überantworten mußte, schnellmöglichst gutzustellen? Sie sagen sich auch weiterhin, daß menschlichem Ermessen nach das Schicksal, dem sie jetzt wieder zugesprochen wurden, nicht mehr zu ändern ist. Die Franzosen halten uns fest, und die Deutschen sind in den Schatten der Weltgeschichte geraten, da ist das einzig Vernünftige, sich in die Lage zu finden und für das elsaß-lothringische Interesse dabei herauszuholen, was herauszuholen ist. Das Franzosentum hat sich zwar als ein schwerer, massiger Block mitten in die heimatliche Erde gelegt, aber man kann sich diesen Block so lange zurechtrücken, bis er einem liegt, denken die Elsässer.

Auf diese Zurechtrückung ist jetzt all ihr Interesse und Bemühen gerichtet. Die in dem Block steckenden Energien wollen mehr, wollen restlose, rascheste Angleichung und Verbindung des elsaß-lothringischen Elementes mit dem nationalen Körper, sie geben sich mit den im Elsaß und in Lothringen vorgefundenen verwandten Energien alle Mühe, das heimische, bodenständige Element durch ihre Strahlungen zu zertrümmern, aber dieses widersteht und beharrt eigensinnig auf der Vorstellung, es kann dieses wohl als Fremdkörper gefühlte Nationalneue zu derartiger Anpassung und Wandlung zwingen, daß beide Teile ohne Schaden neben- und miteinander bestehen und auf ihre Rechnung kommen. Darum handelt es sich bei den gegenwärtigen innerelsässischen Kämpfen und Auseinandersetzungen. Es ist weniger der Kampf zwischen Deutsch und Welsch, als der Gegensatz zwischen Heimatlich und Welsch. Für das Angestammte, die angeborene Natur, die heimische Art, all das, was sich in der deutschen Epoche noch an Gutem angesetzt hat, wehrt man sich. Das spezifisch Deutsche in der Prägung dieser Natur behandelt man gern mehr als etwas Zufälliges; das Deutschideenhafte, das darin steckt, tritt als Seelenverpflichtendes, wenigstens vorläufig, zurück. So steht die elsässische Natur wider die französische Idee, insbesondere bei der Masse. Es gibt auch schon genug Menschen, bei denen die Naturstimme, der Naturinstinkt der Behauptung des Heimischen schweigt vor der Stärke, mit der sie die Idee, jetzt in der französischen Form, erfaßt haben. Aber sie kommen gegen das Massengefühl nicht auf.

Wie wird nun Frankreich mit diesem Widerstand der Natur in Elsaß-Lothringen fertig werden, das ist die Frage. Ja, wenn ihm Volk mit deutscher Ideologie gegenüberstünde, so käme es vielleicht noch eher zum Ziele. Aber daß das elsässische Volk jetzt nicht seine Wurzeln hat in literarisch-deutscher Tradition, in dem Boden der deutschen Idee, des deutsch-vaterländischen Geistes, das eröffnet gerade günstigere

Aussichten für das Beharren, die Unaustilgbarkeit des deutschen Volkstums in dieser Südwestecke. Der Widerstand, der aus dem Boden, dem Heimatboden genährt wird, kann eventuell stärker sein als der, welcher aus der ideenhaften Überlieferung kommt. Blut ist mehr als Literatur und Ideologie. Dabei haben die Elsässer und Lothringer bemerkenswerte Gaben, wie sie gerade den weniger ideologisch, literarisch disponierten Individuen besonders eignen. Sie sind viel mehr, als man sonst an Deutschen gewohnt ist, nach außen gewandt, der Umwelt zugekehrt. Das hat ihnen gegenüber den immer zur Wirklichkeitsfremdheit neigenden, mehr egozentrischen Deutschen in ihrer Mitte eine gewisse Überlegenheit verschafft, die man aber gut zu verdecken imstande war, was nicht selten das deutsche Element zu einer unangebrachten Sicherheit und Vertrauensseligkeit verführte. Diese Gabe helläugigen, beobachtenden Wirklichkeitssinnes, der das eigene Ich besser auszuschalten weiß im Abhören der Menschen und Dinge, kommt den Elsässern gegenüber jetzt den Franzosen zugute. Sie müssen in dieser neuen Frontstellung auch mehr haben von dieser Fähigkeit. Denn der Durchschnittsfranzose bringt von dieser Befähigung zur Sinneseinstellung zur Außenwelt mehr mit als der gebildete Deutsche. Die französischen Beamten, und nicht zum wenigsten die höheren, werden schwerlich von elsässischen oder lothringischen Politikern so leicht eingewickelt, wie einstens deutsche Kreisdirektoren und Geheimräte mit ihrem nach innen gewandten Blick.

Aber die Franzosen befinden sich in dem Lande doch zunächst im Nachteil, da sie vor ganz neuartige Verhältnisse sich gestellt sehen, gemeiniglich die Landessprache nicht beherrschen — und diese relative Wehrlosigkeit erspäht der Einheimische natürlich sofort, nutzt sie aus, kostet sie aus. Als rasse- und sprachfremdes Element kann dieses das ausgeschiedene deutsche ersetzende französische Beamten- und Franzosentum sich dem Einheimischen nicht so leicht angleichen, sich in ihm verlieren, es bleibt immer als das „Welsche“ außenstehend und bietet so mit seinen Schranken, Schwächen, Eigenheiten Angriffsflächen, die man auch ausgiebig wahrzunehmen bestrebt ist. Nimmt man dazu noch, daß diese Nouveaux-Venus durchschnittlich das Niveau der elsässischen Arbeitsamkeit, Solidität, des Sachwissens, Ordnungssinnes usw. nicht erreichen, dem Elsässer und Lothringer in all dem einen etwas „windigen“ Eindruck machen, so begreift sich das bei den Elsässern gegenüber dem neuen Herrenvolk aufkommenden Überlegenheitsgefühl: Mit dem werden wir schon fertig. Es ist darum auch begreiflich, daß es den Franzosen in dieser fremden Umgebung, vor allem wenn sie, wie es bei der Mehrzahl der Fall ist, der deutschen Sprache nicht mächtig sind, nicht ganz wohl ist, und sie das Bedürfnis haben, als Beamte, als Lehrer mit den innerfranzösischen Brüdern in eigenen Vereinigungen sich zusammenschließen, um sich gegenseitig bessern Halt zu geben. So besteht zwischen den beiden Cadres von Beamten und Lehrern, dem Cadre locale und dem Cadre metropolitain bisher so gut wie keine Verbindung, nur in letzter Zeit einigte man sich über die Stellungnahme zum neuen Beamtenstatut zu gemeinsamem Vorgehen. Als einheimische Beamtenvertreter Millerand bei seinem Besuch in Straßburg davon berichteten, daß die innerfranzösischen Kollegen sich ganz abschlössen, kein Verkehr herüber und

hinüber bestände, war er über diese Mitteilung höchlichst erstaunt. Es leben also die zwei Bevölkerungen noch ganz anders, als zur deutschen Zeit *neben* einander, nur daß die einheimische heute wohl mehr als früher das Gefühl hat, die Welschen haben Respekt vor uns und *fürchten* uns im stillen. Es ist darum auch nicht wenig, was man sich gegen sie herausnimmt, vom Dorfjungen in der Schule bis zum städtischen Arbeiter und Bürger. Der Welsche gilt als ein „dummer Kaib", mit dem man alles machen kann.

Das relative Wohlbehagen, das aus diesen Sicherheits- und Überlegenheitsgefühl des fest auf seiner Heimaterde stehenden Eingeborenen gegenüber den Neuangekommenen quillt, wird noch dadurch erhöht, daß die neuen Herren wohl viele Verordnungen und Reglements haben und auch schnell damit bei der Hand sind, aber es für einen hellen und geweckten Kopf verhältnismäßig leicht ist, ihnen ein Schnippchen zu schlagen. Dem Durchschnittselsässer lag im Grunde nicht sehr die Steifheit und Härte des Pflicht- und Berufsgötzendienstes, diese Starrheit und Sprödigkeit des bureaukratisch-disziplinierten Stils des deutschen Systems, und wenn es gar ins Pedantisch-Krankhafte verzerrt war, wurde es für ihn ein Gegenstand der Lächerlichkeit. Da ist es nun bei den Franzosen etwas anderes. Hier ist alles so unendlich dehnbar und elastisch, ein System voller Maschen und Löcher; wird auch dabei viel verschlampt, so ist es doch leicht und bequem und gibt viel Bewegungs- und Raumfreiheit. Wenn dann der Elsässer diese Freiheit gar zu herzhafter Spottlust, Kritik, Ironie und Schimpfen gebrauchen kann, ohne daß er sich dabei sehr in acht zu nehmen braucht, so kann in dem ganzen Lande wohl eine Art Gefühl des „Befreitseins" aufkommen. Wo hätten früher die Postler, Eisenbahner oder Lehrer so mit ihren Vorgesetzten umspringen, ihnen so starke Sachen sagen können? Der Franzose nimmt eben seine Beamtenehre nicht so wichtig, ist nicht so empfindlich, er läßt sich viel gefallen, aber dafür läßt er auch alles, wie es ist, und die Einheimischen müssen ihr erhöhtes Lebensgefühl des „Befreitseins" auch wieder damit bezahlen, daß ihren Beschwerden und Schmerzen nicht abgeholfen wird, auch wenn sie noch so aufbegehren.

Aber das elsässische Selbstbewußtsein wird auch von innen heraus jetzt neu genährt. Das gesteigerte landsmannschaftliche Empfinden, in dem alles Elsässische, Lothringische sich heute solidarisch fühlt gegenüber dem von außen Gekommenen, ist damit auch zweifellos fruchtbarer zu Leistungen geworden. Es ist im heutigen Elsaß eine neue Rührigkeit, Aktivität auf allen Gebieten innerhalb des bodenständigen Bevölkerungsteils, auf den politischen, künstlerischen, literarischen, wirtschaftlichen, sozialen, nicht zu verkennen, und überall ist man jetzt mal ganz *unter sich*, ohne daß die „Schwowe" vorne dran sind und die Hauptleistungen an sich reißen. Gewiß ist dieses rein Elsässische vielfach noch primitiv, etwas niedrig gehalten schon wegen des starken Vorwiegens des elsässischen Dialektes, der bis jetzt kein Instrument der höheren geistigen Produktion im Elsaß war; aber man kann dem neuen Lebens- und Tatendrang, dem frischen Luftzuge des Geistes der Initiative und Unternehmungslust, der in dem neuen Elsaß sich bemerkbar macht, seine Achtung

nicht versagen. Die elsässische Dialektdichtung blüht wie nie, und schon wendet sie sich in gesteigertem Maße höheren Stoffen zu und überschreitet den Stoßkopfschen Rahmen und Interessenkreis. Auf dem Boden elsässischen Schrifttums sproßt es von neuem. Schon ist die neue deutsch-elsässische Zeitschrift da, „Mein Elsaßland", getragen von elsässischen Intellektuellen des katholischen Volkstums. Das sozialistische Parteileben, die gewerkschaftliche Bewegung ist nach Ausschaltung des beinahe überall führenden altdeutschen Elementes unter den Händen der einheimischen Kräfte durchaus nicht der Stagnation verfallen, im Gegenteil, es ist so viel überschäumendes Leben, daß es sich schon den Luxus leisten kann, über alte einheimische Führerschaft, wie Peirotes, Grumbach u. a., hinwegzugehen. Wir stehen also vor der Tatsache, daß die neue Überfremdung, die als rassefremde nicht in das Volkstum eingehen kann, sondern mehr ein koloniales Dasein *neben* ihm führen muß, außerordentlich anregend auf dieses Volkstum wirkt, schlummernde Kräfte herausfordert, einfach, weil man hier im Widerstand, in Gegensätzlichkeit alles, was zur Selbstbehauptung des Eigenlebens, des Eigenwuchses sich eignet, zusammenfaßt. Die alte rassegleiche deutsche Überfremdung, die sich ganz anders in das einheimische Volkstum einschieben konnte, legte sich wie eine zu schwere belastende Decke über das ihm Gleiche und benahm ihm Luft und Licht zur Eigenentwicklung vermöge seiner stärkeren Energien. Man kann vielleicht auch vom deutschen Elsaß inmitten des französischen Staates dann feststellen, wie etwa einst von Polen im preußischen Staat, daß sich *Minoritäten ganz günstige Lebensbedingungen schaffen können*, wenn der *Lebenswille stark genug* und der *Annexionsstaat einigermaßen vernünftig* ist. Die Parallele mit Polen legt sich auch aus dem Grunde nahe, weil wir bei den heutigen Elsaß-Lothringern dasselbe emsige Bemühen sehen, sich die Bildungsmittel der fremden größeren Nation, besonders ihre Sprache, in höchstmöglichem Maße anzueignen, um dadurch sich erst recht gegen das Fremdvolk zu behaupten. *Zweisprachigkeit* ist darum heute erst recht die Losung. Weiß man auch, daß man den Innerfranzosen gegenüber sprachlich stets im Nachteil ist und für lange Zeit oder nie ein Wettbewerb auf dem französisch-kulturellen Gebiet nicht in Frage kommen kann, so ist man doch überzeugt, daß die Überlegenheit, die man mit seinen bodenständigen, eigenwüchsigen Fähigkeiten in Verbindung mit der technischen Beherrschung des Französischen mitbringt, jene Nachteile reichlich ausgleicht.

Man ist freilich auch klug genug, um einzusehen, daß das Elsässisch-Deutsche inmitten der französischen Welt die Verbindung mit der gesamten deutschen Kulturwelt aufrechterhalten muß, weil sonst das Einheimische bald verkümmern und absterben müßte aus Mangel an Ernährung. Darum will man sich auch mit aller Kraft das Verständigungsmittel des *Hochdeutschen* erhalten. Man hat die Zeit vor 1870, wo das Deutsch-Elsässische infolge der geistigen Isolierung immer mehr verarmte, als warnendes Beispiel vor sich und möchte nicht wieder das gleiche Schicksal heraufbeschwören für das heimische Volkstum. Es kommt diesem Willen des Volkes natürlich jetzt außerordentlich die Periode von 1870 bis 1918 zugute. Die Nachwirkungen

dieser Zeit werden schon auf geraume Zeit derartig vorhalten, daß man sich nicht so leicht abschnüren läßt von dem geistigen Leben Deutschlands, wie gesagt, abgesehen von den religiösen Triebkräften, weniger aus bewußt gepflegter Liebe zu den deutschen Werten, als aus utilitaristisch-egoistischen Gründen, um für die elsässische, lothringische Selbstbehauptung in der französischen Welt eine Waffe mehr zu haben. Aber einerlei, wer eine Waffe im Kampfe als brauchbar und nützlich erprobt, der wird sie innerlich auch lieben, wenn er auch nach außen nichts oder nur wenig davon zu verraten bestrebt.

Aber diesem partikularistischen Wollen begegnet Widerstand von zwei Seiten, von innen und von außen. Der innere Gegner ist der bourgeoise Liberalismus; der will nach der entgegengesetzten Richtung in Verbindung mit der jetzt doch sehr erheblich ins Gewicht fallenden, immer mehr sich vergrößernden französischen Kolonie. Er ist dem Ideal der Doppelkultur und Zweisprachigkeit im Grunde abhold, weil er der Meinung ist, daß damit das Elsässertum nur inferiorem Zwittertum, einem Franzosentum zweiter Klasse überliefert wird, zudem das Beharren auf dem Elsässisch-Naturhaften nur die Verfestigung des mit der elsässischen Natur gegebenen Katholisch-Klerikalen zur Folge hat. Radikale Französierung des Elsaß wird nach Ansicht dieser elsässischen und innerfranzösischen Kreise notwendig Erweichung des katholischen Charakters des Landes zur Folge haben und vor einer offenen oder geheimen Klerikalisierung bewahren. Also aus kulturell-politischen Gründen empfiehlt sich möglichst baldiges Aufgehen des Elsässer- und Lothringertums im Gesamtfranzosentum. Obwohl, wie gesagt, das Gros der „Revenants" und der „Nouveaux-Venus" auf ihrer Seite steht, hat dieser Widerstand nicht so viel auf sich, weil das Bourgeoisie-Liberale, bei dem die Solidarität der französisch-elsässischen kapitalistischen Interessen noch so viel mitspricht, im heutigen Elsaß keine starke Resonanz im Volke hat. Gegenüber dem Massengefühl, das in der klerikalen Partei einerseits und dem bolschewistischen Sozialismus andererseits seine Vertretung hat, bedeutet heute im strikten Gegensatz zu der Zeit vor 1870 das Bourgeoisie-Politische so gut wie nichts mehr. — Aber dessen Tendenzen begegnen sich dafür mit denen der Regierung. Indes weiß diese zu gut, daß im Elsaß und in Lothringen die Sache nicht mehr mit dem unter dem Einfluß des politischen liberal-demokratischen Formprinzips stehenden Bürgertum zu machen ist; es ist also nicht leicht für sie, den richtigen Weg zu finden, auf dem man es einerseits nicht mit dem innerfranzösischen Kolonialfranzosentum nebst elsässisch-bourgeoisem Anhang verdirbt, andererseits auch nicht ins Schlepptau des elsässischen und lothringischen Klerikalismus kommt, der doch ein Todfeind ist für das laizistische Frankreich. Je leidenschaftlicher das radikalisierte elsässische Proletariat der Bildung eines französischen Nationalempfindens entgegenwirkt, desto weniger ist es brauchbar, um es gelegentlich gegen den im Sinne elsässischer und lothringischer Beharrung wirkenden Klerikalismus auszuspielen. Der Parteikampf, der zwischen den beiden Richtungen geführt wird, ist insofern wohl sehr ergötzlich, als beide in der Öffentlichkeit sich gegenseitig herunterzusetzen suchen durch Anzweifelung und direkte Verdächtigung der behaupteten französischen Gesinnung. Das hat natürlich erst recht

zur Folge, daß die Franzosen den in beiden Lagern immer wieder laut werdenden Absagen an Deutschland nicht mehr trauen. Und in der Tat bilden letztlich beide Massenparteien doch eine Einheitsfront wider die mit List und Gewalt betriebenen Verwelschungsmethoden der bürgerlichen Republik, und weder Leute wie Delfor, Wetterlé, Seltz auf der einen, der klerikalen Seite, noch Peirotes, Georges Weill, Grumbach auf der anderen, können daran etwas ändern. Als Werkzeuge für Durchsetzung der französischen Sprachen- und Kulturpolitik kommen sie heute weniger als je in Betracht, weil sie sich nicht als Interpreten der in beiden Lagern herrschenden Stimmung ausgeben können.

Aber trotz allen Schwierigkeiten behält die französische Regierung, die sich von Sentimentalität und moralischen Hemmungen wenig beschweren läßt, nur das eine Ziel im Auge: Erweichung dieses auf ein elsaß-lothringisches Sonderleben gerichteten Willens. Das beste Mittel hierfür erblickt sie im systematisch betriebenen Einschub innerfranzösischen Beamten- und Lehrerpersonals und konsequente, auf Zurückdrängung, ja Ausmerzung der deutschen Landessprache abzielende Kultur- und Sprachenpolitik, wobei sie der Schule die Hauptrolle zuweist, wenn sie dieselbe dafür auch ganz zum Sprachinstitut erniedrigen muß. Alles übrige Erzieherische und Bildende muß jetzt Nebensache sein, so sehr auch das Volk bis zu den Deputes sich dagegen auflehnt und nicht eine oder mehrere elsässische Generationen geopfert haben will. Im übrigen vertraut man den erprobten Praktiken der französischen Verwaltung, die elastisch sich den verschiedensten Regungen anzupassen versteht und über einen Apparat verfügt, bei dem Eitelkeit, Ehrgeiz, Strebsamkeit, Erwerbssinn im Volke gehörig auf ihre Rechnung kommen. Mit kleinen Geschenken, die man bei jeder Gelegenheit unter die Leute bringt, erwirbt und erhält man Freundschaft. Orden, Ehrenzeichen, Gunstbezeugungen, Beförderungen „nach Wahl“ usw. kosten nichts und verpflichten doch. Mit solchen Mitteln werden unausgesetzt einzelne aus der Masse gezogen, die dann in ihren Kreisen ihre Mission als Vertreter der französischen Idee ausüben und die französische Propaganda ins Elsaß, der ungemessene Gelder zur Verfügung stehen, tragen. In Verbindung mit der konsequent verfolgten Bevölkerungs- und Sprachenpolitik glaubt man, mit dieser virtuosen Methode schon in nicht allzu ferner Zeit ans Ziel zu kommen. Französische Politik und Verwaltung wissen, was sie wollen, und ihre Beauftragten sind erfahren in vielen Künsten. Die Elsässer müssen also schon auf ihrer Hut sein und den gegen die Deutschen so oft gerühmten „alemannischen Dickschädel“ gegen sie aufbieten. Aber das ist ihre Sache.

Die Deutschen haben ihnen heute keine Ratschläge oder Warnungen zu geben. Sie tun überhaupt gut, sich nur auf das Zuschauen zu beschränken und es den Volksgenossen von einst allein zu überlassen, wie sie mit den neuen Herren fertig werden. Vor Bekundungen wärmeren Interesses an ihrem Geschick haben sie zu viel Angst; sie besorgen, es könnten die Deutschen so auf den Münsterzipfel starren, wie einst die Franzosen auf das Belforter Loch. Viele haben auch ein zu schlechtes Gewissen wegen ihrer Haltung seit der Umwälzung, daß sie schon deshalb so rührenden Eifer

entfalten müssen, einen Strich zwischen sich und Deutschland zu ziehen. Schon um deswillen ist deutscherseits kühle Gelassenheit geboten. In dieser Gelassenheit wird man sich auch nicht irremachen lassen dürfen durch die Tatsache, daß das stille heimliche Elsaß-Lothringen noch andere Stimmung in sich birgt, als die der Außenwelt zugekehrte Seite der sogenannten öffentlichen Meinung des Landes, die in erster Linie darauf eingestellt ist, die Franzosen nicht mißtrauischer zu machen, als im elsässischen Interesse liegt. Im übrigen aber werden auch die, die jetzt so zur „mère patrie" schwören, als ob es nie anders gewesen wäre, den Deutschen schon zugute halten müssen, daß sie das über ein halbes Jahrtausend umfassende Stück großer deutscher Geschichte im Elsaß und die beinahe 50jährige jüngste Nachblüte zu ihrem unveräußerlichen Kultur- und Erinnerungsbesitz zählen, und wenn man drüben noch so große Angst hätte auch vor solch stiller und uninteressierter Liebe, so wird man sich schon gefallen lassen müssen, daß diesen beschwörenden Abwehrgebärden die Antwort wird:

„Was geht es dich an, wenn ich dich liebe!"

# Die Selbsterneuerung des lebendigen Rechts

Von

## Max Hildebert Boehm

Der Weltkrieg als Weltrevolution hat Recht zertrümmert und Recht geschaffen. Er hat aber auch widerstreitende Rechtsempfindungen in Zwiespalt gebracht und dadurch Anarchie gezeitigt, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Aus der reinen Luft abstraktiver Wissenschaftlichkeit hat er das Recht als Gestalt und als Wesenheit in den Kampf gezerrt — in den Kampf, der für uns der Kampf um unser Dasein ist. Rechtsschwund und Rechtserneuerung stehen uns heute als lebendige Vorgänge vor Augen. Das Recht ist fragwürdig geworden in einem Sinne, den die Vorkriegswissenschaft nicht kannte und nicht kennen konnte. In unerhörter Weise ist das Recht aus einer Angelegenheit der Fachgelehrten zu einer Sache der widerstreitenden Staaten, Nationen, Klassen und Stände geworden. Die Zunft der akademischen Rechtsgelehrten verurteilt sich selbst zu hilfloser Ohnmacht, wenn sie an der neuen Problematik des Rechts vorbeigeht und mit dem überkommenen Begriffswerkzeug zu meistern sucht, was zu seiner geistigen Bewältigung ursprüngliches Schöpfertum erfordert.

Der neuzeitliche Rechtspositivismus hatte die Rechtsgeltung, von der er ausging, fest in der einzelstaatlichen Souveränität verankert. Auch heute noch sehen wir vor Augen, wie der erkenntnistheoretischen Zergliederung, die die Macht als dem Rechte wesenhaft innewohnend aufweist, die Erschleichung der Rechtsgewähr durch den Staat unterläuft. Logischer Zwang führt hier das formaljuristische

Denken zu Folgerungen, gegen die sich unverkümmerte Triebkräfte sträuben. Als Bürge für ein werdendes zwischenstaatliches, für das sogenannte Völkerrecht muß ein Weltstaat, etwa der aus amerikanischem Denken erwachsene „Völkerbund", begrifflich gefordert werden. Schon die Setzung dieser Instanz schlägt aber auf die Hoheitsrechte der Einzelstaaten zurück. Der Staat wird durch den Völkerbund entrechtet. Daher der Widerstand, der von den entschiedenen Nationalstaatlern dieser Entwicklung entgegengesetzt wird. Daher auch das Mißtrauen gegenüber einem Völkerrecht, das von den eigenen Voraussetzungen des Positivismus aus so unliebsame Folgerungen erheischt. Aber die schöpferische Selbstherrlichkeit des Staates wird nicht nur von dieser einen Richtung her erschüttert. Dem überstaatlichen Internationalismus steht ein unterstaatlicher Internationalismus zur Seite, wobei übrigens der Begriff Internationalismus in beiden Fällen gleich unscharf ist. Die wirtschaftliche Verflechtung des Weltkapitals, die soziale Angleichung der proletarischen Massen bahnen Solidaritäten an, die Ansprüche durch Macht zu Recht werden lassen. Hier öffnen sich Probleme, in denen Theorie und Praxis in engste Berührung geraten. Aber die gegenseitige Befruchtung versagt, weil die Lehre hinter der Problematik der Zeit zurückbleibt.

Alle deutschen Rechtspositivisten hätten sich folgerichtig gegen die Unterzeichnung des Friedens von Versailles anstemmen müssen. Denn hier wurde in einem fürchterlichen weltgeschichtlichen Schulfall ein zwischenstaatlicher Zustand formal und positiv rechtskräftig, der das elementare Lebensrecht eines Hundert-Millionen-Volkes mit Füßen tritt. Es wäre verständlich, wenn alle deutschen Rechtspositivisten heute Bolschewisten würden, um mit der Vernichtung des Rechtspartners aus dem Juni 1919, des damaligen Deutschen Reiches, zugleich den Pakt zu zertrümmern, der unser Lebensrecht vergewaltigt. Aber hier unterläuft uns bereits ein Rechtsbegriff, von dem die Positivisten nichts wissen wollen. Wir sprechen von dem Lebensrecht eines unterdrückten und vergewaltigten Volkes. Der Zunft ist dabei um eine Kategorie nicht bange. Sie ordnet dieses Lebensrecht säuberlich in ihrem geistesgeschichtlichen Zettelkasten unter „Naturrecht" ein und braucht nicht einmal in der Vergangenheit zu wühlen, denn die Fortwirkung dieser abstraktiven rationalistischen Gedankenwelt des Aufklärungszeitalters ist noch heute lebendig, noch heute wird das „Selbstbestimmungsrecht der Nationen", unbekümmert um die innere Tragik des Völkerlebens und des Staatenkampfes, logisch gefordert, ja es wird sogar der Versuch gemacht, den triebhaften Rechtsdrang der jungen Völker und der unterdrückten Minderheiten für dies erklügelte Naturrecht einzufangen. Dem Daseinskampf dieser vergewaltigten Völker und Volkssplitter wird die Richtung auf ein in Mindestforderungen ausprägbares kollektivistisches Seitenstück zu den berühmten individualistischen Menschenrechten der französischen Revolution unterstellt. Die Analogie wird bis in ihre politischen Verästelungen verfolgt. Wie der westlerische Individualismus das Menschenrecht als einen Anspruch an den Staat vereinseitigte und im Parlament eine Kontrollinstanz des Staates schuf, die nach dem Grundsatz der Gewaltentrennung den Einzelnen jeder exekutiven Verant-

wortung entband, so fordert dies auf die Völker übertragene Naturrecht auch ein Staatenparlament, wo mit den bekannten Mitteln mechanischer Mehrheitsbeschlüsse das Lebensrecht der Unterdrückten durchgesetzt und der Krieg als Selbsthilfe ausgeschaltet werden soll. Träume und Schäume ballen sich zu dichten Dunstwolken. Es wird verkannt, daß Völkerbund und Staatenbund heute unvereinbare Gegensätze sind, daß die großstaatliche Zusammenfassung an den nationalen Willensinstanzen oft völlig vorbeigeht, und daß sich dadurch Mehrheitsverhältnisse ergeben, die für die Lebensansprüche der unterdrückten Völker hoffnungslos sind. Es wird übersehen, daß hier die Staaten zu einer Revolution gegen den Grundsatz ihrer eigenen Souveränität aufgerufen werden: ein in sich selber widersinniges Beginnen. Das Auseinanderklaffen von Volksrecht und Staatenrecht ist nicht erkannt, die unglückliche Liebe des Naturrechts zum staatlich unterbauten Rechtspositivismus wird offenbar. Und Naturrechtlertum und Rechtspositivismus rücken für die eindringendere Betrachtung in die gemeinsame Front eines Formalismus, gegen den sich die elementaren Mächte der Geschichte aufbäumen, aus deren Kraft heraus Recht wird. Diese Kräfte gilt es zu erkennen, denn aus ihnen heraus vollzieht sich die Selbsterneuerung des lebendigen Rechts, die gegen die neuzeitliche Allmacht des Staates revolutionär gerichtet ist.

Uns geht es nicht um bloße Erkenntnis, sondern um Willen. Die deutsche Nation will leben, und wir bejahen diesen Willen. Wir suchen das Recht, das sich wie ein Panzer um den Lebenswillen unserer Nation legt. Wir suchen das Recht im Lebenswillen der Nation neu zu begründen. Alles andere: die Welt, der Staat, das Bürgertum, das Proletariat stehen uns in zweiter Reihe. Was haben denn diese anderen Gebilde geleistet? Die Welt hat sich, soweit sie aktiv war, der lateinischen Weltcivilisation verschrieben und ging gegen den irrationalen Faktor der deutschen Nation, die sich diesem Westlertum nicht beugen wollte, zum geschlossenen Sturmangriff vor. Soweit heute jenseits der verblassenden Katholizität Welt überhaupt verwirklicht ist, ist sie Westlertum und uns im Wesenskern feind. Diese Feindschaft müssen wir tragen, denn sie ist unser Stolz und unsere Zukunftskraft. Das Reich hat sich um die deutsche Nation zu wenig gekümmert. Es begriff sich als kleindeutscher Nationalstaat und glaubte mit tölpelhaften Germanisierungsversuchen gegenüber Dänen, Polen und französischen Lothringern seiner Aufgabe Genüge zu tun. Seinem Verhältnis zu den Deutschösterreichern stand die außenpolitische Bindung an die Donaumonarchie verquer im Wege, um die Auslanddeutschen kümmerte es sich nicht. Selbst die Bayern hatten wir nur halb, die urdeutschen Elsässer und Lothringer überhaupt kaum gewonnen. Das neue Reich suchte von der inneren bürgerlichen Klassenideologie aus zum Nationalismus zu kommen. Es faßte auch die binnendeutschen nationalen Fragen staatlich, deswegen verfehlte es das Ziel. In dem kurzen Zeitraum, der ihm vergönnt war, konnte es weder die nationale (preußisch-deutsche), noch die soziale Aufgabe im Innern lösen. Da es außerdem noch außenpolitisch stümperhaft vorging, geriet es unter die Räder des Westlertums, das im August 1918 militärisch, in der Novemberrevolution durch

Erzberger-Scheidemann geistig siegte. Durch den „Frieden" von Versailles ist der deutsche Staat, der nurmehr die Hälfte der deutschen Nation „schützt", zu einem Fronvogt der Entente geworden. Als Willensträger der deutschen Nation konnte schon das wilhelminische, kann erst recht das ebertinische Reich nicht gelten. Das Deutsche Reich ist wieder ein Ziel geworden. Es ist in höherem Sinne keine Wirklichkeit mehr. Die Hauptschuld am Scheitern des Reiches trägt das Bürgertum. Es hat den Staat begriffen, die Nation nicht. Es nannte sich national und meinte kaum nationalstaatlich. Es opferte Weihrauch vor einem „Idealismus", der täglich mehr von toter Lehre zu leerer Phrase entartete. Den Materialismus, zu dem sich das Proletariat bekannte, verwirklichten täglich breitere Schichten des Bürgertums, ohne sich dazu zu bekennen. Das Bürgertum stak tief im Klassenegoismus und verkannte in seiner verständlerischen spezialisierten Sachlichkeit die Lebenszusammenhänge der Nation. Es förderte das geistige Erbe eigentlich nur noch auf dem Teilgebiete der technischen Wissenschaft. Während des Krieges erwies sich das Bürgertum als wehrlos gegenüber seinen Auswüchsen in einem schieberischen und volksfeindlichen Kapitalismus. Der revolutionären Lage, in die das deutsche Volk durch den Niederbruch gekommen ist, hat sich das Bürgertum nicht gewachsen gezeigt. Das Proletariat, dem das Bürgertum die Schuld an dem ganzen Zusammenbruch in die Schuhe schiebt, trägt insofern weniger Schuld, als bürgerliches Mißtrauen ihm das Hineinwachsen in nationalpolitische Verantwortung außerordentlich erschwerte. So verfiel es falschen Führern, die ihm seinen im bürgerlichen Zeitalter begreiflichen Anationalismus als Internationalismus ausdeuteten, wobei diese Führer wesentlich im Naturrecht und in der platten Nützlichkeitsmoral der westlerischen Bourgeoisien stecken blieben. Durch die Absolutsetzung des taktisch zu rechtfertigenden Klassenkampfes wurde dem Proletariat im Marxismus der ihm gemäße Weg zur Nation, der wirtschaftliche, verschüttet. Die Strafe ist über den Sozialismus in der Form seines gegenwärtigen Versagens gekommen: sie trifft aber das ganze Volk mit.

Es bleibt nur ein Weg offen, auf dem die Nation trotz Welt, trotz Reich, trotz Klassen zu sich selber kommen kann: diesen Weg weist die Not. Um die Fruchtbarmachung unserer Lebensnot für die nationale Leibwerdung müssen wir ringen: mit der Welt und ihrem heuchlerischen Puritanismus, mit dem Reich und seinen Parteien, mit den Klassen und ihrem machtpolitischen Sonderwillen. Leibwerdung setzt Lebenserweckung voraus. Den Gemeinwillen der Nation hatte bislang der Staat monopolisiert. Und er hat ihn schlecht verwaltet. Es war recht, daß im August 1914 die Nation geschlossen hinter den Staat trat, obgleich der Staat sich so blutwenig um die Nation gekümmert hatte. Es ist begreiflich, daß die Nation hinter diesem Staat in seiner wachsenden Hilflosigkeit nicht stehen blieb, obschon es klüger gewesen wäre, sie hätte ausgehalten und mit der Abrechnung bis zum Sieg gewartet. Nachdem jedoch dieser Staat — ob nun mit oder ohne Schuld der Nation — seine Aufgabe verfehlt und durch die Unterwerfung unter die Entente das Recht verwirkt hat, als ausschließlicher Träger des deutschen Lebenswillens in der

Welt zu gelten, muß die Nation einen Schritt zurücktreten und auch den deutschen Staat lediglich taktisch behandeln. Die Zeit der bedingungslosen Ineinssetzung ist vorüber. Die Nation muß sich in ihrer Gesamtheit innerlich von dem Recht lossagen, daß dieser Staat durch seine frevelhafte Unterschrift in Versailles, die ja auch nur taktisch zu rechtfertigen ist, als Mitbürge trägt, sie muß sich vor Augen halten, was sie immer wieder vergißt: daß sie nämlich nur noch zur Hälfte in diesem Rumpfreich, zur andern Hälfte in Deutschösterreich, in der Tschechoslowakei, in Polen, Lettland, Estland, in Italien, Frankreich und England, und dazu als Diaspora politisch in der ganzen Welt eingeordnet ist, und daß das versklavte Reich außerstande ist, diese zersplitterten Willensinstanzen machtvoll in sich zusammenzufassen. Sie muß die tragische Lage begreifen, in die das Reich durch seine Unterwerfung unter ein Recht geraten ist, das sich in seiner Stoßkraft gegen das Leben des Deutschtums in der Welt wendet. Deswegen muß sie ihr Lebensrecht nicht staatlich, sondern national unterbauen. Aus ihrer zwischenstaatlichen Einheit muß sie eine solidarische Willensmacht schmieden, die in allen ihren Richtungen aktiv wird, schon ehe sie sich staatlich-politisch auswirken kann. Nicht aus konstruierten naturrechtlich begründeten Ansprüchen gegenüber einer Welt, die als Einheit nicht vorhanden ist, sondern durch die konkreten Machtpositionen, die sie innerhalb der vielheitlich gegliederten Welt noch hat, soll sie ein organisch einheitliches Recht herausgestalten. Und diese Rechtsbildung soll die Wissenschaft fördern, soweit sie dazu irgend imstande ist. Das gebietet ihr die nationalpolitische Verantwortung, von der auch unser Bürgertum so wenig weiß, so sehr es sich mit seiner nationalen Gesinnung brüstet.

In der geschichtlichen Entwicklung können Drehpunkte sichtbar werden, wo selbst eine Vergröberung der Begriffstechnik in Kauf genommen werden muß, wenn es sich um Fruchtbarmachung des Begriffsgutes für das unmittelbar gelebte Leben der Nation handelt. Auch dem Künstler nützt die Filigrantechnik nichts, wenn Fresken von ihm verlangt werden. Das Filigran war zuletzt unsere einzige Meisterschaft. Wir scheuen uns auch hier nicht, unsere rechtstheoretische Unterscheidung von den Westlern grob und unzweideutig hinzustellen. Wir lehnen die Vereinseitigung des Rechts ab, die das Recht wesentlich als Anspruch auf etwas, als Anforderung an andere kennt. Wir trennen nicht mehr abstraktiv Rechte und Pflichten, sondern wir nehmen die Pflicht als Verantwortung in das Recht hinein. In früheren Zeiten hat diese Einheit bestanden. Die Monopolisierung der Rechtsgewähr durch den Staat, dieser vielgerühmte neuzeitliche Fortschritt, hat die Vereinseitigung des Rechts im Gefolge gehabt. Noch im vorrevolutionären Staat waren Reste dieses alten leibhaften Gemeinwesens lebendig. In der allgemeinen Wehrpflicht war die leibhafte Verantwortung des Einzelnen für das Recht nach außen gegeben. Im „militaristischen" Monarchismus wirkte noch die ältere germanische Anschauung fort, daß das Heer nicht Werkzeug der Staatsmaschinerie, sondern Erscheinungsform des durch die Gemeinschaft der wehrhaften Männer unter ihrem Herzog dargestellten Volkes war. Und im Duell lebte allen staatlich abstraktiven Fortschritten zum Trotz noch die alte persönliche Rechtsgewähr auch im

Innern fort, obschon sie zu der zahmen Zivilisierung der modernen Männerwelt in einer nicht mehr organischen Beziehung stand. Auch in der eigenen Gerichtsbarkeit des Heeres, der Universitäten, in gewerblichen Ehrengerichten usw. wirkten Ansätze einer staatsfreien, in älteren, gemeinschaftlichen Bindungen verankerten Rechtsgewähr neben dem staatlich monopolisierten Rechtsschutz fort.

Das Übergewicht des Staates schien jedoch so gesichert, daß er diese sonderrechtlichen Konzentrationspunkte im Innern allmählich in sich einbezog. Mit einer Art zögernden Mißbehagens sahen dagegen die Staaten sich durch das vertraglich unterbaute Völkerrecht in Bindungen verstrickt, die auf Verwurzelung in überstaatlichen Machtzentren mit der Schwerkraft einer inneren Logik hindrängten. Während aber dieses formale Völkerrecht über einen bescheidenen Geltungsbereich nicht hinausgedieh, erwuchsen aus den großen Staatenverbündungen, die dem Weltkrieg vorausgingen, wachsende Gebilde eines zwischenstaatlichen materiellen Rechtes. Die Grenzen von Hoheitsgebieten, die die Landkarte zeigt, die Auswirkungskreise der national gebundenen Wirtschaften, der tatsächliche Geltungsbereich von Kultursystemen: all dies und vieles andere umschreibt das materielle Recht, das zwischen den Staaten und damit in seiner Gesamtheit über den Staaten ist, auch ohne daß eine Exekutivzentrale über seiner Ausübung und Durchsetzung wacht. Dies konkrete Völkerrecht der jeweiligen Weltminute schwankt beständig in seiner Gewichtsverteilung. Es ist das wahrhaft positive Recht, weil es unmittelbar auf der Summe aller ineinander und gegeneinander wirkenden positiven Machtfaktoren ruht. In dieses Recht gehören zeitlich zurückliegende Verträge solange hinein, als sich ihre Beachtung tatsächlich oder der Möglichkeit nach erzwingen läßt und Wille und Kraft zu solchem Zwang spürbar und geltend sind. Zu den grundlegenden Machtfaktoren gehören selbstverständlich nicht nur die materiellen Gewaltmittel irgendwelcher Art, sondern das seelische Gesamtgefüge der lebenden Menschheit: Neigungen und Abneigungen, Krafteinsatz und Schlaffheit, Glaube an Ideale, Gefühlslage, stumme Übereinkunft auf moralischem, juridischem und religiösem Gebiet spielen als Rechtsbürgen eine entscheidende Rolle. Dieses konkrete Völkerrecht, das auf dem Gerippe des Weltstaatensystems ruht, aber Beziehungen von Staaten, Völkern, Gruppen und Individuen in ungeheurer Verwicklung in sich beschließt, gerät nicht erst durch den Krieg, wie die Pazifisten glauben, in Fluß, sondern die stets fließende Willensauseinandersetzung der Menschheit setzt in diesem Falle nur einige formale Schranken außer Gebrauch. Insbesondere werden ältere vertragliche Bindungen, deren Rechtlichkeit immer nur als ein tatsächlicher Machtausgleich wirksam war, ohne daß sie sich wesenhaft darin zu erschöpfen brauchten, auf die lebendige Probe ihrer Erzwingbarkeit gestellt. Der potentielle Zwang, der auch im „Frieden“ hinter dem jeweiligen Mächteausgleich stand, nimmt vorübergehend die aktuelle Form einer kriegerischen Auseinandersetzung an. Der inwohnende Sinn eines solchen Krieges ist der, daß der äußere Ausgleich der staatlichen und volklichen Kräfte in Einklang mit der tatsächlichen Mächteverteilung gebracht wird. In diesem Sinne ist der Krieg ein Mittel der Selbsterneuerung des lebendigen Rechts in der Welt.

Die entscheidende und auch heute noch nicht gelöste Frage für uns ist nun die, ob das deutsche Volk das Ergebnis dieses Krieges für Recht erkennt, dem es sich tatsächlich und innerlich beugt, oder ob es nicht als Staat, sondern als Nation gesonnen ist, den Pakt von Versailles überhaupt nicht als Frieden anzuerkennen, vielmehr nach fortbestehendem Kriegsrecht, d. h. mit vollendeter formaler Rücksichtslosigkeit den Krieg mit allen den Mitteln fortzuführen, die ihm nach Unterbindung der Möglichkeiten militärischer Machtauswirkung noch geblieben sind. Angesichts des äußerlich wiederhergestellten Zustandes formaler zwischenstaatlicher Loyalität ist dieser Entschluß revolutionär. Er fügt sich einer Auffassung ein, die den Weltkrieg lediglich als eine Stufe einer durchgreifenden Revolutionierung der Welt ansieht. Soll diese Idee der Weltrevolution über einen leeren Anarchismus hinausgehoben werden, so muß an Stelle des in Frage gestellten staatlich und zwischenstaatlich begründeten Rechts ein zielhafter Brennpunkt neuer revolutionärer Rechtsgewähr gefunden werden. Und hier eröffnet sich die große Spannung. Die marxistischen Revolutionäre sehen diesen neuen Brennpunkt in der weltumspannenden Klasse des Proletariats, die sich in der Moskauer Dritten Internationale das Große Hauptquartier ihres weltrevolutionären Klassenkampfes geschaffen hat. Wir nationalistischen Weltrevolutionäre erstreben zunächst die leibhafte staatsungebundene Einung unserer Nation und suchen von da zu einer Frontverbreiterung in einem Bunde der unterdrückten Nationen zu gelangen. Als Antipazifisten vertreten wir einen dynamischen Rechtsgedanken, der sich grundlegend mit nationalpolitischer Verantwortung unterbaut. Die westlerischen Pazifisten sind staatsgläubig und haben die Idee eines statischen Rechts, für das sie in der wilsonistischen Staatengesellschaft, die sich zu Unrecht Völkerbund nennt, den Bürgen suchen. Dieser Pazifismus ist reaktionär, weil er nach Vorkriegsmanier an die Begründung des Rechts im statischen Staatensystem und seinen gesetzgeberischen Werkzeugen glaubt. Dem Westlertum gilt der Frieden von Versailles als für uns rechtskräftig, weil er durch einen Mehrheitsbeschluß einer mechanischen Willensinstanz der kleindeutschen Staatsbürgerschaft anerkannt ist. Uns ist er weder ein juridischer, noch moralischer Faktor von irgendwie absoluter Geltung, ist er vielmehr eine geschichtliche Relativität, die lediglich politisch-taktische Behandlung ohne innere Beugung erfordert. Unsere Westler, die der Suggestion des feindlichen Willens innerlich erliegen, behandeln auch den Kampf um unsere Selbsterhaltung formal. Vom staatsgläubigen Standpunkt aus, den sie einnehmen, folgerichtig wirken sie auf eine Revision des Friedens mit den Mitteln diplomatischer Beeinflussung der fremdstaatlichen Machtfaktoren hin, ein undankbares Geschäft, das durch den sentimentalen Anruf des Weltgewissens eine ebenso wirkungsschwache wie unerfreuliche Begleitnote erhält. Durch den Verzicht auf revolutionäre Rechtsschöpfung gewinnt die Ideologie dieser reinen „Rechts"-Fanatiker jenes matte Gepräge, das die ganze Sisyphusarbeit von vornherein zur Aussichtslosigkeit verdammt. Über den taktischen Einbau dieser Tendenzen ist zu reden, ihre Absolutsetzung kommt dem Selbstmord der Nation nahezu gleich.

Die nationalpolitische Ermannung der lebendigen rechtsschöpferischen Kräfte ist auf außerdeutschem Boden bereits wesentlich weiter vorgeschritten als bei uns. Vermutlich ist die Ursache dafür die, daß die unnatürliche Ehe zwischen Bürgerlichkeit und Nationalismus außerhalb Deutschlands lange nicht so eng gewesen ist, oder daß sich dort unter dem Drucke der Not die Aufsaugung der bürgerlichen Bindungen durch den Nationalismus schneller und radikaler vollzogen hat. Unser bürgerlicher, neuerdings parteipolitisch verengter Nationalismus hat das Problem überhaupt kaum gesehen. Schon die Vaterlandspartei war an ihrer bürgerlichen Verengung gescheitert. Den Deutschnationalen droht die gleiche Gefahr. Auch die Umlagerung des Schwergewichts des Nationalismus nach Bayern birgt schwere Bedenken in sich, da Bayern gegenüber dem Norden sozial und wirtschaftlich rückständig ist. Sein bürgerlich-agrarisch gestützter Nationalismus kann für das Reich und die Welt in dieser Form nicht vorbildlich sein. Wesentlich interessanter ist das sichtliche Aufkommen nationalistischer Kräfte bei der äußersten Linken, namentlich in gewissen Kreisen des westdeutschen Kommunismus. Freilich bemerken wir auf der Linken dieselbe Erscheinung wie auf der Rechten: die Unfähigkeit, sich aus der spezifischen Klassenideologie, die hier die proletarisch-marxistische ist, entschlossen und wirklich radikal herauszulösen. Immerhin ist die Frage grundlegend, ob die Möglichkeit besteht, die proletarische und die nationalrechtliche Weltrevolution in einen Zusammenhang zu bringen.

Daß gemeinsame Frontrichtungen bestehen, ist unverkennbar. Die proletarische Weltrevolution richtet sich, wo sie ihre Aufgabe scharf und klar begreift, gegen die privatkapitalistischen Demokratien des Westens. Sie richtet sich gegen die angelsächsische Weltherrschaft, die uns in der Form des kolonialpolitischen Zeitalters als neuzeitliches Erbe vor Augen steht. Sie richtet sich gegen den überkommenen Europäismus der lateinischen Weltcivilisation. Sie richtet sich gegen die reaktionären Mächte, die im Weltkrieg siegreich waren oder sich in Verblendung noch als siegreich fühlen. Die nationalrechtliche Front findet jeweilig ihre besonderen Gegner. In Deutschland richtet sie sich instinktsicher zunächst gegen Frankreich und Polen, die zum Büttel des Westens gegen uns bestallt sind. Zu einer aktiven Auswirkung dieser Front kommt es einstweilen nicht, darf es auch nicht kommen, denn innerlich und äußerlich ist die deutsche nationalpolitische Front heute die schwächste. Die nationalrechtlichen Ansprüche der kleinen osteuropäischen Nationen sind im Augenblick gesättigt, doch regt sich in diesen Staaten bereits das Unbehagen ob der Abhängigkeit vom Westen, mit der diese nationalpolitische Sättigung erkauft worden ist. Die stärkste nationalpolitische Kraftentfaltung bemerken wir im fernen Osten. Der Prozeß der Ablösung des nationalpolitischen Kampfes von der staatlichen Bindung ist in der Türkei am weitesten vorgeschritten, und zugleich sehen wir dort bereits in der Person Enver Paschas eine taktische Vereinheitlichung der beiden revolutionären Kraftströme. Es würde uns nicht wundern, wenn selbst im Falle eines Sturzes des Bolschewismus in Rußland das Hauptquartier der Dritten Internationale von Moskau nach dem fernen Osten verlegt würde. Das aber be-

deutete die Marschrichtung Indien, bedeutete die Verschmelzung des revolutionären Kampfes der unterdrückten Klassen mit dem der unterdrückten Nationen. Irland wird dann bloße Ausstrahlung. Indien ist der archimedische Punkt, von dem aus die Vorherrschaft des bourgeoisen Kapitalismus der westlichen Demokratien zugleich mit der Tyrannei der alten über die jungen Völker erschüttert werden kann. Vielleicht trennen uns noch Jahrzehnte von den entscheidenden nationalpolitischen Schlachten im fernen Osten. Wer kennt die Stunde, da die Schwarzen es müde sind, für das entnervte Frankreich Polizistendienste zu tun? Vielleicht hat eine ententistische Restauration in Rußland bis dahin das deutsche Volk im wieder aufgenommenen konzentrischen Druck völlig erwürgt. Wir müssen die Gefahr ruhig ins Auge fassen und vor allem unsere staatspolitischen Entscheidungen taktisch auf sie einstellen. Nationalpolitisch bleibt die Aufgabe gegeben, die deutsche Nation in die volksrechtliche Front der unterdrückten Nationen so einzugliedern, daß ihre Kräfte im richtigen Augenblicke zum großen Befreiungskampfe wirksam eingesetzt werden können, wie immer die Formen sein mögen, in denen sich dieser Kampf abspielen wird.

Die deutsche Frage ist durch den Weltkrieg eine Weltfrage geworden. Bloß begreifen unsere Westler nicht, daß sie nicht eine winselnde Frage an die Welt, sondern eine brennende Frage in der Welt ist, mit der wir ohne eigenen Aktivismus niemals fertig werden. Alle Parteien und alle Klassen fassen ihre Probleme innervolklich, wenn nicht gar bloß innerstaatlich. Indem wir uns auf den großdeutschen Volksstandpunkt stellen und von dort her Ausschau halten, erkennen wir die Willenskonzentration der staatlich zersplitterten Nation als den Kern des Problems. Die Zusammenfassung der parteilichen Teilwillensinstanzen ist der Staat. Diese Plattform erkannten wir als zu eng, deshalb lehnen wir die Absolutsetzung der Parteigrenzen ab. Wir suchen Kultur und Wirtschaft vom Staat abzulösen, um aus ihrer Neubindung und Einbettung in den überstaatlichen nationalen Gemeinwillen nationale Machtkonzentration erst zu gewinnen. Der umfassende Rahmen ist der Rechtsanspruch der deutschen Nation auf Wachstum, Raum, Licht und Luft in der Welt. Dies ist ein Rechtsanspruch eines jungen Volkes. Er muß durch Verjüngung erwiesen werden. Diese Verjüngung liegt in der Überwindung der westlerischen bourgeoisen, aber auch der preußisch-deutschen feudal-bürgerlichen Verengung beschlossen. Sie liegt in der Gewinnung der aufwachenden proletarisch volklichen Kräfte für die Nation, sie liegt mit einem Wort in der Leibwerdung dieser Nation aus staatlicher, parteilicher und klassenmäßiger Zersetzung beschlossen. Wir suchen die Rückwirkung der außenpolitischen Rechtsansprüche einer jungen Nation auf ihre innerrechtliche Bindung.

Recht ist eine Ordnung der menschlichen Verhältnisse, der die Triebrichtung auf Verallgemeinerung innewohnt. Der Grad der Verallgemeinerung ist vom Lebensbereich der rechtlich gebundenen Gruppen abhängig. Noch der Kantische Rationalismus nahm das Recht als statischen Ausgleich. Wir begreifen das Recht dynamisch, weil wir die übervernünftige Kraft des Lebens mit dessen Wertspannung zwischen

Kraft und Schwäche, mit dessen Rhythmus von Werden und Vergehen, Wachstum und Schwund, Sieg und Niederlage in das Recht mit hineinnehmen. Wir lösen nicht mehr nach Art der Westler den Einzelnen verstandesmäßig von der Allgemeinheit, wodurch sich der individualistische Anspruch an die Allgemeinheit in den Vordergrund schiebt, sondern wir binden den Einzelnen als ein lebendiges Glied an die konkrete Gesamtheit und sehen im Recht die fließende Formgebung des Gemeinlebens. Der Westler gründet das Menschenrecht auf die Menschlichkeit überhaupt, auf die abstrakte Humanität, und bescheidet sich auf den Staat als Rechtsbürgen. Uns erscheint das Gemeinwesen als ein verwickeltes Gefüge korporativer Bindungen, deren Verstrebungen sich in sinnverwirrender Gotik überschneiden. Wo sich korporative Bindung als Macht durchsetzt oder in Geltung hält, da sehen wir auch den Ansatz für Rechtsbindung, sobald in der Körperschaft die Richtung auf konkrete Verallgemeinerung, d. h. auf Einfügung in höhere Bindung, vorhanden ist. Der dynamische Prozeß darf natürlich nicht willkürlich abgeschnitten werden, indem sich an irgendeiner Stelle eine Recht verbürgende Korporation, wie etwa die proletarische Klasse, absolut setzt. Diese Selbstverabsolutierung war ja gerade die Keimzelle des staatlichen Niederganges, da der Staat keine Instanzen über sich anerkennen wollte.

Hier scheinen wir uns in Widerspruch mit der überragenden Geltung zu verstricken, die wir der Nation zuerkennen. Wir nehmen das Recht dazu aus der konkreten Lage, in der wir uns in dieser uns gegebenen Weltminute befinden. Wir verkennen nicht, daß es beispielsweise im religiösen Leben übernationale Bindungen gibt. Unterhalb dieser beherrschenden Bindungen sehen wir jedoch die wesentlichen menschlichen Strebungen kultureller und selbst zivilisatorischer Art am tiefsten im nationalen Sondergepräge verwurzelt. Wir sehen in der nationalen Sonderheit zugleich den Punkt, wo Kultur und Leben sich berühren, wo die kulturellen in die vitalen Kräfte eingebettet sind, wo die in sich dünne und blasse Werkwelt der Kultur als Selbstzweck in die tiefen Gründe und Abgründe des Lebens untertaucht, um frisch und blühend daraus zu entsteigen. Freiheit und Bindung sind in der Nation im tiefsten eins. Und diese unsere nationale Sonderart spüren wir in ihren Lebensbedingungen, in den Möglichkeiten einer Gestaltwerdung ihrer eigentümlichen Innerlichkeit durch die brennende Not der Stunde im Kerne bedroht. Wir suchen das nationale Notrecht, weil wir nicht anders können, wir gäben denn im Kerne und Wesen uns selber preis.

Wir sehen am eindeutigsten, wie der Einzelne gradlinig mit der Nation verbunden ist. Wir sehen aber auch wenigstens zielhaft den Weg von der Nation zur Menschheit als konkreter Gesamtheit von Personen, Familien, Stämmen, Völkern, Rassen. Dieser leibhaften Menschheit gegenüber ist jede Staatengesellschaft ein Zerrbild, ist jede westlerische Allgemeinmenschlichkeit eine abstraktive Verwechselung unvereinbarer Begriffe. Ihr Gemeinwille schwebt als regulative Idee über der widerstrittigen Gemeinschaft der lebendigen Nationen. Es liegt eine Fülle der Wollens- und Lebensinhalte in dieser zielhaften Gemeinschaft der Nationen beschlossen, an die der dürre Interessenausgleich der Staaten eben doch nicht hinan-

reicht, soviel nationales Gemeinleben auch während des heute ablaufenden Zeitalters in staatliche Willensanspannung und Willensüberspannung unorganisch mit hineingenommen worden ist.

Der Wille zu nationaler Leibwerdung trägt den Willen zur nationalen Durchsetzung in der Welt. Die Gesetze dieser Leibwerdung sind das innere Recht, dessen lebendige Ausfaltung wir heute erleben. Die wesentlichen Formen der gesellschaftlichen Erneuerung unabhängig von den gesellschaftlichen Formen überkommener Staatlichkeit sehen wir in den körperschaftlichen Zusammenschlüssen, die heute aus einer verschütteten Überlieferung neu auftauchen. Denn hier erleben wir die freie, verantwortliche Bindung des Einzelwillens an einen überragenden Gemeinwillen. Und von der Not der Stunde erwarten wir die deutsche Notgemeinschaft, die Eingliederung dieser höheren Willenseinheiten in die oberste Willenszusammenfassung der Nation. Wir erwarten eine Relativierung der Reichsgrenzen und ein lebendiges Zusammenwachsen des ganzen deutschen Volkskörpers. Wir erhoffen von der Not eine harte, aber durchgreifende Erziehung zu nationalpolitischer Verantwortlichkeit.

Die Prägung der Neuzeit ist das abstraktive Auseinandertreten der einzelnen Lebensgebiete und ihre äußerliche Vereinigung durch die Willenseinheit des Staates. Man gab dem Kaiser, was des Kaisers war, und sich selbst in der eigenen Sache, was dieser Sache war. Die Bindung von Staat und Werk im nationalen Gemeinwillen wurde nicht gesucht, ja auch heute noch ist diese neue Blickrichtung erst ganz wenigen Menschen bewußt geworden. Daß sich dabei der Staat veräußerlichte und die nationale Kultur als mechanische Sachzivilisation entartete, daß die Menschen und ihre Gemeinschaften unter der Last verkümmerten und zermürbt wurden: diese Zusammenhänge wurden kaum mehr gesehen, sie wurden bloß dumpf und verzweifelt gefühlt und lösten namentlich im Proletariat die seelische Krise aus, deren Zeuge wir heute sind. Erst Krieg und Revolution haben durch manchen grellen Strahl fortbestehende und zerrissene Bindungen und Zusammenhänge erleuchtet. Hier hat eine seelische Arbeit zwischen den Menschen einzusetzen, die aus einer Philosophie befruchtet werden könnte, die sich nicht zu vornehm dünkte, um Zeitprobleme zu sehen und entschlossen anzupacken. Das korporative Recht ist der Boden, aus dem eine Verinnerlichung der nationalpolitischen Bindungen erwachsen kann, wenn dies Recht nicht formal verkannt wird. Unzählige Keime gesunden Rechtsempfindens im Volke wollen heute mit schonender Hand gepflegt werden, bis aus Tausenden unvollkommener Ansätze eben das neue Volksrecht umrissene Gestalt gewinnt, an dessen Wesenserfassung wir uns nur mühsam herantasten konnten.

Völlig relativ wird angesichts dieser Entwicklung eines neuen inneren und äußeren Nationalrechts der Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Recht, den uns der staatsgläubige formale Rechtspositivismus überliefert. Wie durchlöchert er in der Praxis ist, sehen wir daran, daß während des Kapp-Putsches eine „Regierung" das „Volk" zum Generalstreik aufrief: eine rechtsbegriffliche Ungeheuerlichkeit, die als solche noch gar nicht genügend beachtet worden ist. Auch der Selbstmord der Staatsautorität durch ein Überwuchern unerfüllbarer Verordnungen

gehört in diesen Zusammenhang. Die Selbsterneuerung des lebendigen inneren Rechts, die durch diesen Anarchismus von oben her seelisch so ungeheuer erschwert wird, wird staatlich-rechtlich betrachtet in unzähligen Fällen durchaus ungesetzlich sein können. Sie vollzieht sich in Formen, die solcher Unterscheidungen spotten. Wenn Erfurter Eisenbahnarbeiter im vorigen Sommer eigenmächtig Ententezüge aus irgendeiner weltpolitischen Einstellung heraus nach Waffen untersuchten, wenn oberschlesische Arbeiter oder Beamte im Saargebiet durch Streik gegen nationale Übergriffe ihrer Bedrücker demonstrieren, wenn Deutschböhmen die Wehrpflicht sabotieren, wenn bolschewistische Elsässer kommunalpolitische Machtmittel für die Durchsetzung eines deutschen Theaters in Mülhausen einsetzen, so sehen wir in alledem eine teils gesetzliche, teils ungesetzliche Herausbildung neuer Machtauswirkungen eines werdenden Nationalrechts, das den überkommenen Formen geltenden innerstaatlichen und internationalen Rechtes eine urwüchsige Eigenkraft entgegensetzt. Die Erscheinungsformen dieser innervolklichen Rechtsbildung aus dem nationalen Selbsterhaltungstriebe heraus sind einstweilen anarchisch. Ihre innere Zielrichtung ist es keineswegs. Aus der verkümmerten staatlichen Einzwängung drängt die Nation hinaus, indem sie sich außen wie innen gegen totes für lebendiges Recht in leibhafter Gewähr einsetzt.

# Der Schlag ins Leere

## Novelle

von

## Josef Ponten

Wie der Meeraal in antiken Tonröhren mit aufgesperrtem, bezahntem Maule lauert, so liegen in den Schlupfwinkeln des buchtenreichen Meeres die Seeräuber bereit. In den Himmel steigt die rote Mauer aus purpurnem Meere auf. Vor der Felsfurche (in ewiger Dämmertiefe rauscht ein heimliches Süßwasser nieder zur Salzflut) bauen sich steilgetreppt, hochgetürmt Hausburgen, Burghäuser die Schlucht hinauf. Kein Zugang zu ihnen über das Steilgebirge her. Die grauen Mauern sind bedreckt von Vogelmist, von Schmutzstreifen behängt, wo Küchensteine und Hauskloaken ins Leere münden. In Mauerritzen wurzeln Krüppel von Ölbäumen, aus dem Darme von Vögeln gesät, die übers Meer kamen. Der Rauchschwalben irre, wirre Zickzackstriche unten — oben die würdigen Kreise der Adler. Hunde kläffen, Ratten pfeifen, Katzen miauen, Weiber keifen, Knaben schreien, Lärm rauher Eintracht unzugänglich gesiedelter Menschen — und Kanongesang der Männer, neben qualmenden Feuern auf dem weißen Sandfächer des Baches Schiffe teerend. Sechs bunte Boote liegen seeklar auf dem Trocknen, begierig, ins Salz hinauszustoßen.

Man wartet auf günstigen Wind.

Die Sonne sinkt hinter der steilen Wand, vom Himmel fällt plötzlich die Nacht. Die Pechfeuer auf dem Sande verschwelen, verglimmen. Die Adler horsten, die Schwalben nisten. Die Männer steigen in die Türme und kriechen zu ihren Weibern ins Stroh, die Kinder wühlen sich in ihre Bettlumpen. Die Lichter erlöschen. Die Zikaden zirpen an der Felswand. Der Bach rauscht in grundloser Schlucht. . . .

Eine Laterne enttorkelt dem Schacht der Ortsgasse. Sand knirscht. Männer stemmen den Rücken gegen das Heck eines Bootes. Lauter knirscht der Sand, jetzt rauscht, schäumt die Meerflut auf vor dem Messer des Buges und unter der Schneide des Kieles. „Ich soll warten auf Wind?" zornlacht eine Stimme. „Ich blase Wind aus meinen Backen ins Segel! Daß sie alt und fett werden im Warten! Ich mach's allein!" Wie das Schiff aus dem Dunkel der hohen Küste auf die offene See hinaustritt, sind drei Männer im Boote und ein Hund. Hohl hallen ihre Stimmen von der Wasserfläche.

Wie der Schatten von sich selbst gleitet das Schiff unter leisen Ruderschlägen. Bockt plötzlich auf — es setzte über eine flache Kuppel (ein Quell süßen Wassers entspringt baumstark am küstennahen Meergrund im Meere). Die Schiffer lachen, der Hund bläfft auf. Im offenen Meere straffen sich die schlaffen, schwappenden Segel, bald liegt das Boot schief unter runder Segelkugel vor der Brise (in jeder Sommernacht bläst sie vom Lande aufs Meer). Die Ruder sind eingeholt, der Schnabel sticht in Südwest. Der Himmel wälzt sich langsam um seinen ewigen Kardinalpunkt. Die silberne Venus, der erhabene Stern, sinkt widerwillig unter, der Sonne nach, ihr folgt der blanke, königliche Jupiter. Der Hund läuft im Boote unruhig hin und her; wenn er auf die Waffen tritt, klirren sie unter seinen Nägeln. „Mach' keine Umstände, Rollo", sagt der Steuermann Michal zum Hunde. Der schlägt sein Wasser verschämt am Schuh des Mastbaumes ab. Der Seeräuber lehnt unter dem Segel am Maste, leckt sich das Salz von den Lippen, singt leise orphische Weisen.

Nach Backbord schief liegt das Boot. Ab und zu leckt das Meer über den Bord herein und näßt den Hund. Der schüttelt sich und löffelt mit der Zunge das Salz aus dem Pelze. Der Himmelspol sinkt hinter den Schiffern im Norden zurück. Aus heiterem Himmel regnet es ein wenig. Die Tropfen klingen auf der Wasserfläche wie Harfenton. Die Welle rauscht vor dem Bug. Rauscht. Rauscht. Hinter dem Fahrzeug verknistert der Schaum. Verknistert. Der Wind dreht — Segel herum! Das Boot legt sich über nach Steuerbord. Segelbursche und Steuermann tauschen schnell nach dem überhohen Bord hinüber, ins Rollen geraten, klingen die Waffen, auch der Hund wechselt auf dem Kiesballast nach der hohen Bootsseite. Sie kreuzen auf gegen schrägen Wind. Der Mast zickzackt in der Sternenflur.

Das Schiff verzehrt den Raum. Rutscht gleichsam auf der runden Kugelfläche der Erde zum Horizont hinab. Das Meer scheint sich vor dem aus Osten kommenden Winde der Sonne nach in das ungeheure Tor des Unterganges zu gießen, um sie in einem wilden, gewaltigen Weltweh auszulöschen. Die See ist wie Sammet schwarz und weich. Die Dünung unterläuft seitwärts das Boot, die eine Welle lädt

es auf die Schulter der andern. Rollo, der Hund, ist seekrank und erbricht sich still und ergeben in den Kies. Jetzt glühen die Schaumkämme der Wogen auf vom grünen Feuer des Meerleuchtens. Ein Delphin (schwarz, naß und so glatt ist die Speckhaut, daß die Sterne sich darin spiegeln, rote und grüne Sterne) gräbt in den Wellentälern, und neben dem Boote steigt die weiße, spitze, fürchterliche Schnauze eines Haies ins Leere. Abgründig schwarz ist die See, als stiege die Flut aus lotloser Tiefe ewiger Wassernacht herauf ans schwache Sternenlicht. Das Wellental zwischen zwei grünen Wogenkämmen spiegelt den Sternenschein so rein — das Auge glaubt, es sieht die Erde querdurch hinaus auf ein Stück Sternenflur über der Gegenfüßlerwelt. Erhaben rauscht, braust, tönt das schwingende Meer. August ist's (denn aus dem Sternbilde des Perseus regnet es Sternschnuppen gewebedicht). Ein Feuerkugelfall! Taghell ist eine kurze Weile der finstere Raum zwischen Wasser und Stern, mystisch hell von blauem Geisterlichte. Jetzt fällt ein Meteor nur eine Zehntelmeile vom Boote auf das Meer und gerade auf einen fischenden Delphin nieder, aufkocht das Wasser unter dem fallheißen, kosmischen Steine, brenzlicher Ruch versengten Fettes breitet sich über die See. „Jesus Maria!" flüstert der Seeräuber, bekreuzt sich mit dem silbernen Kreuzchen (an goldener Filigranschnur hängt's ihm am Halse) und küßt es. Das Schiff kracht, geschleppt von dem stürmenden Segel. Die Schiffer schlagen sich den Pol in den Nacken. Fremde Südsterne tauchen herauf. Wie eine Orgel in der Steinhöhle eines Domes braust und singt das Meer in der Höhle der Nacht.

Es tagt. Ochsenblutrot taucht das Boot aus dem Dunkel. Vom Bug starren zwei schmale, schreckliche Augen, schwefelgelb die Augen, giftgrün die Lider. Das Segel ist schwarz. Der Schiffer am Maste trägt zitrongelbe Hose, olivgrüne Bauchschärpe. Ist kaffeebraun, echtbraun, von der Mutter, nicht von der Sonne her. Das Haar geringelt, schwarz und wie von Draht. Salzkristalle glitzern darin. Die Morgensonne kam im Osten herauf. Lächerlich, vor wenig Stunden ging sie dort drüben im Westen nieder! Bestürzt kehrt das Meer seine Dünung um, die zähllebige Feuerkugel zu ersäufen; aber sie hat sich schon über den Rand der Welt heraufgeschwungen.

Die Schiffer verzehren Brot mit Feigen. Erst mit dem vollen Tage taucht ein Kap über die Kimme entgegen, eine aufrechte Felsmuschel. In der roten Muschel ein himmelblaues Klösterchen.

Den ganzen Tag drückt sich das Schiff im Westen und im Osten unter dem Kimmkreise des tintigen Meeres herum, denn schartige Zinnen und grünes Kupfertor des Klosters schrecken vor dem Überfall am hellichten Tage. Die Seeräuber rudern, essen, schlafen; fluchen, beten, singen. Tönern, mannshoch steht der Trinkwasserkrug im Luftzug am Maste, mit einer Strohhaube geschlossen, mit feuchten Tüchern umwickelt, die von Stunde zu Stunde im Meere genäßt werden.

Kurz vor Mitternacht neuer, mondloser Nacht legt das Schiff vorsichtig an der Lende des kleinen Klosterhafens an. Die Waffen sind in Tücher gewickelt, der erfahrene Hund wird nicht zur Unzeit bellen. Die Räuber bekreuzen sich — und ans Werk!

Auf nackten Sohlen schleichen sie, unhörbar wie Katzen, den Steinpfad hinauf. Sie entblößen vorsichtig die Waffen. Epaminondas, der Anführer, trägt kurzes Schwert und gebuckelten Schild, Michal, der Steuermann, eine Lanze, der Segeljunge die Säcke. Rollo, mit dem schwachen Nachtgesichte der Hunde, riecht sich im Finstern am Boden den Herren nach. In den Hals klopft den Männern das Herz. Sie flüstern: Verteufelt das träge Schiff! Verflucht der schräge Wind! Verdammt der helle, ganze Tag des Wartens! Die Kuttenträger sind gewarnt! Sie haben die neumodischen Feuerrohre!

Aber wie erstaunen die Räuber, als sie die Kanone der Mönche vor dem Tore finden, auf dem Rücken liegend, die Räder in die Luft gestreckt, wie ein verendetes, aufgetriebenes Pferd seine steifen Beine in den Himmel stößt! Und sieh' da, das Tor, das Tor mit den Kupferplatten steht offen! Was ist das —? Was ist das —? Das Fallgatter im Torbogen ist hochgezogen? An den Eisenschuhen des Gatters hängen drei wohlgefüllte Kutten? Was bedeutet — denn — das —? Waren andere Räuber da, aus anderen Schluchten des buchtenreichen Meeres, haben die Mönche nach altem Seeräuberbrauche am Fallgatter des Torweges aufgeknüpft? Michal sticht mit der Lanze in eine Leiche. Es raschelt darin. „Sie sind von Stroh", lacht er leise. Aber Epaminondas achtet nicht auf ihn. Er ist schon in den Klosterhof getreten, seine Sohlen saugen sich an den Boden, die Zehen klammern sich in die Fugen des Belages hinein, denn jetzt muß der Eisensturm, die Schwerterphalanx der Verteidiger beginnen. Sein krummer Türkensäbel schneidet die Nacht, von der blanken Klinge scheinen die Spiegelbilder der roten Sterne wie Blutstropfen abzufließen. Was heißt denn das alles —? Zornig schlägt er mit dem Schwert den Schild, daß es wie eine Glocke klingt und widerklingt von Hof und Zellen und Kirche des Klosters. „Beim Satan und der Madonna! Ist denn niemand da —?" ruft er mit hallender Stimme. — Nichts antwortet. — Eine Ratte pfeift. — Nichts rührt sich. — Eine Fledermaus huscht dahin. — Finster die Zellen, ausgelöscht das ewige Licht in der Kirche. Eine Zikade geigt. Epaminondas schreitet weiter. Da fällt er fast über Kostbarkeiten, ausgebreitet auf den Fliesen. Der Metallgefäße sind nicht viele, denn den armen Mönchen ist aus früheren Plünderungen wenig geblieben, und großen Wert haben sie nicht, die einzelnen Geräte, das Ziborium mit silberner Kuppe, aber blechernem Fuße, die drei Weihrauchschiffchen, die zwei Rauchfässer, einige Kreuze und wenige Heiligenbilder, mit Silberplättchen in den Gewandteilen der Figuren benagelt und von falschen Diamanten und bunten Meerkieseln statt der Achate eingefaßt. „Was soll der Aufzug? Heraus, ihr Mönche!" schreit der Räuber — und fühlt, daß der in ihm aufgestaute See des Übermutes langsam abfließt. Aber es bleibt still und finster im Hofe. „Was soll das alles? Kommt doch hervor, Mönche!" ruft er — schon milder. Da werden Schatten in Winkeln und Nischen des Hofes lebendig, heben die Arme und halten ergeben die Hände hoch. Einer der Schatten löst sich von der Wand und schwankt schlürfend heran. Es ist der alte Abt. Fast tritt er in seinen langen, grauen Bart. Er steht vor Epaminondas, nimmt seinen Bart auf und wirft ihn

über die Schulter wie eine Toga hinüber, daß der magere, gelbe Hals freiliegt. Epaminondas sieht die blaue Pulsader in den Mulden des welken Halses klopfen. „Schlag' zu, Ritter!" sagt die kümmerliche, dünne Stimme des Greises.

Epaminondas steht unbewegt da. Das Schwert in seiner Rechten zittert — der ganze Sternhimmel zittert im Spiegel der Klinge. Michal läßt die Lanze, der Segeljunge die Säcke fallen. Rollo, nach einem ersten kurzen Aufblaffen, steht zwischen den Beinen des Segelburschen, den Schwanz eingekniffen.

„Schlag' doch zu, Ritter!" wiederholt der Abt und knöpft noch die schwarze Kutte über der greishaarigen Brust auf. „Keine Gnade! Schlag' zu, hier bin ich!" Die Schatten der Mönche an den Wänden fallen auf ihr Angesicht, ihre nackten Nacken bleichen im blassen Sternenlichte, ihre Stimmen sagen ergeben: „Hier sind wir. Keine Gnade. Schlag' zu!"

Fallen läßt Epaminondas sein Schwert, Funken aus den Fliesen schlägt der herrliche Stahl, weckt den Widerhall in Winkeln und Grüften des Klosters.

„Was soll das alles, Alter?" Epaminondas fragt es leise.

Der Greis holt den Bart von der Schulter herab ein, die Mönche stehen auf, kommen näher auf klatschenden Sohlen. Einige Zoll wächst der Abt, da er sagt: „Die letzte Waffe des Schwachen ist die Wehrlosigkeit. Du willst einen Baum fällen, Ritter, aber der angesägte Stamm sinkt schon um, da du zum Schlage ausholst. Du haust ins Leere. Du willst ein Tor mit der Schulter brechen und stolperst über die Schwelle hinein, als die Flügel von selbst sich öffnen. Was bleibt dir noch? Was sollst du uns noch töten, Ritter? Bist ja nicht gekommen, zu schlachten, sondern zu kämpfen! Das Schlachten überlässest du dem Metzger. Du kamst, Widerstand und Ruhm zu finden — bei uns schwachen Wehrlosen suchst du umsonst danach. Hier stehen auch unsere paar heiligen Geräte für dich bereit. Nimm sie, wenn du willst. Aber sie werden dich kaum reizen. Du fuhrst ja nicht aus des gemeinen Stehlens willen, du willst nicht Dieb, willst Räuber sein. Kamst nicht billiges, schnödes Metall suchen, sondern deinem Mute, deiner List, deiner Kraft, deiner Kühnheit einen Gegner zu finden. Aber nimm immerhin. Wir können die Messe auf Tellern zelebrieren und das Blut des Herrn aus Tonkrügen trinken. Ritter, tu', was du willst, nur — wenn dein Vater dir wackerem Sohne raten darf — bleibe deiner wert! Aber wir sind in deiner Hand, edler Mann. Brüder, kniet nieder, betet und erwartet die Streiche." Er und die Mönche fallen auf das Gesicht, und sechs nackte Hälse schimmern beim schwachen Feuer der Sterne Epaminondas entgegen voll Verlangen, abgeschlagen zu werden.

„Steht auf! Steht auf!" ruft Epaminondas. „Steht auf! Ich befehle es! . . . Ich bitte euch! Um Gottes willen!" fleht Epaminondas, als die alten unter den Mönchen sich nur langsam erheben. „Ich . . . ich . . . weiß nicht . . ."

„Bleibe deiner wert!" Die Stimme klingt Epaminondas wie die eines Gottes aus der Höhe.

„Woher . . . warum . . . kannst du, wunderbarer Alter, mir so in die Seele schauen?" sagt er leise.

„Alle Jugend vergißt, daß die Alten nicht immer alt waren. Daß auch sie einmal jung gewesen sind. Auch ich war einst ein solcher wilder Weltstürmer wie du, mein Sohn."

„Vater . . . Vater . . . darf ich bei dir bleiben? Darf ich bei euch bleiben, Brüder, und Frieden haben?"

Der Abt schüttelt langsam den Kopf. „Nein, mein Sohn. Wenn ich dabeigewesen wäre, als aus Saulus Paulus ward, ich wäre mißtrauisch gewesen. Da muß Gott schon ein reines Wunder tun. Er ist sparsam damit. Du würdest deinen Entschluß schon morgen bereuen. Das zerknirschte Herz faßt jäh und leicht Entschlüsse. Aber dein Abenteuerblut wird wieder erwachen. Nicht dein Wille, nur die Natur wird es beruhigen, die Jahre, das Alter. Bei mir war es nicht anders. Fahre zurück aufs Meer und warte ab, was der Herr dir bestimmt. Aber vergiß nicht, was du heute erlebt hast."

„Warum habt ihr euch nicht verteidigt, Brüder?" fragt Epaminondas nach kurzer Weile halblaut.

„Was hätte es uns geholfen, dich einmal in die Flucht zu schlagen? Du wärst mit stärkerer und wilderer Mannschaft wiedergekommen. Wir mußten dich für immer entwaffnen. Aber ihr werdet müde sein, Freunde. Seid unsere Gäste bis morgen. Müßt auch hungrig und durstig sein. Den ganzen Tag waret ihr ja auf dem heißen Meere. Wir haben euch vom Turme aus unter dem Horizonte fahren sehen. Geschwind, Bruder Koch, schlachte ein paar Hühner. Du, Kellner, holst die kleine Amphora Wein aus dem Gewölbe herauf, die wir für seltenen Besuch aufbewahren, und ich habe noch ein paar Lot Tabak in meiner Zelle. Und dem Hunde, Bruder Hirt, gibst du eine Schale Ziegenmilch."

# Ferdinand Hodler

Von

## Adolf Frey †

### I

Ferdinand Hodler wurde den 14. März 1853 in Bern geboren und starb den 19. Mai 1918 in Genf. Er entstammte sehr bescheidenen, beinahe ärmlichen, doch keineswegs proletarischen Verhältnissen. Der Vater, seines Zeichens Schreiner, war eines Bauern Sohn aus Gurzelen im Amt Seftigen (zwischen Bern und Thun); die Mutter war gleichfalls ein Bauernkind, und zwar aus Langenthal. Die von unbekannter Hand gemalten Ölbildnisse der beiden zeigen rechte, ordentliche Leute, die auf sich halten; die hübsche Mutter in der alten Landestracht hat das Aussehen einer stattlichen Bäuerin, der man ansieht, daß sie von gutem Ort herkommt.

Aber Ferdinand Hodler verlor den Vater an der Schwindsucht im fünften, die Mutter, die mit einem Schilder- und Kutschenmaler eine zweite Ehe eingegangen, im vierzehnten Lebensjahr und büßte damit Heim und Hilfe ein, da der vermögenslose Stiefvater, der es auf keinen grünen Zweig brachte, nach Amerika auswanderte.

Dem vor dem zwanzigsten in Genf Aufgetauchten schenkte das Geschick, das ihn herkommenshalber so stiefmütterlich bedacht und sein äußeres Gedeihen noch langehin hemmte, einen Lehrer, wie er damals kaum besser zu finden war, den allergeeignetsten, der für Hodlers Anlagen und Besonderheiten sich vorstellen läßt.

Das war der in Genf geborene Unterengadiner Barthélemy Menn (1815—1893)[1]). Er war ein Schüler von Ingres, der ihn so hoch schätzte, daß er ihn son digne élève et jeune maître nannte. Menn lernte bei dem ersten Zeichner des neunzehnten Jahrhunderts nicht bloß meisterlich zeichnen, er lernte auch das Sehen in großen Flächen, das Herausmodellieren mit ein paar Flächen, das Betonen und Verstärken der Hauptsachen, das Unterordnen oder Beseitigen der Nebendinge. Dazu hielt auch Menn seine Schüler immer wieder an, was ihn nicht hinderte, nachher die Details unerbittlich einzufordern.

Was ihm für die Linie Ingres, das bedeutete ihm für die Farbe Corot, mit dem ihn respektvolle Freundschaft verband: hier erfaßte er die Harmonie der Farbe im Bild und eignete sich von dem fast zwanzig Jahre Ältern das Komponieren in kompakten Massen an. Die Erbstücke des monumentalen Ingres und des feintonigen Koloristen Corot machten sich in seinen Bildern geltend, vortrefflichen Schöpfungen von kräftigem Gepräge und eigentümlicher Faktur.

Im Gegensatz zu so vielen Malern, die nur mit dem Pinsel zu reden wissen, vermochte Menn als einer, der die Kunst nach allen Seiten gründlich durchgedacht hatte und immer wieder durchdachte, seine Meinungen, Einsichten und Ziele darzulegen, zu erläutern und schlagend zu formulieren. Und weil er hingebend, ja fast leidenschaftlich unterrichtete, so war er, trotz seines eher kurzangebundenen, wortkargen, eingehenden Erörterungen abholden und unliterarischen Wesens, ein geradezu unvergleichlicher Lehrer, dessen entschiedenes Können und überlegene Individualität den Schülern sich aufdrängte. Kein Wunder, sehen sich Arbeiten der Altersgenossen Ferdinand Hodler, Daniel Ihly und Alfred Rehfous noch geraume Zeit nach ihrem Austritt aus Menns Werkstatt ähnlich. Übrigens gehörte in den Schulsack, den er den seiner Führung Anvertrauten aufpackte, eine Gabe, die man nicht in jedem Atelier auflieſt: durch sorgsames Studium nämlich war er in Geist und Malverfahren früherer und mitlebender Meister in so besonderem Maße eingedrungen, daß er, was er ihnen abgelauscht, der Schülerschaft mit seinen vielgeschulten und schmiegsamen Techniken vorzumachen und nahezubringen vermochte.

Aber Menn war, und das erst stempelt ihn zu einer so seltenen, ja fast einzigen Erscheinung unter den Künstlern, ein merkwürdiger Geist, so ganz anders als Maler gewöhnlich sind, ein Denker, ein Philosoph, ein Rechner, ein Konstruk-

[1]) A. Lanicca. Barthélemy Menn. Eine Studie. Straßburg 1911. Paul Seippel in Beaux-Arts (aus Genève Suisse, le livre du centenaire).

teur, ein Grübler, ein Spintisierer, der den Wurzeln nicht nur der Kunst, sondern auch denen des Daseins zutiefst nachgrub und eine Menge Probleme wälzte, die Malern weit abzuliegen pflegen. Hinter dem Wirklichen suchte er das Transzendentale, hinter dem Endlichen das Unendliche, hinter den Gesetzen der Kunst die ewigen. Die Wiedergabe der äußeren Erscheinung dünkte ihn nicht das höchste Ziel der Kunst, sondern wesentlich ein Mittel, den Geist der Ordnung darzustellen, der in der Schöpfung steckt, und tiefe, schöne Gedanken auszudrücken. Ein freieres, glücklicheres Menschengeschlecht schwebte ihm vor. Und wie einst Schiller träumte, die Menschen durch das Schöne zu heben, so träumte Menn von einer Erziehung mittels eines bis ins Einzelne ausgetifteten Systems, das er vorwiegend auf den Zeichenunterricht aufbaute.

Er war, weil er ein Denker und Rechner war, ein Stilsucher. Er hat als solcher sich stockend entwickelt, vielfach gehemmt und verbittert durch die ablehnende Haltung der Zeitgenossen, der Genfer zumal. Landschaft, Porträt und Genre pflegte er immer, während er geschichtliche und mythologische Vorwürfe früh fahren ließ. Er schöpfte überall aus der Natur und beriet sie unermüdlich. In seiner klaren, männlichen Seele lebte kaum etwas von Phantastik, und im Grunde besaß er nicht sehr viel Phantasie. Allein da er das gegebene Objekt, den gewählten Naturausschnitt durch die dareingelegten Ideen vertiefte und adelte, weswegen man nicht mit Unrecht die Landschaften seiner Spätjahre als gemalte Gedanken bezeichnete, so gelangte er zu einer Art von Symbolismus, zur Vision, nur daß er diese eben bei aller Stilisierung streng an die Wirklichkeit knüpft.

Es sieht einer Fügung gleich, daß Hodler in Menns Lehre geriet. Nur den pädagogisch-sozialen Seitentrieb verschmähte er, sonst hat er, seiner Natur gemäß, vom Lehrer alles an- und aufgenommen. Neben dem meistermäßig verstandenen Handwerk lernte er von ihm den Ernst und das steifnackige Aufsichbeharren, das Durchrechnen und Durchdenken der Kunst, den abstrakten Einschlag, das Stilbedürfnis, das Ringen nach Vereinfachung, das Umbiegen des Wirklichen zum Symbolischen und Visionären und nicht zuletzt den Parallelismus, den Menn gepredigt und geübt hat als ein Element höchster Ordnung, die ihn im Bild und im Weltbau so sehr beschäftigte. „Die Ordnung", sagte er, „ist die Schöpferin, die Form die Schöpfung."

Es war von Belang, daß Menn, obwohl nach der führenden, d. h. nach der französischen Kunst orientiert, dennoch, was bei Hodler wiederkehrt, den Meistern aller Zeiten vorurteilslos gegenüberstand. Das erklärt sich vielleicht aus seinem Herkommen: er stammte von einem Bündner und einer Waadtländerin, deren Namen, Bodmer, auf einen Schuß deutschschweizerischen Geblütes weist. In ihm mischten sich Romanisches, Welschschweizerisches und Deutschschweizerisches.

Menn ist die Verheißung, Hodler die Erfüllung. Als der Lehrer beinahe achtzigjährig schied, hatte ihn der um vierzig Jahre jüngere Schüler allenthalben überholt. Hodler war der ursprünglichere, rassigere, reichere Geist, der unermüdlichere Schaffer und Hervorbringer. Menns Arbeit erlahmte oft. Seiner Pro-

duktion mangelte, so jung er schon als Meister galt, der ungehemmte, unbeirrte und unbeirrbare Stoß. Darum gewann das Studium der fremden Meister, das häufig seine Selbständigkeit beeinträchtigte, auf sein Oeuvre so reichen Einfluß; darum übte seine reflektierende, spekulative Ader so viel Gewalt. Sie klärte freilich und vertiefte sein Werk; aber ebensooft hat sie ihm die Pfade melancholisch verschattet.

Hodler behielt den Lehrmeister in dankbarer Erinnerung und wies gelegentlich darauf hin, was es bei ihm zu holen gab. Er schenkte dem Zürcher Kunsthaus einen Kopf, den ihm Menn übermalt hatte. „Ich war intelligent genug," bemerkte er, „ihn nicht wieder zu berühren."

## II

So nachdrücklich der Ingresschüler Menn auf die Zeichnung hielt, er zielte doch, als ein Freund und Verehrer Corots und als einer der Gruppe um 1830, entschieden auch nach dem Kolorit. Nicht umsonst rühmte die Kritik Licht und Farbe seiner zuerst ausgestellten Bilder, nicht umsonst forderte ihn der um anderthalb Jahrzehnte ältere Delacroix zur Mitarbeit an Aufträgen auf.

Begreiflich, daß Hodler im Atelier Menns die Kultur der Farbe eingeimpft wurde. Wie beträchtlich aber sein Farbensinn schon von Hause aus gewesen sein muß, und wie rasch er unter seinem Lehrer erstarkte, das ermißt man an einem Gemüsestilleben aus seinem zwanzigsten Jahr, meines Bedünkens fast das Staunenswürdigste aus dem Oeuvre des jungen Hodler: Rettich, Tomaten, Rübchen usw. Jeder Strich ist mit herrschermäßiger Selbstverständlichkeit und doch ohne Anflug von bewußter Bravour oder Virtuosität hingesetzt. Vor allem aber sind die zarten, sehr nahe beieinanderliegenden Nuancen so fein differenziert, das Ganze andererseits mit so erlesenem Geschmack zusammengehalten, daß man auf einen Künstler schließt, der, seiner vorwaltenden Anlage folgend, das Heil in der Farbe sucht.

Aufschlußreich ist sein aus dem nämlichen Jahre stammendes Selbstporträt „Der Student". Gesicht und Hals *ein* blasser Ton, die Figur schwarz auf grauem Grund, besonders fein jedoch und ein richtiges Seitenstück zum Gemüsestilleben die Rücken, Deckel und Schnitte der Bücher. Höher steht der ein Jahr hernach gemalte „Schreiner", ein Bild, worauf Hodler viel hielt: hier sind die feinsten Nuancen von Lila und Grau in koloristischer Harmonie gebunden und der koloristische Effekt mit einem Minimum von Farbe erzielt.

Bei aller Sorgfalt der Zeichnung ist Hodler bis gegen sein vierzigstes Jahr Kolorist, und zwar im Sinne der feinsten Farbennuancen. Er gehört, nicht nur in der Schweiz, geradezu unter die Bahnbrecher und Schrittmacher des Freilichts. Er schloß sich den Franzosen an, die, nachdem sie die tonige Farbigkeit des Velasquez zur Farbe umgeschaffen, darauf ausgingen, alles farbig zu sehen und zu geben. Er schob seine Figuren aus der Werkstatt ins Freie: „meine Figuren wollen keine Beleuchtung haben, aber Freilicht. Ich habe die Farbe an der Natur studiert." Es

litt ihn niemals anhaltend im Atelier, weil man innerhalb der vier Wände gar leicht das richtige Farbgefühl schädige. Schatten wie Modellierung wollte er durch Farbe geben. Trotzdem er wie die zeitgenössischen Franzosen und ihre Mitläufer dem Ton seine Helligkeit beließ und ihn zum Farbwert machte, so übernahm er doch von keinem der andern die Farbe, sondern wahrte seine Selbständigkeit: erst auffallend von der Kühle des Puvis de Chavannes berührt, kam er allmählich zur stärkeren Farbe, indem er z. B. ins Fleisch ein scharfes Gelb einsetzte und alle Töne entsprechend steigerte, so daß die Farben in ihrer Gesamtheit natürlich erscheinen.

Übrigens besitzt er wenig Halbfarben, wie er denn im ganzen den Farbenakkord verarmt hat. Blau und Rot stehen ihm voran; einmal, im Bilde „Jüngling vom Weibe bewundert", erhebt er Grün zur Dominante, meines Bedünkens nicht eben glücklich.

Den Wendepunkt, d. h. die teilweise Abkehr von der Farbe bezeichnet die „Nacht" (1890/91), die ganz eigentlich Farbenproblemen entsprang. „Mich lockten", bekannte er, „die feinen Grau und Schwarz des Velasquez, und ich wollte versuchen, ob ich auch so etwas zustande brächte. Zum Glück wurde es dann kein Velasquez, sondern ein Hodler."

Die Farbe zurückschieben, hieß Hodler nicht: die Farbe vernachlässigen. Sie behielt ihre Tugenden, auch nachdem sie ihren Rang eingebüßt, den feinen harmonischen Reiz und den delikaten Vortrag. Gelegentlich scheint es wie ein Heimweh nach ihr über Hodler gekommen zu sein. In die Haare eines 1903 entstandenen Frauenbildnisses mit Blumen und zwischen den Lippen sichtbaren Zähnen (Zürcher Kunsthaus) fuhr er, allerdings wesentlich zeichnerisch, mit roten Tönen, wodurch er einen sehr wirksamen Kontrast zum blauen Kleid erzielte. Anderthalb Jahrzehnte später malte er einen Frauenkopf (ebenfalls Zürcher Kunsthaus), wo er, ohne die Zeichnung völlig aufzugeben, lauter Farbenflecken ausstreut. Im „Tag" überfärbte er fühlbar. „Eigentlich", räumte er ein, „gehörte hier ein mattes, diffuses Licht her. Aber in einem Bild, das nicht ein Stück Wirklichkeit bietet, braucht man es damit nicht so genau zu nehmen." Die „Einmütigkeit" sodann ist nicht bloß überfärbt, sie schreit.

## III

In der „Nacht" hat Hodler einen symbolischen Vorwurf noch *gemalt*. Von da an steuerte er immer entschiedener dem Zeichnerischen zu. Es mutet verwunderlich an, daß er gerade nach dieser Höchstleistung seines malerischen Vermögens die Linie in den Vordergrund rückte und die Farbe fortan wesentlich nur noch kolorierend verwandte.

Es bildet eine der geheimnisvollen Dämonien des Schicksals, daß im Jahrzehnt vorher ein um wenige Jahre jüngerer Landsmann Hodlers, der Berner Karl Stauffer, von der Farbe zur Schwarzweißkunst und schließlich zur Plastik abgerückt war.

Vielleicht brachte Hodler gerade der in der „Nacht" betretene Vorstellungskreis auf den Gedanken, daß das Symbolische vorwiegend zeichnerische Lösung er-

heische. Wie dem immer sei, er drängte allmählich das Malerische, das den Schein, die glänzende Oberfläche der Dinge betont, in den Hintergrund und bevorzugte das Zeichnerische, das Graphische, das das Wesen der Dinge, das Sein hervorhebt. Der in den Vollbesitz der Kräfte gelangte Geist mochte das Sehnen verspüren, näher auf den Kern der Dinge zu dringen. Möglicherweise erkannte er auch damals, daß er mittels der Linie mehr und Stärkeres auszudrücken hatte als irgend ein anderer.

Die Verschiebung zugunsten der Graphik war eine natürliche und notwendige. So viel seine Farbe bedeutet, der Kolorist Hodler hat manchen neben, nicht wenige über sich. Allein der Zeichner kaum einen. Er ist Herr und Meister der schönen wie der höchst individuellen und bis ins kleinste wahren, der Wirklichkeit abgelauschten Linie. Besäßen wir nichts von ihm als den Schwertschwinger im Seitenbild des Rückzugs von Marignano, es dürfte ihm der vornehmste Ehrenplatz eines Zeichners nicht streitig gemacht werden.

Das Alemannenvierblatt Arnold Böcklin, Hans Thoma, Ferdinand Hodler und Albert Welti mußte der zeugenden, gebärenden Stammesphantasie sich unterwerfen und daher der technischen Entwicklung der Malerei entsagen und absagen, die bei den Franzosen immer vollkommenere Wiedergabe der äußeren Erscheinung mit ihren Licht- und Farbenschleiern anstrebt. Das Handwerkszeug der Vier war, im weitesten Sinne, die Graphik, die sie wieder zu beleben trachteten. Böcklins antik-romantische, in ungeahnte Farbenpracht getauchte Welt war ohne den Einschlag graphischer Anschauung nicht zu realisieren, weswegen ihn auch die eigentlichen Maler rundweg ablehnen. Er begriff als erster die Notwendigkeit, anstatt des Lichtwertes die Farbe als dekorativen Wert mit dem Graphischen zu verbinden. Noch mehr bedurfte der graphischen Elemente das volkstümliche Wesen Hans Thomas, der freilich von der Schirmerschule her noch eine gewisse Tradition im Graphischen mitbrachte. Albert Weltis illustrativ erzählende Natur lechzte förmlich nach dem Graphischen, wie denn seine mühsame Entfaltung dahin ging, die Motive immer mehr linear zu lösen und die Farbe nur kolorierend-dekorativ zu verwenden.

Hodler hat dieses Bestreben am schärfsten formuliert. Er ist der eigentliche Reformator der Graphik, die seine philosophisch-pathetisch geartete Persönlichkeit einseitiger und vehementer betonte als Böcklin, Thoma und Welti. Sie drängte ihn, dem Kontur wieder zu höchsten Ehren zu verhelfen. In der „Eurhythmie" (1895) hat er wohl seinen graphischen Stil zum ersten Mal restlos und überwältigend herauskristallisiert: es lebt nur noch der Umriß der Figur; die Farbe, rein dekorativ geworden, wirkt lediglich als Akkord, nicht mehr raumbildend. Ein bestimmter Lichteinfall ist ausgeschaltet. Die Komposition wird reliefartig und büßt alle Tiefe ein, die Figur wird auf wenige Formelemente zurückgeführt, die Innenmodellierung beschränkt zugunsten des Umrisses, der mit unerhörter Empfindungswucht herausgeholt ist. Das ganz Eigenartige liegt darin, daß die Fläche ornamental aufgeteilt und die Einzelfigur zwar dem Ganzen ornamental untergeordnet, aber dessen ungeachtet mit mächtiger seelischer Spannung geladen wird.

Hodler reiht sich den größten Zeichnern aller Zeiten an. Er hat auch hier eine fühlbare Entwicklung durchgemacht. Die „Nacht" entstand, soweit erkennbar, noch ohne zeichnerische Vorstudien. Den zahlreichen Zeichnungen zur „Eurhythmie" sieht man an, daß er vorher nicht gezeichnet hatte, wenigstens nicht, wie er eben später zeichnete; sie sind, mit seinen spätern verglichen, konventionell, zaghaft und beinahe schwächlich. Weder das Statische der Figuren noch die Gewandmotive sind herausgearbeitet. Aber die bald nachher entstandenen Zeichnungen zu den „Lebensmüden" zeigen erstaunliche graphische Schönheit und Sicherheit. In den Zeichnungen zu jedem neuen Bilde wälzt Hodler meistens wieder ein anderes Problem. Diejenigen zu „Marignano" sind ganz verschieden von denen zum „Tag", und diese ihrerseits stehen voneinander ab, weil er das eine Mal z. B. den ornamentalen Umriß verfolgte, ein anderes Mal Haltung und Ausdrucksfähigkeit der Gelenke. Die stärkste Spannung des Umrisses und die klarste, knappste Gliederung des Körpers eroberte er wohl in den Zeichnungen zur „Einmütigkeit", also am Ende seines Schaffens. Wie er Körpervolumen und Gliederung herausbringt, das gehört zum Erlesensten auf dem Felde des Graphischen.

Der Flambergschwinger und der todwunde Bannerherr in den Seitenbildern zum „Rückzug von Marignano", der hochaufgerichtete Jüngling im Jenabild, bei dem Hodler, wie er bestimmt bemerkte, Theodor Körner vorschwebte, die „Enttäuschten", die „Lebensmüden", die Wandler der „Eurhythmie" sind Visionen von einer Macht und einer Monumentalität, daß man schon auf Dürer und Michelangelo zurückgehen muß, um Ebenbürtigem zu begegnen. Sie drücken sich dem Gedächtnis ein wie mit der Brandmarke. Sie sind innere Figur, Geist von seinem Geist. Doch möglich wurden sie nur durch das Modell. Nach dem Modell sind sie gezeichnet bis zum letzten Quadratzentimeter oder gar Quadratmillimeter. Er selbst erklärte: „Mein Besonderes besteht darin, daß ich Monumentalität mit Realismus vereine."

In dieser genauen organischen Bindung liegt sein Eigenstes und Ursprünglichstes, liegt das schöpferische Wunder. Um dem geheimnisvollen Schöpfungsakt des mit dem Schwert zum Streich Ausholenden auf die Spur zu kommen, fragte Ernst Würtenberger: „Wie sind Sie zu dieser herrlichen Figur gelangt, zu dieser großartig schönen Linie?" Hodler erwiderte: „Ich habe ihn durchs Netz gezeichnet, Millimeter für Millimeter." Er fügte die Auskunft bei: „Es war ein Pflästerer, dessen durch das viele Rutschen und Knien ausgebildete Knie und Unterschenkel mich anzogen."

Ich selber habe gesehen, wie er Modelle, die sich für seinen „Rückzug von Marignano" anmeldeten, die Hosen aufstreifen ließ, um sie auf die Wadendicke zu mustern. Lange fahndete er zum nämlichen Bilde nach einem besonders Langbeinigen für den Verwundeten, den die weichenden Eidgenossen auf den Schultern schleppen.

Nicht von ungefähr schärfte er häufig ein: „Man kann in der Wahl der Modelle nicht sorgfältig genug sein!" Es ist lehrreich, wie er gerade den Schwertschwinger und im Marignanomittelbild den mit der Hellebarde zu äußerst rechts nach ganz

andern Modellen malte, als er zum Konkurrenzentwurf benützt hatte. Das Ursprüngliche allerdings, die mächtige Konzeption, das Zurückliegen, das gewaltige Ausholen war beim Schwertschwinger von Anbeginn da. Allein den vollen Reiz gewann das Motiv nur mit dem spätern Modell. Denn eigentlich ist es eine ins Symbolische gesteigerte, übergewöhnliche Figur, der kein Feind gegenübersteht, dem der Streich gälte.

Hodler hatte noch einen besondern Grund, bei der Auslese der Modelle behutsam zu fahren. Nämlich die richtige Wiedergabe, ja auch nur die annähernde Ähnlichkeit kosteten ihn Zeit und Mühe. Als einmal ein paar Maler in Zürich beim Wein sich die unter Künstlern landläufige Aufgabe stellten, daß jeder sein Gegenüber konterfeie, schnitt Hodler am schlechtesten ab. Das Porträt des Schreiners (Zürcher Kunsthaus) erforderte vierzig halbe Tage, weil er stets von neuem übermalte. Markante, sozusagen handgreifliche Gesichter, von denen man mutmaßt, er habe sie in zwei, drei Sitzungen heruntergestrichen, verschlangen eine Unmenge von Stunden. Wer ihm gesessen, der wußte ein Lied zu singen von der Geduld; so z. B. J. D. Widmann, der durch sein Nichtweitererscheinen die Fertigstellung seines Bildnisses verhinderte.

Im Verlauf der Jahre zeichnete Hodler immer mehr. Das entsprang wohl nicht nur dem Erstarken seines graphischen Dranges. Er mochte von der strengen zeichnerischen Durchbildung eine Steigerung der künstlerischen Qualitäten seiner Werke überhaupt erhoffen. Solang er eine Idee und ihre Rhythmisierung wälzte, trachtete er danach, vielleicht aus dem unbewußten Bedürfnis, sich frisch zu halten oder wieder frisch zu machen, mit dem Material und mit den Materialkompositionen zu wechseln. Begreiflich, daß der Graphiker Stift und Feder bevorzugte, hingegen die Kohle, als das Material des Malerischen, beinahe niemals benützte. Er brauchte Federzeichnung mit leichter Aquarellavierung, lavierte eine Kombination von Feder und Blei mit Tusche, verwandte häufig nur Pinsel und Tusche. Öfter verband er Stift, schwarze Tusche und rote Tinte. Vielleicht seine unmittelbarste Wirkung holte er heraus, wenn er eine Bleistiftzeichnung auf Papier mit Ölfarbe überging, was er mit so erlesenem Geschmack tat, daß Zeichnung immer Zeichnung blieb.

Setzte er den Fuß ins Atelier, so brachte er gewöhnlich schon eine wenigstens vorläufig fertige Idee mit, so daß Suchen und Überlegen seine Zeit vor der Staffelei nicht allzusehr beanspruchten. Im Freien litt es ihn sozusagen niemals ohne Umbilden, Vereinfachen, Weglassen. Auch verschlug es ihm nichts, die vorhandene Regenstimmung z. B. mit einer sonnigen oder umgekehrt zu vertauschen. Denn er verfuhr vor der Natur so kräftig schöpferisch und selbstherrlich wie diese selbst.

## IV

Hodler zählte zweiundzwanzig Jahre, als er das erwähnte Schreinerbildnis malte, ein Meisterstück nach Faktur und Auffassung, vermutlich auch durchaus ähnlich. Indessen den richtigen, ausgewachsenen Porträthodler zeigt es nicht. Er

machte auch hier einen eigenen und eigenwilligen Werdegang durch. Das Formale nämlich tritt in seinen Bildnissen früh zutage und steigert sich, je mehr er ins Graphische geht: der Kopf ist ihm lediglich Formproblem. Nicht daß er etwa die Punkte änderte. Er steuerte auf sie los und ergriff sie, schon weil er unweigerlich durchs Netz zeichnete und zuweilen auch durch die (schon von Dürer empfohlene und praktizierte) Glasscheibe. Aber innerhalb der richtigen Punkte verstärkte er das Einzelne nach Gutdünken und legte nach seinem Formwillen Akzente.

Sein Verfahren erinnert an ein Wort Lessings in der Emilia Galotti: „Die Kunst muß malen, wie die plastische Natur — wenn es eine gibt — das Bild dachte." Oder Ingres scheint anzuklingen, der das Begehren stellte, man müsse der Natur zu Hilfe kommen und der Form Gesundheit geben; oder eine Äußerung Böcklins gegenüber dem Medailleur Scharff, man müsse Gottfried Keller nicht darstellen, wie er war, sondern wie er sein sollte.

Hodler rückte ebenfalls von der Natur ab und über sie hinaus — doch in anderm Sinne. Er ist ganz auf das Formale gerichtet. Und zwar stellte er das Formale im Porträt auf die Silhouette. Seine Losung lautete: „Cherchez l'arabesque!" Er zielte auf die Arabeske wie Gulbranssson, den er nicht umsonst außerordentlich schätzte.

Daraus erwuchs zweierlei: das Hinarbeiten auf die Silhouette ließ ihn Profil oder Enface bevorzugen und die Dreiviertelsansicht so gut wie völlig ausschließen. Vor allem aber: weil seine gewaltsam formalistische Natur vom Formalen ausging, fand sie durchschnittlich kein Verhältnis zum Dargestellten. Der Ausdruck der Augen und meistens auch des Mundes berührte ihn in der Regel nicht oder doch wenig. Das Organ seiner kräftigen Akzentsetzungen war die Nase. Wenn er einen so recht bei der Nase fassen konnte, dann malte er ihn um so lieber. Wie anders sein Landsmann Karl Stauffer, der beim Porträt mit den Augen anfing und, wenn ihm die gerieten, zu triumphieren pflegte, das Bild sei gewonnen!

Hodlers Unempfindlichkeit für Geist und Seelenausdruck und das Bedürfnis vorherrschend plastischer Behandlung schließen von seinen Bildnissen bedeutende Köpfe so ziemlich aus. Jedenfalls suchte er sie nicht. Und malte er sie, so wurde er ihnen nicht gerecht. Spitteler macht nur scheinbar eine Ausnahme: er redete während der Sitzungen so energisch drein und stellte so verschiedene Forderungen, daß der Maler nur teilweise durchdrang.

Der hervorragende Zeichner und Charakteristiker war letzten Endes seiner ganzen Anlage nach kein Porträtist, weil ihn die starre Formdogmatik so sehr umgarnte. Trotz einzelner bedeutender Leistungen hat er das Porträt verarmt. Er sagte: „Man braucht bei einem Menschen nur auf den einen hauptsächlichsten Zug zu sehn, z. B. wenn einer einen schiefen Schnurrbart hat."

Man sieht: vom Formalismus zur Silhouette! von der Silhouette zur Karikatur!

## V

Lehrreich ist Hodlers Verfahren mit seinem eigenen Leiblichen.

Er war mittelgroß und eher grazil und schmächtig als fest und breit gebaut, besaß schmale Füße und bis gegen das Ende einen leichten, federnden Gang, tanzte auch gut und leidenschaftlich noch in vorgerückten Zeiten. Die Hände entsprachen den Füßen: die Schwurhand im Selbstbildnis „Der Student" ist schmal. Die Partie von den Hüften bis zu den Knien machte, wenn er so dastand, eher einen etwas schlotterigen Eindruck. Im Militärdienst saßen ihm Rock und Hosen, die allerdings nicht auf Maß gearbeitet waren, so gar nicht, daß ihn der Offizier immer bezeichnete und anrief: „Der Mann mit dem schlechtsitzenden Rock!"

Das meistens bleiche Gesicht mit den wässerigen graublauen, aus schmaler Spalte blickenden Augen, die er auf den Selbstbildnissen weitgeöffnet darzustellen liebte, zeigte nichts Besonderes bis in die letzten Jahre, wo das Leiden und die lange, schwere Arbeit ihm einigermaßen den Stempel des Bedeutenden aufprägte. Ihm fehlten die kantigen, robusten Züge, die er an seinen Gestalten suchte und schuf. Der gewöhnliche Ausdruck war gelassen-freundlich, mitunter beinahe schläfrig, nur daß die Augen zuweilen jenes fixierende, ja lauernde Aufleuchten verrieten, wie es Künstlern und Diagnostikern zu eignen pflegt. Beim Lächeln zog er die untern Lider in die Höhe, ebenso die Brauen und die darüber liegende Stirnpartie, was dem Gesicht etwas seltsam, ja befremdlich Oszillierendes verlieh.

Die Elternbildnisse bekunden, daß er, obwohl der Erstgeborene, vom Äußern der kräftigen, rassigen Mutter nicht das Geringste überkam, sondern nach dem Vater artete, dessen, wie es scheint, etwas wenig ausgeprägte und verschwommene Züge der obskure Maler nicht zu fassen und herauszubringen vermochte, während ihm das bei dem entschiedenen, hübschen Gesicht der Mutter offensichtlich wohlgelang, die dem Sohn den mutigen, heitern Sinn vererbte.

Der Vater starb früh an Schwindsucht. Das leichtgedunsene, teigige Gesicht und die fast knollige Nase auf dem Selbstporträt des einundzwanzigjährigen Hodler deuten auf Rachitis, vermutlich auch die leicht x-förmigen Beine, die man freilich im Bild nicht gewahrt. Obgleich er niemals krank war, bis ihn die Arterienverkalkung um das sechzigste Jahr mit Herzbeschwerden heimsuchte, so muß er doch, laut seiner eigenen Aussage, zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Zustände verspürt haben, die ihn ängstigend an das gefährliche Erbteil seiner Herkunft gemahnten. Nachdrücklich erklärte er, die dunkle Gestalt in der „Nacht", die über dem entsetzt Erwachten kauert, sei nicht, wie man annehme, der Nachtmar, sondern der Tod, und die Konzeption des Ganzen sei durch gesundheitliche Bedrängnis verursacht worden, die ihm oftmals die bange Frage aufnötigte, ob er den nächsten Morgen noch erleben werde.

Verehrer und Verehrerinnen glaubten, das Starke und Gewaltmäßige seiner Kunst, das sie in seinen Zügen nicht fanden, in seinem Nacken zu entdecken. Er selbst mag zu dieser Legende den Anstoß gegeben haben, als er sich ziemlich stilisiert um das Dreißigste als Zornigen malte, der Kopf und Hals mit energischem Ruck

herumdreht. Wahrscheinlich aber tat es der Bildhauer Niederhäusern-Rodo mit seiner Hodlerbüste. Sein Nacken entsprach ungefähr seiner Konstitution und war nicht eben ungewöhnlich. Allein es traf Verschiedenes zusammen, ihn ungewöhnlich erscheinen zu lassen: er besaß einen kräftigen, starken Hals, offenbar ein Erbe vom Vater her; denn dessen Bruder, der „Schuster" im Zürcher Kunsthaus, besitzt ihn gleichfalls. Die Halswirbel waren sichtlich nach vorn gebogen, so daß er den Kopf etwas geneigt trug, was auch die beiden Büsten im Zürcher Kunsthaus deutlich wiedergeben. Und vor allem war Hodler ein auffallender Brachykephale; Genick und Hinterhaupt bildeten sozusagen eine Fläche, und der kleine Kopf ließ den Nacken größer erscheinen als er war.

Unter seinen Selbstbildnissen beansprucht das früheste, der schon erwähnte „Student" (1874), eine Sonderstellung, weil es das genaueste, wahrste, sachlichste, absichtsloseste ist. Auch hier schon will er allerdings etwas Besonderes und strebt irgendwie dem Typischen zu. Er denkt noch nicht daran, es in der Veränderung und Umbildung seiner Züge zu suchen; er sucht es in der Haltung: die Linke hält ein Winkelmaß, die erhobene Rechte zeigt die emporgestreckten Schwurfinger. Der Einundzwanzigjährige mit der etwas knolligen Nase im bartlosen, gedunsenen Gesicht hat das Aussehen eines Siebzehnjährigen, wenig Entwickelten. Das fliehende Kinn wird hier sichtbar. Später hat es der Bart verdeckt.

Während des letzten Jahrfünfts seines Lebens hat er sich verschiedentlich im Bilde festgehalten, wobei er ausschließlich Formakzente maßgebend sein ließ. Diese Selbstporträts zerfallen in solche, wo er blinzelt, und in solche, wo er die Augen aufreißt. Die erstern sind insofern vorzuziehen, als sie sein gewöhnliches Gesicht wiedergeben. Aber brutalisiert hat er sich hier wie dort. Eine Photographie aus dem Genfer Atelier Boissonas — sie zeigt den bereits Leidenden — ist nicht nur ähnlicher, sie sagt auch über den Menschen viel mehr aus und ist sympathischer als diese Selbstbildnisse.

Lag ihm an einem Porträt, so sträubte er sich gegen keine Mühe, es bildmäßig herzurichten. Zu einer weiblichen Ganzfigur, etwa zwei Jahre vor seinem Tode, fertigte er wohl vierzig Skizzen an, bis er mit der Pose im Reinen war.

## VI

Nicht bloß das Gewaltmäßige und Mächtige seiner Vorstellungswelt und seiner Gebilde, auch Hodlers Arbeitsvermögen drängte die Vermutung auf, die Natur möchte ihm ein äußeres Zeichen der Kraft aufgesiegelt haben. Dauer und Energie seiner Arbeit nämlich streiften ans Wunderbare, was Maler natürlich eher bemerken und bedenken als Kunsthistoriker und Kritiker. Als ich mit einem von seiner Zunft über die große Zahl und die Vorzüge der Hodlerschen Schöpfungen im Zürcher Kunsthaus sprach, da rief er bewundernd: „Ja, und schon die physische Leistung ganz allein!"

Der Mitgliedschaft in Preisgerichten, dem Besuch von Freunden und Ausstellungen, Künstlerversammlungen und dgl. entzog sich Hodler nicht. Sonst aber stand er unausgesetzt am Werk, auch während der Sommerfrischen in den Bergen

oder während seiner Landaufenthalte. Er unternahm wohl Gänge und Ausflüge zu ganz besondern Zwecken. Allein bloß zur Erholung und zum Zeitvertreib pflegte er selten oder gar nicht zu spazieren. Für ihn gab es kaum Stillstände und Unterbrüche der Produktion, keine Stadien des faulen Hundes. Er sagte: „Ich habe jeden Tag gemalt."

Der bald Sechzigjährige hatte einmal mit Ernst Würtenberger bis nah an Mitternacht beim Wein gesessen. Auf dem Heimweg blieb er vor dem Atelier, das sich nicht unterm gleichen Dache mit der Wohnung befand, unvermutet stehen und verabschiedete sich. „Haben Sie", fragte sein Begleiter verwundert, „im Atelier noch etwas vergessen?" „Nein," entgegnete Hodler, „ich übernachte droben auf dem Sofa. Es ist so schön, wenn die Sonne über dem Genfer See aufgeht. Und übrigens habe ich auf sieben Uhr Modell bestellt."

Da das Atelier nicht hinreichend ausgedehnt war, das aus Teilstücken zusammengefügte Jenabild darin aufzustellen und die Verbindungsnähte zu übergehen, so überließ die Genfer Regierung zu diesem Zweck Hodler den Großratssaal. Wiewohl er, dem Überzieher zum Trotz, während der Arbeit gehörig fror, denn es war Winter und der weite Raum ungeheizt, gab er dennoch tagelang nicht locker, bevor er das Ganze erledigt hatte.

Er gehörte nicht zu den Künstlern, die sich um Korrekturen drücken und sich geloben, mit dem nächsten Werk die Scharte auszuwetzen. Sobald er das Unzureichende erkannte, so galt ihm jede Mühe zur Beseitigung desselben für selbstverständlich. Nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß einige Zentimeter Terrain auf dem untern Teil des „Rückzugs von Marignano" förderlich wären, setzte er Zug für Zug des großen Bildes um eine handbreit höher, anstatt, wie die meisten andern getan hätten, die Sache auf sich beruhen zu lassen oder einfach einen Streifen anzustücken.

Das gewichtigste, untrüglichste Zeugnis seines unerschöpflichen, nicht zu ermüdenden Schaffens erbringt wohl sein Verhalten nach dem Abschluß des Jenabildes. Kaum, daß er im alten Kunsthaus in Zürich, wo er es zu Ende brachte, an einem Vormittag den letzten Strich daran getan, rüstete er sich für den Mittagszug nach Davos, um dort einem Bekannten den mehrfach versprochenen Besuch abzustatten. Mit Malkasten und Leinwanden versehen, trat er eben auf die Straße, als Ernst Würtenberger daher kam. „Sie gedenken einige Zeit in Davos zu bleiben und zu malen?" erkundigte er sich mit einem Blick auf das Gerät. „Nein," entgegnete Hodler, „ich bleibe eine Nacht, allerhöchstens zwei. Aber ich will meine Malsachen bei mir haben für den Fall, daß mir unterwegs etwas käme."

Auch ohne Stift und Pinsel arbeitete er eigentlich, wo er ging und stand. Ernst Würtenberger begleitete ihn einst in Zürich zur Bahn. „Sie haben", sagte er, „eine weite Fahrt bis Genf." Gelassen erwiderte Hodler: „O nein. Ich setze mich in eine Ecke und denke über meine Sachen nach. Da bin ich im Augenblick daheim."

Floh ihn der Schlaf, so brachte er Einfälle und Wandlungen zu Papier, das er auf dem Nachttisch liegen zu haben pflegte.

Er betonte freilich, wieviel daran hange, hauszuhalten mit den Kräften und auf der Hut zu sein vor Überanstrengung. Aber immer und immer wieder sang er das Lob des unermüdlichen Fleißes. Den Fleiß bezeichnete er als die Hauptsache und verstieg sich sogar zu dem Spruch, der und jener würde es bei gleichem Fleiß ebensoweit bringen wie er selbst. Merkwürdig, daß er sich hier mit einer gelegentlichen Äußerung Böcklins berührt, der doch weit mehr von Stimmungen abhing und mit gedehnteren Pausen arbeitete. Es scheint, daß Hochbegabte zuweilen gegen die große Mutter Natur, die sie fürstlich bedachte, undankbar sind, was Goethe einmal auch an Schiller rügte.

Übrigens ging es bei Hodler nicht bloß um unermüdlich tätige Hingabe. Die besitzen andere auch, besitzt mehr oder weniger jeder Tüchtige. Sondern häufig, wenn er in Schaffenseifer geriet, packte ihn ein Dämon. Dann sprühte und wetterleuchtete er, und man tat wohl daran, seine Zirkel nicht zu stören. Er war wie ein Besessener. Es geschah bei solchen Zuständen noch in seinen letzten Jahren, daß er sich zum Mittagessen nicht nach Hause begab, sondern die nächste beste Wirtschaft aufsuchte, ein Weniges aß und trank und sich dann wieder in die Arbeit stürzte.

Der immense Nachlaß von Zeichnungen und Skizzen, dessen Sichtung vermutlich Jahr und Tag erheischt, wird tausend und abertausend Lichter aufstecken über die Wandlungen seiner Gedanken und Entwürfe. Von den wenigen mir bekannten erwähne ich nur einen: Hodler malte einen etwa vierzigjährigen Sennen im hellen Hirthemd, einen glatthaarigen, glattrasierten, fast kümmerlichen Dutzendsennen, der die kleine Armbrust, die man ihm zur Sitzung aufgenötigt, als etwas Unvertrautes und Ungewohntes ungeschickt in der Hand hält. Aus diesem dürftigen Menschenkind wuchs der gewaltige Tell heraus. Hier ist der Zuschuß aus dem schöpferischen Eigenen — wenn man in derlei Dingen von einem Maß, von einem Mehr oder Weniger sprechen darf — unendlich reicher als z. B. selbst in den „Lebensmüden" und in den „Enttäuschten", die zwar auch aus Figuren sich entfalteten, die Hodler dem Leben ablauschte, aber aus Figuren, die schon Haltung und Stimmung, sozusagen die Seele der endgültigen Schöpfung enthielten. Mit elementarer Gewalt scheint der Schütze Tell dem Haupt des Malers entsprungen. Und doch — wie viele Stufen mußte der Meister aufklimmen bis zu diesem Heros! Vermutlich brachte auch hier den letzten Entscheid ein Modell, das neben den trefflichen, halbwegs schöntypischen Tell Richard Kißlings den harmlosen, „um Herrschaft und Knechtschaft unbekümmerten kolossal kräftigen Lastträger" stellte, wie er Goethe für seine Dichtung vorschwebte, wovon Hodler natürlich nichts wußte. Übrigens klagte dieser, die Endfassung sei eine unangenehme und mühselige Sache gewesen, weil er an e i n e m Modell nicht alles Nötige fand und darum noch ein zweites dazu nehmen mußte.

Die oft zahlreichen Stadien zwischen Konzeption und Abschluß, aus den Zeichnungen erkennbar und faßlich, werden manches, ja weitaus das meiste, was uns heute plötzliche, einschneidende Neubildung und rasche, grundstürzende Metamorphose dünkt, als schrittweise, beinah behutsame Entwicklung aufzeigen.

Das Umbilden und Umbauen zehrte an seiner Zeit. Begreiflich, daß er äußerte, in der Kunst komme derjenige am weitesten, der am meisten denke.

Übrigens hatte es mit seinem Nachdenken die nämliche Bewandtnis wie mit seinem Fleiß: die organisch notwendige Unrast des Schöpfertriebs, der danach strebt, seine Probleme zu meistern, wirkte sich aus.

## VII

Hodler hatte im weiten Gebiet der Kunst vieles durchgedacht und zu vielem Stellung genommen. Trat ihm etwas Neues entgegen, war er rasch entschlossen. Sein Kunstsinn, sein Kunstverständnis, die Gabe, das Bedeutende und Besondere selbst in den entlegensten und wunderlichsten Ausstrahlungen zu würdigen, erweckte Staunen. Von den alten Ägyptern, die er seltsamerweise nachdrücklich gegen die Griechen der Blütezeit ausspielte, bis zum modernsten Pariser Pointillisten und Kubisten, betrachtete er Jegliches unvoreingenommen mit hellen und dankbaren Augen.

Er neigte zu mildem Urteil, auch in den Jurysitzungen, und warf absprechender Kritik gerne ein, man müsse jeden respektieren, der das erreicht habe, was er wollte. „Man kann", sagte er, „nicht von jedem verlangen, daß er einen neuen Weg finde. Wenn einer nur ein bißchen Neuweg findet, so ist das schon genug."

Die ungewöhnliche Aufnahme und Verarbeitung fremder Elemente durch seine bis zur Starrheit selbständige Individualität eröffnet den Forschern ein weites und ergiebiges Feld. Dabei bleibt anzuschlagen, daß er auf seine Selbständigkeit förmlich trotzte und fremde Einflüsse in Abrede stellte oder nur widerwillig einräumte. Ferner fällt ins Gewicht, daß er ganze Komplexe der Kunst überhaupt nicht kannte, nach ihnen sich auch nicht umsah, da er zwar wißbegierig, doch ohne jede historische Ader war. Aus diesem Grunde empfiehlt sich Vorsicht in der Annahme von Eindrücken und Nachwirkungen, auch wo sie nahezuliegen und durchsichtig scheinen.

Hierher gehört Giotto. Zu ihm war Hodler über die Präraffaeliten und Puvis de Chavannes gelangt, hatte aber bis nach seinem fünfzigsten Jahr außer ein paar Reproduktionen von ihm nichts gesehen. Allmählich hörte er sich so häufig mit dem großen Italiener zusammen genannt, daß er schließlich 1905, also ein schon ziemlich Abgeschlossener, seine erste Italienfahrt antrat, um den Spuren des Florentiners nachzugehen, der übrigens trotz seiner Monumentalität ein ganz anderer Geist ist als Hodler, nämlich ein Epiker.

Die logischen Wandlungen der französischen Malerei von Corot bis Manet ergriffen den Menschüler Hodler mit schicksalsmäßiger Gewalt. Schon Corot rettete sich aus der Braunharmonie zum Silbrigen. Einige seiner Landschaften teilen mit solchen des Velasquez den Gesamtsilberton und die Struktur der Massen. Damit war das Bekenntnis zu dem großen Spanier schon abgelegt. Dann tat Manet das Entscheidende: in den auf Silbergrund gesetzten wenigen grauen oder schwarzen Massen, die das Bild des Velasquez bauen, wirkt ein leises Rot oder Gelb

schon sehr farbig; Manet zog die bestimmte Silhouette des Velasquez mehr ins Skizzenhafte und machte die hellen Töne farbiger.

Hodler begriff und ergriff die Ökonomie der paar Massen mit den verschiedenen farbigen Akzenten. Er fühlte das entscheidende, weil verwandte Lebenselement. Es trieb ihn nach Spanien, und er brachte es trotz seiner Mittellosigkeit fertig, Velasquez an der Quelle zu studieren. Er hat den Spanier neben Manet wohl am besten und, wie dieser, im tiefsten Kern verstanden. Bis zur „Nacht" war er sein Schüler. „Vor dem vierzigsten Jahr", äußerte er, „kann ein Maler seine eigentliche Sache nicht sagen. Er hat schon viel zu tun, das Vorhandene kennen zu lernen. Die „Nacht" ist ein gutes Bild, aber sie ist mit den Augen des Velasquez gesehen. Später habe ich die Natur gesehen, wie ich sie sehe, keinen Meister mehr dazwischen."

Er lernte bei Velasquez das Beiwerk breit erledigen. Das verleiht seinen Sachen Nachdruck und Größe. Er lernte ferner die Reduktion auf ein paar zwischen Grau und Schwarz pendelnde Farben. Dadurch löste er sich aus der noch etwas braunen Schule Menns, erlangte eine kühlere Färbung und gewann überhaupt im Anschluß an dieses Prinzip festen Boden unter die Füße. Der Weg zum Pleinair war offen.

Von Manet bis zu Lucas Cranach ist es dem Abstand der Jahrhunderte zum Trotz nicht gar weit. Schon im Bild seiner Frau mit dem Kind (1888) arbeitet Hodler wie ein Primitiver mit völlig zeichnerischer Silhouette. Er bekannte: „Lucas Cranach hat mir starken Eindruck gemacht. Ich sah, wie wahr er ist. Ihm habe ich unendlich viel zu danken. Ich habe von ihm die Einfachheit gelernt." Einfachheit des Konturs und Klarheit der dekorativen Flächenaufteilung, die er von Cranach sich angeeignet, beschleunigten den Übergang zum zeichnerischen Prinzip und kamen dem Parallelisten sehr zupaß.

Es war unausweichlich, daß er zu Dürer kam. Er bestaunte ihn ehrfürchtig. Seine Farbe zwar hatte ihm kaum noch etwas zu sagen. Allein seine graphischen Phantasiekräfte berührten ihn magisch. Er erkannte die Macht der Dürerschen Umrisse. Dazu gesellte sich, was ein Wort Hans Thomas ausdrückt: Dürer sei der größte Lehrmeister, weil er der größte Feind aller Unklarheit sei. Dieser Zug mutete den Ordner und Intellektualisten Hodler brüderlich an. In der „Eurhythmie" hat er vielleicht einzelnes von Dürers Aposteln direkt herübergenommen. Als er 1904 in Wien weilte, wo ihm die Sezession zwei Säle eingeräumt hatte, verbrachte er Tag für Tag zwei Stunden in der Albertina über Zeichnungen und Stichen Dürers, der ihn dergestalt fesselte, daß er von den Schätzen der reichen Sammlung sonst kaum etwas betrachtete. Um sein Lob Dürers zu dämpfen, warf ihm jemand ein: „Rembrandt ist heute unser Mann!" Hodler entgegnete: „Ich habe Rembrandt früher sehr studiert, und er hat in meinem Leben eine große Rolle gespielt. Aber er ist ein Impressionist. Die Deutschen sollten Dürer studieren; sie kämen weiter als mit ihrem Rembrandt."

Neben Ingres und Corot, Manet und Puvis de Chavannes erlangte vorzüglich Degas für Hodler Bedeutung. Die malerische Haltung und die vereinfachte Malweise wiesen ihn erst recht in die französische Malerei hinein und beeinflußten ihn bis ans Ende.

Er räumte ein, die Japaner „sehr genau angesehen zu haben". Wie weit sie ihn berührten, bleibt dahingestellt.

## VIII

Hodlers Schüler und Freund Fritz Widmann berichtet in seinen sympathischen und aufschlußreichen Erinnerungen [2]) an seinen Lehrherrn, dieser habe ihm erzählt, wie er, kaum den Knabenschuhen entwachsen und lernbegierig, in Genf an die durch die elterliche Armut ihm verschütteten Bildungsschächte zu gelangen suchte. Er hörte auch Vorlesungen an der Genfer Universität und hat sich 1874 als Studenten gemalt. Sogar einer Verbindung trat er bei. Im Jahr 1876 beschäftigte er sich während eines längeren Aufenthaltes in Herzogenbuchsee mit dem Lateinischen. Später scheint er wenig mehr gelesen zu haben, vorwiegend französisches; er empfahl z. B. Widmann die Gedichte Verlaines. Er behielt Interesse für dieses und jenes. Allein die rastlose, übermächtige Schöpferkraft verhinderte eine Anhäufung von Kenntnissen, zumal eben doch ein eigentlicher Grundstock mangelte und alles Historische ihm völlig fern lag. Zuweilen erging er sich in philosophischen Erörterungen. Doch da verirrte er sich leicht ins Neblige und Verworrene. Zu solchen Abenteuern reichte seine Bildung nicht. Was er nicht irgendwie mit den Augen zwang, das zwang er überhaupt nicht. Schon wenn er seine symbolischen Bilder erklärte, konnte er etwa merkwürdig unklar und gesucht werden.

Bis an sein Ende verharrte er als überzeugter Anhänger der Graphologie, auf die er von sich aus, ohne Anleitung und Hinweis, geraten zu sein behauptete. Er glaubte nicht nur an sie, er zählte unter ihre Praktikanten. Er fällte Urteile und skizzierte Charakteristiken, die zuweilen erstaunten, ja verblüfften, und die keinem Studium, keiner Übung, sondern bloß dem angeborenen merkwürdigen Sensorium für Handschriften gelingen. Ob er mit ihnen, wie Berichte behaupten, in den Zeiten der Not mitunter ein Stück Brot verdiente, vermag ich nicht zu entscheiden.

In Paris geriet er unter die Rosenkreuzer. Der feste und klare Geist war eben, wenn auch ein unreligiöser, so doch ein aufs Ernste und Bedeutende gerichteter und dazu ein um die Bildung wesentlich verkürzter. Das erklärt auch, daß er ungefähr während der letzten zehn Lebensjahre dezidiert der Astrologie huldigte. Er stellte sich das Horoskop, erledigte die notwendigen Berechnungen und befragte die Sterne. Er stand von einem Gang oder irgend einem Geschäft ab, sobald die Aspekte nicht Günstiges verhießen.

[2]) Fritz Widmann, Erinnerungen an F. Hodler. Zürich 1918.

## IX

Häufig hatte Hodler Rede zu stehen und Bescheid zu erteilen über den Parallelismus, der selbst Betrachtern ohne Kunstsinn mühelos eingeht. Allein auch ungefragt kam er darauf und pries seine Einführung in die Kunst als weitreichende, folgenschwere Großtat. „Von mir ab", sagte er, „dreht sich das Rad zurück, das von Michelangelo und Raffael anders lief. Es ist etwas Großes."

Die Demonstration des Parallelismus bewerkstelligte er gerne in der Weise, daß er die Hände mit gespreizten Fingern vor sich hinhielt und so nahe aneinander brachte, daß die Enden der Daumen sich berührten, wodurch die Entsprechungen links und rechts sich eindrucksam verdeutlichten. Seine Definition lautete: „Parallelismus ist Wiederholung, z. B. der Bäume eines Waldes und im symmetrisch gebauten Körper der Tiere und Menschen. Er ist ein den Erscheinungen zugrunde liegendes Prinzip."

In dieser Definition feiert also Menns „Geist der Ordnung, der in der Schöpfung steckt", seine Auferstehung.

Sehr viel näher als die nachträglichen Erläuterungen rückt ein gleichfalls verbürgtes Wort Hodlers an die Sache: „Wäre ich nicht auf den Parallelismus gekommen, ich wäre noch der arme und unbekannte Maler von ehedem."

Diese Äußerung weist zunächst darauf hin, daß er bis zu einer gewissen Zeitgrenze (nämlich etwa bis zum dreißigsten Jahre) im hergebrachten, gewöhnlichen Sinn, d. h. mit dem Kontrast komponierte. Das erhärtet das „Turnerbanket" von 1877, ungefähr zwanzig weißgewandete sitzende Turner, ihnen gegenüber der schwarzgekleidete Festredner. Hodler hat hier die Architektur der Masse schulmäßig geschickt bewältigt, ungefähr in der Art und Weise, wie auf Akademien und Malschulen solche Dinge nach Fingerzeigen und Mustern gelöst werden. Die Doelenstücke des Franz Hals und anderer mögen ihm vorgeschwebt haben. Das „Gebet im Kanton Bern" wiederholt das Motiv der Hörer auf der einen, des Redenden auf der andern Seite. Hodler versucht in der Komposition einen kräftigen Schritt vorwärts, indem er die Lücke zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde ausfüllte. Allein hier scheiterte er, das Ganze fällt auseinander.

Der 1884 entstandene (später wohl überarbeitete) „Schwingerumzug" markiert die teilweise Schwenkung zum Parallelismus. Alle Figuren außer den unbewegten belanglosen Zuschauern gehen in der nämlichen Richtung dem Beschauer entgegen — also Parallelismus der Bewegung; den Schwingerkönig tragen zwei Männer auf den Schultern — also Symmetrie der Haupthandlung; und drittens schreiten dem Zug zwei als altschweizerische Kriegsleute kostümierte Greise voran und zwischen ihnen der Fahnenträger. Doch als richtige Frucht der Übergangszeit trägt das Bild etwas Zwiespältiges, Zwitterhaftes an sich. Zwei Prinzipien befehden sich darin mehr, als daß sie sich verbinden. Der Aufbau nämlich ist völlig antiparallelistisch. Es ist, wie Hodler selbst äußerte, eine Dreieckkomposition im Sinne Raffaels: die Gruppe und Einer sollen hervorgehoben werden. Dorn aber, in den beiden Alten, herrscht völlig Parallelismus. Ferner: die Gruppe mit dem

Schwingerkönig, also der Mittelgrund, ist tonige, flächenhafte Malerei, wogegen die Alten vorn durchaus zeichnerisch behandelt sind und als Konturfiguren sich von der Masse lösen. Eigentlich ist das Greisenpaar zur Hauptsache erhoben, der Umzug fast nur ein in den Mittelgrund geschobener Vorwand, sie lebensgroß vortreten zu lassen. Aber sie sind schon ganz große, monumentale Kunst. In ihnen richtet sich der monumentale Hodler zum erstenmal mächtig empor. Sie zeigen besonders auch seine wunderbare Empfindsamkeit für die Feinheiten der Linie.

Die Schöpfung überragt die ungezählten Darstellungen schweizerischer Volksfeste durch Originalität und Größe der Auffassung und den energischen, lapidaren Stil. Auch beseelt hier Hodler eine Wärme für den Gegenstand, wie sie bei ihm sich selten einstellt.

„Die Nacht" räumt mit der Gruppe auf und setzt an ihre Stelle die gleichberechtigten Gruppen. Fünf Einzelpaare bzw. Einzelfiguren sind nach dem fünfäugigen Würfel geordnet, die Todesgöttin mit dem Entsetzten in der Mitte. Keine dieser Einzelfiguren und Einzelpaare geht das andere etwas an, jedes kann selbständig für sich bestehen.

Hier, wo Hodler mit dem Kontrast gebrochen und das Prinzip des Parallelismus zuerst entschieden betätigt hat — „in der Nacht", sagte er, „habe ich den Parallelismus in Schwarz" — enthüllt sich eine Besonderheit seiner Anlage: er ist auf die Einzelfigur organisiert. In der Einzelfigur geht dem Monumentalisten Hodler das Problem auf, nicht in geschlossener Zusammenhandlung oder in der Gegenhandlung Mehrerer.

Diese Tatsache rückt seinen Ausspruch ins richtige Licht, es sei sein Glück gewesen, daß er auf den Parallelismus geriet. Nämlich der Parallelismus begünstigt, ja erfordert die Einfigurigkeit, indem er gestattet, die eine Figur in zwei, drei oder mehr Varianten zu geben. Jede Figur der „Lebensmüden", der „Enttäuschten", der „Eurhythmie", des „Tages", der „Heiligen Stunde" usw. kann ein selbständiges Leben führen, wie übrigens Hodlers nicht seltene Reprisen einer einzelnen Figur aus seinen mehrfigurigen Bildern beweisen. Aber allerdings: jede empfängt von den andern und spendet ihnen magische Verstärkung. Die zusammenklingenden Varianten verstärken die Gesamtmelodie. „Alle Grundstimmungen der Menschen", äußerte Hodler, „sind gleich. Die Menschen lachen gleich und weinen gleich. Ich sehe, was die Menschen verbindet, nicht, was sie unterscheidet."

Es bleibt bewundernswürdig, wie er die einzelnen Figuren herausarbeitete, unter sich differenzierte und zusammenhielt, so daß er zugleich eine einprägsame Gesamtlinie erzielte. Aus den Nöten und dem Kopfzerbrechen überm Komponieren suchte er oft dadurch einen Ausweg, daß er die Figuren aus Karton ausschnitt, und zwar kleiner als auf dem Bild, sie zusammenstellte und verschob. Er schnitt sie aus, weil er mit den Zwischenräumen komponierte. Von den Zwischenräumen hängt es ab, ob und wie die Umrisse der Figuren schwingen.

Man hat ihm nachgerühmt, er habe durch den Parallelismus, die Formwiederholung „im Gegensatz zu einer der Mannigfaltigkeit huldigenden und zur Ver-

stückelung führenden Kunst das Einheitliche dargetan“[3]). Er selbst sagte: „Ich habe den Kontrast aus der Kunst hinausgeworfen.“

Allein — er hatte keine Wahl. Er konnte den Kontrast in der Handlung nicht handhaben. Als er sich an Motive machte, deren Wesen im Stoß und Gegenstoß der Aktion liegt, da entpuppte sich der von ihm und seinen Anhängern gepriesene Vorzug als ein Mangel.

## X

Art und Begabung schienen Hodler förmlich auf ein Feld zu stoßen, wo er unter den Lebenden keinen, unter den Toten wenige seinesgleichen fand: Kampf und Schlacht. Die Vehemenz und Wucht, die er seinen Gestalten einzugeisten vermochte, prädestinierten ihn anscheinend zum beinahe unübertrefflichen Schlachtenmaler.

In der Tat, er hat Dutzende von Kriegerfiguren geschaffen, die zum Mächtigsten gehören, was auf diesem Gebiet hervorgebracht wurde. Aber an eine eigentliche Schlacht wagte er sich erst Ausgangs des Lebens und starb weg, bevor er die letzte Hand daran gelegt. Es ist die „Murtenschlacht“.

Der „Rückzug von Marignano“ in der Waffenhalle des schweizerischen Landesmuseums in Zürich ist kein Kampf, kein Rückzugsgefecht, sondern ein Marsch. Selbst dieser Darstellung des geschichtlichen Vorgangs suchte Hodler anfänglich auszuweichen durch eine symbolische Szene. Die maßgebende Behörde verweigerte dieser Szene die Billigung. Dadurch nötigte sie Hodler ganz eigentlich zum hervorragendsten schweizerischen Historienbild. Gleichsam als ein Rest der ursprünglichen symbolischen Auffassung steht der von den Genossen getrennte Hellebardenträger rechts da, der verkörperte Entschluß, allfällig nachsetzenden Feinden die Zähne zu weisen, eine der unvergeßlichen echt Hodlerschen Eingebungen. Allein sie ist innerhalb des dargestellten Geschehnisses so gut wie unmöglich, weil sie den Voraussetzungen der Situation widerspricht. Das Benehmen der Waffengefährten beweist, daß sie einen Angriff zunächst nicht erwarten, und daß sie ihn, wenn überhaupt, von hinten erwarten. Der Hellebardier dagegen steht bereit, einen vom Beschauer aus, also gegen die Flanke des Zuges, gerichteten und im gegenwärtigen Augenblick erfolgenden Angriff abzuwehren. Den Genossen könnte dieser Angriff schlechterdings nicht verborgen bleiben. Sie tun indessen nichts dergleichen, auch der Hinterste, Zurückblickende nicht, der mit der Axt ausgerüstete Barhäuptige.

Hodler hat also, auf seine ursprüngliche Idee zurückgreifend, die ihm vorgeschriebene Wirklichkeitsdarstellung, den Zug mit den Verwundeten, mit einer symbolischen Figur verbunden. Denn dieser Einzelne, Verwundete, Blutrünstige versinnbildlicht den ganzen Vorgang, die Entschlossenheit der geschlagen Abziehenden, den äußersten Widerstand zu leisten.

Im Grunde sind die Weichenden überhaupt insgesamt Symbole, der Barhäuptige, der die Axt nachschleppt, der Marschierende, der sie, die Schneide nach

[3]) M. Krebs. Schweiz. Künstler-Lexikon V, 64.

oben, wagrecht schultert, der am Zweihänder müde Einherwankende — Symbole, die, der behördlichen Vorschrift gemäß, naturalistisch komponiert wurden, wobei Unstimmigkeiten von vornherein nicht zu vermeiden waren. Trotzdem strömt das Werk nicht nur Kraft und Größe aus, sondern auch stärksten Ausdruck. Hodler meinte: „Diese Männer sind müde und voll Nervosität. Sie keuchen. Aber das kann man nicht malen. Der Kontur, die gespannten Muskeln, die Haltung muß das ausdrücken." Nirgends wohl ist Hodler mehr, selten so sehr Ausdruckskünstler. Ein solches Maß von Ausdruck und Empfindung würde der erste Entwurf, die symbolische Szene, dessen beste Figur Hodler in die schließliche Fassung hinübernahm, auch bei glücklicher Änderung niemals erlaubt haben, davon zu schweigen, wie übel die wenigen, durch keine gemeinsame Handlung verbundenen Krieger auf der breiten Fläche hätten auseinanderfallen müssen.

Bedauern, daß man sich entscheidenden Ortes gegen den ursprünglichen Marignano-Entwurf sträubte, heißt sich der Einsicht verschließen, wie sehr man dadurch im Künstler Kräfte entband, die sonst brach gelegen hätten. Symbolische Bilder hat er später noch manche gemalt. Doch ein Historienbild, worin er seine stämmige, männliche Kunst zum Stärksten zusammenfaßte, nur noch einmal.

Ein rechtes Gegenstück zum „Rückzug der Schweizer bei Marignano" bildet der „Auszug der Jenenser Studenten", ein Meisterwerk der Monumentalkunst. Abgesehen von den Marschkolonnen oben bzw. hinten, die geradesogut fehlen könnten, ist die Aufgabe streng symmetrisch gelöst mit vier Pferden und sechs Freiwilligen, von denen zwei in den Hintergrund und hinter die Pferde geschoben sind. Nach dem Tun und Aussehen der Uniformierten ist das Bild durchaus Wirklichkeit: der eine setzt den Fuß in den Steigbügel, um sich aufzuschwingen; der andere huckt sich den Tornister auf; der dritte schlüpft in den Rock, und der vierte schreit den Befehl zum Aufbruch. So wie der Hellebardenträger von Marignano nicht irgend ein Schweizer ist, sondern der Schweizer überhaupt bei Marignano, so ist dieser eine Freiwillige eine heroische Vision von unerhörter Wucht, die dem Gedächtnis nicht wieder entschwindet, nicht irgend ein Student oder Soldat, sondern der heldenhafte deutsche Student von 1813 überhaupt, der in den Freiheitskampf aufbricht.

Wirklichkeitsgesättigte Monumentalität, Kraft und Tiefe der Empfindung, Reduktion auf das Einfachste, Ausscheidung alles örtlich und zeitlich Bedingten und Zufälligen bis auf die kleidsamen Uniformen erheben das Werk zum mächtigen Symbol. Hier nämlich ereignet sich der seltene Fall, daß der Schöpfergeist das Wirkliche, das geschichtliche Geschehnis sozusagen ohne weiteres zum Symbolischen stempelt.

## XI

Einen gleich stolzen Wurf wie mit dem Studentenaufbruch hat Hodler auf der Gemarkung der Historie nicht wieder. Namentlich in den Schlachtenbildern blieb er dahinter zurück.

Was man ihm beim „Rückzug von Marignano" verwehrt hatte, das gönnte er sich mit der „Schlacht bei Näfels", wo er freie Hand hatte, da es sich nicht um einen

Auftrag handelte: er stellte sie durch eine symbolische Handlung dar. Drei geharnischte und gehelmte Ritter schlagen mit Langschwertern auf zwei völlig ungepanzerte, barhaupte Sennen los, von denen der eine nur mit kleiner Streitaxt, der andere bloß mit einer Keule ausgerüstet ist. Der Kampf einer schlechtbewehrten Minderzahl gegen eine bessergerüstete Übermacht, des einfachen Hirtenvolkes gegen den geharnischten, waffengeübten Ritter, ist in eine äußerst einprägsame Formel auskristallisiert. Aber die Formel ist spielerisch, lediglich eine Vorlage für ein wirksames lebendes Bild. Im Ernstfalle lägen die Hirten in zwei, drei Augenblicken nach Beginn des Kampfes am Boden — und doch bedeutet das Bild eine Verherrlichung des Sieges der Glarner Sennen und Bauern über die Ritter Österreichs. Hodler folgte hier aus rein formalen Gründen den landläufigen Schützenfestphrasen von der zahlenmäßigen Inferiorität der alten Schweizer und von ihrer unzureichenden Ausrüstung. Allerdings nur hier. Der „Rückzug von Marignano" beweist, daß er, nicht zu reden vom sorgfältigen Studium der Trutz- und Schutzwaffen, der Harnische insbesondere, die kräftigsten und längsten Gesellen als Modelle aufspürte, wovon Fritz Widmann Bezeichnendes zu erzählen weiß.

Fast zwei Jahrzehnte, nachdem er das eine Mittelfeld der Waffenhalle des Schweizerischen Landesmuseums ausgeschmückt, sollte er endlich auch auf dem andern seine Kunst bewähren. Diesmal mit einer richtigen Schlacht, der bei Murten, wo die Eidgenossen den Burgunderherzog Karl den Kühnen entscheidend aufs Haupt schlugen (1476). An der abschließenden Gestaltung hat der Tod den Künstler gehindert, der indessen an Anlage und Grundgedanken schwerlich einschneidend geändert haben würde. Die dekorativ-plakatmäßige Lösung ist von genialer Schlagkraft: durch das Querbild — es hat genau Format und Ausmaße des Gegenstücks, des „Rückzugs von Marignano" — strecken sich der ganzen Breite nach ein paar Speerstangen, an denen und zwischen denen die Kämpfer stehen oder sich bewegen. Das Spiel der Wagrechten, nämlich der Langspieße, und der Senkrechten, der grätschbeinig die Waffen führenden Eidgenossen, bedeutet einen äußerst sinnfälligen, originellen Fund, der unter den Hodlerschen Parallelismen dadurch eine besondere Stelle beansprucht, daß er wesentlich auf den Wagrechten beruht. Er predigt handgreiflich, daß einer am Werke stand, der den herkömmlichen Schlachtenbildern etwas Neues entgegenzustellen wünschte und dieses Ziel auch erreichte. Allein er opferte dem Formalen das Sinngemäße, das Logische, das Mögliche des Vorganges. Die beiden Grätschenden stehen sich gegenüber, und zwar so, daß der eine dem Beschauer die Vorderseite, der andere den Rücken zudreht, der eine die Rechte, der andere die Linke als Vorderhand am wagrechten Spieß liegen hat, an dem sie beinahe stehen, wie man an einer Feuerspritze steht. Im Zwischenraum, den diese beiden Spieße zusammen mit einem dritten bilden, schreitet ein Schweizer, mit der Hellebarde hauend, außerhalb dieses Raumes ein anderer mit dem Flamberg auf die Feinde los, die ihrerseits zwischen den Speeren einzubrechen suchen, aber niedergestochen werden, da sie zwar gepanzert, doch nur mit Schwertern bewaffnet sind, die nicht an die Speerträger heranreichen. In

welcher Weise die am oberen Bildrand heranstürmende Reiterei irgendwie sinngemäß in die militärische Aktion einzurenken ist, das mag hier nur berührt, nicht erörtert werden.

Hodler mangelt das Gefühl für Aufbau, Gefüge und Wesen einer Schlacht. Sie fesselt ihn nur insoweit, als sie ihm Anlaß bietet, kräftige, leidenschaftlich bewegte Kriegergestalten zu bilden. Er denkt sie nur insoweit durch, als sie ihm ermöglicht, diese Gestalten wirksam in Szene zu setzen. Man braucht bloß einen Blick zu werfen auf die fulminante Federzeichnung des jüngern Holbein, die das Aufeinanderlosfahren zweier Heerhaufen darstellt. Aus jedem Strich sprüht der Mordteufel; Haß und wilde, stürmische Kampfbegierde durchzittern jede Gebärde. Daneben nimmt sich Hodlers Murtenschlacht ungefähr wie ein genial grotesker Faschingsmummentanz aus.

Sein Parallelismus mußte scheitern, sobald es darum ging, eine Schlacht zu komponieren. Schlacht ist Gewühl und Masse, nicht episodischer Einzelkampf. Aber Hodler beabsichtigte gerade, die Episode zur Schlacht auszuweiten, mit ein paar Parallelfiguren die Kosten zu bestreiten. Das Prinzip war stärker als er, die Form stärker als das Seelische, als die innere Anteilnahme.

## XII

Hodler übernahm die Aufgabe, den Reformationssieg in Hannover bildlich zu verewigen. Es handelt sich um ein Gelöbnis, einen Glaubensschwur, den einer vorspricht, die andern mit erhobenen Händen nachschwören, weshalb Hodler das Bild „Die Einmütigkeit" nannte. Der Vorgang liegt einigermaßen auf gleicher Linie mit dem „Turnerbanket" und dem „Gebet im Kanton Bern". Im „Turnerbanket" hält ein Schwarzgekleideter den Turnern eine Rede, im „Gebet" predigt der Pfarrer der kleinen Gemeinde. Die „Einmütigkeit" jedoch zeigt eine Massenhandlung: alle tun dasselbe, alle schwören. „Turnerbanket" und „Gebet" sind Ausschnitte aus der Wirklichkeit, aus festlicher Wirklichkeit, mit ihrem Milieu wiedergegeben. In der „Einmütigkeit" ist alles Lokale, alles Umweltliche ebenso ausgeschieden wie im „Auszug der Jenaer Studenten". Es ist nicht der Eid in Hannover, es ist der Zusammenschwur Gleichgesinnter und Entschlossener überhaupt. Der Führer steht auf niedrigem Podium genau in der Mitte, die andern ziemlich symmetrisch geordnet zu seiner Linken und Rechten, jede Figur mit einer der Gegenseite ausbalanciert nach Maßgabe und Bedürfnis des Parallelismus, von dem hier Hodler durchgreifenden Gebrauch macht zu einer großzügigen, gewalttätigen Konstruktion von solcher linear-dekorativer Wucht, daß sie dem Beschauer im Traume nachgeht. Staunenswürdig bleiben die Nuancen und Mannigfaltigkeiten innerhalb der starren ornamentalen Form, die verhaltene strömende Bewegung trotz aller Gebundenheit. Reiches und lebhaftes Kolorit mildert und verdeckt einigermaßen die lineare Starre. Denn Hodler wirft sich hier entschieden auf die Farbe, während das Jenabild sozusagen lediglich auf Schwarzweiß gestellt

ist. Es bezeugt die Wandlungsfähigkeit des Meisters, seine Gabe der Variante, daß die beiden Schöpfungen, die ihm Deutschland auftrug, fast in allem und jedem Kontrastwerke sind.

Freilich auch die Seelen der beiden Schöpfungen unterscheiden sich von Grund aus. Im Jenabild geht der Geist, die innere Welt, völlig in der großen Form auf. Es gibt schwerlich ein Werk der bildenden Kunst, aus dem gleich gewaltig der Hauch der deutschen Freiheitskriege entgegenschlüge, jener Hauch, den Körner in den Ruf einfing: „Frischauf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!" Niemand hingegen würde im Hannoverbild einen Schwur von Reformationsfreunden vermuten; viel eher das Treugelöbnis verwegener Gesellen und Zusammenrottierer. Aus ihren Zügen, soweit man sie überhaupt sieht, spricht eher finstere Kriegsentschlossenheit als Verlangen nach dem Lichte der neuen Heilslehre. Der herkulische Führer selbst steht als ihr richtiges Haupt unter ihnen, ein zum Äußersten bereiter Draufgänger und Haudegen, nicht ein Glaubensmann.

Hodler erlag hier der Gefahr, die den Monumentalisten auf Schritt und Tritt belauert, nämlich: das Monumentale zu verwechseln mit dem Theatralischen. Gleichviel, ob weltlichen oder religiösen Sinnes, der Führer spreizt sich in übersteigerter, forcierter Theaterpose. Hodler ging fehl, weil er zu dem Vorgang kein inneres Verhältnis fand. Er betrachtete und fühlte ihn lediglich als Ausdruck und Ausbruch der Kraft, und danach organisierte er ihn. Er empfand ihn nicht als religiöses Geschehnis, weil ihm seinen okkultistischen Anwandlungen zum Trotz alles Religiöse ziemlich abging. Er empfing das Gesetz nicht vom Vorgang, sondern er zwang dem Vorgang das Gesetz auf, nämlich den Parallelismus, von dessen Dogma er nicht mehr loskam. Der Reiz, die Seele des geschichtlich überlieferten Vorgangs liegt gerade darin, daß einer vor vielen, vor einer Menge steht und diese durch flammende Worte zu sich hinüberzieht. Das läuft dem Parallelismus direkt zuwider, das ist Antiparallelismus. Hodler aber ist mit aller Gewalt auf die parallele Anordnung der Figuren aus; er ließ sich's schweres Kopfzerbrechen kosten, keine Gruppe und keine Einzelfigur zu haben. Die Figuren gehen nicht voneinander. Daher fuhr er, um sie zu sondern, mit ungewöhnlich starker Farbe drein.

Das Ganze ist eine glänzende Arabeske. Aber ein ernster, würdiger historischer Vorgang ist nicht mit einer Arabeske zu meistern.

Übrigens befreundete sich der unbiegsame Eigenbrötler schwer mit Stoffen, die man ihm zumutete und zuschob. Zwei Jahre mühte er sich an den Figuren für das Treppenhaus der Zürcher Kunstsammlung ab, ohne etwas Erfreuliches zu erzielen. Vielleicht war übrigens infolge der Altersstörungen seine Erfindung seit ungefähr dem sechzigsten Jahr beeinträchtigt.

Es traf seltsam zusammen, daß, während Hodler sich mit der „Einmütigkeit" abmühte, Albert Welti noch weit stärker unter einer gleichfalls aufgebürdeten Massenaktion seufzte, der Landsgemeinde für das Bundeshaus in Bern, einer monumentalen Aufgabe, die seine Freunde lieber just in Hodlers Hand gewußt hätten als in seiner.

## XIII

Hodler hat selten Engel, niemals einen Christus gemalt. Aus seinem dreiundzwanzigsten Jahr stammt ein heiliger Sebastian, eine pure Aktstudie, die ebensogut irgend eine andere Bezeichnung tragen könnte.

Er schwang sich über die Erde empor mit den geflügelten schwebenden Frauen im „Auserwählten". Ein Bild mit einer Schwebenden taufte er „Was die Blumen sagen"; es berührt legendenhaft und erinnert an Puvis de Chavannes. Fast seltsam mutet in seinem Oeuvre ein „Weg der auserwählten Seelen" an, ein schmaler Pfad, der zwischen Fliederbüschen zum einfachen Kreuz leitet.

Mit den Göttern, Halbgöttern und Heroen, an denen sein Landsmann Böcklin Zeit seines Lebens hing, wußte er nichts anzufangen. In seinen Wäldern haust kein Pan, in seinen Seen und Flüssen plätschern keine Nymphen, über seine Wiesen stampfen keine Zentauren, von seinen Berglehnen schimmern keine Tempel. Fest und starksinnig steht er auf der entgötterten Erde, ein Nachfahr jener alten schweizer Reisläufer, die über hundert Schlachtfelder tobten.

So belanglos es war, mir blieb ein Zusammentreffen aus der Zeit, wo er im Landesmuseum am „Rückzug von Marignano" malte. Er schritt in seiner grauen, rauhhaarigen Pelerine gemütlich daher. „Sie haben keinen Schirm?" fragte ich; „es kann jeden Augenblick schwer regnen." Er schüttelte seinen festen Stock ein wenig, wie wenn er irgendeinem drohte. „Wißt Ihr," erwiderte er in seiner Berner Mundart, die den Angeredeten ihrzt, „es begegnet einem leicht etwas Gröberes, als daß es einen anregnet."

Sein Unmut und Zorn loderten Gegner und Widerstände nicht selten an und tobten ungestüm und ungezügelt gegen vermeintlich oder wirklich Übelgesinnte. Unvermutet konnte er mit einem heidenmäßig austurnieren. Doch verbrauste und verfurrte er meistens bald. Denn er war weder Schimpfer noch Streithahn, nur daß er leicht ungerechtfertigterweise Mißwollen witterte, eine begreifliche Sache bei einem Spintisierenden und lange von Not und Verkennung gedrillten Menschen.

So leicht man ihn etwa unwirsch oder zornig sah, so selten oder nie sah man ihn mutlos oder elegisch. Der Mißerfolg warf ihn nicht zu Boden und lähmte seine Schaffenskraft nicht. Trotzdem er langehin hart durchgemußt, bedauernde und anklagende Rückblicke lagen wenig in seiner Art. Im allgemeinen mied er es, von seinem unguten Lebensabschnitt zu reden. Tapferkeit und die von Erfolgen, Plänen und Aufträgen schwellende Gegenwart verboten ihm ein wehmütiges Zurücktauchen ins Vergangene. Immerhin — er äußerte sich wenige Wochen vor dem Ende zu Hans Trog: „Man kann nicht nachessen." Er hat nicht wenig gehungert, in jungen Jahren nicht selten im Freien geschlafen.

Er erlebte die Genugtuung, daß dem letzten Drittel seines Daseins Ruhm und Gold in reicher und schließlich in beinahe märchenhafter Fülle zuströmten. Bis über sein dreißigstes Jahr hinaus hatte er mit der Not zu ringen; als er starb, lief sein Vermögen in die Millionen, die er nicht etwa ererbt oder erspekuliert, sondern ermalt hatte.

Es ist Tatsache, daß der großzügige Mann, der die Philister höhnte und dem Bourgeois gerne am Zeug flickte, auffallend am Gelde hing. Und zwar freute ihn der Besitz als solcher. Er wußte mit dem Reichtum nicht viel anzufangen, sondern verharrte im ganzen bei der hergebrachten Einfachheit. Er blieb z. B. in seinem Atelier, trotzdem es so gesundheitswidrig war, daß ein Bekannter meinte, man sollte ihn polizeilich daraus entfernen. Er schaffte im Überfluß nicht minder emsig als in der Armut. Im Gegenteil, der Gewinn und die Aussicht darauf steigerten seine Arbeitslust noch. Er fertigte mit geringen oder gar keinen Änderungen Kopien von manchem seiner Werke an, namentlich von Landschaften, und schlug sie, da Nachfrage und Preise beständig anschwollen, um gutes Geld los. Erhob ein Käufer Bedenken gegen ein solches Verfahren, so ließ er sich wohl vernehmen: „Ce n'est pas une copie, ça, c'est une chose."

Nicht daß er etwa an sich knauserte oder sich abrackerte. Er langte, wo und wann es ihn gelüstete, am Bankett des Lebens wacker zu, soweit er es neben der Arbeit fertig brachte. Ihr zuliebe verzichtete er von gewisser Zeit an auf den leidenschaftlich geliebten Tabak und schließlich auch auf den übrigens immer mäßig genossenen Wein, um seine Kräfte nicht zu schädigen. Tätig war er bis zuletzt, obgleich ihm die Herzarterienverkalkung schwer zusetzte.

Man erschließt aus seinem Werk, daß die Frauen in seinem Leben eine nicht geringe Rolle spielten. Er war ein sinnliche, leicht entzündliche Natur und der letzte, daraus ein Hehl zu machen. Soweit die Bildnisse reden, betrachtete er, was auch mit seinen Auslassungen zusammenstimmt, das weibliche Geschlecht nicht eben mit Idealismus. Vertiefte, bedeutende Gesichter hat er von sich aus wenige gemalt. Geschah es im Auftrag, so wischte er leicht feinere Züge weg. Das Geistige kümmerte ihn wenig. Er faßte, wie fast überall, die Aufgabe formal.

Lag ihm ein Kopf, so vermochte er dennoch gelegentlich die Seele wundervoll herauszuholen, wie z. B. im Bildnis mit drei Blumen und den zwischen den leicht geöffneten Lippen sichtbaren Zähnen (Zürcher Kunsthaus).

Allein er war seltsam gemischt und ungeachtet seiner Abenteuer starker Leidenschaft zugänglich. Gewisse Erlebnisse gingen ihm sehr zu Herzen. Einem Schweizer Maler erzählte er, seit zwanzig Jahren habe er in eine Gegend, wo er früher häufig gemalt, keinen Fuß mehr gesetzt, weil ihn dort eine Frau einst sehr gequält. Während des letzten Jahrzehnts ergriff ihn die Flamme für eine andere, die er zu seinem Schmerz hoffnungslos erkranken und hinsiechen sah.

Neben der Erdenlust lebte in ihm Sehnsucht nach Höherem. Er hat, trotzdem sie Porträts sind, unter anderem im „Tag" und in der „Heiligen Stunde" edle Frauenköpfe gemalt, in der „Heiligen Stunde" namentlich den seiner Frau. Diese Frauengestalten und die Köpfe zumal atmen eine gewisse Größe und unsinnliche Kühle. Sie tragen etwas Sublimes und Abstraktes an sich; sie sind edlere Geschöpfe, als der Mann ist. Sie haben beinahe etwas Ästhetisches, was Hodler gar nicht eignete.

Das Weib und der Landsknecht — das war im allgemeinen seine Welt. Er sieht da, wie ein robusterer, handfester Halbbruder Nietzsches, dessen Wort: „Das Weib für den Mann, der Mann für den Krieg" auf ihn gemünzt scheint.

Kreuzten Männer von Geist und Wert seinen Weg, so wußte er sie meistens geziemend zu behandeln. Allein er suchte sie nicht; ihn verlangte nicht nach ihrem Verkehr. Nach dem strengen und oft bis zum Rande der Kraft durchgezwungenen Tagewerk wollte er sich gütlich tun und entspannen, wollte sich behagen und gehen lassen im Zirkel der Kunstgenossen und sonstigen Bekannten, wo er plaudern und lachen, seine mitunter ungebärdigen Sprüche zum besten geben und seinem Humor die Zügel gönnen durfte. Manche Stunde erhellte er sich und andern mit Musik. Er war nämlich ein perfekter und leidenschaftlicher Handorgeler, der seinem Freunde Max Buri für ein ihm besonders zusagendes Instrument ohne weiteres ein Bild schenkte.

Übrigens war er im Verkehr wenig heikel und hat Mitläufer, über deren durchsichtige Fragwürdigkeit er eigentlich sehr wohl im klaren sein mußte, nicht abgeschüttelt, offenbar, weil sie ihm zu einer Art Gewohnheit geworden waren. In dieser Unempfindlichkeit, die ihn so sehr abhebt von seinen Landsleuten Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, C. F. Meyer und Arnold Böcklin, schlug vermutlich weniger seine Herkunft durch als eine Anlage, die seine Männerporträts hinreichend verdeutlichten: wie seine Frauenbildnisse, verzichten auch sie auf das Tiefere und Feinere.

Seine Freunde rühmten ihm Anhänglichkeit nach, ein verträglich gemütliches Wesen und die Lust zu freudiger Anerkennung ihrer Leistungen.

## XIV

Die Landschaften Hodlers bekunden seine mannhafte, feste Seele, den gesunden, ruhigen Hauch seiner Empfindung, das kraftvoll sichere Fußen auf dieser Erde, den heiter gelassenen und dankbaren Blick in die Umwelt. Er bevorzugt das Hochgebirge, die Vorberge und ihre Seen, den Thuner und Genfer besonders, auch die Bergbäche, doch ohne die beliebten Kaskaden und Staubstürze. Das Waldinnere meidet er, gewinnt dem Wald überhaupt wenig ab. Er schiebt ihn zurück, bis er ihn als *eine* Fläche und *einen* Ton dekorativ packen kann.

Zu Hunderten hat er einzelne Bergstöcke porträtiert, sehr oft — wobei er so gut wie immer dem Nadelholz das Laub vorzieht — einzelne Bäume oder einfache Baumgruppen. Also verrät sich seine Anlage für die Einzelfigur auch im Verhalten zu Baum und Berg.

Er wählt Ausschnitte der Erdoberfläche, an denen der Mensch wenig oder gar nichts verändert hat, oder er läßt diese Veränderungen weg, so vor allem die Wohnstätten. Nur die Wege berücksichtigt er, denen ja schon an und für sich zuweilen ein Geländereiz anhaftet.

Überschlägt man seine Monumentalgewalt, den herrischen Rechengeist und das zuweilen geradezu zudringliche Vorwalten des Konstruktiven, so sieht man sich zu

der Frage gedrängt, warum er, bei seiner überreichen landschaftlichen Produktion, die Architektur meidet. Der Grund wird sein, daß die Architektur schon etwas Geformtes ist, das der Bildnerwille des Malers nicht ummodeln, nicht mit seinem Geiste füllen kann. Hodlers konstruktives Bedürfnis fand nur Genügen am menschlichen Körper, den er nach Belieben zu stellen und wenden und mit den Energien verhaltener oder losbrechender Bewegung zu laden vermochte. Auch fehlte ihm der Sinn für den Reiz, der aus der Bindung von Landschaft und Wohnstätte erwächst. Er hat so recht im Gegensatz zu Böcklin, der lebenslang einem nach seinen Plänen ausgestatteten und mit Gartenumschwung umfriedeten Hause nachträumte, offenbar niemals ans Bauen gedacht, auch dann nicht, als es ihm die Mittel erlaubt hätten. Bauen hätte mit allem, was drum und dran hängt, lediglich seine schöpferische Unrast gestört und getrübt.

Früh versagt Hodler seinen Landschaften die Staffage. Sie sollen wirken wie ein Stück aus der Hand der Natur selber. Sie haben etwas auf sich Beruhendes, in sich Geschlossenes, etwas Kühles, fast Nüchternes. Sie sind gesehen mit den Augen eines primitiven Epikers. Hier ist die Natur ein Reich für sich. Sie ist dem Menschen kein Trost, keine Zuflucht. Es webt und wittert um sie kein Traum, keine Sehnsucht. Keine Lichtspiele (oder doch seltene), kein Helldunkel gießen ihre Zauber über sie aus. Kein Hauch von dem, was Goethe in sie hineinsang und hineinsann, nichts von dem, was ein Eichendorff aus ihr erlauschte, nichts vom Gefühl Gottfried Kellers: „Doch immer bin ich Kind geblieben, wenn ich zu dir ins Freie kam."

Trotzdem — die energische Organisation der Vorwürfe, die meisterliche Faktur, der souveräne Wille, der sich auch im belanglosesten Motiv durchsetzt, der Widerschein des selbständigen, eigenartigen Geistes, der auf seinem Isolierschemel fremden Geist von sich ferne hält, sichern manchen dieser Schöpfungen einen hohen Rang.

Wie der Figurenmaler, so durchlief auch der Landschafter Hodler eine frappante, zielsichere und folgerichtige Entwicklung, die erst mit seinem Lebensende ihren Abschluß fand. Von Menn empfing er Lehre und Rüstzeug, den Gegenstand zu meistern, d. h. zurechtzurücken, zu vereinfachen, kubisch zu gliedern und durchzuformen: Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund, sowie Aktion und Gegenaktion der Wagrechten und Senkrechten. Schon zu seinen Lehrzeiten waren die von Poussin und Claude Lorrain angewandten Leitlinien und Strukturen zugunsten der *Fontainebleauer* paysage intime aufgegeben.

Von Menn übernahm Hodler auch die Einstellung auf die Farbe: aus seiner Madrider Zeit stammen Landschaften, die ihn verblüffend deutlich als Gefolgsmann Corots proklamieren, der ja so sehr auf Menn gewirkt hat. Früh begann er, während er im großen Ganzen Corots vaporöse Töne beibehielt, Einzelheiten, z. B. das Laub, zeichnerisch zu behandeln, was sich in dem Maße steigerte, als die Linie bei ihm auf Unkosten der Farbe zur Herrschaft gelangte. Dann fing er an, namentlich in den Genferseelandschaften, zu rhythmisieren, indem er die Uferkurven ausspielte und auspendelte gegen die Linie der Berge und Wolken, so daß

ungefähr seit 1900 eine fühlbar ornamentale Haltung zutage trat, die ihn natürlich in der Wahl der Motive beengte. Annähernd ein halbes Dutzend Jahre vor seinem Tode streifte er diese Fessel ab und gab sich die frühere Freiheit zurück.

Unbestritten hat er die Mehrzahl der jüngern Schweizer Landschafter vorübergehend zur Heerfolge gezwungen — ob just zu ihrem und zum Heil der Kunst, das steht auf einem andern Blatte. Er hat die Landschaft arm gemacht, weil er ihr Stimmung und Lichtreiz raubte und durch seine rhythmisierenden Grillen ihren natürlichen Wuchs einschnürte. Da die Nachahmer mit dem, womit er wenigstens einigermaßen Ersatz bot, mit seinem eminenten Können und seiner markigen Persönlichkeit, nicht aufzuwarten vermochten, so kam außer einem gewissen dekorativen Wesen nicht viel heraus, zumal die meisten, nach Art der Nachläufer, da anfingen, wo er aufgehört hatte.

Es ist fraglich, ob ein ausgesprochener Monumentalist den höchsten Stand der Landschaftsmalerei erreicht. Seine Mittel wie seine Bedürfnisse scheinen es zu verbieten. Einige wenige unter Hodlers Schöpfungen mögen sich ihm nähern, so ein stimmungsstarker „Herbst" im Neuenburger Museum. Einmal aber hat er den grünsten Kranz errungen, und zwar mit der „Lawine" in der öffentlichen Sammlung zu Solothurn, wovon eine Variante im Zürcher Kunsthaus hängt. Hier ist alles gleich groß und vollkommen: der Vorwurf selbst, nämlich die gewaltigen, aus dem wagrechten Grund lotrecht aufsteigenden und vom Himmel sich abhebenden Felswände; der durch den Schnee sich durchfressende Bach als lebendiger Kontrast zu der ruhigen Schneefläche; die breite, meisterliche Modellierung der beschneiten Halde; der wundervolle Farbenakkord, nämlich das Hellblau der Luft mit dem Tiefblau des Baches und den bläulichen Schneeschatten, das Gelb der Wände, das Rotbraun der verdorrten Bäume und das Weiß des Schnees. Dazu gesellt sich die Größe der Auffassung, die Macht und Weite des elementaren Gefühls. Die Tugenden des Motivs, das Schweizer Maler schon Menschenalter vor Hodler aufgespürt, vereinen sich hier mit dem außerordentlichen Geist und Können Hodlers, eine Landschaft von ursprünglicher Wucht und monumentalem Schnitt und zugleich von einer Wirklichkeitstreue im Motiv hervorzubringen, daß in dieser Form vielleicht kaum eine ebenbürtige in der deutschen Malerei zu finden ist.

Sie nimmt sich unter seinen Landschaften aus wie die „Nacht" unter seinem Figurenwerk. Das Eigenste, das Unsagbare, das Tiefste dieses Geistes hat hier Gestalt gewonnen und tritt uns aus den Schleiern unverhüllt und überwältigend entgegen wie sonst kaum wieder.

## XV

Zehn volle Jahre soll Hodler die „Lawine" im Atelier gehütet haben. Er fühlte, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei, und fürchtete den tolpatschigen Unverstand der Laien, noch mehr die Scheuleder und das Übelwollen der Kritik. Kaum ausgestellt, wurde sie 1897 in Basel von der Eidgenossenschaft erworben. Hodler war inzwischen zum bekanntesten Schweizermaler neben Böcklin aufgerückt; das Ausland hatte ihn ausgezeichnet, und seine vielumstrittenen Entwürfe für die

Waffenhalle des Landesmuseums hatten obgesiegt. Gerade der Widerstand des mit der Kunstgelehrsamkeit verbündeten zopfigen Antiquarendünkels schlugen ihm zum Heil aus, weil er ihn vor die Augen und in den Mund von Tausenden brachte.

Zwanzig Jahre später, im Sommer 1917, stellte das Zürcher Kunsthaus sein Lebenswerk zur Schau. Seine Schöpfungen belegten auch den hintersten Winkel des geräumigen Baus mit Beschlag. Und doch fehlte, der überquellenden Fülle zum Trotz, noch so manches, z. B. alles, was den Weg ins Ausland gefunden. Kaum ein zweiter Künstler wird ein solches Stelldichein seiner Werke erlebt haben. Die Kritik verstummte, die Bewunderung allein behielt das Wort vor der zwingenden Größe und ihrem Reichtum.

Verschiedenes traf mit Hodlers einzigartigen Vorzügen zusammen, ihm die mächtige Wirkung zu schaffen.

Sein Zeitalter verlangte aus dem Wirklichen, aus dem bloßen Realismus heraus. Es suchte neuen Gehalt, eine neue Religion, zeitlose Symbole und strenge gebundene Form — in der bildenden Kunst wie in der Poesie. Diese Sehnsucht erfüllten Cezanne, van Gogh und Hodler, die alle drei die bloße Abschrift der Natur aufgaben und Gefühlsabstrakta fanden.

Alle drei drangen verhältnismäßig langsam durch. Die Welt folgt demjenigen leicht, der aus der Höhe zur Erde niedersteigt. Denn sie versteht ihn. Aber dem Flug in die Lüfte vermögen zunächst immer nur wenige zu folgen.

Eine Epoche, die keinen Stil besitzt oder doch nur ein paar Halb- und Viertelstile nebeneinander, wird einem großkalibrigen Monumentalisten, wenn sie ihn nicht von vornherein rundweg ablehnt, kaltsinnig und verständnislos begegnen. Das erlebten Feuerbach und Marées, die doch konzilianter und wärmer ansprechen als Hodler, dessen dezidiert männliches, ja herbes Wesen den befremdet, den es nicht auf der Stelle überwältigt. Sodann war man in dem Augenblick, wo man eben endlich angefangen hatte, sich in Böcklins Märchenland und Farbenmagie heimisch zu machen, nicht auf einen Graphiker strengster Observanz eingerichtet, der, wenn nicht farblos, so doch neben Böcklin an Farbe arm und kühl anmutete.

Auch tat es seinem Aufkommen Eintrag, daß seine Ausbildung und sein Leben sich in der schweizerischen Heimat abspann, und daß er, kurze Pariser Aufenthalte abgerechnet, niemals in einem größern Kunstzentrum sich aufhielt, wo er nicht nur an Fachgenossen, sondern an Kenner geraten wäre, an denen in der kleinen Schweiz eben kein Überfluß herrschte. Daß in Genf sittliche Bedenken sich gegen die Ausstellung der „Nacht" sträubten, wird keinen verwundern, der sich vergegenwärtigt, wie sehr gewisse Pariser Kreise Ärgernis nahmen an Manets Nuditäten.

Man mag freilich erwägen, ob just Paris für Hodler der geeignete Boden gewesen wäre. Zwar Puvis de Chavannes bewunderte die „Nacht". Aber schon mit dem „Rückzug von Marignano" gingen die Franzosen nicht mehr mit, was sie durch die üble Art dokumentierten, wie sie den Karton in einer Ausstellung aufhingen. Hodlers Reich war nicht ihr Reich und wurde es immer weniger, je mehr er eigene Wege beschritt. Sein Ruhm ist in der Schweiz und in deutschen Landen aufgegrünt.

Vermutlich tat er wohl daran, sich in Genf anzusiedeln. Die Lebensführung in der Stadt Calvins ist freier als in den übrigen Schweizer Städten, die überdies vom Leman aus in mäßiger Fahrt zu erreichen sind. Und die Genfer Landschaft bezauberte ihn stets von neuem.

## XVI

Indem Hodler ungefähr in der Lebensmitte die wirkliche Welt hinter sich ließ und sich einer imaginären zuwandte, vollzog er eine Schwenkung, die sich von langer Hand und langsam vorbereitet hatte. Diese Schwenkung wurde verzögert, trotzdem Mann mit seinem Streben nach Vereinfachung und nach dem Typischen den Weg geebnet, weil Hodler seine innern Figuren und Gesichte nur mit Hilfe einer ungewöhnlich durchgebildeten Wirklichkeitswiedergabe ans Licht zu heben vermochte. Eine lediglich im eigenen Busen lebende Bilderwelt durch Gestalten verkörpern, die Millimeter für Millimeter mittels des Netzes gezeichnet sind, das bedeutet harte Arbeit, einen mühevollen Ausgleich schwieriger Gegensätze. Michelangelo nahm, so sehr er sie individualisierte, die ausgeschriebene Schönheitslinie der Renaissance auf; Dürer mischte das Wirkliche mit dem von den Italienern geschaffenen Idealstil; Ingres raffaelisierte den Kontur, und bei Hans von Marées entdeckt man im Hintergrund allenthalben Tizian.

Nun lagen allerdings bei Hodler die Dinge so, daß er in der Regel nicht die irdische Hülle suchte für einen Bildgedanken, sondern daß ihm dieser aus irgendeinem Stück Irdischem aufblitzte, wie namentlich aus Einzelfiguren erhellt, aus denen die „Enttäuschten Seelen“ und die „Lebensmüden“ erwuchsen. Seine schöpferische Phantasie entzündete sich förmlich am Modell. Das erklärt seine Harmonie zwischen Form und Idee.

Haltung und Gebärde schon des „Studenten“ drängen über die Realität hinaus. Er sollte und möchte mehr sein als nur ein Selbstporträt. Namentlich um die gewöhnliche Kleidung will Hodler früh herumkommen, wie „Turnerbanket“ und „Schwingerumzug“ erhärten. Kein Wunder, zog es ihn zu dem kleidsamen und farbigen Kriegsgewand des sechzehnten Jahrhunderts. Und für die Frauengestalten, wenn er absah von der Nacktheit, ersann er ein enganliegendes, häufig ärmelloses und halsfreies Kleid mit einer Längsmittelfalte.

Im Jahr 1887 faßte er noch ein Stück Wirklichkeit in einem siebenfigurigen Bild. Es heißt „Das neue Rütli“ und bietet einen Ausschnitt aus einem Schützenfest. Es erweckt, vermutlich ganz gegen den Willen des Schöpfers, beinahe den Eindruck einer Satire. Hier fühlt man, daß ihm die Tracht unserer Tage widerstrebte. Er gab, außer bei Studien und Bildnissen natürlich, den modernen Röcken, Hosen und Hüten den Abschied.

Im Verkehr mit seinesgleichen huldigte er häufig ungebundener, hemdärmeliger Lustigkeit. Davon ist in seinem Werk kein Hauch zu spüren. Humor verträgt sich wohl in der Dichtung mit Monumentalität — gerade Hodlers Landsmann Niklaus Manuel bietet in „Krankheit und Tod der Messe“ ein erlesenes Beispiel dieser seltenen Mischung — nicht jedoch in Bild und Skulptur.

Hodlers Geist fährt in die Tiefe und strebt dem Großen und Ernsten zu. Der treffliche Luzerner Landschafter Robert Zünd fand schon im Sommer 1892 das richtige Maß: „Die Hodlerschen Bilder", schrieb er seinem Freunde Rudolf Koller, „sind ein Stück Dante und weit mehr, als die Welt sieht."

Hodler flüchtete ins Reich der Symbole und ewigen Normen, weil seine Kunst die Menschen und ihr Tun, die er ohne Idealismus ansieht, nicht mit Liebe zu umfassen, nicht zu vergolden vermag. Obgleich dermaßen auf die Wirklichkeit angewiesen, daß er ohne Modell nichts zustande brachte, war er doch ein Idealist und zielte aufs Abstrakte. Die Wirklichkeit ist sein Mittel, das Symbol sein Zweck.

Er ist, wie er auf Schritt und Tritt im Leben war, echt und wahr, ohne Pose, ohne den Gedanken, selbst ohne die Fähigkeit einer ihm und seiner Kunst zuwiderlaufenden Konzession. Obgleich schon früh ein Meister und ungewöhnlicher Könner, mied er alles Bravourmäßige, Virtuosenhafte und Spielerische, ging auch niemals einer Schwierigkeit, wenn sie ihm zur Lösung zu gehören schien, aus dem Wege. Allerdings liegen gefährliche Verkürzungen und dergleichen nicht im Wurfe seiner Konzeptionen, schon weil er den Raum völlig als Fläche behandelte.

Sein Farbenauftrag ist dünn, seine Konturen sind bestimmt. „Dünne Farben und feste Umrisse, das hält am längsten", lautete seine Ansicht. Er beharrte bei der Leinwand als Malgrund und bei Öl. Seiner Natur mochte Tempera mit ihren Schwankungen und erforderlichen Umrechnungen für gewöhnlich widerstreben. Aber versucht hat er sich darin: „Näfels" und „Was die Blumen sagen" sind Tempera; „Tell" ist Caseïn.

Er hat die Ölfarbe niemals gefirnist und keine Bindemittel gebraucht, höchstens mit Petrol verdünnt. Er wollte das Aussehen der Bilder matt haben.

Diesem selbstgegebenen Gesetz unterwarf sich der Freskant Hodler nicht. Er überging den „Rückzug von Marignano" im Landesmuseum mit Ölfarbe, was, wie gegenwärtig schon ersichtlich, die Dauer des Werkes beeinträchtigt. Mangelnde Erfahrung und die fehlende heimische Tradition der Freskotechnik trafen hier bestimmend zusammen. Böcklin, der freilich noch weniger Tradition vorfand, besaß im Treppenhaus des Basler Museums den Vorteil, vor mehr als eine Wand gestellt zu sein: in dem Bilde der von Tritonen auf einer Muschel emporgehobenen Venus gewann er die Bindung von Monumentalität, leichtem, flüssigem Vortrag und maßvoller Farbe.

## XVII

Hodler ist immer charakteristisch, niemals trivial, niemals häßlich, selten lieblich, selten warm. Selbst das Bildnis seiner Frau mit dem Kind atmet kühle Sachlichkeit und den formalen Machtwillen des Konstrukteurs: die Komposition ist in eine aufrechte Ellipse gefügt. Ebenso ist es fühlbar, wohl allzu fühlbar, daß die Köpfe und Füße der „Heiligen Stunde" in der Peripherie einer Ellipse ruhen.

Der Gedanke meldet sich, was für einen Einschlag und Zuschuß der fromme Sinn abgelaufener Jahrhunderte, der Hauch einer vornehmen Zeit seinem Geist geboten hätte.

Eine Welt und Kraft für sich, sticht er von allen andern ab. Sein kleinstes Werk ist eigentlich von muraler Gesinnung, weil es die Empfindung eines monumentalen Freskanten ausdrückt. Seine Sachen dulden keine Staffeleibilder neben sich.

Böcklin, Hodler und Welti haben sich von ihrer Zeit und deren Erscheinungsformen abgewandt und das Allgemeingültige in Märchen und Symbolen zu fassen gesucht. Unter ihnen besitzt Hodler die spezielle Alemannengabe der Charakteristik am meisten. Er steigert die lineare Formulierung unerhört. Allein er hat sich schließlich über die Rasse erhoben und während des letzten Lebensjahrzehntes sich dem Abstrakten zugewandt. Und doch ist der „Schwingerumzug" vielleicht das Schweizerischste, was es in der guten Kunst gibt.

Das mit der Zeit sich steigernde Bedürfnis, seine Figuren in sublimen Höhen anzusiedeln, beeinträchtigte in keiner Weise seinen Erdensinn, seinen Heimatsinn. Er war und blieb der ausgeprägte, seiner Stammeszugehörigkeit frohe Berner, so sehr er am Leman in französische Art und französische Sprache sich eingewöhnt hat.

Zwei Drittel seines Daseins hat er in Genf verbracht. Aber die Stadt Calvins hat nur verhältnismäßig wenige seiner Bilder erworben, während annähernd ein Vierteltausend nach Zürich gelangte, ins Kunsthaus allein ein wohlgezähltes Hundert. Gleich nach seinem Tode betonten welschschweizerische Blätter, im Grunde sei er dem romanischen Geiste fremdartig und unvertraut.

Er wußte: sein Name war in der Schweiz und in Deutschland erwachsen, und die Franzosen fanden sich nicht in ihn. Noch in seinen Leiden beschäftigte ihn die Frage, was Deutschland zu seinen neuen Bildern sagen werde.

Er hatte freilich, von Zeitungsbrandreden verhetzt, im Künstlerzorn einen Protest gegen die vermeintliche Beschießung der Rheimser Kathedrale durch die Deutschen unterschrieben. Nachdem er in die Dinge einigermaßen hineingesehen, erklärte er, niemals wieder in seinem Leben seine Unterschrift unter irgendeine Kundgebung zu setzen.

Die Jenaer Studenten taten wohl daran, als sie im Sommer 1919 den Verschlag von dem mächtigen Bilde in ihrer Universität wegbrachen.

# Das Kriegsopfer des Majors von Krumenek

## Erzählung

von

## Adam Kuckhoff

Der uralte Major a. D. von Krumenek steht auf dem Bezirkskommando. Er sieht die jungen Leute, die sich freiwillig zu irgendeiner Waffengattung melden, die es ihnen antut, oder auch nur melden und sagen: „Braucht mich, wo es nötig ist",

sieht sie mit der bis zur Brüderlichkeit freudigen Liebe der ersten Kriegstage, aber auch mit einem trauernden und schmerzenden Eifer. Wer jetzt, und seien es auch nur fünfzehn, zwanzig Jahre jünger wäre!

Der Offizier, an den er sich wendet, ist wie immer liebenswürdig. Er hat die Gabe, Ehrfurcht vor Greisen empfinden zu können. Im übrigen vermag er nicht zu helfen, und er erkennt, daß es so richtig ist.

Der Major von Krumenek will nämlich eine militärische Bestallung haben. Möglichst im Felde, aber er sieht ein, das geht ja wohl nicht. Jedoch: warum soll er zum Beispiel keine Rekruten ausbilden? Er weist mit einer ausladenden Geste auf die unverminderte Reihe der Jungen und ruft ihnen zu: „Nicht wahr?" Die Jungen lachen.

Der Offizier leidet ein wenig für ihn. Denn was da lacht, lacht nicht zu, es lacht aus; nicht bösartig — das gibt es nicht in diesen Tagen — aber es lacht aus. Und deshalb wird der Major auch keine Rekruten ausbilden. Er hat den Stil einer vergangenen Zeit. Man ist sachlich geworden; er ist pathetisch geblieben. Selbst ein Scherz fliegt heute kurz, scharf und zurückhaltend. Und alle Wärme ist aus dem Wort in die Tat getreten.

Man kann das dem Major nicht sagen. Er würde es auch nicht verstehen. Er weiß, daß es Unterschiede gibt zwischen damals und jetzt. Er sitzt frühmorgens auf, wenn er die Zeitungsfrau erwartet — von fünf Uhr an — und sucht sich die neuen Kommandos und sonderbar geänderten Vorschriften einzuprägen. Er ist unbedenklich überzeugt, daß nur Kommandos und einzelne Vorschriften sich geändert haben.

Man sagt ihm nicht geradeheraus: es geht nicht. In den ersten Wochen kann man die Möglichkeiten nicht übersehen. Dann sind andere da mit jüngerem Anspruch. Allmählich gleitet es in eine typisch vertraute Antwort hinein, die ungefähr lautet: Es hat sich nichts verändert; aber vorkommendenfalls —

Die Tage reihen sich. Die deutschen Heere rennen durch Belgien. Da quillt es in Ostpreußen träge herein; die Russen stehen vor Königsberg. Dem Major verschlägt es den Atem. Sein Tag pendelt zwischen dem Bezirkskommando und dem Stammtisch in der „Germania". Der Feind dringt in Deutschland vor! Nachrichten unbeschreiblicher Greueltaten treffen ein! Sie müssen ihn nötig haben.

Vielleicht ist der Offizier auf dem Bezirkskommando schließlich mürbe geworden. Vielleicht rührt ihn die junge und einfältige Seele des alten Mannes, und er hat Schritte getan, hat einem Maßgebenden warm und wirkend die Gestalt des Majors von Krumenek gezeichnet und eine vorsichtige und beschränkende Fürsprache eingelegt. Jedenfalls erhält der Major eines Tages eine Kompanie vertretungsweise zur Ausbildung anvertraut. „Vertretungsweise." In Wirklichkeit hat man sich unter allen Umständen einen schonenden Ausweg vorbehalten. Aber das weiß er nicht.

* * *

Es geht wirklich nicht. Wenn der uralte Major von Krumenek mit seiner Kompanie arbeitet, wird der weite Kasernenhof bis in seine äußersten Ecken rabiat.

Die Offiziere wissen nicht, was sie mit ihren Mannschaften anfangen sollen. Denn äußerlich ist nichts zu merken. Aber durch jedes Glied geht unsichtbar ein ungeheures Gelächter.

Es ist dazu nicht nötig, daß irgend etwas Komisches geschieht. Die Kommandos des Majors dringen nicht herüber, und wenn nicht gerade „Rührt euch" befohlen ist, sieht man ihn nicht. Aber es genügt, daß sie wissen: da steht er nun und kommandiert!

Der Major ist gewiß niemals ein Licht gewesen. Wie soll er jetzt die Fülle neumodischer Dinge behalten und jedes im gegebenen Augenblick aus dem Gedächtnis hervorholen! — Er zieht seine ganze Stimmkraft in die Kehle zusammen und quiekt: „Mit Sektionen —" „Halt! Wie sagt man denn jetzt statt dessen?" — Die Chargen schweigen. Im Anfang sind sie eingesprungen, aus natürlicher Disziplin und der wohlerzogenen Achtung vor dem Unterschied der Lebensalter. Aber das Komische demoralisiert. — Der Major denkt also nach. Eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten. Er vergißt, daß die Kompanie dasteht und wartet. Mit einem Male hebt er triumphierend die beiden Arme und nimmt den Ton auf, wie er ihn abgebrochen hatte: „In Gruppen rechts schwenkt, marsch!"

Und das ist gerade das Peinliche: daß dergleichen ihm selbst niemals unbehaglich wird. Der nach vielen rostigen Jahren wieder in Gang gekommene Beruf, die Zeit, deretwegen und in der er ihn ausübt, erfüllen ihn so, daß er gleichsam zum ersten Pol des Lebens zurückkehrt. Sein Eifer ist der Eifer des Kindes, sein Tun ist das Spiel des Kindes, die draußen anders gehende Welt ist die durch Spiel und Eifer des Kindes vernachlässigte oder eingezwungene Welt der Erwachsenen. Das geht bis ins einzelne von Bewegung und Wort.

Eines Tages greift er den Feind an: bezeichnete Baumstämme. Aber er sieht ihn ganz deutlich, wie er siebzig hockte im Bois St. Hilard. Die Überlegung schwindet. Das Kommando fehlt ihm. Dabei heißt es handeln. — Die Kompanie aber liegt gemütlich vor Baumstämmen und wartet auf den Feuerbefehl. „Puff!" schreit der Major.

Gewissenhaft bemüht er sich, die neuen Arten des Gefechtsdienstes mit seinen Leuten einzuüben. In gewichtigem Ton, sich selbst durch den vergnügten Umfang seines Wissens bedeutungsvoll, trägt er vor, was er am Morgen — beim Warten auf die Zeitungsfrau — von der Ausnützung des Geländes gelernt hat, von den Feldpionierarbeiten der Infanterie, von Form und Maßen des Schützengrabens. Wenn es aber dann an die Ausführung geht, ist ihm etwas unheimlich zumute. Im Buch schienen die Dinge sich viel leichter auszunehmen, als hier im weiten, offenen, mit Bäumen, Höhen, Senkungen eigenbrötlerisch gesprenkelten Gelände. Dafür freut er sich dann doppelt und klatschte am liebsten vergnügt in die Hände, wenn es nun richtig aufgeht und die befohlene Arbeit sauber daliegt und so, wie sie in den Vorschriften angegeben war, und doch merkwürdigerweise meistens ganz anders, als man sie sich vorgestellt hatte.

Indes: dergleichen spült im Grunde nur ganz an den Rand seines Bewußtseins heran. Es ist Aufgabe und Pflicht und wird getan. Dann aber kommt erst das andere, das Eigentliche: was er aus eigenem Erleben auffüllen kann. Marschübungen, bei denen er träumend zu Pferde sitzt und in einer Stunde tausend ähnliche, mit Jugend, Freunden und Abenteuern gefüllt an sich vorbeiziehen läßt; Schießübungen, bei denen immer dasselbe Bild vor ihm auftaucht: der Waldschießstand in der Stadt im Westen, zu dem man morgens hinausritt, alle Sinne voll von einem jungen Ding; vor allem aber, was er im Grunde einzig Krieg nennt: Angriff, Sturm, Sieg — und wo er sich austobt in Erinnerungen *seiner* Kriege und den geträumten Schemen von Ruhm und tollkühnen Taten.

Der begrenztere Formenkreis des militärischen Alltags hat sich geschlossen. In ihn pulste von draußen das Blut des Krieges hinein und hob alles zum unmittelbaren Sinn und fast an die Grenze der Wirklichkeit. In wenigen Tagen ist der Major von Krumenek noch einmal, gleichsam im Bilde und doch körperlich, den inneren Weg seines Daseins gegangen. Jetzt steht er oft vor seiner Kompanie, weiß nicht recht, womit er eine noch verfügbare Stunde ausfüllen soll, und hat doch das bestimmte Gefühl, daß etwas, und zwar ein Feierliches, Krönendes, am Ganzen fehle. Er setzt sein Leben und die Tage seiner erneuerten Tätigkeit gleich und findet alles gerundet. Aber als er eines Abends an dem gewohnten Stammtisch sitzt und ein paar alte Greisengesichter der Genossen darübergebeugt sieht, fällt ihm mit einem Male wieder ein, was vor diesem sein häufigster und befriedigendster Traum gewesen ist. Am andern Tag übt die Kompanie unter seiner wie je eifrigen Leitung ein feierliches militärisches Begräbnis. Zwei Mann stellen die Friedhofsmauer dar, zwei die Leicheneinsegnungshalle; auf sie bewegt der Zug der Kompanie sich zu, und vor ihm stelzt der Major taktschlagend und mit langsam und hoch sich hebenden Beinen und singt: Tam — tatarata — tam — Tam — tatarata — tam. Die Mannschaften heben die Beine wie er, die Chargen wirken noch komischer, weil sie ernst bleiben müssen; ringsum scharen sich die freigewordenen Leute aus anderen Kompanien. Das Gelächter kann nicht mehr unsichtbar bleiben und platzt und kichert und prustet. Feierlich stelzt der Major hindurch, sieht nichts, hört nichts und erlebt bei lebendigem Leibe das Hochgefühl seines eigenen ehrenvollen militärischen Begräbnisses.

Am nächsten Tag ist seine Vertretung zu Ende: der vorberechtigte Kompanieführer habe sich eingefunden. Der Major von Krumenek glaubt, daß er dies schnelle Ende sehr schmerzhaft empfindet. Aber damit täuscht er sich selbst.

* * *

Nun hat der Major von Krumenek wieder Zeit. Als er das erste Mal aufwacht, ohne die Aussicht eines frischen, tätigen Morgens — aber zum Glück regnet es in Strömen — seufzt er tief und liegt noch eine Weile in trüben Gedanken. Seine Bewegungen im Aufstehen sind langsam und müde. Beim Frühstück greift er nach

Brot und Belag mit einer Geste, die sagen will: Wozu noch dies? Aber er greift doch verschiedene Male, und es mundet ihm nicht übel. Die Zeitung enthält eine amtliche Darstellung der Argonnenkämpfe. Er taucht darin unter; er liest sie zum zweiten Male. Er holt seine Karte und bezeichnet einzelne Vorgänge mit buntkopfigen Stecknadeln. Inzwischen ist es neun Uhr geworden. Und wie er nun emporschrickt, fast beschämt, daß er die ganze Zeit über seine jung erneuerte Unnützigkeit hat vergessen können, da fällt ihm mit einem Male die andere Rolle ein, die er nun leben wird — aber er weiß beileibe nicht, daß es eine Rolle ist — er will „den Schmerz zu betäuben suchen". Wenn sie ihn auch kaum holen dürften wie damals Hindenburg, so soll es sein, als holten sie ihn: er wird Taktik, er wird Strategie studieren! Keinen Augenblick hält es ihn mehr zu Hause. Er springt auf, kleidet sich zum Ausgehen an, lebhaft und frisch; er läuft in die Buchhandlung; er wühlt in Werken und Karten. Neben ihm baut sich ein Berg von Büchern. Es ist Mittag geworden. Er sitzt beim Essen und freut sich kindisch, wie er nun zu Haus alles vorfinden wird. Dann den Schreibtisch abgeräumt, hinten die Bücher drauf, daß man nur so zu greifen braucht, hinein, und ehe man sich's versieht, ist der Abend und der Stammtisch da.

Der allabendliche Stammtisch, dessen fester Bestand er nun schon seit Jahren war, setzte sich aus den verschiedenartigsten Existenzen zusammen: Oberlehrern, Fabrikbesitzern, einem ehemaligen Theaterdirektor, Juristen, Architekten: lauter Persönlichkeiten, die in genauer Achtung der von den anderen beherrschten Fachgebiete die Achtung vor dem eigenen aufrechtzuerhalten bemüht waren. Hier war der Ort, wo man ohne jede Unsicherheit und geschützt vor den anmaßenden Einwürfen jüngerer Kollegen sich geachtet im Besitz einer Weisheit fühlen durfte, die man sich vor Jahren mit dem Examen und den Erfahrungen der frühen Berufsjahre endgültig gesichert hatte. So galt der Major von Krumenek widerspruchslos als „der militärische Sachverständige". Aber je mehr der Krieg vorrückte, desto tiefer glitt das allgemeine Interesse ins Taktische und Strategische hinein, wurden sonst himmelfern liegende Begriffe zu sicher gehandhabtem Bildungsbestand: Weisheit der Presse oder — bei lebhafteren und ehrgeizigeren Naturen — gar Frucht dieses oder jenes eifrig verschlungenen Werkes, dessen Aufstellungen nun für den Betreffenden kanonische Geltung erhielten und im Gespräch stets als letztes, nicht mehr zu widerlegendes Beweismittel vorgebracht wurden. Der Fachrespekt der anderen wich, und wie traditionell aufmerksam der Major auch den Ausführungen des Oberlehrers über die Form des römischen Widders oder den Unterschied zwischen Rundschild und Turmschild bei den Griechen zuhörte, so versicherte ihn das doch keineswegs des gleichen Liebesdienstes von der anderen Seite. Im Gegenteil. Gerade der Oberlehrer als seltener Leser der neuen französischen Felddienstordnung wußte die geschlossensten Erklärungen durch unangebrachte Wissensbrocken zu sprenkeln und auseinanderzusprengen, peinlicher um so mehr, als der Major selbst merkte, wie rostig seine Kenntnisse im Lauf der Jahre geworden waren.

Aber nun zeigt sich bald der Erfolg der neuen Arbeit. Der Oberlehrer hat längst ein zweites und drittes Buch gelesen, um hin und wieder noch einmal einen

bescheidenen, indes sofort erledigten Einwand machen zu können. Das schon sich hebende Gemurmel, es dürfte mit den militärischen Fähigkeiten des Majors von Krumenek nicht so besonders bestellt sein, ist wieder verstummt. Aufmerksam lauscht der Tisch seinen mit zahlreichen Zitaten durchsetzten Ausführungen.

* * *

Aber über diese äußere Wirkung hinaus geschieht ein Zweites, innerlich Bedeutsameres. Der Major hat seinerzeit als Leutnant, als Hauptmann — das weiß er noch genau — den theoretischen Kriegswissenschaften nie recht Geschmack abgewinnen können. Dienst, soviel man wollte, aber nicht dies schwerfällige Gedankenspiel, bei dem doch alles anders aussah, als draußen in der Wirklichkeit mit ihren rauschenden Bäumen oder der fußanklebenden Ackerkrume. Der Mangel an theoretischem Interesse ist auch die Zylinderfalle gewesen, in die er damals hineinstürzte. Er hat geflucht, hat von Schulfuchsheit geredet und von der Unterschätzung lebendigen Draufgängertums; ja, noch kurz vor Ausbruch des Krieges gab es einmal ein bedenkliches Kopfschütteln seinerseits über die systematische Vergehirnung der Jugend — als ganz fernes Nachgrollen des eigenen Schicksalsgewitters, das seine gutmütige Seele im Grund doch schon lange nachzuhalten verlernt hatte. Aber nun sind ihm die Augen geöffnet. Was unlebendiger Gedankenkram schien, offenbart mit einem Male eine ungeheure Wirklichkeitskraft. Es geht auf wie der beschriebene Schützengraben, der ausgeführt für die Augen nur wenig gemeinsam hatte mit der Abbildung des Buches und doch aus diesem Buch bis ins einzelne folgsam und treu entstanden war. — So schlägt Hindenburg seine Schlachten! Sie sind Gedanken und Papier, und nun stehen sie mit einem Male da, geworden, wirklich, Geschichte. Der Major von Krumenek staunt. Er hat das ja schon längst gewußt. Er hat sogar seinerzeit eine Arbeit geschrieben über Gravelotte. Außerdem ist er selbst dabeigewesen. Aber hoiho! — wie fern lagen ihm damals Papier und Gedanken. Und die Arbeit war eine gegebene Aufgabe gewesen, ein Rechenexempel, bei dem man sich nicht bewußt wird, ob nicht vielleicht die Zahlen hoch oben in der Wirklichkeit kreisende Jahre von Planeten, wandelnde Jahrtausende von Sonnensystemen bedeuten.

Mit einer fast sakralen Ehrfurcht sitzt der Major von Krumenek nun vor den geheimnisvollen Büchern. In den ersten Tagen steigert sie sich noch. Das gute, alte Gehirn, das nie recht für die Handhabung abstrakter Begriffe geeignet war, hat nach so viel eingerosteten Jahren doppelt Mühe, Gedachtes in Anschauung zu verwandeln. Und das will es. Diesmal sollen die Zahlen ihre echte Wirklichkeitsbedeutung erhalten.

Allmählich geht es besser. Die Seitenzahl, die man an einem Morgen bewältigte, vermehrt sich. Es wird zum neugierigen Sport, so, gleichsam statistisch, die inneren Fortschritte festzustellen. Nach einem besonders guten Ergebnis ist man am Stammtisch abends zunächst schweigsam. Irgendwer wird sich dann gewiß nach der Ursache erkundigen. Und man wirft etwa hin: Abgespannt. So und so viele Seiten von

dem und dem studiert. Ja, das ist schon eine Leistung, mein Lieber! — Und wenn darauf ein anerkennendes Echo oder auch nur ein respektvolles Schweigen erfolgt, so vergeht die Abspannung im Nu, und keine Faust demonstriert dann lebhafter, kein tief herausgeholtes Lachen schüttert dröhnender als das des Majors von Krumenek.

Noch eins weist äußerlich auf das neue Studium des Majors. Jedes Gespräch über militärische Dinge — und es gibt deren natürlich in diesen Zeiten unzählige — pflegt er mit einem nachdenklichen „Ja, ja, die Strategie!“ abzuschließen. Und wer genau hinhört, kann dabei eine allmähliche Andersfärbung des Tons bemerken, in dem er das ausspricht. Zuerst vielsagend, als Famulus an einem noch mühsamen Mysterium, dann warm, bewundernd, als zugelassener Vertrauter, zuletzt aber mit einem deutlichen Anflug gehaltener Resignation. Was ist geschehen?

Der Major von Krumenek hat die Tragödie seines Lebens erkannt. Vielmehr: Tragödie klingt laut. Zu lang sind die Zeiten gegangen. Auch ist er ahnungslos in ein mildes Alter eingekehrt, ein Alter, das durch die kurzen glücklichen Wochen des neuen Dienstes seine weich hinausführende Rundung fand. Er weiß im Grunde: er darf sich nicht beklagen.

Aber schade bleibt es darum doch, daß er die eigentliche Gabe seines Lebens verfehlte. Denn erst der uralte Major von Krumenek hat es gefunden, worin sie bestand. Nie wird er es jemandem sagen; aber für sich weiß er es unerschütterlich gewiß: er war zum Strategen geboren. Wer hätte das gedacht vor kurzem in jenen mühseligen Anfängen! Aber je weiter er fortschritt, desto leichter hob sich alles, desto elastischer handhabte er die selige Terminologie, die schon an sich wie ein weiter luftiger Turnplatz war, voll liebevoll und vertraulich begrüßter Geräte. Und als es nun an Aufgaben ging, diesmal nicht als Zahlen, nein — denn draußen tost lebensgewaltig der Krieg — da gelingt es ihm wahrhaftig, sie zu lösen, nicht die eine oder die andere, sondern die erste, die zweite, die dritte: manchmal fast genau wie das Buch, manchmal sogar genau, manchmal sogar besser, wie es ihm scheint, denn dies Buch weiß ja noch nichts von den neuen Lehren, die da draußen täglich und täglich geschehen.

Er wird mutiger. Er wendet Gelerntes auf die augenblickliche Kriegslage an. Er versucht, zu prophezeien. Es gelingt. Nicht immer. Ja, eigentlich nur ab und an. Aber dann ergibt sich später, daß man eben nicht alle nötigen Daten zusammen hatte. Das Material ist lückenhaft gewesen. „Sonst hätte man“ — „Aber natürlich, wenn die Dinge so lagen —!“

Es kommen Tage, wo es den Major von Krumenek mit Mühe hält, daß er nicht einen Brief an die Oberste Heeresleitung schreibt. Irgendwo draußen ist eine Klemme. Er sieht genau, aber ganz genau, wie sie zu lösen wäre. Werden *sie* es sehen? Er hat Vertrauen. Aber wenn nun wirklich er allein es wäre, der, ohne Verdienst, durch Zufall, das Richtige fand? Wie oft ist nachher das Richtige das Selbstverständliche gewesen, und trotzdem hat man es vorher nicht gesehen. — Manchmal sehen sie es wirklich nicht. Etwas anderes geschieht. Es führt vielleicht auch

zum Ziel, aber nicht so gerade, nicht mit so großen Ergebnissen, wie die Idee des Majors von Krumenek. Das schmerzt, das erregt. Mehr noch, wenn wirklich einmal ein Mißgeschick eintritt. Dann hat beim nächsten Mal der Major von Krumenek schon die Feder in der Hand. Aber er schreibt nicht. Er weiß, was mit seinem Brief geschieht: Zu spät!

Das sind nun die Tage, in denen das „Ja, ja, die Strategie" den Anflug gehaltenen Verzichts erhält. Man hat in der Jugend verfehlt, so büßt man im Alter. Ergeben und würdig. Aber manchmal fällt es schwer.

Dann besonders, wenn man in irgendeinem Blatt die Aufsätze militärischer Mitarbeiter über die Kriegslage liest. Sie sind durchweg falsch. „Dilettantisch", sagt der Major von einem gewissen Punkt seiner Studien ab. Am Stammtisch sorgt man dafür, daß bei seinem Eintritt keine Zeitung gelesen wird. Es ist bei allem zeitgemäßen militärischen Interesse ungemütlich, verschiedene Viertelstunden scheinbar hingegeben das Blatt Papier anstarren zu müssen, auf dem der Major die Absurdität dieser oder jener Auffassung seines Gegners im Abendblatt zu beweisen sucht. Kommt es aber doch einmal dazu, so ist heftigste Zustimmung nach den ersten Worten stillschweigende Übereinkunft. Meist gelingt es dadurch wirklich, die strategisch-taktischen Darlegungen erheblich abzukürzen.

Aber der unbeschränkte Beifall der „Germania" genügt dem Major auf die Dauer nicht. Er schreibt zwanzig bis vierundzwanzig Seiten lange Briefe an die Redaktionen. Er ist überzeugt, daß seiner Unterschrift Major a. D. eine mindestens ebenso lange Entgegnung zukomme. Aber entweder erhält er gar keine Antwort, oder man bescheidet höflich, daß man mit Interesse von seinen Ausführungen Kenntnis genommen habe.

Zunächst ist er verdutzt, empört. Dann erkennt er, daß man am Fenster stehen muß, wenn man zur Straße reden will. Und eines Tages kommt ihm der eigentlich so natürliche, überraschend wundervolle Gedanke: er wird militärischer Mitarbeiter eines größeren Blattes werden.

* * *

Er hält das nicht für überschwierig. Zwar weiß er, daß die größeren Blätter von jeher durch ständige militärische Mitarbeiter versorgt werden. Er gedenkt diese Eingesessenen beileibe nicht zu verdrängen. Die Zeitungen haben Rücksicht zu nehmen; es wäre ihm sogar ein peinlicher Gedanke, wenn sie das nicht täten. Dennoch kann diese Rücksicht nicht so weit gehen, das offenbar Richtigere, Begründetere nicht daneben zu Worte kommen zu lassen. Bliebe: der Kostenpunkt spielt eine Rolle. Aber der Major ist einmal überzeugt, daß es dergleichen für ein großes Blatt gar nicht gibt, dann aber sind seine Ansprüche verschwindend klein. Ja, er ist jetzt schon bereit, sie überhaupt aufzugeben, wenn es nur daran scheitern sollte.

Eines Tages senkt er eine Last gleichförmiger Briefe in den Briefkasten. Sie enthalten neben einem Anerbieten, an dem und dem geschätzten Blatt als militärischer Mitarbeiter mitzuwirken (wobei das Honorar erst in zweiter Linie komme), die

ausgeführte Besprechung der Kriegslage von einem schon längere Zeit vergangenen Datum: als die seiner Ansicht nach beste, die ihm bisher gelungen ist. Der Beibrief hält sich in wenigen Zeilen. Riesig steht darunter: von Krumenek, Major a. D. Dies und vor allem die Besprechung sollen werben, als einzige sachliche Mittel. Der Major ist überzeugt, daß sie werben werden.

Die abgesandte Phalanx kehrt in den Antworten nicht als solche zurück. Langsam fliegt ein Brief nach dem anderen auf den Tisch. Verschieden in der Form, gleichlautend im Inhalt: Man danke, man bedaure, man sei schon versehen. Beim ersten sagt der Major: „In Gottes Namen" und wartet auf den zweiten. Der zweite ist ein gedrucktes Formular. Beim dritten freut er sich, daß es wenigstens ein handgeschriebenes ist. An den verneinenden Inhalt hat er sich nun schon gewöhnt. Beim vierten, fünften und sechsten entzückt ihn die Liebenswürdigkeit der Absage. Er glaubt unbesehen, daß nur die angegebenen äußeren Gründe schuld sind. Vergnügt stelzt er in den Sommermorgen und übergibt dem Briefkasten ein neues, noch umfangreicheres Paket, diesmal an kleinere und — vorsichtigerweise — an kleinste Blätter.

Seiner Meinung nach liegt ihm wenig an dem Ergebnis dieses zweiten Versuchs. Wenn man nicht gleich zu Hunderttausenden redet! — Aber im Innersten ist er doch überzeugt, daß selbst das kleinste Blatt ihm eine Absage schicken wird, aber im Innersten weiß er, daß er herumtanzen würde vor Freude, wenn auch nur das kleinste Blatt seinem Anerbieten entgegenkäme.

Eines Nachmittags geschieht das Wunder. Er wird diesen Nachmittag nicht vergessen. Die hinter das hohe Haus gegenüber getauchte Sonne ist an der Straße seitlich wieder vorgekommen und wirft schräge goldgefüllte Strahlen auf seinen Schreibtisch. Vor ihm liegt es durch- und übereinander: Karten, Werke, Markierungsnadeln, Fähnchen. Zum so und so vielten Male versucht er den großen Durchbruch in Frankreich: Von der Ostfront sind einige entbehrliche Armeekorps eingetroffen; wichtiger aber: das Land stellt aus Neumusterungen eine Dreiviertelmillion. Sie liegen hinter der Front, in Belgien, bei Nacht herangebracht, sorgfältig versteckt, denn alles, das weiß man, hängt von der Überraschung ab. Aber das ist nun die Hauptsache: Wo setzt man den Angriff an, und wenn der Durchstoß gelingt, welches ist das nächste strategische Ziel?

Mit einem Male schellt es auf dem Flur. Der Postbote bringt einen Brief mit der Kopfschrift eines nicht einmal so ganz kleinen Blattes. Es enthält die kurze Mitteilung, daß man sein Anerbieten mit bestem Dank annehme, und damit zugleich die Frage verbinde, ob er mit einem Honorar in Höhe von x Mark zufrieden sei. Die Summe ist lächerlich gering; aber was kümmert das den Major von Krumenek!

Der Major von Krumenek ist toll geworden. Immer den Brief in Händen, macht er mühselig knackende Tanzbewegungen, singt er fünf Töne zu tief den Text auf alle Melodien, deren er nur habhaft werden kann, prustet er in den flirrenden Staub der Sonnenstrahlen, haut er auf ein Brett im Bücherstand und schwenkt sich um, sitzt auf einem Stuhl, öffnet eine Tür, beugt sich nun über die Karte von Frank-

reich und starrt darauf nieder, ohne mehr zu sehen, als die roten Köpfe der feindlichen Stecknadeln, sie aber mit einer unbewußten, unendlichen Freude an ihrer heftigen, in der Sonne laut aufjubelnden Farbe.

Bis es ihn plötzlich wie der Gedanke einer urlang versäumten Pflicht überfällt. Hastig reißt er die Lade des Schreibtisches vor, nimmt Papier heraus — wunderschönes, dickes, weißes, glattes Schreibpapier — wählt werfend Bücher, daß es nur so klatscht, und die neue Feder steckt im Halter und hat schon spitz hingesetzt „Zur Lage im Westen". Es handelt sich nicht um den großen Durchbruch. Über den sind wir uns, wie gesagt, noch nicht im klaren. Aber in den letzten Tagen geht da draußen allerlei vor, und als militärischer Mitarbeiter — Der Major versinkt in dies Wort und ist verschwunden, schreckt wieder empor, und nun sind seine Finger eifrig mit Fähnchen und Nadeln, und seine Gedanken nehmen die gestern wirklich genommenen Gräben noch einmal, suchen kritisch nach Gewinn und Folge, entdecken im kleinsten Wort der vorliegenden Berichte Bedeutsames, umschreiben es, dehnen es, und immer dem Sieg entgegen, dem auf dem Grunde von Herz und Hirn liegenden, brodelnden, heißen Wunschbild vom großen Durchbruch.

Mit einem Male aber haut es dem Major vom Kopf aus durch den ganzen Leib und bis in die Zehen hinein. Er hat von ungefähr auf eine Stelle der Karte gesehen, die ihm in den Überlegungen der letzten Tage schon immer merkwürdig, jedesmal aber wieder ergebnislos interessant gewesen war. Nun ist ihm so, als hätte er sie noch nie gesehen: Höhen und Flüsse, die er auswendig kannte, gruppieren sich plötzlich anders, haben einen Mittelpunkt und kreisen um ihn, weit auseinander Liegendes fliegt zusammen, um das Ganze legt sich ein scharf geschnittener Rahmen, in ihm aber steht es als ein linienklares Bild: die lange gesuchte Lösung, der Durchbruch im Westen!

Wie harrt jetzt das weiße Papier! Aber noch muß es sich gedulden. Der Major von Krumenek ist in großer Tätigkeit. Auf allen Landstraßen marschieren seine Truppen, die Eisenbahnen fahren dicht gedrängt, für unendliches Geschütz werden neue Ausladerampen errichtet. Dabei gilt es Aufklärung: die Luft surrt von Fliegern. Das Wetter ist erfreulicherweise trübe, man hätte sonst die Sonne im Gesicht. Der Wind steht etwas ungünstig, aber das muß man eben in Kauf nehmen, ja, einem bedeutenden Feldherrn gelingt es am Ende noch, Vorteil daraus zu ziehen. Neues wird zum Problem und löst sich. Der Strom der Freude rauscht dahin, und leicht taucht alles aus ihm empor und gleitet segelhaft weiter auf der breiten und gleichmäßig gehenden, blau spiegelnden Ebene.

Die Stunde des Stammtisches ist längst vorbei. Der Major von Krumenek sitzt bei der Lampe und schreibt. Sein phantastisches Millionenheer unter den geträumten Bedingungen eines friedlichen Frühsommernachmittags vorgeführt, erkämpft Deutschland den Sieg. Die kleinen Worte des letzten Berichts sind vergessen: mühselige Tagesarbeit! Nun schlagen wir in großen Zügen, weit in Zweifingersprüngen über Städte und Hügel der Karte hinweg! — Wenn jetzt jemand dem Major von Krumenek sagte, daß er seinen Gegner im Abendblatt an optimistischer Phantastik weit hinter

sich lasse, so würde er nicht böse werden, sondern nur leicht lächeln und sagen: „Bitte, stören Sie mich nicht; ich bin im Augenblick fertig." Welche Wahrheit gilt neben der Wahrheit der Freude!

Spät in der Nacht kann man den Major von Krumenek mit einem dicken Brief zum Briefkasten gehen sehn. Aber er hat diesen Brief nicht abgeschickt.

* * *

Die Redaktion des nicht ganz kleinen Blattes erhält zwei Tage später die sonderbare Nachricht, der Major von Krumenek bedauere, sein Angebot um gewisser Interessen der Landesverteidigung willen leider zurückziehen zu müssen. Er beteuert, dreimal unterstrichen, daß sich dahinter nichts anderes verstecke, etwa Unzufriedenheit mit der Höhe des vorgeschlagenen Honorars. Das nicht ganz kleine Blatt geht nach einer kopfschüttelnden Verwunderung darüber weg und verschafft sich einen anderen militärischen Mitarbeiter.

Was ist auf dem Weg zum Briefkasten geschehen?

Der Major von Krumenek hat sich auf dem Weg zum Briefkasten gefreut wie ein Junge. Er hat sich ausgemalt, was nun mit diesem Papierpäckchen geschieht: wie es in den Briefkasten plumpst, wie morgen früh der abholende Postmensch kommt, wie es mit anderem zusammenliegt, ausgesondert wird, mit der Eisenbahn fährt, und morgen früh haben sie es auf der Redaktion *seines* Blattes. Sie lesen es, sagen „Donnerwetter"; der Setzer ist darüber, eins nach dem andern nehmen die mechanischen Arme der Druckpresse die feuchten Exemplare von der Platte, die Zeitungsfrauen warten — und zwei Stunden später kennen in X. so und so viele Tausende seinen großen Plan des Durchbruchs im Westen. Wahrscheinlich übernimmt ihn dann auszugsweise die Presse der Hauptstadt, die neutralen Zeitungen, ja, es ist sonderbar, zu denken, der Feind —

Der Feind? Fassungslos starrt der Major von Krumenek auf diesen so behaglich daherkommenden Gedanken. Also würde er — der Major von Krumenek — dem Feind — einen Plan —

Er ist am Briefkasten angekommen. Wie automatisch reicht er den Brief in die Höhe, fast in den klappengeschützten Schlitz hinein. Aber dann läßt er ihn sinken, dreht sich um, geht langsam zurück, legt zu Hause das Paket leise und zärtlich auf den Schreibtisch und sucht sein Schlafzimmer auf.

Aber er hat nicht geschlafen in dieser Nacht. Er sagt es sich am andern Morgen: er hat sophistelt. Tausend Vorwände hat er gesucht, den Brief doch noch abzusenden. Vielleicht kräht kein Hahn nach seinem Aufsatz. Die Berliner Presse kümmert sich nicht darum. Die Neutralen erfahren nichts. Der Feind erfährt nichts. Aber der Major weiß genau, daß er das im Innersten nicht glaubt. Sind zudem nicht Beispiele genug, daß sie sich drüben aus kleinsten Blättern das Ihre zurechtgemacht haben? Also Sophistik.

Aber die Zensur. Sie verbietet gewiß die Veröffentlichung, wenn sie sie für bedenklich hält. Sophistik: Was hat es dann für einen Sinn, den Brief abzuschicken? Oder die Gefährlichkeit entgeht ihr, und das Unglück ist doch geschehen.

O, und dann schlägt die böseste Stunde! Das ist, als der Major sich einzureden sucht, sein Plan sei eigentlich praktisch ganz wertlos, eine militärische Phantasie unter willkürlich angenommenen Bedingungen. Halb kommt er dazu, es zu glauben. Aber schnell zuckt er zurück und schilt sich schlecht, weil er an dieser Stelle doch noch lieber schlecht sein als zweifeln mag.

Gegen Morgen zeigt sich eine Lösung, die zunächst so verblüffend einfach erscheint, daß er nicht versteht, wie er erst jetzt darauf gestoßen ist. Seine militärische Mitarbeit braucht sich doch nicht unbedingt auf den „großen Plan" festzubeißen. Sophistik; diesmal nur noch tiefer verborgen. Ehrlich: wird er schweigen können? Wird sein Wissen nicht an allen Enden durchlugen und sich allmählich so genau abzeichnen, als hätte er es in Einem Rahmen gegeben? Und wenn es ihm gelänge: kann er es verantworten, im Grunde immer um die Wahrheit herumzureden?

Als der Major von Krumenek am Morgen aufsteht, hat er überwunden. Sein altes Herz ist schmerzvoll bereit, dem Vaterland das schwerste Kriegsopfer zu bringen: zu wissen und zu schweigen.

* * *

Am Stammtisch merken sie nichts. Merken nicht, daß der Major von Krumenek nie mehr mitspricht, wenn vom Westen die Rede ist. Er hört zu und trinkt in würgenden Schlucken. Und wenn er dann nach Hause geht, allein, über den alten Markt, dann vergegenwärtigt er sich, was sie gesagt haben, schüttelt den Kopf, lächelt und seufzt. Jeden Tag aber wartet er schmerzlicher auf den amtlichen Tagesbericht. Eine leise Hoffnung ist in ihm, daß sie ihn da oben eines Tages doch noch entdecken und ausführen: s e i n e n großen Plan. Dann braucht er nicht mehr zu schweigen. — Aber ein Tag vergeht nach dem andern. Schlachten werden geschlagen im Süden, Osten und Westen. Nicht seine, nicht seine.

# Verantwortlichkeiten

Von

## Richard Fester

(Fortsetzung)

### V. Die Tragödie des Zweibundes

Der Ausgang des Weltkrieges hat mit einer Eindringlichkeit sondergleichen gelehrt, daß die Geschichte eines Bündnisses erst geschrieben werden kann, wenn es der Vergangenheit angehört. Die Zusammengehörigkeit von Vergehen und Entstehen zeigt sich auch darin, daß das entfliehende Leben das historische Urteil ins Leben ruft. Auf der Bahre des Zweibundes sah man nicht umsonst die zerbrochenen

Siegel der Archive und der politischen Rücksichten. Noch nie hat die Wandlung vom politischen zum historischen Urteil sich mit solcher Schnelligkeit vollzogen. Österreich-Ungarn liegt hinter uns, wie König Ottokars Glück und Ende.

Damit fühlt sich der zeitgenössische Betrachter auf eine Höhe des Standpunktes gehoben, die in der Regel erst nach längerem zeitlichen Abstande und auf längerem Wege erreicht wird. In dem Sumpfe der deutschen Gegenwart kann sich auch ein Wanderer mit gesunden Sinnen von den Irrlichtern, die ihn umgaukeln, in die Irre führen lassen. Auf der Aussichtswarte, die uns Entstehen und Vergehen des Staates der Habsburger überblicken läßt, erweitert sich zugleich der Blick über das Trümmerfeld der deutschen Vergangenheit und gewahrt eine in die Zukunft hinausstrebende Heerstraße, die der Zweibund unseren Augen entzogen hatte.

In einem Nachrufe auf den Staat der Habsburger hat Friedrich Kleinwaechter[1]) jüngst gegen die Erben Bismarcks den Vorwurf erhoben, daß sie nicht, das historische Urteil vorwegnehmend, Geschichte selbst gemacht haben. Die Notwendigkeit der Trennung von 1866 erkennt er an. Die Einigung Deutschlands setzte die Loslösung von den Habsburgern und ihrer Hausmachtpolitik voraus. Auch der Zweibund war eine Großtat Bismarcks, weil er das junge Reich gegen äußere Gefahren versicherte. Nach 1890 aber wäre es Zeit gewesen, „die Politik des Deutschen Reiches der Monarchie gegenüber einer Revision zu unterziehen". Ihr Ziel hätte seitdem die Vereinigung der österreichischen Deutschen mit dem Reiche werden müssen. Statt neuen Erwerbsmöglichkeiten nachzujagen, hätte der neue Kurs dem deutschen Idealismus die Aufgabe stellen sollen, die zehn Millionen Stammesbrüder aus der tödlichen Umklammerung durch die erstarkenden feindlichen Nationalitäten zu erretten. Im Bunde mit England, das eine rein kontinentale Politik Deutschlands sicher begünstigt hätte, würde es genügt haben, den Zweibund nicht zu erneuern, um den Auflösungsprozeß der Monarchie zu beschleunigen und die österreichischen Deutschen mit magnetischer Gewalt zu sich herüberzuziehen, „nicht unter dem Titel der Eroberung", sondern unter dem Banner der Erlösung.

Das Buch Kleinwaechters ist die beste Einführung in die versunkene Welt des Donaustaates, das wir besitzen[2]). Alle Länder der ehemaligen Monarchie kennt er aus eigener Anschauung. Als Beamter war er in Prag, Czernowitz und Wien tätig. Dem österreichischen Finanzministerium hat er zehn Jahre angehört. Durch Sprachenkunde und Beobachtungsgabe war er wie kein anderer berufen, Regierung und Regierte, Adel, Bürgertum und Bauern, das Heer, das Beamtentum und den Geist der Verwaltung in den einzelnen Ländern der Monarchie zu schildern. Das

[1]) Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie. K. F. Koehler, Leipzig, 1920. VIII u. 331.

[2]) „Der Rattenkönig von Problemen", vor den sich der Betrachter der österreichisch-ungarischen Verhältnisse gestellt sah, ist am besten geschildert in einem Vortrage Fritz Hartungs vom 24. Januar 1918. Österreich-Ungarn als Verfassungsstaat. Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg, Heft 7. M. Niemeyer, Halle a. d. S., 1918. In der neuen Folge der Auslandsstudien (Heft 4) hat Gustav Aubin die innere Entwicklung Deutschösterreichs seit 1914 mit großer Anschaulichkeit dargestellt. Deutschösterreich, Halle, 1919.

aussichtslose Ringen des habsburgischen Hausmachtgedankens mit dem Problem der Beilegung des Nationalitätenhaders, das Wesen des Staatsgedankens in Ungarn und in Österreich und die auf den Ausgleich von 1867 zurückgeführte verhängnisvolle Vorherrschaft der Magyaren im Dualismus sind vielleicht noch nie so plastisch herausgearbeitet worden. Um so eindrucksvoller erscheint am Schlusse des Buches seine Kritik des Zweibundes. Der Leser, der seiner sicheren Führung soweit gefolgt ist, wird nur zu leicht geneigt sein, ihm auch darin zuzustimmen, daß wir heute anders dastünden, wenn Bismarcks Nachfolger das Bündnis, das uns schließlich ins Verderben reißen sollte, rechtzeitig gekündigt hätten.

Wir lächeln heute über Napoleon III., daß er ohne einen Pistolenschuß die Karte Europas umzugestalten hoffte, aber wir sollten auch nicht vergessen, wie viele Nachfolger er als politischer Träumer gefunden hat. Kleinwaechters Beispiel zeigt wieder einmal, daß man über den inneren Aufbau eines Staates die klarsten Anschauungen haben kann, ohne die universale Anschauung zu besitzen, die allein zu einem Urteil über versäumte Gelegenheiten berechtigt. Indem er einen deutsch-englischen Zweibund zur Voraussetzung des Wagnisses der Kündigung unseres Bündnisses mit Österreich-Ungarn macht, vergißt er, zu sagen, wie wir uns die Aufteilung der Welt in eine ozeanische Einflußzone Englands und in eine kontinentale europäische Einflußzone Deutschlands um die Jahrhundertwende eigentlich zu denken hätten. Worauf gründet er seine Zuversicht, daß das Angelsachsentum dem Pangermanismus die kontinentale Entfaltung gegönnt hätte, wenn das Deutsche Reich die englische Herrschaft über die Meere vorbehaltlos anerkannte? Auf die Ausdehnung unseres Kolonialbesitzes und auf die Flotte konnten wir allenfalls verzichten, auf ozeanische Erwerbsmöglichkeiten niemals. Als Militärmacht wäre das Deutsche Reich nach Angliederung Deutschösterreichs zweifellos stärker geworden, als es vordem unter Zurechnung der Wehrmacht der verbündeten Monarchie gewesen war, aber auch der Druck der Übervölkerung hätte eher zu- als abgenommen. Wie kann man eine universale Entwicklung so verkennen, daß man Gewinnsucht zur einzigen Triebfeder des Expansionsdranges der deutschen Industrie und des deutschen Handels macht. Und da hätte England selbst die Hand dazu bieten sollen, daß die deutsche Konkurrenz durch zehn Millionen Mitarbeiter verstärkt wurde! Um diesen Preis wäre die deutsche Bundesgenossenschaft gegen Rußland und Frankreich für das britische Weltreich zu teuer erkauft worden. Dazu kam noch, daß England, wenn es sich mit Japan und dem größeren Deutschland verband, mit der Isolierung des Deutschen Reiches auf dem Kontinent zu rechnen hatte, so daß sein Risiko in einem Weltkriege bedenklich gewachsen wäre.

Geschah aber die Kündigung des Zweibundes ohne Rückhalt an England auf eigene Gefahr, so wurde diese durch die Unberechenbarkeit der Folgen in unheimlicher Weise gesteigert. Kaiser Karl hat, als sein Reich aus den Fugen ging, nicht in Prag oder Budapest, sondern in Wien seine letzte Zuflucht gesucht. Der Staat der Habsburger war nicht umsonst durch die Dynastie und die Deutschen gegründet worden. Während Tschechen, Polen, Südslawen und Italiener der Monarchie

sich als Nationen konstituierten, stand dem Zusammenschluß der Deutschösterreicher ihr Verhältnis zum österreichischen Staatsgedanken im Wege. Es lag doch nicht nur an dem deutschen Mutterlande, daß es neben der südslawischen und italienischen keine deutsche Irredenta gab. So groß die Anziehungskraft Deutschlands auf Deutschösterreich auch war, und so sehr sie sich hätte verstärken lassen, so war sie doch nicht groß genug, um wie ein Magnet das Deutschtum aus dem Donaureiche herauszuziehen. Es hat des Weltkrieges und der Mitarbeit Kaiser Karls bedurft, um die Dynastie schließlich zu entwurzeln. Vor 1914 wäre sie immer die unerwünschte Beigabe eines neuen Bundesstaates gewesen.

Würde also auch ein zweiter Bismarck niemals an eine Revision des Zweibundes im Sinne Kleinwaechters gedacht haben, so ist damit noch nicht die Frage erledigt, ob umgekehrt Österreich-Ungarn nicht besser gefahren wäre, wenn es sich von Deutschland nach seiner Verstrickung in die Weltpolitik getrennt hätte. Der gut unterrichtete anonyme Verfasser des früher genannten Buches [3]) über Kaiser Franz Josef I. ist geneigt, sie zu bejahen. Die Gelegenheit, die wir nach Kleinwaechter versäumt haben, hätte erst geschaffen werden müssen. Die Gelegenheit, von der jener Anonymus spricht, ist zweimal an dem Donaureiche vorübergegangen. Wie würden doch alle Enthüllungen der letzten Jahre in den Schatten gestellt, wenn die politischen Gespräche König Eduards VII. eine literarische Auferstehung feiern könnten. Was er im August 1905 und im August 1907 in Ischl mit Franz Josef verhandelt hat, könnten in Ermangelung von Ohrenzeugen nur die beiden Monarchen der Nachwelt überliefern. Hat Eduard VII. Aufzeichnungen hinterlassen, so wird die Welt sie wohl niemals kennen lernen. Das Archiv des Foreign Office aber ist schon dadurch entlastet, daß der König als stellvertretender Leiter der äußeren Politik Englands [4]) ihm alles abnahm, was eine vorsichtige Diplomatie nicht gern der Schreibfeder anvertraut. Ob Franz Josef sich Notizen gemacht hat, wird die Zeit lehren. Mitteilungen an den deutschen Botschafter dürften unvollständig sein. Die aus der Umgebung des Kaisers stammenden Aufschlüsse des Anonymus sind daher von besonderem Wert, wenn er auch die Anerbietungen von 1905 und 1907 nicht auseinandergehalten hat. Danach hätte König Eduard den Kaiser zu überzeugen gesucht, daß der durch die deutsche Ausdehnungs- und Wirtschaftspolitik bedrohte Weltfriede nur durch die Isolierung Deutschlands erhalten werden könne. Ob sich 1905 die Aufforderung angeschlossen hat, dem englisch-französischen Zweiverbande beizutreten, wird nicht gesagt. Die Nichterneuerung des Zweibundes aber ist dem Kaiser wohl schon damals nahegelegt worden. Die weitgehenden Zugeständnisse in Balkanfragen dürften dagegen der Versuchung von 1907 angehören, was dann auch auf dringendere Bündniswerbung hindeuten würde.

Es darf dahingestellt bleiben, ob Eduard VII. es ehrlich gemeint hat oder nicht, als er dem Kaiser Garantien anbot, daß er „mit der geplanten Isolierung Deutsch-

[3]) Kaiser Franz Joseph I und sein Hof. Seite 123 ff., vgl. „Deutsche Rundschau" 1920, August, Seite 217.
[4]) Vgl. die angebliche Äußerung des Königs („la politique extérieure que je dirige"). Belg. Dok. 2, 185.

lands keine Aggressivabsichten verfolgte". Aggressiv war auch die diplomatische Isolierung, auf die er es abgesehen hatte. Der erste Eindruck ist noch heute, daß der König die Abfertigung verdient hat, über die er beim Verlassen der kaiserlichen Villa und in seinem Absteigequartier unmutig mit Scheltworten über die Altersschwäche Franz Josefs und die Kurzsichtigkeit Ährenthals quittiert hat[5]). Die Sache hat aber doch noch ein anderes Gesicht, sobald wir die Wagschale von 1905 und 1907 noch einmal prüfend in die Hand nehmen. In der Annäherung Englands und Österreich-Ungarns hatte Bismarck allezeit eine Garantie des Weltfriedens gesehen. Als Dritter in diesem Bunde wünschte er jedoch, im Hintergrunde zu bleiben, um aus der Sicherung gegen den russischen Störenfried nicht eine Störung des Weltfriedens werden zu lassen. Seitdem aber war die englische Sicherung, das Mittelmeerabkommen von 1887, in Vergessenheit geraten[6]) und die deutsche Versicherung infolge des Kurswechsels von 1890 ausschließlich an ihre Stelle getreten. Es würde daher eine Entlastung Deutschlands bedeutet haben, wenn England Unterstützung der Balkanpolitik Österreich-Ungarns in Aussicht stellte. Nahm Franz Josef seinen Besucher beim Wort, so mußte es sich zeigen, ob England bereit war, die Nichterneuerung des Zweibundes mit der Garantie für den Fortbestand der Donaumonarchie zu bezahlen. Wie die Beziehungen Deutschlands zu Rußland bis 1890 dem Reichskanzler die Vermittlung zwischen diesem und Österreich-Ungarn ermöglicht hatten, war auch England als Verbündeter Frankreichs und am Vorabend der russisch-englischen Verständigung über Persien eher in der Lage, zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln, als Wilhelm II., der durch Kündigung des Rückversicherungsvertrages die russisch-französische Entente herbeigeführt hatte. So viel ist gewiß, daß ein österreichischer Bismarck aus solchen Erwägungen heraus das Angebot Eduards VII. schon deshalb nicht sogleich von der Hand gewiesen hätte, weil die angebotene Garantie gegen aggressive Tendenzen der handelspolitischen Isolierung Deutschlands die Möglichkeit offen ließ, den aufgegebenen Zweibund durch ein Neutralitätsabkommen mit dem Deutschen Reiche zu ersetzen.

Wir können selbstverständlich die Erwägungen Franz Josefs und Ährenthals nicht rekonstruieren, aber wir können es verstehen, daß sie der englischen Werbung nicht gefolgt sind. Des deutschen Beistandes gegen Rußland war man in Wien nach Beseitigung der Bismarckschen Vorbehalte gewiß. Die Unsicherheit der deutsch-russischen Beziehungen hatte für das Deutsche Reich eine Zwangslage geschaffen, die für England durch seine Annäherung an Rußland in Wegfall kam. Die einzige Bürgschaft des englischen Beistandes war daher die englische Loyalität. Augenblickliches Vertrauen auf die Versprechungen Eduards VII. konnte das Mißtrauen in ihre Beständigkeit nicht beseitigen. Mochte nüchterne Abwägung der Weltkräfte auch zu dem Ergebnisse führen, daß dem deutschen Verbündeten seit der Steigerung des westmächtlichen Druckes durch östliche Verwicklungen militärisch zu

[5]) Kaiser Franz Joseph, Seite 47. An den Marienbader Besuch von 1907 schloß sich trotzdem im September der Besuch des Herzogs von Connaught in Wien an. Vgl. das belgische Zirkular vom 30. September 1907. Belg. Dok. 2, 184.

[6]) Es war zeitlich nicht begrenzt. Pribram (vgl. „Deutsche Rundschau" 1920, August, Seite 211) bringt nichts über die weitere Geschichte des Abkommens.

viel zugemutet werde, so hat man doch in Wien gerade darüber mit einem Optimismus hinweggesehen, der von dem pessimistischen Mißtrauen in die eigene staatliche Kraft seltsam abstach. Es entsprach nur dem felsenfesten Vertrauen auf die unbezwingliche Stärke des Verbündeten, daß man andererseits befürchtete, durch Nichterneuerung des Zweibundes Deutschlands gewaltige Anziehungskraft auf die deutschen Österreicher mit eigener Hand einzuschalten und Selbstmord zu begehen.

Oberflächlicher Geschichtsbetrachtung mögen solche nachträglichen Erörterungen überflüssig und daher zwecklos erscheinen [7]). Wer die Tragödie des Zweibundes verstehen will, darf ihnen nicht ausweichen. Die Auseinandersetzung mit Kleinwaechter und dem Anonymus hat uns, wenn ich nicht irre, dem Kern des Problems näher gebracht. Waren die Motive beider Mächte zwischen 1890 und 1914 noch die gleichen wie 1879, als Bismarck und Andrassy den Zweibund schlossen, so erscheint sowohl die deutsche wie die österreichisch-ungarische Bündnispolitik gerechtfertigt. Hatte die Weltentwicklung sie verwandelt, so hatte man in Berlin wie in Wien nur die Wahl zwischen Aufgabe des Zweibundes oder einer Bündnispolitik, die den Veränderungen der Weltlage in schmiegsamer Weise Rechnung trug.

Beginnen wir mit Wien, so muß schon Andrassy der Vorwurf gemacht werden, daß er sich zu sehr auf die deutsche Unbezwinglichkeit verlassen hat. Als Ungar hatte er den glänzenden Aufstieg Preußens mit leidenschaftlicher Bewunderung verfolgt, aber er fand doch auch am Ballplatz eine Tradition vor, die das Jahr 1866 ebenso überlebt hatte wie die Auflösung des Reiches im Jahre 1806. Die Bundesgenossenschaft des Reiches war für die Habsburger und Lothringer so selbstverständlich gewesen, daß Österreich sie auch als Präsidialmacht des Deutschen Bundes in Anspruch nahm. Um die Vorherrschaft in Deutschland hat Österreich mit Preußen letzten Endes nicht aus Prestigegründen gekämpft, sondern weil es der deutschen Reserve als europäische Großmacht nicht entbehren konnte. Die beste Rechtfertigung der Politik des Fürsten Felix Schwarzenberg sind die Niederlagen von 1859 gewesen, die der Isolierung der Monarchie zuzuschreiben waren. Wenn es Andrassy gelang, die deutsche Garantie für den Fortbestand Österreich-Ungarns zu gewinnen, so hatte er mehr erreicht, als alle seine Vorgänger und die Niederlage von Königgrätz wettgemacht. Seine begreifliche Genugtuung hätte ihn freilich nicht übersehen lassen dürfen, daß der deutsche Riese nicht seine beiden Arme frei hatte. Ihm genügte es, daß der Zweibund sich auf das Verhältnis beider Mächte zu Rußland beschränkte. Um das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich hat er sich trotz der Zweifrontenfrage nicht gekümmert. So ist denn auch alles, was zur Entlastung des Zweibundes geschah, von der Heranziehung Italiens und Rumäniens bis zum Mittelmeerabkommen mit England, nicht das Verdienst Andrassys und seiner Nachfolger Haymerle und Kalnoky, sondern Bismarcks gewesen.

[7]) Vgl. die sehr beachtenswerten Einwände J. Hallers gegen Fürst Bülows Ablehnung der „Konjekturalpolitik". „Süddeutsche Monatshefte", Januar 1917, Seite 417: „Wollte man die Erörterung der Frage abschneiden, was geschehen wäre, wenn man in einem bestimmten Fall nicht so, sondern anders gehandelt hätte, so hieße das auf jede Kritik in der politischen Geschichte und damit auch auf die Möglichkeit, aus der Geschichte zu lernen, verzichten."

In den Zeiten des römischen Reiches deutscher Nation ist die deutsche Reserve von den Habsburgern unzählige Male für ihre Hausmacht gebraucht und mißbraucht worden, aber es war kein rechter Verlaß auf sie. Die Verläßlichkeit der Reserve des Deutschen Reiches beruhte, abgesehen von seiner Stärke, darauf, daß sie lediglich gegen Rußland sicherte. Der zureichende Grund des Zweibundes war die für den Weltfrieden bedrohliche Balkankonkurrenz des Donaureiches und des panslawistischen Zarismus. Dauernde Verständigung mit Rußland würde ihn für Österreich-Ungarn entbehrlich gemacht haben. Als Alexander II. vor dem Kriege mit der Türkei in Reichstadt und Nikolaus II. vor dem Mandschureikrieg in Mürzsteg (1903) sich mit Erfolg den Rücken zu decken suchten, ehe sie sich gegen das Osmanenreich und gegen Japan wandten, hat auch Franz Josef nicht daran gedacht, die guten Dienste Berlins in Anspruch zu nehmen. Von Mürzsteg bis zu einer Erneuerung der alten Kaunitzschen Koalition war nur ein Schritt, den zu machen die letzten Nachkommen Maria Theresias weniger die Bundestreue, als Rußland zurückgehalten hat. Auch Eduard VII. hätte mit seinem Maklergeschick nicht mehr als ein vorübergehendes Einvernehmen der beiden Balkanrivalen zustande gebracht. Eine Garantie für das Donaureich konnte weder England noch Frankreich übernehmen, wenn sie es nicht mit Rußland verderben wollten. Die Ischler Versprechungen von 1907 würden die bosnische Krise nicht überdauert haben.

Der zureichende Grund des Zweibundes hat also für Österreich-Ungarn mit den Jahren eher zu- als abgenommen, so zwar, daß die deutsche Reserve schließlich zur pragmatischen Sanktion des Habsburgerstaates geworden ist. Solange noch die entfernte Möglichkeit einer Teilung der Balkanhalbinsel in eine österreichisch-ungarische und in eine russische Einflußzone bestanden hatte, war der Außenminister der Monarchie in bescheidenem Maße Herr seiner Entschlüsse gewesen. Die Reichstadter Parole: der Westen des Balkans der Monarchie, der Osten dem Zaren, hatte die Lokalisierung des russisch-türkischen Krieges ermöglicht. Der Abschluß des Zweibundes beschwor 1879 die Kriegsgefahr nur deshalb, weil er die durch den Berliner Kongreß sanktionierte russische Einflußzone respektierte. Bismarck hat daher 1887 auch im Interesse der Monarchie gehandelt, als er durch einen Zusatzartikel des Rückversicherungsvertrages den selbständigen Versuch des Battenbergers, Bulgarien von Rußland zu emanzipieren, weltpolitisch unschädlich machte. Das Übergreifen Österreich-Ungarns in die russische Sphäre ist dadurch vertagt worden. Das Übergreifen Rußlands nach Westen begann, als Serbien noch unter dem letzten Obrenowitsch durch die bornierte Wirtschaftspolitik der Magyaren sich genötigt sah, an die Hilfe des großen slawischen Bruders im Osten und der Südslawen der Monarchie zu appellieren. Schon die Erregung Rußlands über die seit Reichstadt vorgesehene Annexion Bosniens und der Herzegowina bewies, daß auf ein wenn auch noch so kurzes Einvernehmen der beiden Balkanrivalen in Zukunft nicht mehr zu rechnen war. Das übrige taten die Balkankriege, indem sie den Fortbestand der Monarchie durch die großserbische und die großrumänische Bewegung in Frage stellten, während das verkürzte Großbulgarien, an die Episode des

Battenbergs anknüpfend, aus Verzweiflung die Schwenkung zu Österreich-Ungarn vollzog. Es war doch so, als ob England und Rußland in Persien ihre Einflußzonen vertauscht hätten. Die geographische Unmöglichkeit dieser letzten Phase der Balkankonkurrenz wurde zu einer Gefahr für den Weltfrieden, die sich ohne einen starken Verbündeten nicht mehr beschwören ließ. Der Scheideweg von 1907 war der letzte gewesen. Hatte sich schon damals der Zwang stärker erwiesen als die Versuchung, so beraubte die bosnische Krise die Monarchie des letzten Restes ihrer Aktionsfreiheit. Durch die lähmende eigene Schwäche und durch die Entwicklung der Dinge auf der Balkanhalbinsel wurde seit 1908 aus dem Bundesgenossen des Deutschen Reiches auch ohne Zutun von deutscher Seite sein schutzbefohlener Vasall.

Dem letzten Kaiser aus der Nachkommenschaft Maria Theresias und des Lothringers Franz Stephan sollte es vorbehalten bleiben, der Welt vor Augen zu führen, daß damit auch die Dynastie eigentlich aufhörte, für den Zweibund eine Gefahr zu bedeuten, unter der Voraussetzung, daß er richtig geführt wurde. Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis sich der durch die Briefe Kaiser Karls an seinen Schwager Sixtus von Bourbon-Parma aufgewirbelte Staub ganz gelegt haben wird. Nur eine in die Breite gehende Darstellung, zu der hier der Raum fehlt, würde einer Komödie der Irrungen gerecht werden, deren Theaterzettel nicht bunter gedacht werden kann. Der Kaiser und seine Umgebung [8]), aus der für den Schlußakt Prinz Ludwig Windischgrätz hervorragt, das Haus Parma, repräsentiert durch Prinz Sixtus und sein Faktotum Erzberger [9]), Graf Czernin und sein Eideshelfer Sektionsrat Demblin [10]) vereinigen sich zu einem Intrigenstück, das von den unbestechlichen, scharfen Soldatenaugen des Österreichers Alfred Krauß [11]) und des deutschen Militärbevollmächtigten von Cramon [12]) aus nächster Nähe, von den

[8]) Ein von J. Bainville herausgegebener inspirierter Artikel „Die Regierung und die Gedanken Karl I., Kaisers von Österreich" in „La Revue Universelle" vom 15. Oktober 1920. Vgl. die Anzeige des Generals von Cramon in der „Deutschen Allg. Zeitung" vom 10. November 1920. Die Mitteilungen des Major-Auditors in der Militärkanzlei des Kaisers, Sektionschef Dr. Schager-Eckartsau, bei Demblin (siehe Anmerkung 10). — Prinz Ludwig Windischgrätz. Vom roten zum schwarzen Prinzen. Mein Kampf gegen das k. u. k. System. Ullstein, Berlin und Wien, 1920. XV und 459 Seiten.

[9]) Prince Sixte de Bourbon. La Syrie et la France. Paris, Emile-Paul, 1919. Vorrede vom Dez. 1918. Verfaßt Frühjahr 1916, zuerst im „Correspondent" vom 25. Juni 1916. Der ausführliche Bericht des Prinzen über seine Mission mit Aktenstücken in „The Daily Telegraph" vom 2., 3., 5., 6. Januar 1920. L'Opinion, Heft 1 und 2. vom 3. und 10. Januar 1920. In Ludendorffs Urkunden (siehe Anmerkung 14) in Kapitel XVII ein Auszug. — Reichsminister a. D. M. Erzberger. Meine Erlebnisse im Weltkrieg. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin, 1920. 396 Seiten.

[10]) Ottokar Czernin über die Politik während des Weltkrieges. Rede gehalten den 11. Dezember 1918. 2. Auflage. Wien, ohne Jahr (1919). M. Perles. 34 S. — Ottokar Czernin. Im Weltkriege. Ullstein, Berlin und Wien, 1919. XIII und 428 Seiten. — August Demölin, Sektionsrat i. R. Czernin und die Sixtus-Affäre. Drei-Masken-Verlag, München, 1920. 102 Seiten. Vgl. „Wiener Arbeiter-Zeitung" Nr. 177 und 178 (29. und 30. Juni 1920).

[11]) General d. Inf. Alfred Krauß. Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg. J. F. Lehmann, München, 1920. 326 Seiten.

[12]) Generalleutnant a. D. A. von Cramon. Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeeoberkommando. E. S. Mittler, Berlin, 1920. VII und 205 Seiten.

Politikern der Entente[13]) und von der Obersten Heeresleitung Deutschlands[14]) aus dem Hintergrunde beobachtet wird. Die Widersprüche, in die sich der Leser ihrer Aussagen rettungslos verstrickt sieht, können wohl zur Anschauung gebracht, aber nicht gelöst werden. Der Kern der Fabel wird davon nicht berührt. Er läßt sich schon heute mit wissenschaftlicher Bestimmtheit in die Worte zusammenfassen, daß der Bündniszwang sich stärker erwiesen hat als der Wunsch des jungen Herrschers, sich von einer lästigen Fessel zu befreien. Sohn eines entarteten Vaters, schlecht erzogen, fahrig und leicht bestimmbar, wäre er schon 1907 das geeignete Medium für die an der „Altersschwäche" Franz Josefs abprallenden Hypnotisierungskünste Eduards VII. gewesen. Es wurde daher sein Verhängnis, daß er den Halt, den er selbst nicht besaß, an dem Hause seiner Gemahlin Zita finden sollte. Seitdem mußte sich der Habsburgische Hausmachtgedanke, ohne daß er sich dessen bewußt geworden wäre, dem Bourbonischen unterordnen. Gattin und Schwiegermutter wurden zu diplomatischen Agentinnen seines Schwagers Sixtus, Österreich-Ungarn zu einem Stein im Brett der Bourbonischen Hauspolitik, die den Franzosen durch die Morgengabe Elsaß-Lothringens und Syriens die Thronkandidatur des Prinzen empfehlen wollte. Der Weltkrieg hat ihren Spekulationsgeist[15]) weder geweckt, noch ihm die Richtung gegen den Zweibund gegeben, aber er schuf Gelegenheiten, auf die sie im Frieden vergeblich gewartet hätten. Jedenfalls ist es in erster Linie auf ihren Einfluß zurückzuführen, daß Kaiser Karl mit der Absicht, einen Sonderfrieden zu schließen, den Thron seines Großoheims bestieg.

Wenn Graf Czernin in seinen Memoiren seine unwandelbare Bundestreue betont, so wird man ihm ohne weiteres zugeben müssen, daß er die Zwangslage der Monarchie besser begriffen hat als sein leichtfertiger junger Herr. Fest überzeugt, daß nur ein baldiger Friedensschluß den Kaiserstaat noch retten könne, suchte er vor allem die Einleitung von Verhandlungen mit der Entente in die Hand zu bekommen. Wurde ihm die Integrität Österreich-Ungarns zugestanden, so war er bereit, dem deutschen Verbündeten die Verantwortung für einen Sonderfrieden zuzuschieben, wenn dieser das Opfer Elsaß-Lothringens nicht bringen wollte. Als Kompensation für die Abtretung der Reichslande hatte er sich den Verzicht der Monarchie auf Galizien und auf eine austropolnische Lösung der polnischen Frage ausgedacht. Seine Politik unterschied sich also von der kaiserlichen dadurch, daß er durch eine Sondergarantie für seinen Staat den Weltfrieden herbeiführen wollte und den Sonderfrieden sich nur für den Fall des Scheiterns seiner Bemühungen auf deutscher Seite vorbehielt. Der Gefahr vorzeitigen Abrückens von dem Ver-

[13]) Le mensonge Autrichien. L'incident Clemenceau-Czernin. Pages d'histoire 148. Berger-Levrault, Paris-Nancy. — Illustration vom 3. Januar 1920 mit Photographie des Briefes vom 24. März 1917.

[14]) Erich Ludendorff. Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18. E. S. Mittler, Berlin, 1920. VII und 713 Seiten. Vgl. Seite 370 bis 394. In seinen Kriegserinnerungen (Seite 256) hatte Ludendorff noch sehr zurückhaltend geurteilt. In den Urkunden auch Wiederabdruck der Mitteilungen des Wiener Botschafters Graf Botho Wedel aus den „Hamburger Nachrichten". Vgl. auch Helfferich, III, 577 ff.

[15]) Er fand bei der Herzogin von Parma im Kriege auch in Schiebergeschäften seinen Ausdruck. Vgl. Demblin a. a. O.

bündeten ist er sich dabei so sehr bewußt gewesen, daß er Bethmann Hollwegs Unfähigkeit dazu benutzt hat, sich als Deckung ein Mandat zu einem Fühler in Paris zu verschaffen. Gegen die Gefahr einer Nebenregierung des Hauses Parma aber glaubte er seine vom Kaiser gebilligte Politik am besten zu schützen, indem er im Februar 1917 durch Vermittlung der Kaiserin Zita die guten Dienste der Prinzen Sixtus und Xaver selbst in Anspruch nahm. So kam es, daß Sixtus, als er im März auf den ersten Fühler den Bescheid Poincarés überbrachte, zwei Instruktionen zu weiteren Verhandlungen erhielt. Czernin, dem der Kaiser wiederum folgte, wiederholte die Forderung einer Sondergarantie der Integrität der Monarchie, die Poincaré durch den Köder Schlesiens und Bayerns umgangen hatte. Der Kaiser beeilte sich, in dem ominösen Brief vom 24. März 1917 hinter Czernins Rücken die Friedensbedingungen Frankreichs, soweit sie sich auf seinen Verbündeten bezogen, durch Anerkennung „der gerechten französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen" und durch Zustimmung zu der völligen Wiederherstellung Belgiens einschließlich des Kongostaates zu erfüllen. Beide aber stellten jetzt dem Deutschen Reiche unter Hinweis auf die Revolutionsgefahr und die völlige Erschöpfung der Monarchie die Zumutung des Opfers der Reichslande, obwohl sie in Ermangelung der Sondergarantie keinen anderen Trumpf im Spiele hatten, als „die wiederholten Versuche" der Entente, Österreich-Ungarn von Deutschland zu trennen. Der Kaiser glaubte daher, während Czernin seine natürlich aussichtslosen diplomatischen Bemühungen bei der Reichsleitung fortsetzte, nachhelfen zu müssen, indem er Erzberger persönlich eine Abschrift der Denkschrift Czernins vom 12. April übergab, worin dieser mit berechneter Übertreibung der Monarchie die Fähigkeit abgesprochen hatte, den Krieg über den Herbst hinaus fortzusetzen.

Das Schicksal dieser Intrigen ist bekannt. Erzberger verlas die Denkschrift Ende Juli 1917 in einer stark besuchten Sitzung des Reichsausschusses der Zentrumspartei in Frankfurt a. M. und überließ es der Diskretion seiner Hörer, die Schreckenspost von dem unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch Österreich-Ungarns in Umlauf zu setzen. Im August wußte man in London bereits, wie der verantwortliche Staatsmann der Monarchie über die eigenen Machtmittel dachte und kombinierte damit die Reichstagsresolution als weiteres Zugeständnis der tödlichen Schwäche des Zweibundes. Die Doppelaussicht auf den Abfall oder die Katastrophe der Donaumonarchie half der Entente, die durch den U-Boot-Krieg hervorgerufenen eigenen Schwächegefühle zu überwinden. Nichtsdestoweniger geht die weitverbreitete Ansicht, daß damals der Keim eines Verständigungsfriedens erstickt worden sei, in die Irre. Nicht einmal die Politik des habsburgischen sacro egoismo ist durch die Torheit ihrer Regisseure verdorben worden. Die russische Revolution hatte nur den Druck des Zarismus, aber nicht seine furchtbaren Nachwirkungen aufheben können. Auch den vereinten Bemühungen Frankreichs und Englands sollte es 1917 nicht gelingen, die Monarchie von ihren festgebissenen Peinigern zu befreien. Die Kompensationen für territoriale Opfer, die das Donaureich zerstörten, hätten nach wie vor in Deutschland gesucht werden müssen. Die Voraussetzungen für die Rettung des Hausmachtgedankens durch Umgruppierung

der Hausmacht hat erſt der Ausgang des Weltkrieges geſchaffen. 1917 hing noch das Schickſal der Dynaſtie an der Integrität der Monarchie, für die ſich außerhalb des Zweibundes keine Garantie finden ließ. Wer deutſcher Hilfe benötigte, um Trieſt zu behaupten, mußte auch die Bürgſchaft für die Erhaltung Straßburgs beim Reiche übernehmen. Als Graf Czernin die Solidarität der Intereſſen der Zweibundmächte nach der gemeinſamen italieniſchen Offenſive öffentlich ausſprach, hat er von der Illuſion, die deutſche Garantie durch eine weſtmächtliche erſetzen zu können, auch innerlich Abſchied genommen. Die Überzeugung, daß der annähernde status quo ſich nur für beide Teile oder gar nicht erreichen laſſe, fand ihren Ausdruck in der gemeinſamen Annahme der vier aus Wilſons Bedingungen herausgeſchälten Punkte.

In dieſem Stadium hat Czernin die Unvorſichtigkeit begangen, Clemenceau durch eine Darſtellung ſeiner Friedensfühler zu reizen, die den Anſchein erweckte, als ob Frankreich den Anſtoß zu den Pariſer, ſpäter in Freiburg i. Ü. fortgeſetzten Verhandlungen gegeben hätte. Die Entlarvung der kaiſerlichen Politik hatte im April 1918 zunächſt groteske Folgen. Der Kaiſer legte ſeinem Miniſter und Cramon das angebliche Konzept ſeines vorjährigen Briefes vom 24. März vor, worin die Stelle über Belgien geſtrichen und aus der Unterſtützung der gerechten franzöſiſchen Anſprüche auf Elſaß-Lothringen eine Verwahrung gegen die Gerechtigkeit dieſer Anſprüche gemacht worden war. Die Kaiſerin ſagte mit nicht mißzuverſtehender Betonung zu Czernin, der Fälſcher des mit dem Konzept übereinſtimmenden, an ihren Bruder Sixtus geſchickten Originalbriefes müſſe gefunden werden[16]). Der Miniſter ſah, als er erkannt hatte, wer der Fälſcher war, keinen Ausweg als die Ernennung des Erzherzogs Friedrich oder des Erzherzogs Eugen zum Stellvertreter des „erkrankten" Kaiſers, erreichte aber nur, daß Kaiſerin Zita die Stellvertretung für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm und ihn dadurch zwang, unmittelbar vor dem anberaumten Miniſterrat durch die ſofort gewährte Bitte um ſeine Entlaſſung das Feld vor der Nebenregierung des Hauſes Parma zu räumen. Es darf aber doch die Frage aufgeworfen werden, ob der Rücktritt Karls zu umgehen geweſen wäre, wenn die deutſche Reichsleitung von der Miſſion des Prinzen Sixtus erſt durch Clemenceaus Enthüllungen Kunde erhalten hätte. Die „Canoſſafahrt" in das Große Hauptquartier wurde nur dadurch ermöglicht, daß Graf Hertling es für geboten hielt, Erörterungen zu vermeiden, die auch Bethmanns Zuſtimmung zu der Friedensaktion eines deutſchfeindlichen Prinzen an das Tageslicht gebracht hätten. Eine Canoſſafahrt aber iſt es doch geworden, wenn auch ein treuloſer Bundesgenoſſe einem blamierten gegenübertrat[17]).

[16]) Vgl. Erzberger, Seite 113: Kaiſerin Zita „war eine warme Freundin des Bündniſſes mit Berlin. . . In die Politik hat ſie ſich aus eigenem nach meinen vielſeitigen Beobachtungen nie eingemengt". Ebenda Seite 112: „Die Behauptung, daß das Haus Parma eine gegen das Bündnis gerichtete Politik gefördert oder getrieben hätte, iſt eine offenkundige Geſchichtsfälſchung." Höher kann die Spekulation auf die Dummheit der Deutſchen wohl nicht getrieben werden.

[17]) Eindrücke eines uneingeweihten Beobachters gibt Rittmeiſter Karl Graf von Hertling. Ein Jahr in der Reichskanzlei. Erinnerungen an die Kanzlerſchaft meines Vaters. Freiburg i. B., Herder, VII und 192 Seiten. Vgl. 93, 95, 105 ff.

So endigte die Extratour der Dynastie, wie sie endigen mußte. Auch einer Maria Theresia und einem Kaunitz wäre eine Neuorientierung der Bündnispolitik der Monarchie nicht mehr gelungen. Ihren schwächlichen Epigonen ist von demselben Frankreich, bei dem sie Rettung gesucht hatten, der Todesstreich versetzt worden. Der von Prinz Windischgrätz mit Virtuosität gefilmte Schlußakt hat deshalb für den politischen Beurteiler kein neues Moment hinzugefügt. Andrassys offene Lossagung von dem Bunde, den sein Vater geschlossen hatte, wurde zum Todessprung von dem untergehenden Staatsschiff [18]). Der letzte Versuch, sich auf Kosten des deutschen Verbündeten zu retten, wurde durch die diabolischen amerikanischen Noten, den Gnadenstoß für die sterbende Monarchie, beantwortet. Bismarcks Warnung vor der Dynastie dieses dynastischen Staates hatte sich als berechtigt bewiesen, aber ebenso eindringlich ist die Lehre der kläglichen Geschichte Kaiser Karls, daß Österreich-Ungarn ohne Selbstmord seit der bosnischen Krise nicht mehr von Deutschland loskommen konnte. Auf Intrigen Karls und seiner Familie mußte eine vorschauende kluge Reichsleitung gefaßt sein, die Wiederkehr einer Kaunitzschen Koalition hatte sie nicht mehr zu fürchten.

Was sich dagegen seit 1879 nicht geändert hatte, war die von dem Zerfalle Österreich-Ungarns unzertrennliche Gefahr für das Deutsche Reich. Die Donaumonarchie war 1914 so wenig wie der kranke Mann am Goldenen Horn ein Todeskandidat, ja man kann sagen, daß sie im Sterbejahr des letzten männlichen Habsburgers, Kaiser Karls VI., 1740 dem Zerfalle näher gewesen ist, obwohl es damals noch keinen Nationalitätenhader gegeben hat. So unwahrscheinlich auch ihre Verjüngung sein mochte, so ließ sich doch die Dauer ihres Siechtums nicht übersehen. Die Kränklichkeit hätte Österreich-Ungarn sobald nicht getötet. Der Stoß, der es umwarf, mußte von außen kommen. Wenn das Deutsche Reich nicht dazu da war, ihn aufzufangen, so war es gewiß noch weniger berufen, den Sturmbock in Bewegung zu setzen, indem es selbst den 1866 unterbrochenen Marsch auf Wien fortsetzte. Von England wäre es gewiß nicht in dieser Richtung in Versuchung geführt worden. Von Rußland ist es schon zu Bismarcks Zeiten wieder-

[18]) Graf Julius Andrassy. Diplomatie und Weltkrieg. Berlin und Wien, Ullstein, 1920. VIII und 349 Seiten. Die größere Hälfte des Buches nehmen Betrachtungen ein, die ältere Aufsätze Andrassys aus der „Revue internationale" benutzen. Memoirenhaften Charakter hat nur das erste Kapitel des vierten Teiles über sein Ministerium. Andrassy tadelt, um sich zu rechtfertigen (Seite 206) Czernin, daß er den Bruch mit Deutschland nicht gewagt hätte. Er meint, das deutsche Volk hätte für die Monarchie Partei ergriffen, wenn bekannt geworden wäre, „daß der Abschluß eines anständigen (sic!) Friedens möglich sei, und daß wir uns von Deutschland nur deshalb trennen, weil die deutsche Regierung die bezeichneten Bedingungen nicht annehmen will". Wie kann der Sohn des Zweibundschöpfers wagen, der deutschen Nation, die an die Ritterlichkeit der Magyaren geglaubt hat, in einem deutschen Verlage einen solchen Schimpf anzutun! Hat er übersehen oder vergessen, wie der von unserem Verbündeten dem Deutschen Reiche zugemutete anständige Frieden aussah? Noch auf dem Würzburger Parteitage der sozialdemokratischen Partei im Oktober 1917 hat Hermann Müller erklärt: „Nur einem besiegten Deutschland könnte heute das deutsche Elsaß-Lothringen wieder abgenommen werden. Wir verlangen einen Staatsmann an der Spitze Deutschlands, der uns möglichst rasch den Frieden bringt. Wie soll das aber dieser Staatsmann fertigbringen, wenn er zunächst vor dem deutschen Volke die Abtretung Elsaß-Lothringens vertreten sollte? Das ist ein Ding der Unmöglichkeit." Besiegt aber wurde Deutschland erst unter Andrassys Mitwirkung. Czernins Entlassung fiel in die Zeit seiner militärischen Machthöhe.

holt aufgefordert worden, ſich an der Leichenfeier des kranken Mannes an der Donau zu beteiligen. Eine aktenmäßige Darſtellung dieſer Verſuchungen wird noch viele Überraſchungen zutage fördern. Namentlich der Artikel der „Nowoje Wremja“ aus dem April 1914 über eine Allianz Rußlands, Deutſchlands, Frankreichs und Englands zum Zwecke der Teilung Öſterreich-Ungarns [19]) gibt uns ein Rätſel auf, das noch ſeiner Löſung harrt. Soviel läßt ſich ſchon heute ſagen, daß der unbekannte Mitarbeiter dieſes deutſchfeindlichen, mit „Times“ und „Matin“ engverbundenen Blattes durch die zur Diskuſſion Europas geſtellte Allianz nachdrücklich an die Schwierigkeit ihrer Verwirklichung erinnert hat. In der Machterweiterung Rußlands, ſeiner Vaſallen Serbien und Rumänien ſowie Italiens würden Frankreich und England keine ſie befriedigende Kompenſation für den Machtzuwachs des Deutſchen Reiches geſehen haben. Die deutſchböhmiſche Frage und die Frage der Grenzen zwiſchen Deutſchen, Südſlawen und Italienern würden eine friedliche Konferenz der großen Mächte ſehr bald geſprengt und aus der Teilung der Beute einen Kampf um die Beute gemacht haben, der in größerem Maßſtab das Schauſpiel des zweiten Balkankrieges wiederholt haben würde. Die erſte polniſche Teilung hat den Frieden zwiſchen Rußland und Öſterreich gerettet. Die Teilung Öſterreich-Ungarns würde einen Weltkrieg entfeſſelt haben, in den Deutſchland ganz iſoliert eingetreten wäre ohne Ausſicht, die deutſchöſterreichiſchen Regimenter der Monarchie unter dem Banner des Pangermanismus zu ſich herüberzuziehen.

Niemand wird behaupten wollen, daß das von Bismarck bereits 1866 erkannte Problem, das durch den Zerfall Öſterreich-Ungarns entſtehende Vakuum auszufüllen, heute gelöſt ſei. Von einem jungen Staate wie Deutſchland konnte nach 43 Jahren der Einigkeit auf jahrhundertelange Zerriſſenheit noch keine Löſung erwartet werden. In jedem ungepflegten Garten ſchießt das Unkraut empor. Ein vernachläſſigter junger Garten wird mit unheimlicher Schnelligkeit zur Wildnis. Die Belaſtung des Auguſt 1914 hat das deutſche Volk, in vier Jahrzehnten reich und ſtolz geworden, glänzend ertragen. Die Belaſtung der vier Kriegsjahre ging über ſeine Kraft. Auch für einen zweiten Bismarck war der Zweibund mithin das mindere Übel unter der Vorausſetzung, daß er ſeinen Zweck, die Liquidation der Monarchie hinauszuſchieben, erfüllte. Der Reichsleitung fiel dadurch die Aufgabe zu, die Politik ihres Verbündeten ſtändig zu kontrollieren. Mit der Kündigungsdrohung hätte ſie auf die Monarchie keinen Druck ausüben können. Die Druckmittel, die ihr zu Gebote ſtanden, waren die Gradunterſchiede ihrer bundesfreundlichen Haltung. Durch die Folgen der bosniſchen Kriſe ſind ſie ſo ſtark geworden, daß es in das Belieben der Reichsleitung geſtellt war, die Kuratel über Hofburg und Ballplatz zu übernehmen. Die höhere Verantwortlichkeit für die äußere Politik Öſterreich-Ungarns ſiedelte von Wien nach Berlin über.

[19]) Belg. Dokumente 4, 188 aus einem Bericht des Berliner Geſandten vom 4. April 1914: „La nouvelle, lancée par le „Novoié Vrémia“, au sujet de la possibilité d'une alliance entre la Russie, l'Allemagne, la France et l'Angleterre sur la base d'un partage de l'Autriche-Hongrie, n'a rencontré aucune créance à Berlin.“

Ob und wie die deutsche Politik seit 1890 diesen durch die Natur der Dinge gegebenen Anforderungen entsprochen hat, wird sich im Zusammenhange erst übersehen lassen, wenn die Beziehungen der Zweibundmächte in den Berliner und Wiener Akten gründlich durchforscht sind. Vorläufig gestatten erst einige Stichproben vor dem Juli 1914 tiefere Einblicke in ihr Verhältnis.

Den Schlüssel zu Holsteins Bündnispolitik enthalten die Richtlinien, die er im Mai 1901 der deutschen Botschaft in London gegeben hat. Chamberlain hatte 1899 vorgeschlagen, ein Verteidigungsbündnis zwischen England und Deutschland nur für den Fall zu schließen, daß eine der beiden Mächte in einen Krieg mit einem zweiten Gegner verwickelt werde. Ein auf dieser Basis geschlossenes Bündnis werde, wie Holstein 1901 meint, als Sicherung des Gleichgewichtes auf dem Erdball sich auch im Reichstag vertreten lassen. Denn „die bisherige Mißstimmung Deutschlands gegen England habe wahrscheinlich auf dem Glauben oder Aberglauben beruht, daß England unter keinen Umständen irgend jemand beistehe, sondern aus dem Unglück anderer Vorteile ziehe". Das Deutsche Reich aber hat ein Interesse daran, daß das Bündnis nicht zwischen ihm und England allein geschlossen werde, sondern sich als eine Angliederung „Englands an den Dreibund darstelle". Es werde nicht nur den Dreibund befestigen, sondern vor allem den Verdacht aus der Welt schaffen, „daß Deutschland nur den Tod des Kaisers Franz Josef abwarte, um alsdann unter Benutzung der inneren österreichischen Parteistreitigkeiten einen Teil der Monarchie dem Deutschen Reiche einzuverleiben". Holstein empfiehlt daher der englischen Regierung, wenn sie Annäherung an Deutschland wünsche, sich zuerst nach Wien zu wenden, wo Graf Goluchowski den Bündnisgedanken sicher mit Freuden begrüßen werde [20]).

Eckardstein meint, diese Richtlinien hätten bezweckt, England, das eine Allianz mit der deutschen Weltmacht und nicht mit dem kontinentalen Dreibund suchte, durch Verweisung an Österreich-Ungarn auf gute Manier loszuwerden. Zieht man aber die Möglichkeit in Erwägung, daß Chamberlain der Allianz mit Deutschland zuliebe dem Winke Holsteins folgte, so wird man doch einwenden müssen, daß blinder Haß und Gedankenlesen sich nicht vereinigen lassen. Es ist gewiß richtig, daß Holstein England gegenüber an sich die Politik der freien Hand vorgezogen hat, aber es ist unrichtig, daß er auch die Angliederung Englands an den Dreibund verschmäht haben würde. Weit entfernt, seine Gedanken zu verschleiern, enthüllen die Richtlinien vielmehr seine Besorgnis, daß die Festigkeit des Zweibundes durch das Mißtrauen der Donaumonarchie Not leiden könnte. Bismarck würde diese Wiener Beklemmungen zur Steigerung des Abhängigkeitsgefühls des Verbündeten benutzt haben. Holstein arbeitet an ihrer Beseitigung und würde aus diesem Grunde die Angliederung Englands willkommen heißen. Indem er von der Erbschaft Bismarcks zehrt, verkennt er jedoch die Beweggründe des Regisseurs des Mittelmeerabkommens von 1887. Damals hatte es sich um die orientalische Frage

[20]) Eckardstein 2, 344—347. Ebenda 347, Zeile 8 von unten muß es heißen: „Diskretion des römischen Kabinetts" statt „des russischen Kabinetts".

gehandelt. 1901 suchte England einen Partner für sein Weltgeschäft, und es kam allerdings einer Absage gleich, wenn es von der Berliner Hauptfirma an eine ihrer Filialen verwiesen wurde.

Die Spur der Richtlinien des verhockten Sonderlings, der den politischen Verstand seines schmählich verratenen Herrn und Meisters verkehrt angezogen hatte, läßt sich weiter verfolgen. Fürst Bülow hat nicht umsonst unter seinen Zitaten die Worte Schillers bevorzugt:

„Doch ach! Schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich“ [21]).

Das Leitmotiv der deutschen Bündnispolitik blieb die durch die Folgen des Kurswechsels von 1890 noch gesteigerte Angst, die Bundesgenossen, die man hatte, zu verlieren. Was sich Politik der freien Hand nannte, war in Wahrheit eine Politik der durch diese Angst beherrschten Zwangsvorstellungen. Durch den äußerlichen Optimismus Bülows schimmert bei näherem Zusehen das pessimistische Unterfutter nur zu sehr hindurch. Mit den Schlagworten der italienischen Extratour und des brillanten Sekundanten Österreich-Ungarn hat der Fürst seine innerlichen Dreibundsorgen nicht verscheucht. Schon auf dem Wege nach Algeciras mußte er sich überzeugen, daß Deutschland in Händeln mit Frankreich auf Unterstützung seiner Verbündeten nicht zu zählen habe. Die Rückversicherung hatte auch Österreich-Ungarn vor der Gefahr geschützt, durch Rußlands Eingreifen in einen deutsch-französischen Krieg hineingezogen zu werden. Seit dem Abschluß der Entente hatte es an dem Verhältnis seines Verbündeten zu Frankreich das gleiche Interesse, wie Deutschland an dem Verhältnis der Monarchie zu Rußland. Wir wissen noch nicht, ob man am Ballplatz die Gelegenheit der verrannten Marokkopolitik Holsteins dazu benutzt hat, die durch Zweibund und Rückversicherung Deutschland zugefallene Mentorrolle an sich zu reißen. Wir dürfen aber aus der Entwicklung der deutschen Politik bis zur Agadirkrisis schließen, daß der wiederholte diplomatische Rückzug im Westen in erster Linie durch die Furcht, die zögernden Begleiter ganz zu verlieren, bestimmt worden ist.

Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man die seinerzeit als Kraftäußerung begrüßte deutsche Nibelungentreue in der bosnischen Krise heute als Angstprodukt bewertet. Die Sorge um die Erhaltung der Großmacht Österreich-Ungarn hätte zwischen den beiden Verbündeten nie in der Weise geteilt werden dürfen, daß Deutschland der Monarchie die politische Initiative ungeteilt überließ. Wenn Ährenthal 1908 in der Annexion Bosniens und der Herzegowina eine wirksame Abwehrmaßregel gegen die großserbische Propaganda gesehen hat, wäre von deutscher Seite die nachdrückliche Erinnerung am Platze gewesen, daß es nicht zweck-

[21]) Fürst Bülow, Deutsche Politik, Seite 32. Vgl. Friedjung, Zeitalter des Imperialismus 1, 316, Anm. 1. Angewandt hat Bülow das Zitat aus den „Idealen“ öffentlich nur auf ein Zusammengehen Deutschlands mit der Entente gegen England, es versteht sich aber von selbst, daß der Gedanke, von den Begleitern verlassen zu werden, ihn an sich beschäftigt hat.

mäßig sei, Öl in das Feuer zu gießen, nachdem günstige Gelegenheiten zur Verwandlung der Okkupation in souveränen Besitz versäumt worden waren. Es gehört zu den politischen Selbstverständlichkeiten, daß sich das deutsche Interesse an der Erhaltung der Monarchie der Pflicht der Selbsterhaltung unterzuordnen hatte. Wenn nichtsdestoweniger unter Bülow und Bethmann Hollweg aus der Unterordnung eine Überordnung geworden ist, gibt es dafür keine andere Erklärung, als die Zwangsvorstellung der völligen Isolierung Deutschlands. Bei Bethmann Hollweg ist sie so stark gewesen, daß er heute noch die unhaltbare Ansicht verficht, Österreich hätte, wenn es abschwenken wollte, 1914 bei den Westmächten offene Arme gefunden [22]). Bei Bülow erscheint sie ein Jahr nach der Ischler Versuchung Franz Josefs immerhin begreiflicher, obwohl sich schon damals die Anzeichen gemehrt haben, daß Österreich-Ungarn von Rußland alles zu befürchten, von den Westmächten nichts zu erwarten hatte. Man weiß nicht, ob er Bismarck wieder einmal mißverstanden hatte oder mit dessen Namen die eigene Blöße decken wollte, wenn er im März 1909 im Reichstag die Worte anführte: „Ein Staat wie Österreich-Ungarn wird dadurch, daß man ihn im Stiche läßt, entfremdet und geneigt werden, dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner seines unzuverlässigen Freundes gewesen ist." Soviel ist gewiß, daß Österreich-Ungarn keine Nibelungentreue erwarten konnte, nachdem Ährenthal am 5. Oktober 1908 seine Annexionsabsicht ohne vorherige Verständigung Bülows [23]) in eine vollendete Tatsache verwandelt hatte. Das Deutsche Reich hätte seinen Verbündeten noch lange nicht im Stiche gelassen, wenn es vermied, in Petersburg den Bündnisfall als Trumpf auszuspielen. Für den Augenblick ist Bülows Risiko nicht allzu groß gewesen, da Rußland durch den Mandschureikrieg militärisch noch geschwächt war. Für die Zukunft hat er unseren Feinden durch seine Politik einen Wink gegeben, wo Deutschland gepackt werden mußte, um es zum Kriege wider Willen zu zwingen. Seine Behauptung, daß „der Verlauf der bosnischen Krise tatsächlich das Ende der Einkreisungspolitik Eduards VII. wurde" [24]), ist durch den Juli 1914 widerlegt worden. Daß er an dieser Illusion noch 1916 festgehalten hat, spricht ebenfalls dafür, daß er 1908 mehr auf Wien, als auf Petersburg, London und Paris geachtet hat und von dem Augenblickserfolge seiner unfreien Zweibundpolitik um so mehr überrascht worden ist.

Die epochale Bedeutung des Jahres 1908 hat neuerdings in Bethmann Hollweg einen Darsteller gefunden [25]). Es ist ein Armutszeugnis für seine Nachfolger, daß

[22]) Vgl. seine Darstellung in den Beilagen zu den stenographischen Berichten des Untersuchungsausschusses. 1. Unterausschuß. Beilage 1. Berlin, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1920. Seite 12 ff.

[23]) Oncken in „Deutschland und der Weltkrieg", Seite 502: „Der Deutsche Reichskanzler gab nach dem Annexionsbeschluß, dessen Termin ihm vorher nicht bekannt gewesen war, sofort in Wien zu verstehen, daß man volle Sicherheit über die zuverlässige Haltung Deutschlands haben möge: „„es sei dies für uns ein Erfordernis selbstverständlicher Loyalität"." Oncken wollte offenbar sagen: nach der Annexionsverkündung, sonst gäbe Termin keinen Sinn.

[24]) „Deutsche Politik", Seite 60 ff.

[25]) In der obengenannten Anlage seiner Antwort auf die Fragen des Untersuchungsausschusses. Vgl. „Deutsche Rundschau", August 1920, Seite 207, Anm. 3 und 4.

er ſeine Sache beſſer gemacht hat, als die zur Widerlegung der Anklagen der Vorfriedenskonferenz nach Verſailles geſchickten deutſchen Sachverſtändigen. In dem „Deutſchen Weißbuch von 1919 über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges" ſind die ſerbiſchen und ruſſiſchen Akten der Jahre 1908 bis 1914 als Beweisſtücke auf verſchiedene Kapitel verteilt worden. Chronologiſch geordnet, durch die Ausſagen des Serben Boghitſchewitſch ergänzt, gewinnen ſie erſt ihre volle Beweiskraft, die durch die Erwägung des fragmentariſchen zufälligen Charakters dieſer Kriegs- und Revolutionsbeute noch verſtärkt wird. Wo Bülow das Ende der Einkreiſungspolitik ſah, erblicken wir heute den Anfang der Zündſchnur. Zwiſchen der Zuſammenkunft Napoleons III. und Cavours in Plombières und der kriegeriſchen Neujahrsanſprache des Franzoſenkaiſers liegt kein halbes Jahr. Die Kriegsverſchwörung des Piemont der Südſlawen mit Rußland hat nahezu fünf Jahre gedauert. Die Zuſage der ruſſiſchen Unterſtützung Serbiens datiert bereits von dem Tage der Annexion. Sie erhält ihre beſondere Note durch Iswolſkis Hinweis, daß der zweifelhafte Erfolg der Annexion durch Ährenthals kurzſichtige Preisgabe der Beſetzung des Sandſchaks von Nowibaſar reichlich aufgewogen werde. Von da an wetteifern der „friedliebende" Zar, ſeine Miniſter und der Dumapräſident bis 1914 in Verſicherungen, daß die letzte Stunde Öſterreich-Ungarns und die Abrechnung des Slawentums mit dem Germanentum nicht mehr lange auf ſich warten laſſen werde. Unter ruſſiſchem Protektorat wird 1912 der ſerbiſch-bulgariſche Balkanbund geſchloſſen, um gegen die Monarchie Front zu machen, ſobald er mit der Türkei fertig geworden iſt. Im September 1912 erhält Iswolſki die mündliche Verſicherung Poincarés, daß Frankreich ſeine „friedliche Geſinnung" ſofort ändern werde, wenn ein Zuſammenſtoß Rußlands mit Öſterreich ein bewaffnetes Eingreifen Deutſchlands nach ſich ziehe. Um die gleiche Zeit macht Grey in Balmoral Saſonow kein Hehl daraus, daß England einen deutſch-ruſſiſchen Krieg benutzen wird, „um der deutſchen Machtſtellung den fühlbarſten Schlag zuzufügen" [26]). Mit anderen Worten, die Weſtmächte geben Rußland Blankovollmacht, nach Vollendung ſeiner Rüſtungen durch einen Zuſammenſtoß mit Öſterreich-Ungarn das Deutſche Reich in die Arena zu zwingen.

Es iſt bekannt, welchen Gebrauch Rußland von ſeinem Mandat gemacht hat. Der Krieg gegen den Zweibund mußte ſein Krieg ſein, wenn es ſein volles Gewicht in die Wagſchale werfen ſollte. In Paris wußte man das längſt, in London iſt man 1912 zu dieſer Erkenntnis gelangt. Die ſerbiſch-ruſſiſche Verſchwörung gegen Öſterreich-Ungarn von 1908 wurde ſeit 1912 in den Dienſt des Dreiverbandes geſtellt [27]). Die Rüſtungen auf allen Seiten erlitten auch durch den ſerbiſchen Seitenſprung des zweiten Balkankrieges keine Unterbrechung. Von der Erzbereitſchaft nicht mehr weit entfernt, wartete Rußland 1914 nur auf die Gelegenheit. Der

[26]) Der wichtige Bericht Saſonows iſt vergraben in einem der bolſchewiſtiſchen Artikel Pokrowskis aus der „Prawda" am Schluſſe des Weißbuchs 1919, Seite 175, der großen Ausgabe.

[27]) Sehr lehrreich für die auf dem Balkan verbreitete Erwartung des europäiſchen Krieges iſt die kleine Schrift des niederländiſchen Oberleutnants J. Fabius, Das Brutneſt, Momentbilder aus dem Balkan vor dem Weltkriege. Berlin, 1920. E. Stilke. 63 S.

Kriegswille war durch das lange Warten eher gestärkt worden. Der Kriegsgrund mußte gefunden werden. In Plombières haben Cavour und Napoleon sich die Köpfe zerbrochen, wie Österreich zum Kriege gereizt werden könne. In Petersburg war man noch nicht so weit, als die Ermordung Franz Ferdinands die Verschwörer der Mühe enthob. Zum zweiten Male in seinem langen Regentenleben kam Franz Josef in die Lage, den Gegnern seines Staates ihr Geschäft zu erleichtern oder zu erschweren. Das Ultimatum und die Kriegserklärung an Serbien beweisen, daß man in Wien vergessen hatte, mit welchem Jubel 1859 von Cavour die Kriegserklärung an Piemont begrüßt worden war.

Wer aus dem nachgewiesenen Kriegswillen der verantwortlichen Leiter des Dreiverbandes die Schlußfolgerung zieht, daß der Krieg unvermeidlich gewesen sei, sagt mehr, als sich beweisen läßt. So wie Cavour und Napoleon sich die Sache 1858 gedacht haben, wäre es auch nicht gegangen. Der Kriegswille bedarf des Kriegsgrundes, mag er noch so frivol sein, um sich auswirken zu können. In der Regel wird man es in der Hand haben, einem ungleichen Kampf im Interesse der Selbsterhaltung auszuweichen. Gegen einen aufgezwungenen Angriff bleibt als letzte Waffe immer noch das Unrecht, in das sich der Gegner setzt. Zwischen der feindlichen Tendenz des Dreiverbandes und der Eröffnung der Feindseligkeiten lagen unberechenbare Möglichkeiten. Die Überspannung der französischen und russischen Rüstungen enthielt ein Moment, das bei längerer Dauer des faulen Friedens vielleicht zu einer Entspannung geführt hätte. Von einer durch das Attentat von Serajewo geschaffenen Zwangslage Österreich-Ungarns und seines deutschen Verbündeten wird man also nicht reden dürfen. Diese Zwangslage hat schon, wenn auch latent, seit 1908 und in erhöhtem Grade seit 1912 bestanden. Die südslawische Gefahr war nur ein Teil der universalen Bedrohung des Daseins der Monarchie. Auseinandersetzung mit Serbien hieß Abrechnung mit dem Dreiverband.

Stellt man sich auf den Standpunkt der Entente, so versteht man, daß das Ultimatum an Serbien sie überraschen mußte. Die eigene Kriegsbereitschaft ließ ihr es selbstverständlich erscheinen, daß man sich in Wien und Berlin der Tragweite dieses Schrittes vollkommen bewußt war. Bülows Nibelungentreue hatte sich als Bluff deuten lassen. Das Ultimatum sprach für einen Offensivgeist, den man nicht vorausgesetzt hatte. Die Entrüstung ist anfänglich nicht so ganz Heuchelei gewesen. Wie die Propaganda sie der erstaunten Welt suggeriert hat, gehört in ein anderes Kapitel. Ein Rollentausch, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat, ist die Folge gewesen.

Bethmann Hollweg nennt die politische Lage vor dem Kriege starr. Die Weltgeschichte hat dem philosophischen Reichskanzler zu Gefallen keine Ausnahme von der Heraklitschen Regel gemacht, daß alles im Flusse ist. Richtig ist an seiner Beobachtung, daß den Erben Bismarcks durch ihre Zweibundpolitik die Hände allmählich erstarrt sind. Die schwere Aufgabe der Bündnispolitik war die Mitgift des Deutschen Reiches. Seit Bismarcks Sturz ist nichts versäumt worden, sie noch schwerer zu machen. Auch ein völliger Systemwechsel hätte 1912 von kühnen Ent-

ſchlüſſen Abſtand nehmen müſſen. Die Kündigung des Zweibundes hätte das Übel lediglich ärger gemacht. Ein Präventivkrieg verbot ſich trotz der Rechtfertigung durch die feindliche Tendenz des Dreiverbandes ſchon damals, weil er ausſichtslos war. So abträglich unſerm Anſehen der diplomatiſche Rückzug im Weſten auch geweſen war, ſo ließ ſich auch im Oſten die politiſche Hochſpannung nur durch Ausweichen überwinden. Dem ſprungbereiten Gegner durfte, koſtete es, was es wollte, der Vorwand, den er ſuchte, nicht dargeboten werden. Auf Zeitgewinn war nur noch in Verteidigungsſtellung zu rechnen. Kein Opfer war groß genug, ſie militäriſch ſo ſtark wie möglich zu machen. Mit den franzöſiſch-ruſſiſchen Rüſtungen annähernd gleichen Schritt zu halten, hätte noch nicht genügt. Eine Feſtung macht vor der Belagerung ihr Glacis frei. Gegen zweifelhafte Bundesgenoſſen und Neutrale gab es keine andere Sicherung, als den feſten Vorſatz, im Falle eines Angriffes des Dreiverbandes die wohlwollende Neutralität Italiens, Rumäniens, Japans und der Vereinigten Staaten durch Abtretung des Trentino, Siebenbürgens, Kiautſchous und der Samoainſeln zu erkaufen [28]). Die Übermacht der Entente, die ſie dem Beitritt Englands verdankte, forderte den politiſchen Rückzug. Die Gefahr, daß dieſe Übermacht durch Gewinnung neuer Bundesgenoſſen erdrückend wurde, konnte im Ernſtfall nur durch territoriale Opfer beſchworen werden.

Das deutſche Volk hat von ſeiner politiſchen Leitung Wunder erwartet. Der Hiſtoriker entnimmt dem Studium der ſerbiſch-ruſſiſchen Akten das Poſtulat einer von grimmiger Entſchloſſenheit getragenen, ebenſo wachſamen wie vorſichtigen Politik. Zur Reſignation waren wir durch die Weichenſteller von 1890 und 1902 verurteilt. Die Fehler und Verſäumniſſe von 18 Jahren hatten Folgen, die getragen werden mußten. Der Reſignation ihren männlichen Charakter zu wahren, durfte von einem Staatsmann erwartet werden, der ſich den Blick auf ſein geſundes Volk durch den Seitenblick auf den kranken Freund an der Donau nicht trüben ließ. An Warnungen hat es in Berlin und Wien nicht gefehlt. Der Briefwechſel zwiſchen Grey und Cambon und der Entwurf der ruſſiſch-engliſchen Marinekonvention ſind zur Kenntnis des Auswärtigen Amtes gelangt. Der Serbe Boghitſchewitſch hat Kiderlen und Jagow wiederholt Winke gegeben, auf der Hut zu ſein. Den Botſchaftern kann im allgemeinen nicht vorgeworfen werden, daß ſie geſchlafen haben. Wenn wir heute noch mehr wiſſen, ſo war doch genügendes Material vorhanden, um ſich ein deutliches Bild von der Natur der Gefahr zu machen [29]). Alles kam darauf an, welcher Gebrauch davon gemacht wurde.

(Fortſetzung folgt.)

[28]) Die Notwendigkeit von Konzeſſionen an die Vereinigten Staaten, Japan, Italien und Rumänien betont jetzt auch F. v. Bernhardi. Vom Kriege der Zukunft. Nach den Erfahrungen des Weltkrieges. Berlin, 1920. E. S. Mittler. Seite 167.

[29]) Eine Überſicht der Prognoſe der alldeutſchen Blätter bringt der Leipziger Rechtsanwalt Hermann Martin gleich zu Anfang ſeines Buches (Die Schuld am Weltkriege. Leipzig, 1920. F. W. Grunow. 434 Seiten), Seite 15 ff. Sie erſcheint um ſo unverdächtiger, weil Martin als Verteidiger der deutſchen Diplomatie auftritt.

# Amerikanische Literatur der Gegenwart

Von Herman George Scheffauer

Im Sinne einer Literatur, die in der Form, im Geist und in der Überlieferung national ist, wie die Literaturen Deutschlands, Englands und Frankreichs, gibt es keine Literatur in Amerika. Es besteht keine amerikanische Klassik, die aus dem erhabensten Genie der Volksseele entstanden ist. Auch festgegründete Werte gibt es nicht, noch eine hervorspringende Charakteristik, die als Ausdruck des amerikanischen Geistes betrachtet werden können. Die Literatur der Vereinigten Staaten besitzt keine Großmeister von Welt- und Ewigkeitsgeltung; kein Dichtergott thront lebend im Herzen der Nation. Die tieferen Regungen eines Volkes, das in der Kunst noch vielfach stumm ist, finden keine Stimme, die ihnen Form und Resonanz verleiht. Auch besteht keine ihrer Stellung und ihrer Macht bewußte geistige Aristokratie, die hohe Werte erzeugt und aufrecht hält und das Volk zu ihnen führt.

Amerika ist, wirtschaftlich und politisch betrachtet, das Land des großen Durchschnitts, der Masse und der Quantität. In der Kunst ist es das Land des neuweltlichen Philisters, der noch mit den Vorurteilen vergangener Jahrhunderte beladen ist. Es ist das Land des Pfadfinders, des Pioniers, beherrscht von einem tiefeingewurzelten Abscheu gegen alles, was von dieser Gesellschaftsnorm abweicht. In ihm wirken noch immer die Sitten und die Tugenden der Kolonistengruppen, in denen der triumphierende Geistesplebejer den König spielt. In keinem anderen großen und zivilisierten Lande mangeln der Literatur so sehr die Elemente der erhabenen Leidenschaft, des künstlerischen Gewissens und der schöpferischen Eingebung. Trotzdem — welche großartigen und gewaltigen Stoffe werden durch das farbenreiche, stürmische, ewigwechselnde Leben der titanischen Republik geboten!

Der gebildete Amerikaner ist sich dieses Zustands bewußt und ist darüber beschämt. Er versucht, ihn zu erklären und zu entschuldigen, am häufigsten durch die Ausrede, daß das Land noch zu jung sei. Aber ist nicht die Jugend eines Volkes, wie die eines Menschen die Zeit des Gesanges und der Leidenschaft? Die Jugendlichkeit Amerikas (als politisches Gebilde ist es eine der allerältesten Nationen) erklärt wohl den Mangel einer nationalen, nicht aber den einer echten Literatur. Es wird auch öfters erwähnt, das Land kämpfe noch zu sehr mit der wilden Natur, mit dem Urbarmachen seiner ungeheuren Flächen. Poetisch betrachtet trägt aber dieser Kampf die Züge eines großen Feldzuges, eines epischen, abenteuerlichen Unternehmens. Wo bleibt aber das Epos? Amerika ist zum größten Teil ein ackerbautreibendes Land. Wo sind aber die Dichter der Scholle — wo ist der amerikanische Burns?

Bis zum Triumph des Wilsonismus unter der geistigen Führung Englands galt Amerika als ein freiheitliebendes Land, aber der einzige Dichter des amerikanischen Freiheitskrieges war der unbedeutende, jetzt längst vergessene Halbfranzose Phillip Freneau. Das einzige bekannte Gedicht des großen Bürgerkrieges ist die religiöse „Battle Hymn of the Republic" von Julia Ward Howe. Die Rassen- und Massentragödie der Menschensklaverei brachte nur die sentimental-pathetisch-propagandistische Erzählung „Uncle Tom's Cabin" der Harriet Beecher Stowe hervor.

Die wuchernde Industrie verhindere die Entwicklung einer amerikanischen Literatur, behauptet ein bekannter Kritiker. Aber blühte nicht Englands Dichtkunst auch während der Herrschaft des Manchester Merkantilismus? Brachte nicht das moderne, überindustrielle Belgien Dichter wie Verhaeren und Maeterlinck hervor? Auch die Klage der Anglo-Amerikaner, daß die fremden, nicht-englischen

Elemente eine echte amerikanische Nationalliteratur unterbinden, ist unbegründet. Was ist überhaupt echt amerikanisch? Sicher ist das Echte nicht mehr nach dem Maßstab der englischen Echtheit zu beurteilen, sondern nach den Erscheinungen, die als wahrer Ausdruck der Seele des Mischlingvolkes gelten. Es sind aber gerade die englischen Elemente, die in der Kunst eine immer größere Unfruchtbarkeit aufweisen, und umgekehrt sind es gerade die nicht-englischen Elemente, die, besonders in der zweiten oder dritten Generation, am originellsten und am schöpferischsten hervortreten. Das gilt im höchsten Grade von den Amerikanern deutschen und jüdischen Ursprungs. Ein Blick in das Inhaltverzeichnis der meisten Zeitschriften und Kunstkataloge wird diese Tatsache beweisen. In der Musik beherrschen sie mit den Russen beinahe das ganze Gebiet.

Daß mein Land bis jetzt kein Genie ersten Ranges hervorgebracht hat, liegt auch weder an der Kälte des amerikanischen Temperaments, noch an dem Mangel an Einbildungskraft. Der Amerikaner ist im Wesen impulsiv — ein Triebmensch, seine Phantasie, wenn auch nicht tief, ist uferlos und leicht beweglich. In seinen Leidenschaften ist er primitiv und unvermittelt und pendelt zwischen dem Extrem der fanatischen Wut und der kindischen Sentimentalität.

Die amerikanische Unfruchtbarkeit in der Groß- oder Weltliteratur ist hauptsächlich auf zwei tiefgreifende Ursachen zurückzuführen. Die eine, die des provinziellen, kunstfeindlichen Puritanismus, entstammt einer vererbten Lebensanschauung. Die andere ist die Frucht oder vielmehr die Strafe einer einseitigen Entwicklung des Plutokratismus mit seiner falschen und flachen Weltanschauung, seinem Materialismuskult, seiner Andacht vor dem Götzen Erfolg.

Es tauchen zwar am Himmel der amerikanischen Literatur große Namen empor; hier und da flammt ein Komet auf kurzer Bahn, sogar schöne Sternbilder dritter Größe glänzen mit beinahe klassischen Strahlen. Aber unter den Fixsternen von Weltbedeutung gibt es nur zwei — Walt Whitman und Edgar Allan Poe und, tiefer am Horizont, Ralph Waldo Emerson. Poe, der den reinsten Begriff des Genies verkörpert, sang sein überirdisches, schönes Lied und litt und ging endlich zugrunde unter den Philistern und Puritanern seiner Zeit. Er war im Wesen nicht amerikanisch, sondern universal, ein Sänger „der Zeit, dem Raum entrückt". Sein düsteres, seraphisches Genie schöpfte auch aus der Quelle E. T. A. Hoffmanns.

Emerson, unter dem steifen, kalten Brahminentum Neu-Englands erzogen, blieb der geistige Asket, wenn auch seine Vertiefung im deutschen Transzendentalismus ihm eine gelassene, milde, überschwängliche Wärme verlieh. Er blieb der Prophet; der rhythmische Dichter in ihm erstarrte im calvinistischen Frost, die Fackel seiner Muse blieb die weiße des sittlichen Lehrers. Er wurde in Amerika erst gewürdigt, als Carlyle und Landor für ihn eintraten.

Rings um Emerson glänzten mit ruhigem Licht die Größen der Neu-England-Gruppe (in den Jahren 1840—1880): Longfellow, ein sanfter, süßer, aber etwas hohler Poet; der Quäker Whittier; William Cullen Bryant, ein Dichter von klassischer Form und strenger Erhabenheit; Oliver Wendell Holmes, ein liebenswürdiger, feiner Humorist; James Russell Lowell, der dem Yankee-Geist eine dichterische, auch dialektische Ausprägung gab; Thoreau, der Naturmensch und Waldphilosoph; Nathaniel Hawthorne, ein begabter Meister der Erzählungskunst mit einem schönen, durchgeistigten Stil. Aber diese Gruppe war lokal und nicht national. Wenn sie sich auch viel mit echten amerikanischen Stoffen beschäftigte, wie z. B. Longfellow in „Hiawatha" und „Evangeline", so stand sie doch unter dem mächtigen Einfluß der englischen Überlieferung. So schrieb auch Fenimore Cooper seine jetzt in Amerika selten gelesenen „Leather-Stocking Tales"; er kleidete nach Sir Walter Scotts Vorbild die Rothäute und „Trapper" der neuweltlichen Urwälder in die

ritterliche Romantik des Mittelalters. Von Washington Irving lebt heute noch wenig, mit Ausnahme seines volkstümlichen „Rip Van Winkle".

Walt Whitman, in der ganzen Fülle und Gewalt seines umfassenden Werkes betrachtet, ist und bleibt der einzige urwüchsige Dichter Nordamerikas. Mit Ausnahme Poes ist er auch der einzige, der sich Weltgeltung verschafft hat. Er war das verkörperte ideale Amerika in der höchsten Potenz des Freiheitbegriffes. Er trank aus der wilden, ungestümen Brandung des Werdegangs der Republik. Er verherrlichte sich, seinen Körper und „these States". Er war Dichter, Wanderer, Arbeiter, Krankenwärter im Krieg, Pionier, kleiner Beamter und Prophet. Aus der fiebernden amerikanischen Erde stieg er empor, streifte alle fremden Einflüsse ab und benahm sich argwöhnisch gegen ein feudales, unfreies Europa. Er zeigte seine Seele nackt, wie er oft in pantheistischer Ekstase seinen nackten Leib den Fluten oder der Sonne offenbarte, er wirkte spontan und impulsiv, beinahe barbarisch, ein herrlicher Proletarier, von Urmächten getrieben, ein Götzenzerschmetterer, ein Überdemokrat. Er steigerte und verklärte die politischen und humanitären Ideale, die unbegrenzten Möglichkeiten, die überlieferten Freiheiten der Republik, er schwelgte im Gedanken an ihren unermeßlichen Naturreichtum. Aus der prosaischen Gesellschaft engherziger Handelsmenschen schuf er eine erhabene poetische Utopie, ein Reich der herrlichsten Kameradschaft, der dionysischen Freude und der Freiheit. Seine stürmische Stimme fiel aber auf taube Ohren, nur unter den jungen Dichtern des von ihm bekämpften Europa fand seine Sendung eine Annahme. In Amerika verstieß er, wie Poe, gegen die allherrschenden puritanischen Werte und wurde zum poetischen Paria. Noch heute fehlt sein Name unter den sechsundfünfzig großen Amerikanern in der „Hall of Fame" der New-Yorker Universität.

In der Sprache wie in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten vollzieht sich eine langsame Wandlung. Die Literatur des Landes, obgleich fortwährend vom englischen Geist beherrscht, und zwar nach der geistigen Eroberung Amerikas durch England während des Krieges in gesteigertem Maße, ist ihrem Wesen nach nicht mehr angelsächsisch. Schon an den früheren Dichtern hatte das fremde Blut seinen Anteil, wie z. B. der deutsche Einschlag bei Poe, bei Oliver Wendell Holmes und dem kalifornischen dithyrambischen Sänger Joaquin Miller, der deutsch-jüdische bei Bret Harte, der holländische bei Whitman, der französische bei Thoreau und Sidney Lanier und der irische bei einer Anzahl wohlbekannter Sänger.

Der Romanschriftsteller, der uns die wahrheitsgetreusten und großzügigsten Schilderungen des neuen Amerika gibt, heißt Theodor Dreiser und ist von deutscher Abstammung. James Huneker, der bekannteste Kritiker Amerikas, ist von ungarisch-irischem Blute und steht im Gegensatz zu den akademischen Kritikern wie George E. Woodberry, Brander, Matthews usw. Sein junger Kollege und geistiger Erbe H. L. Mencken, ein Kritiker von satirischer Schärfe und prächtiger Stoßkraft, wenn auch etwas mangelhafter Ästhetik, der mit herzerhebendem Humor als „Narrenvernichter" mit ganzen Schwaden von nationalen Blödheiten und Fetischen aufräumt, stammt von Bayern und Oldenburgern ab. Charakteristische Werke von ihm sind „A Book of Prefaces" und „Prejudices", erster und zweiter Serie.

Die vielen kunstfeindlichen Erscheinungen und Merkmale der amerikanischen Lebensformen und Einrichtungen lasten schwer und entmannend auf dem amerikanischen Schriftsteller. Als Künstler darf er das Leben seines Volkes nicht schildern, wie es sich vor seinen Augen entrollt und wie es in seinen Tiefen ist. Er darf sich die Freiheit, mit dem der europäische Schriftsteller das große Thema der Liebe behandelt, nicht gönnen. Bewußt ist er zur Heuchelei, zur Verschleierung gezwungen — in seinem Wesen klafft eine immerwährende, zehrende Diairesis. Er ist von

grimmig drohenden argusäugigen Indices Expurgatorii umgeben — denen der Frauenklubs, der Verleger, der Kirchen, der halboffiziellen „Comstock Societies" zur Unterdrückung des Lasters! Nur den Zeitungen ist es gestattet, das Thema der Liebe auszubeuten, und zwar in rohester, sensationellster Weise. Das Schrifttum Amerikas ächzt auch unter der Last eines seichten, schimmeligen Romantizismus, einer schwammigen Sentimentalität, die sich unbewußt gegen die Grundlagen des Puritanismus gerichtet hat und in die exotische, ungesunde Huldigung eines süßlichen Geschlechtskultus ausgeartet ist. Dazu kommt noch der Verflachungsprozeß der Erziehung durch die normalisierte öffentliche Schule, die schablonenmäßig die Gedanken und das Gemüt des Amerikaners zu einer öden Eintönigkeit plattdrückt.

Diese Erziehung, diese Überlieferungen erzeugen das Dilettantenhafte, das Unfertige, das Unfähige und Nachahmerische in der Kunst — im Geistesleben eine sittliche Feigheit und Gebundenheit. Die Freiheit des Gedankens und des Ausdrucks, die Leidenschaftlichkeit in der Dichtung werden preisgegeben. Dazu kommt ein frivoler, oberflächlicher Zynismus, der das alles verdecken möchte und die Irrlichter vieler falscher demokratischer Dogmen, die ihr Scheinleben weiterführen, an die aber der Amerikaner, dessen Geist über den Herden der Gummistempelmenschen steht, keinen Glauben mehr hat. In Amerika ist das Wort „Poet" beinahe zu einem Spottnamen herabgesunken — zur Bezeichnung der Intellektuellen ist der ebenso spöttische Name „Highbrow" (der Hochgestirnte) geprägt worden. Die Werte des schriftstellerischen Erfolges werden nach den Werten des geschäftlichen Erfolges beurteilt — der große Autor ist jener Glückliche, der einen „Bestseller" verfaßt hat. Selbst der Überpatriotismus der Nachkriegszeit wird jetzt in der Sprache der Börse geschätzt — der „hundertprozentige" Amerikanismus.

Die wahre Volksliteratur Amerikas ist in seiner Presse zu suchen — die den meisten Amerikanern Bibliothek, Schule und Kirche bedeutet. Nicht alle Amerikaner lesen Bücher, nur die Gebildeten lesen Bücher von Bedeutung, aber alle lesen ein bis zwei Kilo Zeitungspapier Tag für Tag. Diese Presse, die alle geistigen Werte in bewegliche umwandelt, ist aber, mit wenig Ausnahmen, nur eine mächtige Maschine zur seelischen Versklavung der Massen, zur politischen und wirtschaftlichen Ausbeutung. Ihre unsagbare Korruption und Tyrannei ist unlängst durch Upton Sinclair, Verfasser des Chicagoer Schlachthausromans „The Jungle", in seinem „Brass Check" enthüllt worden.

Wenig besser ist die populäre Wochenpresse, wie „The Saturday Evening Post" mit ihrem Umsatz von Millionen — sie ist das klassische Organ des Durchschnitts, des Massen-Amerikaners, das Organ der Zerstreuungs- und Vergnügungssucht und der Inserenten. Denn trotz seiner calvinistischen Stellung zur Kunst hat sich der Amerikaner einem wilden Hedonismus hingegeben.

Es ist ein trübes Bild, das ich von der amerikanischen Literatur entworfen habe. Gibt es keine Hoffnung auf etwas Größeres, Besseres? Diese Frage darf man mit aller Bestimmtheit bejahen. Schon sind die Zeichen einer Umwandlung, einer geistigen Erhebung des Volkes vorhanden.

Mark Twain, einer der Großen der eben verblichenen Periode, wird jetzt umgewertet. Dieser aus seiner Bahn gedrängte Künstler, dieser Satiriker großen Stils, konnte nur als Humorist und Clown unter seinen Landsleuten zur Geltung kommen. Dadurch wurde ihm sein Leben vergällt, und seine letzten Schriften waren schwarz mit einem gänzlich unamerikanischen Pessimismus. Die seelische Tragödie Mark Twains hat van Wyck Brooks in einem tiefsinnigen Buche „The Ordeal of Mark Twain", das zugleich einen Querschnitt durch die amerikanische Kultur darstellt, beschrieben.

Unter den berühmtesten Romanschriftstellern Amerikas herrschte bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode William Dean Howells, in dessen Adern auch deutsches Blut floß. Er war der Vater des amerikanischen Gesellschaftsromans — die Literatur der bürgerlichen Respektabilität des Anglo-Amerikanertums, die in enger Beziehung und Verwandtschaft zu den Viktorianischen Mittelklassen Englands stand. Es ist eine behagliche Welt voll philiströser Bequemlichkeit und voller Wohlstand, Frömmelei, liebenswürdiger Allgemeinheiten, weit von der krassen Realistik des Lebens entfernt. Aufwühlender Geist, Phantasie oder durchdringende Tragik liegen ihr fern. Größer als Künstler und Chronist des Lebens war Henry James, der Meister des psychologischen Romans. Sein kryptischer, eigenbrötelnder Stil fand in Amerika kein Verständnis; er wanderte aus und ließ sich in England nieder, wo er zu größeren Ehren kam und einen starken Einfluß auf den modernen englischen Roman gewann. Während des Krieges wandte er sich auch politisch von seinem Geburtsland ab und wurde zum Untertan Englands, wo er 1916 starb.

Die klassische Sehnsucht nach dem großen amerikanischen Roman, „The Great American Novel", ist noch nicht erfüllt und wird auch sicher nicht erfüllt werden, solange man ihn vorzuzaubern sucht, um sich mit ihm als literarischem Wolkenkratzer nationalistisch zu brüsten. Auf dem Gebiet des Romans gibt es aber viel gute Arbeit — die romantische Welt, die Marion Crawford aus seinem italienischen Wohnsitz hervorbrachte, die zarte, aber blutlose Kunst Edith Whartons, die mondänen, anglomanischen Romane der burschikosen Gertrude Atherton, die sieben Jahre in München wohnte und trotzdem die literarische Hetze gegen Deutschland mitmachte, die unvollendete amerikanische „Comédie Humaine", die der ehrliche, ehrgeizige David Graham Philipps mit leider ungenügenden Kräften schreiben wollte, ehe ihn die Kugel eines Frauenfanatikers wegen seiner angeblichen Verleumdungen der amerikanischen Göttinnen niederstreckte. In dem einst feudalen Virginia schafft der amerikanische Winston Churchill hervorragende Werke; aus dem großen, gärenden mittleren Westen, der heutigen Brutstätte des wirklichen Amerikanertums, erschienen James Lane Allen und Hamlin Garland, deren leidende, sehnsüchtige Frauen und kräftige Farmertypen die gewaltigen Prärien zum Hintergrunde haben. Mit wehmütigem Altjungfern-Humor und feinem Pathos schildert Mary Wilkins die eintönigen Schicksale der verwitterten und in Verborgenheit lebenden Menschen Neu-Englands. In den Büchern Mary Austins mit ihrem schönen Stil finden wir die mächtigen Winde und Wälder des fernen Südwestens und den Tumult des Gestaltens, das in diesem Himmelsstriche vor sich geht. Es wären noch manche zu nennen, darunter die klaren seelischen Analysen amerikanischer Gestalten in den Romanen Robert Herricks, die kräftigen dramatischen Arbeiten Mary Johnstons und Ellen Glasgows, die Naturromane Edward Stewart Whites, die neue Realistik von Sinclair Lewis und Floyd Dell.

In Indiana entstand vor ungefähr zehn Jahren unter Booth Tarkington eine Gruppe, die dem flotten Provinzroman Gestalt gab, der aber an sich und an seinem Stoff etwas Trockenes und Farbloses trägt. Die Lieblinge des Volkes, die Meister des „best-sellers" und der „Fiction Magazines" sind und waren Robert Chambers, Richard Harding Davis, George Barr Mc Cutcheon, Rex Beach, Harold Bell Wright, Gene Stratton Porter usw., die mit vollen Zügen aus dem Rohmaterial des falschen Bohème-Lebens, der Erotik des „süßen Mädels", der Welt der Pfadfinder und des modernisierten wilden Westens, aus den Urwäldern Alaskas und dem heutigen Goldgräbertum ihre Werke zusammenschmieden, Werke, die wenig Bedeutung für die schöne Literatur haben. Unter den Humoristen glänzt in seiner Eigenart George Ade, dessen Arbeiten im verfeinerten „Slang" ein echter Extrakt

amerikanischen Lebens sind. Der bekannte „Mr. Dooley" des Zeitungshumoristen Peter Finley Dunnes, ist eine volkstümliche Figur geworden, aufgebaut auf den Typ des schwatzhaften, ulkig-philosophierenden irischen Politikers. Montague Glaß erzielte große Erfolge durch seine verschmitzten jüdisch-amerikanischen Humoresken „Potash and Perlmutter".

Aus Kalifornien stammte Frank Norris, dessen Erzählungen, eine unvollendete Trilogie, „The Octopus", und „The Pit", ein Epos des Weizens, ihm viele Leser auch in Europa verschafften. Mit dichterischer Vision sah er den ungeheuren Kampf, den Fluß und den ewigen Wechsel des amerikanischen Menschendaseins und schilderte sie mit einer prächtigen gestaltenden Kraft und lebendigen Farben. Er war ein Künstler, dem der frühe Tod eine große Zukunft versagte. Auch ist der Name eines andern Kaliforniers in Europa wohl bekannt — Jack London, ein wuchtiges, primitives Talent, ein roter Stern, der aus den unteren Schichten der Proletarierwelt emporstieg und sein Feuer aus dem elementaren Leben und aus der Wildnis des Westens und des fernen Nordens holte. Er war ein verwegener Kämpfer für die unterdrückten Klassen, und die meisten seiner Arbeiten sind von einem kampflustigen Sozialismus durchdrungen. Er schrieb etwa vierzig Bücher, darunter sind seine originelle Hundebiographie „The Call of the Wild" und seine eigene Biographie „Martin Eden" die wichtigsten. Auch er starb jung, eben als er den Massenverlegern zum Opfer fiel.

Theodor Dreiser ist schon erwähnt worden. Da man in Amerika stets europäische Parallelen und Analysen sucht, wird er „der amerikanische Zola" genannt wegen der für dortige Verhältnisse furchtlosen Behandlung erotischer Themen und eines photographischen Realismus. In seinen langen Romanen gibt es viel Unverdautes und Banales sowie ernste Abweichungen vom guten Geschmack, aber er ist ein ehrlicher Schilderer seiner Zeit und seiner Mitmenschen, der sich und seine Kunst nicht unter das Joch der Puritaner und des finanziellen Erfolges gebeugt hat. Er ist der Berichterstatter der amerikanischen Szene und Handlung. Seine bekanntesten Arbeiten tragen den Titel „Sister Carrie" und „Jennie Gebhardt" — Frauenschicksale — dann die großangelegten Romane „The Genius", „The Financier", „The Titan" — Schilderungen der mammonistischen Gesellschaftsordnung.

James Branch Cabell, die einzige literarische Leuchte, die aus den geistig unfruchtbaren Südstaaten seit langen Jahren erstanden ist, schreibt schon zwanzig Jahre, ist aber erst in letzter Zeit durch seinen Roman „Jurgen" in weiten Kreisen bekannt geworden. Auch er strebt dem Ideal einer naturgetreuen Realistik nach, weshalb gerade sein letztes Werk, eben dieser „Jurgen", von den Schmutzschnüfflern der „Comstock Society" konfisziert wurde. Joseph Hergesheimer, der aus dem Deutschtum Pennsylvaniens stammt, ist in letzter Zeit mit Romanen von starker Originalität und einer reichen, farbenschillernden Sprache hervorgetreten. Zwei seiner Bücher, „The Lay Anthony" und „Mountain Blood" seien erwähnt, die auch in England große Anerkennung fanden. Unter den nicht einzuordnenden Schriftstellern Amerikas muß Frank Harris erwähnt werden, der vor kurzem aus langjährigem Exil zurückgekehrt ist. Seine Novellen, sein Roman „The Bomb" und besonders seine zweibändige Biographie Oscar Wildes sind von Zügen einer schlichten Meisterschaft beherrscht.

Seit Poes Tagen hat sich das amerikanische Talent fruchtbar in dem Ausbau der knappen, formvollendeten Novelle oder „short story" betätigt. Unter ihren Meistern steht der seit 1915 verschollene Ambrose Bierce voran. Seine Sammlung von düsteren und geistig-grausamen Erzählungen aus dem Soldaten- und Zivilistenleben, „In the Midst of Life", ist eben in Deutschland unter dem Titel „Physio-

gnomien des Todes" bei Georg Hirth erschienen. Bierce war ein Satiriker aus der Schule Swifts und Popes; die Säuren seines unbarmherzigen Witzes wurden aber durch den angeborenen Abscheu seiner Landsleute gegen alle Satire neutralisiert. Ein anderer Dichter tragischen Schlages, ein Künstler in der Psychologie des Krieges, war Stephen Crane, dessen „Red Badge of Courage" lange seinen allzufrühen Tod überleben wird. Auf dem Gebiet der Feuilletonnovelle treten hervor: Perceval Gibbon, Irvin Cobb, James Hopper und viele andere. O. Henry, der mit dem Titel „Der Yankee Maupassant" belastet wurde, war ein Virtuose der zynisch-sentimentalen Großstadtanekdote, aber mehr Gaukler als Zauberer. Willa Sibert Cather entwickelt eine ehrliche, wenn auch noch unsichere Art der Charakterisierung und eines Inhalts, der der allherrschenden Narkotik des Nationaloptimismus fernsteht.

In der dramatischen Literatur hat Amerika wenig Erbauendes aufzuweisen. Die Bühne windet sich in den Ketten der allmächtigen, reinkommerziellen Theatertrusts, die sich von Stadt zu Stadt erstrecken. Für den Amerikaner bedeutet das Theater nur Zerstreuung oberflächlichster Art, ein Mittel des erotischen Kitzels, einen Reiz zur beschleunigten Verdauung. Aus der Mechanik dieses Theatersystems gehen die minderwertigsten und geistlosesten Erzeugnisse hervor. Selten steigt ein Werk über das Niveau des schnoddrigsten Kabaretts oder des unverblümten Kinos. Das poetische Drama wird zwar geschrieben und sogar gedruckt, aber wenig gelesen und fast niemals aufgeführt. William Vaughan Moody, Percy Mackaye und andere haben sich hier ausgezeichnet. Das Gesellschaftsdrama ist glänzend durch Clyde Fitch vertreten; Augustus Thomas und Louis Anspacher haben beachtenswerte Stücke verfaßt. Die gröbere Bühnenliteratur wird von Dramatikern wie Edward Knoblauch, Eugene Walter und Charles Klein beherrscht. Jetzt fängt aber eine Erhebung gegen die tötende Tyrannei der Trusts an. Es entstehen „Kleine Theater", die sich einer echten Kunst des Dramas widmen wollen, sogar die Tragödie beginnt sich Achtung zu erzwingen, wie in Eugene O'Neills „Beyond the Horizon", und die echte Satire, die durch solche Werke wie „Papa" von Zoë Akins vertreten wird. Der größte Erfolg eines literarischen Dramas in letzter Zeit war „Abraham Lincoln" von dem englischen Dichter John Drinkwater.

Die moderne lyrische Dichtung weist verschiedene Richtungen auf. In den breiten Korridoren der Volkstümlichkeit schreiten die Gestalten des humoristisch-pathetischen Versemachers James Whitcomb Riley, des verstorbenen Eugene Fields und der Sängerin der leidenschaftlichen Liebe, Ella Wheeler Wilcox, die viel Vorzügliches leisteten. Unter den ältern Lyrikern ragen hervor: der Natur-Ekstatiker Joaquin Miller, der kurz vor dem Kriege starb, und Edwin Markham, der einen etwas zu schnellen Ruhm im Anfang des Jahrhunderts durch sein Gedicht „The Man with the Hoe" erwarb, ein Ruhm, der leider nur durch seine feierlichen Verse „Lincoln" und noch etliche kurze Arbeiten aufrechterhalten wurde. Andere Lyriker von Bedeutung sind: George Santayana, der von spanischer Abkunft ist und ein Meister der Sonette; Edmund Clarence Stedman und Clarence Baily Aldrich, süßliche, etwas dünn-akademische Lyriker; Richard le Gallienne, ein graziöses, weiches, von Wilde inspiriertes Talent; Edwin Arlington Robinson, eine in sich tiefvergrabene Natur, die sich in gelassenen, ruhig pessimistischen Auseinandersetzungen mit Menschenschicksalen gefällt und sich mit dem Geist von Ortschaften beschäftigt, wie in „A Town Down the River". In Kalifornien gibt es noch Ina Coolbrith, eine hochbegabte Lyrikerin, die sich noch an die Zeiten Bret Hartes anlehnt, und die elegische Erscheinung George Sterlings, der ins Kosmische schweift. John G. Neidhardt hat den Werdegang des Landes, den Drang der Pfadfinder nach dem Westen in heroischen Versen besungen.

Der Einfluß der englischen Dichter war stets von starker Wirkung auf die amerikanischen und erzeugte entsprechende Schulen und Gruppen. So war es in letzter Zeit mit Wilde, mit Kipling und einigermaßen mit Symons, obgleich der Amerikaner wenig Neigung zum Dekadenten und zum Mystischen hat. Jetzt hat der schlichte, warme, durchgeistigte Realismus John Masefields in der Poesie, wie der Arnold Bennetts in der Prosa sich durchgesetzt. Und der Einfluß der französischen Imagisten, die durch Whitman befruchtet wurden, verschafft sich auf dem Wege der geistigen Einfuhr wieder Geltung in der jüngeren Generation der Vereinigten Staaten. Es besteht jetzt eine Schule, deren Form der „vers libre" ist. Der Gesang umwebt grau und staubig wie Spinngewebe das träge Leben und die begrenzten dumpfen Menschenschicksale der geistestoten amerikanischen Dörfer und Kleinstädte, wie in der jetzt viel erörterten „Spoon River Anthology" von Edgar Lee Masters, den Neo-Whitmanischen Versen des altruistischen Carl Sandburgs, den Lebens- und Naturschilderungen Robert Frosts, Dachell Lindsays, Sherwood Andersons, James Oppenheims, Amy Lowells, des visionären Conrad Aiken. Diese Dichter fliehen den romantischen Inhalt und die konventionelle Form, verirren sich aber leicht in den Morasten der Formlosigkeit, des banalen Inhalts und einer kahlen, verkünstelten Volkstümlichkeit der Sprache. Mit dem Expressionismus droht ihnen eine neue Gefahr.

Zu den Dichtern, die von einer kosmopolitischen oder exotischen Neigung durchdrungen sind oder in ihren Werken einen Abglanz europäischer Kultur aufweisen, gehören Louis Untermeyer, George Sylvester Viereck, Ezra Pound, T. S. Eliot, Henry B. Fuller, Vincent O'Sullivan, Maxwell Bodenheim *).

Es bestehen mehrere gute, wenn auch kleine Organe, die sich ausschließlich der Poesie widmen, wie „Poetry", Chicago, und „Poet Lore", Boston, und die besseren geistigen Zeitschriften wie „The Freeman", „Nation", „Dial", „Atlantic Monthly", „New Republic" u. a. bemühen sich, dem hoffnungsvollen und Echten in der Dichtkunst Schutz zu gewähren.

Dieser Überblick ist selbstverständlich ein nur flüchtiger und unvollständiger. Er darf wohl als skizzenhafte Karte, aber nicht als Führer oder Katalog gelten. Es sind jetzt viele neue Gewalten an der Arbeit. Das Land, durch den Weltkrieg erschüttert und aufgewühlt, ist zu einem ernüchterten Bewußtsein seiner minderwertigen Leistungen in den höchsten Errungenschaften des schöpferischen Geistes erwacht. Viele alte, gehaltlose Werte gehen in die Brüche, viele Illusionen sind durchlöchert und zerstört. Der Puritanismus, trotz oder gerade wegen seines jüngsten Sieges über den Alkohol, fängt an, sich selbst ad absurdum zu führen. Der kulturelle Sauerteig beginnt seine Arbeit. Amerika ist bereit, auf das geistige Europa zu horchen. Es sollte jetzt auch das Ziel der deutschen Literatur sein, befruchtend auf die amerikanische einzuwirken.

Aus den Kräften meines Landes dürften sich auch, wenn die Zeit reif ist, große Dichter erheben. Diese Sendung wird sich erfüllen, wenn erst die ungeheuren Energien dieses Volkes, wenn sein befreiter Genius sich von dem brüllenden Niagara und dem tobenden Mississippi des Handels und der Industrie, von der Anbetung des materiellen Erfolges loslöst und einer höheren Andacht zuwendet. Sie wird sich erfüllen, wenn edle Führer den Massen ein neues Lebensideal aufstellen, wenn der Mensch völlig zur Geltung kommt und das Blut aller Völker Europas sich zu einer Symphonie oder wenigstens zu einer Synthese vereinigt — wenn die Kunst sich im Schutze einer Aristokratie des Geistes und in der Hingabe des Volkes wohlgeborgen fühlt.

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes, obgleich Kalifornier, gehört gleichfalls dieser Gruppe an. Die Schriftleitung.

# Das Ende der amerikanischen Lehrjahre in der Kunst

Von

## Gertrude Vanderbilt-Whitney*)

Starken Bewegungen in der Kunst gehen Stürme voraus. Noch sind wir mitten in dem großen Kampf, noch hat er nicht geendet. Später einmal, fernab vom Unglück des Krieges, wenn neue Hoffnungen aus dem Ringen und den gewonnenen Erfahrungen erstehen, werden auch wir eine überlegenere Sprache führen können. Wir haben bereits gesprochen, wir haben schon viele Werke aufzuweisen, aber wir haben noch mehr zu sagen. Wir haben uns selbst in das Interesse der ganzen Welt gerückt, wir spüren Kraft, mannigfaltige Möglichkeiten, neue Ausblicke.

Unter den amerikanischen Künstlern waren geistig freie Menschen, und sie sind es, die unsern Fortschritt herbeigeführt haben.

In der Architektur haben wir phantasievolle, majestätische und geschickt konstruierte Gebäude, die nichts mit der Welt des Vergangenen zu tun haben. Künstler erschienen auf dem Plan, die alte Aufgaben streng persönlich behandelten.

Sullivan war der erste, der aus dem Wolkenkratzer ein Kunstwerk machte. Der Stil des Condit-Gebäudes wurde bestimmend für den Osten Amerikas. Sullivan betont die Vertikale und vermeidet allen überflüssigen Schmuck. Das Guaranty-Gebäude in Buffalo ist ein anderer Beweis für die kühne Anwendung dieses Prinzips. In Chicago waren Holaboid und Roach Bahnbrecher, sie schufen einen vollendeten Stahlbau in dem Tacoma-Gebäude. Das Buch- und das Woolworth-Gebäude, der Metropolitan-Tower, das Singer-Gebäude in New York, alle beweisen unsere Kraft und Unabhängigkeit. Von Privatbauten ist das Ponce de Leon Hotel auf St. Augustine, gebaut von Hastings, schön, originell, dem Klima, dem Leben der Besitzer und seiner Lage angepaßt. Das Mc. Lean- und das Hith-Haus in Washington von Pope zeigen Phantasie und Können.

Wir haben meisterhafte Skulpturen, deren neue strenge Einfachheit Amerikas Fähigkeit zu selbständiger Weltanschauung beweist. Diese Zwecke wurden mit Inbrunst aufgenommen, mit Überzeugung vertreten.

Wir haben Gemälde, die für ihr Land charakteristisch sind, originell, schön und technisch vollendet. Warum, so wird man fragen, sieht man denn so wenig amerikanische Kunst in Amerika?

Der reiche Mann beherrscht den Handel — er beherrscht in hohem Maße die Kunst. Er kauft — wir hängen von seinem Geschmack ab. Er fördert, er unterdrückt, je nach Belieben. Er hat keine Zeit, Bücher über Kunst zu lesen: nach einem Tage voll angestrengter Kopfarbeit und außerordentlicher Verantwortung widmet er sich der sozialen Fürsorge. So gerät er in Fragen der Kunst leicht in die Hände sogenannter „Kenner", und was ihm in Geschäften nie geschehen könnte, wird hier unvermeidlich: er wird betrogen.

Eine Fülle schöner Dinge und eine Menge Kunstwerke finden ihren Weg in unser Land, und aus diesem Konglomerat entsteht dann eine Einrichtung voll alter Lampen, Decken und Kaminsimsen, voll schadhafter Sachen, angefangen von Statuen bis zur Töpferware, einiges herrlich, anderes schäbig — kurz, ein kostspieliges, aber totes Haus.

*) Übersetzt von M. Schönlank.

Da wir jung sind in unserem Land, fühlen wir die Notwendigkeit, unserem Geschmack dadurch eine Stütze zu verleihen, daß wir auf dem Auslandmarkt kaufen, der seit Jahrhunderten sanktioniert ist. Wir erwerben aber nicht nur große, würdige Werke, sondern auch schlechtes Zeug, irgendwie gerät alles durcheinander und verwirrt unseren Geschmack. Die wirklich wertvollen Werke wurden von einigen weitblickenden, reichen Männern über den Ozean gebracht, von ihnen lernen wir, die wir nicht ins Ausland gehen können. Wir bewundern sie ungeachtet ihrer nationalen Note. Den Kunstwerken unseres eigenen Landes steht das große Publikum noch zu nah, um sie beurteilen oder überhaupt sehen zu können.

Wir haben Führer in der Malerei, in den bildenden Künsten — haben wir sie auch in der Musik?

Was gehört dazu, ein großer Musiker zu sein? Er muß als Grundlage einen bestimmten Begriff von den überlieferten Formen in der Musik haben, trotzdem seine Originalität bewahren und den Glauben an die Idee, die ihn trägt. Die Kraft des Ausdrucks muß ihm zur Verfügung stehen, er muß die verschiedenen Stile der Komposition beherrschen, die Harmonie, die Melodie meistern — so daß sein Werk sowohl Geist wie Gefühl ausdrückt. Musik ist von allen Künsten die sinnlichste und illusivste, daher dem angelsächsischen Temperament am fernliegendsten. Den Romanen, Slawen und Teutonen ist Musik unentbehrlich — für uns ist sie nur ein Teil des Daseins, an dem wir uns erfreuen, der uns aber nicht lebensnotwendig ist. In Deutschland mit seiner jahrelangen Entwicklung von Bach zu Strauß, in Italien, das von Palestrina zu Puccini seine Musik zur höchsten Blüte entfaltet hat, in Frankreich mit seiner Liste großer Namen, Österreich-Ungarn, Polen, Rußland, in all diesen Ländern hat sich in den letzten fünfzig Jahren eine neue Bewegung gezeigt. Man entdeckte neue Formen, hatte neue Gedanken, andere Intentionen. England hat — so sehr es die Musik begünstigt — nur wenig hervorragende Namen. Seine Musik ist mehr gekonnt als gefühlt, sie ist auf fremden Traditionen ohne eigene Inspiration aufgebaut.

Über die erste Musik in Amerika, ihren Ursprung, ihre Entwicklung, wissen wir sehr wenig. Erst Macdowell bearbeitete Indianer-Melodien, eine gewisse Künstlergruppe folgte dann seiner Idee und machte diese Melodien (wie andere Länder ihre Volkslieder) zur Grundlage einer neuen Kunst. Aus Afrika kam später die Neger-Musik, die sich dann einem Wandel unterzogen hat und Eigentum unseres Landes, unserer Zeit geworden ist. Das Leben des Negers ist eng mit seiner Musik verknüpft. Diese alten Plantagenlieder schwanken in einer ungewöhnlichen Weise zwischen der Dur- und der parallelen Molltonart. Einerseits ist es diese Unbestimmtheit, die ihnen ihre ausgesprochene Eigenart verleiht, andererseits die orientalische Schwermut, die sich in den Kadenzen kundtut, die überhaupt das Kennzeichen der Musik des Westens ist; ferner der charakteristische Rhythmus. Rag-time basiert auf diesen Melodien, hat aber nichts von ihrer erfrischenden Naivität. Der plötzliche Ruck, welcher so kennzeichnend für rag-time ist, fehlt ihnen. Sie besitzen einen ursprünglichen Rhythmus, geniale Harmonien und sind voller Phantasie.

Neger-Musik ist, wie das Volk, das sie erfand — unsophistisch, träumerisch, naiv. Ebenso ist rag-time bezeichnend für das Volk, das ihn erdachte: er hat eine neue Note, ist eigenartig und geschickt gemacht. Aus ihm redet die Majorität, die Demokratie, nicht die Intelligenz. Natürlich sind wir nicht fortwährend in Eile und Aufregung, wir sind auch nicht nur oberflächlich. Dennoch sind Eile und Aufregung für uns bezeichnend. Unsere Zeitungen versuchen, einander durch den Großdruck ihrer Überschriften auszustechen, wir tanzen nach dem Geheul einer jazz-band, schreiende Farben dominieren überall, extravagante Schauspiele gehen über die

Bühne. Wir rennen durch die Straßen, nicht, weil wir in Eile sind, sondern weil wir nicht anders können. Rag-time ist der Ausdruck unserer Zeit, und es ist interessant, daß er die einzige amerikanische Musik ist, die man im Ausland kennt. Rag-time repräsentiert unser Land und uns.

Wer kennt Paine, Buck, Lang und Parker? Man hört ihre Musik niemals. Freilich, da ist Macdowell, der vielleicht Grenzen hat, aber immer wahr ist. Herbert und de Koven haben ihre komischen Opern melodienreich und geschmackvoll geschrieben, Sousa schuf seinen Aufsehen erregenden Marsch. Da sind Nevin und Converse mit ihrer vortrefflichen, wenn auch begrenzten Begabung, Hadley mit seinem vielseitigen Talent, der moderne Carpenter, der viel versprechende Loeffler, Ornstein, der das unruhige Heute repräsentiert, der reservierte, grüblerische Mason, Bloch und der ernste Charles Ruggles. Was haben sie geleistet? Sie waren Musiker mit ernsten Absichten, sie kämpften und rangen, erlangten aber nur einen bestimmten Grad von Vollendung. Kann man sie mit Wagner, Beethoven, Liszt, Verdi, Debussy vergleichen?

In den aufeinanderfolgenden Generationen mit der gleichen Geste, den gleichen Gedanken, dem gleichen Glücksverlangen gab es immer einige wenige Menschen, die das Alte ungestüm über den Haufen rannten und einen neuen Ruf ausstießen, so laut, daß ihn die ganze Welt hören mußte. Unter den Architekten, den Bildhauern und den Malern hatten wir solche Männer, warum nicht in der Musik? Vielleicht ist die Schuld auf die Rechnung unserer angelsächsischen Ahnen zu setzen, vielleicht auf unsere charakteristische Art als Musikvolk. Aber es ist doch das gleiche Volk, das Stein auf Stein häufte, bis ein Gebäude entstand, das der unbewußte Ausdruck seiner Gedanken war und ein Denkmal für Jahrhunderte sein wird. Vielleicht rührt unsere musikalische Unfruchtbarkeit auch von der Lehrzeit her, in der wir den ausgetretenen Pfaden anderer Völker folgten.

In den bildenden Künsten, in der Malerei sind unsere Lehrjahre vorüber; wir haben einen Punkt erreicht, auf dem wir selbständig stehen können. Ein Genius der Musik ist nicht unter uns, und kein Zeichen, daß einer kommen wird. Die Hoffnungen und Wünsche unserer Nation haben in der Tonkunst keinen gleichwertigen Ausdruck gefunden. Wie Kinder greifen wir da nach goldenen Äpfeln, die außer unserer Reichweite hängen.

# Der falsche Joseph

Von

## Albert Leitzmann

Der Sensation, die durch die Alarmnachricht unserer größeren Zeitungen bis in die Laienkreise hinein erregt worden war, Paul Piper *) in Altona habe Goethes Jugenddichtung „Joseph" unerwartet aufgefunden, ist bald eine grausame Ernüchterung gefolgt. Begründete starke Zweifel an der Echtheit waren bei den Goethekennern schon vorher vorhanden; Pipers wissenschaftliche Persönlichkeit, als fleißig, aber unkritisch bekannt, verstärkte die Verdachtsmomente noch erheblich. Der Abdruck des 5000 Alexandriner umfassenden Gedichts hat alle Zweifel in weitestem Umfang bestätigt, und das Werk ist von hervorragenden, vorurteilsfreien Fachgelehrten als Schöpfung des jungen Goethe übereinstimmend und mit vollstem Recht

*) Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung, wieder aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Prof. Dr. Paul Piper. Faksimile-Ausgabe. Hamburg 1920, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag.

abgelehnt worden. So von Julius Petersen in der „Frankfurter Zeitung" vom 21. November, von Otto Pniower im „Berliner Tageblatt" vom 29. Oktober, von Julius Wahle in den „Weimarer Blättern" vom Dezember. So brauche ich über die negativen Instanzen des Prozesses hier nur kurz zu berichten; einen positiven Versuch, Heimat und Alter dieses Joseph zu bestimmen, lege ich im Januarheft der Germanisch-romanischen Monatsschrift vor und berichte hier nur über die Resultate.

Der Unglaube stützte sich vor allem auf zwei Tatsachen, die wir durch Goethes eigene Berichte kannten und zu bezweifeln keine Ursache hatten: der in Frankfurt nicht allzu lange vor dem Abgang nach Leipzig gedichtete Joseph war dort mit andern unreifen Jugendwerken den Feuertod gestorben, und die poetische Form des Werkes war im Anschluß an Mosers „Daniel in der Löwengrube" Prosa. Ist aber der Joseph verbrannt worden, dann konnte ihn Piper nicht in Altona auffinden, und ist Pipers Joseph in Alexandrinern mit lyrischen Arien abgefaßt, dann ist er mit dem Goetheschen nicht identisch. Wie findet sich Piper mit diesen Widersprüchen ab? Von der Verbrennung berichtet uns der junge Goethe selbst in einem fast gleichzeitigen Brief an seine Schwester Cornelia vom 12. Oktober 1767: „Belsazar, Isabel, Ruth, Selima usw. haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können, dahin denn auch Joseph wegen der vielen Gebete, die er zeitlebens getan hat, verdammt worden ist." Hinter der Variation der Ausdrücke „büßen" und „verdammt werden" sucht Piper eine sachliche Verschiedenheit: die andern Gedichte büßten im Feuer, Joseph wurde verdammt — aber hinterher begnadigt, denn ich habe ihn ja aufgefunden! Kein unbefangener Leser dieses Briefes wird diese Auffassung gehabt haben, die man als rabulistisch bezeichnen muß. Über die technisch-poetische Form seines Jugendepos berichtet Goethe, allerdings nach fast einem halben Jahrhundert, im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit": „Die Geschichte Josephs zu bearbeiten war mir lange schon wünschenswert gewesen, allein ich konnte mit der Form nicht zurechtkommen, besonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte; aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr bequem." Der Altonaer Joseph ist in Alexandrinern mit strophischen Arieneinlagen: sein Verfasser war sich also ganz darüber klar, welche wechselnden Versarten für den Stoff paßten. Und umgekehrt: Goethe, der Dichter des „Belsazar", der „Laune des Verliebten" und der „Mitschuldigen", sollte der Alexandriner, das beliebteste Versmaß der gesamten Zeitliteratur, nicht geläufig genug gewesen sein? Er erschien ihm offenbar also nicht passend für seine Josephdichtung, so wenig wie der Hexameter, der nach Bodmers und Klopstocks Vorgang so nahe gelegen hätte. Hier hatte es Piper nach dem bewährten Muster ähnlicher Hypothesenschmiede verhältnismäßig leicht: stimmt Goethes Altersbericht zu der betreffenden Hypothese, so ist er ein glänzender Zeuge in der Kette der Beweise; stimmt er nicht dazu, dann hat sich eben Goethe geirrt und Phantasien an Stelle von historischen Erinnerungen treten lassen; daher ja „Dichtung und Wahrheit"! Daß der Titel von Goethes Selbstbiographie ganz anders aufzufassen ist, stört solche Forscher nicht. So nimmt denn Piper auch hier mit Seelenruhe Trübung der Erinnerung bei Goethe an.

Mit der äußerlichen Beglaubigung und Geschichte der Handschrift steht es leider nicht besser als mit den äußeren Zeugnissen über Entstehung und Schicksal der Dichtung. Auch hier bringt Piper keine Spur eines Beweises bei. Eine alte Dame schenkt ihm die aus Brüdergemeindekreisen stammende Handschrift, die selbst weder von Goethe geschrieben sein kann noch Goethes Namen trägt noch zu der Beschreibung stimmt, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von seiner Josephhandschrift macht. Diese Dame erinnert Piper in ihrem ganzen Wesen an Susanne von Klettenberg, die schöne Seele des „Wilhelm Meister". Auch Susanne und unter ihrem Ein-

flusse der junge Goethe standen eine Zeitlang der Brüdergemeinde nahe: könnte nicht Goethe seiner Freundin seinen Joseph geschenkt haben? Könnte nicht aus ihrem Nachlaß das Werk zu andern Angehörigen der Brüdergemeinde gekommen sein? Könnte es so nicht schließlich bei der alten Altonaer Dame gelandet sein? Viele „könnte" sind noch kein Beweis. In Wirklichkeit weist gar nichts nach Frankfurt ins Goethehaus, und die beigegebenen Faksimiles lehren jeden vorurteilslosen Betrachter, daß weder Text noch Korrekturen von Goethes Hand sind: von der charakteristischsten Eigentümlichkeit von Goethes Handschrift, den weit und kühn ausladenden Schleifen der kleinen Fraktur-v und -w, die sie von der Jugend bis ins hohe Alter bewahrt hat, findet sich nicht eine Spur.

Damit ist der Altonaer Joseph als Werk Goethes unweigerlich erledigt, schon allein aus literargeschichtlichen und paläographischen Gründen. Es wäre ja aber ganz unverständlich, wenn in 5000 Alexandrinern des 18. Jahrhunderts sich nicht sprachliche und metrische Kriterien in Menge finden sollten, die es einer vorsichtigen philologischen Betrachtung ermöglichten, Heimat und Alter des betreffenden Denkmals zu bestimmen, mit anderen Worten: Frankfurter Ursprung zu beweisen oder auszuschließen. Piper ist Philologe von Fach, und es wäre seine vornehmste Aufgabe gewesen, diese Untersuchung zu führen: was er uns aber unter dem Titel „Sprachliche und metrische Bemerkungen" aufzutischen wagt, muß man geradezu haarsträubend nennen. Es sieht vielfach aus wie eine Parodie auf jede philologische Methode. Der Mangel der elementarsten sprachhistorischen Kenntnisse führt ihn in dieser ihm offenbar fremden Welt zu den wunderlichsten Behauptungen, wie er denn auch das „Widerstreben" erklärt, mit dem er nach seinem eigenen Bekenntnis an die „philologischen Kleinarbeiten" herangetreten ist. Es läßt sich nämlich aus Sprache und Metrik des Altonaer Joseph der einwandfreie Beweis erbringen, daß Frankfurter Herkunft und damit Goethes Autorschaft ausgeschlossen und unmöglich sind. Das vollständige Beweismaterial lege ich an der oben angegebenen Stelle vor.

Den Wert reimtechnischer Beobachtungen und Untersuchungen auch für unsere neuere Dichtung hat Edward Schröder in seiner Arbeit über die Sesenheimer Gedichte von Goethe und Lenz nachhaltig betont und mit treffsicherer Hand Grundlinien der Forschung und Methode gezogen. Für den Altonaer Joseph im Vergleich mit dem jungen Goethe ergibt das Reimmaterial völlige Verschiedenheit der Technik. Reime von inlautenden d auf t braucht Goethe während seines ganzen Lebens mit nur vorübergehender Einschränkung auf der Höhe seiner Kunst (heute : Freude, verraten : schaden, verwundern : ermuntern), der Altonaer Joseph niemals. Gleim schreibt einmal an Seume: „Sie reimen Handel auf Mantel: Sie hatten keinen Freund, der die den niedersächsischen Ohren unerträglichen Übellaute ganz zu vermeiden raten konnte." Goethe sprach gut frankfurtisch a n und h i n mit langen Vokalen und reimte dementsprechend ziemlich konsequent an: getan, Roman, sahn; hin: fliehn, glühn, ihn, ziehn. Der Josephdichter dagegen reimt an: Bann, gewann, kann, Mann; hin: Sinn.

Auf grammatischem Gebiete fällt nichts dem Leser des Altonaer Joseph so unangenehm auf, wie die unheilbare Verwirrung von Dativ und Akkusativ nach Präpositionen und Verben, vom Standpunkte der Schriftsprache gesprochen die zahllosen Sprachfehler in der Kasusrektion, über die man in jeder dritten, vierten Zeile stolpert, und die der Diktion des Werks den unverkennbaren Stempel der sprachlichen Unbildung aufdrücken. Z. B.: „Komm, Joseph, eile doch, man wartet schon auf dir", „und streckete sich aus mit seine beiden Hände", „und sprach, ach, könnte ich doch einmal folgen dich". Im ganzen findet sich die stattliche Summe von 628 derartigen Schnitzern, ein deutliches Zeichen dafür, daß der Joseph-Dichter mit den Grundregeln der schriftsprachlichen Grammatik nicht vertraut war. Bei Goethe sind

solche Sprachfehler unbelegt und unmöglich, und man mag sich vorstellen, mit welchem Gesichte der alte Herr Rat die Widmung des also von Sprachfehlern elementarster Art strotzenden Werkes aufgenommen haben würde: würde er den Dichter daraufhin wirklich aufgemuntert haben, „alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern"? Diese Erscheinung, so unerfreulich sie für den Leser ist, gibt uns nun aber die endgültige Lösung des Problems, wohin die Josephdichtung gehört: ihr Verfasser stammte aus einem niederdeutschen Gebiet, das den Zusammenfall der Pronominalkasus kennt, wahrscheinlich also das östfälisch-engrische Gebiet zwischen Mittelelbe und Mittelweser (Göttingen, Minden, Hannover, Celle, Braunschweig, Magdeburg, Dessau). Eingehende Untersuchung des Wortschatzes weist mit Sicherheit auf das gleiche Dialektgebiet hin: hier finden sich die engsten Berührungen einmal beispielsweise mit der Mundart von Göttingen-Grubenhagen, von der wir ein reichhaltiges Wörterbuch besitzen, andererseits mit dem Sprachgebrauch aller norddeutschen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts (Brockes, Liscow, Wernicke, Rachel, Reimarus, Claudius, Leisewitz, Möser, Voß und anderer).

Es bleibt noch die Frage zu erledigen, in welche Zeit der Altonaer Joseph gehört. Wer sich, ohne den Blick auf Goethes Jugendzeit gebannt zu halten, zu einer vorurteilsfreien Betrachtung aufschwingt, die den vorliegenden Tatsachen ruhig ins Auge blickt, kommt sofort zu dem Eindruck, daß Sprach- und Stilcharakter des Werkes für die Goethesche Jugendzeit viel zu altertümlich sind. Das Gedicht ist im Anfang des 18. Jahrhunderts oder vielleicht schon im letzten Viertel des 17. entstanden: Diktion und Stil hängen überall aufs engste mit Opitz, Logau, Grimmelshausen, Moscherosch, Gryphius, Weise, Brockes, Schupp zusammen.

Von der ästhetischen Seite der Frage will ich nicht sprechen, obwohl Piper in dem Werk einen Vorläufer des „Faust" gesehen hat, kann mich aber nicht enthalten, wenigstens zwei kleine Proben zu geben, nach denen der Leser selbst sich überzeugen mag, ob hier der jugendliche Faustdichter spricht:

I, 173 Wenn man bey heissen Mittags Stunden
sich in ein kühles Bad erquickt,
ein schattenreicher Baum gefunden,
wo man sich zum Vergnügen schickt,
zu seiner Stärckung daselbst isset,
u. auch das Trincken nicht vergisset,
woran man sich labt
u. mit Kraft begabt,
von dannen trabt.

II, 371 Was kan wohl schöner seyn bey allen Stund u. Zeiten
Als bey ein schönes Weib zu liegen an der Seiten
Zu setzen Mund an Mund, sich freundlich anzusehen.

Joseph.

Du hälst auch niemahls auf u. darum muß ich gehen
Von nun an habe ich gantz feste vorgenommen
Dir soviel möglich mir nur aus das Aug zu kommen
Den was das Auge sieht daß krämcket auch das Hertze
Und was es gar nicht sieht daß macht ihm auch kein Schmertze
Und also schlage ich dir deine Bitte aus.
Und darauf ging er gleich aus dieser Thür hinaus.

Nicht das im Feuer vernichtete biblische Epos des jugendlichen Goethe, sondern das hölzerne, öde Alexandrinergedicht eines ungebildeten, ostfälisch-engrischen Versschmiedes aus dem Ende des 17. oder dem Anfang des 18. Jahrhunderts liegt vor uns. Mir war es Pflicht, an einem besonders deutlichen Beispiel zu zeigen, daß man in literarhistorischen Dingen die philologische Methode nicht ungestraft gering achten und widerstrebend beiseite schieben darf. Damit wäre wohl das Rätsel des Altonaer Josephs gelöst, wenn es überhaupt eins war.

# Politische Rundschau

Berlin, den 17. Januar 1921.

Das Schicksal Europas ist seit den napoleonischen Zeiten niemals mehr in dem Maße von den regierenden Männern Frankreichs abhängig gewesen wie heute. Selten ist deshalb ein Wechsel im französischen Ministerium mit gespannterer Aufmerksamkeit verfolgt worden, als in diesen Tagen das Abtreten des Kabinetts Leygues und das nicht ganz reibungslose Zustandekommen des Ministeriums Briand. Selbst für den genauen Beobachter der politischen Vorgänge ist es heute nicht leicht, in die Gründe und Untergründe, in die Strömungen und Unterströmungen der französischen Politik einzudringen, die von einer außerordentlich großen Zahl schwer einzuschätzender Einzelfaktoren bewegt wird. Die Nachkriegspolitik Frankreichs ist kein Gebilde, das sich in einigen wenigen klaren Strichen zeichnen läßt. Es ist wenig damit getan, wenn man sie auf die einfache Formel zu bringen sucht, daß die militaristische, nationalistische Machtpolitik alten Stils mit einer weltwirtschaftsimperialistischen im Kampfe steht. Mit dieser Formel ist das gegenwärtige politische Getriebe Frankreichs nur sehr roh und unvollkommen gezeichnet. Das eine steht fest, und gerade die letzte Kabinettskrise hat es wiederum bewiesen, daß die Stimmung der großen politischen Öffentlichkeit in Frankreich unverändert von der Schwerindustrie geleitet wird. Die gegenwärtige Kammer, die sogenannte Siegerkammer, in der nicht weniger als 172 Millionäre sitzen, ist mit Recht als die reaktionärste seit den Geburtsjahren der dritten Republik verschrien. Ihr gehören eine sehr große Anzahl Leute an, die mit der Schwerindustrie in engster Verbindung stehen, mit ihr versippt und verschwägert sind, wie dies ja auch für die französische Diplomatie in weitem Umfang zutrifft. Dieser Kammer hat der verflossene Ministerpräsident Leygues zweifellos eine Deutschland gegenüber zu viel Sachlichkeit und Verständnis zeigende Politik gemacht. Leygues und sein Beauftragter Seydoux hatten die Brüsseler Konferenz in ihrem Sinne zu einem Erfolge zu führen gewußt. Die beiderseitigen Sachverständigen hatten in den Brüsseler Verhandlungen den Boden für eine Verständigung über die Wiederherstellungsfrage vorbereitet, die vernünftigerweise den Wünschen und Bedürfnissen der einen und der Leistungsfähigkeit der anderen Partei hätte gerecht werden können. Man hatte Deutschland Fragebogen vorgelegt, deren loyale Beantwortung nicht nur unseren guten Willen abermals bewies, sondern neue Grundlagen für eine vernünftige Regelung der Wiedergutmachung bot. Die Verhandlungen schienen darauf eingestellt, durch möglichst hohe deutsche Sachleistungen auf das Konto der Wiederherstellungsforderungen regelmäßig und schnell nutzbare Werte in die Hand zu bekommen. Die Frage der Geldleistungen selbst war dabei etwas in den Hintergrund getreten. Durch das Versprechen einer Schonungsfrist von einigen Jahren suchte man das deutsche Interesse von der sofortigen endgültigen Festsetzung der Gesamtentschädigungssumme abzulenken. Der leitende Gedanke des Herrn Leygues war wohl, daß man auf wirtschaftlichem Gebiet zu einer Verständigung mit Deutschland kommen müsse. Man trug sich französischerseits insbesondere mit dem Plan eines von Deutschland einzuräumenden großen Markkredits, auf Grund dessen französische private Bezieher in die Lage gebracht werden sollten, direkte Bestellungen in Deutschland zu machen. Während man also auf diesem Wege zu deutschen Sachleistungen zu kommen hoffte,

gedachte man gleichzeitig auch, das bisherige System der deutschen Rohstofflieferungen weiter auszubauen. Diese Absicht trat besonders in Erscheinung in der intransigenten Haltung Frankreichs bei den Verhandlungen über die Verlängerung des Abkommens von Spa über die Kohlenlieferungen. Die Franzosen verlangten hier nicht nur die Heraufsetzung dieser Kohlenabgabe von 2 Millionen auf 2,2 Millionen Tonnen, sondern darüber hinaus noch die Vorwegleistung der Fehlbeträge aus den beiden letzten Monaten, die sich allein etwa auf 500 000 bis 600 000 Tonnen belaufen. Diese Mehrleistung würde eine ganz ungeheure neue Belastung der deutschen Volkswirtschaft bedeuten, und sich um so mehr bemerkbar machen, als dem Vertragsgegner das Vorrecht der Sortenauswahl erhalten bleiben soll. Dadurch würde aber die Not an Qualitätskohle für Deutschland, die schon heute außerordentlich groß ist, noch gesteigert. Denn nicht nur der allgemeine Kohlenmangel, sondern im besonderen der Mangel hochwertiger Kohle wirkt lähmend auf Industrie und Verkehr; gerade bei der Eisenbahn macht sich dieser Mangel besonders fühlbar. Daß zudem jede Mehrlieferung an Kohlen an das Ausland eine Erhöhung der deutschen Arbeitslosenziffern bedeutet, ist jedem, der die Verhältnisse übersieht, ohne weiteres klar. Der erschreckend hohe Umfang der Arbeitslosigkeit z. B., der heute schon in wichtigen Zweigen der sächsischen Industrie herrscht, ist nur in der mangelhaften Kohlenbelieferung begründet. Man sollte sich aber darüber klar werden, daß es unmöglich ist, neben hohen Sachleistungen Deutschlands noch erheblich vermehrte Rohstoffleistungen zu fordern. Vorbedingung für alle Sachleistungen ist, daß die deutsche Industrie arbeiten kann, und sie kann nur arbeiten, wenn sie mit den erforderlichen Mengen und Sorten von Kohlen beliefert wird.

Man ist in Deutschland wie kaum in einem anderen Lande davon überzeugt, daß die internationale Lage nur dann zu halten ist, wenn eine wirtschaftliche Verständigung auf Grund des allseitigen guten Willens erzielt werden kann. Man ist durchaus gewillt, alle Leistungen, die auf Grund des Friedensvertrages von uns gefordert werden können, bis zur Grenze des Möglichen zuzugestehen. Die Pläne der Herren Leygues und Seydoux schienen zum Teil auch darauf hinauszugehen, den Ertrag unserer Ausfuhr in möglichst hohem Grade für Frankreich sicherzustellen. Darüber wird man grundsätzlich reden können. Vermieden muß unter allen Umständen werden, daß auf diesem Wege unsere gesamte Wirtschaft unter französische Kontrolle kommt. Dieser Vorbehalt schließt nicht aus, daß auf gewissen Gebieten ein Hand-in-Hand-Arbeiten mit der französischen Industrie stattfindet.

Was die politischen Pläne des Herrn Leygues den französischen Nationalisten besonders unsympathisch machte, war die Empfindung, daß England diese Pläne unterstützte. Es ist in der Tat unschwer einzusehen, daß das Interesse Englands an der von Leygues angestrebten friedlichen und schiedlichen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland groß ist. England hat gegenwärtig schwere innerpolitische Probleme, wie die irische Frage und die Arbeitslosenfrage, zu lösen, es steht mitten in einer ziemlich betonten wirtschaftlichen Krise. Aber auch die weltpolitische Stellung Großbritanniens ist im Augenblick durchaus nicht in allen Beziehungen sicher und geklärt. Die Einstellung Englands auf das durch den Krieg neugestaltete Weltbild ist noch nicht vollendet. Die Positionen im internationalen Staatenzusammenhang, in dem Frankreich und Amerika heute neu einzuordnen sind, sind noch nicht endgültig festgelegt. Endlich stehen für England die großen Fragen des Ostens, die russische und die indische Frage wiederum offen. Bezüglich Rußlands scheinen sich die Verhandlungen zu verdichten. Man nimmt an, daß Krassin unmittelbar vor dem Abschluß mit England stehe.

Die Stellung Englands zu den Plänen Leygues' kam kennzeichnend zum Ausdruck bei der Wiederaufrollung der Frage der Ausgleichszahlungen. Deutschland

hatte erklärt, diese Zahlungen nicht mehr leisten zu können, da sie zu einer Höhe anwüchsen, welche die Möglichkeit der Einfuhr von Lebensmitteln in Frage stelle. Die Franzosen hatten das Pech, daß die in den ersten Monaten geleisteten hohen Zahlungen zumeist nach England gegangen waren, da sie mit ihrer Rechnung und Gegenrechnung noch nicht soweit fortgeschritten waren wie die Briten. Frankreich verlangte deshalb Wiederaufnahme der Zahlungen unter Androhung scharfer Gegenmaßregeln, wie Ausweisung der Deutschen aus Elsaß-Lothringen und Einstellung der zugestandenen Möbelausfuhr für die früher in Elsaß-Lothringen wohnhaften Deutschen. Die Engländer traten gleichfalls für Frankreich ein oder markierten wenigstens Beistand, indem sie mit Liquidation deutschen Eigentums in England drohten. Mit derartigen Erpressungen ist natürlich in solchen tief in die internationale Wirtschaft verflochtenen Finanzfragen nichts getan. Sie ließe sich nur lösen auf Grund eines genauen Studiums der unverfälschten wirtschaftlich gegebenen Tatsachen.

Nachdem die Frage der Ausgleichszahlungen schon zur Zuspitzung der Lage beigetragen hatte, erfuhr sie eine weitere Erschwerung durch die nach der Rede des zurückgetretenen französischen Kriegsministers Lefèvre einsetzende Agitation in der Entwaffnungsfrage. Der Unwille gegen das Kabinett Leygues, der schon lange im Anwachsen begriffen war, kam in der Kammer plötzlich in drastischster Form zum Ausdruck. Nach einem mit selten starker Mehrheit angenommenen Mißtrauensvotum trat das Kabinett zurück.

Es ist nun die Frage, wie weit das Kabinett Briand die Pläne des Herrn Leygues wieder aufnehmen und fortführen wird. Diese oben gekennzeichnete, auf wirtschaftliche Verständigung hinzielende Politik, die man nur euphemistisch als Verständigungspolitik bezeichnen kann, hat gewiß zu einem Teil zum Sturze des Kabinetts Leygues beigetragen, da sie den französischen Nationalisten zu weich und nachgiebig erschien. Aber unter den gegebenen Verhältnissen, unter dem Druck der eigenen Notlage und angesichts der allgemeinen Not der Welt ist eine solche Politik auch für Frankreich in viel höherem Maße zwangsläufig gegeben, als man sich dort einzugestehen beliebt. Das neue Kabinett vereinigt in sich Widersprüche, die am besten in der Gegenüberstellung der Namen Briand und Barthou zum Ausdruck kommen. Briand ist ein Mann der größten politischen und parlamentarischen Routine, ein politischer Techniker ersten Ranges. Er neigt seinen Prinzipien und seiner politischen Herkunft nach zweifellos nicht zu militaristischen und gewaltpolitischen Experimenten. Er ist aber andererseits auch kein Mann starken Charakters, und man kann zweifeln, ob er den nachhaltigen nationalistischen Einflüssen, denen er ausgesetzt sein wird, wirklich Widerstand zu leisten vermag.

Auch das Kabinett Leygues hatte sich den Übergang zur schärferen Tonart durchaus offen gehalten. Gerade die letzten Tage des alten Jahres, die auch die letzten Tage des Kabinetts Leygues waren, haben mit einer Flut von Mahn-, Droh- und Beschwerdenoten von seiten Frankreichs dafür den Beweis erbracht. Zu erklären ist diese plötzliche Aktivität aus dem Ablauf der Fristen des Spa-Abkommens. Frankreich wollte sich mit diesen Noten die juristische Basis dafür schaffen, daß es später, wenn wir unsere Verpflichtungen aus dem Spa-Abkommen nicht erfüllten, erklären könne, es ziehe die Konsequenzen. Da für alle diese Beschwerden und Drohungen ein sachlicher Anlaß eigentlich nicht gegeben war, wirkte die ganze Aktion wie ein Theatercoup. Der beste Beweis dafür, daß wir unseren Spa-Verpflichtungen nach bestem Können nachgekommen sind, ist darin zu sehen, daß die Alliierten die uns in diesem Abkommen angedrohten Repressalien nicht ergriffen haben. Deutschland hat deshalb auch seinerseits erklärt, daß es in allen Punkten seinen Verpflichtungen Genüge geleistet hat. Es hat die Kohlenlieferungen erfüllt

und in der Entwaffnungsfrage alles getan, was man von ihm erwarten konnte. Es ist heute ein vollkommen wehrloses Land, was selbst von einem Clemenciſten wie Tardieu anerkannt worden ist. Die erhobenen Vorstellungen sind entweder wie die wegen der angeblichen Nichtaufhebung der Wehrpflicht rein formalistisch oder wie die Beschwerde über versteckte Flugzeuge von einer lächerlichen Kleinlichkeit dem gegenüber, was Deutschland tatsächlich geleistet hat. Die Einwohnerwehrfrage ist für Deutschland in erster Linie eine Frage der inneren Verhältnisse, denn die Bolschewisten- und Kommunistengefahr ist in manchen Landesteilen wirklich kein leerer Wahn.

Die oberschlesische Frage, die im Mittelpunkt der Sorgen unserer Regierung steht, ist, soweit sie für Deutschland bestand, durch die Gewährung der bundesstaatlichen Autonomie an Oberschlesien erledigt. Oberschlesien hat nie aus sich heraus den Wunsch einer Trennung vom Reiche verlauten lassen. Derartige politische Aspirationen sind erst von außen nach Oberschlesien hineingetragen worden und sind auch, obwohl der Friedensvertrag gegen die Natur der Dinge diese Frage zur Entscheidung gestellt hat, und obwohl eine maßlose polnische Propaganda unter dem Schutz der interalliierten Kommission heute in Oberschlesien getrieben werden kann, auch heute noch der oberschlesischen Bevölkerung im Grunde fremd. Oberschlesien gehört wirtschaftlich und kulturell zu Deutschland und ist sich dessen sehr wohl bewußt. Man kann deshalb der Abstimmung in Oberschlesien völlig zuversichtlich entgegensehen. Bedenklich und bedauerlich erscheint die Tatsache, daß man in gewissen Ententekreisen sich ernstlich mit dem Gedanken zu beschäftigen scheint, daß auch ein für Deutschland günstiges Ergebnis der Abstimmung nicht ohne weiteres den Verbleib Oberschlesiens in alter Form beim Reiche zu bedeuten haben müsse. Man will anscheinend unter Umständen gewisse Teile Oberschlesiens abtrennen. Endzweck einer solchen Teilung kann natürlich nur sein, den entscheidenden Staaten in diesem wichtigen Industriegebiet an der Grenzmark dreier Länder eine neue Machtstellung zu schaffen. Deutschland könnte sich selbstverständlich mit einer solchen unklaren Regelung auf keinen Fall einverstanden erklären. Es stützt sich mit gutem Recht auf den Friedensvertrag, dessen Durchführung es auch da fordern muß, wo er ausnahmsweise einmal nicht zu seinen Ungunsten spricht.

Eine kluge, vorausschauende Politik der Staatsmänner derjenigen Länder, bei denen heute auf Grund der Friedensverträge die Entscheidung über so unendlich viele große und kleine Fragen liegt, sollte es vermeiden, Regelungen zu treffen, die der Natur der Dinge, die dem geschriebenen und dem natürlichen Recht der Völker widersprechen. Solche Entscheidungen würden sich nicht aufrechterhalten lassen, auch dann, wenn sie heute erzwungen werden können. Denn die Weltlage, so wie sie sich heute darstellt, ist nicht die für die Dauer gültige. Schon jetzt machen sich Anzeichen bemerkbar, die auf einen Wandel der Dinge schließen lassen, wenn wir auch heute sicher noch viele Jahre von einer grundlegenden Änderung entfernt sind. Es sollte doch zum Nachdenken anregen, daß die Vereinigten Staaten, die ja auch bisher dem Völkerbund ferngeblieben sind, immer mehr von dem neuen Europa abrücken. Als Frankreich versuchte, seine Politik gegenüber Deutschland zu verschärfen, haben die Staaten ihre Botschafter beauftragt, aus der Botschafterkonferenz auszutreten. Der Vertraute des neuen Präsidenten, Mac Cormic, hat bei seiner Anwesenheit in Deutschland und auch in einem Interview in Rom erklärt, daß die Vereinigten Staaten, wenn sie diplomatische Beziehungen zu Deutschland wieder aufnehmen, dies wahrscheinlich nicht auf der Grundlage des Versailler Vertrages tun werden. Ein solches Vorgehen Amerikas würde für uns von größter moralischer Bedeutung sein. Wir sehen auch hier, daß die Zeit für uns arbeitet. Wir müssen deshalb eine Politik treiben, die unseren guten Willen zeigt und unseren früheren

Gegnern keine Gelegenheit gibt, mit Gewaltaktionen gegen uns vorzugehen. Wir müssen unsere Verpflichtungen erfüllen, um dadurch die Welt davon zu überzeugen, daß die Politik, die uns Bewegungsfreiheit zum Arbeiten, die uns die Luft zum Leben läßt, auch im Interesse unserer Gläubiger die beste Politik ist.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist die vermittelnde Haltung, die Italien in allen Deutschland berührenden Fragen einnimmt. Das Land, das selbst große Not leidet, hat das größte Interesse daran, wieder in einigermaßen normale wirtschaftliche Verhältnisse zurückzukommen, und dazu kann nicht in letzter Linie die von ihm eifrig angestrebte Wiederaufnahme seiner wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland beitragen. Politisch hat Italien mit der erfolgreichen Liquidierung der Fiume-Angelegenheit einen Erfolg errungen, der ihm zu gönnen ist.

Im nahen Osten ist die griechische Frage mit der Rückkehr König Konstantins nunmehr doch gegen die Wünsche Frankreichs entschieden worden. Der französisch-englische Gegensatz, der bei den Verhandlungen dieser Frage aufgetaucht ist, besteht in der türkischen Frage weiter. Die Franzosen scheinen heute geneigt zu sein, sich mit den Kemalisten zu verständigen. Nachdem sie durch den Zusammenbruch des von ihnen kräftig unterstützten Unternehmens des Generals Wrangel eine Schlappe erlitten haben, nachdem die Griechen unter Konstantin für sie nicht mehr als zuverlässige Hilfstruppen angesehen werden können, suchen sie bei den Türken Unterstützung zu gewinnen. Die Franzosen, die nach den schweren, nicht zu verschmerzenden Verlusten an nationalem Kapital durch die Umwälzung in Rußland nun zusehen müssen, wie auch ihre osmanischen Guthaben immer mehr entwertet werden, haben das größte Interesse daran, daß eine Konsolidierung des Restes des türkischen Reiches in nicht allzu ferner Zeit eintritt. Sie befürchten vielleicht nicht mit Unrecht, daß sich England am Bosporus allzu dauerhaft festsetzt, und würden vermutlich eine Rückkehr der türkischen Regierung dorthin mit Freuden begrüßen. Sie scheinen also nach allem mit dem Ergebnis der Regelung der nahen Ostfragen durch den Frieden von Sevres nicht mehr sehr zufrieden zu sein.

Die bolschewistische Herrschaft in Rußland, deren nahes Ende so oft prophezeit wurde, scheint das Schicksal aller Totgesagten zu teilen und noch recht lange am Leben bleiben zu wollen. Obwohl der russische Winter eigentliche Aktionen verbietet, wird von Truppenansammlungen an der polnischen und rumänischen Grenze berichtet. Es ist schwer zu entscheiden, ob es sich dabei mehr um Demonstrationen oder um die Vorbereitung militärischer Operationen handelt. Die Lage in Georgien ist unklar, die Nachricht über bolschewistische Vorstöße gegen diesen Staat wurden dementiert. Dagegen scheinen sich gewisse bolschewistisch-persische Beziehungen sehr eng gestaltet zu haben. Es scheint, daß die Bolschewisten im Begriffe sind, dort eine neue Machtposition zu gewinnen. Gelingt es ihnen, sich in Persien festzusetzen, so kann diesem Vorgange und seinen Folgen nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Auch Fragen des fernen Ostens harren ihrer Lösung. So stehen wir im Beginne des Jahres 1921 vor einer schier endlosen Reihe der verwickeltsten Probleme, deren Lösung heute noch kaum zu ahnen ist. Das Weltbild bleibt nach wie vor getrübt durch Unklarheiten und dunkle Punkte aller Art; die Welt scheint entfernter als je von einem Zustand der Sicherheit und der Ruhe, von einer Zeit glücklicher und friedlicher Entwicklung, die doch alle Völker herbeisehnen.

# Berliner Theater

Ein altes Stück und ein neuer Dichter: das ist der bleibende Gewinn der letzten Wochen. Der Dichter heißt Carl Zuckmayer, das Stück Florian Geyer.

Konnte der junge Mainzer uns nur durch die Tatsache seines inneren dichterischen Erlebens anrühren, während der Versuch zur Gestaltung mit seinem ganz unzulänglichen Ergebnis seine persönliche, allzumenschliche Angelegenheit blieb, so packte Gerhart Hauptmann unsere Seelen mit einer erschütternden Kraft, gegenwartsmächtig wie nur je, durch Gehalt und Form seines Bauerndramas.

Zuckmayers Schauspiel „Kreuzweg" (Staats-Theater) gibt in einer losen Folge von vielen Bildern, die keine äußere oder innere Notwendigkeit aneinander bindet, die Empörung derer im Tal gegen den Zwingherrn, Lenhart vom Joch. Den in dumpfer Knechtschaft Befangenen, von verbissenem Haß Getragenen erstehen verblendete Propheten und besessene Betrüger als Führer zum Sturm auf die Burg. Das Joch wird abgeschüttelt, der harte, grausame, innerlich feige Zwangsherr ermordet. Aber in die Erlösung — und nur darum geht es — finden allein zwei Menschenkinder den Weg. Die andern bleiben verstrickt in innerer Unfreiheit, in Verblendung und Blutschuld. Es ist nahezu unmöglich, die Handlung der unbehauenen Anfängerarbeit wiederzugeben, im höheren Sinn ist die Nachziehung der wirren Linien auch unnötig. Denn bühnenfähig ist dieses Gebrodel einer kämpfenden Dichterseele nicht geworden. Nach jedem starken Ansatz verliert sich der Faden gleich wieder, weil ein neuer Gedanke sich herrisch vor den andern drängt. Einige Gestalten, die Umriß und eigenen Ausdruck haben, werden im nächsten oder übernächsten Bild durch den Dichter selbst wieder von ihren Beinen gestoßen. Eine etwas schiefe Symbolik und eine Unklarheit, die nicht immer das Zeichen für das Dunkel der Tiefe ist, zerdehnen den Gehalt des Werkes. Zuckmayer fehlt vorläufig noch jede Fähigkeit zu künstlerischem Aussparen und der freiwilligen Unterwerfung unter die strengen Gesetze. Neue Gesetze zu schaffen, geht über sein Vermögen. Fast jeder seiner Menschen ist ihm Hauptperson, und alle tun ihr Tätlein und singen ihr Liedlein, unbekümmert um den symphonischen Zusammenklang. Ihm genügt nicht ein Problem, sondern die Fülle der dunklen Gewalten, die über den Menschen sind, wird in verschwenderischer Gebefreudigkeit bemüht: Auflehnung gegen hartes und böses Herrenrecht, Sehnsucht des Mannes und des Weibes nach Befreiung aus äußeren und inneren Banden, leibliche und seelische Hörigkeit, Erlösung durch Opfer und noch einiges mehr. Und doch ein Dichter! Denn Notwendigkeit, die aus dem Herzen, nicht aus dem Verstande kommt, zwingt ihn, seine Sehnsucht nach Erlösung und seinen tiefen Glauben an das Leben hervorzustammeln. Gegen alle Abwehr des Verstandes bestätigt unser Gefühl die dichterische Sendung Zuckmayers. Denn hier ist innere Ergriffenheit ohne Krampf, Sehnsucht nach einem reineren, besseren Leben und Glaube ohne Schlagwortblindheit. Die Vorbilder, denen er geistig verpflichtet ist, sind aus gutem Hause: so beeinträchtigt die Abhängigkeit nicht den Eindruck. Über allem schwingt ein geheimnisvoll Dunkles, Tiefes und Schweres mit, und sein Ringen ist ebenso wie seine Sprache auf eigenem Boden gewachsen. In dem volksliedmäßigen Abklingen einzelner Szenen, das erstaunlich stark ist, in manchem tönenden Vers blitzen Schönheiten auf, wie nur ein Schöpfer sie zu geben vermag.

Wenn dem jungen, so himmlisch jungen Dichter die Bühnenprobe Erkenntnis und Förderung bringt, so hatte die Leitung des Staats-Theaters recht, daß sie ihn mit seinem grasgrünen Stück vorstellte.

(Die Aufführung von Hans Müllers Galilei-Drama „Die Sterne" gehört nicht in den Pflichtkreis der Förderung junger Dichter. Denn diese bleiern langweilige Verunglimpfung des großen Toskaners ist kalte Kopfarbeit und Rechnerei. Vor dem Inquisitionstribunal und dem unmöglichen Schwätzer von Papst, der allen alles das sagt, was gerade er niemand sagen dürfte — so ungefähr habe ich mir die Päpste des Mittelalters immer gedacht — verweigert Galilei stolz und trotzig den Widerruf seiner Lehre, aus gemeiner Lebensangst widerruft er im nächsten Akt natürlich doch, um als Sterbender diesen Widerruf zu widerrufen. Die Ansätze zur Tiefe, daß der Papst und Galilei, beide Exponenten der Menschheit, in der eisigen Luft höchster Erkenntnis und stärkster Verpflichtung vor der Frage stehen, ob es nicht Pflicht sei, die Wahrheit zu beugen, um eine größere Idee zu retten, werden in Müllers billigen Dialogen zerredet. Die Herstellung einer protestierenden Internationale von Hutten, Galilei, Milton, Cromwell enthüllt am besten die fingerfertige Gesinnung des Verfassers, in dessen Arsenal kein Mittel fehlt, das andere vor ihm als wirksam erprobten. Die Hoffnungen, die sein Schauspiel „Flamme" noch am Leben ließ, muß man jetzt wohl begraben.)

Einen vollständigen Sieg aber errang Gerhart Hauptmanns Tragödie des Bauernkrieges „Florian Geyer" (Großes Schauspielhaus), die sich bei ihrer Uraufführung und einem später erneuten Versuch trotz Rittner in der Titelrolle auf der Bühne nicht hatte behaupten können. Eugen Klöpfers glänzende Leistung, dem zum echten Florian Geyer freilich ein letzter Adel und Huttens trotzig lachender Geist fehlte, hatte an dem Erfolge nur äußerlich Anteil. Denn dieses große Werk, die deutsche Tragödie, an die wir erst durch unser Noterlebnis innerlich heranwachsen konnten, siegte durch sich selbst. Niemand vermochte wie Hauptmann die Tragik des deutschen Menschen als Einzelnen und als Masse, als Volk zu gestalten. Es ist ganz müßig, untersuchen zu wollen, ob die Linie des Geschehens ungebrochen verläuft, ob das breite Verweilen in der Schilderung des Volkes hemmend wirkt und in einigen Charakteren Uneinheitlichkeiten sind. Alles verstummt vor dem Gefühl: mea res agitur! Unser Gefühl sagt Ja zu diesem Werk mit einer Kraft, die unsere Seele erschüttert. Wir mußten wohl unser Volk und Reich zerbrechen sehn, wir mußten wohl Bewegungen, die an reinem Altarfeuer entzündet wurden, durch das Unvermögen, die Niedrigkeit und kleine Selbstsucht ihrer Führer zu schwelendem Brande werden sehen, um zu erkennen, wie richtig Gerhart Hauptmann sein Volk gesehen, und wie er es liebt. Denn die Liebe eines leidenschaftlichen Herzens, das stets für alle Unterdrückten und Leidenden schlug, gilt hier dem ganzen deutschen Volke und seiner Sendung. Florian Geyer, der wie jeder wirkliche Führer das dumpfe Wollen und Sehnen der Masse schärfer begreift als die Masse selber und es zur Höhe der deutschen Idee erhebt, stirbt innerlich an der Uneinigkeit, dem Eigennutz, der Eifersucht, an all den Auswüchsen menschlicher und deutscher Gebrechlichkeit, ehe ihn der tückische Schäferhans mit seiner Armbrust erlegt. Es gibt kaum eine Szene von erschütternderer Wirkung als den vierten Akt, da Florian Geyer in fürchterlicher Einsamkeit neben der Leiche seines getreuen Tellermann unter dem Häuflein der Treugebliebenen sitzt, ehe er zum Sterben reitet, und fahrende Leute die Lieder von dem schwarzen Ritter singen. Die führende Persönlichkeit, Bannerträger des Massenwillens und dem Gesetz der menschlichen Natur nach zugleich ihr polarer Gegenspieler — es scheint, als ob der reine Wille, der selbstlose Dienst am Werk sich der Masse gegenüber, um sie zum Heil zu führen, nur dann behaupten kann, wenn er herrisch unter der Maske der Selbst-

sucht ihr den Fuß auf den Nacken setzt. In der tragischen Verflechtung von dem Schicksal Florian Geyers, der den heimlichen Kaiser wecken wollte und Huttens Erbe war, trotzdem er am Ende doch „des Reue trägt", in die schicksalmäßige Selbstvernichtung des deutschen Volkes liegt eine Stufe zum Mythos. Wie deutsch ist Florian Geyer! („Ein brennendes Recht fließt durch sein Herz." „Die Sache, die Gott einmal in eure Hand gegeben hat und vielleicht nimmer." „Ich hab' gedacht, ich wollt' Wandel schaffen. Wer bin ich, daß ich's gewagt?") Einer der Sprüche, mit dem die Messer in den bindenden Kreis auf der Türe des Würzburger Münster gestoßen werden, den bei der Aufführung Florian Geyer tut, nicht wie in der Buchausgabe Sartorius, lautet: „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!" Er könnte über dem ganzen Werke stehen.

Zum erstenmal empfand man den Raum des Großen Schauspielhauses nicht als ganz fremd. Denn er gab Möglichkeiten, die der Reliefbühne versagt bleiben müssen.

* * *

Kämpfte der schwarze Ritter als Vorstreiter der Masse, so steht im Wallenstein die starke Persönlichkeit gebietend der Masse gegenüber. Friedrich Kayßler spielte den Friedländer in „Wallensteins Tod" (Volksbühne) mit einer Schlichtheit und einer Durchblutung des Schillerschen Pathos mit menschlicher Wärme, die jede Abwehr gegen die Theatralik aufhob und die wuchtige Kraft des Geschehens voll zur Geltung brachte. (Neben ihm konnten Helene Fehdmer als Gräfin Terzky und Guido Herzfeld als Gordon sich behaupten. Sonst aber schien es, als ob längst vor dem Bülowplatz die Provinz anfänge.) Wieder bestätigte sich die Erfahrung, daß Schiller uns näher gerückt ist, nicht nur weil

„zerfallen sehen wir in diesen Tagen
die alte feste Form . . ."

und nicht nur, weil vertiefte Erkenntnis den Glauben an die Sterne erneuerte. Es wird schon so kommen, daß der Expressionismus zu einer Schiller-Renaissance führen wird. Ob er auch Max und Thekla für unser Gefühl retten kann, bleibe offen.

* * *

Auf den andern großen Bühnen herrschten die Ausländer. Der Spielplan der Londoner und Pariser Theater bietet kein Gegenstück, und es ist so ermüdend, zu sagen, daß wir aus den einfachsten Gründen der Selbstachtung und Klugheit unseren Feinden hierin den Vortritt lassen müßten.

Wenn das Ausland in der Gestalt von Molières „Amphitryo" (Lessingtheater) kommt, sei es willkommen, trotzdem man auch da nur fragt: warum denn nicht Kleist? Der Stoff der „partage avec Jupiter" wurde aus dem altgriechischen Mythos schon von Plautus ins Komische umgebogen und im Mittelalter unzählige Male behandelt. Erst Molière aber gelang ein Meisterstück aus einem Guß. Er wählte für das heikle Thema, dessen Behandlung auf der Bühne des galanten französischen Hofes besonders heikel war, den allein richtigen Ton des Sarkasmus, ohne die Beschwerung durch Gemüt und Gefühl. Ernster, aber echt französisch ist die Herausarbeitung des Gegensatzes von Gemahl und Liebhaber, durch die Jupiter sich seinen Zutritt zu Alkmene ermöglicht. Molière läßt Alkmene die Unbefangenheit und drückt dadurch seinem Gott den Stachel einer ganz irdischen Eifersucht ins Herz, da die so entlastete Alkmene trotz der durch Merkurs lustigen Scherz verlängerten Nacht innerlich nicht ihm, sondern nur ihrem Gatten angehörte, dessen Gestalt er sich borgte. Von der undankbaren Rolle, mit einem Gott die Frau

zu teilen und das Kind des Himmlischen zu legitimieren, aber gilt und wird gelten, was der getreue Diener Sosias, der burleske Nebenspieler seines Herrn, nachdem der Olympier den Konflikt mit göttlicher Brutalität dahin schlichtet: „Un partage avec Jupiter n'a rien du tout qui déshonore", ironisch genug als Schlußwort sagt: „Sur telles affaires toujours le meilleur est de ne rien dire."

Auch Bernard Shaws feinstes Stück „Caesar und Cleopatra" (Deutsches Theater) rechtfertigt mit seinen starken Qualitäten die Wiederaufnahme in den Spielplan. Hier ist so viel Laune und Witz in der Darstellung des „intimen" Caesar, der so gar nichts von seinem Heldentum wissen will und mit einer wundervollen, liebenswürdigen Selbstironie seine Rolle spielt, die vielen kleinen Schwächen unterstreichend, so prachtvoller Hohn auf England und dabei ein Shaw sonst nicht immer williger Takt, der Caesars innere Größe so nachdrücklich zur Geltung bringt, daß sie beherrschend über allen steht, bis zu dem glänzenden Einfall, daß er sogar das Abschiednehmen von Cleopatra vergißt. Die schwebende und schwingende Heiterkeit eines wirklich freien Geistes in der Betrachtung der Menschlichkeiten, auch soweit wir sie Geschichte nennen, kommt zu feinster Darstellung und erhebt den Anachronismus zur Gültigkeit einer Weltanschauung.

Oscar Wildes „Salome" (Theater in der Königgrätzer Straße) hingegen ist unserer neuen Einstellung fern und fremd geworden. Vielleicht könnte man die schwüle Luft dieser kultivierten Perversität mit ihren starken artistischen und nervösen Reizungen leichter ertragen, wenn eine Salome spielte, die außer den anderen Voraussetzungen für diese Rolle und Beardsleyschen Verworfenheiten eine wirkliche Geistigkeit mitbrächte. Maria Orska aber siedelt ihre unerträgliche Tochter der Herodias in dem übelsten Berlin an, wo seelische Unsauberkeit ohne sinnliche Kultur und Dirnentum ohne Linie herrschen.

Mit Entschiedenheit jedoch lehnen wir die Einfuhr so minderwertiger französischer Stücke wie H.-R. Lenormands „Die Tournee" ab (Die Tribüne). So wenig können unsere Jüngsten alleine, als daß wir auf dieser Ebene schon auf fremde Erzeugnisse angewiesen wären. Das Heruntersinken eines Künstlerpaares bis auf die niederste Stufe, auf welcher der Mann den Zuhälter seiner Frau macht, ist schon öfter und besser gesehen und dargestellt worden. In der Form der Reden und Aphorismen des Kaffeehauses, das auch eine Internationale bildet, kann man alte Dinge nicht neu sagen, das wirkt nur abgeschmackt und ist so langweilig. In seinem Roman „Das allmächtige Gold" hat Peladan bis in letzte, mystische Tiefen das Problem gestaltet, wie eine Frau durch das Opfer ihrer Ehre ihren Kindern den Unterhalt gewinnen will, und wie beide Gatten, Bihn und Sela, daran zerbrechen. — Peladan lesen wohl die jungen Propheten nicht, sonst hätte Lenormand diesen Vorwurf nicht so oberflächenmäßig gefaßt. Schade, daß die immer noch bestehende Abgeschlossenheit es unmöglich macht, die neueste französische Literatur zu verfolgen. Es hätte etwas betrüblich Beruhigendes, wenn solches Nichtkönnen auch dort das Zeichen der Jüngsten wäre.

* * *

Hermann Bahr, der einst in mancher Arbeit und heute noch in manchem klugen Satz den Rang eines südöstlichen Magus anzustreben schien, gibt in seinen neuen Bühnenwerken seinen Geist in kleiner Münze aus, die dadurch noch winziger wird, daß sie leider nur Kaufkraft nach der Kronenwährung hat. In einer harmlosen Philippika gegen die Mehrzahl der Ehen, der er die Form eines Lustspiels „Ehelei" (Kleines Schauspielhaus) gab, stehen ein paar recht witzige Sachen. Aber man vergißt sie schnell, denn das Ganze ist zu billig. Einen erfolgreichen

Operettenkomponisten mit der bekannten Sehnsucht nach seinem Lebenswerk, der Hohen Messe, soll von einem beneidenswert frauenblinden Mann, der ausgerechnet Zahnarzt ist, seine Frau, an deren große Leidenschaft für den Operettenmensch er ebenso fest glaubt wie an ihre gleichfalls nicht vorhandene höhere Ebene, aufgedrängt werden. Aber beide Paukanten wollen gottlob nicht, und alles kommt wieder ins Lot durch ein paar tiefere Erkenntnisse, die der Held aus einem seichten Leben schöpfte. Und auch der Operettenkomponist wird mit seiner langjährigen Freundin, die er eigentlich verabschieden wollte, nun eine Ehe beginnen, die keine Ehelei sein soll. — Daß Bahr das Erlebnis des Weltkrieges in Komödien zu verdichten den Geschmack hat, wissen wir schon aus seinem vorjährigen Erzeugnis. Letzthin gab er die zweite Probe mit der Komödie „Der Selige“ (Kleines Theater), die mit Wolfgang Goetz' feinem Einakter aus dem Revolutionsjahr 1848 voll nachdenklicher, wohlwollender und überlegener Ironie „Das Wunder“, den eine liebloſe Aufführung einfach mordete, und Ludwig Thomas nicht umzubringender, etwas primitiven Satire „Lottchens Geburtstag“ einen Abend füllte. Ein Tischlermeister, den seine Frau auf dem Felde der Ehre gefallen glaubte, und mit dessen verklärtem Bild sie seinen Nachfolger weiblich drangsaliert, kehrt zurück. In der Unterhaltung der beiden Männer der einen Frau, die den verstorbenen Helden nun plötzlich wieder in all seinen Schwächen sieht, liegt die amüsante Möglichkeit, den ganzen Handel nur in Hinblick auf das „Geschäft“ auszutragen. Die aber wird durch die sentimentale Tunke des rührseligen Schlusses gründlich verpatzt, so daß nur ein fader Nachgeschmack bleibt.

* * *

Die Aufführung von Arthur Schnitzlers „Reigen“ (Kleines Schauspielhaus) wurde von der Sensation eines freilich unwirksamen Verbotes eingeleitet, hinter dem anscheinend nicht die Sorge um die gefährdete Sittlichkeit, sondern geschäftliche Interessen einer staatlichen Bühne standen, zu deren Träger sich der preußische Kultusminister machte, dem die Blamage nachgerade zum Bedürfnis geworden ist. Eine künstlerisch gedämpfte und zurückhaltende Aufführung vorausgesetzt — dem Kleinen Schauspielhaus fehlten leider, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, gute Darsteller — ist kein anderer Grund zu einem Verbot einzusehen als der des Bedenkens, daß das Stück bei einer öffentlichen Darbietung fast alle seine Reize einbüßt. Bekanntlich schlingt sich in diesen Bildern, die Schnitzler nicht für die Bühne schrieb, ein Reigen der körperlichen Verbindung derart, daß in jedem Bilde nur ein Partner wechselt, aber das auftretende Paar das ewig gleiche Spiel der Geschlechter wiederholt: die Dirne mit dem Soldaten, der Soldat mit dem Stubenmädchen, dieses mit dem jungen Herrn, der junge Herr mit der jungen Frau, bei der er durch den Ehemann abgelöst wird, der von ihr zum süßen Mädel geht, die ihn gegen den Dichter eintauscht, dieser dann mit der Schauspielerin, die ihm entschlossen in dem Grafen einen Nachfolger gibt, der durch seine Vereinigung mit der Dirne im Tanz des Geschlechtes die Reihe schließt. Die grenzenlose Verlogenheit des Betriebes im Hörselberg der Nichts-als-Geschlechtlichkeit, die grauenhafte Eintönigkeit der einen Melodie in all ihren Variationen konnte nicht härter angepackt werden, als es hier geschieht in dem Reigen, der über Abgründen tanzt. Die verschiedenen Spielarten sind glänzend erfaßt und in schonungsloser Überlegenheit dargestellt, mit einem Witz, der doch lächeln läßt. Das ausgehende Rokoko setzte sich mit der ewigen Lüge in der Art auseinander, daß die ebenbürtigen Partner einander die letzte seelische Hülle in exhibitionistischer Lust fortrissen und in fürchterlichem Freimut den Reiz des sinn-

lichen Genusses ohne Selbsttäuschung von allen Seiten erschöpften, mit der artistischen Freude an „böser Dinge hübscher Formel", um daraus die satanische Lust des kalten Feuers zu ziehen. Sentimentalere Zeiten halfen sich, indem sie die Lüge heilig sprachen. Schnitzler begnügt sich mit der nur durch die Laune seines Temperaments gemilderten, naturgetreuen Wiedergabe der verlogenen Torheit. Aber im Grunde ist diese Bilderfolge nur von nachdenklichstem Ernst. Denn er berührt dunkle Seiten der Körperlichkeit, die allem Seelischen unentrinnbare Fallstricke legen. Man brauchte ja nicht gerade in der Öffentlichkeit davon zu reden, aber dran vorbeidenken sollte man auch nicht, in gefälliger Selbsttäuschung der Unklarheit oder der Steigerung ins Seelische. Aufführen dürfte man aber so etwas in unseren Tagen nicht, denn: „man soll es nicht vor unkeuschen Ohren nennen, was unkeusche Herzen nicht entbehren können."

* * *

Von seltsamer Wirkungslosigkeit blieb die Aufführung der beiden Werke von Hugo von Hofmannsthal „Florindo" und „Der Abenteurer und die Sängerin" (Kammerspiele), die sich mit dem jungen und dem alternden Casanova befassen. „Florindo" ist die um Weniges, Belangloses vermehrte Komödie, die früher „Christinas Heimkehr" hieß, in der der junge Casanova ebensowenig leibhaft wird, wie in dem zweiten Stück die Tragik des Alternden glaubhaft erscheint. Das Außerhalbstehen und das an dem wahren Leben Vorbeileben des Vielbewegten, dem die Kraft zur Erlösung durch Hingabe versagt war und nur die Geste der Liebe half, scheint ein paar Augenblicke ergriffen zu sein. Aber das geht alles unter in dem gleichgültigen Fluß der Verse, die heute niemand weder für gut noch für tief halten wird. Diese Art berührt nicht einmal mehr die Außenhaut und geht uns so gar nichts mehr an: Vergangenheit und Ende.

13. Januar 1921. R. P.

# Literarische Rundschau

## Von Innen und Außen *)

I

Versucht man einmal, die Linien zu erkennen, nach denen die Entwicklung der erzählenden Literatur verläuft oder verlaufen müßte — und es scheint, als ob auch hier das Chaos bis zu einem gewissen Grade Form und Gestalt gewonnen hätte — so lassen sich vielleicht zwei große Richtungen feststellen. Die eine kommt von der artistischen, formalen Seite her und bemüht sich, von außen zur Innerlichkeit durchzustoßen, glaubt an die Kraft neuer Formeln, durch höchste Vollendung mit Zauberwort die Pforten der Seele aufzubrechen, geht in diesem Bestreben oft noch Irrwege, die in Sackgassen führen, aber strebt jedenfalls zum Kern. Die andere geht von hier aus, ist erfüllt bis zum Überlaufen von Seele und Innerlichkeit, die bei

*) Demian. Die Geschichte einer Jugend. Von Emil Sinclair. Berlin 1920, S. Fischer. — Regiwissa — James C. W. Plum Kabeuschen oder Der große Meister. Ein unerhörter Detektivroman. — Der große Pan. Zweites Abenteuer des Weltdetektivs James C. W. Plum Kabeuschen. — Holderkaußens Leben, Taten und Meinungen. Von Wilhelm Matthießen. Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge 1920, Erich Matthes.

manchen so beherrschend und von drängender Fülle schwer sind, daß sie die geschliffene Form verschmähen, gar nicht die Zeit finden, sich um die äußere Gestaltung zu mühen, um nur ja von der Köstlichkeit des Gehalts nichts unausgesprochen zu lassen. Beide Richtungen aber wollen in die Tiefe: die einen bejahen in ihrem Ringen, in halber Unbewußtheit, die anderen klar und voll heiliger Verpflichtung die neue Innerlichkeit, die autonome Macht der Seele und des Geistes.

In beiden Lagern sind mancherlei Ebenen, bedingt durch den Grad der Erkenntnis vom Wesen des Geistes und der Stärke des Glaubens. Wem Geist noch Verstand bedeutet, der bleibt hier unbefragt. Uns geht es nur um Geist in Beziehung zum Leben, Geist als gestaltetes Leben und endlich auf höchster Stufe Geist als sich schauendes Leben.

Ein Buch, das die Angelegenheit eines jeden ist, ist Hermann Hesses „Demian". Denn er verbarg sich hinter dem Pseudonym Emil Sinclair. Hesse hat wieder und wieder in jedem seiner Werke die Geschichte einer Jugend, seiner Jugend, geschrieben. Jetzt ist aus dem Suchenden ein Wissender geworden. Denn ihm ward Erkenntnis, und in dem neuen Reich, das er mutig betrat, ist neben und über der Entzündung seiner Seele sein Blut redend geworden, das über sein inneres Gesetz hinaus ihm die Lehren der Ewigkeit kündet. Das Buch ist die Beschreibung des Leidensweges zu sich selbst. Denn ein Leidensweg über alle Stationen des Kalvarienberges mit der Last von Wahnsinn, Schmerz, Traum, Verwirrung und Unsinn ist der Weg zu sich selbst für einen jeden, der sich nicht mehr belügen will. Jeder Mensch ist ein Wurf der Natur nach dem Ewigen hin, in jedem ist der „Geist Gestalt geworden, in jedem leidet die Kreatur, in jedem wird ein Erlöser ans Kreuz geschlagen". Den Pfad zu dem Punkt des magischen Feldes zu schauen, an dem gerade in dem einzigen Menschen sich die ewigen Kraftlinien so und nicht wieder schneiden und sich verknoten zu einem Gebilde, das nur deuten und auflösen kann, wer sein eigenes Gesetz erkennt, um dann aber die Formel zur Erlösung der Welt zu haben, das ist schwerste Verpflichtung, ist wahre Sittlichkeit. Denn in diesem Zusammenhang wird Unwissenheit und Unklarheit über sich selbst zu Unsittlichkeit. Daß Hesse es wagt, in den Ring der weißen Magie zu dringen, zeichnet ihn vor andern aus.

Wohl dem, dem ein Demian gegeben ward, ein Freund, der schon jenseits der trennenden Grenzen steht und den Lebensfaden des Freundes scheinbar lose, aber doch fest in der Hand hält und, jahrelang zurückhaltend und aus der Ferne beobachtend, in den entscheidenden Augenblicken zu lenkender Bestimmung da ist! Wundervoll ist die Unterscheidung der zwei Welten, zwischen denen das Kind steht. „Die eine Welt war das Vaterhaus. . . . Sie hieß Mutter und Vater, sie hieß Liebe und Strenge, Vorbild und Schule. Zu dieser Welt gehörte milder Glanz, Klarheit und Sauberkeit, hier waren sanfte freundliche Reden, gewaschene Hände, reine Kleider, gute Sitten daheim. . . . In dieser Welt gab es gerade Linien und Wege, die in die Zukunft führten, es gab Pflicht und Schuld, schlechtes Gewissen und Beichte, Verzeihung und gute Vorsätze, Liebe und Verehrung, Bibelwort und Weisheit. . . . Die andere Welt indessen begann schon mitten in unserem eigenen Hause und war völlig anders. . . . In dieser zweiten Welt gab es Dienstmägde und Handwerksburschen, Geistergeschichten und Skandalgerüchte, es gab da eine bunte Flut von ungeheuren, lockenden, furchtbaren, rätselhaften Dingen, Sachen wie Schlachthaus und Gefängnis, Betrunkene und keifende Weiber, gebärende Kühe, gestürzte Pferde, Erzählungen von Einbrüchen, Totschlägen, Selbstmorden."

Den Zwiespalt zwischen diesen beiden Welten, der hellen, reinen, vertrauten, und der dunklen, lockenden, fremden, für das Kind ohne Zwang und ohne innere Unwahrheit zu überbrücken, ist die schwerste Aufgabe des Erziehers. Dem Knaben

Sinclair wurde dieses Glück nicht zuteil. Er mußte durch Lüge, Unreinheit, Verzweiflung und dumpfes Sichtreibenlassen hindurch, um ohne seinen Freund Demian und dessen Mutter, ein seltenes Geschenk unmittelbar aus Gottes Hand, vielleicht zugrunde zu gehen. Durch sie aber geht er ein in den Kreis derer, die das „Zeichen" tragen, denen aus tiefstem Alleinsein die Idee einer neuen Gemeinschaft entstand, die in der gegenwärtigen Menschheit kein Festes, das man halten möchte, sondern eine entfernte, zu überwindende Möglichkeit zu einer Neugeburt im Geist und in der Wahrheit sahen und den kommenden Zusammenbruch vorausfühlten, weil sie wußten, daß Europa die ganze Welt gewonnen hatte, um seine Seele darüber zu verlieren. Die Grenzen des Leibes verschwinden für den Wissenden, nichts ist mehr zufällig, denn alles kommt nur, wenn die Zeit erfüllet ist, und jedes hat über die Oberfläche hinaus tiefere Bedeutung.

Hesses „Demian" ist der literarische Niederschlag einer Bewegung, die stärker und größer ist als alles, was vor den Augen der Welt geschieht. Den letzten Schritt tut Sinclair nicht. Vielleicht weil er noch im äußeren Ring steht und stehen muß, vielleicht weil er sein Wissen nicht offenbaren will oder darf. Aber dieses Buch geht jeden einzelnen an. Sinclair brachte keine leichten Vorbedingungen mit, den Weg zu sich selbst zu finden, denn ihm fehlte die Gnade der Selbstverständlichkeit, wie sie die Kinder Gottes auszeichnet, denen der Weg leicht wird, weil sie als getreue Diener der Natur ihre geborenen Herren sind und das Blut ihnen deutlicher noch als die Seele ihre Gesetze zuraunt.

Sieht man das Leben erst einmal von dem wahren Mittelpunkt aus, so schneiden parallel gerichtete Bewegungen, deren jede eine ganz andere Form haben kann, sich nicht mehr erst in der Unendlichkeit.

Wilhelm Matthießens Schaffen hat einen ganz andersgearteten Stil und wählt andere Formen. Und doch ist es die gleiche tiefe Quelle, aus der es gespeist wird. Er geht in der Bejahung der seelischen und geistigen Kräfte noch einen Schritt weiter und stellt die höhere Wirklichkeit des Irrationalen gegenüber der Welt der Körper her. Die Grenzen zwischen Tod und Leben sind aufgehoben, denn erst jenseits dieser willkürlichen Scheide beginnt das wahre Leben. Mortuos voco, vivos plango. Scheint auch anfangs in seinem Schaffen der Umfang der Bejahung auf ein bestimmtes Subjekt, auf den Dichter, als Erlöser der redenden und stummen Kreatur begrenzt, so weitet sich sein Gedanke in seinen späteren Werken ganz ins Metaphysische aus. Und er ist seines Evangeliums so sicher, daß er frei über die Formen verfügt, in denen er es kündet. Die Festigkeit seiner Einstellung erlaubt ihm, seinem Temperament und einer unbändigen Lust zum Fabulieren nachzugeben, ohne krause und seltsame Formen zu verschmähen. Er ist unendlich reich, so tief wie frisch, so jung wie wissender Priester, und in ihm lebt die Musik des Alls, die ewige Melodie der Sphären. Und nur in einem Deutschen kann sie so wiederklingen. Mit tiefer Ergriffenheit habe ich seine „Regiwissa" aus der Hand gelegt, eine Erzählung, in der ein junger Dichter die arme, traurige Seele eines wundervollen Geschöpfes, eines jungen Mädchens, das dem leiblichen Tod verfallen ist durch eine schleichende Krankheit, dadurch erlöst, daß er die Gewißheit von dem wahren Leben der Toten in sie hineinerzählt, mit der Schöpferkraft des Dichters. Durch das höchste Glück der letzten Liebesvereinigung fällt jede Schranke, die noch von der Erkenntnis trennt. Das Geheimnis ist, alle Welt und ihren Gott in sich selber wiederzufinden, die Glocken der Ewigkeit in sich selbst anzuschlagen und zum Tönen zu bringen, und alle Kreatur zu erlösen, indem man ihr die Stimme entbindet, so daß sie einstimmen kann in den Gesang der Welt. Was sind denn wir Menschen anderes, als Form gewordene Gedanken, Ideen, Liebe, Heimweh, Sehnsucht? Darum wird das, was hinter den Menschen und der Welt liegt, immer zu uns und in uns sprechen.

Im körperlichen Leben sind wir Träger der Sehnsucht der ganzen Schöpfung, und im Leben des Todes wird uns jedes Blut anrühren, das Zwiesprach mit unserem Herzen halten will.

In die „Regiwissa" sind mit verschwenderischer Fülle Märchen eingestreut, in denen der tiefste Sinn der Dichtung spricht.

„Märchen soll dem Myrtenkranz
Und dem losen Maientanz,
Deiner Liebe süßer Lust,
Schnee- und rosenfarbner Brust,
Und der blüh'nden Glieder Pracht,
Allerschönstem Zeitvertreib,
In der lauen Frühlingsnacht,
Dir und deinem jungen Blut
Und aller Welt
Seligstem Herzensgut,
Soll Märchen geben
Ein ewiges Leben."

Alles, was in der Welt mit genügender Ernsthaftigkeit oder in tiefsinnigem Scherz gedacht wird, besitzt die poetische, die höhere Wirklichkeit. Die Erkenntnis von dem mystischen Zusammenhang von Tod und Leben, das als Zwischenstufe dem Tode, dem wahren Sein, vorausgehen muß, nimmt dem Tod seinen Stachel, der Hölle ihren Sieg. Man kann durch Ernst, man kann aber mit der gleichen Kraft auch durch Lächeln den Sinn des Lebens und sein Gesetz erkennen. Und die letzten Geheimnisse und die höchste Wahrheit liegen nur selten im Ernst, niemals im tönenden Wort. Im Kleinen, Nebensächlichen lebt ebenso die Seele des Alls, wie im Erhabenen und Großen. Darum gibt erst die Umkehrung der Welt vielleicht ihren tiefsten Sinn.

Nun glaube man nur nicht, daß Matthießen seine Erkenntnis in der schweren Bindung tiefer Gedanken vermittele. Er ist so sicher, daß seine Bäume in der Ebene der großen Heiterkeit, des homerischen, göttlichen Gelächters wachsen. Darum gestattet er seiner Laune, sich zu überschlagen, und sein Temperament treibt ihn zu absonderlichen, krausen Formen. Darin ist er E. T. A. Hoffmann verwandt, ohne daß diese Feststellung auf eine Abhängigkeit zielt.

Aber das Entscheidende für sein Wesen ist die Musik. Nur in ihr und mit ihr läßt sich das Leibhaftwerden der Sehnsucht, der Liebe, des Heimwehs und der Gedanken der Seele begreifen. Ihm ist Mozart der größte Künstler, den er mit einem liebenswürdigen Einfall den in der Sommerfrische befindlichen Herrgott einmal vertreten läßt. Ein anderes Mal nennt er die Sterne Melodien Mozarts. Denn Mozart hat die Welt erlöst, darum eignet seinen Tönen Kraft, die jeden bösen Zauber löst. Mozart und Hoffmann-Kreisler als mythische Figuren, als Gottheiten, als Erlöser der Welt! Und um sie herum die bunte Schar der alten Germanengötter, der großen Künstler, der Märchengestalten, der Gespenster, der Tiere, der Teufel und der ganzen Hölle.

War in der „Regiwissa" der Dichter der Mittelsmann zwischen den beiden Welten, so erwuchs Matthießen in seinem weiteren Schaffen eine neue Person von wahrhaft metaphysischem Ausmaß, gekleidet in groteske menschliche Form: der Weltdetektiv Herr James C. W. Plum Kabeuschen. Er ist ein Wanderer zwischen den Welten, weiß um alle Geheimnisse Himmels und der Erden, besitzt die wunderbarsten Eigenschaften und übernatürliche Kräfte, wenn er auch vorläufig noch geruht, im allgemeinen die menschliche Gestalt zu benutzen. Er klappt nach Belieben seine Hirnschale auf, um besondere Vorrichtungen einzuschalten, erschießt sich zu besonderen Zwecken und entschießt sich wieder, wenn sie erfüllt sind, er gebraucht seine Augen wie elektrische Glühbirnen und gebietet über ein Heer

von unsichtbaren Dienern. Er kann sich auch in einen Überhund verwandeln: was nimmt es da noch Wunder, daß er mit Mozart und E. T. A. Hoffmann bei Luther und Wegener Silvesterpunsch trinkt, Aufträge von Kaiser Tiberius empfängt, in die Hölle fährt, wenn eine Spur dorthin führt, und selbst vor der Verhaftung des Heiligen Geistes auf einen Befehl des Berliner Polizeipräsidiums hin nicht zurückschrickt?

Aber dieser große Hexenmeister, der in grimmigem Spott sich streng an das Rituale der gewöhnlichen Detektivs hält, hat trotz allem höhnischen Gebaren ein warmes, gütiges Herz, das sich in den Dienst der Menschen stellt, die erweckt sind oder deren Erweckung lohnt, und das in innerer Devotion sich vor wahrer Größe im Leben- und im Totenreich neigt. In dem ersten Abenteuer bringt er seinem jungen Freunde Krampus seine Ella zurück, die in dem Reich der Mystik mit Mozarts Donna Anna, Beethovens unsterblichen Geliebten, E. T. A. Hoffmanns Julia, identisch ist, weil sie in Schönheit und Liebe erlöst eben ein Teil Gottes ist. Trotz allen aufregenden und absonderlichen Begebenheiten läßt der Dichter hier die Möglichkeit noch offen, ob das alles sich nicht erklären lasse durch die Entrückung und den Zauber von Mozarts Musik, die in ein Reich hineinzwingt, in dem alle kleinen Gesetze unserer Raum- und Zeitgebundenheit aufgehoben sind.

In dem zweiten Abenteuer aber geht die Fahrt stracks ins Metaphysische, die Luft wird dünner und strenger, die Stimmungswerte jenseitiger. Hier erhält der große Mann durch einen Brief des Kaisers Tiberius den Auftrag, festzustellen, was Wahres an der geheimnisvollen Begebenheit sei, von der Plutarch berichtet, daß einst ein Schiffer Thamnus die Botschaft überbracht habe: der große Pan sei gestorben. Von diesem Punkt aus beginnt nun, unter Wahrung lustiger Menschlichkeiten, ein wundervoller Flug mit den Glocken zu Ostern nach Rom und eine grandiose Höllenfahrt, Sterben und Wiederauferstehen nach indischem Glauben und die Erlösung des armen Thamnus durch ein unvergleichliches Hochamt. Denn Pan ist Christus, Christus ist Pan.

Ein neues Abenteuer sollen die Leser der „Deutschen Rundschau" im nächsten Hefte kennen lernen. Es hat die Kraft, durch sich allein zu wirken, aber zu voller Geltung kommt es erst im Rahmen des Gesamtwerkes, der nachzuziehen hier versucht wurde. Wilhelm Matthießen, über dessen Persönlichkeit „Wolf Holderkautzens Leben, Taten und Meinungen" wesentliche Züge beibringen, ist ein Dichter von vielen Gnaden, ausgezeichnet durch den Glauben an die Seele und an die autonome Macht des Geistes, ein Wissender, Stolzer und Demütiger, durchleuchtet von dem Mysterium der Musik, von unendlichem Reichtum der Poesie, und mit einem jungen, tiefen, starken, guten Herzen, das die Welt erlösen und der ganzen Kreatur die Stimme wiedergeben will, daß sie einstimme in die gewaltige Symphonie zum Preise Gottes. Und dieses Herz ist *deutsch*, ohne jede Unechtheit und Phrase, drum leben ihm unsere Wälder und die tiefen Bronnen, in denen das Wasser unseres Lebens quillt. Und dieses Herz hat das große Lachen! Er hat die Heiterkeit, Beschwingtheit und Selbstverständlichkeit, hinter der die Schalen des Ringens nicht mehr sichtbar sind, in einer starken Annäherung an Mozart. — Mag sein, daß seine Laune sich gelegentlich überschlägt in Redensarten, Namen und Anmerkungen, die sich entbehren ließen, weil sie nicht ganz ohne Nötigung kommen. Mag sein, daß seine Art zuerst befremdend wirkt, weil er den ungewöhnlichen Versuch macht, die musikalische Form ganz ins Dichterische zu transponieren. Aber er ist so festen Glaubens und so voll inneren Reichtums, daß man auch solchen Übermut und mangelnde Vollendung noch als Vorzug empfindet. Er ist der Romantik verbunden, aber hier ist in die Sphäre des höchsten Geistes gesteigerte Romantik, wo hinter dem frommen Spiel tiefster Ernst steht und der Ernst für den Erlösten schon wieder ein Lächeln zeigt. Es ist die

Romantik unserer Zeit, aus dem furchtbaren Leid geboren und aus der Erkenntnis der tiefen Zusammenhänge, einer Erkenntnis, die nicht in der Lösung der Probleme nach Art der banalen Geister eine Entgötterung und billige Klarheit, sondern nur den Weg zu neuen, größeren Rätseln und Tiefen sieht. Und in allem klingt eine so reiche, feine und freie Menschlichkeit mit, daß man innerlich froh wird. In der letzten Vereinigung der Liebe, wenn ganz vertraut Herz am Herzen klopft, ward gerade eben die Welt vollkommen, und in dem Einstimmen in die große Symphonie lösen sich alle Rätsel und alle Erdenschwere. —

Sein Weg geht aufwärts. R. P.

## Schlieffen *)

Der General Frhr. v. Freytag hat bald nach dem Tode des Grafen Schlieffen seine gesammelten Schriften, in der Hauptsache die Frucht der kriegsgeschichtlichen Arbeiten nach dem Ausscheiden des Verewigten aus dem Dienst, in zwei stattlichen Bänden veröffentlicht. Dem Werke ist als Vorwort eine Schilderung des Lebensganges und Lebenswerkes des Feldmarschalls beigegeben. Dieses Buch sollte in der Hand jedes Offiziers sein, der die Gaben und die nötige Vorbildung besitzt, um sich mit großen Operationen zu beschäftigen. — Jetzt gibt uns Freytag einen wirkungsvollen Auszug, eine in der Form einer gründlichen Buchbesprechung ähnliche, aber über ihren Rahmen weit hinausgehende Charakteristik dieses Werkes. — Der auch hier wieder geschilderte Lebensgang des Grafen ist durch manche Einzelheiten ergänzt, die das Bild des seltenen Mannes vervollständigen, ohne sich aber in das Anekdotenhafte — auch von Schlieffen gibt es deren — zu verlieren. Das Interessanteste an dem Freytagschen Buche wird der Leser in dem etwa 50 Seiten umfassenden, beurteilenden Auszug aus den Schlieffenschen Werken finden. Hier sind es namentlich die Bemerkungen zu der großen, unter dem Namen „Cannä" in aller Welt bekannten, vielfach kritisierten, noch mehr aber mit vollem Rechte bewunderten kriegsgeschichtlichen Studie über die Vernichtungsstrategie. Hierdurch wird auch dem großen Publikum, das nicht Muße findet, sich in diese Studie selbst zu vertiefen, ein wertvoller Überblick der strategischen Gedankenwelt des Feldmarschalls gegeben. Freytag betont ganz zutreffend, daß an manchen Stellen der kriegsgeschichtlichen Wahrheit dabei Gewalt angetan ist. Man kann sogar vielleicht hinzusetzen, wenn z. B. Moltke das alles so gewollt hat, wie es sich Schlieffen ausmalt, und doch von verständigen Führern mißverstanden wurde, eine deutlichere Ausdrucksweise den Irrtümern hätte vorbeugen sollen. Freytag sagt: „Dabei war es freilich nicht zu vermeiden, daß diese von einem bestimmten Gesichtspunkt ausgehenden Darstellungen bei aller eigenen großartigen Einheitlichkeit und packenden Wahrheit Einseitigkeiten bergen. Das gilt besonders von „Cannä"." Die fortgesetzte scharfe Betonung des Vernichtungsgedankens war bereits früher dem Grafen als einseitig vorgehalten worden. Er hatte darauf erwidert: „Ja, es mag langweilig sein; es kommt eben immer auf das dumme Gesiege heraus." — Ich kann aus persönlicher Unterhaltung mit dem Feldmarschall und in einer ähnlichen Gedankenverbindung noch seine Bemerkung anführen: „Was wollen Sie, man muß es doch den Leuten recht deutlich machen!"

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt die Verwertung von Schlieffens geistigem Erbe im Weltkriege. Ob der Generalstab, dessen Ausbildung und Erziehung

*) Generalfeldmarschall Graf v. Schlieffen. Sein Leben und die Verwertung seines geistigen Erbes im Weltkriege von Frhr. v. Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D., Dr. h. c. der Universität Berlin. Mit dem Bildnis und einem faksimilierten Briefe des Grafen Schlieffen. Leipzig 1920, Historia-Verlag, Paul Schraepler.

im Sinne des Chefs seine Lebensaufgabe gewesen ist, wirklich dies Erbe des Verewigten treu bewahrt hat? — Ich glaube, auch mit dem General v. Kuhl und v. Freytag diese Frage bejahen zu sollen. Aber die Spitze, der leitende Geist hat versagt — ein vornehmer, arbeitsamer, begabter, aber kranker Mann mit Neigungen zum Übersinnlichen konnte unmöglich die Riesenaufgabe eines Kampfes nach zwei Fronten bewältigen, und „was du der Minute ausgeschlagen — beim Aufmarsch — bringt keine Ewigkeit zurück", auch nicht vierjähriges Heldentum! Deshalb finde ich auch das Urteil, das Freytag über den General v. Moltke fällt, zwar vornehm zurückhaltend, aber in Ansehung des aus seiner Unzulänglichkeit hervorgegangenen Unglücks zu milde. — Der Schlieffensche Operationsplan war nicht „im wesentlichen" befolgt, sondern in seinem entscheidenden Moment verstümmelt. Dies offen auszusprechen, scheint mir sowohl dem Gedächtnis Schlieffens wie der historischen Wahrheit zu entsprechen. — Das größte Kunstwerk kann ein ungeschickter Griff der Zerstörung überliefern.

Der amtierende Geistliche, Geh. Konsistorialrat Conrad, sagte bei der Leichenfeier des Feldmarschalls in der Invalidenkirche zu Berlin, erst der unerbittliche Tod hätte ihm Karte und Zirkel aus der Hand genommen. Dies trifft zu; hat er doch noch unmittelbar vor seinem am 4. Januar 1913 erfolgten Ableben eine allerdings unbeachtet gebliebene Studie über den deutschen Dormarsch durch Belgien und Frankreich geschrieben. Freytag deutet dies mehr flüchtig an. Mir ist diese Schlußarbeit als ein ahnender Fingerzeig erschienen, wie wir 1914 hätten siegen können. Es war Deutschland nicht beschieden, auch Schlieffen war es nicht vergönnt, seine strategischen Gedanken mit fester Hand in die Tat zu übertragen. — Und doch scheint mir auf ihn mit einer kleinen Variante das faustische Wort anwendbar:

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn." —

v. Zwehl.

# Luftfahrt-Rundschau

Die Ereignisse innerhalb der Luftfahrt wurden im vergangenen Zeitabschnitt von zwei Fragen beherrscht: einmal handelte es sich nach wie vor um die Nachfolgerfrage für den ausgeschiedenen August Euler, zum anderen stand die Bauverbotsfrage für unsere Industrie in recht scharfen Formen mit dem Feindbund zur Erörterung. Mittlerweile hat die Luftpolitik derer um Euler und Tschudi den Weg in den Reichstag gefunden. Dem süddeutschen Abgeordneten Dr. Strathmann gebührt das Verdienst, die unhaltbaren Zustände öffentlich zur Diskussion gestellt zu haben durch eine kleine Anfrage. Sie lautet: „Wann gedenkt die Reichsregierung das seit Monaten verwaiste Luftamt neu zu besetzen? Ist sie sich der Gefahren bewußt, die der Luftfahrt aus dem einseitigen Einfluß einer bekannten, industriell einseitig orientierten Gruppe erwachsen müssen? Gedenkt sie die großen Flieger- und Luftfahrerverbände vor der Entscheidung zu hören?"

Damit werden die gesamten Fragen erneut aufgerollt, und man müßte fast annehmen, daß die Reichsregierung mittlerweile hellhörig geworden ist und erkennt, was um sie herum vorgeht. Es ist in diesem Zusammenhang sehr lehrreich, daß es der Tschudigruppe schon zweimal fast gelungen wäre, einen ihr genehmen Kandidaten in den Sattel zu heben. In dem ersten Fall handelte es sich um einen Mann, der vor zehn Jahren einmal in einem ganz losen Zusammenhang mit rein bureaukratischen Luftfahrtsonderfragen stand, also das der Tschudikamarilla genehme, durch

keinerlei Sachkenntnis getrübte Urteil in allen anderen Fragen mitgebracht hätte. Als dieser Versuch sich als Fehlschlag entpuppte, weil ein süddeutsches Blatt mit schonungsloser Offenheit und Schärfe dagegen vorging und den ganzen Schwindel aufdeckte, ging man weiter krebsen und machte einen zweiten gleich mißglückten Angriff mit einem einseitig belasteten Industriellen vom Zeppelinkonzern. Die unendlichen Gefahren, die der Luftfahrt aus einer zukünftigen Bindung mit der Tschudikamarilla erwachsen müssen, sind dem Leser der „Deutschen Rundschau" hinreichend bekannt aus unseren Darlegungen in den letzten Heften seit September vorigen Jahres. Hat nun aber die Reichsregierung bisher mehr als gut und bekömmlich dieser Gruppe ihr Ohr geliehen, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß nun auch einmal die in Bremen geeinten Flieger- und Luftfahrerverbände zu Wort kommen. Man weiß in diesen Kreisen, hinter denen ein großer Teil der einsichtigen Industrie steht, die also die überwältigende Mehrheit ausmachen, ganz genau, was man will, und wird bei der zu erwartenden Aussprache kein Blatt vor den Mund nehmen. Auf jeden Fall muß nun einmal ganz reiner Tisch gemacht werden, die Reichsregierung hat die Möglichkeit, allen inneren Zwist zu beseitigen, es bietet sich allerdings auch die Möglichkeit, die unhaltbaren Zustände in Dauer zu erklären, wenn man von den Tschudis nicht merklich abrückt. Es bleibt abzuwarten, welchen Weg die Reichsregierung wählt. Wenn sie richtig erkennt, was uns bitter not tut, Arbeit, Ruhe und innerer Frieden, dann dürfte ihr die Entscheidung nicht schwer fallen. Bis jetzt scheint man das alles allerdings in den Kreisen der Reichsregierung noch nicht erkannt zu haben.

Das ewige Hin und Her mit dem Feindbund, die widerlichen Vergewaltigungsversuche der Entente, als deren treibende Kraft nur Frankreich zu gelten hat, sind ein getreuer Abklatsch der inneren zerfahrenen Zustände. Solange man Tschudi mit der Entente verhandeln läßt, wird es nicht anders werden. Denn solange diese Kreise unter dem Deckmantel von „industriellen Kreisen des Berliner Tageblatts" dem Feindbund offene Helferdienste leisten unter Benutzung von aktenmäßig nachweisbaren Unwahrheiten, solange können wir bei einigermaßen gerechter Beurteilung der Gedankengänge der Entente keine andere Behandlung erwarten. Es ist erwiesen, daß Herrn von Tschudi sehr nahestehende „industrielle Kreise" die Veröffentlichung des „B. T." vor der Drucklegung gekannt und sie nicht verhindert haben ....! Gleiche Brüder, gleiche Kappen, es regiert die Maulwurfs- und Hintertreppenpolitik der verschwindenden Minderheit.

Die Entente möchte unsere Flugzeugindustrie aus Konkurrenzneid ganz abdrosseln. Sie arbeitete in letzter Zeit fieberhaft mit Denunziationsprämien für angeblich zurückgehaltenes, versteckes Kriegsfluggerät. Zugegeben, daß von privaten Utopisten noch dieses oder jenes zurückgehalten wird, das in amtlicher Verwahrung befindliche Kriegsfluggerät ist angemeldet oder zerstört. Um nun der Entente auch diesen Wind aus den Segeln zu nehmen, hat sich die Reichsregierung kurzerhand entschlossen, ein neues Gesetz herauszubringen, daß völlige Straffreiheit für die Herausgabe von zurückgehaltenem Gerät innerhalb einer bestimmten Frist zusichert, dann aber mit schwersten Strafen droht, ein Jahr Gefängnis bzw. 100 000 Mark! Die Entente schilt uns böswillig, wir werden ihr unseren loyalen Willen dartun, denn für uns ist der alte Kriegsplunder doch wertlos. Motoren, die seit mehr als zwei Jahren schlecht verpackt in irgendeinem Versteck standen, sind so verharzt und verrostet, daß sie nicht mehr zu gebrauchen sind, Zellen der Flugzeuge sind ebenfalls unbrauchbar, verzogen und verbogen, daß sich eine aus derartigem Bruch zusammengesetzte Maschine kaum vom Erdboden erheben würde. Alles vielleicht zurückgehaltene Gerät muß ans Tageslicht kommen, ein jeder muß mithelfen, es aus den Verstecken zu holen, denn wir müssen endlich wieder zur Ar-

beit kommen, müssen Leben in die seit zwei Jahren verödeten Betriebe bringen und müssen den Arbeitern wieder Lohn und Brot bieten. Jeder, den es angeht, mache sich klar, daß er eines Tages doch erkannt ist, er weiß nicht, ob er nicht auch auf den Denunziationslisten steht, die die Entente nur aus taktischen Gründen weise zurückhält, die sich aber wohl die Reichsregierung nach Ablauf der Amnestiefrist erbitten wird, um nun ihrerseits strafrechtlich gegen die Säumigen einzuschreiten. Das Gesetz hat eine Lücke: man hat es leider unterlassen, ähnlich wie bei der Waffenabgabe, Abgabeprämien auszuschreiben, die ja gering sein und wenigstens den Schrottwert oder den des Brennholzes ausmachen konnten.

Die von Amerika gekauften elf Junkersflugzeuge sind mittlerweile freigegeben worden, weil nachgewiesen werden konnte, daß zu ihrem Bau keinerlei ehemaliges Kriegsmaterial verwendet wurde. Betrachtet man diesen Fall logisch und zieht die Schlüsse auf die allgemeine Lage, so müßte man eigentlich bestimmt erwarten, daß der Bau von Friedensflugzeugen, bei denen auch nicht ein Stück aus den alten Kriegslagern stammt, erlaubt ist. Beim Feindbund spielt allerdings Logik und Gerechtigkeit keine Rolle, auch das darf man niemals vergessen. Soweit konstruiert und gebaut wird, zielt die Gesamtentwicklung in allen Ländern auf Extreme hin: wir sehen an allen Stellen des In- und Auslandes das ganz kleine Sportflugzeug entstehen, ebenso wie die gewaltige Luftdroschke mit großer Nutzlast. Die ganze Zukunft des Friedensbaus ist eine Motorenfrage, leichte, billig arbeitende, trotzdem aber leistungsfähige Friedensmotoren müssen den schweren, viel Betriebsstoff verbrauchenden Kriegsmotor in jeder Form und Größe ersetzen, sonst bleiben alle Neukonstruktionen Stückwerk und werden zum geistigen Ableger eines vergangenen Kriegsbaus. England läßt in diesem Sinne sein „Avro-Baby“ mit 35 P. S. fliegen, Frankreich benötigt zu einem ähnlichen Typ nur 16 P. S., und das jüngste Kind deutscher Friedensfliegerei, der kleine „Sabi“ (Sablatnig-Kleineindecker), eine kleine, niedliche Holzmaschine, fliegt mit 20 P. S., hat 185 kg Leergewicht, 100 kg Tragfähigkeit für Nutzlast, einen Tank für 2½ Stunden und kostet bei 8,40 m Spannweite, 5,30 m Länge, einer Stundengeschwindigkeit von zirka 110 km und einem Benzinverbrauch von bloß 7½ Liter pro Stunde nur 30 000 Mark, also nicht viel mehr als ein gutes Reitpferd. Das Reitpferd braucht einen Stall, der „Sabi“ einen solchen von folgenden Abmessungen: 1,40/5,30/2,20 m. Und da sage noch ein Mensch, daß es keinen Luftsport geben wird, man läßt eben nicht mehr satteln, sondern zieht den „Sabi“ aus dem „Stall“ und wirft den Propeller an, 50 m Anlauf zum Start finden sich schon irgendwo vor einer Grunewaldvilla. . . . .

Ja, die Motorenfrage ist die Hauptsache, Entwürfe und Versuchsbauten mit 30, 50 und 100 P. S. sind fertiggestellt, aber der richtige Motor fehlt noch. „Sabis“ Herzchen stammt aus der Vorkriegszeit, es ist sternförmig, luftgekühlt, dreizylindrig und wurde im Jahre 1913/14 bei den Aerowerken in Düsseldorf geboren. Ins Große übertragen, dasselbe Bild bei den Riesenflugzeugen. Ein 1000-P.-S.-Flugzeug mit 4 Maybach 250 P. S., wie das Staakener Riesenflugzeug, das 18 Personen befördern will, braucht pro Person zirka 60 P. S., pro P.-S.-Stunde rund 250 gr Benzin, also pro 150 km gleich einer Stunde Flugzeit pro Person bei 10 Mark für den Liter bzw. das Kilo Benzin 600 Mark. Das ist zu viel und wird zu teuer! Wo bleibt das deutsche, gut dotierte Preisausschreiben für den billig arbeitenden Friedensmotor, Zeppelin krankte im Anfang nur an der Motorenfrage . . . . . ?

Abgeschlossen 5. Januar 1921. O. L.

# Chronik des Auslanddeutschtums

Praktische Arbeit für das Auslanddeutschtum und seine Verknüpfung mit der deutschen Heimat zu leisten, muß das oberste Gesetz aller Bestrebungen sein. Hier sind zwei Veranstaltungen des Deutschen Ausland-Instituts zu erwähnen, die in dieser Richtung liegen. Auf Anregung des schwäbischen Dichters Ludwig Finckh (Gaienhofen), die von Waldemar Bonsels und Rudolf Hans Bartsch warm unterstützt wurde, hat das Deutsche Ausland-Institut Dichter, Verleger und Privatbesitzer aufgefordert, eine deutsche Dichterbücherspende für das Auslanddeutschtum ins Leben zu rufen als bewußtes Gegenstück zu der durch die Ausfuhr-Verordnung und die Valutazuschläge bedingten Erschwerung des geistigen Zusammenhaltes zwischen Auslanddeutschtum und Heimat. Von allen Seiten sind Bücher und Geldmittel zur Beschaffung von Büchern reichlich geflossen, und schon zu Weihnachten konnten deutsche Schulen und Vereine, Bibliotheken und Lesezirkel im Ausland von der Heimat mit guten Büchergeschenken bedacht werden. Es ist wenig wirtschaftliche und keine Kriegsliteratur dabei. Das Wort deutscher Dichter, der ideale Schwung der Künstler der deutschen Sprache soll für sich wirken und werben. Besteht erst die innige geistige Verbindung mit den Kolonien der Deutsch-Ausländer, so wird die Knüpfung wirtschaftlicher Bande schon von allein folgen. Zunächst kommt es wesentlich darauf an, das gerade in Not und Gefahr wiedererwachte Gemeinschaftsgefühl der Deutschen und Deutschstämmigen in aller Welt zu festigen.

Diesem Zweck diente auch eine vom Institut vor Weihnachten veranstaltete Zusammenkunft der auslanddeutschen Studierenden an den drei württembergischen und an den badischen Hochschulen, an der nicht weniger als 120 auslanddeutsche Studenten aus der Ukraine und Beßarabien, Siebenbürgen und dem Banat, aus Polen und dem Baltikum und anderen deutschen Bezirken des Auslands teilnahmen. Es entsprach dem dieser Veranstaltung zugrunde liegenden Gedanken, daß die Studenten nicht in Hotels wohnten, sondern von Familien zu Gast geladen waren, und daß der württembergische Staatspräsident Dr. Hieber den Studenten bewegten Herzens zurief: „Vergessen Sie nie die Heimat, wie auch die Heimat Sie und Ihre Väter und Brüder, Mütter und Schwestern nie wieder vergessen wird! Lernen Sie an deutschen Hochschulen, und erfüllen Sie sich mit dem Geiste deutschen Denkens und deutschen Arbeitens, nicht nur zu Ihrem eigenen persönlichen Wohlergehen, sondern auch als treue Diener zur Entwicklung der Wirtschaft und des Geisteslebens der Staaten, in denen Sie leben und wirken und damit als treue Söhne unserer deutschen Heimat und unseres deutschen Volkes, dem unsere und Ihre ganze Liebe gehören soll!“

Langsam wächst doch trotz aller Schwankungen das Verständnis für das Deutschtum in der Welt wieder. Daß selbst in Paris der Unterrichtsminister nichts mehr gegen die Aufführung Wagnerscher Werke hat und die „Walküre“ herauskommen konnte, ohne daß man Demonstrationen befürchtete, ist wenigstens ein Anfang. Allerdings ist Mexiko den Franzosen in dieser Beziehung weit überlegen. Beethovens Geburtstag hat dort einen Zyklus sämtlicher Symphonien veranlaßt, der sogar zweimal hintereinander stattfinden mußte, und bei dessen wuchtigem Schlußakkord mexikanische sich mit deutschen Sängern vereinten, um in deutscher Sprache das Lied an die Freude zu singen. Der Geburtstag Beethovens ist auch in den kleinsten deutschen Dörfern des Banats und Jugoslawiens mit viel Liebe und Verständnis gefeiert worden, und das gibt einen Hinweis, an welchen Punkten die Unterstützung der deutschen Heimat einsetzen und wo man über alles Politische hinaus die Zusammenhänge suchen und finden muß.

Das Politische freilich ist das Schwierigste. Man wird die Auslanddeutschen draußen niemals auf einer politischen Linie zu geschlossenem Vorgehen bringen können. Man soll es auch gar nicht versuchen. Es ist schon gut und auch nötig, wenn die Auslanddeutschen in der Heimat ihre Interessen der vollen Entschädigung energisch vertreten und der Heimat in schöner Geschlossenheit klar machen, was diese Heimat den Auslanddeutschen verdankt und wieder verdanken wird. Wenn aber dabei, wie beim ersten Kongreß der Auslanddeutschen in Hamburg recht weitgreifende Pläne von einem „Weltbund der Auslanddeutschen“ mit einem echt deutschen, bis ins kleinste schon durchorganisierten Programm vorgetragen werden, so sind das nicht nur hinsichtlich der Führer und der Massen, die ihnen folgen sollen, recht utopische Dinge, sondern sie rufen auch das Mißtrauen

unserer Gegner unnötig wach und stören mehr als sie aufbauen helfen. Schon schreiben französische Zeitungen (in denen nebenbei bemerkt auch der sattsam bekannte Abbé Wetterlé gegen eine angeblich vom Auswärtigen Amt veröffentlichte Statistik des Auslanddeutschtum wetterte, weil sie die Elsässer und Deutschamerikaner zu den „Auslanddeutschen" rechne), daß dieser Weltbund alte pangermanistische Ziele wieder aufnehmen und fortsetzen wolle und es bezeichnend sei, wenn die deutsche Regierung gerade dem den Hamburger Kongreß veranstaltenden „Bund der Auslandsdeutschen" die Entschädigungsaktion übertrage, ihn also offiziell anerkannt habe. Aber auch deutsche Zeitungen in Amerika rücken von diesen Bestrebungen etwas ab und sagen, daß die Deutschamerikaner nichts damit zu tun haben wollten. Es zeigt sich immer klarer, daß wir die Trennung der Auslanddeutschen in Reichsdeutsche im Ausland und Deutsch-Ausländer immer schärfer fassen müssen, um auch den leisesten Anstoß zu vermeiden. Denn in einer Zeit, in der die deutsche Regierung mit diskreter Vorsichtigkeit darüber verhandelt, wie man den Auslanddeutschen wenigstens einen kleinen Teil ihrer Besitztümer im Ausland retten kann, ist jeder Hauch gefährlich. Es handelt sich nicht nur um Milliardenwerte, es handelt sich vielmehr um die künftige Möglichkeit für unsere Auslanddeutschen überhaupt, draußen wieder mit der Arbeit anfangen zu können. Dr. Melchior hat auf der Brüsseler Konferenz betont, daß der Wert des deutschen Eigentums im Ausland sich auf 9 Milliarden Goldmark beziffert, denen also etwa 90 Milliarden Papiermark entsprechen. Deutschland sei zu keinen Reparationsleistungen fähig, wenn es diesen Wert ganz verliere. Wir sind hier auf das Wohlwollen unserer Gegner angewiesen, und alles Poltern und Drohen, Prahlen und bombastische Enthüllen von Weltbundsplänen, die uns bald wieder zu größerer Macht aufsteigen ließen, als „der Brite ahnt", ist sehr vom Übel. Wir könnten endlich gelernt haben, daß das Schweigen in der Politik eine köstlichere Eigenschaft ist, als das überlaute Reden.

Auch der Reichsaußenminister wird in der Zwischenzeit erkannt haben, daß seine und seines römischen Botschafters, von Beerenberg-Goßler, Reden über Tirol und seine Deutschen eine so nachhaltige Erbitterung und Vergiftung der politischen Atmosphäre gebracht haben, daß es ein wahrer Jammer ist. Dr. Simons hat ja nun einer südtiroler Deputation erklärt, daß er Herrn von Beerenberg-Goßler nicht halten werde, wenn er seinen Abschied einreichen würde, und auch die deutschen Parteiführer haben sich dieser Erklärung angeschlossen. Damit wird vielleicht künftiges Unglück verhütet, geschehenes aber leider nicht beseitigt. Über diese Affäre ist — nicht allein freilich über sie — auch der allgewaltige Personalreferent im Auswärtigen Amt, Dr. Schueler, gestolpert, der seinen Abschied nahm, und den man nun wohl demnächst als Gesandten irgendwo wird begrüßen können. Ihm dankt das Auswärtige Amt eine Neueinrichtung, die immerhin von scharfem Blick und gutem Wollen zeugt, und die auch das Eintreten für das Auslanddeutschtum und für deutsche Kulturpropaganda im Ausland wenigstens nicht verständnislos ablehnte. Das Paßgebührengesetz und die Valutaordnung bleiben zwar schlimme Belastungen der Ära Schueler, die man aber vom Standpunkt des Auslanddeutschtums aus durchaus nicht als unfruchtbar und verloren deshalb ansprechen darf.

Überblicken wir die einzelnen Ereignisse in den Ländern und beginnen wir mit dem Osten, so hat sich zunächst das Deutschtum bei den Wahlen zum Riigikogu in Estland gut gehalten, hat seine Stimmenzahl um 3000 dank einer geschlossenen und scharfen Wahlagitation vermehrt und hat statt dreier Sitze in einem 120köpfigen Parlament nunmehr vier in einem nur 100 Mitglieder umfassenden Hause erobert. Da die extreme Linke gewachsen ist, die Sozialdemokratie gewaltig an Stimmen und Einfluß verlor, der stark gewordene Bauernbund aber allein auch keine Regierung bilden kann, wird der Einfluß dieses kleinen deutschen Häufchens, wenn auch nicht zu Überraschungen führen, so doch stark werden können. In Lettland haben bei der dritten Lesung die Deutschen geschlossen gegen das Agrargesetz gestimmt, weil sich gezeigt hat, daß es trotz den Bestimmungen über die zu erlassenden Restgüter doch deutsch- und wirtschaftsfeindlich zugleich ist und die Ernährungsschwierigkeiten des armen Landes in den nächsten Jahren gewaltig steigern wird.

In Litauen hat das Deutschtum eine verhältnismäßig freie Stellung, die deutsche Partei organisiert sich immer besser, und es ist ein gutes Zeichen, daß nicht nur die deutsche Oberrealschule über alle Schwierigkeiten hinwegkommt, sondern daß auch die deutsche Zeitung jetzt täglich erscheinen kann, während im benachbarten Polen das deutsche Zeitungswesen immer mehr beschränkt und beschnitten wird, alte Zeitungen, wie der Graudenzer „Gesellige" und das „Posener Tageblatt" von den Polen aufgekauft oder verboten werden, wie man auf dem Gebiete des Schulwesens trotz aller schönen Versprechungen immer noch mit brutaler Gewalt gegen die Rechte der Minderheiten vorgeht und jetzt all das selbst in verstärktem Maße tut, was man früher als „preußisch-reaktionär" bekämpft hat. Auch in der Tschecho-Slowakei kommt die nackte Gewalt immer schärfer zum Durchbruch. Die Deutschen haben gegen das Budget gestimmt, weil man nicht nur das

deutsche Landestheater in Prag wegnahm, die deutschen Schulen schließt, die deutschen Zeitungen vergewaltigt, sondern weil man auch mit der Verreichlichung der böhmischen Privatbahnen dem deutschen Wirtschaftsleben die Entwicklungsmöglichkeiten abschneidet und alles tut, um nicht nur Heer und Beamtentum zu tschechisieren, sondern auch Handel und Verkehr, Erzeugung und Wirtschaft vollkommen in die Hände der Tschechen zu bringen. Präsident Masaryk, der eine sehr schöne Weihnachtsbotschaft an die Deutschen erließ, ist persönlich wohl ein gerecht denkender und das Beste wünschender Mann, aber er ist gegen die Politik der Straße und gegen den Nationalismus der Massen, den Kramarsch entfesselte, machtlos. Die Politik der Straße beherrscht auch noch das ungarische öffentliche Leben in hohem Maße. Die Verurteilung der ehemals kommunistischen Volkskommissare hat bei den Vollblutmadjaren Genugtuung hervorgerufen. Unter den zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten ist auch der deutsche Sozialdemokrat und Volkskommissar Kalman, dem, ganz abgesehen von allem Politischen, das Deutschtum, das im königlichen Ungarn so geknechtet war, manche Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit verdankt. Es entspricht freilich den heutigen Verhältnissen, wenn man in Ungarn „aus Sparsamkeitsgründen", aber auch sonst nicht ganz unwillkommenerweise das mit einem Deutschen, dem bekannten Professor Bleyer, besetzte Nationalitäten-Ministerium aufhob, zur selben Zeit, da die Entente mit der Ratifizierung des ungarischen Friedens Ernst macht, die Übertragung Westungarns an die alliierten Großmächte, die es später an Deutschösterreich übergeben sollen, ernstlich verlangt und zur selben Zeit, da man in Rumänien drüben an die Neuschaffung eines solchen Nationalitäten-Ministeriums denkt, um die fremden Nationalitäten mit dem Rumänentum mehr zu verbinden und ein geschlosseneres Staatsleben zu ermöglichen.

In Rumänien ist es zu einem bedeutungsvollen Zusammenschluß der deutschvolksparteilichen mit den deutsch-autonomistischen Abgeordneten der Zweiten Kammer gekommen, der den Deutschen nunmehr Fraktionsstärke verleiht und so ihre Mitarbeit in den Parlamentskommissionen ermöglicht. Die beßarabische Landeskirche hat sich neu konstituiert und eine Annäherung an die siebenbürgische Landeskirche vollzogen, die bei dem Verbundensein von öffentlichem und Schulleben mit kirchlicher Organisation und religiösem Glauben von großer Bedeutung werden kann. Nach Beßarabien sind immer mehr traurige Nachrichten über das Schicksal der deutschen Kolonien in der Ukraine gekommen, und alle Boten, die den Dnepr überschreiten, sind Bringer neuer Unheilskunde und neuen Schreckens. Der Zusammenbruch des Wrangelunternehmens in der Krim hat viele Zehntausende deutscher Kolonisten aufs neue ins Unglück gestürzt, und in den Flüchtlingslagern in Konstantinopel sitzen unzählige Tausende deutscher Kolonisten aus der Krim in bitterster Not und Unglück. Hoffentlich gelingt es bald, ihnen zu helfen und sie so glücklich zu machen, wie die deutschen Templer-Kolonisten in Palästina, die jetzt — 300 an der Zahl — nach mehrmonatigem Aufenthalt in Deutschland dank der Zusammenarbeit der Reichsstellen mit den württembergischen Organisationen und dem Deutschen Ausland-Institut wieder in ihre Heimat um die Weihnachtszeit zurückkehren konnten, um nun wieder an den Aufbau ihres zerstörten Besitzes zu gehen. Daß die Quäker eifrige Arbeit leisteten, um die englische Regierung zur Erteilung der Rückkehrerlaubnis zu bestimmen, soll ihnen nicht vergessen werden!

In den Staaten unserer westlichen Nachbarn spielt die Frage des deutschen Eigentums eine große Rolle. In Italien ist vom Unterrichtsministerium die deutsche zoologische Station in Neapel gegen den Widerspruch nationalistischer Kreise zurückgegeben worden, in Belgien möchte man gerne dem englischen Beispiel des Verzichts auf die Beschlagnahme deutschen, nach dem Kriege erworbenen Eigentums folgen, um die deutsche Schiffahrt wieder nach Antwerpen zu ziehen, wagt es aber nicht so recht gegenüber dem Widerstande des mächtigen Nachbarn Frankreich selbständig vorzugehen, obgleich sich immer mehr zeigt, daß die französische Freundschaft Belgien gewaltige Wirtschaftsvorteile kostet. Die Zusage der Rückgabe des deutschen Vorkriegseigentums an die Deutschen für den Fall der Rücknahme der 6½ Milliarden Reichsmark, die noch an Papiergeld in Belgien im Umlauf sind, hat man nicht gehalten, obgleich das Eigentum nur 1½ Milliarden Franken, die Papiermark zu dem zugesagten Kurse dagegen 7½ Milliarden wert ist. Es müssen also hier französische Einflüsse am Werke sein, die es verstehen, Belgiens Wirtschaftsinteressen zu schädigen, um Frankreichs Pläne besser verfolgen zu können.

Eine starke Ermutigung hat das Deutschamerikanertum anscheinend durch die Wahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erfahren. Dem Senator Harding sollen sechs Millionen Stimmen der Deutschamerikaner zugeflossen sein, nicht etwa weil er Versprechungen gab und sich für irgendetwas verbürgte, sondern nur aus Protest gegen das System Wilson, und weil man von Harding, wie George Silvester Viereck, der Führer des Komitees der 96, in seiner Botschaft an den Präsidenten sagt, Gerechtigkeit erwartet. Jetzt scheinen neueren Meldungen zufolge die Deutschamerikaner auch die Auf-

nahme eines der Ihren in das neue Kabinett verlangen zu wollen. Die Gründung einer „Steuben-Gesellschaft" scheint auch ein Beweis zu sein, daß sich das Deutschamerikanertum wieder stolz und selbstbewußt fühlt und sich nicht mehr kulturell unterdrücken lassen will. Auch in Südwestafrika zeigt sich das Deutschtum kräftig und selbstbewußt. Die unionistische Parlamentskommission, die jetzt Südwest bereist, um die bestmögliche Art der Verwaltung bis zur völligen Einordnung in den Unionstaat zu studieren, hat davon gute Beispiele erlebt, und ihr Führer, der Justizminister Dewet, hat bereits erklärt, daß der neue Administrator, Sir Hofmeyr, in allen Sprach- und Schulfragen weit mehr Entgegenkommen zeigen werde, als es nach dem Besuche des Premierministers Smuts den Anschein hätte haben können. Mit Kraft und Selbstbewußtsein wird das Deutschtum in aller Welt etwas erzielen, wenn es sich paart mit Verständnis und Ruhe, mit Zurückhaltung und Mäßigung.

Abgeschlossen 7. Januar 1921. Fritz Wertheimer-Stuttgart.

Carl von Clausewitz. Politik und Krieg. Eine ideengeschichtliche Studie von Hans Rothfels. Berlin, 1920. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Untertitel „Eine ideengeschichtliche Studie" kennzeichnet treffend Art und Zweck dieser vortrefflichen, tiefgründigen Arbeit. Der Verfasser legt die inneren Beziehungen dar, die zwischen dem Bildungsgange des Generals v. Clausewitz und den ihn bestimmenden Eindrücken und seiner Kriegslehre bestehen. Mit Recht betont er, daß seine Theorie des Krieges nicht als fachlich isolierte Leistung betrachtet werden darf, sondern der eigentümliche Ausschnitt einer individuellen Staats- und Geschichtsauffassung ist. Für die ideengeschichtliche und biographische Aufgabe, die sich Rothfels gestellt hat, ist ihm neues Material aus dem Nachlaß von Clausewitz zustatten gekommen, das er zum Teil im Anhang bringt. Für die Tatsache, daß dieser tiefe Denker, der das reifste und umfassendste Urteil über den Krieg gefällt hat, im praktischen Dienst als Generalstabsoffizier — Truppenführer war er überhaupt nicht — nichts Größeres geleistet hat, für den ihm fehlenden Optimismus, seinen Mangel an Selbstsicherheit, die Gneisenau in so hohem Maße kennzeichnet, gibt uns der Verfasser die vollgültige Erklärung. „Das Reizbare, Reflektierte seines Wesens", sagt er, „bedeutete für die Welt des Handelns eine schwere Mitgift." So ist es gekommen, daß diese Denkernatur sich in den Befreiungskriegen in keiner Stellung recht zur Geltung zu bringen vermochte. Auch nach der Kriegszeit ist Clausewitz vielfach verkannt worden. Es klingt paradox, und doch ist es wahr: der Mann, an dessen Lehre Moltke und die höheren Führer von 1866 und 1870/71 sich geschult haben, dessen Einfluß in unseren Dienstvorschriften unverkennbar und noch bis in den Weltkrieg hinein maßgebend war, ist eine wahrhaft soldatische Natur nicht gewesen; dazu war er zu problematisch angelegt.

Frhr. v. F.-L.

Damaskus. Altes und Neues aus Syrien. Von Hans v. Kiesling. Leipzig 1919. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Dies ist das Buch eines Generalstabsoffiziers, der im Kriege weitere Teile des Orients, insbesondere die alte Kalifenstadt Damaskus kennen gelernt hat. Er verarbeitet darin ältere literarische Ergebnisse mit eigenen Erfahrungen, was gemeinsam ein anschauliches Bild dieser Hochburg arabischer Kultur gibt. Wir freuen uns an seiner Liebe zu der orientalischen Welt und vergessen darüber gern eine Anzahl kleiner Versehen wie seltsamer Unbedachtheiten. Einen Satz, wie: „Trotz ihrer Größe machen diese drei Damaszener Basarstraßen keinen ausgesprochen orientalischen Eindruck" hätte sich Flaubert für sein Werk „Bouvard und Pécuchet" sicher nicht entgehen lassen. E. Banse.

Prècis de Littérature Etrangère par V. Fleury. Paris, Librairie Delagrave.

In 360 kleinen Seiten rollt die Weltliteratur vorüber; von der Mahabharata bis Selma Lagerlöf, von dem Chi King bis Jokai, von Gongora bis Kipling. Wie dies wohl verständlich, liegen den Verfassern die romanischen Literaturen am besten, bei den germanischen zeigen sich erstaunliche Lücken. Es fehlen George Meredith und Browning, „Sudermann se distingue entre tous les romanciers contemporains!" Kläglich ist die Schilderung der dänischen Literatur, selbst Jacobsen wird nicht erwähnt, die Verständnislosigkeit, mit der Fleury Dostojewski gegenübersteht, ist verblüffend. Trotz alledem ist es eine geschickte, handliche und lesbare Darstellung. v. B.

# Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Bänkelbuch.** — Neue deutsche Chansons. 183 Seiten. Wien, E. P. Tal & Co. Verlag. 1920.

**Barbusse.** — Auf zur Wahrheit! Von Henri Barbusse. („Tribüne der Kunst u. Zeit", Schriftensammlung XXI.) 56 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1920.

**Baumgarten.** — Die Mutter. Eine Erzählung von Franz Ferdinand Baumgarten. 67 S. Berlin 1921, Ernst Rowohlt Verlag (M. 14.—, gbd. M. 20.—).

**Beck.** — Die Geheimnisse der Weisen von Zion. Herausgegeben von Gottfried zur Beer. 256 S. Charlottenburg 1920, Verlag „Auf Vorposten".

**Bergstedt.** — Alexandersen. Eine Pilgerfahrt von Harald Bergstedt. 327 S. Berlin 1920, Gyldendalscher Verlag.

**Bernhart.** — Die Symbolik im Menschwerdungsbild des Isenheimer Altars. Vortrag gehalten in der Kunstwissenschaftlichen Gesellschaft München von Dr. Joseph Bernhart. Mit 4 Abbildungen. 45 S. München, Patmos-Verlag.

**Bettelheim.** — Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis. Von Anton Bettelheim. 338 Seiten. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Birkenbihl.** — Novellen der Leidenschaft. Von Michael Birkenbihl. 185 Seiten. München, T. Michael Müller Verlag. 1921.

**Bischoff.** — Nikolaus Lenaus Lyrik, ihre Geschichte, Chronologie und Textkritik von Heinrich Bischoff, Prof. an der Univers. Lüttich, I. Bd. Geschichte der lyrischen Gedichte von N. Lenau. 815 S. Berlin 1920, Weidmannsche Buchhandlung (M. 80.—).

**Boeck.** — Schleiermachers vaterländisches Wirken 1806/13 von Christian Boeck. 64 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 8.50).

**Bracker.** — Lebensgeschichte und natürliche Abentheuer des Armen Mannes im Tockenburg (Ulrich Bracker). 12 O.-Holzschnitte von E. Wuertenberger. 206 S. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. (gbd. M. 14,—).

**Brausewetter.** — Alt-Heidelberg du feine. Erzählung von Arthur Brausewetter. 77 S. Berlin 1920, Tahlem, Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst Ulrich Meyer.

**Brausewetter.** — Und vergib uns unsre Schuld. Luise Millerin. Zwei Erzählungen von Arthur Brausewetter. 64 S. Berlin-Tahlem 1920. Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst, Ulrich Meyer.

**Bremer.** — Kronjuwelen. Ein Märchen aus unsern Tagen von Magdalene Bremer mit Scherenschnitten von Else Eva Weidmann. 29 S. Berlin-Wilmersdorf, Verlag Deutsches Wort.

**Buchholtz.** — Echolms Gott. Roman von Johannes Buchholtz. 224 S. Berlin 1920, Gyldendalscher Verlag (M. 20,—, gbd. M. 25,—).

**Buchhorn.** — Hindenburg der Führer in unsere Zukunft von Josef Buchhorn. 119 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 8.50).

**Burg.** — Die Jungfer auf gläsernen Sohlen. Roman von Paul Burg. 420 Seiten. Langensalza, Friedr. Kortkamp Verlag. 1920.

**Cimbal.** — Praktische Säuglings-Fürsorge in Stadt und Land von Elisabeth Cimbal. 52 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 3,—).

**Claudius.** — Das fromme Buch von Matthias Claudius. 254 S. 5 Bildbeilagen. Wien 1920, E. P. Tal & Co., Verlag (gbd. M. 20,—).

**Colin.** — Fluch dem Siege. Von Paul Colin. („Tribüne der Kunst u. Zeit", Schriftensammlung XVIII/XIX.) 145 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1920.

**Dammann.** — Die Welt um Rembrandt. Geschichtliche Erzählungen aus dem großen Jahrhundert der Niederlande. Von Walter H. Dammann. 518 S. Leipzig 1920, Verlag von Quelle & Meyer (gbd. M. 30,—).

**Däubler.** — Mit silberner Sichel. Von Theodor Däubler. 132 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. 1920.

**Delbrück.** — Papst Alexander VI. und Savonarola von Kurt Delbrück. 350 S. Halle 1921, Richard Mühlmann Verlag (M. 19,80, gbd. M. 24,20).

**Deutsche Waffenstillstandskommission** („Materialien betreffend die Waffenstillstandsverhandlungen", Teil VIII). Amtlicher Text. 370 Seiten. Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte m. b. H. 1920.

**Deutschvölkisches Jahrbuch 1921.** — Herausgeg. mit Unterstützung deutschvölkischer Verbände von Georg Fritz. 161 S. Weimar, Alexander Duncker Verlag (M. 10,—, gbd. M. 14,—).

**Diebold.** — Anarchie im Drama. Von Bernhard Diebold. 474 Seiten. Frankfurt a. M., Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G. 1921.

**Doflein.** — Mazedonien, Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des deutschen Heeres. 279 Abb. im Text und 16 z. T. farbigen Tafeln. 592 S. Jena 1921, Verlag Gustav Fischer. (M. 105,—).

**Doenges.** — Meißner Porzellan. Seine Geschichte u. künstlerische Entwicklung, dargestellt von Willy Doenges. 27 Tafeln u. 269 Abbild. im Text 236 Seiten. Dresden, Wolfgang Jeß Verlag.

**Dörrer.** — Tiroler Novellen der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Dörrer. 317 S. (Reclams Univers.-Bibl. Nr. 6151—54.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

**Eichler.** — Die neueste Offensive der Polen in Ostpreußen von Adolf Eichler. 32 S. Allenstein 1920, Ostdeutscher Heimatdienst..

**Endres.** — In Memoriam. Eine Erinnerung an die tausendjährige Heeresgeschichte Bayerns von Franz Carl Endres. München 1920, Duncker & Humblot.

**Engel.** — Der Einfluß Hegels auf die Bildung der Gedankenwelt Hippolyte Taines. Von Otto Engel. 144 Seiten Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). 1920.

**Engelhardt.** — Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph von Emil Engelhardt. 445 S. Berlin 1921, Furche-Verlag.

**Erbe.** — Des Schwaben Pflicht gegen seine Muttersprache. Ein Mahnwort nebst einem sprachlichen Merkbüchlein. Von Karl Erbe. 88 Seiten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. Verlag.

**Ertler.** — Die Königin von Tasmanien. Novellen von Bruno Ertler. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1921.

**Ertler.** — Venus im Morgen. Novelle von Bruno Ertler. 83 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Ertler.** — Venus, die Feindin. Novelle von Bruno Ertler. 123 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Eucken.** — Lebenserinnerungen von Rudolf Eucken. Ein Stück deutschen Lebens. 127 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler Verlag. 1921.

**Faber.** — Dem Glücke nach durch Südamerika. Erinnerungen eines Ruhelosen von Kurt Faber. 9. Auflage. 376 S. Stuttgart 1921, Robert Lutz Verlag.

**Fechheimer.** — Kleinplastik der Ägypter von Hedwig Fechheimer. Mit 158 Abb. u. 40 S. Text. Berlin 1921, Bruno Cassirer.

**Fechter.** — Frank Wedekind der Mensch und das Werk von Paul Fechter. 175 S. u. 1 Bildnis. Jena 1920, Erich Lichtenstein.

**Finck.** — Es war einmal. Erzgebirgische Sagen und Geschichten. Erzählt von Emil Finck. 116 Seiten. Annaberg i. Erzgeb. 1920.

**Finckh.** — Hinterm Gartenbusch. Geschichten und Skizzen von Ludwig Finckh. Einleitung von K. Neurath. 72 S. (Univers.-Bibl. Nr. 6141.) Leipzig, Philipp Reclam jun. Verlag (M. 1.50).

**Floericke.** — Schnecken und Muscheln. Von Dr. Kurt Floericke. 79 Seiten u. 20 Abbild. Stuttgart, Kosmos, Franckhsche Verlagshandlung.

**Frobenius.** — Paideuma. Umrisse einer Kultur- u. Seelenlehre. Von Leo Frobenius. 125 Seiten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1921.

**Frommel.** — Pilgram, der Mensch. Roman von Otto Frommel. (Die Gelb-Roten Bücher, Bd. 8.) 357 Seiten. Konstanz, Reuß & Itta. 1920.

**Gaebel.** — Der deutsche Pazifismus von Kurt Gaebel. 39 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 6,—).

**Gerhardt.** — Das Rätsel des Schicksals. Vorbestimmung oder Willensfreiheit? Von Dr. Ferdinand v. Gerhardt. 100 Seiten. Langensalza, Wendt & Klauwell. 1920.

**Germanisches Nationalmuseum.** Anzeiger. Heft 3 u. 4. Juli—Dezember. 20 S. Nürnberg 1920, Verlagseigentum des German. Museums.

**Giese.** — Psychologie und Berufsberatung. Von Dr. Fritz Giese. (Die Bücher der Zeit, Nr. 15.) 34 Seiten. Langensalza, Wendt & Klauwell. 1920.

**Giese.** — Psychotechnik und Taylorsystem. Von Dr. Fritz Giese. (Die Bücher der Zeit, Nr. 11.) 32 Seiten. Wendt & Klauwell. 1920.

**Gizycki.** — Aufwärts aus eigener Kraft. Ratschläge und Lebensziele von Paul von Gizycki. 5. Aufl. 277 S. Berlin 1921, Ferd. Dümmlers Verlag (M. 16,—, gbd. M. 20,—).

**Gjellerup.** — Madonna della laguna. Eine venetianische Künstlergeschichte von Karl Gjellerup. 216 Seiten. Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. 1920.

**Gleichen-Rußwurm.** — Gedichte in Prosa. Der Narrenturm. Die Traumbrücke. Die Schwere Krone. Von A. von Gleichen-Rußwurm. 153 Seiten. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann. 1920.

**Gluth.** — Adam bin ich — und Eva? Das Begebnis einer großen Liebe. 264 Seiten. Leipzig, Bücherlese-Verlag.

**Got.** — L'Allemagne à l'œuvre par Ambroise Got. 296 Seiten. Strasbourg, Imprimerie Strasbourgeoise.

**Goetz.** — Die Reise ins Blaue von Wolfgang Goetz. 221 S. München, Hyperion-Verlag.

**Grautoff.** — Die neue Kunst. Von O. Grautoff. (Sammlung Die neue Welt.) 160 Seiten. Berlin, Karl Siegismund Verlag.

**Grazie.** — Der Liebe und des Ruhmes Kränze. Ein Roman auf der Viola d'amour von M. E. delle Grazie. Bd. I 362 S. Bd. II 290 S. Wien 1920 Wiener Literarische Anstalt.

**Grisson.** — Der Einer. Die Grundlage unserer Volkswirtschaft von Robert Grisson. 16 S. Berlin 1920, im Selbstverlage (M. 3,—).

**Gundolf.** — Shakespeare in deutscher Sprache. Neue Ausgabe in 6 Bänden. Herausgegeben u. 2. T. neu übersetzt von Friedrich Gundolf. II. Band 473 S. Berlin 1921, Georg Bondi.

**Hamburg** in seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung. Herausgegeben von d. Deutschen Auslands-Arbeitsgemeinschaft Hamburg. 24 Abb. u. 170 S. Hamburg 1921, E. Friedrichsen & Co.

**Handbuch der Politik.** Band II: Der Weltkrieg. Herausgegeben von G. Anschütz, Fr. Berolzheimer, G. Jellinek, M. Lenz, Fr. v. Liszt, G. v. Schanz E. Schiffer, Ad. Wach. 2 Karten, 413 S. Berlin 1920, Dr. Walther Rothschild (gbd. M. 80.—).

**Hanstein.** — Die Feuer von Tenochtitlan. Roman aus vergangenen Tagen von Otfrid von Hanstein. (Der Abenteuer-Roman.) 330 S. Stuttgart 1920 Deutsche Verlags-Anstalt.

**Harrar.** — Die Feuerseelen. Ein phantastischer Roman von Annie Harrar. 312 S. Berlin, Verlag Richard Pong.

**Hartmann.** — Andreas Urnhaus. Roman von Waldemar Hartmann. 430 Seiten. München, Georg Müller. 1920.

**Hatschek.** — Britisches und römisches Weltreich. Eine sozialwissenschaftliche Parallele von Julius Hatschek. 374 S. München 1921, R. Oldenbourg Verlag (M. 30,—, gbd. M. 35,—).

**Hauff.** — Die Frau und die Politik. Von Dr. Lilly Hauff. 15 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 1,—).

**Heer.** — Nick Tappoli. Roman von Jacob Christoph Heer. 303 Seiten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1920.

**Heilborn.** — Vom Geist der Erde. Ein Zeitbrevier von Ernst Heilborn. 248 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (M. 18.—).

**Helmolt.** — Leopold Rankes Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Hans F. Helmolt. Mit 18 bisher unedruckten Briefen Rankes u. seinem Bildnis. 222 Seiten. Leipzig, Historia-Verlag Paul Schraepler. 1921.

**Henseling.** — Sternbüchlein 1921 von Robert Henseling. Mit farbiger Planetentafel und 41 Bildern. 80 S. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

**Herrfahrdt.** — Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. Von Heinrich Herrfahrdt. 193 S. Stuttgart-Berlin 1921, Deutsche Verlags-Anstalt (gbd. M. 32.—).

**Herwig.** — Dunkel über Preußen. Historischer Roman von Franz Herwig 272 Seiten. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer 1920.

**Hochgreve.** — Dorfleute. Dorfgeschichten deutscher Meistererzähler. Herausgegeben von Wilhelm Hochgreve. 196 S. Berlin, B. Behr's Verlag (Friedr. Feddersen).

**Hofer.** — Goethes Ehe. Von Klara Hofer. 411 S. Stuttgart 1920, J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Hölderlin.** — Gedichte von Friedrich Hölderlin. Herausgegeben von Dr. Erich Lichtenstein. 342 S. Jena 1920, Erich Lichtenstein Verlag.

**Hoensbroech.** — Das Wesen des Christentums. Von Paul Graf von Hoensbroech. 104 Seiten. Osterwieck-Harz. Verlag von A. W. Zickfeldt. 1920.

**Horn.** — Der heilige Xaver. Roman von Hermann Horn. 296 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (M. 15).

**Huch.** — Das unbekannte Land. Roman von Rudolf Huch. 266 Seiten. Leipzig, Bücherlese-Verlag.

**Jeus.** — Sonne der Heimat. Meine Jugend auf den Höhen des Hunsrücks. Von Wanda Jeus-Rothe. Mit 42 Federzeichnungen von Kurt Albrecht. 304 Seiten. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Isemann.** — Heimliche Briefe. Novelle von Bernd Isemann. 92 Seiten. Dresden, Sibyllen-Verlag.

**Jansen.** — Das Buch Leidenschaft. Amelungenroman von Werner Jansen. 273 S. Braunschweig 1920, Georg Westermann (gbd. M. 26).

**Japan.** — Das Problem Japans. Von einem ehemaligen Gesandtschaftsrat im fernen Osten. Übersetzt aus dem Englischen von Prof. J. A. Sauter. 200 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler Verlag 1920.

**Jellinek.** — Die Frau im neuen Deutschland. Von Camilla Jellinek. 122 Seiten. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorns Nachf.

**Jellinek.** — Das Weltengeheimnis. Vorlesungen zur harmonischen Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaft, Kunst und Religion von Dr. Karl Jellinek. 552 S. 180 Abb. Stuttgart 1921, Ferdinand Enke Verlag (M. 70,—).

**Joest.** — Vibrationen von Elisabeth Joest. 187 Seiten. München, Georg Müller Verlag. 1920.

**Kielmeyer.** — Gotthilf, der Gesalbte, oder Jesus Christus der Vater der modernen Lebensanschauung. Von Otto Kielmeyer. 158 S. Dresden 1920, Illustra-Verlag.

**Kittel.** — Die alttestamentliche Wissenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen. Dargestellt von D. Rudolf Kittel. 295 Seiten. 14 Tafeln u. 21 Textabbild. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Kittel.** — Die Religion des Volkes Israel. Von Prof. D. Rudolf Kittel. 210 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Klein.** — Das Erbe. Ein Buch Gedanken, Bilder und Gestalten. Herausgegeben von Tim Klein. Mit 88 Bildern. 350 S. München, R. Piper & Co. Verlag.

**Kleinecke.** — Gobineaus Rassen-Lehre. Dargestellt von Paul Kleinecke. 106 Seiten. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz) 1920.

**Kolnai.** — Psychoanalyse und Soziologie zur Psychologie von Masse und Gesellschaft. Von Aurel Kolnai. 152 S. Leipzig 1920, Internationaler Psychoanalytischer Verlag.

**Konietzko.** — Steuer-Politik und Volkswirtschaft. Von Dr. Konietzko. 20 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 3 50).

**Koser.** — Zur preußischen und deutschen Geschichte. Aufsätze und Vorträge von Reinhold Koser. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1921.

**Kraus.** — Vom Wesen des Völkerbundes. Von Prof. Dr. jur. Herbert Kraus. 63 Seiten. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. 1920

**Krebs.** — Haydn / Mozart / Beethoven. Von Prof. Dr. Carl Krebs. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 92.) 3. Aufl. 4 Bildnisse und 122 Seiten. Leipzig, B. G. Teubner. 1920.

**Krell.** — Manifeste des brüderlichen Geistes. Herausgegeben von Max Krell. („Tribüne der Kunst und Zeit", Schriftensammlung XXIII.) 60 Seiten. Berlin, Erich Reiß Verlag. 1920.

**Kreuzer.** — Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Vortrag, gehalten von Oberstudienrat Oskar Kreuzer. 48 Seiten. Bamberg, Verlag des „Bamberger Tageblatts". 1920.

**Krickeberg.** — Rittmeister Segendorf. Roman von E. Krickeberg. 333 Seiten. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Kurpiun.** — Bunt Volk. Eine gemischte Gesellschaft am Wege zusammengerufen. Von Robert Kurpiun. 352 Seiten. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 1920.

**Kurpiun.** — Der Mutter Blut. Roman von Robert Kurpiun. 404 Seiten. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

**Kurpiun.** — Die Schwarzweißen. Schauspiel in 5 Aufzügen von Robert Kurpiun. 111 Seiten Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung 1920.

**Kurz.** — Schön-Elsbeth. Roman von K. F. Kurz. 233 Seiten. München, Albert Langen. 1920.

**Landauer.** — Meister Eckhardts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. 154 Seiten. Berlin, Karl Schnabel Verlag. 1920.

**Laotse.** — Mensch, werde wesentlich! Sprüche. Deutsch von Klabund. 30 Seiten. Berlin-Zehlendorf, Verlag: Fritz Heider. 1920.

**Lassalle.** — Gesammelte Reden und Schriften von Ferdinand Lassalle. Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Bernstein. Bd. V 401 S.; VI 342 S.; VII 592 S.; VIII 719 S.; IX 492 S.; X 234 S.; XI 352 S.; XII 450 S. Berlin 1920, Paul Cassirer (jeder Bd. M. 20,—, gbd. M. 27,—).

**Lehmann.** — Freiherr vom Stein. Von Max Lehmann. Neue Ausgabe in einem Bande, 623 S. Leipzig 1921, Verlag S. Hirzel (M. 60,—; gbd. M. 75,—).

**Lernet.** — Pastorale. Gedichte von Alexander Maria Lernet. 40 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1921.

**Lindner.** — Gott, Erde, Mensch. Gedichte von Johannes Lindner. 80 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1920.

**List.** — Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland. Von Friedrich List. Einleitung von Dr. Otto Jöhlinger. (Bücher für staatsbürgerliche Bildung.) 64 S. (Universal-Bibliothek Nr. 6142.) Leipzig, Philipp Reclam jun. Verlag (M. 1,50).

**Litt.** — Berufsstudium und „Allgemeinbildung" auf der Universität. Von Professor Dr. Th. Litt. 55 Seiten. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer. 1920.

**Lorenz.** — Die neue Bibel. Die Lehren Christi für den Menschen von heute. Unter Zugrundelegung der Evangelien dargestellt von Felix Lorenz. 319 Seiten. Berlin, Gustav Ziemsen. 1920.

**Lukács.** — Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Von Georg Lukács. 170 Seiten. Berlin, Paul Cassirer. 1920.

**Madjera.** — Der Minne Sang und Sehnen. 35 Minnelieder, alten Sängern nachgedichtet von Wolfgang Madjera. 135 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1920.

**Madjera.** — Der Satyr und das Elfenkind. Ein neuer Märchenkranz von Wolfgang Madjera. 209 Seiten. Wien, Ed. Strache, Verlag. 1920.

**Mages.** — Franziskus. Ein Friedenssang von M Mages 248 Seiten. Freiburg i. Br., Herder, Verlag. 1920.

**Mahrholz.** — Der deutsche Pietismus. Eine Auswahl von Zeugnissen, Urkunden u. Bekenntnissen aus dem 17., 18. u. 19. Jahrhundert. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. W Mahrholz. 456 Seiten. Berlin, Furche-Verlag. 1921.

**Masu.** — Der goldene Pfad. Eine Botschaft der Liebe und Selbstentäußerung. Von Kuro Masu. Dem heutigen Verständnis genähert von K. M. Levetzor. 86 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Mayne.** — Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. Von Harry Mayne. 614 Seiten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

**Mell.** — Das Wiener Kripperl von 1919. Von Max Mell. 56 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Mielert.** — Verträumte Städte. Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert. Mit 32 Zeichnungen von W. Neuhaus u. A. Kraemer. 139 S. Berlin 1921, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

**Mirau.** — Argentinien von heute. Schilderung von Land und Leuten von Leo Mirau. 3. Aufl. 132 S. Buenos Aires 1920, Libreria Mirau (M. 1,—).

**Molo.** — Die helle Nacht. Schauspiel in drei Aufzügen. 128 Seiten. München, Albert Langen.

**Morgenstern.** — Über die Galgenlieder. Von Christian Morgenstern. 58 Seiten. Berlin, Bruno Cassirer. 1921.

**Müller.** — Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Von Adam Müller. 289 Seiten. München, Drei-Masken-Verlag. 1920.

**Neumann.** — Braucht der Staat die Religion? Von Dr. Otto Neumann. 19 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag.

**Nexö.** — Stine Menschenkind. 3. Teil. Der Sündenfall. Von Martin Andersen Nexö. 234 Seiten. München, Albert Langen. 1920.

**Nibelungenlied.** Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von H. A. Junghans. 366 Seiten. Leipzig, Philipp Reclam jun., Univ.-Bibl., Nr. 642—645.

**Nithack-Stahn.** — An Alle. Eine Sage aus unseren Tagen. Von Walther Nithack-Stahn. 175 S. Leipzig 1920, Hesse & Becker Verlag.

**Noack.** — Ringende Jugend. Lebensbild eines jungen Deutschen. Briefe, Tagebücher und Gedichte von Helmut Noack. 200 S. Berlin, Staatspolitischer Verlag (M. 8,50, gbd. M. 13,50).

**Oehlenschläger.** — Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Märchen von Adam Oehlenschläger (auf handgeschöpftem van Gelder Zonen) mit einem Vorwort und Nachschrift von Georg Brandes. Neu übersetzt von Erwin Magnus. Mit signierter Radierung von Gerhard Henning. 414 Seiten. Kopenhagen, Neuer Nordischer Verlag.

**Offenbach.** — Dreiklang. Von Hans Offenbach. 54 Seiten. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 1920.

**Osten.** — Die wirtschaftliche Zukunft des Ostens. Herausgegeben von der Genossenschaft Wegweiser für wirtschaftliche Interessenten des Ostens (e. G. m. b. H.) 307 Seiten. Leipzig, K. F. Koehler. 1920.

**Österreich.** — Der Okkultismus im modernen Weltbild. Von T. K. Österreich. 174 S. Dresden 1921, Sibyllen-Verlag (M. 9,—, gbd. M. 13,—).

**Pauls.** — Der Wolfshof. Roman von Eilhard Erich Pauls. — (Furche. — Erzähler.) Bd. I 253 S. Berlin 1920, Furche-Verlag.

**Paulsen.** — Immanuel Kant. Sein Leben und Lehre. Von Friedrich Paulsen. Mit Bildnis. 390 Seiten. 6. Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). 1920.

**Plener.** — Erinnerungen von Ernst von Plener. 2. Band: Parlamentarische Tätigkeit 1873—1891. 462 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt (M. 40,—, gbd. M. 50,—).

**Ponsick.** — Das ländliche Siedlungswesen. Von Dr. Hans Ponsick. 44 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 5,—).

**Raff.** — Recht wider Recht. Novellen von Helene Raff. 212 Seiten. Augsburg, Haas & Grabherr Verlag.

**Rainer.** — Legenden aus dem Pustertal. Von Paul Rainer. 130 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1921.

**Rainer.** — Tirol. Heimatgedichte von Paul Rainer. 36 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Raithel.** — Der Pfennig im Haushalt. Eine Bauerngeschichte. 388 Seiten. München, Albert Langen.

**Redlich.** — Das Österreichische Staats- und Reichsproblem. Geschichtliche Darstellung der inneren Politik der Habsburgischen Monarchie von 1848 bis zum Untergang des Reiches. I. Band (3 Teile). 816 u. 258 Seiten. Leipzig, Der Neue-Geist-Verlag, Dr. Peter Reinhold. 1920.

**Reismann.** — Der Erdenkrieg und die Alldeutschen. Von Dr. Reismann-Grone. 137 S. II. Aufl. Wien, Emil M. Engel (M. 6,—).

**Renker.** — Der Abend des Heinrich Biehler. Roman von Gustav Renker. 211 Seiten. Wien, Wiener Literarische Anstalt. 1921.

**Richert.** — Vampir Ruhm. Roman einer Schauspielerin von Martha Richert-Most. 288 S. Halle 1921, Richard Mühlmann Verlag (M. 19,80, gbd. M. 25,30).

**Riedler.** — Die neue Technik. Von Prof. Dr. A. Riedler. (Sammlung: Die neue Welt.) 160 Seiten. Berlin, Karl Siegismund Verlag.

**Rümelin.** — Die Gerechtigkeit. Rede, gehalten bei der akademischen Preisverteilung am 6 November 1920 von Prof Dr. Max Rümelin. 65 S. Tübingen 1920, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Rohrbach.** — Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkrieg. Von Paul Rohrbach 47 Seiten. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1921.

**Rolland.** — Die Wahrheit in dem Werke Shakespeares. 51 Seiten. Berlin, Paul Cassirer.

**Romains.** — Donogos - Tonka oder Die Wunder der Wissenschaft. Eine Filmgeschichte von Jules Romains. 109 Seiten. München, Der Neue Merkur. 1920.

**Roose.** — Der Meister des Lebens. Schauspiel von Georg P. M. Roose. Aus dem Holländischen von R. Brodführer. 154 S. Leipzig, Bücherlese-Verlag.

**Roselieb.** — Narren der Arbeit. Novelle von Hans Roselieb. 169 Seiten. Augsburg, Haas & Grabherr Verlag.

**Rosner.** — Der König. Weg und Wende. Von Karl Rosner. 300 S. Stuttgart 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Rotten.** — Aufgaben künftiger Völkerbund-Erzieher. Von Dr. Elisabeth Rotten. Geleitwort von Prof. Friedr. Wilhelm Foerster. 23 Seiten. Berlin, Ernst Rowohlt, Verlag. 1920.

**Rudwin.** — The Origin of the German Carnival Comedy by Maximilian J. Rudwin Ph. D. 85 S. New York 1920, G. E. Stechert & Co.

**Rühl.** — Ferdinand Goetz. Ein deutsches Turnerleben. Von Prof. Dr. Hugo Rühl. 158 Seiten. Leipzig, Historia-Verlag Paul Schraepler. 1921.

**Rüttenauer.** — Aus der Landschaft von Hinterwinkel 7 Erzählungen von Benno Rüttenauer. Die Gelb-Roten Bücher, Bd. 6. 239 Seiten. Konstanz, Reuß & Itta. 1920.

**Saager.** — Der Kampf gegen den Krieg. Ein Anekdotenbuch vom Frieden. Herausgegeben von Adolf Saager. 216 Seiten. Stuttgart, Verlag Robert Lutz.

**Scharrelmann.** — Die beiden Kränze und andere Geschichten von Wilhelm Scharrelmann. 77 S. Berlin-Tahlem 1920, Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst Ulrich Meyer.

**Scharrelmann.** — Die drei Brüder und anderes. Von Wilhelm Scharrelmann. 79 S. Berlin-Tahlem 1920 Verlag für volkstümliche Literatur und Kunst Ulrich Meyer.

**Scharrelmann.** — Jesus der Jüngling. Ein Roman von Wilhelm Scharrelmann. 482 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Schellwitz.** — Die Frau im neuen Deutschland. Von Dr. A. Schellwitz-Ulzen. 20 S. Berlin 1920 Staatspolitischer Verlag (M. 1.—).

**Schmitz.** — Edwin von Manteuffel als Quelle zur Geschichte Friedrich Wilhelms IV. Von Elisabeth Schmitz. 95 S. („Historische Bibliothek.") München 1921, Verlag von R. Oldenbourg (M. 10,—).

**Schöler.** — Die Lohntheorie des Karl Marx. Von Syndikus H. Schöler. 40 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 6,50).

**Schröer.** — Die Leute aus dem Dreisatale. Von Gustav Schröer. Roman. 364 S. Leipzig 1920, Verlag von Quelle & Meyer (M. 16.—, gbd. M. 24,—).

**Seidel.** — Einführung in das Studium der romanischen Sprachen von A. Seidel. 176 S. Wien, A. Hartlebens Verlag (gbd. M. 12,—).

**Siegel.** — Platon und Sokrates. Darstellung des Platonischen Lebenswerkes auf neuer Grundlage von Dr. Carl Siegel. 106 S. Leipzig 1920 Verlag von Felix Meiner.

**Smekal.** — Ferdinand Raimund. Nach Aufzeichnungen und Briefen des Dichters und Berichten von Zeitgenossen, gesammelt von Richard Smekal. Eingeleitet von Hugo Hofmannsthal. 58 S. („Theater und Kultur.") Wien 1920, Wiener Literarische Anstalt.

**Stein.** — Italienisch-deutsche Wirtschaftsfragen. Von Wolfg. C. L. Stein. 24 S. Berlin 1920, Staatspolitischer Verlag (M. 2 50).

**Storm.** — Draußen im Heidedorf Im Brauerhause. 2 Novellen. 86 S. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6160.) Leipzig, Philipp Reclam jun. (M. 1,50).

**Storm.** — Unter dem Tannenbaum. Abseits. 2 Weihnachtsgeschichten von Theodor Storm. 74 S. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6159.) Leipzig, Philipp Reclam jun. (M. 1 50).

**Terramare.** — Das Mädchen von Domremy. Von Georg Terramare. I. Bd., 280 S.; II. Bd., 325 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Terramare.** — Ein Spiel von der Geburt des Herrn den Hirten und den Königen. 55 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Ungar.** — Knaben und Mörder. 2 Erzählungen von Hermann Ungar. 123 S. Wien 1920, E. P. Tal & Co. Verlag.

**Unruh.** — Platz. Ein Spiel von Fritz von Unruh. 158 S. München 1920. Kurt Wolff Verlag.

**Urbanitzky.** — Die Auswanderer. Roman von Grete v. Urbanitzky. 351 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Urdang.** — Der Apotheker im Spiegel der Literatur. Von Georg Urdang. 157 S. Berlin 1921, Verlag von Julius Springer (gbd. M. 20,—).

**Waetzoldt.** — Gedanken zur Kunstschulreform. Von Wilhelm Waetzoldt. Leipzig 1921, Quelle & Meyer.

**Wechsler.** — Blumen vom Pöhlberg-Hang. Luftige Erzgebirgsgeschichten von Anna Wechsler. 109 S. Annaberg i. Erzg. 1920, Pöhlberg-Verlag (F. Thallwitz).

**Weismantel.** — Die zwölf Wegbereiter. Ein Buch persönlicher Beratung für das Jahr 1921. Herausgegeben von Leo Weismantel. 58 S. München 1921, Verlag der Arbeitsgemeinschaft.

**Zeyer.** — Feniciens Sünde. Novelle von Julius Zeyer. (Die Neue Bücherei, Bd. 3.) 136 S. Augsburg 1921, Haas & Grabherr Verlag gbd. M. 10,—).

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag Gebrüder Paetel Dr. Georg Paetel, Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# Das religiöse Problem bei Dostojewski

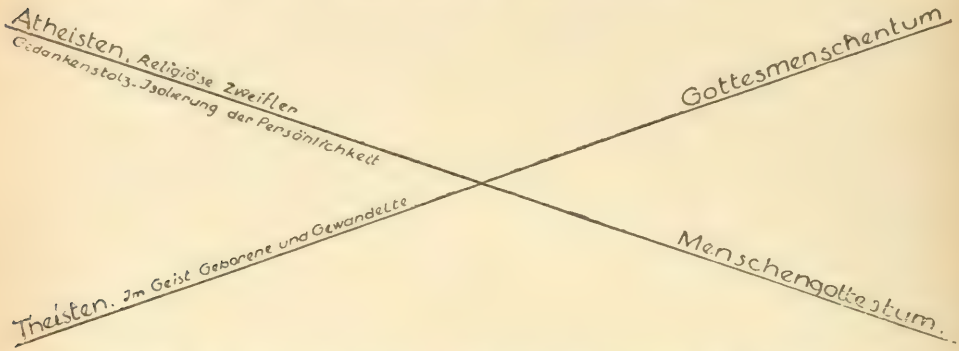
Dargestellt von

Theophile von Bodisco

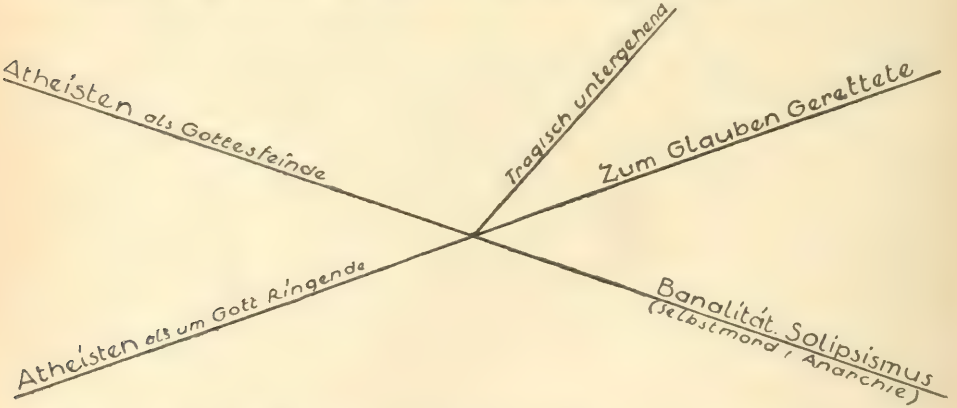
Für Dostojewski ist das Glaubensproblem das zentrale Problem unseres Lebens. Seine Gestalten leben es sowohl negativ wie positiv aus. Das seltsam starke, mystische und gewaltsame Wesen dieses großen Dichters spaltet sich uns hier in zwei Hälften, in Welt und Gegenwelt, in Sein und Doppelgängertum. Er steht immer auf der Schwelle, im Zwielicht des irdischen Feuers und der himmlischen Flamme. Sein gewaltig umspannender Geist ist äußerst gestaltungsreich und prophetisch, doch erschließt sich uns seine Welt erst ganz in seinen Menschen. Hier zeigt er uns Geheimnisse, an die wir kaum zu rühren wagten. Er ist erfüllt von aufrauschendem Selbstgefühl, von der Leidenschaft des Denkens, von Dämonie umstrickt, von Zerstörungswut erfüllt, dann schwillt sein Wesen hinüber in die von ihm so großartig erkannte Gefahr des Menschengottestums. Aber in der Beleuchtung des überirdischen Lichtes erkennt er doch bald wieder die Kleinheit und Unproduktivität alles Nur-Menschlichen. Er sinkt zusammen zum Zöllner, und aus der Tiefe seines Herzens verkündet er, demütig und begeistert zugleich, daß nur der Weg, der in das Gottesmenschentum führt, den Menschen retten und befreien könne. So deckt er uns in seiner Gestaltenwelt die zwei großen Wege auf — den, der ins Menschengottestum, und den, der ins Gottesmenschentum führt. Er steht nie vor uns als heile, geschlossene Persönlichkeit, nie als ein positiver Held oder Sieger. Aber nur in die Seelen, die irgendwie gespalten sind, vermag unser Blick ja zu fallen, und wer etwas in sich gespürt hat von dem gewaltigen Kampf, der sein ganzes Leben lang seine Seele erfüllt hat, für den muß Dostojewski ein Erlebnis sein. Ja, diejenigen, in denen die religiösen Fragen als die größten Menschheitsfragen leben, empfinden ihn als eine religiöse Erscheinung. Auch in Luther, Augustin, Paulus, Dante ist viel dunkles und stürmisches Leben gewesen, Antithese muß gegen These gewütet haben, ehe sich die Synthese schloß. Auch in ihnen war noch Dämonie und Gewalt, aus der heraus ihr Denken sich die Kräfte sog: am Widerstand entladet sich erst die Ansammlung der Kraft.

Von Dostojewskis Religion zu sprechen ist nicht leicht, sondern verantwortungsvoll, es erschließen sich uns die Tiefen, und wir befinden uns bald auf einem stürmischen Ozean, auf dem zu steuern Kraft und Besonnenheit gehört. Doch kann

die Fahrt uns inneren Reichtum bringen, wenn wir zu unterscheiden wissen, was hier Ungeheuer der Tiefe, was hier Fata Morgana war, oder was als göttliche Ahnung uns den Kurs zu einem fernen Zukunftsland wies. Aus der Überfülle der Gestaltenwelt habe ich einige Menschen hervorgehoben, die auf den zwei großen Wegen dahin gehen. Das Schema möge sie veranschaulichen:




Dostojewski hat von sich gesagt, daß noch nie jemand es versucht habe, den Atheismus mit solcher Wucht darzustellen, wie er es getan, er hatte geglaubt, daß die Welt mehr davor erschrecken würde. Er hat sich selbst hineingeschleudert in diese Zweifel und Anfechtungen, auch in all dies Auflehnende und Dunkle. Je mehr er aber in sich selbst Aufruhr gefühlt hat, um so schärfer hat die andere Seite seines Wesens dies verurteilt. Er läßt seine religiösen Zweifler fast alle untergehen, doch unterscheidet er zwei Arten von Naturen innerhalb seiner Atheisten:




Für ihn liegt im Atheismus etwas Lebensfeindliches, ja, ein Element der Verdunkelung und Zerstörung. Doch legt er dem Denken seiner Atheisten eine hohe Bedeutung bei, und er empfindet quand même Sympathie mit diesen stolzen, eigenwilligen Geistern, die es versuchen, ohne Gott auszukommen. Nur die eigentlichen Gottesfeinde, die haßt und verachtet er, die, für die der Atheismus schon gar kein Problem mehr, sondern gewollte Natur ist. Solche sind ihm aus der Welt-

rotation Abgesplitterte, Solipsisten, die dem Reiche des Teufels, des großen Abgesplitterten, schon ganz zugehören. Sie haben keine Tiefe mehr und versinken in Banalität. Ihre Stimme verliert sich, kleinlich kreischend, im großen Weltorchester. Die um Gott Ringenden sind sehr problematisch und auseinanderfallend in ihrem Wesen, sie haben das Doppelgängertum in sich, sind tief schillernd und gegensätzlich in sich selbst. So ist Wersiloffs Seele („Der Jüngling") das reine Farbenspiel. Aber auch die auf dem Wege zum Gottesmenschentum Pilgernden sind keine einfachen Naturen. Es sind ja Menschen desselben Dichters, durch das Prisma seiner Wesenheit gesehen. Auch sie sind für die andern Problem und haben ihr Problem in sich. In diesen Gestalten, die wie einzelne lichte Flammen im großen, dunklen Gemälde auftauchen, hat der Dichter seine ganze Sehnsucht verkörpert, mit ihnen, die den entgegengesetzten Weg gehen, geht seine Seele mit und grüßt in ihnen die Ferne. In allen diesen Gestalten ist Leidenschaft, sie sind mit Herzblut erfüllt. Über ihnen allen steht das gleiche, russische Fatum, aber doch auch die aus dem Leben gewonnene Erkenntnis. Glaube und Unglaube enthalten Tod und Leben der Menschheit.

Unglaube = Sichselbstwollen = Tod.
Glaube = Gottwollen = Leben.

* * *

# I

## Unter dem Zeichen des Menschgottes

### Der Nihilist Kirilloff

„Die Gottheit des Menschen ist der Endzweck der Religion."
Ludwig Feuerbach.

Kirilloff („Dämonen") ist einer, der von seinem Denken vergewaltigt ist. Sein Denken dreht sich maniakalisch immer um denselben Punkt. Er glaubt, erkannt zu haben, daß die Welt auf Lüge beruht, und daß es keinen Gott gibt. In ihm entwickelt sich eine neue Religion, er sieht einen neuen Zukunftsmenschen — den Menschgott.

Er ist dabei keine dämonische oder Gewaltnatur. Wir erfahren viel von seinen Gedanken, wenig von ihm selber. Er scheint ein harmloser, von Natur aus gütiger, fast liebreicher Mensch zu sein. Er hilft seinen Mitmenschen, wenn sie bittend an ihn herantreten, er liebt Kinder. Aber seine Körperlichkeit ist undeutlich geworden; er zieht sich von aller Welt zurück, ißt kaum mehr etwas, trinkt nur den ganzen Tag und die ganze Nacht Tee, denn schlafen kann er schon nicht mehr. Er hat keine Zeit mehr, Mensch zu sein, er muß seine Idee beweisen. Wenn er einmal dennoch mit andern Menschen zusammenkommt, so merkt man es seiner Sprache an, daß ihm alles gleichgültig geworden ist, außer dem einen, um das er ringt; er spricht ungrammatikalisch, gebraucht falsche Wörter.

Obwohl er als Maniak erscheint, haben doch viele einen scheuen Respekt vor ihm. Er hat ein bleiches Gesicht mit dunklen, glanzlosen, tiefen Augen, eine hohe, schmale, vornübergebeugte Gestalt. Er ist erst siebenundzwanzig Jahre alt, aber sein Alter scheint unbestimmt. Er gleicht einer schwarzen Kerze mit von Dunst umgebener Flamme, etwas Unheimliches geht von ihm aus.

Kirilloff ist eine durchaus ethische Natur. Er will etwas Großes, ja, ein Erlöserwillen treibt ihn. Er will die Menschheit von ihrer größten Wahnvorstellung befreien. Er glaubt, alles Unglück käme daher, daß die Menschheit sich ein Wahngebilde von Gott gemacht habe, vor dem sie in sklavischer Furcht zittere. „Der Mensch hat nichts anderes getan, als in verschiedenster Form Gott ausgedacht, um leben zu können, ohne sich totzuschlagen." Er schreibt eine Abhandlung über den Selbstmord und fragt, warum sich nicht viel mehr Menschen das Leben nähmen? Sie unterließen es aus zwei Gründen: erstens, aus Angst vor dem Schmerz, und zweitens, wegen des Jenseits, das geheimnisvoll erscheine und nicht zu bestimmen sei. Im Grunde wollten so und so viele Menschen nicht leben, sie lebten gewissermaßen nur aus Furcht weiter. Dies bedeutet aber eine grauenvolle Sklaverei. „Die vollständige Freiheit wird erst dann sein, wenn es ganz einerlei sein wird, ob man lebt oder nicht." Dies zu erreichen, sei das große Ziel. Dann würde vielleicht niemand mehr leben wollen, denn das Leben sei ja Angst und Schmerz. Der Mensch ist jetzt an das Leben angepaßt und beweist seine ganze Jämmerlichkeit damit, daß er sich daran klammert. Aber es wird einen neuen Menschen geben, einen glücklichen und stolzen. Wer Angst und Schmerz besiegen wird, der wird Gott sein. Indem der Mensch seine eigene Existenz frei in der Hand hat, seine eigenen Bedingungen aufheben kann, hebt er Gott auf. Denn es gibt ja nicht diesen ausgedachten Gott, der wie ein Popanz über uns thront und uns bewacht. „Es gibt nicht Gott," sagt er geheimnisvoll, „aber Er ist." Diese Angst vor Schmerz und Tod, diese menschliche Fiktion, die sich zusammenballt, kann jedoch überwunden werden. „Ist das aber überwunden, ist der neue Mensch geboren, dann wird man die Geschichte in zwei Teile teilen: vom Gorilla bis zur Vernichtung Gottes, und von der Vernichtung Gottes bis —" Die ganze Erde wird sich dann ändern, wie auch die Menschen sich physisch werden ändern müssen, denn so wie sie eben beschaffen sind, könnten sie das neue Leben noch nicht ertragen. Noch aber brauchten sie ihr Wahngebilde. Alle Gedanken und Gefühle des befreiten Menschen würden andere werden. Die Absolutheit der bisherigen Ethik sei nur relativ. Es ist nicht so, daß sich Gut und Schlecht wie Licht und Schatten einander gegenüberstehen. „Alles ist gut, alles. Für die ist alles gut, die da wissen, daß alles gut ist. Wenn sie wissen würden, daß sie es gut haben, so würden sie es auch gut haben, aber solange sie es nicht wissen, werden sie es auch nicht gut haben, das ist der einzige Gedanke, der ganze, und weiter gibt es überhaupt keinen mehr. — Wenn alle wissen werden, daß sie alle gut sind, dann würde niemand mehr schlecht sein, denn alle sind gut." In Ekstase sagt er zu Stawrogin, daß derjenige, der lehren würde, daß alle gut seien, die Welt beenden würde. Stawrogin: „Der das lehrte,

den haben sie gekreuzigt." Kirilloff: „Er wird kommen, und sein Name wird sein Mensch-Gott." Stawrogin: „Gott-Mensch?" — Kirilloff: „Nein, Mensch-Gott, das ist der Unterschied." Der neue Mensch, meint er, würde in etwas wie ein diesseitiges, ewiges Leben treten. „Es gibt Minuten, sie kommen zu den Minuten, und die Zeit bleibt plötzlich stehen und wird ewig sein." Stawrogin: „Sie hoffen, zu solch einer Minute zu kommen?" — Kirilloff: „Ja." — Stawrogin: „Das ist wohl kaum in unserer Zeit möglich. In der Apokalypse schwört der Engel, daß es keine Zeit mehr geben wird!" — Kirilloff: „Ich weiß, das ist ganz richtig und deutlich, wenn der ganze Mensch das Glück erreicht, so wird es keine Zeit mehr geben, einfach weil sie nicht mehr nötig ist." — Stawrogin: „Wo wird man da die Zeit lassen?" — Kirilloff: „Nirgendwo wird man sie lassen. Die Zeit ist kein Gegenstand, sondern ein Gedanke, und wird auslöschen im Verstande." Hier wird Kirilloff zum Mystiker. Er kommt ahnungsvoll zu seiner Minute, die sich ihm in ein so statisches Sein auflöst, daß es schon Nichtsein ist.

Er, der allein sich keinen Gott hat ausdenken wollen, will seine Freiheit von ihm durch einen freiwilligen Tod beweisen. Er will sich opfern, um die Menschheit von ihrer Angst zu befreien. Er gehört als Nihilist einem Geheimbund an, der um seinen Vorsatz, zu sterben, weiß, und der seinen Tod benutzen will. Er soll ein Papier unterschreiben, indem er ein Vergehen auf sich nimmt. Sein Leben ist also doppelt verwirkt. Dennoch zögert er mit dem Selbstmord. Er geht dahin wie ein Nachtwandler, wie ein Besessener, wird immer finsterer, ja, je mehr er sich seiner Tat nähert, um so mehr erfaßt ihn ein schweres, dunkles Gefühl, das er schließlich selbst als Furcht bezeichnet. Er argumentiert von sich aus ganz logisch: „Wenn Gott ist, so ist aller Wille sein, und aus seinem Willen kann ich nicht. Wenn nicht, so ist aller Wille mein, und ich bin verpflichtet, Eigenwillen zu offenbaren." Durch seinen Tod will er nun seinen Eigenwillen und seine Befreiung vom Wahn zeigen. Er glaubt, der Mensch würde dadurch Gott, daß er Gott von seiner Stelle setze. „Aber ich bin noch unfreiwillig Gott, ich bin unglücklich, denn ich bin verpflichtet, Eigenwillen zu offenbaren. — Ich bin furchtbar unglücklich, denn ich habe furchtbare Angst . . . ich bin verpflichtet, fest zu glauben, daß ich nicht glaube. Ich werde erretten . . . das Attribut meiner Gottheit ist Eigenwille. Das ist alles, womit ich im Hauptpunkt meine Nichtunterwürfigkeit beweisen kann, und meine neue furchtbare Freiheit." Er fühlt sich mit Verantwortung beladen, ein Opfer, doch ein neuer Erlöser. Auch Christus, meint er, wäre ein Opfer des Betruges gewesen. Er hatte einen ungeheuren Glauben, aber nach dem Kreuzestod sah er, daß es alles, was er geglaubt hatte, nicht gab. Folglich, da auch das Wunder nicht verschont worden sei, wäre alles Lüge. Der ganze Planet mit allen seinen Gesetzen wäre eines Teufels Werk. Werchowenski, in seiner Alltagslogik, faßt Kirilloff gleich an diesem schwachen Punkt. Er vermische hier in seiner Lehre zwei ganz verschiedene Dinge. „Erlauben Sie, wenn Sie nun Gott sind, wenn die Lüge beendet ist und Sie erraten haben, daß die ganze Lüge nur daher kommt, daß der frühere Gott war?" Kirilloff sagt, er freue sich, daß Werchowenski ihn verstanden hätte. Er geht aber über die

eigentliche Tiefe der Frage hinweg, klärt auch seinen Hinweis auf den Teufel nicht weiter auf. Hier bleibt ein dunkler Punkt, ein ungelöstes Rätsel.

Vor dem Tode streicht die Furcht schaudervoll über Kirilloffs Seele. Ist es die Furcht des Rebellen, der vor seinen Herrn treten soll? Ist es die Furcht des kleinen Menschen, der sich zu hoch aufgereckt hat? Werchowenski umlauert Kirilloff, denn er braucht seinen Tod. Es kommt der Tag. Er geht, um nachzusehen, ob Kirilloff sein Wort gehalten hat. Es ist alles still im Zimmer, man könnte glauben, es läge schon ein Toter da. Etwas Unheimliches zeigt sich ihm: Kirilloff steht in einer Ecke, „unbeweglich, stramm, die Hände militärisch an den Nähten, den Kopf erhoben und mit dem Rücken ganz in die Ecke, fest an die Wand gepreßt. Die Gestalt zuckte mit keinem Gliede, ganz als ob sie eine große Puppe wäre. Das bleiche Gesicht war noch unheimlicher, die schwarzen Augen waren unbeweglich und sahen auf irgendeinen Punkt." Kirilloff, in seinem Vorhaben erstarrt, ist zum Automaten geworden. Sein Kampf geht fort. „Mein Leben lang hat mich Gott gequält", hat er einmal gesagt, nun sieht er, welch ein Unterfangen es ist, die Menschheit an Seine Stelle zu setzen. In der furchtbaren Entschlossenheit, es dennoch zu tun, trotz seiner wahnwitzigen Angst, hat er etwas von einem Märtyrer. „Er läuft mit dem Kopf an Ihn und ficht halsstarrig wider Ihn" (Buch Hiob), und während er Gott sterbend zu besiegen wähnt, zerschellt er dennoch an Ihm.

* * *

Kirilloff ist Nihilist, weniger im politischen Sinne, als vielmehr aus einer Grundbeschaffenheit seines Geistes heraus, die das Bestehende für Trug hält. Ebenso wie Dostojewski im Atheismus die größte Gefahr sieht, so verurteilt er auch jeglichen Nihilismus. Dennoch aber fühlt er in den Tiefen seiner Seele jenen allgemein russischen Nihilismus, als Wesensart, als ruhende Gefahr. Er fühlt es auch in sich, wie nah am Sein und Nichtsein der Russe gebaut ist. Auch in ihm ist ja jenes Schwanken, jene stete Gefahr des Umschlagens, jenes Bedürfnis, kindlich zu glauben, und doch auch wieder eine seltsame Veranlagung zum Zweifel, dem gerade das russische Wesen so ausgeliefert ist. Wenn aber der religiöse Zweifler nicht unbedingt Nihilist zu sein braucht, so ist der Nihilist doch stets ein Atheist. Zu nah verknüpft waren Staat und Kirche, und ein Zweifel an einem Punkt ward bald einer auf der ganzen Linie. Der Phantasiekraft der Volksseele war durch all den Formenkram und zugleich durch allzu reichlichen Mystizismus auch zu viel zugemutet worden. Dem Nihilismus ist immer die auftauchende Sehnsucht nach dem Realismus vorangegangen, vielleicht als eine natürliche rhythmische Abwechslung? Der russische Geist begann immer wieder nach dem Positiven zu suchen. Das künstlerisch phantasievolle, empfindungsreiche russische Volk ist durchaus unkritisch veranlagt. Darum kam es auch nie zu einer produktiven Kritik der bestehenden Werte, sondern immer bloß gleich zur vollkommenen Negation. Ihm schien schon in der bloßen Negation an sich eine Wahrheit enthalten. Als der russische Geist, aus tiefer Unbewußtheit erwachend, zu denken begann, wollte er nur positive Gedanken, zu denen er

die Distanz nicht hatte. Damit aber wollte er schon etwas, das dem eigentlichen Denker fern liegt, für den der Weg, die Entwicklung zum Grundgedanken, das eigentliche Denken ausmacht. So dachte sich der russische Denker, der nur Schlag auf Schlag, nur konkret gewissermaßen, denken wollte, schnell bis zur Leere durch. Es blieb ihm zum Schluß nichts übrig als der negative Gedanke, der den Nihilismus und Anarchismus ergab. Der undistanzierte Geist hatte sich zu einem toten Punkt durchgedacht und kam nun nicht mehr weiter. Man könnte auch sagen: Nihilismus sei die Phantasielosigkeit des Phantasten. Auch russische Denker haben es zugegeben, daß der russische Geist nie eigentlich tief gedacht hat, er war meist europäisch orientiert oder asiatisch beeinflußt. Als Mittelvolk einen Übergang zwischen Europa und Asien bildend, repräsentiert es wohl auch geistig einen Übergang und hat nicht die Mission, sich durch Verstandesschärfe darzustellen. Aber die Fähigkeit zu denken, abzuurteilen, wird vom Russen stets sehr überschätzt, und der Umschlag vom kritiklosen Glauben zur völligen Verwerfung ist ein allzu jäher. Der russische Atheismus ist tragischer als der anderer Völker, denn er geht auf das ganze Selbst hin. Alles russische Unglück geht nach Dostojewskis Auffassung aus dem Wandel des Seelenzustandes des Glaubens in den des Unglaubens hervor. Dies erfaßte er mit Leidenschaft. Er fühlte das Unlebendige, das Schematische, das sich auf eine schicksalsvolle Art aus dem Nihilismus hervorbilden könnte. Sollte das ganz Positive, Realistische zum Idol eines Volkes erhoben werden, so mußte seelischer Tod das Ende dieser Verwechslung sein. Die Leere eines dürren, aus Negation und nur Betonung sichtbarer Werte hervorgegangenen Schemas mußte schließlich die Seele töten. Er wußte, daß das Schicksal der Menschen nur von innen heraus bestimmt werden konnte, wußte, daß der befreite Verstand Usurpator und Tyrann werden mußte. Er erkannte auch die Gefahr des Sozialismus darin, daß das Schicksal der Welt nicht durch Christus, also durch die Seele, sondern außerhalb von Christus und Gott, d. h. von außen, durch Konkretes und durch den Verstand zu bestimmen gesucht wurde. Kasumichin sagt: „Beim Sozialismus entwickelt die Menschheit sich nicht auf historisch lebendige Weise, um endlich als Ziel den normalen Gesellschaftszustand zu erreichen, sondern umgekehrt: das Sozialsystem, welches irgendein mathematisch angelegter Kopf erdacht hat, muß sofort die ganze Menschheit auf einmal in Harmonie bringen. — Die Sozialisten sind gegen die Geschichte, weil sie eben alles anders wollen, ohne jegliche historische oder naturwissenschaftliche Entwicklung. — Deshalb können sie auch nicht den lebendigen Lebensprozeß leiden. Sie brauchen keine lebendige Seele. Eine lebendige Seele braucht Leben, eine lebendige Seele gehorcht nicht der mechanischen Formel . . .“ Aber das Volk muß glauben, und Dostojewski wußte wohl, welche Tragik aus einem falschen Glauben erwuchs. In seiner wundervollen Erklärung des Don Quijote führt er an, wie der phantastischste Mensch, der doch bis zum Wahnsinn an seine phantastische Illusion glaubt, plötzlich von dem nichtigen Zweifel befallen wurde, ob es auch möglich sei, daß die Ritter ganze Heerscharen, die ihnen von Zauberern entgegengesandt würden, mit wenigen Schwerthieben zu töten vermöchten? „Der phantastischste Mensch wird plötzlich von

der Sehnsucht nach Realismus erfaßt." Aber aus dieser Sehnsucht würde nicht allzuviel, denn die Menschheit, und vor allem die Russen, hätten zuviel Donquijoterie, und es läge im Wesen der Donquijoterie, sogleich einen neuen Glauben an Stelle des alten zu setzen. Die Menschen verschlössen sich dem Zweifel, obwohl sie wüßten, daß sie mit einer Lüge lebten. So lebten wir im Zwiespalt: unsere Seele erfinde Trugbild um Trugbild, aber unser Verstand glaube nicht daran, sondern verlange nach Realismus.

Der Russe, meinte er, müsse immer an etwas glauben, glaubt er nicht ans Positive, so glaubt er eben ans Negative, glaubt er nicht ans Aufbauende, so glaubt er eben ans Zerstörende. Aber zwischen dem inbrünstigen Bedürfnis der Seele, etwas Höheres zu glauben, und der Ablehnung des Verstandes dagegen, ist ein steter Kampf — das ist die schicksalvolle Duplizität. Scheint es jedoch nicht, als bräche der Kontakt zwischen Seele und Verstand beim Russen schon bei der ersten Gleichgewichtsstörung ab? Vor allem will er ja religiös glauben, Glaube und Unglaube, das ist ja sein eigentlichstes Problem, aber aus der Tiefe des Unbewußten steigen doch immer wieder Fragen auf, noch umhüllt von der leichten Melancholie der seelischen Atmosphäre streben sie zur Oberfläche. Sie dringen bis zum Verstande vor, aber der empfängt sie nicht kräftigend und klärend, er gebärdet sich ihnen gegenüber viel mehr als Parasit, frißt an ihnen, zerstört, formuliert sie scharf, und stößt als zehrender, aufrührerischer Zweifel, als eine Waffe der Vernichtung vor. Mag die Seele dann nur leise aufstöhnend in sich zusammensinken, er hat fortan die Herrschaft an sich genommen.

* * *

Kirilloff will zum Begriff Gott durchdringen durch alle religiösen Formungen hindurch. Im Nihilisten ist etwas, das vor allem Form zerstören will. Die Formbildungen scheinen ihm die Freiheit des Gedankens und des Lebens zu hemmen. Es liegt in dieser Sehnsucht, wie sie ab und zu im Menschen auftritt, im lebendigen, noch werdenden Menschen, sowohl wie im dekadenten — und wie dieses im einzelnen ist, so tritt es auch zuweilen als Volksstimmung auf — etwas Bedeutsames, ja Geheimnisvolles. Schatoff sagt von Kirilloffs Gedanken: „Dienstbotengedanken. Puppen, alle ihre Gedanken sind aus Unfreiheit und Knechtschaft entstanden." Er fühlt in ihnen etwas von einem Sklavenaufstand heraus, von einer Auflehnung gegen ein kosmisches Gesetz. Schatoff sucht mit Überzeugung nach einem persönlichen Gott, er rettet sich aus den grauen Tiefebenen des Nihilismus zum Licht der Höhe. Mit der Antipathie des normalen Menschen haßt er das Aufrührerische. In diesem heftig Aufrührerischen, das Dostojewski uns immer wieder zeigt, liegt etwas tief Tragisches: das menschlich Normierte will mit einemmal keine Normen mehr, es will sie durchstoßen. Es ist, als wäre die Form zu einer Art Gefängnis geworden. Aber aus dem Zirkel der Form kann nichts herausfallen — der Horizont ist gesetzt. Wohl zergehen Formen — sie sind gewissermaßen das Kleid der Ideen und Gedanken, der neue Gedanke sucht sich die neue Form, aber um überhaupt erscheinen zu können,

braucht er doch stets die Form. Der Nihilismus sucht aber nicht eine einzelne Form zu zersprengen, um Raum für ein Neues zu gewinnen — er lehnt sich überhaupt gegen die Form auf. Die menschliche Bestimmung zur Form wird in der Tiefe wohl unbewußt immer gefühlt, daher die Gewalt der Auflehnung. Die für einen Werchowenski zu geheimnisvolle Frage, die er an Kirilloff stellt, was Kirilloff wohl machen würde, wenn die ganze Lüge daher käme, daß Gott da wäre, stammt wohl auch aus diesem Zwiespalt. Kirilloff vertraut auf sein Denken, er denkt kraftvoll, jedoch nicht tief, er hat sich schon zu sehr festgelegt. Für den berufenen Denker gibt es eine Art Umkehr im Denken, die Möglichkeit des Wandels vom Weltdenken ins Weltfühlen. Kirilloff aber geht mit denselben Mitteln vor, die das aufbauen, was er zerstören will: er setzt Vorstellung gegen Vorstellung und Glauben gegen Glauben. Obwohl er meint, eine Leere, Raum, geschaffen zu haben, hat er damit doch kein Gesetz zerschlagen. Unser menschliches Denken bewegt sich ja eben nur in Formen, die nie absolut erweitert werden können. Er hat nichts anderes getan, als kleine Menschenformen gegen Gottes ewige Formen gesetzt. Auch hat er sein Denken schon längst auf die Ebene des Gefühls übertragen. Er müßte sagen: Ich w i l l es, daß Gott nicht ist. Er will dies ja auch durch seinen Eigenwillen beweisen. Doch in der Todesfurcht streift ein Ewiges seine Seele. Wie alle Nihilisten rechnete auch Kirilloff nicht mit der Erfahrung und der Vergangenheit. Es muß nur alles vernichtet sein, die Widersprüche im letzten Grund aufgelöst, damit dann aus diesem Chaos, das alles zurückverschlungen hat, das alle Form aufhob, das Gewordene zurücknahm, erst wieder eine neue Geburt erstehen könnte. Dieser neue „Menschgott", gewissermaßen aus einer zweiten Schöpfung, der Menschenschöpfung stammend, soll die zweite Epoche der Welt beginnen. Erst dann vollendet sich das Menschenleben. Ist Kirilloff, der Wahnvorstellungen vernichten wollte, ja, dafür in den Tod ging, nicht im ärgsten Wahn befangen? Hat er es in seiner Todesstunde nicht empfunden, daß er, indem er das Wort Gott aus dem Vokabularium der Menschheit strich, damit Gottes Sein oder Nichtsein überhaupt nicht berührte?

* * *

Dabei ist dieser Kirilloff voller Widersprüche. Er, der sich „verpflichtet glaubt zu glauben, daß er nicht glaubt" — ein echt Dostojewskischer Zug — zündet dennoch vor dem Heiligenbilde, das Christus darstellt, täglich das Lämpchen an. Werchowenski fragt spottend, ob er das „für alle Fälle" getan habe? Er findet, Kirilloff sei im Grunde gläubiger als ein Pope. Es ist natürlich, daß dies Werchowenski so erscheint: er ist ein schon völlig Abgesplitterter, ein religiös Erkalteter, ein toter Mensch. Kirilloff, dessen ganze Seele noch am göttlichen Problem hängt, erscheint ihm fast wie ein Glaubender. Kirilloff senkt den Kopf und schweigt. Er hat eine hohe Ehrerbietung vor Jesu Persönlichkeit, er kann das Lämpchen geradezu ihm zu Ehren angezündet haben. Es kann aber auch sein, daß er es nur aus der altgewohnten Scheu des edleren Menschen, pietätlos zu sein, getan hat. Oder aber,

lebt vielleicht auch in ihm noch etwas vom orthodox-mystischen Sinn des Heiligenbildes? Diese Bilder sollen ein Leben für sich haben, sie sind wie mit Kraft geladen. Diese Bilder sind ein Vermittlungspunkt zwischen Gott und dem Menschen geworden, denn durch die Kraft des Gebets und durch fortgesetzte Konzentration des Beters werden Kraftströme hineingezogen, die durch Gnade darin aufbewahrt bleiben. Die Bilder sind also mit überirdischer Kraft geladen. Das brennende Lämpchen zeigt die beständige Sehnsucht der menschlichen Seele nach der göttlichen Verbindung an. Dies Licht wagte auch Kirilloff nicht erlöschen zu lassen. Vergegenwärtigen wir uns nun diesen Zug seines Wesens, so verstehen wir die Angst, die ihn vor dem Selbstmord erfaßt. Was mag alles in jenem letzten Augenblick durch seine Seele gegangen sein? Fühlte er, daß Gott nicht als These gegen Antithese steht, daß er nichts erringt, wenn er sein Nichtsein leugnet, da er ja Sein und Nichtsein zugleich ist? Ja, was ist denn überhaupt dies, das wir als Nichtsein bezeichnen? Pausen in der Schöpfung, Intervalle in der ewigen Melodie? Es ist, als würde eine mitleidsvolle, dunkle Musik aus der Tiefe aufsteigen, eine leise Trauermusik umklingt diesen kleinen Menschentod. Die Angst des sterbenden Kirilloff ist schon eine metaphysische. Fragt er sich nicht, ob nicht dieser Wahnvorstellung des Menschen, die er sich von Gott gemacht, dennoch etwas Wahres zugrunde liegt? Etwas Wahreres als den durchstoßenden Fragen des Verstandes? Hat die Phantasiekraft der Sehnsucht nicht weiter tragende Flügel als der Verstand, erhascht sie mit all ihren Formungen und Bildern nicht dennoch etwas von Gottes Wesen? Wenn wir nur die Schönheit an sich suchten und ihren Niederschlag, ihr Sichtbarwerden am Geformten verleugneten, gerieten wir da nicht in leere Abstraktion? Der aufrührerischen Seele ward die Form Gefängnis, der religiösen aber Erlösung. Sie fühlt darin des Gottes Gesetz. Und wer sagt es uns denn, ob nicht das Inkommensurable, das Geheimnis für uns Form annimmt, nicht nur weil unsere Seele die Phantasiekraft der Vorstellung hat, sondern weil Gott innerhalb seiner Schöpfung als Form erscheinen will? Weil Er innerhalb seines Horizontes — denn auch Gott hat sich für uns einen Horizont gesetzt — Person ist? Hier liegt das Geheimnis verborgen, aber der Schleier lüftet sich doch ein wenig: *Gott ist an sich nicht Form, er ist unendlich, allumschließend, aber zu uns, denen er die Begrenzung der Form gab, kommt er als Form; so nur kann und will er sich uns offenbaren. Daher ist Gott Person, daher ist die Vorstellung des persönlichen Gottes, obwohl sie die natürlichste und einfachste ist, doch zugleich die tiefste des Menschengeistes.*

Kirilloffs Denken vermag nicht zu fassen, daß, obwohl die menschlichen Vorstellungen, die „Wahngebilde" falsch sein könnten, obwohl sie schließlich entgöttlicht werden könnten, doch der treibenden Kraft, die sie erschuf, etwas erschütternd Wahres zugrunde liegen kann. Das alte orthodoxe Heiligenbild, vor dem er das Lämpchen anzündete, trug wahrhaftig nicht Jesu Züge, aber für den Gläubigen war

es voll göttlicher Kraft — es war ihm zum Medium geworden. Unsere Sehnsucht schwillt hinüber, unsere Seele formt und dichtet — und durch die Schöpfung des Menschen geht still, und über alles Maß erhaben, des Gottes Gestalt.

* * *

## Iwan Karamasoff, ein ewiger Wanderer

„Sokrates, mache Musik."

Iwan steht zwischen zwei Welten und zwischen vielen Seinsmöglichkeiten. Zwar hat er sich nach außen eine Persönlichkeit geformt, tritt auf als ein beherrschter, weltmännischer, dem Ansehen nach energievoller Mensch. Der Staatsanwalt bezeichnet ihn in seiner berühmten Rede als den „Europäer" unter den Karamasoffs. Er ist der Intellektuelle, der Verstandesscharfe. Aber so interessant auch hier das Problem der ausgesuchten Persönlichkeit gestaltet ist, so fühlen wir doch das innerliche Urfeuer, das eigentlich naturhaft Gebundene seines Wesens immer eruptiv durch. Denn auch Iwan, und gerade Iwan, ist ein Karamasoff, hat jene Erdgebundenheit und die ganze triebhafte Zügellosigkeit seines Geschlechts. Doch ist der Schwerpunkt seines Lebens auf das Geistige gerichtet. Ist Kirilloff schon ein Maniak, Stawrogin ein verzweifelter Experimentator, so ist Iwans Denken klar, und wie im Poem des Großinquisitors, auch fast genial. In ihm ist eine tragische Duplizität. Die Erdkraft in ihm kann sich zum Wüten steigern, aber gegen dies stark positivistisch Begehrende stellt sich, gleichfalls sehr mächtig, der Verstand. Iwan ist der theoretische Mensch, der sich die Welt verstandesgemäß erschließen will, und in dem sich doch das Gefühlsmäßige gegen diese Methode auflehnt. Nietzsche unterscheidet sehr schön die theoretische Weltbetrachtung von der tragischen. In der Erscheinung des Sokrates stelle sich uns dieser Wendepunkt dar, hier trete der theoretische Mensch zum erstenmal in die Welt. Der Verstand stellt Frage um Frage und zerstört die Harmonie des Weltempfindens. Die tragische Weltbetrachtung, die den Griechen vor Sokrates und Euripides eigen ist, hat eine rätselhafte Tiefe, eine Unendlichkeit des Hintergrundes, ein Verwachsensein des Menschengeschickes mit dem göttlichen. Kein Gegenüber noch des fragenden Verstandes — ein Ineinanderübergehen. Dieses spräche sich in den alten griechischen überlebensgroßen Tragödien aus. Euripides, der den Menschen nicht mehr zyklopisch wie Aeschylos empfindet, stellt ihn zuerst als Individuum dar. Die Unbewußtheit, der Mythos, das Pathos verschwindet aus dem tragischen Spiel. Aus der Wunderwelt ward eine Welt der Kausalität.

In Iwan haben sich die Welten nicht geschieden, seine Tragik ist, daß er sich weder für die eine, noch für die andere zu entscheiden vermag. Auch er ist in seiner Tiefe Nihilist, ja, er wird geradezu als Anarchist bezeichnet. Er wird auch zuweilen ein russischer Faust genannt. Daß der russische Faust Nihilist, Anarchist sein müßte, ist klar. Iwan hat aber nicht nur etwas vom Faust, er hat auch etwas vom Hamlet in sich, er steht nicht nur grübelnd und zweifelnd vor den Problemen, er steht auch

zögernd und zweifelnd vor der Tat. Obwohl Miusoff von ihm sagt, er habe eine eherne Stirn und ein Karamasoffsches Gewissen, wird er vom Leben und seinen Taten, vom Zwiespalt seiner Seele aufgefressen und endet im Wahnsinn.

In Iwan hat Dostojewski am leidenschaftlichsten und klarsten seine eigenen Gedankenqualen, seine religiösen Zweifel hineingegossen, und er hat dies mit einer Kraft vor uns hingestellt, vor der wir erschrecken.

Es scheint bei allen Menschen ausgemacht, daß Iwan weder an Gott noch an die Unsterblichkeit glaube. Wenigen nur erschließt sich seine seelische Qual. Ob Gott da ist oder nicht da ist, ob ein Sinn in der Welt, oder ob alles nur blindes Ungefähr ist, alles das steht dunkel und fordernd vor seiner Seele. Der Starez Sossima sagt ihm: „Diese Idee hat sich in Ihrem Herzen noch nicht entschieden, und so quält Sie das Herz." Es ist charakteristisch für den alten Mann, daß er sagt, das Herz und nicht der Verstand. Für alle andern spielt sich Iwans Kampf nur im Geist ab, der herzenskundige Starez weiß aber, wo die Qual mündet. „Dies Problem ist in Ihnen noch nicht gelöst, und darin besteht Ihr großes Leid, denn es heischt unerbittlich eine Lösung." Und auf Iwans Frage, ob es sich denn überhaupt lösen lasse, fügt er hinzu: „Wenn es sich nicht im positiven Sinne lösen kann, so wird es sich auch niemals in negativem Sinne lösen . . . aber danken Sie dem Schöpfer, daß er Ihnen ein höheres Herz gegeben hat, das fähig ist, sich mit dieser furchtbaren Frage zu quälen." Aljoscha sagt von Iwan, daß er nicht Geld und nicht Wohlleben suche, vielleicht wären es Qualen, die er suche. Wir werden hier an Stawrogin erinnert, den man fragt, ob er Bürden suche, Aljoscha meint, Iwan sei einer von denen, die Probleme lösen müßten. Iwan selbst sagt, es sei die wichtigste Aufgabe eines jungen Russen, die ewigen Probleme lösen zu wollen. Es ist russische Eigenart, daß er das politische Problem dicht neben dem religiösen fühlt. Er sagt: „Und diejenigen, welche an Gott nicht glauben, die sprechen über Sozialismus und Anarchismus, über die Umgestaltung der ganzen Menschheit durch einen neuen Staat, so daß es schließlich auf den reinen Teufel hinauskommt. — Das sind doch alles dieselben Fragen, nur vom andern Ende."

Iwan meint, daß er sich nicht mehr mit der Tatsache quäle, ob Gott die Menschen oder die Menschen Gott gemacht hätten. Er findet es nur wunderbar, daß ein solcher Gedanke, wie der von der Unsterblichkeit Gottes überhaupt in den Kopf eines so „wilden und bösartigen Tieres, wie der Mensch" gekommen ist. Dieser Gedanke sei heilig, rührend und weise. Er gesteht Aljoscha, daß er Gott einfach und einwandlos annehme. Mit dem Verstand, das versteht er wohl, ist das Problem der Existenz oder Nichtexistenz Gottes ja doch nicht zu lösen. Denn wenn Gott die Welt geschaffen hat, so hat er dem Gehirn des Menschen Grenzen gesetzt. Unser euklidischer Verstand erfasse nur die drei Ausdehnungen des Raumes, wie sollte er da etwas von Gott begreifen, das wäre doch viel zu hoch für ihn? Er akzeptiere also Gott, seine Allwissenheit und auch sein Ziel, das allen vollkommen unbekannt sei. „Ich glaube auch an das Gesetz und den Sinn des Lebens, glaube auch an die ewige Harmonie, in der wir, wie es heißt, alle aufgehen werden." Es könnte also

scheinen, als wäre Iwan ganz auf dem Wege der Rechtgläubigkeit, aber da zeigt er sich dennoch als einen Empörer. „Laß es dir kurz gesagt sein, daß ich aber das Endresultat dieser Gotteswelt nicht annehme, und wenn ich auch weiß, daß sie existiert, so gebe ich nicht zu, daß sie existiert. Nicht Gott nehme ich nicht an, verstehe mich recht, sondern die von ihm geschaffene Welt nehme ich nicht an, und kann ich nicht annehmen." Iwan beginnt also seinen Kampf mit Gott auf einer höheren Stufe und auf einer viel gefährlicheren Grundlage. Der Gott ganz leugnet und damit eigentlich doch nur gegen die menschlichen Gottesbegriffe kämpft, erreicht in seinem über alles vermessenen Kampf Gott doch nicht, es ist ein scheinbarer Zweikampf, in die Luft hineingefochten, mit unlebendigen Begriffen. Iwan aber tritt offen als Rebell auf, wie auch Satan auftrat als Rebell, an Gottes Schöpfung Kritik anlegend; Iwan ist mit Dämonie ausgestattet, mit starkem Verantwortungsgefühl und allem menschlichen Gedankenhochmut. Er weiß sich Empörer, fühlt wohl schon immer geheimnisvoll und drohend, in der Verbundenheit seiner Negation, den gegen Gott zugespitzten, gegen Gott aufrührerischen Dämon.

Auf Aljoschas Bitte entwickelt Iwan die Gründe zu seiner Empörung. Er verwirft die christlichen Forderungen. Er stellt die Nächstenliebe als ein lügnerisches und angenommenes Gefühl hin. „Lieben kann man höchstens noch die Fernen. Um einen Menschen lieben zu können, muß er sich verborgen halten, denn kaum zeigt er sein Gesicht, so ist die Liebe verschwunden." Die Liebe, die Jesus für die Menschen gehabt hat, ist eben ein Wunder, er war ja auch Gottes Sohn, die Menschen aber können diese Liebe nicht haben. Dann aber lehnt er sich mit aller Kraft gegen das allzuviele Leid auf, gegen das Leiden ganz Unschuldiger, z. B. das der Kinder. Er will es nicht annehmen, daß diese kleinen Geschöpfe etwa leiden müßten wegen ihrer Vorfahren. Die Kette der Erbsünde, das allgemeine Verbundensein der Menschenschuld erkennt er nicht an. Er lehnt sich auch mit äußerster Empörung gegen die Schlechtigkeit und Grausamkeit der Menschen auf. Nein, das sei keine Gotteswelt, das sei eher eine Teufelswelt. „Ich meine, wenn der Teufel nicht existiert und folglich der Mensch ihn erdacht hat, so hat er ihn nach seinem Bilde erschaffen." Da kommt wieder sein Bedingtsein: wenn der Teufel existiert, wenn Gott existiert. Er sieht die Welt aus einer zerspalteten, zerklüfteten Seele, hört mit Schmerz all ihre Disharmonien: „Auf Unsinn beruht die Welt. Was sind das für Wesen, die vom Apfel gegessen und das Feuer vom Himmel gestohlen haben, obwohl sie wußten, daß sie dadurch unglücklich werden mußten?" Er versteht es nicht, warum die Menschen so zwiespältig sein müssen, daß in ihnen Lust ist zur Auflehnung und zur eigenen Vergöttlichung, zu einem Menschengottestum, und zugleich doch wieder ein Verlangen, sich leidend unter Gott zu stellen und in ein Gottesmenschentum hineinzuwachsen. Er sehe, daß es Leidende gäbe, aber er könne es nicht zugeben. Das Leiden scheint also dem Menschen bestimmt zu sein. Er empört sich nicht in gerechtem Unwillen eines guten Menschen dagegen, wie etwa Hiob, dem das Leid von Gott als Versuchung geschickt ward, um Heroismus und Glaube zu erproben, sondern er tut es wie ein Sklave gegen einen ungerechten Herrn. Er sagt, er könne es nicht

zugeben, daß es Schuldige gäbe, und daß so einfach eine Schuld aus der andern hervorträte. Er braucht für jede Schuld sogleich eine Strafe, die sie abtut. Das Leid und die Ungerechtigkeit der Schuldlosen bleibt ungelöst, und wenn die einstige Harmonie durch deren Leid erkauft werden sollte, so wolle er lieber auf alle Harmonie verzichten. Und wenn selbst die Peiniger einst in der Hölle ihre Strafe erleiden müßten, wo bliebe dann der Ausklang der Weltharmonie? „Nicht Gott ist es, den ich ablehne, ich schicke ihm nur die Eintrittskarte zurück." Nietzsche sagt, der Nihilist ertrüge diese Welt nicht, die er schon nicht leugnen könne.

Iwans Gedanken sind zwar aufrührerisch, aber sie sind von heißem Empfinden durchblutet. Obwohl er zugesteht, keine Menschenliebe zu haben, so geht ihm doch das Schicksal der Menschheit nie aus dem Sinn. Sein Dichter sagt von ihm: „Ein einsamer, suchender Wanderer mit großen Hoffnungen, doch ohne zu wissen, auf was er hoffte. Der viel, gar zu viel vom Leben erwartete, doch der selbst nicht bestimmen konnte, worin seine großen Hoffnungen und zahlreichen Wünsche bestanden." In ihm war immer ein Fragen, ein Grübeln, die Dialektik der Verstandesschärfe. Wir werden an die Stimme erinnert, die dem Sokrates, dessen Leben Denken, Unterscheiden und Kritik gewesen war, im Kerker jene seltsamen Worte zurief: „Sokrates, mache Musik."

* * *

In jenem geistesstarken, fast abenteuerlich dämonischen Monolog, den Iwans Großinquisitor vor dem stillen, stummen Christus abrollt, hat Dostojewski machtvoll an das Problem der möglichen Glückseligkeitsgestaltung der Menschheit gerührt. Hier ist zugleich auch eine der schärfsten Kritiken des Christentums gegeben und ist an ein Geheimnis gemahnt, das aller menschlichen Macht, auch der Macht der Kirche vielleicht, zugrunde liegen könnte.

Der Großinquisitor Iwans ist die ins Gewaltige gesteigerte Erscheinung des Schillerschen Großinquisitors in Don Carlos. Gestalten zeugen weiter, aus dem blinden Schillerschen Greise, der streng an einer Grenze gehalten ist, wurde ein problematischer, geistesstarker Menschheitsgestalter. — König Philipp hatte einen Augenblick geschwankt und sein Herz gefühlt. Er wußte es wohl, daß er seinen Sohn überliefern mußte, aber es sind viele Stimmen in ihm. Er braucht eine Bestimmung von außen. Der Greis weiß um alles, er hatte die Fäden aller Geschehnisse in seinen Händen. Auf die Frage des Königs, seit wann er denn alles wisse, antwortet er: „Seit Jahren, was Sie seit Sonnenuntergang." Er hat Posas Leben vorausbestimmt: „Das Seil, an dem er flatterte, war lang, doch unzerreißbar." Er macht dem König Vorwürfe, daß er es gewagt habe, dem heiligen Amt dies Opfer zu unterschlagen. Posa hat „die prahlende Vernunft" zur Schau getragen, meint er: „Gib die Gewissen frei in deinen Reichen — wenn du in deinen Ketten gehst." Die Menschheit müsse beherrscht werden, und von der heiligen Inquisition gehe die Kraft aus, alles zu umspannen. Philipp gesteht ihm, daß er nach Menschen dürste. Großinquisitor: „Wozu Menschen? Menschen sind für Sie nur

Zahlen, weiter nichts. Muß ich die Elemente der Monarchenkunst mit meinem grauen Schüler überhören?" Sein absolutes Machtgefühl ist grauenhaft. Er verlangt Don Carlos' Leben, Philipp sagt etwas vom Blute. Großinquisitor: „Vor dem Glauben gilt keine Stimme der Natur." König: „Mein eigner Sohn, wem hab' ich gesammelt?" Großinquisitor: „Der Verwesung lieber als der Freiheit."

Der Schillersche Großinquisitor ist dichterisch genial, er ist teuflisch und verrät, von welchem Geiste diese Macht der Kirche beherrscht gewesen sein könnte. Dostojewski spricht es ganz offen aus, ebenso wie Luther, daß für ihn der absolute Papst, der weltlicher und geistiger Herrscher über die Massen ist, den Antichrist bedeute. In der katholischen Kirche, wenn sie als Staat und größter Machtfaktor auftritt, sieht er eine Entgöttlichung des Glaubens, ja, ein Reich des Teufels.

Auch Iwans Großinquisitor tritt auf als ein Repräsentant der Weltherrschaft. Er hat Christus, der auf kurze Zeit wieder auf die Erde gekommen ist, um nach den Seinen zu sehen, gefangen gesetzt, weil er das Heil der Menschen durch ihn bedroht glaubt. Er sagt ihm, er wisse es nicht: „Bist du Er oder bist du es nicht? Aber du hast nicht einmal das Recht, zu dem noch etwas hinzuzufügen, was von dir schon früher gesagt worden ist. Warum also bist du gekommen, uns zu stören?" Er wendet sich mit schweren Vorwürfen an Christus. Er habe den Menschen die Freiheit bringen wollen, das aber sei das größte Unglück, sie könnten dies nicht ertragen. Er habe die Welt und die Bedürfnisse der Menschheit mißverstanden. „Der furchtbare und kluge Geist, der Geist der Weltvernichtung und des Nichtseins, hat dir in der Wüste drei Fragen gestellt, von deren Erfüllung das Heil der Menschheit abhing." Auch die klügsten Geister der Welt könnten nicht drei Fragen formen, die so in drei Worten, in drei menschlichen Sätzen die ganze zukünftige Geschichte der Welt und der Menschheit ausdrückten. Allein an diesen Fragen begriffe man, daß man es hier mit keinem menschlichen, fließenden Verstande zu tun habe, sondern mit einem ewigen und absoluten Geiste. Hier sei die Menschheitsgeschichte vorhergesagt, alle unlösbaren historischen Widersprüche liefen hier zusammen. Und nun wird der Versuchung ein neuer und tiefer Sinn gegeben: Jesus ging in die Welt, den Menschen die Freiheit zu bringen und ihnen ein Brot für ihren geistig-seelischen Menschen zu versprechen. Der Versucher bietet ihm das Brot dieser Welt an: „Du dachtest, du wolltest keinen Gehorsam, der durch das Erdenbrot bedingt war, du wolltest den Menschen selbst die Freiheit der Entscheidung lassen? Aber weißt du auch, daß im Namen dieses Erdenbrotes der Erdgeist sich gegen dich erheben, mit dir kämpfen und dich besiegen wird und alle ihm folgen und ausrufen werden: ‚Wer gleicht ihm wohl, er gab uns das Feuer vom Himmel'?" (Diese Andeutung ist höchst bedeutsam. Prometheus wurde als der große Menschheitsliebende verehrt, er zerwarf sich mit den Göttern, um den Menschen das Feuer zu bringen. Satan brachte dem Menschen auch Licht, das Licht der Erkenntnis des Guten und Bösen, aber dies wurde als ewige Schuld an der Menschheit empfunden. Welche Auffassung ist die tiefere?) Nichts liegt begründeter im Menschen, als Sorge und Wunsch nach dem Brot, und er wird einst verkündigen, daß es keine Verbrecher

mehr gibt, nur Hungrige. Sie, die irdischen Leiter der Menschheit zögen diese natürliche Eigenschaft der menschlichen Erdnatur in Betracht. Sie wüßten auch, daß die Menschen nicht frei sein könnten, daß es keine wirkliche Brüderlichkeit gäbe. Es sei allerdings auch etwas im Menschen, das ihn forttreiben könnte vom irdischen Brot, und das ihn dem folgen ließe, der sein Gewissen umstricke. „Der Mensch ist ein ruheloser Wanderer . . . . das Geheimnis des menschlichen Seins liegt nicht nur in dem menschlichen Leben, sondern im Zweck des Lebens." Er braucht eine bestimmte Vorstellung, wozu er lebt. Jesus habe das menschliche Bewußtsein nicht beruhigt. „Du wähltest alles, was es Ungewöhnliches, Rätselhaftes und Unbestimmtes gibt." Der Mensch könne aber die Freiheit des Gewissens nicht ertragen. Jesus habe geradezu gehandelt, als habe er die Menschen nicht geliebt. „Du hast mit Qualen das Seelenreich der Menschen auf ewig belastet. Statt nach dem alten festen Gesetz, sollte der Mensch hinfort mit freiem Herzen selbst entscheiden, was Gut und was Böse ist, wobei er nur dein Vorbild als einzige Richtschnur vor sich hatte." Jesus habe nicht bedacht, daß die Menschheit verloren sei, so wie sie einmal am Vorbild zweifelte. Er habe den Menschen mißverstanden. „Es gibt drei Mächte, die das Gewissen dieser kraftlosen Empörer zu ihrem Glück auf ewig besiegen und bannen können, das sind: das Wunder, das Geheimnis und die Autorität."

Warum, fragt der Großinquisitor weiter, hat Jesus das Wunder verworfen? Er habe es den Menschen nicht bewiesen, daß er Gottes Sohn sei. Keine kraftvolle Wunderoffenbarung sei ein für allemal in der Welt erfolgt. Jesus hat die Menschennatur zu hoch gespannt. „Du wußtest nicht, daß der Mensch, sobald er das Wunder verwirft, sofort auch Gott verwirft, denn der Mensch sucht nicht so sehr Gott, als er Wunder sucht." Jesus wollte freie Liebe des Menschen, nicht knechtisches Entzücken vor der Macht. Aber der Mensch ist nun einmal ein Sklave, ist schwach und gemein, und nach den paar Auserlesenen kann man nicht die Menschheit, die aus Masse besteht, beurteilen. Die Menschheit, ihr Glaube, ihr Gehorsam und ihr Gewissen mußten organisiert werden, das hätten die Priester getan. Denn die hätten die Menschen wirklich geliebt und ihr Leben erleichtern wollen. „Wir haben deine Tat verbessert und sie eben auf das Wunder, das Geheimnis und die Autorität aufgebaut." Sie machten die Menschen glücklich, gehorsam und vergäben ihnen auch ihre Sünden. Um alles das hatte der kluge große Geist gewußt, der die Welt besser kannte als Jesus. Der Priester sagt mit hartem Mut, daß sie, die Priester, die Herrschenden über die Menschen, nicht mit Jesus wären, sondern mit i h m. „Das ist unser Geheimnis, wir nahmen von ihm das, was du so unwillig von dir wiesest — wir nahmen Rom und das Schwert der Cäsaren und erklärten uns als Herren der Welt."

Es erinnert diese absolute Priesterherrschaft, wie sie ja auch tatsächlich in der katholischen Kirche zeitweise bestanden hat, an das System des Schigaleff. Dieser ging in seinem „System der Weltorganisation" von der grenzenlosen Freiheit des Menschen aus, um in grenzenlosem Despotismus zu enden. Er schlägt vor, das Menschenproblem, das ein Problem des allgemeinen Glückes ist, so zu lösen, daß

man ein für allemal die Menschheit in zwei Teile teile, und zwar in ungleiche Teile. Ein Zehntel erhielte die persönliche Freiheit und das unbegrenzte Recht über die übrigen neun Zehntel. Diese übrigen sollten die Persönlichkeit verlieren und zu einer Art von Horde werden, die bei „einem grenzenlosen Gehorsam, mittels einer Reihe von Wiedergeburten, die uranfängliche Menschenunschuld wiedergewinnen sollten". Er glaubt, daß die Maßnahmen zur Entziehung des Willens der neun Zehntel, so wie ihre endgültige Umschaffung zur Horde, auf naturwissenschaftlicher Basis ruhen und, theoretisch genommen, rein logisch wären. Diese Idee einer Entpersönlichung der Menschen ist genau das Negativ zu Jesu Lehre der Selbstaufgabe. Das Leiden der Menschheit in ihrer Individuation als Urgrund zu suchen, hat schon die alte Philosophie und Poesie immer mythisch erfaßt, hat Jesus aber erst zu überwinden gesucht. Auch Schigaleff glaubt, daß er die Menschheit liebe, und einer seiner Anhänger sagt, daß man das Problem der Zufriedenheit der Menschheit unbedingt nur gewaltsam lösen könne. Unsere Tage haben das schärfer ins Verständnis gerückt: wir sind umgeben von Versuchen gewaltsamster Lösung. Jede Revolution drückt den Wunsch und den Glauben an die Möglichkeit einer Gewaltlösung aus.

Das Problem des russischen Bolschewismus, das, rein als Theorie, mit einer Morgenröte begann, endet mit einer so starren Schematisierung der Masse und einer Gewaltherrschaft, wie sie die Welt despotischer kaum gesehen hat. Auch die Herrschaft der Priester und Könige war im Effekt oft Gewaltherrschaft, aber sie ward nicht so von einem Tag zum andern als eine fertige Phantastik in die Welt gesetzt, sondern hatte sich allmählich den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft, die ein lebendiges Gebilde ist, angepaßt. So zeigt der Priester mehr Weisheit und Menschenkenntnis als Schigaleff, obwohl auch er eine Usurpation der Menschheit anstrebt. Er ist sich voll der großen Verantwortung bewußt, er weiß, der Weg des Menschen geht doch in Tod und Verderbnis, er weiß, daß er nicht überirdische Erlösung bringen kann, daß er die eigentliche Tragödie der Menschheit nie lösen wird, aber er will, daß sie auf dem Wege wenigstens glücklich sei. Er glaubt nicht mehr an Jesus und an sein Leben. Der Großinquisitor verneint Jesu Lehre, und als Jesus ihn als Antwort auf alle die Angriffe nur stumm auf die Lippen küßt, da sagt er, obwohl er innerlich erschüttert ist, doch fest: „Gehe und komme nicht wieder."

Die Erscheinung Jesu, lichtvoll, gnadenreich und tief verstummt, ist von zwingender Gewalt. Gerade in diesem Schweigen liegt die ganze Macht. Iwan kann seinem Christus keine Worte geben, er kann ihn nur verheißungsvoll und traurig, überwissend, schweigen lassen. Er hat keine Jesusworte in sich, dennoch aber das dumpfe Gefühl, daß in jenem göttlichen Schweigen mehr verborgen ruht, als im Redeschwall seines Priesters. Laß sie reden, scheint Jesus zu sagen, denn sie sprechen, wie sie es verstehn. Sie haben meine Lehre in das Gegenteil verwandelt. Nietzsche sagt, die Kirche wäre die Barbarisierung des Christentums. Dieser stumme Jesus, den Iwan nicht sprechen lassen kann, der nur einen Kuß hat für alle Schmähungen, steht als

ein ungelöstes Rätsel im Poem. So auch verbirgt sich etwas Stummes, von ihm Unerkanntes in Iwans Seele, das zwar neben der Negation steht, aber sie nicht durchklingt. Das Mysterium ist beleuchtet von den scharfen Strahlen der Kritik. Iwans Seele ahnt Gott, aber sie kennt ihn nicht. Seine praktische Moral ist ungöttlich, seine Formel „alles ist erlaubt" gilt ihm nur für die Auserwählten. Nur der ist der eigentliche Herr der Welt, der die Verantwortung voll auf sich nehmen kann. Aber gerade das kann Iwan selbst nicht. Seine Seele fühlt im Grunde die verhängnisvolle Formel nicht mit, sie ist eher auf die paulinische Formel eingestellt: „Ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles." Doch der Erdgeist, der auch ein Geist der Verneinung ist, treibt ihn zu dem, was ihm später zur Gewissensfolter wird. Iwan hat durchaus nicht ein besonders zartes Gewissen, er hat im Gegenteil das Gewissen des stark intellektuellen Menschen — das elastische Gewissen. Auch ist er leicht anfallbar, wagt nicht, seinem dunklen Wollen klar zu begegnen. Es ist nicht sein bewußter Wille, der zu Smerdjakoff gesagt hat: ermorde meinen Vater; aber es ist sein unbewußter Wille, der ihm unausgesetzt sagt: ich hindere dich nicht, daß es geschieht. Doch ist Iwan seelisch zu stark, um sich nicht schließlich selbst zu richten. Er haßt seinen Bruder, aber er wird ihn nicht unschuldig leiden lassen. Er will sich für ihn opfern. Als ihm seine Schuld aufgeht, leidet seine Seele Folterqualen, Nacht für Nacht erscheint ihm eine Gestalt — er selbst bezeichnet sie als den Teufel.

* * *

## Der Teufel als Doppelgänger

Die Frage, wie in die Schöpfung, als doch von Gott stammend, sich das Böse eingeschlichen hat, bleibt eine ewige. Aus den Bildern der Genesis erkennen wir es so, daß erst durch den Menschen das Böse in die Welt der Erscheinung getreten sein soll. Aus der Geschichte Adams spricht ein tiefer Pessimismus, eine in sich beschlossene Resignation. Wenn Gott die Universalität, das nicht Normierte, das schlechthin Seiende ist, ist er doch zugleich wieder Gestalt und schöpferisch gestaltenbildend. Die Engel sind die Ausstrahlungen seiner Person, Geister, die seinen Willen ausführen. Unter ihnen war einer, im Weltenrätsel noch versteckter, ein mächtiger Engelfürst, der sich gegen Gott auflehnte. Satan steht als Gegensatz gegen den Satz, doch gehört er noch in Gottes Melodie.

Als Gott den Menschen schuf, hatte er nicht die Geschichte der Menschheit vorausbestimmt — er gab dem Menschen Freiheit, ließ ihm als mächtige Garantie die Unschuld. Er wußte nichts von Gut und Böse. Er hatte noch keine Sünde und fühlte sich Gott verbunden.

Aber in der Seele des aufrührerischen Engels erwachte die Lust nach Macht. Er sah ein Gebiet für seine Tat. Der Mensch mußte vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen essen, Bewußtsein erlangen, dadurch in Duplizität geraten. Der Mensch war des Teufels Versuchung, und der Teufel wiederum ward die Versuchung des Menschen. Der Mensch hatte die Probe seiner Freiheit nicht bestanden. Er

hatte die Möglichkeit, in Gott zu verbleiben. Die Engel scheinen diese Möglichkeit nicht zu haben: sie strömen von Gott aus wie ein Atem und können wieder zu ihm zurückströmen. Satan hat sich aus Gott herausgesetzt, zwar ist er noch mit ihm verbunden, doch kann er nie mehr in Gott zurückströmen, weil er endgültig verstoßen ist. Im Menschen allein ist etwas Selbständiges, er ist mehr als ein Engel, er ist als eine Gestalt Gottes gedacht, als sein Sohn. Durch sein Unterliegen unter die Versuchung kam ihm Gewissen und Selbstverantwortung. Gut und Böse sind nicht Unterscheidungen der Schöpfung, es sind Grenzbegriffe des Menschen, sind eine neue Weltbetonung, gegeben von der Seele des Menschen aus. Wie Nacht und Tag nicht sind, sondern werden, durch eine Umstellung, eine Rotation — so entstehen Gut und Böse durch Zu- und Abkehrung von Gott. Es schieden sich das Reich des Lichts und der Finsternis, die ihre Mächte sandten in die menschliche Seele, in der das tragische Spiel begann. Satan, der große Zweifler an Gottes Wort, zieht vielmaskig durch die Welt, als ewiger Proteus die Menschen betörend. Er geht darauf aus, die Persönlichkeit des Menschen zu Auflehnung und Absplitterung zu verführen. Wie er schon von Anbeginn als Gegensatz auftrat, ist er der Gegenspieler geblieben. Gegen Christus ist er der Antichrist, dem Menschen gegenüber erfindet er immer wieder neue Formen der Erscheinung, borgt sich die Maske des Doppelgängers. Ein alter Volksglaube hat mit tiefstem metaphysischen Sinn den Teufel als „Affe Gottes" bezeichnet, ein Wort, das auch Luther aufnimmt. Ist Gottes Gesicht ewig unwandelbar in seiner Eindeutigkeit, so ist des Teufels Gesicht unendlich vielseitig und deutbar. Die Geschichte des Teufels ist die Geschichte der Menschheit. Immer ausgebreiteter wird seine Individuation, obwohl sich die Gestalt Jesu lichtvoll einschob in das Menschenleben, seine Gefahren zu mildern. Jesu Sein und Lehre bedeutete für den Teufel die höchste Gefahr, ja, das Ende. Seine Anstrengungen wurden außerordentliche, nur immer blitzender und lebendiger ward der große Gegenspieler.

* * *

Unter allen Völkern Europas hatte das russische Volk den stärksten Teufelsglauben. Es bestand unter der offiziellen Religion noch eine geheime untere Religion weiter, die, gestärkt durch mündliche Tradition, an eine dämonische Geisterwelt, an Teufelserscheinungen und böse Zauberer glaubte. Viktor Franck sagt: „Die Bekanntschaft des russischen Bauern mit dem Oberteufel und mit allen seinen Unterteufeln und die Kenntnis aller von ihm ausgeführten Teufeleien ist eine wahrhaft erstaunliche, und übersteigt in ihrem Umfang alles, was im Westen das gemeine Volk von göttlichen Dingen inne hat. Nicht der christliche Gottesglaube, sondern der volkstümliche Teufelsglaube gibt beim gemeinen Mann in Rußland die Motive des Handelns her." Das Heidentum lebte noch verborgen weiter. Noch unter Peter dem Großen hielt die Geistlichkeit unter heiligen Bäumen Zeremonien ab, verteilte Zweige an das Volk. Zuweilen stand der christliche Tempel neben der heiligen Birke oder neben dem wundertätigen Felsblock. Auch die Kirche beschäftigt sich

mit dem Teufel, sie hat noch Teufelaustreibungen, schließt den Teufel als Person und wirkende Macht stärker ein in das Leben. Auch die Vorstellung des Antichrists ist der russischen Phantasie eine viel geläufigere als der europäischen. Unter den modernen Geistern brauchen wir nur an Mereschkowski zu erinnern, der sein großes Lebenswerk auf diese Idee gründet.

Wir müssen also beim Russen damit rechnen, daß die Beziehung zum persönlichen Teufel immer noch in einigen Schichten des Volkes vorhanden war, wie es etwa bei den Menschen des Mittelalters vorkam. Der Teufel als Erscheinung geht im Volke um und tritt auch in der Phantasie der höheren Geister immer wieder auf. Die Welt soll, nach der Lehre der griechischen Kirche, der Sitz des Weltbösen sein. Augustin sagt: „Die Menschen haben sich vom höheren Sein, Gott, zum geringeren Sein, der Welt, gewandt. Die Welt aber, als das geringere Sein, ist das mit der Negation gemischte Sein." Der Teufel als Negation ist in der Welt enthalten. Der Teufel, wie er nun Iwan erscheint, ist ein typisch russischer. Er scheint durch eine gewisse Banalität einesteils seiner Dämonie entschlüpft, andererseits ist er aber dadurch, weil nähergerückt, noch unheimlicher geworden. Gogols Teufelsidee setzt den Teufel um in die Breite der Alltäglichkeit, die große Masse und die Mittelmäßigkeit sind seine eigentliche Domäne. Der Teufel ähnelt dem Menschen bei ihm schon so sehr, daß es scheint, er sei im Begriff, sich in der Menschheit aufzulösen. Mereschkowski sagt in seinem geistvollen Buch über Gogol: „Gogol war der erste, der den Teufel ohne Maske sah und sein wirkliches Antlitz erkannte, das gar nicht ungewöhnlich, sondern durchaus gewöhnlich und alltäglich und daher so schrecklich ist; er begriff, daß dies Antlitz weder fremdartig noch seltsam, allzu phantastisch, sondern allen vertraut, menschlich, allzu menschlich ist: es ist das Antlitz des Pöbels." — So scheint die breite Masse der Welt schon zum Gegenspiel des höheren Seins geworden. Hieraus könnte man die Schlußfolgerung ziehen, daß, wenn in unserer Zeit die Masse herrschen würde, der Teufel losgelassen sei!

* * *

Der Teufel spielt auch in Dostojewskis Gestaltenwelt seine Rolle. Solche, die ihm schon ganz verfallen sind, wie Werchowenski, Rakitin, heben sich so wenig von ihm ab, daß sie ihn schon nicht mehr sehen, er ist ihnen schon zu nah, wie Gott ihnen schon zu weit ist: ihrem Blick ist alles Transzendente schon verschlossen. Doch die innerlich noch nicht Entschiedenen, die Schwankenden, deren Herz Gott zwar nicht erfaßt, die an ihm zweifeln, die auch bewußt den Teufel nicht anerkennen, müssen doch immer wieder hart an ihn heran. Ja sie, die an der Negation stehen, sehen ab und zu etwas wie eine Inkarnation des bösen Prinzips. Stawrogin hat eine Teufelserscheinung, wie Iwan eine hat.

Der Teufel erscheint Iwan nicht in der Undeutlichkeit des Gespenstes, nein, in der ganzen scheinbaren Realität der Halluzination. Er tritt auf als ein Gentleman „qui frisait la Cinquantaine". Eine Uhr hatte er nicht, dafür trug er eine Schildpattlorgnette an einem schwarzen Band. — „Die Physiognomie des

unerwarteten Gastes war nicht gerade gutmütig, aber wiederum harmonisch und jedenfalls — je nach den Umständen — zu jedem liebenswürdigen Ausdruck bereit." Iwan erkennt ihn nicht an, er hört sich selbst aus seinen Worten: „Du bist ich, ich selbst rede und nicht du. — Du bist die Verkörperung meines Ichs, übrigens nur eines Teiles meines Ichs." Und dennoch empfindet er Grauen vor dieser Erscheinung. Rudolf Kaßner führt in seinem Monolog „Der Doppelgänger" aus, daß der Mensch, der einen Doppelgänger habe, ein Mensch sei, der nicht die Fähigkeit hätte, die Welt und die Dinge zu verwandeln. Er habe keine Geschichte, müsse nur sein Leben leben, da er nicht dichten könne. Etwas fatalistisch Fixiertes läge über ihm. „Es gibt nichts so Fremdes, wie einen Doppelgänger. — Fühlen Sie denn nicht, daß alle nur davon und darum leben, daß wir keinen Doppelgänger haben, und wiederum nur darum sterben, weil jeder einen Doppelgänger hat?" Auch Iwan hatte diesen „Andern" in seiner Seele, er zerfällt in sich, findet seinen Spiegel in nichts mehr in der Welt, als nur noch in sich selbst, in Teilen seines Ichs, die zerstreut daliegen. Dieses sein Ich ist ja so dislozíert, wohnhaft selbst bis in die Entfernung von Smerdjakoffs Bedientenseele! In ihm scheiden sich die Strebungen, wirbeln durcheinander, als Furcht, als Zweifel und als Sehnsucht, in wilder Dissonanz ertönend, denn die begleitende Musik ist abgerissen, das rhythmische Zusammengefaßtsein aufgehoben. Sein Spiegelbild, das ihm aus der Fassung des Teufels entgegenblickt, erschreckt ihn aber nicht nur darum, weil er sich erkennt, sondern weil er dadurch einen schauervollen Zusammenhang ahnt. Das Gespräch Iwans mit dem Teufel ist wohl ein Selbstgespräch Iwans, wohl tritt sein Unterbewußtsein hier zutage, und dennoch ist dieser Dialog von etwas Ewigem und Unfaßbarem durchströmt. Es scheint hier Iwans Unterbewußtsein mit dem der Welt verbunden; etwas von dem unheimlichen Weltengrund, der ewigen Melancholie alles von Gott Getrennten, blickt uns kalt und starr entgegen. Die hellen und die verdunkelten Strahlen dringen ja noch zugleich auf uns ein, denn noch ist Satan durch seine Qual an Gott gebunden! Aus unserer Seele lösen sich Schatten, herüberfallend in die Ewigkeit. *Unsere Seele ist Durchgang, wir sind viel mehr, als eine einzelne Person, wir sind Vergangenheit der Welt und der Menschen vor uns.* Es weht uns aus der Halluzination Iwans etwas Mystisches an: die Einzelerfahrung einer Seele für alle Seelen tritt an uns heran, das Herausprojizieren jener Urkraft, die auch durch uns hindurchgeht und nur allzu viel zerstört. Es ist nicht nur Gott, der in des Menschen Seele Gestalt werden kann. Welche Form der große Proteus mit den tausend Masken sich wählen wird zu seiner Geburt, wissen wir nie im voraus — er kann sich auch die Form der Halluzination dienstbar machen. Solche Gebilde sind gewiß eine Art von Krankheitserscheinung, in seelisch ganz Heilen und Gesunden erscheinen sie wohl kaum. Aber, fragt Swidrigailoff, ist das ein Grund, um zu sagen, sie wären nicht? Könnte es nicht gerade so sein, daß nur den Kranken, Überreizten die Möglichkeit gegeben sei, in jenes andere Reich zu sehen? Ist nicht dies Verschlossensein der anderen Welt eine Gnade für uns? Ob nun solche Visionen oder Gespenster an

sich waren oder nicht waren, für einige Menschen sind sie doch in die Welt der Erscheinung getreten: das Geheimnis kann nicht durch physische Entstehungsgründe forterklärt werden. Schon unsere Phantasiekraft gibt ja so unendlich vielem Unfaßbaren sein Reich. So fühlen wir in dieser Halluzination etwas vom Ewig-Dämonischen, das in Iwans Seele lebt und über sie hinauswächst. Der goethische Mephistopheles ist wohl eine begleitende Musik der Verführung in Fausts Erdenleben, ist auch Faust selbst, doch ist er nicht wirklich dämonisch. Wir fühlen es, daß sein Dichter nie an die Möglichkeit einer Teufelsinkarnierung geglaubt hat. In diese Halluzination des Iwan hat Dostojewski mehr visionäre Kraft und wirkliche Dämonie hineinströmen lassen, als Goethe in die ganze Verführung von Fausts begleitendem Teufel.

Während sich uns im Poem des Großinquisitors die ganze Tiefe von Iwans Gedankenwelt erschließt, sehen wir hier einen Abgrund seelischer Qual. Die Qual des Unglaubens, die Iwan nie verläßt, ist auch die Qual des Teufels. Der ewig verneinende Geist kann immer nur zur Abkehr von Gott hinführen, das ist die tiefste Dämonie, aus der dann alles andere Übel hervorgeht. Es ist etwas in Iwan, das wenigstens an diesen Teufel glauben möchte, um doch irgendeinen Halt zu haben in der Uferlosigkeit seines Unglaubens; dennoch sucht er sich immer wieder zu überzeugen, daß alles nur ein Traum sei. Er lehnt sich gegen die Banalität des Teufels auf, gegen sein Schwatzen, dagegen, daß er so bar aller Romantik ist. Der Teufel setzt ihm darauf die Natur der Gespenster auseinander: sie äfften immer die Menschen nach, bildeten eine Art von Reflexwelt, also gewissermaßen eine Art Doppelgängerwelt. In dem wissenschaftlichen Zeitalter träten sie als Halluzinationen auf, und nicht mehr als phantastische Gespenster. Es scheint, als läge in der Gespensternatur, die doch etwas so phantastisch Bizarres hat, eine außerordentliche Sehnsucht nach Wirklichkeit. So will der Teufel nichts mehr, als sich in eine dicke Kaufmannsfrau verwandeln, als mit Popen Schwitzbäder nehmen, bei irgendeinem Heiligen Kerzen aufstellen. So will er sich seiner ewigen Dämonie entäußern. Mereschkowski meint, diese Sehnsucht von Iwans Teufel wäre Dostojewskis eigene Sehnsucht, der auch dazwischen nach der festen Form verlange, „nach der unerschütterlichen Festigkeit des Fleisches", damit er ausruhen könne „von seinem furchtbaren, wahren, übermenschlichen Wesen". Er führt es auch aus, wie die Dostojewskischen Gespenster nichts unserer Erkenntnistheorie Widersprechendes wären, sie wären allem Nüchternen, Festen, Euklidischen unseres Geistes nicht entgegen; im Gegenteil, sie schöpften hieraus ihre Hauptstärke, die Möglichkeit ihres wirklichen Vorhandenseins. „Gerade aus dieser zweifelhaften Möglichkeit ihres realen Bestehens, aus dieser ungelösten und nicht zu lösenden Frage, die sie an uns richten, entspringt ihr neues, in der Welt noch nicht dagewesenes Grauen." Aus Iwans Teufel klängen die „wütenden Töne", das „zitternde Chaos", etwas übersinnlich Schauervolles heraus.

Iwan ist in seinen Gedanken bis an eine Grenze gegangen, die das Ende ist vor einem neuen Anfang. Sein Geist verwirrt sich, sein Gemüt ist gestört. Aus der

Tiefe steigen seine furchtbaren Gedanken ein letztes Mal vor ihm auf und schauen ihn an. „O," sagt der Teufel, „ich liebe über alles die lodernden Gedankengänge meiner stolzen, jungen, vor Lebenslust bebenden Freunde." Er spricht von Iwans Glauben an die Erscheinung des Menschengottes und einer neuen Menschheitsperiode, die als Analogie zu den geologischen Perioden eintreten würde. Die Menschen werden sehen, daß es einzig und allein Lebenszweck ist, nach Glückseligkeit zu streben. Der Menschgott wird die Natur durch Wissenschaft und Willen völlig besiegen, wird so hohe irdische Befriedigung empfinden, daß alle frühere Hoffnung auf ein späteres Leben erlischt. „Ein jeder wird wissen, daß er ganz und gar, daß er restlos sterblich ist, daß es keine Auferstehung gibt, und er wird den Tod stolz und ruhig wie ein Gott hinnehmen. Er wird seinen Bruder lieben können ohne die Bedingung der Gegenliebe. Solange aber dieser neue und stolze Mensch auf der ganzen Linie der Menschheit noch nicht erstanden ist, wird es doch einzelne geben, die es schon sein könnten. Die dürften sich nach eigenem Gutdünken, nach neueren Grundsätzen einrichten, in dem Sinn ist alles erlaubt." Und es ist diesem neuen Menschen, da es ja Gott und Unsterblichkeit sowieso nicht gibt, vollkommen erlaubt, Menschgott zu werden, wenn auch nur er allein in der ganzen Welt es wird. Und er kann sich dann in diesem neuen Range mit leichtem Herzen über jede sittliche Schranke des früheren Knechtmenschen hinwegsetzen. Für einen Gott gibt es kein Gesetz. Iwan hat nicht im Sinn, daß dieser neue Mensch unbedingt ethisch sein solle, doch ist für Dostojewski jeder, der sich willkürlich über die Mitmenschen setzt, nicht ethisch. Es geht immer der Schatten des Selbstbetruges über solch ein lockendes Bild. Der Teufel faßt diese Schwäche: „Nur fragt es sich, sollte man meinen, wozu er, wenn er nur einmal gaunern will, wozu er da noch die Sanktion der Wahrheit will?" Der Mensch bleibt hier stehen, der Teufel macht einen Sprung darüber hinweg. Die Menschheit zur Skrupellosigkeit zu bekehren auf solch ein Ziel hin, meint der Teufel, sei nicht schwer. Es bedürfte keiner Anarchie, keiner Zerstörung, nur die Gottidee müßte in der Menschheit ausgelöscht werden. Es scheint aber der verborgene Zweifel des Teufels zu sein, ob je überhaupt ein Mensch so stark sein könnte, Menschgott zu werden, oder ob dies Privilegium nicht einzig und allein das des Teufels bleiben sollte? Strebt er nicht mit der ganzen Kraft dahin, sich in einen Antichrist, das ist in einen riesig angewachsenen Menschgott, zu verkörpern und sich gegen Gott zu stellen?

Die tiefste Melancholie, ein Hinübergleiten in einen Abgrund ödester Hoffnungslosigkeit spricht sich in der Erfassung des kosmischen Geschehens aus, das der Teufel Iwan als die „Ewige Wiederkehr" vorhält. Er beginnt damit, eine Anekdote zu erzählen von einem Gelehrten, der alles negierte, und der nun plötzlich vor dem zukünftigen Leben stand. „Das widerspricht meinen Überzeugungen", sagt er und empört sich. Zur Strafe muß er in der Finsternis eine Quadrillion Kilometer durchwandeln, und erst wenn er die Quadrillion hinter sich hat, soll ihm die Paradiespforte geöffnet und alles verziehen werden. „Ich will nicht wandern", sagte der Gelehrte und warf sich auf einen Stein hin. So lag er tausend Jahre. Dann wanderte

er dennoch. Und als er endlich im Paradiese ankam, da erfaßte ihn sogleich eine derartige Seligkeit, daß er meinte, für diese zwei Sekunden könne man wieder eine Quadrillion Kilometer wandern. Iwan fragt darauf, wo er denn die Billion Jahre hergenommen hat, um diese Quadrillion abzugehen? Worauf ihm der Teufel antwortet, er denke immer nur an die jetzige Erde: „Aber diese Erde hat sich doch vielleicht schon Billionen Mal wiederholt. Nun, sie hat sich eben ausgelebt, ist vereist, ist gesprungen, auseinandergeplatzt, in kleinere Stücke zersprengt, hat sich in ihre Grundelemente zerlegt, dann ward wieder eine Feste zwischen den Wassern — dann wieder ein Komet, wieder eine Sonne, aus der Sonne wieder eine Erde — aber diese Entwicklung hat sich doch vielleicht schon unzählige Male wiederholt, und immer genau in ein und derselben Form? — Eine Langeweile, sag' ich dir, die geradezu kränkend unanständig ist." Hier weht uns etwas von der ewigen Kälte entgegen, es zittert hier etwas kosmisch Ergreifendes, Ungeheuerliches durch Iwans Herz. Unwillkürlich gedenken wir des Zwiegespräches, das Zarathustra mit dem Zwerg führte, der sein Albdruck war. Zarathustra spricht von den zwei Wegen, die im „Torweg Augenblick" zusammenstoßen. Der eine läuft nach rückwärts, denn hinter uns liegt eine Ewigkeit. Er fragt, ob nicht alle Dinge schon einmal durch diese Gasse gelaufen sind? „Und wenn schon alles dagewesen ist, was hältst du, Zwerg, von diesem Augenblick? Muß nicht dieser Torweg auch schon dagewesen sein? Und sind nicht solchermaßen fest alle Dinge verknotet, daß dieser Augenblick alle kommenden Dinge nach sich zieht? Also — sich selber noch? Denn, was laufen kann vor allen Dingen, in dieser langen Gasse hinaus — muß es einmal noch laufen! — — Und ich und du zusammenflüsternd, von ewigen Dingen flüsternd — müssen wir nicht alle schon dagewesen sein? — Und wiederkommen und in jener andern Gasse laufen, hinaus, vor uns, in dieser langen, schaurigen Gasse — müssen wir nicht ewig wiederkommen?" Auch dies bedeutet ewige Wiederkehr. Salomo sagt: „Und Gott sucht wieder auf, das vergangen ist." Liegt das in Gottes Wesen? Es scheint doch wohl eher, als läge in dieser Furcht vor der ewigen Wiederkehr, von der Zarathustra nur leise flüsternd sprechen konnte, in dieser wahnwitzigen Angst vor einem etwaigen ewigen Ableiern der Schöpfung, etwas von der Phantasielosigkeit des Nurmenschlichen? Wie ein Riesenmechanismus erschiene so der Kosmos, im mechanischen Ablauf gebannt. Dies Unlebendige, Erstarrte kann nur aus der von Gott abgesplitterten Welt des Teufels stammen. In der ewigen Phantasie Gottes, aus der alles Leben erfolgt, Geburt um Geburt, ist auch ewig Neugestaltung. Wiederkehr ist die Normierung des menschlichen Verstandes. In der Theorie der „Ewigen Wiederkehr" zeigt der Teufel die Grenzen seiner Phantasie. Wohl zittert er unter einer metaphysischen Langeweile, die in einer von Gott abgewandten Welt entstehen muß. Er täuscht Iwan vor, vergessen zu haben, daß er einst ein Engel war. Doch weiß er nur zu wohl um jene Welt, gegen die er sich gestellt hat. Es ist dem Rebellen nur noch nicht klar, welche von den beiden Welten die Wahrheit enthält! „Solange das Geheimnis noch nicht aufgedeckt ist, gibt es für mich zwei Wahrheiten: eine, die dort bei Ihnen, und die mir noch völlig un-

bekannt ist, und dann die andere, meine Wahrheit. Und noch weiß man nicht, welche von beiden reiner sein wird." Trotzdem meint er, würde er sich zu guter Letzt wohl aussöhnen, seine Quadrillion abgehen und einmal das Geheimnis erfahren. Schon einmal wäre er drauf und dran gewesen, das Hosianna mitzusingen, als das „am Kreuz gestorbene Wort in den Himmel einging". Fast wäre er da in das Jubelgeschrei der Seraphim eingestimmt. Aber da hätte der Verstand ihn zurückgehalten. Was wäre denn die Folge gewesen, wenn er mit eingestimmt hätte? Es wäre ja alles auf der Welt erloschen, und es hätten sich keine Ereignisse weiter begeben. So wäre das Böse der eigentliche Beweger in der Welt des Geschehens? Solange es noch da ist, steht das Menschenleben nicht still. Dante läßt in seinem Paradies die Erlösten, zur Gestalt einer himmlischen Rose vereinigt, wunschlos im heiligen Anschauen des ewigen Lichtes verharren. Sie sind ganz Schauen, ewige Ruhe. Etwas von der Sehnsucht eines seligen Stillehaltens rührt auch an Iwans Seele, doch ist es immer mit dem Schauder des nihilistischen Nichts vermischt. Doch gleicht er seinem Gelehrten, der nicht wandern wollte und dennoch wandern mußte. Ja, er mußte durch ewige Finsternis hindurch als ein armer geistiger Wanderer, wie wir Menschen alle sind, denn über unser Menschenleben ist mit großer, flammender Schrift das Wort gesetzt: Unterwegs! —

* * *

## Der höhere Mensch

„Betet auch einmal für mich, sagt nur: und für den Knecht des Herren, Rodion, weiter nichts."
Raskolnikow.

Das Buch über Rodion Raskolnikow gleicht dem Gang einer Seele durch ihre Hölle, die sie sich selbst auf dieser Erde geschaffen hat.

Der arme Held tritt nicht als Streiter gegen Gottes Welt auf wie Iwan, auch nicht als Mystiker, wie Kirilloff, aber er ist darum nicht weniger einer, der sich gegen Gott auflehnt. Er wähnt zwar noch an Gott zu glauben, und, einen Mord im Sinn, kann er sogar noch beten: „Herr Gott, zeige mir meinen Weg, und ich entsage diesem verfluchten Wahngebilde", aber es ist dies doch kein wirkliches Beten, er fühlt nicht Gottes Nähe, die klingt nur irgendwie von weitem in sein Leben. Bewußt und nah empfindet er nur Aberglauben, etwas wie ein Geleitetwerden zu seiner Tat. Es ist, als wäre alles vorbereitet und als müsse alles so geschehen. Er empfindet dies Geleitetwerden allerdings in klareren Augenblicken als ein Teufelswirken, als Zauber, als Rausch.

In Raskolnikow hat Dostojewski die Gefahr jenes parasitären Verstandeslebens gezeigt, das nicht mehr in Verbindung steht mit dem Leben der Seele. Raskolnikows Seele ist wie ein Kerker, wie in Dunkelheit befangen. Er ist ein ehrgeiziger, eitler, herrschsüchtiger junger Mensch, mit Willen zur Macht, aber mit einem Unvermögen, diesen Willen auch wirklich zu leben. So bleibt er gefangen in seiner Phantasie und führt theoretisch seinen Mord aus. Aber es bleibt jenes geheimnisvolle Müssen,

jenes Zuströmen zur Tat, das ihn viel mehr zwingt, als er ahnt, das sich seiner bemächtigt hat, so daß er das vom Verstande Ausgedachte schließlich fast traumhaft ausführt, eben wie von einem fremden Willen geführt.

Raskolnikow ist ein Gedankenmensch. Sehr schön hat Dostojewski anderswo einmal den Typus eines solchen Menschen dem des Tatmenschen gegenübergestellt. Die Tatmenschen ergäben sich widerspruchslos vor der „Wand", sie passen vor ihr wie im Kartenspiel. Die Wand hat für sie etwas Beruhigendes, moralisch Entscheidendes, meinetwegen sogar Mystisches. Diese Wand, das ist Naturgesetz, Ergebnis der Wissenschaft, Moralgesetz usw. Dies gewisse Endgültige, Grenzensetzende bedeutet für den Gedankenmenschen etwas ganz anderes. Er spielt mit seiner Phantasie drum herum, ihre Unverrückbarkeit steht ihm zur Erörterung. Er wird sich mit der Wand nicht aussöhnen, bloß weil sie eben eine Wand ist. Sie ist für ihn keine Beruhigung, wie es auch keineswegs beruhigend ist, das zweimal zwei gleich vier ist. Über den Tatsachen wird gegrübelt wie über den Normen. Hier zeigt es sich wieder, wie leicht das russische Denken ein aufrührerisches, ja selbstquälerisches wird: es nimmt eine metaphysische Wendung und greift über das Denken hinaus, es will ins Grenzenlose schweifen, der Form entgleiten. Der Tatmensch rettet sich leichter in die Form. Der im Geist Lebende ist auch zugleich der am tiefsten Untätige, er spielt mit dieser seiner Wand, wie auch Dostojewski es tat, bis sie sich weitet, durchsichtig wird und sich schließlich verflüchtigt. Doch bleibt immer etwas Beunruhigendes, etwas wie ein schlechtes Gewissen vor dieser Wand. „Denn immer wieder stellt sich dieses zwei mal zwei ist gleich vier wie ein unverschämter Bengel, die Hände in den Hosentaschen, mitten auf unsere Straße . . ."

Raskolnikow will nicht mehr das Leben leben, das ihm von den Verhältnissen gegeben ist. Er ist arm, hungert, geht in Lumpen, hat sein Studium aufgeben müssen. Freilich, er hätte ja arbeiten, sich durch Stundengeben das nötige Geld schaffen können, aber er ist zu träge, zu hochmütig und durch sein aufrührerisches Denken zu untauglich geworden, um auf dem gewöhnlichen Wege zu gehen. Er ist in Gedanken ein Ausschweifender, ein Phantast. Er träumt davon, mit einem Schlage die nötigen dreitausend Rubel zu gewinnen, die ihm die Möglichkeit geben sollen, zu studieren und ein seinen hohen Gaben würdiges Dasein zu führen. Der starke Wunsch in ihm verkleidet sich in seiner Phantasie als Wille zum Ziel. Er ist schön, er ist klug, er empfindet sich als Ausnahmenatur und glaubt, er könne und dürfe die Umstände richtig stellen, die ihn erniedrigen. Künstlich sucht er sich immer mehr vor sich selbst zu steigern. Und dies Ichgefühl, das so angeschwollen ist, hat sich zum Schutz und Schirm ein System ausgedacht, an das er schließlich glaubt, vor allem glauben will. Dies System würde ihn sogar zum Mord berechtigen, denn es gäbe ihm das Recht, sich durchzusetzen.

Die Idee, die ihn beherrscht und sein Leben schließlich bestimmt, ist durchaus keine originelle. Es handelt sich um ein eventuelles Recht der sogenannten höheren Naturen, der auserwählten Menschen. Er teilt die Menschheit in zwei Klassen und will seiner Einteilung eine moralische Gültigkeit geben. A. = die gewöhnlichen,

niederen Menschen, B. = die ungewöhnlichen, höheren Menschen. Die A.'s haben als Hauptaufgabe die Fortpflanzung der Art, sie vermehren also die Welt quantitativ. Sie bilden den eigentlichen Stoff, aus dem die andere Art Mensch heraufgezüchtet werden soll. Sie sind gewöhnlich konservativ, sollen folgsam sein, haben etwas Herdenmäßiges. Die B.'s, als die eigentlichen Menschen, haben die Gabe des neuen Wortes, können neue Wege zeigen, müssen daher oft das Gesetz überschreiten; sie sind leicht Umstürzler und Zerstörer. Während die A.'s die Beherrscher der Gegenwart sind, sind die B.'s die Beherrscher der Zukunft, bewegen die Welt und führen sie zum Ziel. Man würde einmal so weit kommen, ein genau bestimmtes Naturgesetz ausfindig zu machen und die Reihenfolge festzustellen, nach welcher die B.'s entstehen. Es könnte gelingen durch irgendeinen bisher noch geheimnisvollen Vorgang, durch irgendwelche Kreuzungen der Arten höhere Menschen hervorzubringen. In prozentualer Berechnung käme ein Genie vielleicht unter Millionen einmal vor. „In die Retorte, in der dies vor sich geht, habe ich nicht hineingeschaut, aber ein bestimmtes Gesetz ist und muß da sein."

Raskolnikow stellt also Qualitäts- und Quantitätsmenschen fest, ein Standpunkt, den Dostojewski trotz einer instinktiven Überzeugung als unerträglichen Hochmut empfindet. Seiner tiefen Menschlichkeit gilt der Mensch schon in seiner Eigenschaft als Mensch als etwas Hohes. Raskolnikow beschäftigt sich nicht wie Schigaleff mit dem Glückseligkeitsproblem, mit der Frage, wie das Leben der großen Masse zu gestalten wäre. Er fühlt nur sein Ich, natürlich als Qualitätsmenschen, und stellt die Behauptung auf, daß die höheren Menschen ein größeres Recht hätten als die niederen, sie dürften auch das Gesetz umstoßen. Ein höherer Mensch brächte dem Leben solche Bereicherung, daß auch Opfer für ihn fallen dürften. „Meiner Ansicht nach hatten die Keplers und Newtons, wenn ihre Entdeckungen, infolge gewisser Konstellationen, auf keine Weise der Welt hätten zugänglich gemacht werden können, ohne das Leben von Menschen aufzuopfern, das Recht gehabt, wären sogar verpflichtet gewesen, diese Menschen, die sie hinderten, zu beseitigen, um ihre Entdeckungen der ganzen Menschheit nutzbringend zu machen." Alle großen Reformatoren der Menschheit — Lykurg, Solon, Mohammed, Napoleon — wären Verbrecher gewesen, d. h. sie alle zerschlugen alte, geheiligte Gesetze und setzten ein neues an die Stelle, für das wiederum oft unschuldiges, heldenmütiges Blut vergossen würde. Der Begriff des Verbrechens sei ganz relativ. Große Kriege würden von der Menschheit nicht als Verbrechen empfunden, dagegen solle der Einzelmord etwas Ungeheuerliches bedeuten, Hier läge ein Mißverständnis vor. Es gäbe keine absolute Bewertung der Schuld. Der große Mensch zerrisse die Konvention, sein Gewissen sei frei, auch beim Blutvergießen.

Ein solcher höherer Mensch zu sein ist Raskolnikows Traum. Er kennt eine alte Wucherin, ein böses, habgieriges Geschöpf, die er als „Laus" bezeichnet, als einen unnützen Menschen ohne Daseinsrecht, die will er ermorden. Er hält es für sein gutes Recht, von ihr das Geld zu nehmen, das er braucht. Er glaubt, und er wollte glauben, ganz von seiner Idee hypnotisiert, daß sein Vorhaben kein Ver-

brechen sei. Er verbringt seine Tage auf dem armseligen Diwan seines kleinen Loches; niedrige Stuben, sagt er, beengten den Geist und ließen ihn fürchterliche Dinge ausbrüten. Dennoch heißt es: „Ungeachtet seines selbstquälerischen, inneren Kampfes konnte er die ganze Zeit über keinen Augenblick glauben, daß sein Vorhaben ausführbar sei." Als er dennoch den Mord vollbracht hat, als er nicht einmal fähig war, sich das nötige Geld zu rauben, bricht er sogleich zusammen. Die Tat, in der Phantasie empfangen, im Verstande zur Notwendigkeit umgedeutet, wird, so wie sie nicht mehr Phantasiegebilde ist, sondern Leben, etwas so ungeheuerlich Wirkliches, daß sie ihn, den Verstandesmenschen, erdrückt. Ihn erfaßt die Furcht, die Erynnien verfolgen ihn.

Raskolnikow steht fortan unter dem Fluch. Er verrät sich immerfort, fühlt sich beobachtet, verfolgt. Aber es ist nicht nur die Furcht vor der Entdeckung, es ist eine tiefere und ewigere Furcht, die, gräßlich und wie mit Todeskälte, seine Seele berührt. Sein äußeres Leben wird ihm zum Schattenspiel, er lebt es traumhaft. Er erwacht irgendwo unter einem Busch, weiß nicht, wie er hingekommen ist. Dann liegt er wieder tagelang auf seinem Diwan, mit einemmal steht er wieder auf der Straße, horcht auf verklingende Töne und sagt einem fremden Menschen neben ihm: „Ich habe es gern, wenn zum Leierkasten an einem dunklen und nassen Herbstabend gesungen wird, aber naß muß es unbedingt sein, und die Vorübergehenden müssen grünlich bleich und krankhaft aussehen; oder noch besser, wenn nasser Schnee fällt . . . wenn man so die Gaslaternen durchblicken sieht . . ." Zur Mutter und Schwester sagt er: „Als ob ich euch aus einer Entfernung von tausend Werst sehe . . ." In seiner Schattenwelt treten Gespenster auf; Swidrigailoff wirkt so und jene Gestalt des fremden Mannes, der ihm auf der Straße zuruft: „Du bist ein Mörder", und der darauf in der Dämmerung wieder kommt, sich tief verneigt, so daß er mit dem Finger die Erde berührt und ihn um Vergebung bittet, daß er ihn falsch verdächtigt habe. Wie Halluzinationen wirken diese Erscheinungen des Lebens. Wirklicher fast scheinen seine Träume. Dann wieder gewinnt die Wirklichkeit überhand, die Schleier zerreißen — Raskolnikow steht vor dem Untersuchungsrichter, disputiert mit ihm, haßt ihn, fühlt, daß er durchschaut ist, und muß doch wie eine Motte ums Licht flattern. Er zittert vor verletztem Stolz: körperliche Furcht erfaßt ihn, dann geht wieder die Eiseskälte über seine Seele. . . .

„Ich hatte Lust zu wagen, und ich tötete", gesteht er Sonja, der wundervoll demütigen Seele, die wie ein fahler Schein vor Sonnenaufgang durch das Geschehen zittert, und die schließlich zu seinem Gewissen heranwächst. „Ich wollte es bloß wagen, das ist der ganze Grund." Hierin liegt schon sein Geständnis. Er weiß es wohl, daß jener Mensch, den er als einen höheren bezeichnet, etwas ganz anderes ist als er: „Der wahre Herrscher, dem alles gestattet ist, zerstört Toulon, zerfleischt Paris, opfert eine halbe Million Menschen in dem Feldzuge nach Moskau . . . und ihm werden nach seinem Tode Götzenbilder errichtet. — Also ihm ist alles gestattet. Solche Menschen müssen nicht von Bein und Fleisch sein, sondern von Erz." Er erzählt Sonja, daß er ein Napoleon werden wollte. Als sie ihn aber bittet, nur ganz

einfach zu sprechen, da sagt er ihr: „Ich habe getötet, ohne alle Hintergedanken, für mich allein; bloß für mich. . . . Auch nicht um des Geldes willen war es. Es war etwas ganz anderes, was ich wissen wollte, ich wollte damals wissen, ob ich wie alle eine Laus sei oder ein Mensch, ob ich wohl imstande sei, die Schranken zu überschreiten oder nicht? Ob ich es wohl wagen würde, die Macht aufzuheben oder nicht? Ob ich bloß ein zitterndes Geschöpf sei oder ein Recht habe?" — „Ein Recht zu töten?" rief Sonja händeringend, und als er ihr sagt, daß er doch bloß eine Laus getötet habe, klagt sie stöhnend: „Was? Ein Mensch sollte eine Laus sein?" Hier senkt er den Kopf und sagt leise, daß er ja selbst wisse, daß der Mensch keine Laus sei, und er fügt noch hinzu, daß, wenn er nur aus Hunger gemordet hätte, er jetzt glücklich sein würde. Hier läßt der Dichter einen Lichtstrahl in das Dunkel von Raskolnikows Hölle fallen: wir sehen in die Tiefe seiner Qual. Wir fühlen: nicht allein das ist das Schreckliche für diesen stolzen und hochmütigen Menschen, daß er sich nicht hat beweisen können, sondern es ist ihm das zum Bewußtsein gekommen, wodurch sein Mord übermenschlich ist. Diese Erkenntnis treibt ihn schließlich dazu, sich auszuliefern. „Erhebe dich," sagt Sonja, „gehe sogleich auf der Stelle von hier fort, stelle dich an einen Kreuzweg, knie nieder, küsse den Erdboden, den du berührt hast, und dann verbeuge dich vor allem Volk, nach allen Himmelsgegenden und sprich zu allen: ich habe getötet — dann wird dir Gott ein neues Leben senden . . . du mußt dein Leiden auf dich nehmen und dich dadurch erlösen — das mußt du tun." Sie fühlt, daß nur die Demut, nur die Unterwerfung ihn würden erretten können. Wer sich vor dem Leiden fürchtet, lernt Gott nicht erkennen. Die Lebdjäkina, deren Geist verwirrt ist, aber deren Seele noch Augenblicke schönster Klarheit hat, sagt zu Schatoff: „Tränke mit deinen Tränen die dunkle Erde unter dir, so tief wie du die Hand in sie legen kannst, so wird dir wahrlich, zur selbigen Stunde, noch alles zur Freude sich wandeln, und alle deine Seelenangst wird, ehe du es gedacht, auf ewig, auf immer, vergessen sein . . ." Raskolnikow, obwohl in seinem denkenden Bewußtsein nicht überzeugt, gibt dennoch der dunklen, mahnenden Stimme, die sich in ihm erhoben hat, nach. Mitten im Menschengewühle fällt er auf die Erde; dann geht er sich angeben. Sein Verstand bleibt noch verhärtet, doch seine Seele ist berührt worden.

* * *

Warum nimmt Raskolnikow sein Leiden auf sich, obwohl er noch nicht überzeugt ist? Er meint, daß er keinen Menschen getötet habe, sondern ein Prinzip. . . . „Aber hinübergeschritten bin ich doch nicht, bin auf dieser Seite geblieben." Daß er nicht über die gewisse Grenze hinauskam, hält er für den Beweis seiner Erbärmlichkeit, wäre er ein wirklich Starker gewesen, so hätte er auch dies Letzte vermocht, zu dem im Verhältnis die Tat als ein rein Äußerliches erscheint. So argumentiert der stolze Verstand, obwohl Raskolnikow schon ganz anders handelt und fühlt. Nie ist sein Herz tot und kalt gewesen, er hat immer und überall das

Leid gefühlt: „Leiden und Schmerzen sind unzertrennlich von vielumfassender Erkenntnis und von Herzenstiefe. Wirklich große Menschen müssen, wie es scheint, hier auf Erden einen tiefen Kummer in sich tragen." Das Leid dieser Welt schaut ihn aus Sonjas stillen Augen und aus Lisawetas sterbendem Blick an: „Lisaweta! Sonja! Ihr Armen! Ihr Sanften mit den schüchternen Augen . . . Ihr Lieben! . . . weshalb weint ihr denn nicht? Weshalb stöhnt ihr denn nicht? Sie geben alles dahin . . . mit ihrem sanften und stillen Blicke. Sonja, sanfte Sonja." Er kann vor ihr niedersinken und ihren Fuß küssen: „Nicht vor dir habe ich mich gebeugt, ich habe mich gebeugt vor dem ganzen Leiden des Menschengeschlechts." Spricht so einer, der sich für einen „höheren" Menschen hält, dem das Recht zusteht, den „niederen" Menschen zu ermorden, wenn es ihm nützlich ist? — In Raskolnikow ist viel Gegensätzliches, aber wäre er der rohe Gewaltmensch gewesen, der er sein wollte, so hätte er wohl Sentimentalität haben können, doch nicht dies echte Mitgefühl für den Leidenden, ein Gefühl, das stark sein konnte bis zum Schmerz.

Um Raskolnikow ganz zu verstehen, müssen wir immer daran festhalten, wie Dostojewski alles rein auf den Verstand gestellte Wesen verurteilt. Ihm war das europäisch, unrussisch, angenommen. Das parasitäre Verstandesleben scheint ihm immer das Seelenleben zu töten. Raskolnikow muß es an seinem Schmerz erleben, die ganze Furcht muß er gefühlt haben, um zu verstehen, was er getan hat, er muß durch seine Hölle hindurch, ehe Verstand und Seele wieder zur Einheit, aus der allein wahres Leben quillt, zusammengeschmolzen werden können. Er empfindet sich nicht nur als einen Verbrecher, obwohl er es während der ganzen Untersuchung so darzustellen sucht, als habe er nur getötet, um zu rauben, weil er hungrig war und des Geldes bedurfte. Er maskiert so, nicht nur vor den andern, sondern auch vor sich selbst seine Tat, weil er lieber als Verbrecher gelten will, denn als ein Frevler. Weil in seiner Seele die Erkenntnis dämmert, seiner Anmaßung, seiner gottfeindlichen, satanisch-ungöttlichen Handlungsweise. Seine Tat ist eine Auflehnung gegen Gottes Gebot selbst: denn die Menschen stehen unter Gottes Schutz, und ob sie nun hoch oder gering, gut oder schlecht seien, es steht dem Menschen nicht zu, sie zu verwerfen, sie zu verachten oder gar aus dem Leben fortzuwischen. Raskolnikow hat urteilen wollen über den Wert oder Unwert des Menschenseins, hat selbstherrisch auswählen und richten wollen, hat somit Gott beiseite geschoben und sich selbst an seine Stelle gesetzt. Dieses Ungeheuerliche ist seinem Verstande und Bewußtsein noch nicht ganz klar, aber seine Seele ahnt es schon. Er weiß es auch noch nicht, wie sehr er ohne Gott gelebt hat, er glaubte, noch ein Gebet zu haben, aber dies war ja nur eine Form des Aberglaubens, die den wahren Glauben nachäffte, erst die Eiseskälte, die seine Seele streift, zeigt ihm seine Entfernung von der Quelle des Lichts und der Wärme. Er sagte, daß er sich tot fühle, daß er sich selbst und nicht die Alte ermordet habe. Er hatte sich auch ermordet, der Mensch, der zu solchem Frevel fähig war, der starb dahin auf seinem Höllenwege, sank wie eine Hülle, damit der neue Mensch heraustreten sollte. Schon damals, als er auf die Erde fiel, war es ihm gewesen, als wäre seine Seele durch einen Funken entzündet und stände in

Flammen. Er hatte sich das Leben nehmen wollen und hatte es doch nicht gekonnt, weil er schon damals, als er am Flusse stand, das Vorgefühl seiner ungeheuerlichen Lüge, sich selbst und seiner Umgebung gegenüber, empfunden hatte. Doch hatte er es noch nicht verstanden, daß dies Vorgefühl der Vorläufer einer einstigen Sinnesänderung, eines Todes des alten Menschen, einer zukünftigen Auferstehung, einer neuen Anschauungsweise sei. Erst nach seiner schweren Krankheit in Sibirien, wo sein physischer Mensch ganz zusammenbrach, erstand ihm der neue Mensch. „An die Stelle der Sophistik war das Leben getreten." — Hier bricht die Geschichte des Dichters ab. Raskolnikow, obwohl noch in Ketten, hat doch das Purgatorio betreten, und seine Beatrice als eine Überwinderin des Leidens steht und erwartet ihn. Es sollte nun noch ein Teil folgen, die Geschichte eines allmählichen Überganges aus einer Welt in die andere, aber er ist ausgeblieben, wie auch der letzte Teil der Karamasoffs, der Aljoschas seelisches Leben als wirkende Kraft in der Welt schildern wollte, wie der letzte Teil zu Gogols „Toten Seelen", der die Läuterung des Helden enthalten sollte. . . . Alle diese Bücher sind ausgeblieben, nicht, weil die Kraft der Dichter nicht ausreichte, sondern weil solche Bücher überhaupt nicht geschrieben werden können. . . .

* * *

Über der Gestalt des Raskolnikow liegt von Anfang an etwas schicksalhaft Schweres. Die Art, in der Dostojewski das Problem hier behandelt hat, ist nicht nur für ihn selbst kennzeichnend, sondern für das ganze russische Sein. Es ließe sich eine viel aktivere Behandlung dieses Problems denken, der Held hätte wirklich etwas von einem Machtmenschen haben können, die Idee hätte stärker und verführerischer erscheinen können. So aber glauben wir keinen Augenblick an sie, noch auch daran, daß es in Raskolnikows Macht liegt, sie auszuführen. Obwohl er ein Frevler ist und ihm gerade dies so wundervoll zum Verhängnis wird, so hätte er doch auch als ein prometheischer Frevler erscheinen können, der sich bewußt gegen Gott auflehnt, der bereit ist, sich für seine Idee zu opfern, weil er der Menschheit dadurch etwas Wertvolles zu bringen meint, das Gott ihr zu versagen scheint. Raskolnikow aber steht vor der Menschheit mit leeren Händen, als ein Schwächling, als ein Egoist und Phantast. Dies ist ebenso russisch wie die dunkellila Töne der Melancholie und Gebundenheit, die über seinem Wesen liegen. Neben Iwans kraftvoller, doch tatloser Empörung steht er unbedeutend da, trotz seiner Tat.

Aber gerade weil in ihm nicht jene sich so stark abtrennende Kraft war, die den Zusammenhang zwischen ihm und Gott abriß, war er das Material, aus dem sich schließlich in Dostojewskis Sinn der neue Mensch bilden konnte. Die Gefahr des wirklichen Herauswachsens eines Individuums über die gezogenen Schranken und über die Rechte der Mitmenschen hinaus, hat Dostojewski ja so scharf gefühlt. Die Hinneigung zum Menschengottestum, die Isolierung, sind ihm nicht nur Sünde, sondern Tod des Menschen. Dazwischen will es fast scheinen, er wäre so leidenschaft-

lich geworden, weil er sich selbst überzeugen wollte. Alle seine großen Werke sind im Ton der Leidenschaft geschrieben, sind wohl für ihn Selbstauseinandersetzungen gewesen. Obwohl in ihm auch ein wild Zerstörendes, ja Anarchistisches verborgen war, war in ihm doch auch, als einer tief ethischen Persönlichkeit, die Sehnsucht nach Normierung, nach dem Gesetz, zugleich jene Neigung des Russen zur Demut, zur Geduld, zum rein fatalistischen Aufsichnehmen. Auch ein „amor fati", nur in der Färbung einer innerlich so anders gestalteten Seele erfaßt.

Ja, der Gigant Dostojewski, der, obzwar leidend, verfolgt, sündig, dennoch trotz aller Hemmungen überlebensgroß, mythisch schon, durch sein großes, schicksalschweres Leben ging, der so beispielhaft für uns sich mit dem Leiden auseinandergesetzt hat, verwarf den Menschgott, als der er sich ja hätte fühlen können, als eine Versuchung des Teufels. Fast zu gleicher Zeit, nur einige Jahre später begann Nietzsche, der ungleich schwächere Mensch, der ein tragisches Opfer war, seinen Übermenschen zu predigen. Das Schicksal ging mit ihm um, wie Dostojewski mit ihm umgegangen wäre, wenn er seine Gestalt gewesen wäre: es ließ ihn, als er zu den Denkgrenzen gekommen war, wahnsinnig werden. Auch Dostojewski war bis an jene äußerste Grenze gegangen, doch hielten bei ihm Seele und Gemüt gleichen Schritt mit dem Verstande, daher ward er nicht zerstört. Daher war er, trotz seiner schon dämonischen Duplizität, dennoch nicht so tragisch auseinanderfallend wie Iwan. Nietzsche hat viel aus Dostojewski gelernt, Dostojewski kannte Nietzsche nicht, aber es ist, als habe er ihn in der Zeit vorausgeahnt und schon im voraus verurteilt. Und dennoch nähern sie sich einander so seltsam. Oft ist es bei Nietzsche, als höre man Dostojewski, Raskolnikow sprechen: „Eine Handlung an sich ist vollkommen leer an Wert; es kommt alles darauf an, wer sie tut. Ein und dasselbe Verbrechen kann in einem Fall das höchste Vorrecht, im andern das Brandmal sein." Auch dieser Ausführung fehlt die perspektivische Einstellung und die Erkenntnis der Gesellschaft als eines Organismus. Es ist wiederum ganz, als sage Iwan folgende Worte: „Es gibt keine moralischen Phänomene, sondern nur eine moralische Interpretation dieser Phänomene." Kirilloff scheint dies auszusprechen: „Der Mensch hat alle seine starken und erstaunlichen Momente nicht gewagt sich zuzusprechen — er hat sie als passiv erlitten, als Überwältigungen konzipiert. Die Religion ist eine Ausgeburt eines Zweifels an der Einheit der Person, eine Alteration der Persönlichkeiten. — Insofern alles Große und Starke vom Menschen als fremd, als übermenschlich konzipiert wurde, verkleinerte sich der Mensch, er legte die zwei Seiten, eine sehr erbärmliche, schwache und eine sehr starke und erstaunliche in zwei Sphären, hieß das erste Mensch und das zweite Gott —". Nietzsche und Dostojewski träumen einen ähnlichen Traum: sie beide wollen einen neuen Menschen, haben ein ähnliches Ziel, doch ist der Weg zur Erreichung ein sehr anderer. An Dostojewskis neuen Menschen wollen und können wir glauben, über seinem Lebenswerke liegt eine Tendenz, die zu Gott aufstrebt, eine Stimmung, wie vor Sonnenaufgang. Über Nietzsches Lebenswerk, so phantasievoll und groß auch der Aufschwung ist, liegt doch die Stimmung des Sonnenuntergangs, denn er predigt in blutigroten, leuchtenden

Farben den Untergang des Gottes. Freilich, ihm folgt der Aufgang des Übermenschen, doch wir sehen ihn nicht, wir glauben ihn nicht, weil er ohne Gott sein soll, wir fühlen uns ihm gegenüber nur als Untergehende. „Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt. Sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehen als Vernichtete zugrunde. Seht, ich bin ein Verkünder des Blitzes und ein neuer Tropfen aus der Wolke. Dieser Blitzstrahl heißt Übermensch . . . ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden . . ." Diese Hinübergehenden sollen wir sein, aber indem wir das Menschentum ausklingen lassen und das Übermenschentum zu beginnen suchen, wissen wir, wohin es uns treibt? Der neue Mensch, den Nietzsche träumt, stark, kühn, trotzig, der Ohne-Gottmensch, der Selbst-Gottmensch, der Übermensch, er ist für uns nicht der Anfang zu einer neuen Menschheitsreligion, er verlischt als lockender Schein am Ende eines Tages. Sicher ist, daß Dostojewski im Kommenden, im Gegensatz zu Nietzsche, nichts prometheisch Frevelndes, nichts Heroisches, sondern etwas ganz anderes sah. Seine Gedankenmenschen sind keine eigentlichen Kraftnaturen, sie hatten nicht im aktiven Sinn den persönlichen Wunsch, aus „dem Bann der Individuation" herauszuschreiten und das „eine Weltwesen zu sein", wodurch sie dann den in allen Dingen verborgenen „Urwiderspruch erlitten hätten". Sie waren in nichts Helden, sie waren Kräfte von unten aus, aufrührerische Kräfte. Nur in seinen theistischen Gestalten könnte etwas von einem neuen Heldentum liegen, etwas von einer neuen Kraft des Opfers, der Unterwürfigkeit, der tiefen Erkenntnis des Sinnes der Welt. Aus ihnen strahlt ein wirkliches Leuchten. Wenn Nietzsche den Menschen der Zukunft streitbar zurief: ich lehre euch den Übermenschen und den Willen zur Macht, so sagt uns Dostojewskis tiefer Leidensblick: ich zeige euch den Menschen, suchet ihn auf dem Wege des Gottesmenschentums.

(Schluß folgt.)

# Zur Reform des Presserechts

Von

Staatsminister Dr. Drews

Nach Artikel 7 Ziffer 6 der neuen Reichsverfassung steht ebenso wie nach Artikel 4 Ziffer 16 der alten Verfassung dem Reich die Gesetzgebung über die Presse zu. Das wichtigste Grundrecht der Presse, die Freiheit der Meinungsäußerung, ist durch die Reichsverfassung selbst in Artikel 118 „verankert". Im übrigen ist sedes materiae für das deutsche Presserecht das Reichsgesetz über die Presse vom 7. Mai 1874. Das Gesetz stellt eine erschöpfende reichsrechtliche Regelung dieses

Rechtsgebiets dar; für landesgesetzliche Bestimmungen ist gemäß § 30 nur in einigen wenigen nebensächlichen Punkten Raum gelassen. Von dem Recht der freien Meinungsäußerung durch die Presse, dessen Regelung das Reichsgesetz in erster Linie zum Ziel hat, dem eigentlichen Presserecht im engeren Sinne, ist begrifflich zu unterscheiden das Recht zur Verbreitung, insbesondere zur gewerbsmäßigen Verbreitung von Presseerzeugnissen, das Pressegewerberecht. Das Pressegewerberecht unterliegt gemäß § 4 des Reichspressegesetzes den Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung. Es gilt also der Grundsatz der Gewerbefreiheit, soweit nicht durch ein Reichsgesetz ausnahmsweise Beschränkungen vorgesehen oder zugelassen sind. Solche Ausnahmen sind vorgesehen für das gewerbsmäßige Verbreiten von Presseerzeugnissen an öffentlichen Orten in § 43 der Gewerbeordnung und für das Verbreiten im Hausierhandel in § 56 der Gewerbeordnung. Für das nichtgewerbsmäßige öffentliche Verbreiten gelten Beschränkungen gemäß § 5 des Pressegesetzes. Für die Verbreitung von Plakaten, Bekanntmachungen und Aufrufen ist in § 30 Absatz 2 eine abweichende Regelung durch Landesrecht für zulässig erklärt. In unserer Zeit der Umgestaltung aller Dinge ist natürlich auch der Ruf nach Reformen auf dem Gebiet des Presserechts und des Pressegewerberechts laut geworden. Im folgenden soll ein kurzer Überblick über einige der wichtigsten Gesichtspunkte für eine solche Reform gegeben werden:

Das verfassungsmäßige Recht der freien Meinungsäußerung durch die Presse wird als wichtigstes Presserecht weiter auszubauen und zu sichern sein. „Eine Zensur findet nicht statt" — heißt es in Artikel 118. Das bedeutet den Ausschluß sowohl jedes präventiven Verbots durch Polizei oder sonstige Verwaltungsbehörden, irgendwelche Mitteilungen durch die Presse zu veröffentlichen, als auch jedes repressiven Verbots seitens dieser Behörden, bereits veröffentlichte Presseerzeugnisse weiterzuverbreiten. Unberührt durch diese Bestimmung ist die Vorschrift des § 41 des Reichsstrafgesetzbuches geblieben, wonach der Strafrichter, wenn der Inhalt eines Presseerzeugnisses eine strafbare Handlung darstellt, in dem Strafurteil die Einziehung, bzw. Unbrauchbarmachung des betreffenden Presseerzeugnisses anzuordnen und damit seine weitere Verbreitung unmöglich zu machen hat. Zur Vorbereitung einer solchen strafrichterlichen Anordnung ist nach § 23 ff. des Pressegesetzes den Behörden der gerichtlichen Polizei und der Staatsanwaltschaft in einzelnen bestimmten Fällen das Recht der vorläufigen Beschlagnahme von Presseerzeugnissen eingeräumt, nämlich:

1. wenn in einer Druckschrift Drucker und Verleger und in einer periodischen Druckschrift der verantwortliche Redakteur nicht angegeben sind oder wenn gemäß § 14 des Pressegesetzes rechtsgültig verbotene ausländische periodische Druckschriften im Inlande verbreitet werden;
2. wenn zu Kriegszeiten entgegen dem vom Reichskanzler erlassenen Verbot Nachrichten über Truppenbewegungen oder Verteidigungsmittel gebracht werden;
3. wenn der Inhalt einer Druckschrift den Tatbestand des Hochverrats oder der Verbreitung unzüchtiger Schriften usw. oder der Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder der Anreizung zum Klassenhaß begründet — in

den beiden letzten Fällen jedoch nur dann, wenn dringende Gefahr besteht, daß bei Verzögerung der Beschlagnahme die Aufforderung oder Anreizung ein Verbrechen oder Vergehen unmittelbar zur Folge haben wird.

Die Beschlagnahme durch die Polizei muß in innerhalb 12 Stunden dem Staatsanwalt mitgeteilt werden; der Staatsanwalt muß jede Beschlagnahme, die er aufrechterhalten will oder die er unmittelbar veranlaßt, innerhalb 24 Stunden den ordentlichen Gerichten zur Entscheidung unterbreiten. Das Gericht muß die Entscheidung über Bestätigung oder Aufhebung der vorläufigen Beschlagnahme binnen weiterer 24 Stunden erlassen. Ist eine die Beschlagnahme bestätigende Verfügung nicht innerhalb fünf Tagen der beschlagnehmenden Behörde zugegangen, so erlischt die Beschlagnahme von selbst. Die vom Gericht bestätigte Beschlagnahme muß wieder aufgehoben werden, wenn nicht binnen zwei Wochen nach der Bestätigung die Strafverfolgung in der Hauptsache eingeleitet ist.

Das Recht der vorläufigen Beschlagnahme beim Vorliegen der unter Ziffer 3 erwähnten strafbaren Handlungen wird aufrecht erhalten werden müssen. Ein Abwarten des Strafgerichtsurteils als Voraussetzung der Beschlagnahme würde eine Verhinderung des Erfolges der strafbaren Handlungen gänzlich unmöglich machen. Aber auch dann, wenn die vorläufige Beschlagnahme nicht mehr der Initiative der Staatsanwaltschaft oder der Polizei überlassen, sondern ausschließlich einem Gerichtsbeschluß vorbehalten würde, würde bei der ganz unvermeidlich entstehenden Verzögerung der die Rechtsordnung störende Erfolg in den meisten Fällen nicht rechtzeitig und wirksam verhindert werden können — und gerade auf die Verhinderung der Wirkung strafbarer Handlungen kommt es im öffentlichen Interesse zum mindesten ebensoviel an wie auf die Bestrafung des Täters. Wohl aber wird man, um im Interesse der Presse das vorläufige Stadium möglichst zu beschränken, die Frist für die gerichtliche Entscheidung von fünf Tagen auf etwa 48 Stunden abkürzen können. Der Fall der Verbreitung verbotener militärischer Nachrichten wird ja hoffentlich so bald nicht wieder praktisch werden. Da aber für einen Kriegsfall sicherlich wieder mit der Verhängung des Ausnahmezustandes nach Artikel 48 der Reichsverfassung zu rechnen sein wird, unter dem neben anderen Grundrechten auch die Preßfreiheit aufgehoben wird, erscheint die Bestimmung an sich entbehrlich. Unbedingt zu beseitigen wird die vorläufige Beschlagnahme und das ex lege für das Strafurteil vorgeschriebene Gebot der Einziehung aber sein für den unter Ziffer 1 vorgesehenen Fall, daß eine Druckschrift die Angabe des Druckers und Verlegers oder des Redakteurs nicht enthält. Dagegen, daß die Forderung dieser Angabe im Interesse der Ordnung an sich nach wie vor beibehalten wird, dürften keine Bedenken bestehen. Ein Unterlassen dieser Angabe ist jedoch lediglich eine formelle Ordnungswidrigkeit, für die zwar eine entsprechende Ordnungsstrafe am Platze ist, die aber eine völlige Unterdrückung einer Druckschrift, deren sachlicher Inhalt zu keinem Eingreifen Grund gibt, in keiner Weise rechtfertigt. Es lebt in dieser Vorschrift etwas von dem alten Polizeigeist, der nicht um der Sache, sondern um der Aktenkontrolle willen straft, und der die Presse im letzten Grunde als etwas an sich Verdächtiges und nach Möglichkeit zu Unterdrückendes betrachtet.

Sehr umstritten ist seit langem die Frage der Bestrafung der Pressedelikte, eine Frage, die indessen nicht im Rahmen der Reform des Pressegesetzes, sondern des Strafgesetzbuches und der Strafprozeßordnung zu regeln sein wird. Daß eine strafbare Handlung, insbesondere eine Beleidigung, um deswillen, weil sie durch die Presse begangen wird, nicht straflos bleiben oder milder bestraft werden darf, wird fast allseitig anerkannt. Dagegen wird es auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten sein, in Fällen der Beleidigung der Presse den Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches in demjenigen Umfange zu versagen, in dem es gegenwärtig nach der Praxis unserer höchsten Gerichte tatsächlich geschieht. Es wird anerkannt werden müssen, daß die Presse in Wahrnehmung berechtigter Interessen handelt, wenn sie das von ihrem Standpunkt für wahr und richtig Gehaltene versicht. Auch das Zeugniszwangsrecht gegen Redakteure usw. muß fallen. Nach der ganz überwiegenden neuzeitlichen Auffassung hat der Redakteur ein munus publicum, ähnlich dem des Anwalts und Arztes und handelt gegen ein nobile officium, wenn er Berufsgeheimnisse preisgibt. Ein Gesetz, das ihn zu einer solchen Handlung zwingen will, verstößt gegen das moderne Rechtsempfinden. Unberührt hiervon bleibt natürlich die Rechtslage, daß ein Redakteur, der die Begehung einer strafbaren Handlung in seiner Zeitung vorsätzlich oder fahrlässig zuläßt, hierfür für seine Person zu bestrafen ist.

Unbeschadet der grundsätzlichen Meinungsfreiheit der Presse und unbeschadet der grundsätzlichen Beseitigung der Zensur ist es in Artikel 118 der Reichsverfassung für zulässig erklärt, daß zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur gesetzliche Maßnahmen getroffen werden. Diese Bestimmung der Reichsverfassung ist neu. Bisher war eine zwangsweise Bekämpfung der Schmutzliteratur — abgesehen vom Hausierhandel, auf den unten noch eingegangen wird — nur möglich, wenn eine strafrechtliche Verurteilung auf Grund des § 184 des Strafgesetzbuches wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften erfolgte und demgemäß die Einziehung des betreffenden Presseerzeugnisses angeordnet wurde. Eine zwangsweise Bekämpfung der Schundliteratur war überhaupt nicht möglich. Daß im dringenden Interesse unserer moralischen Volksgesundheit auf diesem Gebiete etwas Wirksames geschehen müsse, wird von allen einsichtigen Leuten seit langem zugegeben. Alle Versuche, derartige Maßnahmen zu verwirklichen, scheiterten aber, weil man sich nicht darüber einigen konnte, was Schund und Schmutz sei, und wer diese Abgrenzung vornehmen solle. Insbesondere wurde gefürchtet, daß diesbezügliche Bestimmungen dazu mißbraucht werden würden, gewisse Richtungen unserer Literatur, die an sich von ernstem künstlerischem, wissenschaftlichem oder weltanschaulichem Streben getragen seien, um deswillen zu unterdrücken, weil den am Ruder befindlichen Stellen „die ganze Richtung nicht paßte“. Die jetzt über 20 Jahre zurückliegenden heißen Kämpfe um die sogen. Lex Heinze sind der älteren Generation noch in wenig schöner Erinnerung. Die Reichsgesetzgebung wird diesen Programmpunkt der Verfassung verwirklichen müssen, wie sie bereits entsprechend den auf ähnlichen Motiven beruhenden Bestimmungen des gleichen Verfassungsartikels zur „Sauber-

haltung" des Kinowesens gesetzliche Vorschriften erlassen hat. Von allen Versuchen, im Gesetze selbst genau zu definieren, was Schmutz oder Schund sei, wird abzuraten sein, wenn man nicht wieder Kämpfe ähnlich denen um die Lex Heinze heraufbeschwören will. Die Hauptsache wird sein müssen, daß die Entscheidung darüber, ob ein Presseerzeugnis als Schund oder Schmutz anzusehen ist, einer Stelle übertragen wird, der vom Volke eine von einseitigen Richtungstendenzen freie und unbeeinflußte, sachverständige Beurteilung dieser Frage zugetraut wird. Zu diesem Zwecke werden, ähnlich wie im Kinogesetz, Sachverständigenkollegien, bestehend aus von allseitiger Anerkennung getragenen Schriftstellern und Künstlern, sowie aus im geistigen und kulturellen Leben tätigen und als Persönlichkeit von gerader, klarer Weltanschauung geachteten Männern und Frauen aller Stände für bestimmte Bezirke und ein Oberkollegium als Berufungsinstanz für das gesamte Reichsgebiet einzurichten sein. Staatsbehörden und auch Gerichte sind für diese Aufgabe nicht die geeigneten Stellen. Die Auswahl der Sachverständigen wird man der Reichsregierung und den Landesregierungen, die ja jetzt die Vertrauensausschüsse der Volksvertretungen bilden, überlassen können. Ein Anhörungs- oder Vorschlagsrecht für die Verbände der Schriftsteller und Künstler wird vorzusehen sein. Eine Lösung muß auf alle Fälle gefunden werden. Der Schund und Schmutz ist nicht nur ein häßlicher Fleck auf dem Anstandsrock, sondern ein fressendes Geschwür an der Seele des deutschen Volkes.

Für den Hausiergewerbebetrieb war auch schon bisher die Möglichkeit der Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur im gewissen Umfange gegeben. Nach § 56 Ziffer 12 der Gewerbeordnung dürfen im Hausierhandel nicht vertrieben werden einmal Druckschriften, andere Schriften oder Bildwerke, bei denen eine Zusicherung von Prämien oder Gewinnen erfolgt, oder die in Lieferungen erscheinen, bei denen nicht auf jeder einzelnen Lieferung der Gesamtpreis bestimmt verzeichnet ist, beide Bestimmungen werden zur Verhütung des „Gimpelfangs" beizubehalten sein. Ferner sind vom Vertrieb im Hausierhandel ausgeschlossen Druckschriften, andere Schriften und Bildwerke, die in sittlicher oder religiöser Beziehung Ärgernis zu geben geeignet sind. Ob letzteres bei einer Druckschrift usw. der Fall ist oder nicht, hat die höhere Verwaltungsbehörde, das ist in Preußen der Bezirksausschuß, in Berlin der Polizeipräsident, zu entscheiden, gegen deren Beschluß das Verwaltungsstreitverfahren gegeben ist. Kommt man nach dem obigen Vorschlage zu einer Beschränkung von Schund und Schmutz auch für den stehenden Gewerbebetrieb, so wird es richtig sein, die Sonderbestimmungen für den Hausierhandel mit ihren anderen entscheidenden Behörden, die nur zu leicht auch sachlich andere Entscheidungen treffen können, aufzuheben und alle Presseerzeugnisse, die von der künftig allein zuständigen obenerwähnten Sachverständigenkommission als Schund oder Schmutz bezeichnet worden sind, im stehenden Gewerbebetrieb und im Hausierhandel gleichmäßig zu behandeln Man darf die ländliche Bevölkerung und ihre Versorgung mit Literatur nicht einem anderen Recht unterstellen als die städtische; denn darauf kommt der Unterschied zwischen Hausierhandel und stehendem Buchhandel in der

Hauptsache hinaus. Was seinem Inhalt nach im städtischen Buchladen gekauft werden darf, muß auch für den Hausierbuchhandel erlaubt sein.

Die bestehenden einschränkenden Bestimmungen über das gewerbsmäßige und nicht gewerbsmäßige Vertreiben von Presseerzeugnissen (Pressegewerberecht) bedürfen auch noch in anderen Punkten der Reform. Im § 4 des Pressegesetzes ist festgesetzt, daß eine Entziehung der Befugnis zum selbständigen Betriebe irgendeines Pressegewerbes, insbesondere zur Herausgabe oder zum Vertriebe von Druckschriften weder im administrativen noch im richterlichen Wege stattfinden kann, und daß im übrigen für den Betrieb der Pressegewerbe die Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung maßgebend sind. Der danach bestehende Grundsatz der Gewerbefreiheit findet auf die Verbreitung von Presseerzeugnissen von einer festen Verkaufsstelle aus unumschränkte Anwendung. Dagegen hat der Reichsgesetzgeber zahlreiche Beschränkungen für diejenige gewerbsmäßige und nicht gewerbsmäßige Verbreitung von Druckschriften vorgesehen, die nicht von einem festen Laden aus, sondern auf Straßen, Plätzen und anderen öffentlichen Orten erfolgt; darüber hinaus sind beschränkende Sonderbestimmungen für die öffentliche Verbreitung von Plakaten, Bekanntmachungen und Aufrufen durch Landesrecht zugelassen. Diese Vorschriften sind derart unübersichtlich und verwickelt, daß sie schon aus diesem Grunde dringend reformbedürftig sind. Um sich ein Bild der bestehenden Rechtslage zu machen, muß man unterscheiden einerseits zwischen gewerbsmäßigem und nichtgewerbsmäßigem Verbreiten, d. h. ob die Person, die die Verbreitung unmittelbar vornimmt, der Zeitungsverkäufer, der Zettelverteiler, der Plakateur usw., für seine Tätigkeit ein Entgelt erhält oder nicht. Ferner muß man unterscheiden zwischen den generellen Bestimmungen für „Druckschriften im allgemeinen" und den Sonderbestimmungen für solche Druckschriften, die Plakate, Bekanntmachungen und Aufrufe darstellen; noch andere Sondervorschriften gelten für Stimmzettel und bestimmte Druckschriften für Wahlzwecke. Bezüglich der Art der Verbreitung ist zu unterscheiden zwischen Verkaufen (d. h. der Empfänger zahlt für die Druckschrift einen Preis), Verteilen (d. h. der Empfänger zahlt nichts), Ausstellen und Auslegen, Anschlagen und Anheften, Ausrufen sowie Herumtragen (von Plakaten usw.). Endlich ist zu unterscheiden zwischen dem öffentlichen und dem nichtöffentlichen Verbreiten. Öffentliches Verbreiten ist das Verbreiten auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen und „anderen öffentlichen Orten"; als solche „anderen öffentlichen Orte" gelten alle Orte, die dem Publikum tatsächlich unbeschränkt zugänglich sind, z. B. Gastwirtschaften, öffentliche Versammlungsräume usw. Für alle diese verschiedenen Merkmale und ihre Kombinationen gilt verschiedenes Recht.

Nach § 43 Abs. 1 der Gewerbeordnung bedarf derjenige, der gewerbsmäßig Druckschriften, andere Schriften oder Bildwerke auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten ausrufen, verkaufen, verteilen, anschlagen oder anheften will, eines von der Ortspolizeibehörde auszustellenden Erlaubnisscheines, für dessen Erteilung, Versagung und Entziehung die Vorschriften der §§ 57, 57a, 57b der Gewerbeordnung mit einigen Abänderungen maßgebend

sind; bezüglich der Versagung oder Entziehung ist die Rechtskontrolle im Verwaltungsstreitverfahren vorgesehen. Für ein gewerbsmäßiges Ausstellen, Auslegen oder Herumtragen an öffentlichen Orten ist keine vorherige Erlaubnis vorgesehen; diese Arten der gewerbsmäßigen Verbreitung sind also völlig frei. Für nichtgewerbsmäßiges Verbreiten an öffentlichen Orten ist eine vorherige Erlaubnis nicht erforderlich, jedoch kann gemäß § 5 des Pressegesetzes unter den gleichen Voraussetzungen, unter denen der eben erwähnte Erlaubnisschein versagt oder entzogen werden darf, einem nicht gewerbsmäßigen Verbreiter seine Tätigkeit durch polizeiliche Verfügung untersagt werden. Gegen eine solche polizeiliche Verfügung sind die ordentlichen Rechtsmittel, insbesondere also auch die Rechtskontrolle im Verwaltungsstreitverfahren gegeben. Die gewerbsmäßige und nichtgewerbsmäßige Verbreitung jeder Art an „nicht öffentlichen" Orten, z. B. im Innern von Wohnhäusern, Fabriken usw unterliegt keinen Beschränkungen.

In § 43 Abs. 5 ist die Bestimmung ausgesprochen, daß das nicht gewerbsmäßige Verteilen von Druckschriften (aber nur das Verteilen, nicht etwa auch das Verkaufen usw.) *in geschlossenen Räumen* einer vorherigen Erlaubnis nicht bedarf — also auch dann nicht, wenn die geschlossenen Räume zu den anderen „öffentlichen Orten" in dem eben dargelegten Sinne gehören, z. B. Gastwirtschaften, öffentliche Versammlungsräume usw. Die Befugnis der Polizei, einer Person das nicht gewerbsmäßige Verteilen von Druckschriften an allen öffentlichen Orten, also auch in Wirtshäusern usw. gemäß § 5 des Preßgesetzes durch polizeiliche Verfügung zu untersagen, wird durch diese Bestimmung nicht berührt. Die Bestimmung des § 43 Abs. 5 erscheint für „Drucksachen im allgemeinen" überflüssig, denn es geht bereits aus § 5 des Preßgesetzes klar hervor, daß für eine nicht gewerbsmäßige Verbreitung von „Drucksachen im allgemeinen" eine vorherige Erlaubnis überhaupt nicht erforderlich ist; sie hat praktische Bedeutung lediglich für solche Drucksachen, die Plakaten, Bekanntmachungen und Aufrufe darstellen (vgl. unten). Die Rechtsprechung des Reichsgerichts und des Kammergerichts hat diese Bestimmung aber außerordentlich extensiv interpretiert, indem sie aus ihr gefolgert hat, daß eine Erlaubnis zum Verteilen von Druckschriften an öffentlichen Orten, die zugleich geschlossene Räume sind, auch für das *gewerbsmäßige* Verteilen nicht erforderlich sei. Diese Auslegung wird von der Wissenschaft stark angefochten und wohl mit Recht; denn einerseits schreibt § 43 Abs. 1 für das gewerbsmäßige Verteilen an „anderen öffentlichen Orten" usw. die Erlaubnis vor, ohne für geschlossene Räume eine Ausnahme zu machen, und andererseits bezieht sich § 43 Abs. 5 seinem klaren Wortlaut nach nur auf nichtgewerbsmäßiges Verbreiten. Für die Praxis muß indessen die Judikatur der höchsten Strafgerichtshöfe einstweilen maßgebend bleiben.

Nicht minder verworren sind die Sonderbestimmungen über Plakate usw. Nach § 30 des Preßgesetzes ist das Recht der Landesgesetzgebung, über das öffentliche Anschlagen, Anheften, Ausstellen sowie die öffentliche unentgeltliche Verteilung von Bekanntmachungen, Plakaten und Aufrufen Vorschriften zu erlassen, unberührt geblieben. Welche Druckschriften unter den Begriff Bekanntmachungen usw. fallen,

ist vom Gesetzgeber selbst nicht bestimmt. Es bleibt eine Tatfrage, die in jedem einzelnen Fall von den zuständigen Behörden und Gerichten zu prüfen und zu entscheiden ist. Nach dem noch gültigen Preußischen Preßgesetz vom 12. Mai 1851 dürfen anzuschlagende Bekanntmachungen, Plakate und Aufrufe, abgesehen von amtlichen Bekanntmachungen, nur folgenden Inhalt haben: Ankündigungen über nicht verbotene Versammlungen, öffentliche Vergnügungen, verlorene und gefundene Sachen oder andere Nachrichten für den gewerblichen Verkehr. Plakate usw. mit anderem Inhalt sind also gesetzlich unzulässig. Diese Beschränkung des Inhalts ist viel zu eng und praktisch unmöglich. Ein Plakat mit dem Inhalt: „Emil, kehre zurück! Es ist alles geordnet!" ist danach ebenso unzulässig, wie ein Plakat mit einem Aufruf zur Niederlegung oder zur Wiederaufnahme der Arbeit. Die tatsächliche Entwicklung ist denn auch, wie jeder Blick auf eine Anschlagsäule beweist, über diese gesetzliche Bestimmung längst zur Tagesordnung übergegangen — ein neuer Beweis dafür, wie das Gewohnheitsrecht dem Gesetzesrecht gegenüber doch stets die Oberhand behält. Das Preußische Preßgesetz bestimmt weiter in § 10 (unter Berücksichtigung des durch § 30 des Preßgesetzes bedingten Änderungen): Niemand darf auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder anderen öffentlichen Orten Aufrufe, Bekanntmachungen, Plakate gewerbsmäßig oder nichtgewerbsmäßig anschlagen, anheften, ausstellen oder nicht gewerbsmäßig verteilen ohne vorherige Erlaubnis der Polizeibehörde und ohne einen von derselben auf seinen Namen ausgestellten Erlaubnisschein, den er stets bei sich zu führen hat. Dieser Erlaubnisschein kann von der Polizeibehörde nach freiem Ermessen erteilt, versagt und jederzeit zurückgenommen werden. Also völlige Freiheit der Polizei! Wer dagegen Plakate, Bekanntmachungen und Aufrufe nicht „anschlägt, anheftet oder ausstellt", sondern „ausruft" oder „verkauft", fällt nicht unter das Preußische Preßgesetz, sondern bedarf, wenn er es gewerbsmäßig tut, einer Erlaubnis nach § 43 Abs. 1 der Gewerbeordnung (ebenso wenn er „gewerbsmäßig verteilt"), oder es kann ihm, wenn er es nicht gewerbsmäßig tut, diese Tätigkeit unter den Voraussetzungen und unter der Rechtskontrolle des § 5 des Preßgesetzes untersagt werden. Noch eigenartiger mutet die Rechtslage an, daß derjenige, der gewerbsmäßig Plakate, Bekanntmachungen oder Aufrufe „herumträgt", da diese Art der gewerbsmäßigen Verbreitung in § 43 der Gewerbeordnung nicht ausdrücklich aufgeführt ist, keiner Erlaubnis bedarf und auch keinerlei „Untersuchung" unterliegt, während demjenigen, der „nicht gewerbsmäßig" Plakate usw. herumträgt, diese Art der öffentlichen Verbreitung gemäß § 5 des Preßgesetzes untersagt werden kann.

Aus § 43 Abs. 5 der Gewerbeordnung folgert die maßgebende Rechtsprechung ferner, daß das nicht gewerbsmäßige „Verteilen" von Plakaten, Bekanntmachungen und Aufrufen an öffentlichen Orten, die sich in geschlossenen Räumen befinden (also in Gastwirtschaften usw.), und im Zusammenhang damit (vergl. oben) auch das gewerbsmäßige Verteilen von vorheriger Erlaubnis frei ist.

Eine Erlaubnis ist endlich nicht erforderlich gemäß § 43 Abs. 3, 4 der Gewerbeordnung für das gewerbsmäßige oder nichtgewerbsmäßige „Verteilen" (nur

für diese Art der Verbreitung) von Stimmzetteln und von Drucksachen zu Wahlzwecken für die Wahlen zu gesetzgebenden Körperschaften — Reichstag und Landtag — in der Zeit zwischen amtlicher Bekanntgabe des Wahltermins und Beendigung des Wahlaktes. Eine Untersagung dieser Tätigkeit gemäß § 5 des Preßgesetzes bleibt zulässig, wenn die Verteilung nicht gewerbsmäßig erfolgt. Bei gewerbsmäßiger Verteilung ist eine Untersagung ausgeschlossen. Erheblich weiter in der Befreiung von behördlicher Einmischung geht das Reichsgesetz vom 12. März 1884, das Stimmzetteln (aber nur diesen) für Wahlen zu öffentlichen Körperschaften (also auch für Stadtverordneten-, Krankenkassen- usw. Wahlen) die Eigenschaft als „Druckschrift" überhaupt abspricht und damit alle aus dieser Eigenschaft für ihre Verteilung oder sonstige Verbreitung herzuleitenden Beschränkungen überhaupt aufhebt.

Man sieht, das Knäuel dieser Vorschriften ist für den Laien so gut wie unentwirrbar, und auch die Fachleute befinden sich in diesem Irrgarten nur zu oft auf falschem Weg. Auf Schritt und Tritt spürt man in diesen Vorschriften den schon erwähnten alten Polizeigeist, der den Einfluß der Presse auf die öffentliche Meinung nach Möglichkeit zu verhindern sucht, und der, nachdem er dem Inhalt der Presseerzeugnisse und ihrer Verbreitung durch den stehenden Buchhandel nichts mehr anhaben kann, dies wenigstens durch Erschwerung ihrer Verbreitung an öffentlichen Orten zu erreichen sucht. Das ist mit dem Geist unserer Zeit unvereinbar. Das Verbreiten von Druckschriften, falls sie nicht wegen strafbaren Inhalts auf Grund des Gesetzes zu beschlagnahmen und einzuziehen sind — mag es nun durch Verkauf, Verteilen, Ausstellen oder auf irgendeine sonstige Weise geschehen — muß überall und jeder Person unter den gleichen Bedingungen und Voraussetzungen gestattet sein, unter denen andere Gegenstände feilgeboten oder sonst verbreitet werden dürfen. Die Presse und ihre Erzeugnisse dürfen nicht mehr unter ein Ausnahmerecht gestellt werden. Alle Versuche, Äußerungen der freien Meinung von der Öffentlichkeit unmittelbar oder mittelbar fernzuhalten, haben sich stets bitter gerächt. Eine noch so unrichtige und unsinnige Meinung, deren zwangsweise Unterdrückung durch Verwaltungsmaßnahmen versucht wird, hat stets den Märtyrerglanz für sich. Läßt man sie ungehindert an die Öffentlichkeit, so wird sie von der gesunden Vernunft am sichersten überwunden.

Es wird Sache der Presse sein, für den weiteren Ausbau ihrer Freiheit einzutreten.

# Das Gespensterschloß

Ein wunderbares Abenteuer des Weltdetektivs

## Herrn James C. W. Plum Kabeuschen

Erzählt von

## Wilhelm Matthießen

### Erstes Kapitel

#### Die Gehilfen, Billa und die Landkarte

‚Es dürfte eine durchaus dankenswerte Aufgabe sein, die Welt und die Menschen ein wenig von der Wirklichkeit, zu welcher auch der Mensch gehört, zu befreien. Diese Aufgabe zu lösen, habe Ich, Kabeuschen, unternommen, indem Ich alle obbesagten Wirklichkeiten durch eine bisher wenig bekannte Lichtquelle beleuchtete. Nun ist besagte Leuchtsubstanz mit gewissen radioaktiven Kräften begabt, welche in allen chemischen Grundstoffen und Zusammensetzungen, zu denen auch der Mensch gehört, den Atem Pans freimachen —‘

Diesen sonderbaren Satz hatte der berühmte Weltdetektiv James C. W. Plum Kabeuschen in sein Tagebuch geschrieben, just den nämlichen schönen Herbstmorgen, an welchem seine achtzigtausend Gehilfen, in kleine Kompagnien eingeteilt, die Treppen zu seiner Wohnung emporeilten. Lautlos, wie Katzen oder Affen, schlichen sie hinauf, nahmen an jeder Treppenwendung Deckung, sprachen, wenn jemand von den Hausbewohnern vorüberkam, laut und harmlos von den Gemüse- und Kartoffelpreisen; und so gelangten sie unerkannt in die Wohnung des Meisters, der sie zur Berichterstattung herbefohlen hatte. Das kam indes nur alle zwei oder drei Monate einmal vor. Und so setzte jeder der achtzigtausend seine Ehre darein, bei dieser Gelegenheit dem Weltdetektiv mit einem bedeutsamen Falle aufwarten zu können.

Einer nach dem andern nun trat in das Arbeitszimmer des Herrn James C. W. Plum Kabeuschen, welcher scheinbar zerstreut und ziemlich gelangweilt in seinem Klubsessel hockte und Zigaretten rauchte. Und jeder der Gehilfen begann seinen Bericht mit dem sinnigen Ausruf: ‚Ha, großer Meister!‘ Das war ein für allemal Vorschrift. Kabeuschen bemühte sich dann, den Anflug eines Lächelns um seine Lippen spielen zu lassen, klopfte nachlässig die Asche seiner Zigarette ab und fragte: ‚Was gibt’s, Joe Morris?‘

‚Meister, im Tiergarten hat sich ein junges Fräulein auf eine frisch gestrichene Bank gesetzt! Die Polizei verfolgt natürlich eine falsche Spur —‘

Der Meisterdetektiv unterbrach ihn.

‚Welche Schuhnummer?‘ fragte er kurz.

‚Achtundneunzig, großer Meister‘, antwortete Joe Morris.

Herr Kabeuschen sann nach.

‚Durchmesser des abgesessenen Flecks?‘ fragte er dann mit äußerst metallener Stimme.

‚Ein Meter achtzig!‘ erwiderte der Gehilfe mit hörbarem Stolz.

‚Hundertachtzig weniger achtundneunzig ist zweiundachtzig,‘ schloß der raffinierte Weltdetektiv sogleich; ‚sie wohnt in irgendeiner Straße Berlins Nummer zweiundachtzig im zweiten Stock, weil zweiundachtzig durch zwei teilbar ist. Sie werden sie zu finden wissen!‘

Der Assistent nickte und entfernte sich mit dem vorschriftsmäßigen: ‚Ha, großer Meister!‘

Darauf trat Jack Patterson ein. ‚Ha, großer Meister!‘

‚Nun?‘

‚Gestern abend fünf Uhr siebenundvierzig schwamm eine offenbar absichtlich abhandengekommene Petroleumkanne in der Spree‘, berichterstattete der schlaue Patterson.

Kabeuschen hob die Brauen.

‚Das gibt allerdings zu denken‘, sagte er ernst.

‚Ja‘, versicherte Jack und schloß scharfsinnig: ‚Es läßt sicherlich auf ein Verbrechen schließen.‘

‚Gewiß,‘ entgegnete Herr Kabeuschen; ‚also äußerst scharf nachdenken und Spur verfolgen.‘

‚Schön!‘ sagte Patterson und rieb sich die Hände, ‚habe schon einen Bindfaden an die Kanne gebunden — sehen Sie, Meister, hier ist das Knäuel — es wickelt sich geisterhaft lautlos ab!‘

Der Weltdetektiv, der schon so manches Entsetzliche, ohne mit der Wimper zu zucken, mitangesehen hatte, beschloß bei diesem erschütternden Anblick doch ausnahmsweise mit der Wimper zu zucken. Es gelang ihm sogar, ein weniges zu erblassen. Aber dann war sein Gesicht wieder undurchdringlich.

‚Sonst noch was?‘ fragte er.

‚Nein, Meister,‘ entgegnete Patterson, ‚habe Ihnen nur noch eine Nummer des Sausenburger Wochenblättchens mitgebracht. Ha, großer Meister!‘

Er entfernte sich ziemlich lautlos.

Herr Kabeuschen aber hatte kaum einen Blick in die Zeitung geworfen, da schrie er: ‚Billa!‘

Die ehrwürdige Haushälterin kam.

‚Billa,‘ befahl der Detektiv, ‚werfen Sie nunmehr den Rest der Assistenten, es müssen noch etwa vierundsechzigtausend sein, die Treppe herunter. Ich will heute niemanden mehr sehen.‘

Die Wirtschafterin nickte verständnisinnig, schlich dann heimtückisch in den Flur der Wohnung, in welchem ein großes Rad an der Wand angebracht war. Das drehte sie mit plötzlichem Ruck ein paarmal hin und her, wodurch sich sogleich der Treppenläufer in Bewegung setzte und heftig auf- und abgezogen wurde, so daß die vierundsechzigtausend Gentlemen den Halt verloren und mit ungeheurem Gepolter in die Tiefe stürzten. Es war, als wenn das Haus ineinandergebrochen wäre. Schüsse krachten, Knochen splitterten, Schädel dröhnten, ein gräßliches Gebrüll erhob sich. Doch als der Portier nach dem Rechten sehen wollte, waren die geschickten Detektivs bereits verschwunden. Keiner wußte, wo sie geblieben waren. Da ging der Portier voller Wut hin und prügelte einige Minuten lang seine ihm angetraute Ehefrau.

Indessen saß der große Detektiv an seinem Schreibtisch über die Zeitung gebeugt und las die von Jack Patterson mit Blaustift umrahmte Notiz zum siebenhundertsten Male. Er kannte sie zwar nach dem ersten Lesen schon auswendig, aber der detektivische Brauch verlangte durchaus ein siebenhundertmaliges, mit angestrengtestem Nachdenken verbundenes Lesen. Es war übrigens ein Glück, daß Kabeuschen die Stelle bereits auswendig konnte. Denn durch die ätzende Schärfe seiner Augen war sie längst von dem Zeitungspapier fortgelesen worden. Darum sah sich der Detektiv gezwungen, sie aus dem Gedächtnis in sein Taschenbuch zu notieren:

„Wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, beabsichtigt Graf R. das Stammschloß seiner Gemahlin, nämlich die Zierde unserer Gegend, das verrufene Schloß Regilindenbrunn demnächst zu beziehen. Regilindenbrunn ist eine selten pittoreske Besitzung und wird er dort seinen ständigen Wohnsitz nehmen. Man darf darauf gespannt sein, ob der sagenhafte „Hosenflecker“, der in dem Schloß und seiner Umgebung spuken soll, sich auch den neuen Herrschaften zeigt, beziehungsweise, ob die Polizei sich endlich bemüßigt fühlt, der ärgerlichen Sache auf den Grund zu gehen. Dem Einvernehmen unseres WT.-Korrespondenten nach hat sich die junge Gräfin bereits an einen bekannten New-Yorker Detektiv gewandt und verfolgen wir im Interesse unserer Leser die Sache mit größter Aufmerksamkeit.“

Als Kabeuschen diese feinstilisierten Sätze mit gebührender Feierlichkeit notiert hatte, stieß er einen gellenden Pfiff aus und kletterte geschickt an einem Büchergestell empor, Stockwerk um Stockwerk, ohne indes die dort in zerfetzten Einbänden Reihe an Reihe stehenden Bücher in nennenswerter Weise zu beschädigen. Aus dem obersten Fache nahm er unheimlich lautlos einen großen Atlas, schlug ihn sogleich auf, und, indem er das Buch über seinen Kopf hielt, ließ er sich, wie mit einem Fallschirm, zierlich hinab. Die Beine gebrauchte er als Steuer. So flog er über den Tisch und landete genau in seinem Sessel. Aus der Lücke aber, in welcher der

Atlas gestanden hatte, flatterten, aufgestöbert aus dem Schlaf, ein paar große Fledermäuse.

‚Laßt euch nicht stören, traute Tierlein', sagte Kabeuschen freundlich und schlug mit raschem Griff die Karte auf, welche die Umgebung von Regilindenbrunn zeigte. Lange und liebevoll betrachtete der große Detektiv das Blatt, bis es sich nach und nach mit einer feinen Phosphoreszenz überzog. Dann stiegen silbergraue Nebelwölkchen in den Tälern auf, die Berge umzogen sich mit leuchtendem Grün, die Quellen begannen erst langsam, dann immer kräftiger zu springen, der Bach rauschte durch den Wiesengrund, und ganz allmählich fing auch die Mühle zu klappern an. So lag die schöne Landschaft in reizender Anmut auf Kabeuschens Tisch. Und unter dem grünlichen Funkeln seiner Augen wurde sie von Minute zu Minute lebendiger und farbiger. Ganz tief neigte sich der große Mann über dieses ziervolle Zwergenland hin, besah jeden Weg und Steg, Hügel und Berg, Heide und Wald. Oft bog er mit vorsichtigem Finger ein paar Bäume zur Seite, um den Waldboden darunter genau zu betrachten. Manchmal nahm er eine Wildsau oder einen Hirsch auf die Hand, die er dann wieder behutsam in den Wald setzte. Er kostete von dem Wasser jeder Quelle, roch an alle Blumen, schüttelte alle Bäume. ‚Ha!' sagte er, ‚jetzt habe ich in wahrhaft genialer Weise das Tatsächliche dieser Landkarte meinem Gehirn einverleibt. Ich kann also nunmehr die Erhabenheit der Schönheit des Wechsels experimentell beobachten!'

Damit nahm er ein Kästchen aus der Schublade seines Schreibtisches, welches einige silberne, mit verschiedenfarbigen Pulvern gefüllte Döschen enthielt. Auf eins dieser Döschen waren in feinen Buchstaben die Worte: „Regen und Sturm" graviert. Dieses zierliche Ding öffnete der Weltdetektiv zuerst, nahm dann sein rechtes Auge aus der Höhle, schraubte es mit äußerster Vorsicht von dem Sehnerv ab und legte es vor sich hin. Darauf stellte er etliche winzige Schalthebelchen, welche sich an diesem Nervenstrang befanden, sorgfältig um, wodurch die einzelnen Nervenfäden in eine neue und besondere Verbindung miteinander gebracht wurden. Als das geschehen war, öffnete Kabeuschen die Linse des vor ihm liegenden Auges, tat ein paar Körnchen des Regen- und Sturmpulvers hinein, verschloß sie und schraubte das Auge wieder geschickt in die Höhle. In das andere tat er dann auf dieselbe Weise ein weniges von dem Pulver „Nacht und Nebel", worauf er sich, um die Wirkung zu beobachten, vor den Spiegel stellte. ‚Ha!' zischte er, ‚ich darf mit Recht völlig zufrieden sein. Das anmutige Experiment ist in der Tat durchaus geglückt!'

Und wirklich lag jetzt eine schwere, tiefe Nacht in seinen Augen. Der Spiegel war im Augenblick beschlagen von den nebligen Wolken, welche diesen finsteren Abgründen entstiegen. Mit gellendem Hojotoho! raste der Detektiv an den Tisch zurück und beugte sich über die kleine Landschaft. Lange Schatten fielen sogleich über die Wiesen, die Gipfel der Berge bedeckten sich mit Nebelkappen, und schwere, schwarze Wolkenzüge dampften zwischen den Höhen her. Die Wipfel der Bäume bogen sich im Wind, Regenschauer stürzten in die Wälder hinab, und die Kornfelder wogten wie stürmische Seen.

‚Ausgezeichnet! Wahrhaft ein artiges Stücklein', heulte der Detektiv durch die Berge hin. Aber da wurden auch seine Augen schon stiller, die Wolken verzogen sich über die Ränder der Karte hinweg, und an ihrem Ostrande stieg golden der Mond empor. Kabeuschens Augen aber schatteten nun über den Gründen, heimlich und voll wunderbarer Nacht. Unzählige Sterne blitzten auf in ihren schwärzlichen Tiefen.

‚O, o, und o zum dritten Male,' zischte da der große Detektiv, ‚nun ist die Stunde der Gespenster gekommen!'

Dreimal hauchte er in der Form eines Drudenfußes über die atemlose Landschaft, und dann sprach er in erhaben feierlicher Betonung diesen Vers:

‚Huuh! Gespenster ihr und Geister!
Ha! höret euren Meister!
Ihr Spüke, wo ihr sitzet,
Mit euren Flämmchen blitzet!'

Kaum hatte er das gesagt, da begannen allenthalben in der Karte kleine bläuliche Blitze aufzuknistern, an den Kreuzwegen und tief im Wald, auf den Äckern, in den Scheunen, in der unheimlichen Mühle und über dem Schloß Regilindenbrunn.

Kabeuschen lächelte tückisch. Dann blies er über die Karte, klappte den Atlas zu und schrie nach Billa, seiner Haushälterin. Sie solle die Wasserpfützen um den Tisch herum aufwaschen, befahl er mit eisiger Stimme. Es habe ein weniges geregnet.

* * *

## Zweites Kapitel

### Der Bahnhof

Ein prachtvolles Auto sauste durch Charlottenburgs romanisches Stadtviertel dem Bahnhof Zoologischer Garten zu. Zwei andere Autos folgten ihm in mäßigem Abstande. Von Zeit zu Zeit beugte sich aus jedem ein Kopf heraus und bemühte sich offenbar, nicht gesehen zu werden, aber seinerseits verschiedenes zu sehen. Dabei war es sonderbar, daß diese beiden eigentümlichen Fuchsköpfe jedesmal genau zur selben Sekunde in den Fenstern ihrer Autos erschienen. Mit plötzlichem Ruck schnellten sie vor, luchsten in der Richtung des verfolgten Autos und waren dann im nämlichen Augenblick wieder verschwunden.

Endlich hielt der verfolgte Wagen am Bahnhofseingang. Eine junge Dame stieg aus und eilte mit anmutigen Schritten auf die dunkle Halle zu. Die sonst so geschäftigen Reisenden, die Dienstmänner und Gepäckträger, alle traten sie, wie erschreckt von einem köstlichen Wunder, zurück, als sie die schöne Frau sahen. Einen jungen Mann aber, der auch auf dem Wege zum Bahnhof war, überlief es wie ein Blitz.

‚Großer Gott,' dachte er bei sich ‚— wie schön sie ist! Wie ein Lied geht sie dahin —'

‚Hüte dich, Söhnchen!' Eine Stimme sprach diese Worte über seine Schulter. Erschreckt schaute er sich um. Aber er sah nur einen Herrn von etwas sonderbarem Äußeren, der sich umständlich eine Zigarette anzündete.

Ärgerlich, seine Augen für einen einzigen Blick nur von der Dame gelassen zu haben, wandte er sich ihr wieder zu. Da sah er sie am Portal stehen und mit einem livrierten Diener sprechen.

‚Besorgen Sie mir mein Gepäck richtig,' sagte sie, ‚den Schein geben Sie mir, bitte, ins Coupé.'

Und während sie diese armen kleinen Worte sagte, fielen ein paar welke Blätter, wirbelnd in leisem Wind, vor ihr nieder.

Auch sie sah diese herbstlichen Blätter, und während sie mit dem Diener sprach, folgte sie mit stillen Augen ihrem wehmütigen Gleiten.

‚Die herbstlichen Augen —' dachte der Mann, ‚wo sah ich sie schon?'

‚Kennst du, Söhnchen, deine Schwester nicht mehr?'

Dem Manne war es, da er wieder diese Stimme hörte, als wolle das Herz ihm stocken. Aber er sah sich nicht einmal um, ging seiner schönen Schwester nach, wie im Traum.

Indessen war der Diener der Dame an den Schalter getreten, um die Fahrkarte für seine Herrin zu besorgen. Er sah nicht, daß links von ihm, gleichgültig eine Zigarette paffend, ein Herr stand, der die Reise- oder Sportmütze tief über die Stirn gezogen hatte und gelangweilt die dahineilenden Reisenden musterte. Er sah auch nicht an der rechten Seite des Schalters einen zweiten Herrn, der ebenso wie der erste gekleidet war und sich auch derselben tiefsinnigen Beschäftigung hinzugeben schien. Der arglose Mann dachte eben nur an die Fahrkarte seiner Dame.

‚Erster, Regilindenbrunn', sagte er.

Als das die beiden Herren hörten, pfiffen sie kurz durch die Zähne, und zwar genau in derselben Sekunde, so daß jeder nur seinen eigenen Pfiff vernahm.

Auch hiervon merkte der Diener nichts, bezahlte, nahm seine Fahrkarte und ging. Mit einem Sprung waren die beiden Herren am Schalter.

‚Erster, Regilindenbrunn!' zischten sie beide zu gleicher Zeit dem Beamten entgegen.

‚Beide Herren dasselbe?' fragte dieser gemütvoll.

Da zuckten die Herren mit den Sportmützen ein weniges zusammen, sahen sich an und merkten auf einmal, daß sie zu zweien waren. Keiner sagte etwas zu dem andern. Ihre Augen aber bohrten sich wie die Lichter zweier Raubtiere ineinander. Dazu sträubten sich ganz langsam ihre Haare, stiegen hoch und höher, bis endlich die Sportkappen eine Spanne über ihren Köpfen auf den starren, knisternden Haaren standen. So verging eine Weile in düsterem Schweigen. Dann aber zogen sie die Mundwinkel schief, der eine nach rechts, der andere nach links, und fletschten die blanken Zähne gegeneinander. Ein gräßliches Knurren stieg unheimlich aus den beiden Kehlen. Der Schalterbeamte war blaß wie eine Wand.

‚Aber ich bitte Sie, meine Herren!' stammelte er.

Da flammten auf einmal freundlichere Flämmchen in den Augen der Herren. Es war, als habe eine unsichtbare Hand mit einem Druck vier gelbe Glühbirnen angedreht. Die Haare der beiden legten sich wieder sanftmütig in wohlgepflegte Scheitel, die Kappen senkten sich wieder verwegen über die Stirnen. Und mit rascher, nichtsdestoweniger monumentaler Bewegung schlugen die zwei Herren ihre Überzieher zurück. Einer sah den Kriminalausweis des anderen. Und sogleich versuchte jeder, allerdings vergeblich, mit zwei Fingern den Rand seiner Mütze zu erreichen.

‚Will M. C. Morton, Weltdetektiv', stellte der eine sich vor.

‚Herr James C. W. Plum Kabeuschen, Weltdetektiv', schnarrte verbindlich der andere. Sie reichten einander die Hände und schüttelten sie mit markigem Druck.

Der Beamte reichte Will Morton die Fahrkarte. Der große Detektiv zahlte und ging, nachdem er sich von Kabeuschen durch einen äußerst raffinierten Pfiff verabschiedet hatte. Herr Kabeuschen antwortete mit einem bedeutungsvollen Zischen. Unter solchen Männern bedurfte es keiner Worte.

‚Zwei Erster, Regilindenbrunn!' sagte dann listig Kabeuschen. Und als er die Fahrkarten hatte, ging er, harmlos vor sich hinpfeifend, die Hände in den Manteltaschen, zum Bahnsteig empor.

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Wie ein Blitz zischte Kabeuschen die schweren D-Zug-Wagen entlang, um seine Dame zu entdecken. Auf einmal schnob er die Luft ein. ‚Ha, es reuchet nach Herbst!' knurrte er, ‚hier muß es sein!'

Und wirklich gewahrte er an dem Fenster eines Abteils erster Klasse das schöne Gesicht der jungen Frau. An einem Pfeiler der Bahnhofshalle aber lehnte traurig der Mann, welcher nun, kaum daß er die Schwester seines Herzens gefunden hatte, sie wieder verlieren sollte. Doch schon hörte er abermals die Stimme hinter sich:

‚Söhnchen, Söhnchen —'

Zu Tode erschrocken schaute er sich um. Niemand war zu sehen.

‚In deiner Tasche, Söhnchen, ruhet eine Fahrkarte — steig ein, Söhnchen —'

Verwirrt griff der Mann in seine Tasche und zog eine Fahrkarte erster Klasse nach Regilindenbrunn heraus.

Nur ein eleganter Herr in Zylinderhut und Pelzmantel spazierte harmlos in seiner Nähe.

Da riß sich der junge Mann zusammen, sah noch einmal seine Fahrkarte an und bestieg, ohne sich noch einmal umzuschauen, den Zug.

Der Herr im Zylinder und Pelzmantel lächelte tückisch. Aber nun trug er einen langen, greisen Bart und stützte sich ausgiebig auf seinen Stock.

Es war Kabeuschen.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, und schon rollte er mit majestätischer Kraft aus der Bahnhofshalle. Da, im letzten Augenblick machte der alte Herr ein paar tigerartige Sprünge und riß die Türe des letzten Wagens auf, wobei er mit einem behäbigen Weinreisenden, der ebenfalls noch den abfahrenden Zug zu erreichen suchte, ziemlich unsanft zusammenprallte. Doch die beiden Herren hatten Glück.

Sie knallten die Türe hinter sich zu und verbeugten sich dann kurz und zeremoniell voreinander, wobei sie beide den Mund nach verschiedenen Richtungen schief zogen, Pardon sagten und etwas murmelten von Standespflichten eines Detektivs, der durchaus nur in einen bereits abfahrenden Zug springen dürfe. Darauf gingen sie, unauffällig mit dem Anzünden ihrer Zigaretten beschäftigt, durch den Zug, bis sie vor dem Abteil der schönen Dame standen. Wie Puppen, die beide am selben Draht gezogen werden, schleuderten sie mit exakter Handbewegung die Zigaretten hinter sich und pfiffen kurz durch die Zähne.

Sie waren eben durch und durch Weltdetektivs.

Trotzdem entging Mister Morton, als er vor Kabeuschen das Abteil betrat, das heimtückische Lächeln, welches sein Berufsgenosse ihm unauffällig in den Nacken schleuderte.

* * *

## Drittes Kapitel

### ‚Treu um Treue'

Die junge Frau lehnte behaglich in ihrer Ecke und schaute in die vorüberfliegende herbstliche Landschaft hinaus. Und der Mann ihr gegenüber wußte nichts besseres zu tun, als ihren Blicken über Wiesen und Stoppelfelder, Hecken und Wälder hin zu folgen. So kam es, daß sich ihrer beider Augen auf einmal trafen, unversehens, in schönem Erschrecken. Jedes von ihnen hatte das Gefühl gehabt, als fliege die Seele des andern mit der eigenen draußen den Zug entlang, singend über die fahlen Bäume.

In diesem Augenblicke legte der große Kabeuschen die Zeitung, in welcher er bisher gelesen hatte, beiseite. Er hatte sich in einen schwarzlockigen Dichterjüngling verwandelt und schwenkte voller Begeisterung ein Notizbuch seinem amerikanischen Kollegen, der jetzt als strammer Offizier in Zivil dasaß, unter die Nase.

‚Ha!' schrie er, ‚Bruder Mensch, höre mich an!'

Wie aus tiefem Traum erwachend, rissen sich die Blicke der Dame und ihres Freundes auseinander.

‚Was?' schnarrte Will Morton, ‚Sind wohl verrückt?'

‚Göttlicher Wahnsinn,' erwiderte Herr Kabeuschen vorwurfsvoll, ‚kam über mich. Ha, Bruder Mensch, höre, welch erhabene Strophe mir in diesem Augenblick gelang!'

Und indem er das Notizbuch in Armeslänge von sich abhielt, las er diesen Vers:

‚Treu' um Treue, Ring um Ring —'

Mit weiten Augen schaute die Frau dem Manne ihr gegenüber in das Gesicht. Der Tonfall und der Klang dieser Worte hüllte sie wie in ein plötzlich aufwogendes Geläut schmerzlicher Erinnerung.

Kabeuschen aber sah sie strafend an und wiederholte mit dunkler Stimme:

‚Treu' um Treue, Ring um Ring —
Denkst du noch der Stunde?
Manches Jahr darüber ging,
Und noch brennt die —'

‚Ha! was bedeutet diese Handlung?' unterbrach ihn zischend Will Morton, indem er geschickt mit dem Daumen in die Ecke wies, wo der Mann, seinen Kopf in den Schoß der Dame neigend, ihre Hände mit Küssen bedeckte.

‚Warum, Elender, unterbrichst du mich?' erboste sich Kabeuschen; ‚ich beabsichtige, meinen Vers nunmehr zu vollenden . . .

. . . die Wunde!'

rief er dann gefühlvoll, aber mit triumphierendem Blick.

Der junge Mann und die Dame hörten den Reim nicht mehr.

‚Meine Julia,' sagte er, ‚meine liebe Liebste —'

So leise er sprach, entging doch keins seiner Worte den scharfen Ohren der großen Detektivs.

‚O du Lieber,' flüsterte sie, ‚endlich —!' Und dann lachte sie ihm beglückt in die Augen —

‚Daß wir uns in diesen Versen erst wiedererkannten!'

Dankbar schaute sie bei diesen Worten zu dem Dichter hinüber.

Der war verschwunden. An seiner Stelle saß ein ziemlich unrasierter Mann mit grünem Hütchen und zerfurchten Händen, die breit und wuchtig auf seinen Knien lagen.

Es war Kabeuschen, der sich nun angelegentlich mit seinem Gegenüber, einem würdigen Pastor, unterhielt.

Keiner hatte gesehen, wie die geschickten Detektivs die Verkleidung wechselten.

‚Mein Sohn,' fragte eben der Pastor, ‚welchen Beruf hat Ihnen der Herr in seiner allgütigen Vorsehung anvertraut?'

‚Ich bin Gärtner, hochwürdiger geistlicher Herr', sagte Kabeuschen voller Ehrfurcht.

‚Auch ich, mein Sohn,' antwortete der Geistliche, ‚bin Gärtner, jedoch im Weinberge des Herrn!'

Kabeuschen reckte sich. Ein zauberhaftes Feuer brannte in seinen Augen.

‚Sie halten mich wohl für einen gewöhnlichen Gärtner, meine geehrten Herrschaften?' sagte er und schaute einen nach dem andern im Abteil mit seinen flammenden Lichtern an, bis sein Blick sich zuletzt in die schönen Augen der Dame versenkte.

‚Ich bin nämlich Kunstgärtner!' erklärte er mit großem Stolz, ‚und ich werde das den geehrten Herrschaften durchaus beweisen!'

Damit riß er das Fenster auf, steckte zwei Finger in den Mund und pfiff gellend in die Landschaft hinaus. Entsetzt sprang die Dame auf. Aber der große Detektiv hatte bereits das Fenster wieder geschlossen, saß ruhig auf seinem Platze und zog eine unförmliche Zigarre aus der Hosentasche. Umständlich biß er die

Spitze ab und spuckte sie geschickt in eine Ecke. Dann begann er nach Zündhölzern zu suchen, wühlte vergeblich alle Taschen durch, schrie und fluchte, bis er sich voller Wut die Faust in das Auge stieß. Ein Blitz, grünlich und grell, zischte unter den Lidern heraus. Sogleich wogte ein grauer Qualm, dick wie Nebel, in dem Abteil. Und als er sich nach einer Weile verzogen hatte, brannte die Zigarre des großen Mannes, die einen Duft wie von uralten Tannenwäldern verbreitete. Aber zugleich mit diesem erfrischenden Geruch schien sich eine kühle Walddämmerung von irgendher in das Abteil zu senken. Entsetzt starrte Will Morton den deutschen Detektiv an. Die Dame aber und ihr Freund schauten fast atemlos über die weite Landschaft hin, welche der Zug durcheilte.

Von allen Seiten rasten, über Felder und Heiden hin, gewaltige, himmelhohe Tiere, schwarz, mit schwefelig glimmernden Augen, auf den Bahndamm zu. Ein Geheul erhob sich, wie ein mächtiger Sturm. Die Sträucher beugten sich, die Bäume neigten sich.

Und immer mehr der Sturmwölfe brausten heran. Ein Wimmern, ein Brüllen umheulte den Zug; und schon lag das weite Land da in tosender Nacht.

Von Kabeuschen und dem großen Amerikaner war nichts mehr zu sehen.

Die junge Frau aber saß still und froh bei ihrem Freund. Ein Glücksgefühl ohnegleichen kam über sie beide, als sie sich allein sahen. Je wilder draußen der Sturm raste, desto heimlicher ward es um ihre Herzen.

‚Lieber,‘ sagte sie, ‚nun haben wir noch fünfzehn Stunden zu fahren — welche Ewigkeit!‘

Dann schwiegen sie beide.

Und stiller wurden draußen die heulenden Wölfe. In eintönigem Grau hingen die dämmrigen Wolken nun über dem Land.

Zärtlich sah der Mann in das schöne, blasse Gesicht der Frau, deren Kopf wie in seliger Ermattung an seiner Schulter lehnte.

‚Eine Ewigkeit, Julia,‘ sagte er ‚— aber dann?‘

Sie hielt ihm den Mund zu; aber schmerzlich dunkelten ihre Augen, als sie ihm mit lachenden Lippen Antwort gab:

‚Still, stille, du,‘ sagte sie, ‚schlafe, mein Kindchen, es ruhn Schäfchen und Vögelein nun —‘

Da schaute er auf. In dichtem Schneegestöber fuhr der Zug dahin. Kein Baum, kein Haus, nicht Berg und Wolke war mehr zu sehen. Und eine liebliche Dämmerung lag über dem kleinen Raume, in welchem die beiden, eng aneinandergeschmiegt, in die wirbelnden Flocken träumend, saßen, wie an ruhigem, heimischem Herd.

‚Das tat der wunderbare Gärtner, Liebster,‘ sagte sie ganz leise, als fürchte sie, den schönen Frieden zu stören.

‚Unsre Herzen hat er nur aufgeschlossen — nichts anderes, Kind —‘ gab er wie in plötzlich aufrauschender Freude zurück.

Der Schneesturm pochte ans Fenster. Und die Frau schauerte zusammen in klingendem Glück.

‚Mein Mädchen, du frierst?' lachte er leise.

Ein eisiger Hauch ging über sie hin.

‚Da war er wieder, der Gärtner, der Engel —' flüsterte sie.

Und schon umwogte sie knisternd ein unendlicher Eisblumenwald, durch welchen sie hingingen, Arm in Arm wie zwei ineinandersingende Melodien. Schneekristalle umstäubten sie, und die wunderlichen Blumen und Bäume klangen wie Silber und Glas.

Verwirrt schaute die Frau ihrem Liebsten in die Augen. Da rauschte es über seine Seele. Und durch den Eisblumenwald wogte ein Klingen. Das spann sich um die blitzenden Zweige, wurde zu tönendem Wort. Und als es sang und sich dichtete, da merkte die Frau, daß es das Lied des Gärtners war. Das läutete durch den Eiswald hin und den wirbelnden Schnee:

Treu' um Treue, Ring um Ring —
Denkst du noch der Stunde?
Manches Jahr darüberging,
Und noch brennt die Wunde.

Ein warmer Wind umspann die klagende Stimme.

Fester schmiegte die Frau sich in den Arm ihres Freundes. Da zwitscherten die Vögel von den Ästen der Bäume, grüne Blättchen sprossen an jedem Zweig, und Veilchen dufteten über den Weg.

Und wieder begann das Lied, und immer neue Wunder taten sich auf bei jedem Ton:

Sieh die Wälder nun sich breiten
Und den Veilchenweg,
Sieh mit mir dich selber schreiten
Jeden kleinen Steg.

Ob den Traum nun krönt Gelingen?
Finden wir uns heim?
Meine Wälder, Liebste, singen
Stets nur diesen Reim —

Und in ihrem tiefsten Grunde
Eine Quelle fließt —
Zauberbronn, der unsre Wunde
Herz am Herzen schließt.

Wenn ein Gott ihn uns versagte —
Ist es nicht genug,
Daß einst Mund am Munde klagte,
Herz am Herzen schlug?

Asternkranz, der mich beglückt,
Dies ‚Es war einmal —',
Krone, die noch einst mich schmückt
In der Götter Saal.

Wie in dunkle Ferne hörte die Frau diese letzten Worte verklingen. Das Schneegestöber im Eisblumenwald und der Maiwald um den Veilchenweg war verschwunden.

Der Zug hielt auf einem kleinen Bahnhof, und der Herbst leuchtete rings von den Bergen.

Wie im Traum stieg die junge Frau aus. Ein Herr in Stulpenstiefeln und Jägerhütchen kam ihr entgegen.

‚Nun, Julie, gute Reise gehabt?' sagte er sehr laut.

‚O,' entgegnete sie, ‚es hat unterwegs tüchtig geschneit — es war so schön —'

Sie stieg zu dem Herrn in einen eleganten Jagdwagen. Der sauste davon über die obstbaumumsäumte Landstraße in die Berge hinauf.

Schweigend schaute der junge Mann ihm vom Bahnhof aus nach.

Die raffinierten Detektivs aber folgten ihm im Chausseegraben.

* * *

## Viertes Kapitel

### Von einem Engel und allerlei Gespenst

Die blanken, klaren Herbsttage gingen dahin, still und in leuchtendem Fluß. Immer fahler wurden die Berge, immer bunter das Laub, und weißbereift war des Morgens Wiese und Wald.

Will Morton, der große Detektiv, hatte sich auf dem Schlosse Regilindenbrunn einquartiert. Tagaus, tagein strich er lautlos durch die Korridore, durchstreifte das Schloß von den weiten Kellern bis hinauf in die Balken des Daches, um eine Spur von den Gespenstern zu entdecken. Aber er fand nichts. Doch wenn ihn der Graf oder Gräfin Julia beim Frühstück fragte, pfiff er durch die Zähne, zündete sich eine Zigarette an und tat gewisse sonderbar klingende Aussprüche, deren Sinn keiner zu begreifen vermochte.

‚Nicht wahr, Herr Graf,' sagte er eines Tages, ‚Ihre Frau Großmutter pflegten zu schnupfen?'

‚Nein, Morton,' lachte die Gräfin, ‚aber sie aßen gern junge Teufel in Gelee!'

Als der Detektiv das hörte, pfiff er wiederum leise durch die Zähne.

Die Gräfin aber stand auf und ging an das Fenster, schaute über die sonnigen Berge hinaus in die blaue Ferne. Wie eine schöne Glocke tönte des Freundes Lied hinauf in ihre klagende Seele —

‚ist es nicht genug,
Daß einst Mund am Munde klagte,
Herz am Herzen schlug?'

Da sah sie die Wälder erschauern im Wind.

‚Wir werden Regen bekommen!' sagte Morton mit furchtbarer Entschlossenheit.

Wirklich rauschten am anderen Morgen in heulendem Sturm endlose Regengüsse über die Wälder hin.

An diesem Abend stand Julias Freund, der sich im nahen Forsthause eingemietet hatte, am offenen Fenster und sah in den Wald hinab.

‚Ich will in den Sturm hinaus,' dachte er, ‚wer weiß, ob mein Herz dann nicht stiller wird?'

Da heulte ein Uhu tief im Forst, erst leise, wie wenn eine Wetterfahne im Sturme kreischt, und dann lauter und gellend, als riefe er alle Toten wach in Land und Meer. Und die Försterin malte sogleich mit Kreide einen Drudenfuß außen auf die Haustür und verstopfte das Schlüsselloch mit Lappen und Werg.

Der junge Mann aber lachte sie aus und ging geradenwegs in den tobenden Wald, dem sonderbaren Geschrei entgegen. Und je tiefer er in den Forst kam, desto wilder wurde das Heulen des Vogels.

‚Ob er nicht auf der alten Buche dort sitzt?' dachte der Mann.

‚Huoh! mein Herr! Ich bewundere in der Tat Ihr feines Gehör!' so tutete es von der Buche herab.

Ein gewaltiger Vogel hockte auf dem höchsten Aste und äugte mit funkelnden Lichtern auf den Wanderer hinab.

‚Wer ist da?' rief der Mann.

‚Wer ist da?' heulten Echo und Sturm brüllend zurück.

Der Vogel knappte mit dem riesigen Schnabel.

‚Ich komme herunter, mein Herr', kreischte er verbindlich.

Und die schwärzliche Gestalt löste sich von dem Astknorren, warf sich hinaus aus der rauschenden Buchenkrone und schnellte sich in wundervoller Spirale zu Boden.

Ein kleiner Herr, mit Sportmütze und Shagpfeife, stand vor dem jungen Manne.

‚Nicht wahr, mein Herr', sagte er freundlich, ‚Sie verstehen wohl — wenn ich den Sprung nicht so äußerst geschickt in Spiralform vorgenommen hätte, wäre ich zum mindesten einige Meter tief in die Erde gesunken —'

‚Wer sind Sie?' fragte der andere.

‚Nicht wahr, mein Herr,' antwortete der Kleine, ‚verstehen Sie mich wohl — einige Meter tief in die Erde — wissen Sie, was das heißt?'

‚Wie Sie heißen?'

‚Sehen Sie,' lächelte der Kleine, ‚es ist schon vorgekommen, daß ein Meteor auf die Erde fiel. Hat den ganzen Erdball durchgeschlagen. Aus dem Loch sind dann Tag für Tag die Affen hervorgekrochen — unangenehm, äußerst unangenehm, nicht wahr, mein Herr? Ich bin nun ein wirklich rücksichtsvoller Meteor, wie Sie gesehen haben . . .'

Der junge Mann wußte nichts zu erwidern.

‚Nicht wahr, Herr Assessor,‘ fuhr der mit der qualmenden Pfeife vertraulich fort, ‚Sie sehen doch ein, daß ich als übersinnliches Wesen, ja als Detektiv, als Detektiv von Rang, mit jedem Menschen zuerst ein ganz harmloses Gespräch beginnen muß? Doch nunmehr bitte ich, dieses als glänzend gelungen und durchaus erledigt zu betrachten. Mein Name? Kabeuschen, Herr Kabeuschen — —‘ stellte er sich vor.

‚Detektiv?‘

‚Von Weltruf, mein Herr,‘ ergänzte der große Mann bescheiden — ‚stelle Ihnen gern meine Tatkraft zur Verfügung, denn —‘

Er reckte sich hoch auf und rezitierte voll Feuer:

‚Denn noch brennt die Wunde!‘

‚Was kümmert Sie Julia?‘ fuhr ihn, rot vor Zorn, der andere an.

Da wurde die Stimme des Kleinen wie eine tiefe schöne Glocke, und er sprach:

‚Ihr guter Geist bin ich, bin ihr Engel, bin ihr Licht —‘

Da barg der junge Mann sein Gesicht in die Hände.

‚O meine Julia —‘, sagte er.

Die tiefe Glocke aber läutete wieder über ihn hin.

‚Ihr Herz ist weh nach dir —,‘ sprach sie, ‚und du läßt sie allein —‘

‚Alle guten Geister loben Gott —,‘ rief da der andere, ‚wer bist du?‘

Aber die Stimme klang schon wie aus weiter Ferne.

‚Nun führ' ich sie den letzten Weg —,‘ sang sie feierlich durch den rauschenden Wald, ‚— und leucht' ihr du den dunklen Steg — — komm mit — komm mit!‘

Ein Gelächter meckerte um den jungen Mann.

‚Verdammt, fürwahr, verdammt, Herr Schulrat!‘ lachte Kabeuschen, der friedfertig neben ihm stand; ‚wie die Eule so sonderbar schreit —! Kommen Sie mit?‘

‚Wohin?‘

‚Ei, ei!‘ kicherte geheimnisvoll der Detektiv, ‚hat uns die gesegnete Eule nicht gerufen? . . . Bin nämlich hier den Regilindenbrunner Gespenstern auf der Spur! — Drüben ist schon der Kreuzweg, mein Herr!‘

‚Drüben?‘

‚Ja, mein Herr, nur etliche Kilometer von hier —‘

Er bog kalt lächelnd eine unendlich hohe Buche, in deren Krone die Wolken tropften, mit dem Zeigefinger auf die Erde hinab.

‚Bitte, nehmen Sie Platz‘, sagte er freundlich, und wies auf einen bequemen Ast im Wipfel des Baumes. Dann setzte er sich neben den jungen Mann, legte die Beine übereinander und zog sich die Hose sorgfältig am Knie in die Höhe, worauf er den Ginsterbusch, an welchem er sich gehalten hatte, losließ. Sogleich schnellte der Baum empor, und die beiden flogen hoch über Wäldern und Wolken in schönem Bogen dahin.

Der Detektiv klopfte während des Fliegens sorgfältig seine Pfeife aus und nahm eine Zigarette aus seinem Etui.

‚Den Teufel auch!‘ bellte er, ‚es dürfte in dieser ätherischen Region in der Tat eine gewisse Zugluft herrschen! Bitte, Herr Inspektor, halten Sie doch Ihren Hut hinter das Zündholz —‘

Der junge Mann schreckte auf aus seinem Sinnen. Er stand mit seinem Begleiter an dem Kreuzweg. Und schon brannte die Zigarette des Weltdetektivs. Wie aus der Esse von Nebukadnezars Feuerofen sprühten die Funken dahin im Sturm.

Kabeuschen aber zuckte nicht einmal mit der Wimper. Kalt lächelnd zog er seinen genial konstruierten Revolver und drückte nach anscheinend flüchtigem Zielen los. Die Kugel zischte neunmal in haarscharf gezirkeltem Kreise um den Kreuzweg und flog dann in die Mündung des von Kabeuschen geschickt umgedrehten Revolvers zurück.

‚Nunmehr, Herr Studienrat,‘ sagte der Meisterdetektiv gelangweilt, ‚ersuche ich Sie, den von mir gezogenen Kreis nicht zu verlassen und äußerstes Stillschweigen zu beobachten! Wie Sie nämlich, um den volkstümlichen Ausdruck sehen zu vermeiden, vermittels einer Okularinspektion wahrnehmen dürften, erscheinen bereits etwelche gespenstische Gegenstände, Materialisationen oder objektive Subjekte auf dem Schauplatz!‘

Wirklich hüpften aus dem brausenden Walddickicht in langer Reihe, einer hinter dem andern, etliche zwanzig langbärtige Zwerge heran. Auf einen Wink des Meisterdetektivs hockten sie sich um den von Waldefeu dicht umwucherten Wegweiser, worauf sie allesamt mit Zunder und Stahl Feuer schlugen und die Lichter in ihren Augen ansteckten. Die stachen dann wie grünliche Flämmchen giftig durch Dämmern und Nebel.

‚Sehr gut, ausgezeichnet!‘ zischte mit gellendem Pfiff der große Meister durch die eigens zu diesem Zweck hergestellte Zahnlücke.

Dann trat er hart an den Rand des Kreises und nahm aus seiner anscheinend recht geräumigen Tasche eine Anzahl Violinen, Altgeigen, Cellos, Bässe, Pauken, Tuben, Trompeten, Klarinetten, Flöten, Oboen, Posaunen, welche er den Zwergen über den Kreis hin zuwarf. Jedes der kleinen Männchen fing das ihm bestimmte Instrument mit lebhaftem Gröhlen und kunstfertig bewerkstelligtem Purzelbaum auf.

Der junge Doktor schüttelte den Detektiv am Arm.

‚Um des Himmels willen —‘ rief er —

‚Um Julias willen!‘ verbesserte ihn Kabeuschen, indem er tadelnd den Kopf schüttelte; ‚aber fahren Sie fort!‘

‚Was soll das werden, Herr . . . Herr . . .‘

‚Kammergerichtsrat‘, ergänzte der Weltdetektiv verbindlich.

‚Keine Angst, Herr Superintendent, die Gespenster von Regilindenbrunn beziehen lediglich ihre Posten —‘

Damit hob der große Detektiv seinen Taktstock, ein Blitz grellte blaugrün über den Wald, ein Donnerschlag, daß die Erde dröhnte — — aber der Zwerg hatte ja nur einen Hieb auf die Pauke getan.

‚Sehr schön, lieber Pumdera', sagte Kabeuschen anerkennend; dann aber winkte er mit dem Taktstock den Geigern — die setzten ein, ganz leise, fast piepend. Doch dann wechselten sie plötzlich den Rhythmus, und in immer schnellerem Tempo pfiffen sie einen wütenden Marsch dahin.

Gellend fielen die Flöten ein, Oboen, Fagotte heulten schauerlich auf; wie ein Sturm brausten die Celli drein, rasten die Bässe im Marsch.

‚Ausgezeichnet!' grinste der Weltdetektiv und winkte mit dem Taktstock dem jungen Doktor zu.

Der fuhr auf wie aus tausend rauschender Träume Versunkenheit. Und jetzt erst sah er, daß ein fetter Teufel vor Kabeuschen hockte und dem wahrhaft großen Manne die aufgeschlagene Partitur vorhielt.

‚Herr Lehrer!' zischte der Detektiv, indem er mit einem Wirbel vertracktester Bewegungen weiter dirigierte, ‚Herr Lehrer, schauen Sie mir gefälligst, ha! über die linke Schulter in die Partitur!'

Der Doktor sprang auf, sah noch, wie aus dem Walde Gespenst auf Gespenst heranstampfte: der feurige Mann ohne Kopf, die alte Hexe Fuiphumke, der gräßliche Wuchter, die Gehenkten alle vom Hochgericht, der Hosenflecker und die feurigen Hüter versunkener Schätze, weiße Fräulein, weiße Frauen — eins immer hinter dem andern, tanzend, hopsend, sich reckend, sich krümmend im Takt der Musik, flammend in Feuer und Schwefel.

Ein grünes Lichtchen zuckte auf dem Taktstock Kabeuschens — die Geigen pfiffen, Regen und Sturm, Geist und Gespenst, Saft in Bäumen, Blut in Herzen — alles wogt und springt, weht und braust im Rhythmus der Geigen dahin.

Und die Gespenster neigen sich tief vor Kabeuschen; es pfeifen die Geigen, talwärts hüpfen im Takt die Gespenster —

‚Ha! über die linke Schulter in die Partitur!' schrie der Detektiv.

Da stand der junge Doktor und schaute. Und das Herz ging ihm auf, die Augen gingen ihm über —

‚Meine Julia —' sagte er, ‚o Julia —!'

* * *

## Fünftes Kapitel

### Liebeslied und Sterbegesang

‚Julia, Julia!' rief er über die Heide —

Auf Bergöden toste der Sturm, trieb den stürzenden Regen schräg vor sich her über die herbstliche Höhe.

„Wer rief mir? Wehe, mich narrte der Wind —"

In triefenden Kleidern lief eine Frau über die Heide.

Fern pfiff es im Wald, wie aus gespenstischen Fagotten heulte der Sturm

‚Julia!'

„Liebster!"

Noch einmal gellten sie auf, Geigen, Flöten und Holz —

‚Aufpassen! Aushalten! Fermate!‘ schrie es im Sturm. Da schwiegen die Winde, schwiegen Wald und Wolken —

„Stille, still, du liebes Herz —“

‚Fand sich deines, liebe Liebste, endlich heimatwärts —?‘

„— Ach, schon wieder braust der Wind —“

‚Still, stille, mein Kind!‘

Da schwiegen sie beide. Und im Wald erhob sich ein dunkler Klang, wogte über die Heide hin, süßester Geigen silbernes Lied. Julia lauschte wie gebannt in die tönende Ferne. Con amore setzten die Celli ein —

Und wie wenn hinter den klaren Bergen eine Mairegenwolke aufsteigt, so stieg ein Weinen dämmernd in Julias Augen.

‚Wie im Tönen unsrer Herzen — Welt um uns versinkt —‘

„Ach, dein Mund mir meine Schmerzen mit der wilden Träne trinkt —“

‚Liebe Liebste, sieh, dein Leid —‘

„Wird nun Seligkeit!“

‚Traue du, du süße, im Lied noch klingt die Not —‘

„Liebster, nein, ich grüße selig nun den Tod!“

Maëstoso klangen die Celli, sehnsüchtig dunkel fielen die Bläser ein.

Und er sprach zu Julia:

‚Nun ist das Wort gesagt —‘

Traurig schaute die Frau ihn an:

„— das alles klagt —“

‚Hörst du, es schweigt das Lied —‘

„Doch meine Seele, Liebster, die blüht; Herbst und Winter gingen nun hin — o Liebster, nun wollen wir ziehn!“

‚Und dann?‘

Nach einem Mairegen in Frühlingsnacht stand morgens der Flieder in Blüte, so war es, als nun die Geigen wieder rieselnd hintönten im Lied.

„Und dann?“ sprach Julia; „— Liebster, ich frage nicht! Ob drüben uns empfängt ein Licht, seliger Sonne Pracht — oder die ewige Nacht — in des Todes Reich — Liebster, mir ist es gleich! Jahre leben — und verderben, fern von dir, ohne Trost, allein — Herz am Herzen, Liebster, sterben — — Liebster, laß mich glücklich sein!“

Aber da sprach er zu Julia:

‚Nein, du Zage, Mädchen, kleines, weit ist ja die Welt! Eines, du, am Arm des andern, liebe Liebste, laß uns wandern! Und die Wälder alle hör' ich singen, läuten alle Glocken! Liebe Liebste, laß dich locken!‘

Doch traurig schüttelte Julia den Kopf und sprach zu ihm:

„Ach, du willst die Stunden zählen —! Ich kann nimmermehr Tod und Leben wählen. Aus des Herzens schwerer Wunde sieh mein Leben fließen —! Eh' sie dunkelt, diese Stunde, laß sie uns genießen!“

Aber er verstand sie nicht, sprach zu ihr:

‚Im Schoße der Zeiten uns ruhn noch tausend Stunden auf Avalun! Und Sonne steht im Morgen — mußt nicht um den Abend sorgen!‘

Sie lächelte nur und sagte:

„Es dunkeln alle Wälder, es neigte sich der Tag — o Liebster, sei nicht zag! Von tausend Tagen die Sonnen, von tausend Nächten die Wonnen, all die blühenden, heißen — in e i n e Stunde zusammenzureißen! Dann gehen alle Sterne in unsren Herzen auf! Dann singt in uns die Ferne, der Planeten Lauf, und du und ich und ich und du, unsre Liebe läutet immerzu — über Zeiten und Menschen und Räume, wird eine Glocke in der Welten Geträume, läutet Menschen und Göttern, Steinen und Strömen, Bäumen und Blättern — o du — doch nur der Tod uns weiht dieser heiligen Ewigkeit —“

Als sie das sagte, da kniete er vor ihr und legte den Kopf in ihren Schoß. Und nun sprach er zu ihr:

‚So mit dir versinken, Liebste, welche Lust! Ach, am Bronn der Welten trinken — Freude, nie gewußt! Mit den Wolken unsre Liebe dann sich in die Wälder gießt, und mit Quelle, Bach und Strömen rauschend meerwärts fließt. Unsre Herzen wehn zusammen dann in jedem Lied, und in aller Feuer Flammen unsre Liebe blüht. Sag nicht, daß der Tag sich neigte, daß es Abend ward — Sieh, es röten sich die Berge — Tag des Todes, Tag der Liebe — letzte Sonne, die uns glänzt! Fern versinkt des Lebens Trübe, Himmlische, wenn du uns kränzst!‘

„Aller Sterne Lied nun töne, aller Welten Brautgesang, und in heil'ger Götterschöne unsrer Herzen Glockenklang!“

‚Ja es schlug die hohe Stunde, und die Nacht der Liebe sinkt: Tod und Liebe, Mund vom Munde, eines von dem andern trinkt.‘

„Schon verströmen unsre Bronnen — — aller Welten Seligkeit! Und es läuten alle Sonnen — und die Glocke Ewigkeit —“

* * *

## Sechstes Kapitel

### Eine erschreckliche Gespenstergeschichte

‚Mein Herr, ich glaube, draußen eine wahre Sturmsymphonie zu vernehmen‘, sagte der große amerikanische Detektiv zu dem Grafen.

Der sah Will Morton voller Verblüffung in die Augen.

‚Ihre Logik, Meister, fängt mir beinahe an, unheimlich zu werden‘, sagte er.

Kaltblütig stopfte Will Morton seine Pfeife.

‚Wir werden ja sehen‘, murmelte er mit ehernem Gesichte.

In diesem Augenblick hörte man ein Rennen und Schreien im Treppenhause.

Will Morton spitzte die Ohren, entsicherte seine vierzehn Revolver und sagte: ‚Ha!‘

Dann stand er auf. Und der Graf hatte den Eindruck, als sei der kühne Mann aus Erz gegossen.

‚Ich muß sehen, was im Treppenhause vor sich geht!‘ zischte der große Detektiv; ‚sagen Sie, Graf, wie komme ich am besten an den Schauplatz des Lärmes?‘

Der Graf deutete auf die Türe. Aber Will Morton sah ihn strafend an.

‚Die Türe?‘ sagte er traurig; ‚bei der Ausübung seines Berufes kennt der Detektiv keine Türen.‘

Und er nahm sein Beil zur Hand, mit dem er neben der Tür ein Loch in die Mauer schlug, durch welches er äußerst geschickt in den Korridor schlüpfte. Dann schlich er auf allen Vieren mit großer Vorsicht der Treppe zu. Aber schon stürzte die Dienerschaft, Kutscher, Kammerdiener, Küchenmädchen und Zofen hinauf.

Der unerschrockene Detektiv richtete sich plötzlich zu seiner ganzen Größe empor und stellte mit scharfer Betonung die knappe Frage:

‚Ha! was ist geschehen?‘

Ein Pferdejunge schrie gellend auf.

‚Herr, die Weiße Frau ist hinter uns her!‘ flüsterte er in namenlosem Grauen.

Will Morton pfiff durch die Zähne.

‚Und im Keller, Herr,‘ sagte ein Küchenmädchen, ‚tappt der feurige Mann umher!‘

„Allright‘, zischte der Detektiv, knüpfte seinen Lasso um einen Treppenpfosten und glitt, den Kopf nach unten, blitzschnell in die Tiefe.

Unterdes ging der Graf mit aufgeregten Schritten im Ahnensaal auf und ab, auf und ab. Der Sturm heulte um das Schloß, und die Mauern dröhnten in ihren Grundfesten. Auf dem Balkon kratzte und pfiff es, trippelte über die Böden, mauzte und greinte, als wäre ein Heer von Gespenstern droben am Werk. Dröhnend aber lachte es aus den Kellern, rumpelte und tutete — und gräßlich hallten die Schreie der Geister durchs Haus, hinächzend durch alle Stuben und Säle. — Und seufzend wehte die weiße Frau über Korridore und Dielen hin.

‚Wer sind Sie?‘

Zähneklappernd rief der Graf diese Worte der bläulich, wie ein geheimnisvolles Licht in den Saal schwebenden Frau entgegen.

Die weiße Frau aber sah ihn nicht an, stellte den dreiarmigen silbernen Leuchter, den sie in der Hand trug, auf den Tisch und winkte den Rittern und Damen auf den großen Ahnenbildern zu. Und wie das Läuten einer versunkenen Glocke wehte es durch den Saal:

‚Unsre Jüngste, unser Mädchen, rüstet sich zur Ruh — Zu bereiten ihr ein Bettchen, ruf' ich euch herzu!‘

Waffen klirrten, Atlasröcke knisterten, aus den Rahmen stiegen die Frauen und Ritter. — Fahl leuchtete der Abend in den Saal, eine schwere Luft, modrig und kühl, wehte über die vielen Toten hin, die in langer schweigender Reihe, von der weißen Frau geführt, aus dem Saale wandelten.

Wie im Traume schritt der Graf hinterdrein. Und er sah, wie von allen Treppen hinab, roten und gelben Flammen gleich, die Keller- und Bodengeister polterten. Als sie aber den Zug der Toten erblickten, blieben sie stehen und glotzten, bis er vorüber war. Und dann hüpften und polterten, stampften und tanzten sie hinterher, treppauf, treppab, über Gänge und Korridore, der alten Schloßkapelle zu.

Mit ihrem Leuchter pochte die Ahnfrau an die eichenen Türflügel. Die sprangen weit auf, und hinter ihnen versteckte sich der leibhaftige Satan. Der bleckte die Zähne und fluchte, daß ihm das rote Feuer aus dem Halse schlug.

Die Geister aber gingen in die Kapelle hinauf; zwei große Kerzen flackerten auf dem Altar durch das Zwielicht, und ein toter Schloßkaplan stand im Chor, die Hand am Seile des Glöckchens.

Alle aber schwiegen. Und sogar die Poltergeister aus Boden und Keller, die bescheiden unter der kleinen Empore standen, waren so still, wie die fahlen Flammen der Lichter am Altar.

Auf einmal aber leuchteten die gemalten Fenster auf. Es schwieg der Sturm, und es sangen von irgendher zwei Stimmen. Die wogten wie ein Frühlingsweben über den Häuptern der Toten:

‚Tag des Todes, Tag der Liebe —
Letzte Sonne, die uns glänzt —!‘

So sangen sie, und seliger noch wurde das Lied und heller die Fenster. Dann stiller und leiser. Und es verdunkelten sich wieder die Fenster. Und noch ein Ton, da schwieg das Lied. Es war, als sinke die Nacht über den tiefen Wald.

Da knieten sie alle nieder, die in der Kirche waren, und der tote Kaplan läutete die Sterbeglocke. Die klagte in die Nacht hinaus und in den tosenden Sturm.

‚Requiem —‘, intonierte die Orgel.

‚— aeternam!‘ fiel der Chor der Geister ein. —

Der Graf, der hinter der Türe stand, griff sich an den Kopf —

‚Wo bin ich nur?‘

Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter.

Mit dumpfem Krach flogen die Türen der Kirche zu.

‚Herr Graf, ich bin es, Will Morton,‘ sagte eine eisig ruhige Simme; ‚— Herr Graf, ich habe Grund, die Frage zu stellen, wo sich Frau Gräfin befinden?‘

Ein Diener stürzte herbei.

‚Sie sind auf dem Schloßhof,‘ schrie er, ‚sehen Sie nur!‘

Er riß seinen Herrn zum Fenster. Da sahen sie viel fahle Gestalten im Hofe wimmeln. Windlichter blitzten auf und rote Fackeln. Die Böhmänner aus dem Keller brüllten und schossen ihre Flinten ab. Aus den Dachluken sprangen feurige Pucks in den Hof, schlugen wie Bälle auf das Pflaster, und dann sausten sie, huschenden Flammen gleich, zwischen den Gespenstern herum.

Auf einmal aber hielt einer der Ritter seine Hände an den Mund und tutete hohl in den Abend hinaus:

‚Hosenflecker! Hosenflecker!‘

‚Hosenflecker! Hosenflecker!‘ mauzten Nisse und Pucks gellend ihm nach.

Da rumpelte es tief in den Kellern, und mit dumpfem Gepolter rollte ein dicker Kopf aus der Kellertür über das Pflaster hin. Hinterdrein stampfte mit donnerndem Tritt der Hosenflecker. Und er suchte sich seinen Kopf und nahm ihn unter den Arm. Da brüllte der Kopf und heulte. Doch keiner verstand, was er sagte. Der Hosenflecker aber nahm ein Messer aus der Tasche und schob es seinem Schädel zwischen die Zähne, drehte es, hob es und drückte. Da knirschte es in den Kiefern, da riß der Schädel sein Maul auf und rief: ‚Soll ich die Schimmel anspannen oder die Rappen?‘

‚Die Rappen, Hosenflecker, die Rappen!‘ sprach der Ritter, der ihn zuerst gerufen.

Da ging das greuliche Gespenst in den Stall und zerrte eine uralte Karosse heraus, spannte vier Rappen davor und schwang sich auf den Bock. Die Gespenster rissen die Tore auf, schwebten voran in bläulichem Licht, und donnernd raste der Wagen durchs Tor und über die Schloßgräben hin. Feuerflammen schlugen aus den Nüstern der Rappen; und der Graf schaute ihnen nach, bis sie verschwanden in Nacht und Wald. Daß Will Morton, an die Achse des Geisterwagens geklammert, mitfuhr, ahnte er nicht.

* * *

## Siebentes Kapitel

### Ein überaus tröstlicher Brief

Herr James C. W. Plum Kabeuschen saß mitten in der Heide auf einem großen Stein und dachte angestrengt nach. Dann zog er mit großer Geschicklichkeit sein Notizbuch aus der Tasche, und, weil es stockfinstere Nacht war, schaltete er in seinen Augen, welche mit einer elektrischen Taschenbatterie verbunden waren, die Flammen an. Zwei grelle, weiße Lichtkegel fielen über das Notizbuch des großen Mannes. Und er riß ein Blatt heraus und schrieb diesen Brief:

Sehr geehrter Herr Graf!

Da der von Ihnen zur Aufklärung der Geheimnisse von Regilindenbrunn angestellte amerikanische Detektiv seinem hohen Berufe in gewisser Beziehung zum Opfer gefallen ist, erlaube Ich mir, Ihnen einige Erklärungen zu geben. Denn ohne Ihr Wissen habe Ich, der Weltdetektiv Herr James C. W. Plum Kabeuschen, den Fall schon seit einiger Zeit mit höchstem Interesse verfolgt. Doch, nachdem soeben die Geister von Regilindenbrunn Ihre werte Frau Gemahlin zur letzten Ruhe bestattet haben, obliegt es mir, Sie, sehr geehrter Herr, von dem überaus traurigen Vorfall mit größter Schonung in Kenntnis zu setzen. Daß Herr Morton bei dieser Tragödie auch seinen Tod fand, wird Sie ja weniger berühren. Er beging den großen Fehler, die Wirklichkeit des Alltags für tatsächlich existierend anzunehmen. Und er mußte erst am eigenen Leibe erfahren, daß den Wesenheiten, welche jenseits des Lebens im Reich ewigen Traumes wohnen, eine höhere Wirklichkeit zukommt, als

Automobilen. Will Morton also ist tot. Und sollten Sie, sehr geehrter Herr, auf Regilindenbrunn einem äußerst vorsichtig dahinschleichenden Gespenst begegnen, das von Zeit zu Zeit scharf nachdenkt, so wissen Sie, wen Sie in diesem Geiste vor sich haben. Er dürfte eine wesentliche Bereicherung des Gespensterbestandes Ihres Schlosses sein.

Um Ihnen nun auch den Tod Ihrer Frau Gemahlin schonend mitzuteilen, so sage ich Ihnen, daß die junge Dame lediglich infolge eines übergroßen Glückes gestorben ist. Ich fand nämlich Julia in den Armen eines von ihr geliebten Mannes, und ich sah noch, wie die Seelen der beiden Toten, zwei singenden Flammen gleich, vor ihren entseelten Leibern standen und dann wie ein Glockengeläut über die Heide hin entschwebten. Und in der Tat, mein Herr — in der Herbstmitternacht blühten allenthalben die Veilchen auf, die Vögel sangen in Busch und Baum, bunte Schmetterlinge wehten über die mailichen Blüten hin. Glühwürmchen schwirrten umher, und schwül dufteten Geisblatt und Jasmin. Ha! sprach ich bei mir selbst, als ich die zwei Liebsten so hinschweben sah durch die feierliche Nacht; ha! sie starben nicht, sie schlafen nicht — fürwahr! im Tod erst wird uns Licht! Diesen Ausspruch notierte ich mir und beschloß dann, für die Bestattung der irdischen Wohnungen unserer Freunde Sorge zu tragen. Und ich zitierte vermittels einer gewissen Formel den Regilindenbrunner Hausgeist, einen äußerst liebenswürdigen und beweglichen jungen Mann, dem ich auftrug, die Gespenster des Schlosses unverzüglich herbeizurufen. Der flammende Jüngling stürzte, nachdem ich mich durch Vorweisen meiner Polizeimarke legitimiert hatte, davon, und hinter ihm her glimmte und rauchte ein roter Pfad über Heide und Berg. Indessen hielt ich die Totenwacht. Hunderte von Elmsfeuern und Irrlichtern pfiff ich herbei, und einen Wald von Veilchen ließ ich um die beiden Liebsten aufblühen. Denn ich folgerte sehr scharfsinnig, daß dieses gute und überaus glückliche Ende, zu welchem ich den Fall in fein abgewogenem Aufbau geführt hatte, einer so seltenen Ehrung in jeder Beziehung würdig sei. In der Tat, die Entwicklung dieser liebreichen Geschichte ist m e i n Werk. Ich war es, der die Liebenden nach langer Trennung wieder zusammenführte. Ich war es, der ihre Liebe zu der unendlichen Harmonie der Welt stimmte. Und endlich war Ich es auch, der es verstand, durch diese Liebe eine gewisse Befreiung aller in Berg und Wald, Blume und Baum schlafenden Worte und Klänge zu erzielen. Daß diese symphonische Entwicklung schließlich ein Zerbrechen der irdisch-einmaligen Form, also den sogenannten Tod der Liebenden zur Folge haben würde, dessen war ich mir natürlich von Anfang an durchaus bewußt. Und meine Aufgabe war lediglich die, dafür Sorge zu tragen, daß diese Erlösung, um das vulgäre Wort Tod zu vermeiden, in möglichst schönem Einklang mit dem geheimen Weben der Welt stattfinde. Genial, wie ein Detektiv von meinem Range nun einmal ist, wählte ich also die Form einer Symphonie der Natur. Und es war in der Tat rührend und beseligend, zu hören, wie diese Form der Erlösung die Stimmen der zwei Menschen und die der stummen Kreaturen vereinte zu heiligem Lied, einem strahlenden Hingang der Schöpfung zum ewigen Gott. Sie werden mir also zugestehen müssen, daß Ich es

verstanden habe, raffiniert alle menschlichen und dinglichen Einmaligkeiten und Möglichkeiten zu vermeiden. Und Ich glaube, auf dieses Werk mit vollem Recht einigermaßen stolz sein zu dürfen — welchen lichtvollen Erklärungen ich nichts mehr hinzuzufügen habe. Die Bestattung der Gräfin Julia und ihres Freundes wird Sie ja doch kaum in gebührendem Maße interessieren. Der Zug, ausschließlich von den Regilindenbrunner Gespenstern gebildet, zog über unendliche Heiden und durch zauberische Wälder hin. Im Lichte der Fackeln glühten die Berge, die Bäume im Wald glichen feurigen Säulen, und die herbstlichen Blätter wirbelten über den Weg. Alle Brunnen, die von den Bergen sprangen, rauschten in silbernem Lied. Und überall, wo der Geisterzug vorüberging, erwachten die Stimmen der Kreatur. Mein Herr! Also das, was bisher so viele geniale Menschen vergeblich erstrebt haben, die verborgenen Lieder der Welt zu wecken und so das verzauberte All zu seinem Schöpfer zu erlösen, ha! das gelang Mir, Herrn Kabeuschen, in dieser Nacht. Den einzigen Mißklang bildete die Entdeckung des ungläubigen Mortones, der sich an die Achse des Regilindenbrunner Gespensterwagens gehängt hatte. Der leichtsinnige Mann wurde von den erbosten Geistern mit großer Geschicklichkeit erwürgt.

Erwarten Sie nun nicht von mir, Herr Graf, daß ich Ihnen die Grabstätte Julias verrate. Ich sage nur so viel, daß es derjenige Punkt ist, an welchem Gott und Welt tief an Wald aneinanderstoßen.

Und somit übergebe ich diesen Brief dem Geiste Will Mortons zur Beförderung.

Mit den besten Empfehlungen Ihr sehr geehrter

Herr Kabeuschen, Weltdetektiv.

* * *

## Achtes und letztes Kapitel

Der Graf hatte sich zum Abendessen von seinem Diener eine Flasche Burgunder holen lassen. Als er sie ausgetrunken hatte, beschloß er, die Gräfin, sobald sie zurückkäme, ausgiebig zu verprügeln. In dem Augenblicke aber öffnete sich in der Wand eine Geheimtür, und Will Morton stand kalt lächelnd vor ihm.

‚Wo kommen Sie her, Morton?‘

Morton rieb sich die Hände.

‚Detektiv sein‘, zischte er, ‚macht einem erst Spaß, wenn man tot ist! Welche Freude, so als Gespenst umherzuschleichen, alle Geheimtüren entdecken zu können! Ha! Graf, es ist eine Freude zu leben!‘

Er hieb dem Grafen die knochige Totenfaust auf die Schulter, daß es dröhnte. Dann reichte er ihm den Brief, welchen der große Kabeuschen geschrieben hatte, und zündete sich kaltblütig eine Zigarette an.

Der Graf wurde, wie es die literarische Überlieferung fordert, blaurot vor Zorn. Natürlich schwollen ihm auch die Adern an der Stirn.

Dann aber telegraphierte er seiner Maitresse nach Berlin, verkaufte Herrn Kabeuschen das Schloß Regilindenbrunn und reiste ab.

Noch am nämlichen Tage zog Kabeuschen ein. Denn er gedachte, sich in dem Gespensterschloß hin und wieder ein paar Wochen von den Anstrengungen seines Berufes zu erholen.

Meine Frau und ich waren dann viel bei ihm zu Gast. Denn nirgend sang die Welt so wie dort. Und oft, wenn wir über die Berge gingen, gesellte sich von irgendher die schöne Gräfin Julia zu uns und wies uns alle Wunder von Heide und Wald. Aber sahen wir uns um nach ihr, dann war es nur das Lied gewesen, das die Berge sangen.

Kabeuschen aber erlustigte sich derweil mit den Gespenstern im Schlosse. Schon von weitem hörte man die wilde Horde gröhlen. Sie spielten Kegel und jagten sich polternd über Gänge und Böden hin. Des Abends aber saß Kabeuschen mitten unter ihnen im Keller und betrank sich an dem uralten Wein, der dort in gewaltigen Fässern lag. Und bei dieser Gelegenheit pflegte sich die Zunge des großen Mannes zu lösen, und er erzählte gar furchtbare Begebenheiten aus seinem tatenreichen Leben. Dann wurden die Geister mäuschenstill, und die Gespenster duckten sich gruselnd in die Ecken. War aber Kabeuschen zu Ende, dann war das Schweigen so groß im Keller, daß wir den Wind in den Wäldern rauschen hörten und fern in den Schluchten die Brunnen.

# Homer, der fahrende Dichter

Von

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff

Mit einem Sonette von Carducci will ich beginnen, wenn auch die italienische Klangfülle sich nicht wiedergeben läßt.

Alljährlich, wenn die Sonne uns befruchtend
den Frühling wiederbringt, kehr' ich zu dir,
göttlicher Greis, zurück, um dessen Stirn
leuchtend ein Schimmer liegt von ew'ger Jugend.
Sing' du mir von Kalypsos duft'ger Grotte,
vom Zauber singe mir der Sonnentochter
und von Nausikaa, wie sie geschäftig
im klaren Bache wäscht des Vaters Mäntel.
Sing' mir — nein, sing' mir nichts. Heut sind die Menschen
der ganzen Welt ein Bürgerrat von Kyme.
Die Könige sind gemein, die Götter häßlich,
und wenn du auf die Erde wiederkämest,
kein Glaukos würd' ein Obdach dir bereiten,
sie riefen „dem Landstreicher keinen Heller".

Das Gedicht ist über fünfzig Jahre alt; damals hatte Homer in Deutschland noch mehr Verehrer als unter den Romanen, von denen zu allen Zeiten nur einzelne das unmittelbare Verständnis der echt hellenischen Poesie gewonnen haben. Jetzt trifft alles auch auf uns zu. Aber was Kyme und Glaukos wollten, würde schon

damals selbst von denen mancher nicht gewußt haben, die mit den Knaben den Homer lasen. Denn das Buch, in dem von ihnen erzählt wird, war verachtet, zumal in Deutschland. Anatole France hat dagegen in einer Novelle den Homer mindestens unter seiner Nachwirkung geschildert. Eben dieses Buch möchte ich hier einem weiteren Kreise nahebringen; ich weiß, daß es Interesse nicht nur verdient, sondern auch findet. Es ist ein Volksbuch, und schon darum recht merkwürdig. Antike Volksbücher sind gar wenige erhalten, aber eins hat eine starke Wirkung ausgeübt, das Leben des Aesop, denn seine Schwänke leben fort, seit dem Mittelalter auf andere Träger, z. B. den Pfaffen Amis, Till Eulenspiegel u. a. übertragen. Ein anderes, das Buch von den sieben Meistern, stammt zwar aus Indien, aber die Vermutung liegt nahe, daß es ursprünglich den König Krösus und die griechischen sieben Weisen anging. Ein Volksbuch pflegt viele Umgestaltungen erfahren zu haben, ehe es irgendwann einmal fixiert wird. So auch dieses, und der Berichterstatter muß sich daher einige Freiheit nehmen; aber der Grundstock läßt sich mit Sicherheit in die vorattische Zeit zurückverfolgen. Verfaßt wird es von einem der fahrenden Rhapsoden sein, der über den großen Dichter Auskunft geben wollte, dessen Gedichte er vortrug, und in dem er einen Genossen seiner eigenen Zunft sah. Ich erzähle ihm nach.

Einige Generationen nach dem troischen Kriege gründeten thessalische Auswanderer die kleine Stadt Kyme in der Landschaft, deren Hauptstadt in späteren Jahrhunderten Pergamon ward. In dieser Stadt lebte nun eine Waise vornehmer Herkunft, und da ihre Vormünder schlecht über sie wachten, trug sie ein Kind unter dem Herzen, zu dem sie keinen Vater hatte, und die Vormünder schoben sie nach der Pflanzstadt Smyrna ab, die eben gegründet ward. Da nährte sich die Arme kümmerlich mit Waschen und Weben und Spinnen, und am Flusse Meles, wo die Waschplätze der Smyrnaerinnen waren und sind, genas sie eines Knäbleins, das sie nach dem Flusse Melesigenes nannte. Später traf sie es besser. Ein Schulmeister Phemios, für den sie webte, nahm sie als Wirtschafterin in sein Haus, und wie das so geht, hat er sie am Ende geheiratet und ihr Kind angenommen, das sich als sehr begabt zeigte und bei dem Stiefvater alles lernte, was dieser wußte. Phemios starb, die Mutter auch, da erbte der junge Melesigenes die Schule, und sein Wissen und seine geistige Regsamkeit verschafften ihm einen Gönner. Wie heute war Smyrna ein besuchter Hafen, und ein Kaufmann aus dem fernen Ithaka, Mentor, nahm ihn auf seinem Schiffe mit, damit er die Welt kennen lernte. So ist er weit herum gekommen, bis Sizilien und Spanien, hat die Schauplätze der Fahrten des Odysseus kennen gelernt und in Ithaka den Stoff seiner Odyssee gesammelt. Leider befiel ihn dort ein schweres Augenleiden; er kehrte nach Asien zurück und erblindete völlig. Da saß er nun in der ionischen Stadt Kolophon mittellos und verfiel in der Not darauf, sich durch den Vortrag von Gedichten sein Brot zu verdienen. Ein Schwankgedicht von einem Gecken, der viele Künste, aber alle schlecht verstand, war das erste. Das gefiel wohl, aber im ganzen glückte es ihm wenig, weder in Kolophon noch in seiner Heimat Smyrna. Da gedachte er nach Kyme zu gehen, wo seine Mutter her

war. Auf dem Wege sprach er Herberge heischend mit einem Verse in einer Sattlerwerkstatt vor und traf in ihrem Meister Tychios einen freundlichen Mann. Die ersten Heldengedichte, die er nun vortrug, fanden Beifall, und eine Weile nährte er sich leidlich. Noch nach Jahrhunderten zeigte man die Silberpappel, unter der er gesessen und vorgetragen hatte; Silberpappeln stehen oft an den griechischen Quellen, und um diese sammeln sich auch heute die Dörfler. Aber auf die Dauer reichte das nicht, so daß er weiter nach Kyme ging. Doch war sein Ruf schon so groß, daß die Angehörigen eines Phrygerkönigs Midas sich die Grabschrift für diesen bestellten, ein Gedicht, das sich dauernder Berühmtheit erfreut hat. Das Grabmal spricht:

So lange die Bäche rinnen, so lange die Bäume blühn,
so lange die Sonne am Himmel scheint und der blanke Mond,
so lange halt ich trauernd an diesem Hügel die Wacht
und künde den Wanderern allen: hier ist des Midas Grab.

In Kyme fand Melesigenes zuerst wieder großen Zulauf, so daß er dachte, sich als Dichter von der Stadt fest anstellen zu lassen. Ein Ratsherr war willens, den Antrag zu stellen, und die Stimmung war günstig; aber einer der vorsitzenden Könige (wie die Bürgermeister damals hießen) wies es schroff zurück: „Da hätten wir viel zu tun, wenn wir alle Landstreicher und Homere nähren wollten.“ Homere nannten nämlich die Kymaer die Blinden, und so hat Melesigenes hinfort den Spitznamen Homer geführt. Der König drang in dem Rate durch, und Homer mußte nun weiterziehen, ist aber mit einem Spruche geschieden, der halb klagend, halb drohend in die Zukunft weist. Er hätte der Stadt durch seine Dichtung ewigen Ruhm verschaffen wollen, nun sollten sie an seinem Geschicke teilhaben und in alle Zeit die Stadt der Blinden heißen.

Hier wollen wir etwas Halt machen und mit dieser Episode aufräumen. Daß Homer irgendwann oder irgendwo die Bedeutung blind gehabt hätte, ist nichts als eine Erfindung, mit der die Leute von Kyme sich den Homer aneignen wollten, Smyrna war in der Tat eine Kolonie von ihnen, daher machten sie auch Anspruch auf Homers Mutter und brachten diese dabei um ihren guten Ruf. Denn die Smyrnaer waren weit davon entfernt, ihren Homer als vaterlosen Bankert zu betrachten, im Gegenteil, sie gaben ihm den Flußgott Meles zum Vater und deuteten so den Namen Melesigenes. Daß der Ruf der Blindheit auf die Kymaer abgewälzt wird, ist vollends ganz berechtigt, denn die kleine Stadt stand bei der Nachbarschaft in dem Rufe von Schildburg, um keine anderen Namen zu nennen; in jedem Lande, jeder Provinz gibt es ja Orte, die in entsprechendem Geruche stehen. Auch mit der Blindheit Homers wollen wir gleich aufräumen. Wie der Fortgang der Erzählung zeigen wird, ist sie ein fremder Zug, nur zu der Episode von Kyme gehörig. Homer ist erst zur Blindheit gekommen, als ihm ein Gedicht beigelegt ward, das wir noch besitzen, und dessen Verfasser sich in der Tat als einen blinden Sänger aus Chios bezeichnet; ursprünglich hatte er auch seinen Namen genannt, der nun beseitigt ist, damit er als Homer angesprochen werden könnte. Das Altertum hat auf die Blindheit Homers viel weniger Wert gelegt als die Modernen.

Der Name Homer ist ein guter Menschenname, wenn auch ursprünglich Beiname, denn er bedeutet so etwas wie „Diener"; er weist in tiefere Volksschicht. Ein guter Menschenname ist auch Melesigenes, hat aber mit dem Flusse Meles nichts zu tun, sondern bedeutet: „der für sein Geschlecht sorgt", ist also vornehm. Der Schluß ist geboten, daß zwei Dichter, Homeros und Melesigenes, in der Tradition zu einer Person vereinigt sind.

Fahren wir nun in der Erzählung fort. Homer zieht von Kyme zunächst nach der nächsten Küstenstadt Phokaia (sie ist im Weltkrieg zerstört) und findet bei dem Schulmeister des Ortes, Thestorides, Aufnahme. Das ist ein geriebener Geselle. Er gewährt dem harmlosen Homer Wohnung und Nahrung, aber dieser muß ihm die Gedichte aufschreiben, die er verfertigt. Als ein Epos, die kleine Ilias, vollendet ist, verschwindet Thestorides mit diesem, und bald bekommt Homer die Nachricht, daß sich der Verschwundene in Chios als Dichter mit Erfolg aufgetan hat. Da entringt sich dem Getäuschten der bittere Vers:

Viele Rätsel birgt das Leben für den menschlichen Verstand,
aber nichts durchschaut er schwerer als des Nebenmenschen Herz.

Homer strebt nach Chios hinüber, um den Dieb zu entlarven, aber er kann die Überfahrt nicht bezahlen und findet mit Mühe ein Schiff, das nach Erythrai gegenüber von Chios mit Brennholz fährt, wie solche Frachten auch heute viel in die Küstenstädte kommen. Die Stadt Erythrai lag damals auf dem steilen Berge, der später ihre Burg ward; da macht Homer einen Vers, der den mühseligen Aufstieg beklagt. Wieder ein Stück freundnachbarlichen Spottes. Erst nach manchen Fährlichkeiten, die zu einigen Verschen führen, gelingt es Homer, daß er wenigstens an die Küste von Chios übergesetzt wird. Es ist aber ein öder Fleck, und er irrt hilflos im Walde herum und wird von den Hunden eines Hirten gestellt, der im Walde seine Rinder weidet. Eine solche Begegnung mit griechischen Hunden ist nichts Ungewöhnliches, und ich kann aus Erfahrung berichten, daß sie unbehaglich werden kann. Hier half der Hirt; es ist der brave Glaukos, den Carducci erwähnte. Er nimmt den armen Fremden in seine Hütte und an seinen Tisch. Aber da springen die Köter so wild und begehrlich um ihn herum, daß Homer zu keinem Genusse kommt und dem Glaukos die Regel gibt:

Du bist ein Hirt, mein Freund, so laß ein gutes Wort dir sagen:
gib, eh' du selbst zu Tische gehst, erst deinem Hund zu fressen.
Das ist sein Recht. Es wittert ja der Hund des Fremden Nahen,
und auf der Jagd spürt er zuerst den Hasen in dem Netze.

Diese Weisheit und was Homer sonst erzählt, imponiert dem guten Glaukos so sehr, daß er seinem Herrn davon berichtet. Der ist ein reicher Bürger aus der Stadt Chios, der gerade in der Nähe, in Bolissos, in der Sommerfrische ist. Bolissos liegt noch heute in dem nördlichen Berglande der Insel. Der Herr ist zuerst mißtrauisch, aber als er Homer kennen lernt, übergibt er ihm den Unterricht seiner Kinder und nimmt ihn dann in die Stadt mit, wo sich Thestorides schon aus dem Staube gemacht hat. Da hat es denn Homer als Schulmeister und Dichter zu Wohlstand und Ansehen gebracht, hat sogar eine Bürgerin geheiratet, ein Geschlecht freilich nicht gegründet, denn er bekam nur zwei Töchter, von denen die eine unvermählt starb,

die andere heiratete den Kyprier Stasinos, dem Homer als Aussteuer, weil er nichts anderes hatte, ein Epos mitgab, das unter dem Namen des kyprischen Gedichtes dem Stasinos großen Ruhm eingetragen hat. Homer selbst verfaßte nun die große Ilias und Odyssee, in denen er aus Dankbarkeit den Sattler Tychios, seinen Wohltäter Mentor und seinen Stiefvater Phemios einführte und damit unsterblich machte.

Diese Gedichte verbreiteten seinen Ruhm bis in das Mutterland Hellas, und obgleich er schon alt war, widerstand er der Aufforderung nicht, eine Vortragsreise dorthin zu unternehmen. Es war schon spät im Jahre, als er aufbrach, und so gab es sich, daß er auf der nahen Insel Samos überwintern mußte. Als er dort landete, war gerade ein Fest, bei dem die Frauen auf der Straße heilige Handlungen begingen, zu denen kein Mann Zutritt hatte. Daher ließ ein Weib den Homer, der vorüberging, hart an; er aber rächte sich mit folgendem Verse:

Hör' Aphrodite, was ich flehe,
gib, daß die böse Frau verschmähe,
wenn sich ein frisches, junges Blut
um ihre Gunst bewerben tut,
und laß sie einen Graukopf lieben,
dem von den forschen Jugendtrieben
nur die Begierden übrig blieben.

Nun führte man ihn in den Saal, in dem sich die Männer der Stadt zu versammeln pflegten; trotz der rauhen Jahreszeit war kein Feuer im Kamin, was der Dichter mit folgendem Verse rügte:

Die Söhne sind des Vaters Schmuck, der Schmuck der Stadt die Türme,
die Rosse sind's auf freiem Feld und auf dem Meer die Schiffe.
Das Gold erhöht des Hauses Glanz, und wenn der Kreis der Fürsten
voll Würde auf dem Markte sitzt, so staunt voll Stolz die Menge.
Doch soll die Halle würdig sein, so muß ein Feuer brennen.

Hier ist nun spaßhaft, daß wir das Gedichtchen in zwei Fassungen besitzen, und da steht statt des dritten und vierten Verses:

und auf dem Markt versammelt ist das Volk ein schmucker Anblick.

Die Demokratie hat so das Gedicht der neuen Zeit angepaßt, die von dem Vorzug der Edelleute nichts mehr wissen wollte.

Einmal kam Homer, der den Winter über in Samos bleiben mußte, an einem Ofen vorbei, in dem die Töpfer gerade Tongeschirr brannten. Sie forderten von ihm einen Segensspruch, damit der Brand gut gelänge; er muß ihren Versprechungen eines reichlichen Lohnes aber nicht getraut haben, denn sein Spruch lautet so:

Ihr Töpfer, wenn ihr reichen Lohn für meinen Sang mir spendet,
dann kommt Athena, schützend hält die Hand sie über den Ofen.
Schwarz glänzend kommt heraus der Topf und Teller, Napf und Tasse,
gleichmäßig alles durchgebrannt. Das wird dann auf dem Markte
und auf den Gassen gut verkauft. Die Arbeit soll sich lohnen,
Verdienst sei reich, und finde dann mein Spruch auch euren Beifall.
Doch wenn ihr schmählich knickern wollt und euer Wort nicht haltet,
dann werd' auf euren Ofen ich die Poltergeister retzen,
den Schlagentzwei, den Toberich, den Immerdrauf, den Rappler,
den Schonenichts, ja, der versteht's, die Töpfe zu zerpöttern.
Kaput das Haus, kaput der Herd, und alle schöne Ware
in Scherben, daß ihr Ach und Weh die Töpfer schreien sollen.
Ich stehe schadenfroh dabei, besehe mir die Bescherung.
Guckt einer in das Ofenloch, versengt er sich die Augen
und das ganze Gesicht: Dann lernt ihr's jetzt euch anständig zu betragen.

Das Gedicht hat sehr gefallen; wir lesen es mannigfach erweitert, doch mag es mit der einen Fassung genug sein. Ganz zersungen ist das nächste Liedchen, von dem ausdrücklich berichtet wird, daß die Kinder es noch lange sangen. Bestimmt ist es für den Neujahrsumzug der Kinder, der in unsern Sitten noch heute viele Parallelen hat, am Martinstage, an Epiphanias und an anderen Festen, auch wohl zu Neujahr, das in Samos damals so ziemlich auf dieselbe Zeit wie jetzt bei uns gefallen sein muß.

Die Kinder kommen hier sozusagen im Geleite des Jahres, das Frieden und allen Segen verspricht, wenn man es freundlich aufnimmt; daß die Kinder beschenkt werden, gehört dazu und ist ihnen die Hauptsache. Wir besitzen jetzt den Schluß eines vornehmen Gedichtes von Pindar, in dem das Jahr selbst mit den Horen, den Jahreszeiten, kommt, zu einem Festmahle zu Apollons Ehren auffordert und dem Volke Eintracht und Wohlstand verspricht. Das homerische Liedchen lautet:

In dem Haus, zu dem wir zogen,
wohnt ein hoher Herr, ein Reicher,
ist hochmögend, ist hochfahrend,
hat es alle Tage gut.

Springt von selber auf, ihre Tore,
seinen Einzug hält der Segen,
reicher Segen hält den Einzug,
Lust und Freude kommt mit ihm
und der liebe Friede.

Alle Töpfe sollen voll sein,
und im Backtrog hoch sich wölbend
soll der Stollen immer aufgehn.
Heut gibt's blanke Neujahrsstrietzel.

In 'ner hohen Hochzeitskutsche
von 'nem Maultierpaar gezogen
soll ins Haus dem jungen Herren
eine Braut gezogen kommen.

Und die Hausfrau vor dem Webstuhl
soll auf gold'nem Stuhle sitzen.

Aber wir, mit bloßen Füßen,
stehen wir vor eurer Türe.

Gute Frau, beim Apoll, gib uns was.
Wo nicht, so bleiben wir nicht länger stehn.
Um hier zu wohnen kamen wir nicht her.

Dies Letzte klingt lustiger in einer anderen Fassung.

Bringst du's? Sonst lassen wir's uns nicht gefallen.
Türrahmen oder Türe wird genommen,
und drinnen sitzt die Frau: die nehmen wir.
Sie ist so klein: die tragen wir bequem.

Ich darf wohl voraussetzen, daß alle Leser ähnliche Verschen aus dem Munde der Kinder gehört haben. Die Anklänge sind überraschend. In Göttingen geschieht der Umzug zu Martini, da singen sie auch davon, daß in dem Hause ein Reicher wohne,

wünschen dem Hausherrn einen goldenen Tisch, der Hausfrau einen Sohn, und am Ende heißt es:

Liebe Herren, liebe Herren, laßt uns nicht länger stehn,
wir müssen ja heute noch weiter gehn.

Auch Spott fehlt natürlich nicht.

Jeder sieht, daß der ganze Aufenthalt Homers in Samos nur dazu da ist, ihm die Verfasserschaft der Verschen zuzuschieben; für die Geschichte seines Lebens scheidet er also aus. Kaum mehr Wert hat, was über seine Fahrten in Hellas erzählt wird; da hören wir allerdings auch zu wenig Einzelheiten. Nur eine Geschichte macht eine Ausnahme, die in einem anderen mindestens gleichaltrigen Volksbuche erzählt wird, größtenteils in Versen. Homer und Hesiod, die beiden berühmtesten Dichter, sollen zusammengebracht werden, herauskommen soll, welcher der größere ist. Das geschieht so. Panedes, König von Chalkis, richtet zu Ehren seines Vaters Leichenspiele aus, und da sollen auch Dichter wetteifern. Homer und Hesiod erscheinen, und zuerst stellt Hesiod dem Homer Fragen, die dieser beantworten muß. „Was ist das Beste für den Menschen?" Homer antwortet:

Gar nicht geboren zu werden, das ist dem Menschen das Beste;
ist er geboren, ins Grab so rasch als möglich zu sinken.

Und was ist für den Menschen das Schönste?

Wenn Frohsinn herrscht im ganzen Haus,
am Tisch ein Kreis von Gästen sitzt
und auf des Sängers Lieder lauscht,
wenn Brot und Braten reichlich sind,
wenn aus dem Mischkrug süßen Wein
der Schenke schöpft und rings kredenzt,
das mein' ich, ist das Schönste.

Die Hörer klatschen Beifall, und in der Tat ist hiermit eine Lebensweisheit ausgesprochen, die dem Sinne der Jonier des sechsten Jahrhunderts entgegenkam, der sich dem Genusse des Moments gerade darum willig hingab, weil ihn das Leben im ganzen nicht befriedigte. Politisch waren sie im Niedergang, die Religion genügte nicht mehr, und nur die wenigen Großen hatten die Kraft, in der Wissenschaft dem Streben einen neuen Inhalt zu geben, bis dann aus Athen mit der Freiheit auch ein neues Lebensgefühl kam.

Das ist der erste Gang. Im zweiten stellt Hesiod dem Homer die Aufgabe, Versen, die er ihm vorlegt, und die etwas schlechthin Sinnloses auszusagen scheinen, durch eine rasch improvisierte Fortsetzung Sinn zu verleihen. So etwas läßt sich schlecht nachbilden, und den Witz kann nur mündlicher Vortrag unmittelbar wirksam machen; aber einige wenige Proben werden es doch verdeutlichen. Zu dem Ersten muß man wissen, daß die Phryger, die aus dem Innern von Kleinasien stammen, für die allerschlechtesten Sklaven galten, „geprügelt taugt der Phryger was" ist ein Sprichwort; zur See waren die Landratten vollends unverwendbar.

Hes.: Keine bessern Leute gibt es für ein Kriegsschiff als die Phryger
Hom.: wenn es gilt am Strand das Frühstück für die Mannschaft zu bereiten.

Hes.: Und sie schmausten bei dem Mahle Rindfleisch, und den Hals der Pferde
Hom.: lösten sie vom Joch: sie hatten für den Tag genug gefochten.

Die Interpunktionen muß der Leser setzen, d. h. für Hesiod und Homer verschieden.

Hes.: Und so schmausten sie den lieben langen Tag und hatten gar nichts
Hom.: eignes, aber Agamemnon gab es ihnen allen reichlich.

Hes.: Und dann spendeten sie und leerten die Becher des Meeres
Hom.: feuchte Pfade zu fahren bereit auf den hurtigen Schiffen.

Hes.: Und Agamemnon sprach das Gebet, für die Flotte zu scheitern
Hom.: brauchten sie nicht zu fürchten. Hes.: er sprach die geflügelten Worte:
eßt Kameraden und trinkt, und also sei es, die Heimat,
die wir lieben, zu der wir streben, soll keiner erreichen,
Hom.: wund oder krank, nein, heil und gesund kommt jeder nach Hause.

Wieder rauschender Beifall, aber erst der dritte Gang entscheidet. Da verlangt der König, daß jeder ein Musterstück aus seinen Werken vortragen soll. Homer bringt eine prachtvolle Schilderung des Heerbannes, der geschlossen in die männermordende Feldschlacht zieht; Hesiod lehrt in schlichten Versen, wann und wie der Bauer die Saat beginnen soll. Das Publikum ist für Homer, aber Panedes ist ein Pazifist und erklärt, Hesiod sei Sieger, denn er empfehle den Frieden, nicht den Krieg. So erhält denn dieser einen Dreifuß, den er den Musen des Helikon weiht, wo er natürlich später zu sehen war. Es leuchtet ein, daß die banausische Ansicht verhöhnt wird, die den Hesiod überhaupt als Dichter mit Homer zu vergleichen wagte. Panedes mit seinem törichten Urteil ist sprichwörtlich geworden.

Für Homers Leben ist nur noch wichtig, was er auf seiner letzten Station erlebt, wo er sein Grab findet. Das ist auf der kleinen Insel Jos, einer der kümmerlichsten der Kykladen, die sich mit Zisternenwasser behelfen muß. Homer ist schon alt und schwach, als er landet, und bleibt am Strande. Da kommen ein paar Jungen, wie es scheint, von der Jagd. Homer fragt sie:

sagt an, ihr Jäger, gelang der Fang?

Sie antworten mit dem Rätsel:

Was wir gefangen,
ist draußen geblieben;
was uns entgangen,
bringen wir mit.

Darüber zerbricht sich Homer lange den Kopf, aber er rät es nicht, so daß sie ihn auslachen. Gelaust haben sie sich; die Läuse, die sie nicht gefangen haben, tragen sie noch an sich. Diesen Mißerfolg hat sich der alte Homer so zu Herzen genommen, daß er gestorben ist. Die Leute von Jos haben ihn in ihrer Stadt bestattet und auf den Grabstein einen schönen Vers geschrieben. Es hat wirklich nirgend ein anderes Homergrab gegeben, und als Katharina die Große zum ersten Male eine russische Flotte in das Ägeische Meer schickte, wagte ein holländischer Schiffsfähnrich zu behaupten, daß er dies Homergrab gefunden hätte. Seine Fälschungen sind noch kindlich; die Welt hat auch hierin Fortschritte gemacht.

Die Leute von Jos haben begreiflicherweise auch behauptet, daß Homer ihr Landsmann gewesen wäre, aber nur so, daß seine Mutter ihn zu Hause empfangen, aber in Smyrna geboren hätte, ganz wie die Leute von Kyme es darstellten, das heißt, unsere Lebensgeschichte wird vorausgesetzt. So steht es überhaupt. Alle

anderen Ansprüche bekräftigen nur, daß Homer aus Smyrna stammte, selbst Chios hat ihn nicht als Eingebornen betrachtet. Es gehört zwar zu den tauben Nüssen, mit denen die allgemeine Bildung spielt, daß sieben Städte sich um Homer gestritten hätten, wie das ein spätes Gedicht angibt, aber wenn man richtig unterscheidet, stellt sich das ganz anders. Auf den Dichter von Ilias und Odyssee oder auch von einem dieser Gedichte haben sehr viel mehr Orte Anspruch erhoben, also auf Homer, wenn der Dichter so hieß. So ist er für einen Ägypter, einen Babylonier, einen Römer erklärt worden. Das sind Hypothesen, genau gleicher Art wie die modernen über die Sprache oder den Stoff der Epen. Unsere Erzählung geht den Menschen an, und neben ihr kommt keine in Betracht. Von ihr haben wir schon die samischen Gedichte abgezogen, erfahren allerdings außerdem, daß auf Samos ein Schüler Homers gelebt haben sollte, der auch im Besitze der homerischen Gedichte war. Das erklärt sich so, wie das Verhältnis zu Thestorides und Stasinos, unter deren Namen es Epen gab, die zugleich homerisch sein wollten, wie ziemlich alle Heldenepen. Vermutlich hatten die anderen Dichter begründeten Anspruch, was die Erfindungen der Novelle umkehren. In ihr ist die Fahrt in den Westen mit Mentor eine Einlage, die sich selbst aussondert; Geschichten, welche Homer in die Troas brachten, damit er die Ilias dichten könnte, hat es auch gegeben. Die Namen Phemios und Tychios, die aus den Epen stammen, scheiden auch aus. Dann erst bleibt als Kern, daß Homer ein armer Smyrnaer ist, der sich als wandernder Schulmeister und Dichter sein kärgliches Brot verdient, bis er auf Chios durch Ilias und Odyssee zu Ansehen und leidlichem Wohlstand kommt. Mit dieser geringen sozialen Stellung streitet es nicht, daß die dichterische Begabung als etwas Göttliches empfunden ward, was die alte Zeit so ausdrückte, daß sein Vater ein Gott war, wozu sich der Flußgott von Smyrna bequem bot. Doch kann dafür auch die Ausdeutung des Namens Melesigenes bestimmend gewesen sein.

Wie sollen wir nun urteilen? Steckt in der Novelle ein geschichtlicher Kern? Schon um 670 v. Chr. hat ein Dichter aus Ephesos den Homer als Verfasser eines Epos gepriesen; wenig später wird ein Vers der Ilias dem Manne von Chios zugeschrieben. Es hat also ein berühmter Dichter Homer ohne alle Frage früher gelebt, und ich sehe nicht ab, warum ich in ihm nicht den Menschen sehen soll, von dem die Novelle erzählt. In irgendeiner Verbindung wird er dann auch mit der Ilias stehen, aber freilich, mehr zu folgern darf man nicht wagen. Nur eins ist noch wichtig. Die Novelle zeigt einen fahrenden armen Dichter, der nebenher Schulmeister ist. Das mag uns despektierlich klingen und scheint nur auf die Rhapsoden zu passen, die so etwas von Homer erzählen. Aber es wird zutreffen, daß Homer in Stand und Lebensführung nichts anderes gewesen ist; die Dichter, welche die Odyssee einführt, stehen nicht anders. Dichter und Seher sind freilich durch ihre Begabung von den Göttern bevorzugt, aber in der Gesellschaft stehen sie auf der Stufe der fahrenden Leute, die kein Geschlecht, kein Bürgerrecht beschützt, sondern nur die Kunst, die sie überall willkommen macht. Was sie vortragen, ist die Geschichte des Volkes und besonders der adligen Familien. Sie sind die Träger des Wissens, und

daß sie weit herumkommen, gibt ihnen den Vorzug der Welterfahrung und Menschenkenntnis. Und sie sind im Besitze der Kunst des Lesens und Schreibens, ohne die so umfängliche und inhaltreiche Gedichte undenkbar sind. Kein Wunder, daß der Dichter auch Schulmeister wird, wenn die Herren nach dieser Kunst Verlangen tragen. Die Vergleichung mit den Klerikern des Mittelalters drängt sich auf und ist in der Tat fruchtbar. Danach müssen wir, ganz abgesehen von der Novelle, uns den Menschen Homer vorstellen.

Das ergibt einen Gegensatz zu der Würde, die man unwillkürlich von der Ilias auf ihren Dichter überträgt. Daher hat schon das spätere Altertum die Novelle beiseite geschoben, und die Modernen, zumal die Deutschen, mochten erst recht nichts von ihr wissen. Denn die Phantasie erzeugt unwillkürlich ein Idealporträt von einer berühmten Person; je weniger sie davon weiß, wie der berühmte Mann ausgesehen hat, desto sicherer ist sie darüber, wie er ausgesehen haben muß. Wie denkt sich der Deutsche den Cherusker Armin? Sicherlich als einen mächtigen Urgermanen mit wallendem Haupthaar und Bart. Armin war ein römischer Offizier, trug also das Haar kurz geschoren und war sauber rasiert. Wie denkt man sich Karl den Großen? Nun, wie er in Frankfurt im Römer gemalt ist, als einen ins Majestätische gesteigerten Armin. Der Frankenkönig trug nur auf der Oberlippe einen Bart, den aber lang. Wir würden vielleicht sagen, er sähe sarmatisch aus. Daß Homer mit blinden Augen die bunte Welt der Erscheinung so hätte schildern können, ist ein Unding. Doch das ist auch nicht aus den Gedichten entnommen. Der große Künstler, der den blinden Greis Homer so gebildet hat, wie ihn die bekannte Porträtbüste zeigt, deren bestes Exemplar in Sanssouci steht, hat es verstanden, das Feuer des Geistes in einem Haupte leuchten zu lassen, dessen Verfall den Ausdruck der Geisteskraft nur erhöht. Er schuf das in einer Zeit, da man wirklich in den homerischen Epen jegliche Weisheit, jegliche Wissenschaft zu finden wußte. Als sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein neues Gefühl für Natur und Wahrheit und Schönheit dem Homer zuwandte, zeichnete Carstens einen Homer als Sänger vor den Griechen, der dem neuen Glauben entsprach, und noch jüngst hat Klinger in der Leipziger Aula ein verwandtes Bild geschaffen; da ist Homer unter seinen Griechen sozusagen der Erwecker des geistigen Lebens, das eine rechte Universität beseelt. Die zum Symbol verklärte Person hat nur den Namen mit dem Rhapsoden aus Smyrna gemein. Die Person seines Dichters ist nun einmal hinter dem Epos verschwunden, und wenn künstlerische Phantasie den Eindruck, den sie von den Gedichten empfängt, in einer Person zusammenfaßt, so werden im Laufe der Zeiten gar verschiedene Homere erfunden.

Aber ganz ruht auch die Frage nach der Person nimmer. Um Christi Geburt hat ein witziger Philologe sich an dem Publikum, das ihn mit dem beständigen Fragen nach der Heimat Homers plagte, dadurch gerächt, daß er versicherte, er wüßte genau Bescheid; er hätte sich von einem Spiritisten den Geist Homers beschwören lassen, der ihm Auskunft gegeben hätte. Und was hat er gesagt, fragte die Neugier. „Mir hat er's gesagt," war die Antwort, „aber ich dürfte es nicht

weiter sagen." Kaiser Hadrian ging anders vor. Seiner Zeit mit ihrer krankhaften Erneuerung der Orakelgläubigkeit entsprach es, daß er den delphischen Gott fragte und wirklich eine Antwort erhielt, die für streng loyale Gemüter verbindlich war. Homer war der Sohn des Telemachos und einer Tochter des Nestor. Wie viel weiser scheint der Gott in besseren Zeiten geantwortet zu haben. Wenigstens stellt der feinste Epigrammatiker, der um dieselbe Zeit lebte, der die Homerbüste entstammt, es als Offenbarung Apollons hin, wenn er dem Homer den Himmel zum Vater, die Muse zur Mutter gibt. Darin liegt die Erkenntnis, daß die Person Homers für die Ilias und Odyssee ganz gleichgültig ist, die Gedichte aber so vollkommen sind, daß man sie einem gewöhnlichen Menschen gar nicht zutrauen mag.

Das ist ein Standpunkt, der demjenigen gar nicht so fern steht, von dem aus Vico sagte, daß das griechische Volk der Homer wäre, und es ist kein Zufall, daß eben die Zeit, welche sich den Gedichten schwärmerisch hingab, in ihnen eine Volkspoesie auch in dem Sinne zu sehen begann, daß kein einzelner Dichter auf sie Anspruch machen könnte. Wir haben darin klarer und schärfer sehen und urteilen gelernt. Ohne jeden Zweifel hat ein Mensch einmal die Ilias gemacht, die wir lesen, und ein anderer einzelner die Odyssee. Damit ist freilich nichts gesagt, weder über die Einheitlichkeit der Gedichte, noch über das, was Homer an ihnen gehört. Doch davon sei geschwiegen, und nur das eine zum Schlusse entschieden betont: die Dichter des griechischen Epos waren solche fahrenden Dichter und Schulmeister wie der Homer der Novelle, und Homer ist auch einer von ihnen gewesen, Homer der Smyrnaer; er hat auch irgendwelchen Anteil an der Ilias; aber welchen, das werden wir mit Sicherheit niemals erfahren. Homer ist ab und tot: die Ilias hat das ewige Leben.

# Die Nacht der Erfüllung

Von

## Rabindranath Tagore*)

Ich ging mit Surabala bei demselben alten Fräulein in die Schule, und wir spielten zusammen Mann und Frau. Wenn ich sie in ihrem Hause besuchte, pflegte ihre Mutter mich zu hätscheln, und oft stellte sie uns nebeneinander und sagte für sich: „Welch ein reizendes Paar!"

Ich war damals noch Kind, aber ich verstand doch sehr gut, was sie meinte. Die Vorstellung setzte sich bei mir fest, daß ich ein besonderes Recht auf Surabala hätte. So kam es, daß ich im stolzen Gefühl meines Eigentumrechts sie zuweilen bestrafte und quälte; und auch sie ihrerseits plagte sich willig für mich ab und ertrug alle meine Strafen ohne Klage. Das ganze Dorf pries ihre Schönheit, aber in den Augen eines jungen Barbaren wie ich hatte diese Schönheit nichts Besonderes — ich wußte

*) Aus einem Novellenbande, der im Verlage von Kurt Wolff, München, erscheinen wird. Aus dem Englischen übersetzt von Helene Meyer-Franck.

nur, daß Surabala eigens dazu geboren war, mein Joch zu tragen, und daß ich mir daher nicht viel aus ihr zu machen brauchte.

Mein Vater war Gutsverwalter der Tschaudhuris, einer reichen Gutsbesitzerfamilie. Es war seine Absicht, mich, sobald ich mir eine gute Handschrift angeeignet hätte, in der Gutsverwaltung auszubilden und mir dann irgendwo eine Stelle als Pachteinnehmer zu verschaffen. Aber ich lehnte innerlich diesen Vorschlag ab. Nilratan, ein Junge aus unserm Dorfe, war seinem Vater durchgebrannt nach Kalkutta, hatte dort Englisch gelernt und war endlich Nazir *) des Distrikts geworden. Das war mein Lebensideal: ich war im geheimen entschlossen, wenigstens oberster Gerichtssekretär zu werden, wenn ich es nicht bis zum Nazir bringen sollte.

Ich sah, daß mein Vater diese Gerichtsbeamten immer mit der größten Ehrfurcht behandelte. Ich wußte von meiner Kindheit her, daß man sie durch allerlei Geschenke wie Fisch, Gemüse oder selbst Geld, sich geneigt machen mußte. Darum hatte ich in meinem Herzen diesen unteren Gerichtsbeamten bis zu den Gerichtsvollziehern hinab einen hohen Ehrenplatz eingeräumt. Dies sind die Götter, die man in unserm lieben Bengalen verehrt — eine moderne Miniaturausgabe von den 330 Millionen Gottheiten des Hindu-Pantheon. Wo es sich um die Gewinnung materiellen Erfolges handelt, haben die Leute mehr wirkliches Vertrauen zu ihnen, als zu dem guten alten Gott Ganesch, dem Spender des Erfolgs, und so opfern sie jetzt diesen Beamten alles, was früher Ganeschs Anteil war.

Durch das Beispiel Nilratans angefeuert, ergriff auch ich eine günstige Gelegenheit und rannte fort nach Kalkutta. Dort stieg ich einstweilen in dem Hause eines Bekannten aus dem Dorfe ab, und dann erhielt ich von meinem Vater eine kleine Summe für meine Ausbildung. So konnte ich regelmäßigen Unterricht nehmen.

Daneben trat ich politischen und sozialen Vereinigungen bei. Es wurde mir jetzt plötzlich klar, daß ich unbedingt irgendwie mein Leben für mein Vaterland opfern müsse. Aber ich wußte nicht wie, und niemand zeigte mir den Weg.

Aber das tat meiner Begeisterung keinen Abbruch. Wir Dorfjungen hatten noch nicht gelernt, über alles zu spotten, wie die frühreife Jugend von Kalkutta, und so war unser Glaube sehr stark. Die „Führer" unserer Vereinigungen hielten Reden, und wir gingen in der heißen Mittagssonne mit leerem Magen von Tür zu Tür und sammelten Unterschriften, oder wir standen an den Straßenecken und teilten Zettel aus oder stellten Stühle und Bänke im Vortragssaal auf, und wenn irgend jemand nur die leiseste abfällige Bemerkung über unsern Führer machte, so waren wir gleich bereit, uns mit ihm zu schlagen. Die Stadtknaben aber lachten über diese „törichten Jungen vom Lande".

Ich war nach Kalkutta gekommen, um Nazir oder Gerichtssekretär zu werden, aber jetzt fühlte ich mich auf dem Wege zu einem Mazzini oder Garibaldi.

Um diese Zeit vereinbarten Surabalas und mein Vater, daß wir uns heiraten sollten. Ich war mit fünfzehn Jahren nach Kalkutta gekommen; Surabala war damals acht. Jetzt war ich achtzehn und nach der Ansicht meines Vaters bald über das

*) Oberster einheimischer Verwaltungsbeamter.

Heiratsalter hinaus. Aber ich hatte mir im stillen gelobt, niemals zu heiraten, sondern für mein Vaterland zu sterben; daher sagte ich meinem Vater, ich wolle nicht heiraten, bevor ich meine Studien zum Abschluß gebracht hätte.

Nach zwei oder drei Monaten erfuhr ich, daß Surabala mit einem Rechtsanwalt namens Ram Lotschan verheiratet worden sei. Ich war damals eifrig dabei, Unterschriften für die Beihilfe zur Wiederaufrichtung Indiens zu sammeln, und so berührte mich diese Nachricht gar nicht.

Ich hatte mich immatrikulieren lassen und wollte gerade mein Zwischenexamen machen, als mein Vater starb. Ich stand nicht allein, sondern hatte meine Mutter und zwei Schwestern zu erhalten. Ich mußte daher die Universität verlassen und mich nach einer Anstellung umsehen. Nach vielen Bemühungen erhielt ich die Stelle eines zweiten Lehrers an der Präparandenanstalt einer kleinen Stadt im Distrikt Noakhali.

Ich meinte, hier würde ich gerade am Platze sein. Jeden einzelnen meiner Schüler wollte ich durch meinen persönlichen Einfluß zum Führer des künftigen Indiens heranziehen.

Ich begann mit meiner Arbeit und merkte bald, daß das bevorstehende Examen eine dringendere Angelegenheit war als die Zukunft Indiens. Der Direktor wurde zornig, wenn ich von irgend etwas anderm redete, als Grammatik oder Algebra. Und in ein paar Monaten war es mit meiner Begeisterung aus.

Ich bin kein Genie. In der Stille meines Hauses fasse ich wohl kühne Pläne, aber wenn ich das Arbeitsfeld betrete, muß ich wie der indische Stier meinen Nacken unter das Joch des Pfluges beugen, die Stachelpeitsche meines Herrn ertragen, den ganzen Tag geduldig und mit gebeugtem Haupt die Schollen aufwerfen und zufrieden sein, wenn ich am Abend etwas wiederzukauen habe. Solch ein Geschöpf ist nicht dazu geschaffen, sich aufzubäumen und Sprünge zu machen.

Einer von den Lehrern mußte der Feuersgefahr wegen in der Schule wohnen. Da ich unverheiratet war, fiel diese Aufgabe mir zu. Ich wohnte in einem Strohschuppen, dicht bei dem großen Schulhause.

Das Schulhaus stand in einiger Entfernung von der Stadt, neben einem großen Teich. Um diesen herum standen Areka- und Kokospalmen und Madarpflanzen, und ganz dicht neben dem Schulgebäude wuchsen zwei große alte Paternosterbäume und warfen weithin kühlen Schatten.

Etwas vergaß ich zu erwähnen, und es schien mir bis hierher auch nicht erwähnenswert. Der dortige Staatsanwalt Ram Lotschan Ray wohnte in der Nähe unserer Schule. Ich wußte auch, daß seine Frau, meine einstige Spielgefährtin Surabala, dort mit ihm wohnte.

Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Ram Lotschan. Ich kann nicht sagen, ob er wußte, daß ich Surabala in ihrer Kindheit gekannt hatte. Ich hielt es nicht für angebracht, diese Tatsache bei unserer ersten Bekanntschaft ihm gegenüber zu erwähnen. Ja, ich muß sagen, ich erinnerte mich damals kaum, daß Surabala je irgendwie mit meinem Leben verbunden gewesen war.

An einem schulfreien Tage machte ich Herrn Ram Lotschan einen Besuch. Ich weiß nicht mehr, worüber wir uns unterhielten, wahrscheinlich über die unglückliche Lage des heutigen Indiens. Nicht daß sie ihm besonders am Herzen gelegen hätte, aber man konnte sich so gut ein paar Stunden über diesen Gegenstand breit und behaglich ergehen, während man dazu seine Pfeife schmauchte.

Während wir uns so unterhielten, hörte ich im Nebenzimmer leichte Tritte, das Rauschen eines Gewandes und ein ganz leises Klirren von Armbändern, und ich war gewiß, daß zwei neugierige Augen mich durch den Spalt eines kleinen Fensters beobachteten.

Plötzlich tauchte vor meinem Geiste ein Augenpaar auf, dunkle Augen, aus denen Vertrauen, Unschuld und mädchenhafte Liebe leuchteten — schwarze Pupillen, lange, dunkle Wimpern — und diese Augen waren ruhig und fest auf mich gerichtet. Mein Herz wurde wie mit eisernem Griff gepackt und krampfte sich in jähem Schmerz zusammen.

Ich kehrte nach Hause zurück, aber der Schmerz wollte nicht weichen. Ob ich las, schrieb oder irgend etwas anderes tat, ich konnte die Last nicht von meinem Herzen abschütteln, sie lag wie ein schwerer Alp auf mir und preßte mir die Brust zusammen.

Am Abend wurde ich etwas ruhiger, und ich versuchte zu überlegen. „Was fehlt mir denn eigentlich?" In mir fragte etwas: „Wo ist d e i n e Surabala jetzt?" Ich erwiderte: „Ich habe sie freiwillig aufgegeben. Ich konnte nicht erwarten, daß sie ewig auf mich warten würde."

Aber die Stimme in mir beharrte: „Damals konntest du sie haben, wenn du nur wolltest. Heute kannst du tun, was du willst, du hast nicht einmal das Recht, sie anzusehen. Die Surabala deiner Knabenzeit mag dir noch so nahe sein; du kannst das Klirren ihrer Armspangen hören und den Duft ihres Haares in der Luft spüren — und doch wird immer eine Mauer zwischen euch beiden sein."

Ich antwortete: „Nun gut, sei dem so. Was ist mir Surabala?"

Mein Herz fuhr fort: „Heute ist Surabala dir nichts. Aber was hätte sie dir sein können?"

Ach, das ist wahr. W a s hätte sie mir sein können! Das geliebteste aller Wesen, das mir näher stände als die ganze Welt, das alle meine Freuden und Leiden teilte — das hätte sie sein können. Und jetzt ist sie mir so fern, so fremd, daß sie anzusehen verboten, mit ihr zu sprechen unschicklich, an sie zu denken Sünde ist! — während dieser Ram Lotschan plötzlich von irgendwoher auftaucht, ein paar auswendig gelernte religiöse Formeln murmelt und dann mit einem Griff Surabala davonträgt als seinen alleinigen und unbestrittenen Besitz.

Ich will kein neues Sittengesetz predigen oder die Gesellschaftsordnung stürzen, ich habe nicht die Absicht, Familienbande zu zerreißen. Ich will nur genau das ausdrücken, was in mir vorging, wenn es auch nicht vernünftig ist. Ich konnte auf keine Weise das Gefühl los werden, daß Surabala, die da im Schutze von Ram Lotschans Heim waltete, weit mehr mir als ihm gehörte. Diese Vorstellung war — das gebe ich zu — unvernünftig und ungehörig, aber unnatürlich war sie nicht

Von nun an konnte ich meine Gedanken nicht auf irgendeine Arbeit richten. Wenn am Mittag die Schüler in meiner Klasse durcheinandersummten, wenn draußen die Mittagshitze brütete, wenn die laue Brise den süßen Duft der Paternosterblüten ins Zimmer trug, dann wünschte ich mir — ich weiß nicht, was ich wünschte, aber so viel ist gewiß, daß ich mir nicht wünschte, mein ganzes Leben damit zuzubringen, die grammatischen Aufgaben jener Zukunftshoffnungen Indiens zu verbessern.

Wenn die Schule aus war, konnte ich es in meinem einsamen Hause nicht aushalten; und doch langweilte mich jeglicher Besuch. Wenn ich in der Dämmerung am Teich saß und hörte, wie die Brise seufzend durch die Blätter der Areka- und Kokospalmen strich, dann dachte ich, daß doch die menschliche Gesellschaft ein einziges Gewebe von Fehlern sei; niemand hat Verstand genug, das Richtige zur richtigen Zeit zu tun, und wenn die Gelegenheit vorbei ist, zermartern wir uns das Herz in vergeblichem Sehnen.

Ich hätte Surabala heiraten und zeitlebens glücklich sein können. Aber ich wollte durchaus ein Garibaldi werden — und wurde schließlich der zweite Lehrer an einer Landschule! Und der Rechtsanwalt Ram Lotschan Ray, der gar kein Anrecht darauf hatte, Surabalas Gatte zu werden, für den vor seiner Heirat Surabala durchaus nichts anderes bedeutete, als hundert andere Mädchen, hat sie ganz ruhig geheiratet und verdient als Staatsanwalt einen Haufen Geld; wenn ihm das Essen nicht schmeckt, so schilt er Surabala, und wenn er guter Laune ist, schenkt er ihr eine Spange! Er ist glatt und rund, gut gekleidet und frei von jeder Sorge; e r bringt nie seinen Abend damit zu, am Teich zu sitzen und seufzend die Sterne anzustarren

Ram Lotschan wurde in einem wichtigen Rechtsfall auf ein paar Tage aus der Stadt abberufen. Surabala war in ihrem Hause ebenso einsam wie ich in meiner Schule.

Ich erinnere mich, es war an einem Montag Der Himmel war schon am frühen Morgen mit Wolken bedeckt. Um zehn Uhr setzte ein feiner Sprühregen ein. Bei dem drohenden Himmel hielt unser Direktor es für ratsam, die Schule früh zu schließen Den ganzen Tag lang liefen dunkle Wolken über den Himmel hin, als ob sie sich zu einem großartigen Schauspiel rüsteten Am nächsten Tage, gegen Nachmittag, erhob sich ein Sturm, und der Regen kam in Strömen herab Wie die Nacht vorrückte, wuchs die Wut des Sturms und des Regens. Zuerst blies der Sturm aus Osten, aber dann wandte er sich und raste nach Süden und Südwesten zu.

Es war nutzlos, zu versuchen, in solch einer Nacht zu schlafen. Ich dachte daran, daß Surabala in diesem furchtbaren Wetter in ihrem Hause allein war. Unsere Schule war viel stärker gebaut, als ihr leichtes Sommerhaus Immer wieder schickte ich mich an, sie in das Schulhaus herüberzurufen, mit der Absicht, selbst die Nacht draußen am Teich zu verbringen Aber ich konnte mir kein Herz dazu fassen.

Um halb zwei Uhr gegen Morgen hörte ich plötzlich das Rauschen der Flutwoge — die See kam zu uns heraufgestürzt! Ich lief aus meinem Zimmer, Sura-

balas Hause zu. Dazwischen war ein Damm, eine Eindeichung unseres Teiches, und als ich darauf zu watete, kam mir das Wasser schon bis an die Knie. Als ich den Damm erstieg, war gerade die zweite Woge heraufgekommen und brach zerschellend dagegen. Der höchste Teil des Dammes war mehr als siebzehn Fuß über der Ebene.

Als ich oben ankam, kam gleichzeitig mit mir jemand anders von der entgegengesetzten Seite. Jede Fiber in mir wußte sofort, wer es war, und meine ganze Seele erzitterte in diesem Bewußtsein. Ich zweifelte nicht, daß auch sie mich erkannt hatte.

Auf einer Insel von etwa drei Meilen im Geviert standen wir beide; alles andere um uns her war mit Wasser bedeckt.

Es war eine Zeit der Sintflut; die Sterne am Himmel waren ausgelöscht, und alle Lichter auf Erden waren verschwunden. Wenn wir damals miteinander gesprochen hätten, so wäre es kein Unrecht gewesen. Aber keiner von uns konnte ein Wort finden, keiner von uns fragte auch nur, wie es dem andern ginge. Wir standen da und starrten in die Dunkelheit. Zu unseren Füßen wirbelte der schwarze, wilde, heulende Todesstrom.

Heute hat Surabala die ganze Welt verlassen und ist zu mir gekommen. Heute hat sie niemanden außer mir. In unserer fernen Kindheit war diese Surabala aus einer andern Welt, aus irgendeinem dunklen, urzeitlichen Reich des Geheimnisses gekommen und hatte im hellen Licht dieser menschenvollen Erde neben mir gestanden, und heute, nach einem langen Zeitraum, hat sie jene Erde verlassen, die so voll ist von Licht und Leben, um in diesem furchtbaren, trostlosen Dunkel, in diesem Todeskampfe der Natur allein an meiner Seite zu sein. Der Strom des Lebens hatte jene zarte Knospe einst mir vor die Füße gespült, und die Flut des Todes hat dieselbe Blume, die jetzt zu voller Blüte sich entfaltet hat, ergriffen und mir zugetragen, mir und niemandem anders! Noch eine Woge, und wir werden von diesem äußersten Rand der Erde, auf dem wir jetzt getrennt sitzen, hinabgefegt und eins werden im Tode.

Möge diese Woge nie kommen! Möge Surabala lange und glücklich in ihrem Heim leben, umgeben von ihrem Gatten, ihren Kindern und Verwandten! Diese eine Nacht, wo ich am Abgrund des Todes gestanden, habe ich ewige Seligkeit gekostet.

Die Nacht ging hin, der Sturm legte sich, die Flut ebbte ab; ohne ein Wort zu sagen, ging Surabala nach Hause zurück, und auch ich kehrte heim zu meinem Schuppen, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Ich saß lange und sann: Es ist wahr, ein Nazir oder oberster Gerichtssekretär oder Garibaldi bin ich nicht geworden; ich bin nur der zweite Lehrer an einer armseligen Landschule. Aber die eine kurze Nacht hat auf den ganzen Weg meines Lebens einen Glanz geworfen.

Von allen Tagen und Nächten, die mir zugeteilt sind, war jene eine Nacht die höchste Erfüllung meines Daseins.

# Karl Theodor von Heigel

Von

Dr. Michael Strich, München

Nicht ohne Lächeln hören wir, daß im Jahre 1778 ein Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Franz Baader, seine Antrittsvorlesung mit den Worten begann: „Mein Zweck ist Versuch eines Planes einer Philosophie für Baiern." Und ein Jahr später konnte sogar der aufgeklärte Chronist der Münchener Akademie, der Geschichtsschreiber Lorenz Westenrieder, nicht Worte genug dafür finden, „wie glänzend sich das leider verflossene, in jugendlicher Lust und Fülle gestandene goldene Zeitalter der baierischen Literatur mit seinen Scholliner, Zirngibl, Mederer, Klocker von den Verirrungen der Gegenwart abhebe". Diese gerühmten Namen waren schon dem rationalistischen Berliner Friedrich Nicolai, der 1781 eine Reise durch Bayern unternahm, trotz seiner erschrecklichen Gründlichkeit nicht einmal der Erwähnung wert; im Gegenteil konnte er seine gerechte Indignation darüber nicht zurückhalten, wie es mit der Ausbreitung der geistigen Bildung in dem armen Bayernlande sehr betrübt aussehe, ja „daß die hochweisen Herren zu Freising verschiedene Ausdrücke nicht verständen, weil sie deutsch geschrieben waren". Pedantische Zunftgelehrsamkeit und vor allem provinzielle Voreingenommenheit klingt aus diesen Aussprüchen — hüben und drüben. Aus der Fähigkeit und dem Willen des steten, zielbewußten Kampfes gegen diese Schädlinge echter Geschichtsforschung ergibt sich — allgemein gesprochen — die eigenartige Bedeutung des am 23. März 1915 zu München verstorbenen Historikers Karl Theodor von Heigel.

Zwar hatten etwa dreißig Jahre nach den wunderlichen Behauptungen dieser Trinität die Dichter des Weimarer Kreises die blau-weißen Grenzpfähle siegreich überschritten — Bayerns König Ludwig I. hatte in Weimar Goethe persönlich das Großkreuz seines Hausordens an die Brust geheftet — „um den Orden zu ehren", und von den Romantikern war Clemens Brentano in dem traulichen Landshut nicht weniger daheim, als in dem Berlin Friedrich Wilhelms III., doch in der Geschichtswissenschaft blieb bis in die Tage Maximilians II. vielfach der Geist jenes Christoph von Aretin lebendig, der in seiner Alemannia die Worte fand: „Eher werden Löwen und Adler miteinander Hochzeit machen, als Süd- und Nordländer sich vereinigen." Und andererseits hat selbst Heinrich von Treitschke in seiner „Süddeutschen Correspondenz" 1861 auch einen nicht minder schädlichen preußischen Partikularismus ausdrücklich anerkannt. — Keiner unter den Geschichtsforschern Deutschlands ist mehr dafür eingetreten, diese wechselseitige Unkenntnis und Unterschätzung zu beseitigen, als der Altbayer Heigel. Planvoll einen Ausgleich zwischen Nord und Süd zu schaffen — dafür hat er zeitlebens als Universitätslehrer und Schriftsteller gewirkt; seine Tätigkeit sollte so „dem Samen vergleichbar werden, der zwar am Standort der Blume besonders reichlich aufgeht, doch, von den Lüften getragen, auch noch im weitesten Umkreis die Flur befruchtet".

Am 23. August 1842 wurde Karl Theodor zu München als Sohn des Hofschauspielers und Oberregisseurs August Heigel und seiner Ehefrau Helene, geb. Nößner, geboren. Gleich seinem Lehrer Karl Adolf Cornelius konnte er sich un figlio dell' arte nennen. Künstlerblut war schon das Erbteil seiner Vorfahren gewesen.

Franz de Lasso, ein Nachkomme des durch seine Madrigale und Motetten berühmten herzoglichen bayerischen Tondichters Orlando di Lasso, hatte sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit Maria Cäcilia, einer Tochter des Hofkammerrates Georg Heigel, vermählt. Wohl ohne jede Kenntnis dieses Familienzusammenhanges rettete 150 Jahre später der Großvater Karl Theodors, der Hofschauspieler und Hofschauspieldirektor Franz Xaver Heigel, den im Friedhof des Münchener Franziskanerklosters aufbewahrten Grabstein Orlandos vor vandalischer Zerstörung, der Kloster und Friedhof durch die rücksichtslose Montgelassche Säkularisation ausgeliefert wurden. Der käuflich erworbene Gedenkstein wurde in dem großväterlichen Garten nächst dem Löwenstalle an der Tannstraße untergebracht; er sollte jedoch nicht lange dort bleiben; denn das hübsche Schlößchen am Nordostende der Stadt mußte von dem ursprünglich sehr wohlhabenden Franz Xaver an den 1822 in München verstorbenen Galeriedirektor Christian von Mannlich abgetreten werden. Reger geistiger Verkehr herrschte im Hause der Heigelschen Großeltern. Der junge Karl Maria von Weber, der in München seine ersten musikalischen Schöpfungen zur Aufführung brachte, fand dort gastliche Aufnahme. In den Abendgesellschaften verkehrten zahlreiche französische Emigranten; die französische Revolution war daher ein beliebtes Unterhaltungsthema. Während Franz Xaver begeistert von den ewigen Menschenrechten sprach, entschied sich dessen Gattin für die Aristokraten. Es war so vielleicht kein Zufall, daß unser Karl Theodor in der Abhandlung „Antoine Barnave" das Thema seiner Ahnen wieder aufgriff und darin, wie übrigens auch in zahlreichen anderen seiner Arbeiten, eine Stellung zur französischen Revolution von 1789 einnahm, die die Mitte zwischen der verherrlichenden Auffassung des Großvaters und der Verketzerung der Großmutter einnahm. Franz Xaver verfaßte verschiedene Lustspiele, die im Nationaltheater aufgeführt wurden; in dem einen wirkte an der Seite der Eltern sein sechsjähriges Söhnchen Cäsar Max mit. Auch dieser schlug die Theaterlaufbahn ein. — Den zweitältesten Sohn Franz Xavers — Joseph Heigel — zog es schon in jungen Jahren nach der Seinestadt; als Miniaturmaler fand er den Beifall der Zeitgenossen und auch den der Nachwelt.

Der jüngste Sohn Franz Xavers, August Heigel, war der Vater unseres Karl Theodor. Als bayerischer Offizier hatte er die napoleonischen Feldzüge mitgemacht. Nach Beendigung der Freiheitskriege ging auch er ans Münchener Hoftheater. Die Mutter war in streng bürgerlicher Sitte erzogen und hatte für das burschikose Treiben des Theatervölkchens nicht viel übrig. Noch nicht sieben Jahre war Karl Theodor alt, als der Vater, „durch krankhaftes Ehrgefühl der Besinnung beraubt, den Tod in den Wellen der Isar suchte und fand" (3. Mai 1849). In drückende Not kam die Familie durch seinen Tod. Unter solchen Umständen war es der Mutter hochwillkommen, daß auch ihrem jüngsten Sohne Karl Theodor ein Freiplatz im Hollandeum von König Max II. eingeräumt wurde. Der Volksschullehrer Ludwig Sollereder war damals dem Knaben ein wohlwollender Berater. Auf weniger gutem Fuß stand er nach dem Abgang von der Volksschule mit den Lehrern des Münchener Ludwigsgymnasiums. Die Benediktinerväter des Hollandschen Erziehungsinstitutes haben seiner späteren Vorliebe für Geschichte reichlich Nahrung gegeben; zur Mittagszeit wurde in dem Speisesaal der Patres, der an den der Zöglinge stieß — nur durch eine dünne Tapetentür getrennt — eine Zeitlang Giesebrechts Geschichte

der deutschen Kaiserzeit gelesen, deren Vortrag auf den andächtig lauschenden Knaben starken Eindruck machte. Aber weit mächtiger noch regte sich in den Sturm- und Drangjahren das heiße Blut seiner Ahnen in ihm: Künstler zu werden, das ungebundene Leben der Münchener Malerwelt in vollen Zügen zu genießen, die Akademie der bildenden Künste besuchen zu dürfen, war 1861 nach Beendigung der Gymnasialzeit sein sehnsüchtiger Wunsch. Doch Meister Moritz von Schwind sollte die Entscheidung fällen, ob die dem jungen Heigel im Hollandeum gespendete Anerkennung für Öl- und Aquarellbilder auch seiner ernsten Beurteilung standhielt. Heigel besuchte ihn also eines Tages mit seinen Arbeiten. Der sah sich alles recht genau an, gab aber keinerlei Urteil ab. Doch beim Abschied sagte er, indem er seinen Farbenkasten herbeitrug, in seiner derb-gemütlichen Weise: „Stecken Sie sich doch ein paar Farben und Pinsel ein, denn wissen Sie: daß Sie selbst dafür Geld ausgeben, das ist Ihre Malerei doch nicht recht wert." Enttäuscht und doch einsichtig genug, gab Heigel seinen Lieblingsplan auf und bezog im Herbst 1861 die Ludwig-Maximilians-Universität zu München. Allerdings war es damals, wo seine Sache auf nichts gestellt war, überhaupt sehr fraglich, ob er das Hochschulstudium fortsetzen könne; wochenlang lebte er nur von Kaffee und Tabak *), und ein Bild von Genelli verkaufte er einem Antiquariatshändler um 1 Gulden **). Um nur das Notwendigste des täglichen Lebens bestreiten zu können, gab er Privatunterricht in allen möglichen Fächern und schrieb daneben politische Artikel in deutschen und amerikanischen Zeitungen. Ein glückliches Geschick wollte es, daß er in jenen Tagen der Armut den jungen Schauspieler Ernst von Possart kennen lernte, der ihm in taktvoller Weise zur Fortsetzung seines Studiums Mittel zur Verfügung stellte. Bemerkenswert ist, daß ihm schon in seinen ersten Universitätsjahren von einer führenden New Yorker Zeitung die Stelle eines Redakteurs angeboten wurde; „eine starke Versuchung", wie er selbst sagte, aber trotz verlockender finanzieller Vorteile lehnte Heigel ab. Auch in späteren Jahren hat er Berufungen und Sirenenklängen aus der Ferne sein Ohr verschlossen. Er liebte eben München als bevorzugte Heimstätte deutschen Geistes mit der ganzen Glut seiner Künstlerseele, ohne daß diese Liebe ihn blind gemacht hätte.

Außer Wilhelm von Giesebrecht, der ihm in seinem Seminar die kritische Methode und Interpretation der Quellen vermittelte, wirkten der Geschichtsforscher Karl Adolf Cornelius und der Philosoph Prantl auf ihn ein. Von Cornelius hatte Heigel jene echt wissenschaftliche Bescheidenheit gelernt, die von aufdringlicher Gelehrtheit ebenso entfernt ist, wie von der Prätention, die volle Wahrheit zu geben. Von seinem Lehrer hebt er ferner hervor, daß man immer den Eindruck bei ihm hatte, einen Forscher vor sich zu haben, der zugleich Künstler ist.

Noch einer gewann in seiner Jugend Einfluß auf ihn: Ignaz von Döllinger. Mit welcher Wärme hat Heigel über ihn noch kurz vor seinem Tode gesprochen!

Auch des Philosophen Prantl gedachte er mit Dankbarkeit. Zwar waren seine Vorträge über Geschichte der Philosophie schwunglos und trocken, aber sein ceterum censeo, daß man jedes gesprochene oder niedergeschriebene Wort beim Wort nehmen müsse, war doch für den Überschwang des jungen Heigel ein heilsames Gegenmittel. Mit philosophischen Fragen hat er sich sonst nicht viel beschäftigt. Er liebte es nicht, sich in den Nebel der Abstraktion zu verlieren. „Er wollte Leben und Anschauung", wie Erich Marcks es treffend ausdrückte.

*) Iwo Striedinger: Nachruf auf Heigel in „Deutsche Reden" von Karl Theodor von Heigel. S. XIV. München 1916.

**) Karl Alexander von Müller: Karl Theodor von Heigel in „Neue Freie Presse" vom 24. April 1915.

Im Jahre 1864 stellte Giesebrecht eine Preisfrage: „Quellenmäßige Darlegung des Überganges des Herzogtumes Bayern vom welfischen Geschlechte an das Haus Wittelsbach." Heigel machte sich 1866 an die Lösung und hatte das Glück, von der Fakultät des Preises gewürdigt zu werden; doch in dem Gutachten hieß es: „daß sie sich in bezug auf Forschung und Kritik nicht messen könne mit der Leistung Siegmund Riezlers." Dieser, der gleichfalls den Preis erhielt, war schon im Ludwigsgymnasium Heigels bester Kamerad gewesen. — Den Krieg von 1866 hätte Heigel gern mitgemacht; da er aber wegen Kurzsichtigkeit nicht für tauglich befunden wurde, trat er im Sommer 1866 als Praktikant in das „Allgemeine Reichsarchiv" ein.

Während der Studentenzeit hatte Heigel dem akademischen Gesangverein angehört. Wenn dort neben der Ausübung der Sangeskunst auch der Humor in seine Rechte trat, so hatte daran vor allem eine Persönlichkeit Anteil, der Heigel in treuer Freundschaft zugetan gewesen ist; es war Friedrich von Ziegler, dem später als Kabinettschef Ludwigs II. von Bayern ein ebenso verantwortungsvolles wie undankbares Amt anvertraut sein sollte. Was Ziegler in dieser Stellung, die er bis zu seiner 1883 unter allen Zeichen königlicher Ungnade erfolgten Entlassung bekleidete, geleistet hat, davon zeugt der dem 1897 Verstorbenen von Heigel gehaltene Nachruf; aber er berichtet auch von schönen Stunden ungetrübter Jugendfreuden, die sie gemeinsam verlebten — im „Augsburger Hof" — dort kamen zumeist Zieglers Burlesken zur Aufführung — und vor allem in dem hoch über der Isar gelegenen Franziskanerkeller. „Spät nach Mitternacht kehrten wir gewöhnlich selbdritt, Ziegler, der später so berühmt gewordene Maler Grützner und ich, von unserem Sommerschloß heim, nicht selten unter strömendem Regen oder Schneegestöber, mit lebhaften Scherzreden uns den langen Weg verkürzend." Mit Siegmund Riezler, Karl Stieler und Theodor von Gosen, dem späteren Redakteur der „Allgemeinen Zeitung", traf er in der literarischen Gesellschaft Argo zusammen. Anregenden Verkehrs bedurfte er gerade damals um so mehr, als ihm die größtenteils mechanische Arbeit im Archiv äußerst unsympathisch war.

Auf den erst Siebenundzwanzigjährigen wurde Ludwig II. von Bayern aufmerksam, nicht allein, weil sein älterer Bruder Karl, der bekannte Novellist, der königlichen Tafelrunde angehörte; Ignaz von Döllinger war es in erster Linie, der 1869 den Monarchen bestimmte, den jungen Heigel mit einer „Biographie Ludwigs I." zu betrauen. Durch königlichen Beschluß war ihm unbeschränkte Einsicht in den gesamten schriftlichen Nachlaß Ludwigs I., „soweit derselbe nicht versiegelt ist", gestattet worden. Die Heigel zugetanen Graf Pocci, Staatsrat von Maurer und Akademiedirektor Wilhelm von Kaulbach machten ihm zudem persönlich authentische Mitteilungen über das Privatleben des Königs. Trotz dieser umfangreichen Fülle des Quellenmaterials wird ein abschließendes Urteil über Ludwig I. erst dann möglich sein, wenn die in 7 Koffern verwahrten Privatpapiere der Öffentlichkeit übergeben werden. Immerhin ist seine etwas trübsinnig resignierte Äußerung, „nur Unfertiges bieten zu können", keineswegs gerechtfertigt. Bis heutigen Tages ist sein Buch die beste Darstellung Ludwigs I. und seiner Zeit geblieben.

In einer Reihe späterer Arbeiten hat Heigel das Bild Ludwigs I., besonders während seiner Kronprinzenzeit, in wesentlichen Zügen ergänzt. Seit der Veröffentlichung des Memoirenfragmentes des Grafen von Mercy Argenteau, des französischen Gesandten am bayerischen Hofe, vom März 1812/April 1813, war es bekannt, daß Kronprinz Ludwig den Mittelpunkt der deutschen Partei in München bildete; unbekannt war jedoch, daß schon im Frühjahr 1813 der Thronfolger einen Umschwung in der Politik der Regierung herbeizuführen suchte. „Los vom Rhein-

bund!" war die Parole des Kronprinzen. Nach dem Vertrag von Ried war es sein glühender Wunsch, an der Spitze der bayerischen Regimenter für Deutschlands Befreiung zu kämpfen; es war ihm nicht vergönnt. Heigel läßt hier keinen Zweifel, daß er mit Treitschke, der die militärischen Eigenschaften Ludwigs nicht sehr hoch einschätzte, übereinstimmt. Überhaupt ist er trotz des offiziellen Auftrags in seiner Biographie nichts wenig als byzantinisch; selbst Treitschke hat sich nicht schärfer gegen den krausen Stil des Königs mit seinen unglücklichen Partizipialkonstruktionen ausgesprochen.

Mag der kommende Biograph Ludwigs I. einer Klärung der Widersprüche in dem königlichen Verhalten gegenüber dem Ministerium Abel näherkommen, mag er über seine Aspirationen auf die badische Pfalz und die Lola-Montez-Episode ein letztes entscheidendes Wort sagen können, keiner von ihnen wird mit mehr Gerechtigkeitsliebe den Gegensatz zwischen dem Norden und Süden, der diese Epoche kennzeichnet, zu verstehen und zu überbrücken suchen als Heigel; das ist das Entscheidende und durchaus Eigenartige dieses Buches.

Begreiflicherweise mußte er sich dabei mit Heinrich von Treitschke auseinandersetzen. Trotzdem sich Heigel mit dem politischen Glaubensbekenntnis des Berliner Kollegen niemals befreunden konnte, welch treffende Worte hat gerade er „zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke" gefunden. Seine Empfindungen gegen ihn gingen sogar über das Maß wissenschaftlicher Verehrung hinaus. Er ist ihm auch persönlich näher getreten. Treitschkes Liebenswürdigkeit im vertrauten Verkehr und seine heitere, aus sich herausgehende Art, wenn der Becher die Runde machte, fanden lebhaftes Verständnis bei ihm, der selbst einem guten Trunk recht zugetan war. Auch ihm ging bei fröhlichen Zechgelagen Gleichgesinnter so recht das Herz auf, und wenn er jüngere Kommilitonen und Mitglieder des historischen Seminars am Schluß des Semesters zur Erdbeerbowle zu sich lud, dann stand er, wenn es auf Mitternacht ging, dem jüngsten an Frohmut nicht nach. Schon 1883 waren diese Beziehungen zwischen ihnen nachweisbar. An der Gerechtigkeitsliebe Treitschkes hat er nie gezweifelt; an der Gerechtigkeit seines Urteils dagegen nicht selten; aber er hat auch zu verstehen gesucht, warum so häufig bei Treitschke schroffe und einseitige Aussprüche über süddeutsche Verhältnisse zu hören sind. Er hat nicht allein die Kollektivantipathie dieses neben Mommsen „leidenschaftlichsten unter unseren großen Geschichtsschreibern" — wie ihn Erich Marcks nennt — dafür in Anrechnung gebracht, er findet seine Vertretung des spezifisch preußischen Standpunktes noch mehr in der ausschließlichen Benutzung der Berichte der preußischen Gesandten begründet. Die seitdem größtenteils erfolgte Freigabe der bayerischen Akten von Campo Formio bis zum Wiener Kongreß hat Heigel recht gegeben. Die schneidende Abweisung, die die bayerische Regierung jener Zeit bei Treitschke erfährt — und nicht minder ihr Hauptleiter — der Freiherr von Montgelas — ist bereits seit den Forschungen von Bitterauf, du Moulin Eckart und Doeberl nicht mehr als berechtigt anzuerkennen. Heigel ist noch weiter gegangen. Wir wissen heute durch ihn, daß gerade Montgelas im Frühjahr 1799 in einem engen Zusammenschluß der kleinen Staaten unter preußischer Führung Rettung sah.

Vor allem kann es Treitschke nicht verzeihen, daß die von Hardenberg geforderte Unterwerfung Bayerns unter die deutsche Zentralgewalt nicht zustande kam; und in dieser Frage „Einheitsstaat oder Bundesstaat" hat überhaupt der tiefe und prinzipielle Gegensatz zwischen den beiden seine Wurzel. Schon in früher Jugend war in Heigel das Gefühl des Kontrastes zwischen der engeren Heimat und dem großen Vaterland lebendig geworden. „Ich war Anno 48 fünf Jahre alt", erzählte er, „als der bekannte Märzaufstand in Szene gesetzt wurde. In

allen Straßen und auf dem Königsschlosse wehten Farben in Schwarz-Rot-Gold, die Bürgergarden trugen schwarz-rot-goldene Schärpen, und jung und alt schmückte sich mit Kokarden in den deutschen Farben. Meine Wärterin mochte wohl Lust haben, die vor dem Universitätsgebäude in Wichs- auf- und abziehenden Studenten zu sehen, sie nahm mich ins Getümmel mit. Da rief mich ein Arbeiter an: Mach, daß du eine deutsche Kokarde bekommst, kleiner Kerl. Natürlich wurden nun die Eltern bestürmt, mir eine deutsche Kokarde zu kaufen; bald trug ich mit Stolz die nationale Zier. Doch nach einiger Zeit verschwanden die schwarz-rot-goldenen Kokarden, und weiß-blaue traten an ihre Stelle. Auch an mein Käpplein wurde neben die deutsche Kokarde eine bayerische gesteckt, doch das rauhe Wort eines Schutzmannes belehrte mich, daß auch diese Kombination nicht mehr gestattet sei. Traurig mußte ich die Kokärdlein in den Schrein legen. Mir ist immer weich ums Herz geworden, wenn mir der Zufall die farbigen Bändchen vors Auge brachte. Als ich älter wurde, gelobte ich mir selbst, daß ich mir niemals wieder eine Trennung der zwei Kokarden gefallen lassen wollte, und ich habe daran festgehalten."

In allen möglichen Variationen ist er auf dieses Thema zurückgekommen. Immer wieder haben ihn bei der Behandlung des geschichtlichen Stoffes jene Persönlichkeiten und Ereignisse interessiert, die eine Auseinandersetzung zwischen Zentral- und Partikulargewalt notwendig machten. Darum hat er in einer Kritik der „Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck" besonders der von König Ludwig II. an Bismarck gerichteten Briefe gedacht. Darum findet er es immerhin verständlich, daß man 1870 über die Zweckmäßigkeit allzu weitgehender Nachgiebigkeit gegenüber den bayerischen Reservatrechten im Zweifel sein konnte, aber um wieviel höher steht ihm Bismarcks Ausspruch: „Ein gutwilliges Bayern mit Reservatrechten ist mir lieber, als ein widerspenstiges ohne solche Privilegien", als die staatsmännische Einsicht des Kronprinzen Friedrich, „der nach den Schlachten von Sedan und Orleans den Vorschlag machte, die Bayern zu entwaffnen und gefangen zu nehmen, um ihre Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen".

In den Jahren 1872 und 1873 unternahm Heigel Reisen nach Dresden, Berlin und Wien, um in den dortigen Archiven Material für die Geschichte des österreichischen Erbfolgestreites zu sammeln.

1873 habilitierte er sich an der Münchener Hochschule mit der Abhandlung: „Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII." Inhaltlich erweitert erschien diese Arbeit 1877 als Buch; es war Leopold von Ranke gewidmet; wohl nicht ohne Grund. Der Autor mochte voraussehen, daß seine Beurteilung des auf den Kaiserthron erhobenen unglücklichen Wittelsbachers ihm den Vorwurf der Parteilichkeit eintragen könne; darum erkor er sich den Klassiker der historischen Objektivität zum Schutzpatron, und er durfte es mit um so größerem Rechte tun, als seine Darstellung des österreichischen Erbfolgestreites zum ersten Male auch aus bayerischen Archiven schöpfte.

Allein — trotzdem Rankes Anrufung die strenge Sachlichkeit des jungen Dozenten zu gewährleisten schien, so war doch diese captatio benevolentiae der Kritik nicht genügend; allzu subjektives Räsonnement habe Heigel die Feder geführt — war nicht selten zu hören; auch „die patriotische Regung" des Verfassers wurde dafür ins Treffen geführt, daß das Porträt Karls VII. allzu stilisiert sei. Gerade diese „Ehrenrettung" eines Wittelsbachers, hätte man meinen sollen, würde die zuständigen Organe veranlassen, ihm die erwünschte Professur für bayerische Geschichte zu geben. Und in der Tat hatte auch 1876 die bayerische Regierung Heigel in Vorschlag gebracht. Die Anregung dazu ging in erster Linie von dem Ministerpräsidenten und Staatsminister des Kultus Johann Freiherrn von Lutz aus; als

ehemaliger Chef des Geheimen Kabinetts Ludwigs II. war er auf Heigel aufmerksam geworden und hielt große Stücke auf ihn. Die dafür erforderlichen 3360 Mark waren bereits vom Finanzausschuß genehmigt; da lehnte wider Erwarten die Mehrheit der Zweiten Kammer seine Kandidatur ab. Die Begründung war nach allem Vorangegangenen merkwürdig genug. Der Abgeordnete Ruppert erklärte nämlich, nachdem der Referent einen das Ministerium Abel betreffenden Passus in der Heigelschen Biographie Ludwigs I. vorgelesen hatte: „Ihm mangele das Vertrauen, daß die bayerische Geschichte unter den damaligen Verhältnissen in einer Weise würde behandelt werden, daß hiervon eine Hebung und Förderung des Gefühls, ein Bayer zu sein, zu erwarten ist"; noch drastischer sprach sich ein Dr. Rittler aus. Diese unbegreifliche Kurzsichtigkeit suchte allerdings Ludwig II. 1879 durch Heigels Ernennung zum a. o. Professor einigermaßen auszugleichen. Doch war seine neue Würde mit keiner Besoldung verbunden; erst 1883 erhielt er die Professur für Handels- und Kulturgeschichte an der Technischen Hochschule als Nachfolger Kluckhohns, der einen Ruf nach Göttingen annahm. Anfang 1885 wurde Heigel als Nachfolger Giesebrechts an die Ludwig-Maximilians-Universität berufen und zum Direktor des Historischen Seminars ernannt. Zu der gleichen Zeit wurde auch für den zweiten Lehrer Heigels, Karl Adolf Cornelius, in Hermann Grauert Ersatz gefunden. Beide haben fortan 30 Jahre einträchtig nebeneinander gewirkt und die „Historischen Abhandlungen aus dem Münchener Seminar" gemeinsam herausgegeben. Aus dem Dienst im Allgemeinen Reichsarchiv war Heigel 1883 ausgeschieden; er war an dieser Behörde 1872 zum Sekretär und 1880 zum Assessor ernannt worden. Er hat später dankbar anerkannt, welchen Nutzen er für seinen späteren Wirkungskreis aus diesem Einlernen in administrative Geschäfte gezogen hat. Jedoch kam das Ausscheiden aus dem Archiv seinen wissenschaftlichen Arbeiten entschieden zugute; erst jetzt konnte er die rechte Muße zu literarischen Arbeiten finden.

Die Vorlesungen des jungen Privatdozenten waren nur wenig besucht worden; dagegen lockten seine Kollegien über europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart die Hörer so zahlreich in den großen Lehrsaal, daß man auch nach den ersten vier Wochen nur mit Mühe einen Platz bekam; dabei brachte er eine Eigenschaft, die sonst bei der studierenden Jugend so zündend wirkt, nicht mit: die Gabe der völlig freien Rede. Mag man darin einen Nachteil erblicken, so bekamen dafür seine Kollegbesucher einen Vortrag zu hören, der an Formvollendung seinesgleichen suchte. Der ausgesprochene bayerische Sprachklang kontrastierte dabei keineswegs mit dem blühenden farbenprächtigen Stil, im Gegenteil gab seiner Darstellung der breite, behäbige Tonfall den Eindruck des Natürlichen, der zwingenden Wahrheit. Und man brauchte ihn bloß anzusehen, um davon überzeugt zu sein. Eine Erscheinung, die hoheitsvoll und schlicht zugleich wirkte. Von hohem Wuchs, breiten Schultern mit ausgeprägten festen, ein wenig robusten Gesichtsformen, aber das Reckenhafte zugleich gepaart mit einer natürlichen Gutmütigkeit. Da war nichts von nervösem Pathos in Rede, Haltung und Gang. Die blauen großen Augen blickten trotz Kurzsichtigkeit energisch und klar. Franz von Lenbach, der ihn porträtierte, hat den Extrakt seines Wesens wohl richtig erkannt, nur stört mich der etwas visionäre Zug seiner Augen — die doch auch ein so herzgewinnendes Lächeln ausstrahlen konnten, wenn z. B. ein junger Akademiker zum ersten Male etwas befangen in sein Studierzimmer trat; denn wohlwollende Förderung war jedem sicher, von dem er annahm, daß er es ernst mit sich meinte — immer fand er Zeit — sogar während der Sitzungen der Historischen Kommission in der Pfingstwoche. Nicht, daß er unter allen Umständen bereit gewesen wäre, immer gefällig zu sein; auch da, wo es in seiner Macht stand, lehnte er zuweilen

ab, aber diese Ablehnung war doch so fein motiviert und erfolgte in einer liebenswürdigen Form, daß man ihm nicht gram sein konnte. Der Grundzug seines Wesens blieb eben doch immer die Güte, die auch von dem Andersdenkenden anerkannt und von seinen Schülern mit ehrlicher Anhänglichkeit vergolten wurde.

Dabei hat Heigel keine eigentlichen Schüler herangezogen — wenigstens nicht unter dem Gesichtspunkt der methodologischen Ausbildung.. In dieser Beziehung war er gleich seinem Lehrer Cornelius und Treitschke kein Bahnbrecher. Wenn er auch in seinem Seminar die fundamentalen Grundsätze kritischer Methode zur Sprache brachte, so war er doch weit davon entfernt, etwa im Waitzschen Sinne auf die handwerksmäßigen Regeln formaler Quellenkritik übermäßig Gewicht zu legen. Methodische Zucht hielt Heigel für unerläßlich, nur viel Aufhebens wollte er nicht davon gemacht wissen; und im übrigen: bei einer systematischen Auseinandersetzung über die Aufgaben der „Darstellung" geschichtlicher Ereignisse darf sein Name nicht fehlen. Allen Einwendungen, Einschränkungen, halben Zugeständnissen und Vorurteilen jener Hyperkritiker zum Trotz zeigten seine Aufsätze „Aus drei Jahrhunderten", daß — um ein Wort Treitschkes anzuwenden — die beiden höchsten Aufgaben des Geschichtsschreibers, die künstlerische und die wissenschaftliche, bei ihm in eins zusammenfielen.

Dieser ersten Sammlung folgten dann weitere Reihen von Essays, Vorträgen und Aufsätzen — im ganzen sieben Sammelbände. Mit voller Berechtigung konnte er also von sich sagen, daß seine literarische Tätigkeit eine ziemlich fruchtbare war, obwohl er den „Freuden der Geselligkeit ausgiebig huldigte" und zahlreiche Reisen unternahm. Unter all diesen Essays ist kaum einer, für den nicht urkundliches Beweismaterial aus den Archiven von ihm herbeigebracht worden wäre; viele sind der bayerischen Geschichte entnommen, was man um so dankbarer begrüßen muß, „als eine Überproduktion aus bayerischen Landen nicht gerade zu beklagen ist". Die gefällige Formgebung ergibt sich ihm aber keineswegs allein aus der meisterhaften Beherrschung des Stoffes — obwohl man ihn wie Taine als einen Millionär an Detailkenntnissen bezeichnen kann. Er, der während seiner Studentenzeit ein Mysterium „Kain" und einen Operntext „Ruy Blas" verfaßt hat, brachte eben ganz andere Voraussetzungen für ästhetische Stilfeinheiten mit. Mangel an künstlerischem Maß ist jedoch nicht nur formal ein Fehler; auch die Auffassung des Historikers leidet darunter. Wir kommen damit zu dem Inhalt der Heigelschen Essays; er ist reich und bunt. „Doch warum", fragt der Verfasser, „sollen Kleine und Große, Staatsmänner und Staatsfeinde, französische und bajuvarische Schöngeister in einer Sammlung historischer Aufsätze nicht ebensogut zusammengestellt werden dürfen, wie in einer Gemäldesammlung niederländische Zechbrüder und römische Vestalinnen, in einer Anthologie Klopstock und Béranger?" Woher die Fülle der Gesichter? Die Frage von Gervinus, ob der Historiker in der Wahl seiner Stoffe ebenso vorsichig sein dürfe, wie der Dichter, würde von Heigel, falls er die Fragestellung überhaupt gebilligt hätte, keinesfalls mit einem absoluten Ja beantwortet worden sein. In jedem Falle wird es kaum einen undankbareren Vorwurf geben, als „Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg", und daß Themen wie der „Kongreß von Chatillon", „Kurfürst Max Emanuel von Bayern und Franz Rakoczy", „Die Wittelsbachische Hausunion von 1724" an sich schon etwas Anziehendes hätten, wird gewiß niemand behaupten können. Erst seine Erzählerkunst gibt dem Stoffe Leben und Farbe.

Auch bei der Stoffwahl gehen wissenschaftliche und künstlerische Interessen bei Heigel Hand in Hand — wir dürfen sagen, nur zum Vorteil der Historie; bezeichnenderweise sind daher nicht wenige seiner Studien Gelegenheitsstudien im

Goetheschen Sinne. In der Schleißheimer Galerie sieht Heigel ein Pastellbild, das einen Knaben in der typischen Tracht des siècle Louis XIV. darstellt. Der Maler ist Divien; lichte Allongeperücke, goldener Küraß, geschmückt mit dem Ordenskreuz des Sterns von Asturien. In den anmutigen Zügen des Knaben findet der Betrachter ernstes Sinnen ausgesprochen. Ich lasse es unentschieden, ob einzig und allein dies Porträt die Abhandlung „Kurprinz Joseph Ferdinand von Bayern und die spanische Erbfolge" veranlaßt hat. Der jähe Tod des sechsjährigen Prinzen, der Max Emanuels stolze Hoffnungen zunichte werden ließ, mit den an ihn sich knüpfenden Vergiftungsgerüchten, hatte Heigel wohl schon früher zu denken gegeben; allein wenn er die von Voltaire bis Ersrörer gegen den Wiener Hof erhobenen Anschuldigungen zurückwies und als Ergebnis der gewissenhaftesten Kritik feststellen konnte, daß der Kurprinz eines natürlichen Todes starb — so ist doch zum mindesten die spontane Anregung des Schleißheimer Bildes die äußerliche Veranlassung zur Entstehung der Arbeit geworden.

Literarische Erinnerungen, eine eigene jugendliche Dichtung und nicht zuletzt die Rückwirkungen, die von der Beschäftigung mit Joseph Ferdinand ausgingen, veranlaßten Heigel, „Maria Anna von Neuburg, Königin von Spanien" als Historiker zu betrachten. Auch Victor Hugos glänzend phantastische Zeichnung der Königin in Ruy Blas lockte den Künstler in ihm. Nur der dichterischen Einbildungskraft des Neuromantikers war es vorbehalten, die Königin in den Armen des Lakaien Ruy Blas der Menge zu zeigen. Die wirkliche Maria Anna, wie sie uns Heigel schildert, hatte mit der zärtlichen Gebieterin im Escorial nichts zu tun. Maria Annas Gefügigkeit gegen ihre deutschen Lieblinge, ein spöttisches bon mot gegenüber Kardinal Portocarrero, den sie sich dadurch zum erbitterten Widersacher machte, führten zu leidenschaftlichen Auftritten zwischen Königin und Kardinal — besonders in der Testamentsunterzeichnungsfrage Karls II. Bekanntlich gelang es schließlich Portocarrero am 6. Oktober 1700, von dem Sterbenden die Unterzeichnung des Testaments zugunsten Anjous durchzusetzen. Damit hatte die politische Rolle Maria Annas ein Ende. Daß sie nach Toledo verbannt wurde, war ihrer Todfeindin, der „Herzogin Maria Anna Orsini", noch nicht genug. Wir sehen hier deutlich, wie in Heigel der Gedanke zu dem Thema Maria Anna Orsini aufsteigt, wie ihn „seine deutsche Art zwingt, zuweilen von der Französin weg einen warmen Blick auf ihre politische Gegnerin, eine deutsche Prinzessin, zu werfen" — und umgekehrt. Eine große Dame, die Geist und Weltkenntnis besaß — das hatte schon der Memoirenschreiber Saint Simon hervorgehoben — aber zugleich Intrigantin großen Stils und nicht frei von persönlichem Ehrgeiz, ja noch mehr: eine bedeutende Frau, eine weit mehr politische Natur als Maria Anna; die Seele der nationalen Erhebung am spanischen Hofe, als es 1707 Ludwig XIV. unmöglich zu sein schien, den spanischen Königsthron noch länger für seinen Enkel zu behaupten — so erscheint sie in dem Heigelschen Lebensabriß.

Reiner Zufall verschaffte Heigel die Bekanntschaft mit dem „Humoristen Anton Bucher". Er machte um das Jahr 1880 herum einen Ausflug in die Münchener Umgebung, kommt, vom Wind und Wetter verschlagen, in eine ländliche Schenke; der die Stube verlassende Ortspfarrer befreit ihn aus der Umgebung johlender Landleute und zieht ihn in sein Studierzimmer. In einer Ecke hängt dort ein nicht übel gemaltes Miniaturporträt, das Bildnis eines Pfarrherrn aus der Zopfzeit mit treuherzigen Augen, „doch um die Lippen spielt ein satirischer Zug". Heigel wird aufmerksam. Im Lauf der Unterhaltung bringt der Pfarrer selbst das Gespräch auf das Bild. „Das Porträt dort in der Ecke, das Sie vorhin mit solchem Interesse betrachteten, ist das eines Mannes, der wohl am

wirksamsten gegen Eindringen des römischen Elementes in unser deutsches Kirchenwesen gearbeitet hat. Zum Dank dafür wurde er von den Oberen verlästert und verfolgt, und ich bin gezwungen, sein Bild in den dunkelsten Winkel zu hängen und seine Bücher zu verstecken. Aber ich habe sie alle, die Schriften unseres Bucher." Er holte die Folianten hervor, Heigel wirft einen Blick hinein, was er bei der Kürze der Zeit liest, fesselt ihn lebhaft — und der Plan, auf Leben und Werke dieses Pfarrers die Nachwelt aufmerksam zu machen, ist fertig: ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung unter Maximilian III., Joseph von Bayern.

Noch „ein Schöngeist aus der Soutane vor 100 Jahren" wurde von Heigel aus der Versenkung gezogen — der Fund eines so gut wie verschollenen Buches gab hier die Anregung — der Pfarrer Dietl, gleichfalls eine originelle Erscheinung in der Literärgeschichte, gleichfalls im Dienste der Aufklärung und besonders ein Vorkämpfer der Josephinischen Reformen. Die anmutigen Naturschilderungen Dietls, die sich nicht selten zu Klopstockischem Schwung erheben, galten auch dem hoch auf dem Schloßberg zu Landshut gelegenen Pfarrsitz; sie fanden besonders lebhaften Widerhall bei Heigel, der „Landshut an der Isar, eine altbayerische Herzogsstadt" recht in sein Herz geschlossen hatte. Eingehend erzählt er uns aus den Tagen ihrer stolzen Vergangenheit, besonders von dem ehemaligen Dominikanerkloster, das von 1802 bis 1826 der Sitz der bayerischen Hochschule war. Damals wirkte dort Savigny; Bettina von Arnim verkehrte in seinem Hause. Wie oft wandelte Heigel in den Spuren Clemens Brentanos, der echt romantisch von „dem lieben Landshut mit den geweißten Giebelhäusern und dem geblakten Kirchturm" schwärmte. Noch mehr zog es ihn nach „Regensburg". Es war seine Lieblingsstadt, und er hat viele Erinnerungen dort zurückgelassen. Dieser Vorliebe verdanken wir eins der köstlichsten Städtebilder. Tief empfunden scheint mir, was Heigel über den Regensburger Dom gesagt hat. „Ich erinnere mich" — so bekennt er — „aus meiner Jugendzeit, da mir Glockengeläute noch mehr war als irdischer Klang, an eine nächtliche Auferstehungsfeier im Regensburger Dom; ihr ernstes, majestätisches Gepränge steht noch heute lebendig vor meiner Seele. Das ungeheure Schiff lag fast völlig im Dunkel, nur der Mond warf schwachen Schimmer durch die bunten Scheiben auf die gespenstischen steinernen Bischöfe und die andächtigen Beter, nur in den Seitenkapellen glimmten ein paar Lichtlein, als flatterten dort arme Seelen, ängstlich auf Erlösung harrend — da erstrahlte plötzlich der Hochaltar und alle Seitenaltäre im hellen Kerzenschein. „Christ ist erstanden!" verkündete der Priester dreimal mit gehobener Stimme, schmetternder Trompetenruf und brausende Orgelklänge begrüßten die Botschaft, und von außen drang mächtiger Glockenton durch die Hallen." Er macht einen Absatz und fährt fort: „Auch nachdem mich der Gedanke an die dem Schauspiel zugrunde liegende Absicht ernüchtert hatte, konnte ich mich dem überwältigenden Banne nicht entziehen. Der Bayreuther Parsifal bietet nur schwachen Abglanz solcher Wirkungen." In dem Nachsatz verrät sich der echte Heigel; so recht bezeichnend weist er jene Mischung von deutscher Romantik und common sense auf, die ihm überhaupt zu eigen ist. Vom nur ästhetischen Standpunkt betrachtet, stört er den reinen Eindruck dieser Schilderung durch seine Selbstkontrolle; aber Heigel berichtet eben nicht nur als Künstler; immer fragt er sich, ob seine schwärmerische Begeisterung auch dem Tageslicht standhält. Wenn ihm in romantischer Traumverlorenheit Eichendorffsche Verse im Regensburger Domgarten einfallen oder wenn es sein helles Entzücken hervorruft, wie Clemens Brentano in den Landshuter Sommernächten herumirrlichteriert, so bewahrt ihn doch sein kräftiger Wirklichkeitssinn davor, über malerischen Burgen und gotischen Rathäusern die Wichtigkeit des sozialen Fortschrittes zu übersehen.

So ist seine Auffassung als Historiker schon in zwei Punkten determiniert: er ist kein Doktrinär, und er ist kein Superlativist. Zwei Grundbedingungen für die Möglichkeit geschichtlicher Objektivität; kein Superlativist, trotzdem er an Macaulay geschult ist. Nur von dem leidenschaftlich erhitzten Parteieifer Macaulays weiß sich Heigel frei. Er schrieb der Geschichte nicht die Aufgabe zu, das Leiborgan irgendeiner bestimmten Richtung zu sein. Er gehört nicht zu jenen Hochschullehrern, die wie Rotteck, Görres, Dahlmann, Treitschke mit ihrem Auftreten vor der Öffentlichkeit zugleich bestimmte Parteiziele, sei es kirchlicher, sei es nationaler Art verfolgen. Aber was Heigel von „Friedrich Christoph Dahlmann" behauptet, gilt in gleicher Weise von ihm selbst. Wie jenen hat auch ihn die gelehrte Forschung nicht der Allgemeinheit entfremdet. Er war zu wiederholten Malen der weltgewandte taktvolle Leiter der Historikerkongresse, so zu Ostern 1895 in Frankfurt a. M.; er trat im Jahre 1911 in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin als Redner vor die Öffentlichkeit; er hat in der Wiener „Neuen Freien Presse" am 12. April 1914 einen Aufsatz über „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung" veröffentlicht, in dem er auf ausdrücklichen Wunsch der Schriftleitung die aktuelle Frage zur Besprechung brachte: welche Bedeutung dem Vordringen des Slawentums in Österreich für die Reichsdeutschen beizumessen sei; er ist für „die Anfänge des Weltbundes der Akademien" mit aller Wärme eingetreten, hat an allen Tagungen teilgenommen und war 1911 der gefeierte Leiter des internationalen Kongresses zu Berlin.

Auch hier hält er wieder in der harmonischen Verschmelzung von Gelehrten und Weltmann die rechte Mitte ein; begreiflich, daß er daher kein Freund jener wissenschaftlichen Polemik ist, die durch Schroffheit und nicht selten persönliche Angriffe so häufig die Grenzen des Erlaubten überschreitet. Nur ein einziges Mal ist mir auch bei ihm ein absprechendes Urteil aufgefallen, das nicht als gerecht bezeichnet werden darf. Eine vielleicht zu allgemein gehaltene kritische Äußerung des verstorbenen Berliner Literarhistorikers Richard M. Meyer über Treitschkes Gedichte veranlaßt ihn, Meyers Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts kurzweg als „das wertlose Gegenstück zu Gurlitts geistreicher Kunstgeschichte" zu bezeichnen — ein Urteil, das ohne nähere Begründung denn doch weit über das Ziel hinausschießt; aber eben, weil gerade Heigel auch dem Gegner immer gerecht zu werden suchte, fällt ein solches in seinen Werken sonst einzig dastehendes Urteil doppelt auf.

So konnte er auch über Lieblingsthemen in der historischen Literatur sprechen, ohne fürchten zu müssen, nichts mehr Neues bieten zu können. Das gilt von „Andreas Hofer" wie von „Prinz Eugen von Savoyen" und „Gneisenau". Zu dieser Gruppe von Charakterbildern muß auch sein „Metternich" gezählt werden. Besonders die letztere Arbeit muß an die Spitze seiner Essays gestellt werden — ein wahres Kabinettstück geschichtlicher Darstellungskunst. Mag er uns „aus dem Leben der grande mademoiselle" und „über die Tulpenmanie in Holland" oder über „die Hochzeit Friedrichs V. von der Pfalz" und „das Zensurwesen in Altbayern" berichten, mag er über den musikalischen Wettstreit in Paris zwischen „Gluck und Puccini" an der Hand der Memoiren Mannlichs auch dem Musikhistoriker willkommenen Stoff bieten oder in seiner Arbeit über „die französische Revolution und die bildende Kunst" Fragonard, Boucher und andere Vertreter des sterbenden Rokoko Louis David gegenüberstellen, immer ist Heigel in diesen heterogenen Bildern, was Karl Hillebrand von dem wahren Essayisten fordert: Künstler, Gelehrter und Denker zugleich. Es wäre nur zu verwundern, wenn die lange Archivtätigkeit und der Besuch zahlreicher Archive

Heigel nicht auch Anregung gegeben hätte, über seine dort gewonnenen Anschauungen etwas zu sagen. Das Resultat dieser langjährigen Erfahrungen hat er in dem Aufsatz „Geschichtsforschung und Archivwesen" niedergelegt. Für die Freiheit des geistigen Verkehrs hat er dort eine Lanze gebrochen. „Ohne Freiheit der Forschung — keine Wahrheit." Nur, wenn das Staatswohl in Frage kommt, bleibe der Eintritt verwehrt; auch die Repertorien müssen nicht nur der freien Forschung zugänglich gemacht, sondern nach dem Vorbild französischer Archive gedruckt werden.

Dieser zuletzt ausgesprochene Wunsch hatte jedoch für ihn selbst nur eine akademische Bedeutung, denn damals waren bereits seine „Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns" erschienen; da in ihnen ganze Kategorien von Archivalien, deren Existenz bis dahin völlig unbekannt war, aus dem Dunkel gezogen wurde, so wäre dies Heigel ohne Handinhandgehen mit der Archivleitung und Vorlage der vorhandenen Einträge gar nicht möglich gewesen. Absolutes Neuland hat Heigel hier erschlossen. Er hat als erster die leitenden Gesichtspunkte festgestellt, die unter dem jugendlichen Kurfürsten Max Emanuel einen „Umschwung der bayerischen Politik in den Jahren 1679—1683" herbeigeführt haben. Gewiß, die nachfolgenden Forscher — ich führe Doeberl und Riezler an und darf wohl in diesem Zusammenhang meine eigenen Forschungen erwähnen — haben seine Ergebnisse in Einzelheiten überholt und modifiziert, und so mag es dahingestellt sein, ob nach Heigel das punctum saliens des Umschwunges: die Vermählung des Kurfürsten Max Emanuel mit Kaiser Leopolds Tochter, das Werk der römischen Kurie war; aber zweifellos hat er auf eine sehr bedeutsame Phase in der Annäherung zwischen Bayern und Habsburg aufmerksam gemacht. Den Forschern, die seitdem über den Kurfürsten Ferdinand Maria und den jungen Max Emanuel von Bayern in mehr oder minder zusammenhängender Darstellung geschrieben haben, hat er überhaupt erst den Weg gewiesen.

Seine Stellung gegenüber allgemeinen grundlegenden Fragen besonders geschichtsphilosophischer Art läßt Heigel in den Essays zuweilen erkennen, wenn auch gerade darin seine originale Bedeutung nicht liegt. Die vielerörterte Frage, ob eine Wechselwirkung zwischen der Kunst und dem nationalen Leben besteht, beantwortet er im Gegensatz zu Grillparzer bejahend und stützt sich dabei auf Taine. Das Kausalitätsgesetz erkennt er übrigens nur bedingt an. In seiner Arbeit über Taine muß Heigel natürlich sich auch zu diesem Prinzip äußern. Er tut es, indem er zunächst mit Recht hervorhebt, daß schon Ranke vor Buckle und Taine den Grundsatz von der Ursächlichkeit auf Erscheinungen des historischen Lebens anwandte; daß Heigel diese Lehre allgemein genommen als Regulativ auffaßt, ist selbstverständlich. Die Schwierigkeiten findet er wie Bernheim, Lindner u. a. in den relativen Zufällen. Auf dem Boden der historisch-politischen Schule stehend, lehnt er natürlich Lamprechts scharfe Abgrenzung von Staatsgeschichte und Kulturgeschichte ab. Er sieht in ihnen keine unversöhnlichen Gegensätze.

Die dritte Sammlung seiner 1886 erschienenen Essays trug an der Spitze die Widmung: „Meiner lieben Frau zugeeignet." In jenem Jahre hatte sich Heigel mit der Tochter des bayerischen Generalmajors Eduard Bauer, Marie, vermählt. Die Ehe ist eine glückliche gewesen, wie Heigel freudig dankbar am Ende seines Lebens bekannt hat. Dieser Ehe entstammte eine Tochter Elisabeth, die der Lieblingsschüler Heigels, der Münchener Dozent Dr. Fritz Enders, heimführte. 1887 wurde Heigel zum ordentlichen Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt, nachdem er 10 Jahre früher schon ihr außerordentliches Mitglied geworden war. Er war also eine bereits anerkannte Größe, als ihm sein Freund Hans von Zwie-

dineck-Südenhorst im Einverständnis mit der Cottaschen Buchhandlung den Vorschlag machte, für die von ihm herausgegebene Bibliothek deutscher Geschichte die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches" zu schreiben. Heigel war dieser Wunsch willkommen; in einer zusammenhängenden geschlossenen Darstellung eine Periode deutscher Geschichte in einheitlichem Zusammenhang vorzuführen, mußte nach den Essays ihm um so gelegener sein, als diese, jeder einzelne in sich zwar meisterhaft vollendet, doch in ihrer Gesamtheit ein mehr kaleidoskopartiges Bild boten. Auch an eigenen Vorarbeiten fehlte es ja auf diesem Gebiete nicht. Allzu bescheiden hat sich Heigel geäußert, daß er mit Meistern wie Sybel und Häußer, die diesen Abschnitt deutscher Geschichte bekanntlich geschildert haben, nicht in Wettbewerb treten könne; denn er hat — das müssen wir hervorheben — für die Reichsgeschichte bedeutend mehr gegeben, als seine Vorgänger. Besonders wertvoll ist das Kapitel „Die französische Revolution und der deutsche Volksgeist". Wir sehen hier wieder besonders deutlich die Anregungen, die er von Taine empfangen hat.

Getreu seiner schon früher erwähnten Neigung, bei Kontroversen klärend einzuwirken, nimmt er vor allem zu einer nicht unbekannten Streitfrage Stellung, die besonders in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts lebhaftes Aufsehen erregte; sie berührt das Verhältnis Österreichs und Preußens zu dem revolutionären Frankreich; und mit dieser Problemstellung hängt die Beurteilung des Basler Separatfriedens und letzten Endes die Schuld an der Auflösung des heiligen römischen Reiches untrennbar zusammen. Während Häußer und Sybel die preußische Politik zu rechtfertigen suchten, erhoben Divenot und Hüffer die heftigsten Vorwürfe gegen Preußen und seine Verteidiger, jene kleindeutschen Geschichtsbaumeister. Die Leidenschaftlichkeit des Federkrieges erklärt sich aus der Zeit der Entstehung dieser Schriften — um die Wende des Jahres 1866. Auch heute noch hält Heigel sachliche Zurückhaltung am Platze. Erst in ruhigeren Stimmungen kann man die Überzeugung gewinnen, daß es in den meisten Fällen gar nicht zulässig ist, die Schuld an verhängnisvollen politischen Katastrophen einer einzelnen Persönlichkeit oder einem einzelnen Staate aufzubürden. Die maßgebenden Ursachen für das Mißlingen der Koalitionskriege erblickte Heigel in dem Verhältnis Katharinas II. von Rußland zu Frankreich und den deutschen Mächten. Ihre polnische Politik hat fortdauernd die Kabinette in Berlin und Wien in Unruhe versetzt, das Mißtrauen geschürt und schließlich zum Zurückziehen der Heere vom Rhein den Anstoß gegeben. Der Basler Separatfrieden war kein Verrat, „aber ein politischer Fehler". Wenn Heigel an diesem entscheidenden Wendepunkt deutscher Geschichte deutsches Land und deutsches Volk des 18. Jahrhunderts uns vorführt, so haben wir nur zu bedauern, daß eine mehr zusammenhängende und etwas umfangreichere Würdigung deutschen Kulturlebens von ihm nicht gegeben wurde, wohl aber auch im Rahmen dieser politischen Geschichte nicht gegeben werden konnte.

Zwischen dem Erscheinen des 1. und 2. Bandes seiner deutschen Geschichte lag ein Zwischenraum von 12 Jahren. Heigel begründet diese ungewöhnliche Verzögerung mit dem Hinweis auf gesteigerte Berufspflichten, die ihm nur wenig Muße zu privaten Arbeiten gelassen hätten. In der Tat waren durch Verleihung neuer Würden und Ämter in diesen Jahren hohe Anforderungen an seine Arbeitskraft getreten. 1901 mit dem Titel eines Geheimrats ausgezeichnet, erfolgte 1904 nach Vorschlag Pettenkofers und Zittels seine Ernennung zum Präsidenten der bayerischen Akademie der Wissenschaften und zugleich zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

Eine repräsentable Erscheinung wie die seine war so recht geschaffen, auch äußerlich die Würde eines Präsidenten in den ehrwürdigen, prunkvollen Räumen dieser höchsten Gelehrten-Anstalt zu vertreten; aber auch dort blieb er der Alte. Wenn er den eintretenden jüngeren Besucher, ich denke dabei an meinen letzten Besuch, in seiner hohen, breiten Gestalt, die vornehm auch in der Kleidung wirkte, mit wuchtigen und zugleich elastischen Schritten entgegentrat, dann mochte er wohl zunächst wie eine Synthese von Staatsmann und Gelehrten erscheinen; aber wenn schon nach den ersten Begrüßungsworten das Schlicht-Natürliche in seinem Wesen entgegentrat und man zudem bei näherer Betrachtung hinter den in den letzten Jahren besonders markant hervortretenden Zügen doch den gutmütigen Ausdruck aus seinen jüngeren Professorenjahren wiederfand, dann trat der Eindruck der geheimrätlichen Würde hinter dem Bewußtsein zurück, nicht nur einen bedeutenden, sondern einen liebenswürdigen und zugleich bescheidenen Gelehrten vor sich zu haben; und es hätte gar nicht erst des treuherzigen ermunternden: „Wollen wir nicht lieber das Wort Exzellenz beiseite lassen" bedurft, um dem Gespräch den Charakter aufrichtiger Offenherzigkeit zu geben. Dabei konnte er aber auch, wo es nottat, besonders gegen Hofbeamte, die in einem gelehrten Nebenamt nur dekorativ wirkten, getragen von dem Stolz seiner akademischen Würden, recht energisch auftreten. Alle diese Eigenschaften kamen seinem Auftreten in öffentlichen Sitzungen, Versammlungen, Kongressen usw. zugute. Wenn auch begreiflicherweise derartige Anforderungen in späteren Jahren häufiger an ihn herantraten, so hatte er sich doch früh schon die Sporen verdient. Wie schon bei seinen Universitätsvorlesungen angedeutet — es fehlte Heigel vieles, was gemeinhin zum Kanon eines guten Redners gehört; ein geübter Volks- und Gewohnheitsredner wie z. B. Ludwig Bamberger, fein berechnend, voll Inspirationskraft, schlagfertig, hätte das virtuosenhafte oratorische Handwerkzeug, um auf die Masse effektvoll zu wirken, bei ihm mit Recht vermißt. Ein gebildetes Auditorium wurde aber dafür durch seine, der Phrase und den Gemeinplätzen abholden, gedankenreichen Vorträge reichlich entschädigt und nicht zuletzt durch den idealen Schwung seiner hoffnungsfrohen ethischen Weltanschauung.

Sein 70. Geburtstag, der ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt München brachte, wurde mit einer Anteilnahme allenthalben gefeiert, wie sie wohl selten einem Universitätsprofessor zuteil geworden ist. Besonders das ihm zu Ehren veranstaltete Festmahl im Prachtsaal des Münchener Künstlerhauses war gewiß eine spontane Huldigung für den Gelehrten; aber es war noch mehr: eine Kundgebung treuer Anhänglichkeit für den liebenswerten Menschen, die im Gedächtnis aller derer, die daran teilgenommen haben, fortleben wird. Noch ein Jahr blieb Heigel als Universitätslehrer tätig. Am Ende des Sommersemesters, am 25. Juli 1913, verabschiedete er sich von seinen Hörern. Nach seinem Abgang von der Universität wollte er, „soweit eben ein Laie hilfreiche Hand bieten kann", der Förderung der wissenschaftlichen Sammlungen seine letzte Kraft widmen. Gewiß, das tat er auch; die Neuordnung des Antiquariums, des ethnographischen Museums, der geologisch-paläontologischen Sammlungen ist unter seiner tätigen Mitwirkung erfolgt — aber seiner ungebrochenen geistigen Regsamkeit genügte dieses Aufgehen in verwaltungstechnischen Fragen nicht.

Der Weltkrieg brach aus; er stellte ihn vor neue Probleme. Es erregte gewaltiges Aufsehen, als am 25. Dezember 1914 in der „Wiener Zeit" ein Aufsatz erschien, mit dem vielverheißenden Titel „Warum haben die Deutschen so wenig Freunde?" Der Verfasser war Heigel. In Ententeländern, besonders in amerikanischen Zeitungen wurde der Artikel lebhaft besprochen; in Deutschland scheint er weit weniger Beachtung gefunden zu haben. Er sah allerdings voraus,

daß es nicht an Stimmen fehlen würde, die eine Kritik an den eigenen Landsleuten in jener Zeit als besonders unpatriotisch empfinden würden; aber zu einer von redlicher Absicht getragenen Offenheit hielt er sich berechtigt.

Der Grundakkord dieses und der anderen acht Aufsätze über den Krieg blieb doch immer das moderato, nicht das furioso übermütiger Siegeslaune. Darum wandte er sich, wie es auch Hans Delbrück in der „Vossischen Zeitung" tat, gegen den Hammer-Artikel des Generals Keim; dessen empfohlene Gründe: 1908 und 1911 einen Präventivkrieg vom Zaun zu brechen, den das Interesse Deutschlands erfordert hätte, bekämpft Heigel ebenso wie einen Gewaltfrieden im Sinne des Generals. Einen Schritt vom Grabe rechnet er mit allem ab, was ihm in dem Treiben der Gegenwart hassenswert und verächtlich erschienen ist. „An die akademische Jugend" ist die Mahnung gerichtet, sich frei zu halten von jener l'art pour l'art im Sinne volksfeindlichen Ästhetentums. Wie verstand er sich auf die Zeichen der Zeit, wenn er noch eindringender als früher für den Ausbau der sozialen Fürsorge eintrat und warnend gegen das Aufwuchern materiellen Schwindelgeistes seine Stimme erhob, den er nicht ohne Befürchtung zum Schaden des deutschen Volkes wie nach dem Krieg von 1870 herannahen sah. Aber wir hören auch Worte berechtigten nationalen Stolzes von ihm auf das deutsche Heer. Die Zornesader schwoll ihm an, wenn er hörte, wie seine Landsleute verhöhnt und beschimpft wurden. Nur — und das unterscheidet ihn von den Donquichotterien jener Percy-Heißspornnaturen — Überschwang und Überhebung verurteilt er; darum rief er jetzt, wie einst Börne in seiner Frühzeit den Philisterjammer und „Allerhöchstdieselben" mit glücklichem Humor gegeißelt hatte, zum Kampf gegen Titel und Titelsucht, gegen einen verzopften Kategorienzwang und einen parasitischen Hofadel; und daß auch der deutsche Philister, „der zwischen eitler Überhebung und kriechender Unterwürfigkeit schwanke", von der Bildfläche verschwinden müsse, darauf legte er besonderen Nachdruck. Und als er in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 14. November 1914 mit dem Vortrag „Krieg und Wissenschaft" zum letztenmal vor die Öffentlichkeit trat, da klangen seine Worte zum Schluß in den Wunsch aus, daß durch den Weltkrieg in Erfüllung gehen möge, was einst Bismarck schon herbeigesehnt hatte, „daß man endlich in jedem Deutschen den Landsmann und nicht bloß einen Parteifreund oder Parteigegner erblicken möge".

Wer Heigel lebensstark und frohsinnig an seinem 70. Geburtstag gesehen hatte, der hatte gehofft, er werde das Alter Ignaz von Döllingers, des Nestors der Münchener Akademie, erreichen. Dieser von dem Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung" damals ausgesprochene Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Bis Ende Januar 1915 erschien er noch regelmäßig in der Akademie und war um die Mittagsstunde für seine Besucher wie gewöhnlich zu sprechen. Anfang Februar machte sich ein Leberleiden bei ihm bemerkbar, das rasche Fortschritte machte. Trotzdem ließ er sich nicht abhalten, an den vorbereitenden Schritten zur Zentenarfeier der Geburt des Fürsten Bismarck in seiner Eigenschaft als erster Vorsitzender tatkräftig teilzunehmen. Noch im Februar sah er in seiner Privatwohnung Arbeiten, die ihm zur Begutachtung vorgelegt wurden, sehr genau durch und ließ, wenn er auch selbst im allgemeinen Freunde und Bekannte auf ärztlichen Wunsch nicht mehr empfangen durfte, durch seinen getreuen Akademiesyndikus dem Geschichtsprofessor Karl Mayer seine Anschauung übermitteln. Erst als ihn Anfang März die tückische Krankheit an das Bett fesselte, mußte der bis zuletzt rastlos Tätige sich Ruhe gönnen. Noch einmal ließ die Aussicht einer Operation die Hoffnung auf Besserung aufflackern, allein die Ärzte nahmen schließlich doch davon Abstand, weil er infolge gestörter Nahrungsaufnahme schon sehr schwach war; der Kräfteverfall nahm rasch zu; am 23. März, früh 2 Uhr, ist er verschieden.

Im Münchener Ostfriedhof trugen wir ihn am 25. März zu Grabe. Im Namen der Akademie sprach Erich Marcks. „Wenn je einer," sagte er, „so war Karl Theodor von Heigel der Mund dieser Akademie, und er war mehr, er war ihr Herz." Auch wir gedenken der „Akademie", indem wir hier von ihm Abschied nehmen; sie war nach dem Willen ihres athenischen Gründers das Symbol der untrennbaren und harmonischen Verbindung von Kunst und Wissenschaft. Als ein glänzender Repräsentant dieser platonischen Lehre wird der Historiker Karl Theodor von Heigel allzeit zu gelten haben.

# Der Ackermann aus Böhmen

Von

## Friedrich v. der Leyen

Vor etwa hundert Jahren hat die Romantik unsre alte deutsche Dichtung wieder entdeckt. Sie wußte damals noch nicht, auf welchen überreichen Boden sie gestoßen war, und wieviel Kraft aus diesem alten Vaterland dem neuen Reich zuströmen würde. Zuerst offenbarte das Nibelungenlied einer großen Zeit seine heroische Tragik, danach öffneten sich unser Herz und Sinn wieder für Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue und Walter von der Vogelweide. Die der Romantik folgenden Jahrzehnte sahen in den Zeiten vor und nach 1200 einen Schatz nach dem anderen aufleuchten. Am wenigsten wurde man eigentlich dem 14. und 15. Jahrhundert gerecht, obwohl gerade Achim von Arnim, Clemens Brentano, Joseph Görres und Ludwig Uhland an seinen Volksbüchern und Volksliedern ihre helle Freude hatten. Lange Jahre hindurch betrachtete man das ausgehende Mittelalter mit den Augen des Humanismus und der Reformation als eine Zeit der Auflösung und des Verfalls. Heute ist unser Blick weiter und freier. Wir begreifen kaum noch, daß man jemals an dem überquellenden Leben dieser Zeit vorbeisehen konnte. Gerade in diesen Tagen, in denen uns eine Auferstehung des Volkes aus dem Volke verheißen wird, fliegt der Blick sehnsüchtig in das 14. und 15. Jahrhundert, in eine Zeit, in der die deutsche Dichtung eine volkstümliche Kraft war, wie nie vorher und nachher. Soll die Prophezeiung unsrer Wiedergeburt sich erfüllen, so wird unsre Zukunft aus dem ausgehenden Mittelalter noch manchen Trost und manche Lehre holen müssen. Das möge man bei den nachfolgenden Worten über den Ackermann aus Böhmen im Auge behalten, bei einer Dichtung, die wie wenige einen Einblick gewährt in die Mächte, die um die Seele des späten mittelalterlichen Menschen kämpften.

Der Ackermann aus Böhmen ist eine Prosadichtung, ein dramatisches Zwiegespräch, etwa aus dem Jahr 1400. Der Dichter lebte in Böhmen, das der deutschen Kultur und der deutschen Sprache damals kaum gewonnen war und schon an ihre erste Stelle trat. Das Saazer Land war die engere Heimat unsres Poeten. Er nennt sich Johannes und sagt, die Feder, das Vogelkleid, sei sein Pflug, er bezeichnet sich als Ackermann, d. h. als den Menschen schlechthin, der wie Adam im Schweiße des Angesichts die Erde ackert. Unser Hans Adam war ein Mann auserwählter universaler Bildung, von leidenschaftlichen und mächtigen Instinkten, von gefaßter und tiefer Einsicht in das Diesseits und Jenseits, von echter Frömmigkeit. Er

schleudert gegen den Tod, der ihm die blühende und reine, über alles geliebte Frau jählings entrissen, die furchtbarste Anklage, die das deutsche Recht kennt, die Anklage vorbedachten Mordes. Durch die wilde Ungebärdigkeit seines Herzens ruft er den großen Zerstörer selbst vor die Schranken. Über ihn schüttet er seine ganze Trauer, seine ganze Verzweiflung, seinen ganzen Zorn; nicht sein eigenes Leid allein, das Leid der ganzen Menschheit, die der Tod immer ihres Liebsten beraubt. Der Tod antwortet mit ruhiger, fast väterlicher Überlegenheit, dann spöttisch und derb über das törichte und kurzsichtige Gebaren der Menschen. Ungerührt betont er sein ewiges Wesen und sein ewiges Recht und die Unabänderlichkeit seiner Herrschaft, unter grausamem Hinweis auf das ewig wiederkehrende Nichts, dem alle Menschen verhaftet bleiben. Dem Ackermann läutern diese harten, schicksalschweren Reden langsam den Schmerz, gleichzeitig erwecken sie in ihm, weil eben der Tod nur das Werk des Todes und der Vernichtung predigt, eine neue geklärte Einsicht in das Leben. Er preist nun in warmen und liebevollen Worten alle Schönheit und Güte, die Gott dem Menschen verliehen, erkennt die Weisheit der göttlichen Einrichtungen und ahnt jubelnd die Auferstehung, die am Ende doch immer aus der Verwesung strahlend und ewig emporsteigt. Das besänftigt sogar den Tod, der ihn mit den Worten des Psalmisten mahnt: Das Gute zu tun und das Böse zu meiden, den Frieden zu suchen und der Treue zu leben und in allen irdischen Dingen ein reines und lauteres Gewissen zu behalten. Als Kläger und Beklagter auf diesem Wege der Versöhnung einander entgegengeschritten, schlichtet Gott ihren Streit, nicht ohne anzuerkennen, daß sie ihre Waffen tapfer geführt; auch der Tod sei nur sein Diener und, was Gott dem Menschen gab, sei ihm nur geliehen und kein ewiger Besitz. Ein wundervolles und grandioses Gebet des Ackermann für die Seele seiner Frau beschließt die Dichtung.

Der Ackermann genoß in seiner Zeit und bis in das 18. Jahrhundert hinein hohes Ansehen. Er liegt uns in vielen Handschriften und in schönen, mit Holzschnitten geschmückten Drucken vor. Wir können seine Nachwirkung besonders im 16. Jahrhundert beobachten. Im 19. Jahrhundert wurden die Gelehrten auf dieses einzige Dokument echten Schmerzes von neuem aufmerksam, leider bis vor kurzer Zeit nur die Gelehrten. 1917, im vierten Jahre des Weltkrieges, beschenkte uns nun die deutsche Wissenschaft mit einer neuen und großen Ausgabe des Ackermann *), die Konrad Burdach und Alois Berndt besorgten. Die preußische Akademie der Wissenschaften hat sie unterstützt, sie verwertet die gesamte reiche Überlieferung der Handschriften und Drucke, erklärt eingehend die schwierigen Stellen und gibt viele Untersuchungen über die Gedanken und Beziehungen des Gedichtes, die auf breiter Grundlage geführt werden, von feinem Verständnis beseelt sind und von allen Seiten tief eindringen. Die Ausgabe ist ein Buch, an Liebe, Sorgfalt und aufopfernder Mühe nicht leicht zu übertreffen, ihrem zweiten Bande sehen wir sehnsüchtig entgegen. Der schönste Lohn dieser gelehrten Arbeit, der auch die folgenden Ausführungen das meiste verdanken, wäre der, daß sie eine Wiedergeburt des Ackermann in unsrem geistigen Leben einleitete.

Die Zeit um 1400 ist, wie die vorangehenden Jahrzehnte, eine Zeit tiefster Erregungen. Schwere Krankheiten und Epidemien suchten das Volk heim, immer von neuem überfiel die Tanzwut die Menschen, heftige rechtliche, soziale, politische Kämpfe machten das Reich erbeben, und die Seelen suchten immer leidenschaftlicher

*) Der Ackermann aus Böhmen. Im Auftrage der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Alois Berndt und Konrad Burdach. Einleitung, kritischer Text, vollständiger Lesartenapparat, Glossen, Kommentar. Mit acht Tafeln in Lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Gott und Erlösung. Die gärende Unruhe und das namenlose Leid dieser Jahre fühlen wir vielleicht unmittelbarer, als andre Generationen. Der Tod schreitet immer von neuem durch ihre Kunst und ihre Dichtung. In den Totentänzen packt der Tod jedes Alter und jeden Stand, und das große Drama von Tod und Marter unsres Heilandes gewinnt damals seine mächtige, das ganze Volk erschütternde Gestalt. In die Dichtung vom Ackermann mußte darum auch der Tod treten, seine unerbittliche, frevelhafte und doch von Gott und Schicksal eingesetzte Macht.

Gerade Tod und Schrecken und das Weh der immer aufgepeitschten Seele verstärken die Sehnsucht nach Liebe und nach tiefem ruhevollem Dasein. Wie gern ergehen sich die Erzähler und Übersetzer des 15. Jahrhunderts in den holden und bunten Wundern der Liebe und im beseligenden Gleichmaß der Ehe. Aus diesem Grunde wohl erklingt auch im Ackermann in jedem Gespräch der Preis der Ehe und der anmutigen, reinen und züchtigen Gattin: als tiefer Schmerz, um das unwiederbringlich verlorene Glück.

Die Zeit um 1400 und die folgenden Jahrzehnte sind auch eine Zeitenwende. Das Mittelalter rüstet sich zum Abschied und zieht das letzte Mal, sich verklärend, die Menschen in seinen zauberhaften Bann, der in den Wundern des Jenseits und in seiner finstern Strenge aufglüht. Eine neue, in den Schönheiten und dem Kosmos dieses Lebens andächtig sich ergehende Welt, die den reinen und bejahenden Geist des Altertums atmet, will nun werden. Gerade diesen Übergang zeigt der Ackermann dramatischer als jede andere Dichtung. In immer mächtigeren, immer stärker befreienden Akkorden steigt der neue Geist auf und läßt doch das ewige Recht und die ewige Größe des Alten unvergeßlich auftönen. Das letzte Lob und die letzte Bitte empfängt aber Gott, der alle Zeiten überdauert.

Das Streitgespräch, in das der Dichter sein Bekenntnis faßte, ist eine im Mittelalter sehr beliebte Form, die bald in das Heitere, bald in das Ernste, bald in das Gelehrte, bald in das Volkstümliche, bald in das Geistliche, bald in das Weltliche herüberschillert. Lehrer und Schüler, Meister und Jünger ergründen etwa in belehrenden und wetteifernden Gesprächen die göttlichen Geheimnisse, oder Wein und Wasser und Sommer und Winter und die Jahreszeiten streiten über ihre Vorzüge — gerade auf Szenen, die uns die Jahreszeiten im Kampfe anführen, spielt unser Ackermann im letzten Kapitel seines Werkes an — oder die kämpfenden Parteien, oft allegorische Wesen, bringen ihren Streitfall vor das Tribunal der Minne. Szenen dieser Art waren im 14. und 15. Jahrhundert noch häufiger als vordem und sind auch in der bildenden Kunst auf Teppichen, Truhen, Kästchen usw. gern dargestellt. Bei unsrem Ackermann fällt Gott die Entscheidung, der Mensch ist der Kläger, der Tod der Beklagte, und die Klage erhebt sich um die grausam zerstörte eheliche Liebe und Treue. Die Form der Dichtung bleibt also mittelalterlich, aber ihr Geist ist ein neuer. Es treten nur drei Sprecher auf und nicht blutleere, allegorische Gestalten, sondern ewige Mächte und Wesen. Tod und Gott und dazwischen der, in dem wir uns alle wiederfinden, der Mensch, wie er immer war und ist, Hans Adam. Und nicht das Spiel der Minne mit seinen ewigen geistreichen Anfechtungen, seinem unruhigen Hin und Her und seiner endlich doch so enttäuschenden Leere, sondern die Ehe und der Segen der Familie treten in die Mitte, ihr tiefes, ruhiges Glück und ihre dies Leben durchläuternde Kraft.

In der Blütezeit des deutschen Mittelalters, um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, wurde der deutsche Vers, den vorher die Geistlichen, die Spielleute und die frühen Ritter gepflegt, dem sie manche kräftige und zarte Wirkung entlockt hatten, und der oft im morgendlichen Glanz der ersten Jugend vor uns prangt — dieser deutsche Vers wurde besonders durch die Arbeit der höfischen Dichter bis zu einer

seltenen künstlerischen Vollendung durchgestaltet. Dafür hat die Forschung uns die Ohren geöffnet. Wir bewundern hier eine leichte, klare Lebendigkeit und einen entzückenden Realismus des Vortrags, dort ein schwelgerisches süßes Schweben und Gleiten, dort eine natürliche Kraft, eine Originalität, eine unendliche Fülle und eine stolze Phantastik des Ausdrucks, die in gleicher Vollendung in keiner anderen Zeit der deutschen Dichtung wiederkehrt. Langsam geht uns nun die Erkenntnis auf, daß die Prosa des ausgehenden Mittelalters in ihren Meisterstücken dem Vers der Blütezeit ebenbürtig ist und daß sie in einem noch größeren Reichtum vor uns ausgeschüttet liegt. In der Predigt erlangt sie bei Berthold von Regensburg ihre stärkste volkstümliche Gewalt und eine kaum zu erschöpfende Anschaulichkeit. Meister Eckhardt gab ihr eine übersinnliche, in das Allerheiligste entschwebende und doch klare und strenge Kraft, Johannes Tauler eine abgeklärte, klassische und milde Faßlichkeit, und Seuse eine unnennbare schwärmerische Süße. Die deutschen Chroniken und die deutsche Rechtschreibung zeigen uns dieselbe Sprache in einfältiger und drastischer Bestimmtheit, in echter Natur und in frischem, immer bewegtem Leben. Die deutschen Volksbücher bieten dann eigentlich das Schlichteste und Lieblichste von allem, man findet von der Einfalt und von dem bürgerlich anmutenden Reiz dieser Sätze sich kaum fort, wenn man sich einmal hineinlas.

In unsrem Ackermann erscheinen an manchen Stellen höfische Worte und Wendungen, die Feinheit höfischer Bildung durchdringt wohltuend seine Sätze. Daneben bricht die volkstümliche Rede durch. Der Tod trumpft am Ende seiner Antworten den Gegner gern mit derben Scheltworten ab, wie das Volk sie sich zuruft. In der Ausmalung des ehelichen Leids und der ewigen Unzufriedenheit und der unaufhörlichen Quälerei mancher Frauen findet er Wendungen von stärkster Drastik, die dann ein Fastnachtsspiel mit großem Behagen wiederholt. Dann blüht wieder die ganze sanfte und doch starke Lieblichkeit auf, die uns die deutschen Volksbücher so lieb macht. Wenn die Flut der Anklagen sich überstürzt und der namenlose Jammer und die Vergänglichkeit des Menschlichen sich vor uns auftun, so glauben wir Töne zu hören, die im 12. Jahrhundert zum ersten Male in der deutschen geistlichen Dichtung laut wurden, in Beichtspiegeln und in Litaneien und bei Heinrich von Melk, auch er ein Dichter des Todes. Mit der Rechtsprache und ihrer ganzen Wucht zeigt sich der Ackermann besonders im Eingang seines Werkes vertraut, und er beherrscht ihre stärksten Künste. Den Reden von Tod und Mensch über das Nicht und das Ich und das ewige Los aller Sterblichen hat die deutsche Mystik manche Schönheit geliehen. Diese ganz erstaunliche Mannigfaltigkeit — und hier liegt wohl die stärkste sprachliche Begabung unsres Dichters — ist aber leicht und schön in die Sprache des werdenden Humanismus eingegliedert, die von Prag, von der Kanzlei Kaiser Karls IV. ausging. Ihre dreigliedrigen Synonyma und Satzteile, ihre eindringliche Wortstellung, ihre lebhaften und stürmischen Anreden, ihr gewaltiges Anschwellen, ihre klare und dramatische Bestimmtheit finden sich bei keinem andren Übersetzer des frühen Humanismus so meisterhaft verwaltet, wie beim Ackermann. Welche Möglichkeiten und Verheißungen barg doch die deutsche Sprache des ausgehenden Mittelalters, und wie wenige von ihnen haben sich trotz Luthers Bibel erfüllt! Nur mit Zorn und Bitterkeit blicken wir auf diese Kultur, wenn wir an die Entartung unsrer öffentlichen Schrift und Rede denken.

Unser Ackermann denkt gern an die Zeit des Rittertums zurück. Seine über alles geliebte Frau ist ihm eine jener Herrinnen, wie sie damals über feine Zucht und Sitte herrschten; ein leichtes Drohen mit ihrem Finger hielt die Ungebärdigen in Schranken. Ritterliches Spiel und ritterliche Kämpfe scheinen dann dem Ackermann der liebste Zeitvertreib. Die durch Kunst und Sitte gebändigte, edle Lebensfreude bleibt ihm eine schöne Bestimmung des Daseins und ein Ideal, aber auch

für das Volk fehlt ihm der rechte Sinn nicht, für seine Märchen und Schwänke, seine Fabeln und Sprüche, seinen derben Spaß und seinen alten, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden Glauben. Nicht minder findet unser Dichter an seiner ungeschminkten und drastischen Ehrlichkeit Gefallen. Sein ganzes Wesen durchdringt das natürliche Empfinden des Volkes von Recht und Unrecht. Der Tod, der ihm sein Liebstes genommen, ist ihm Räuber und Mörder, er möchte am liebsten tätlich auf ihn eindringen, er verlangt von ihm immer von neuem, töricht zwar, aber in erschütterndem echten Schmerz, Rechenschaft und Buße. Über dem eigenen Los vergißt er die ganze Welt, nur sein Unglück will er sehen, seine Rache erleben, bis er endlich, von den Vorwürfen des Todes aufgerüttelt, erkennt, daß er nur das Los aller Menschen tragen muß. Unbändige Lebensfreude in der Jugend und im frühen Mannesalter, leidenschaftliche Klagen über die Vergänglichkeit alles Irdischen am Lebensende und die bittere Erkenntnis, daß man über das Diesseits das Jenseits vergessen, das geht dem Menschen des Mittelalters seltsam durcheinander. So auch in unserm Drama vom Tod. Der soll sein Geschick nicht beweinen, den der Tod von der Fülle des Seins wegriß, im Alter überlebt sich noch jeder, schon bei der Geburt sind wir dem Tod verfallen, und mit jedem Schritt kommen wir näher dem Ende. Leben und Schönheit sind nur eine vergehende und gebrechliche Hülle für Schrecken und Grauen und starre Unbewegtheit, ein Gefäß alles Unreinen ist der Mensch; es ist wieder das ewige Lied des Mittelalters vom Tode, das wir hier hören, und von seinem Jammer und Entsetzen erspart uns der Ackermann keinen Laut. Auch die Weisheit des Mittelalters ist die Weisheit unsres Dichters. Sein Wissen von den Tieren, von ihrer Treue und von ihrer Trauer, von dem Schmerz der Turteltaube und vom Gesicht des Luchses ist das Wissen des berühmten Physiologus. Der Zug der mittelalterlichen Heroen, seiner Helden und Weisen, aller der Gewaltigen, die dem Tode doch nicht widerstanden, zieht in langer Reihe an uns vorüber. Viele mittelalterliche Gedanken über Werden, Sein und Vergehen, über das Verrinnen in das Nichts und über die Ewigkeit hat das scheidende klassische Altertum den großen Kirchenvätern und haben diese der Mystik übergeben, im Ackermann spinnen sie sich weiter fort.

Wieder scheint es uns als eine ganz besondere Kunst unsres Poeten, daß mitten unter dem Volk und dem Recht und den Rittern und der Kirche des Mittelalters das neue Leben der Renaissance seine Zelte aufschlägt, leise und scheu zuerst, dann immer beherzter, schließlich verblassen vor ihm Tod und Schrecken. Die großen Männer der Antike, die gerade der werdende Humanismus liebte mit seiner Freude am Schmuck und Prunk der Rede, Cicero und Seneca, erscheinen öfter und öfter als die Gewährsmänner des Ackermanns. Immer lieber begegnet er sich in seinen Gedanken mit Petrarca, dessen Welt die Welt des 15. Jahrhunderts beherrschte. An die sieben freien Künste des Mittelalters reihen sich die Philosophie und die Magie der Renaissance. Wie sonderbar verschlingen sich echtes und unechtes Wissen, tiefe Erkenntnis, gewissenlose Prahlerei und verruchtes Zauberwesen noch im ganzen 16. Jahrhundert! Man erinnere sich nur der Zeugnisse über den geschichtlichen Faust, oder man denke an die Aufschneidereien eines Paracelsus! Die unheimlichen Künste, die Jahrhunderte hindurch die Kirche in Acht und Bann getan, nun werden sie frei und schließen mit der heiteren und sinnlichen Welt der Antike einen grotesken Bund, umranken sie in wirrem und tollem Geflecht. Eben dies erste Erwachen, das Freiwerden der Zauberei läßt sich im Ackermann beobachten. Dann scheint der Dichter auch dies sonderbare Beiwerk abzuschütteln, er verkündet vor dem Tod, der nur Vernichtung und nur das Ende sieht, als tröstlichstes Wissen die Lehre von der Schönheit und den sinnreichen Bau des menschlichen Organismus, und alles Vergehen und Verwesen verliert nun sein Grauen, denn nach der

Erkenntnis des griechischen Weisen vergeht das eine Dasein, damit ein anderes sich bildet. Immer blüht aus dem Tode ein neues Leben, das ist die ewige Wiedergeburt des Menschlichen, die Renaissance. Faust triumphiert auch hier über Mephisto, der ewig Strebende über den Geist des ewig Leeren. Vor unsren Blicken taucht frei und in morgenfrischer Schöne eine neue Welt und ein neuer Geist auf, der Humanismus des 16. Jahrhunderts. Doch die letzte Entscheidung gebührt noch immer Gott, er weist Tod und Mensch in ihre Grenzen zurück und empfängt am Ende die wunderbare Bitte des Witwers um das Seelenheil seiner Gemahlin.

Man darf wohl sagen, daß erst dem die umfassende Bedeutung des Ackermann klar wird, der erkennt, wieviel von der vergehenden Welt des Mittelalters, von der werdenden Welt der Renaissance in die Gespräche dieser Dichtung gebannt ist, der voller Bewunderung bemerkt, welches künstlerische Ganze aus diesen beiden Welten unser Dichter geschaffen hat. Bei ihm sind Mittelalter und Renaissance noch keine feindlichen Mächte. Auf dem Boden des Geistes, den das ausgehende Mittelalter überall erweicht und auflockert, konnte auch die Renaissance gedeihen. Erst gelehrter Hochmut und die unduldsame Gewalt der Reformation rissen die Kluft zwischen Mittelalter und neuer Zeit, zwischen Volk und Bildung auf, die sich noch immer nicht schließen will. Wie anders wäre unsre Kultur geworden, hätte die leichte und schöne Entwicklung des Neuen aus dem Alten sich vollenden dürfen, die der Ackermann anbahnt!

Aber es bedarf nicht einmal dieser Ausweitung des Horizontes über Jahrhunderte hin. Wer nichts weiß, weder vom Jenseits des Mittelalters noch vom Diesseits der Renaissance, jeder Empfängliche wird einen tiefen Eindruck vom Ackermann mitnehmen. Der Schmerz um den Tod des geliebtesten Wesens, der schmerzliche Hader mit Schicksal und Zerstörung, alle Erinnerungen wilder und sehnsüchtiger Leidenschaft an die Sonnenzeit des Glücks, das Bedürfnis, trotz allem wieder den rechten Platz und die rechte Arbeit in der Welt zu finden, nicht minder der Glaube an die ewige Schönheit des Menschen und an die ewige Wiedergeburt des Schönen, endlich die inbrünstige Verehrung Gottes, das alles sind tiefe und ewige Gefühle, jeder Zeit und jedem Menschen zugänglich. Und wie hat unser Dichter sie gestaltet! Von seiner Rede strömt so viel Erschütterung aus und so viel Zuversicht, daß man sie nennen möchte, wie Meister Eckhardt einen seiner schönsten und menschlichsten Traktate genannt hat. „ein Buch von der göttlichen Tröstung".

Wir sind leicht mißtrauisch gegen eine vielfältige formale Vollendung, wie der Ackermann sie uns zeigt, und wir vermuten darin argwöhnisch ein leeres Spiel, virtuose Künste und Eitelkeiten und ein unkeusches Zurschautragen der Gefühle. Doch jeder, dem auch nur einige Sätze des Ackermann ans Ohr klingen, fühlt sogleich, daß diese Kunst in der Glut reinster Empfindung gehämmert wurde und keine andre Form gewinnen konnte, als die Form, die sie wirklich gewonnen hat. Ihre reiche und bewegte Vielgestaltigkeit ist nur der Ausdruck der reichen und bewegten vielgestaltigen Zeit, in der sie aufwuchs. Das Wesen des Dichters durchdrang das ganze Jenseits des Mittelalters, das ganze Diesseits der Renaissance. Weil er den ewigen Widerstreit beider Welten an jedem Tage seines Lebens empfand, und weil er zugleich ihre Vereinigung in sich erlebte, darum strömt seine Rede so gewaltig über und gibt uns immer wieder andre Schätze aus beiden Sphären. Darum gewinnt sie aus Gegenklang und Einklang dramatische Klarheit und Steigerung, so daß jede Szene über die andre sich hebt, bis endlich mit der Zuversicht auf das neue ewige Leben der Himmel sich öffnet, bis Gottes Stimme vor uns hörbar wird und der ganze aufbrandende Strom der Gefühle in ein großes Gebet mündet; in die kunstreichste Schöpfung des Dichters, denn das Wort und die Gnade Gottes heben alle seine künstlerischen Kräfte hoch über sich hinaus.

Drei Jahrhunderte fanden in diesem Werk ihren Trost und hielten es in hohen Ehren Sein Gehalt und seine Form werden auch bei uns dankbare Hörer finden; ein deutsches Bekenntnis aus tiefer Not, aus vielfältiger Sehnsucht sollte in deutschen Herzen nie verhallen. Und ein Geschlecht, das gleich dem unsern das Rasen des Todes erlebte, dem aller Glauben an Gesetz und Sinn ins Wanken geriet, das in dem furchtbaren Widerstreit aller Leidenschaften zu erliegen droht, und das doch sehnsüchtiger denn je nach der Wiedergeburt ausschaut, ein solches Geschlecht wird die Verzweiflung und den Schmerz, die Weisheit und die Hoffnung und tiefe, fromme Demut dieser Gespräche mit besonderer Andacht aufnehmen. Könnte dies alles doch auch uns den Glauben an die Wiedergeburt eingießen!

# Politische Rundschau

Berlin, 15. Februar.

Die Beschlüsse der Pariser Alliiertenkonferenz haben im Mittelpunkt des Weltinteresses gestanden. Sie platzten mitten hinein in die Besprechungen, die Bergmann in Paris begonnen hatte, nachdem sich Minister Simons auf Druck von England und Frankreich hin dem französischen Botschafter gegenüber einverstanden erklärt hatte, über den französischen Vorschlag der Annuitäten zu verhandeln. Die Annahme dieses Vorschlages bedeutete eine vollkommene Änderung unserer Politik, die bisher darin bestanden hatte, gemäß dem Versailler Vertrag die Festsetzung einer endgültigen Entschädigungssumme bis zum 1. Mai 1921 herbeizuführen. Sie war diktiert von dem Bestreben, den Franzosen möglichst entgegenzukommen, weil auch in Deutschland nicht verkannt wurde, daß die französische Regierung sich infolge der Finanzlage Frankreichs in ernsten Schwierigkeiten befand, und daß deutscherseits jede Anstrengung gemacht werden mußte, um den französischen Wünschen auf sofort verwendbare Leistungen zu entsprechen.

Die französische Politik dagegen hat von Spa ab daran gearbeitet, die Idee einer Konferenz in Genf, die uns zugesagt worden war, zu zerstören. Statt Genf kam zunächst die erste Brüsseler Konferenz über die wirtschaftliche Lage Europas, die zu keinen Ergebnissen führte, sondern nur Deklarationen brachte. Dann entspannen sich Verhandlungen zwischen Paris und London; Paris bemühte sich, an die die Stelle der Konferenz ein sehr kompliziertes Verfahren mit drei Instanzen zu setzen, einer Vorkonferenz, einer Entscheidung durch die auf der Genfer Konferenz vertretenen Alliierten, und schließlich nochmals eines definitiven Beschlusses der Alliierten.

Die Vorkonferenz in Brüssel ließ sich ganz gut an. Resultate hat sie allerdings nicht gebracht, mit Ausnahme des Umstandes, daß wir über unsere eigene Wirtschafts- und Finanzlage vollkommene und erschöpfende Auskunft gegeben haben. Sie wurde von den alliierten Unterhändlern benutzt, um zu beweisen, daß wir in der Lage sind, phantastische Zahlungen zu machen. Das war das einzige Ergebnis unserer vollkommenen Offenheit.

Wir hatten ausgeführt, daß wir nur unter gewissen Voraussetzungen imstande sein würden, Vorschläge für die Entschädigungssumme zu machen. Diese Voraussetzungen betreffen vor allem die oberschlesische Frage, die Liquidierung des deutschen Eigentums im Auslande, die Rückgabe unserer Schiffe. Auf diese Voraussetzungen ist man wenig eingegangen. Zu einer vollen Diskussion ist es nicht gekommen.

Die Pariser Presse hat darin lediglich eine Gelegenheit gesehen, abermals nachzuweisen, daß wir mauvaise foi gehabt haben, weil wir nicht von vornherein eine bestimmte Summe genannt haben.

Wie der Schritt von Laurent in Berlin zustande gekommen ist, wissen wir nicht. Er bedeutete jedenfalls ein diplomatisches Drängen auf eine sofortige Entschließung in einer Frage, die doch das ernsteste Studium der deutschen Regierung über die Möglichkeit ihrer Verwirklichung voraussetzte. Trotzdem gab man den französischen Wünschen nach, in dem Bestreben, unsererseits zu zeigen, daß wir guten Willens sind.

Bergmann war nach Paris gefahren, ehe die Unterredung zwischen Laurent und Minister Simons stattgefunden hatte, und begann die Unterhandlungen mit Seydoux. Die Pariser Presse und eine Berliner Zeitung, die ein deutsch-französisches Zusammengehen zum Axiom ihrer Politik gemacht hat, versuchte das plötzliche Umschwenken der französischen Politik damit zu begründen, daß Bergmann nicht schnell genug auf die Vorschläge von Laurent eingegangen wäre. Diese Vorwürfe sind vollkommen unberechtigt. Bergmann hat in dem Augenblicke, als er von der Unterredung des Ministers Simons Kenntnis erhielt, auf Grund der neuen Vorschläge verhandelt. Die französische Regierung hat aber jedenfalls schon in dem Augenblick, als mit Bergmann die Verhandlungen wieder begannen, den Bericht ihres Botschafters in Händen gehabt, daß Minister Simons sich mit dem Plane von Laurent einverstanden erklärt hatte.

Es folgte am 27. Januar und den folgenden Tagen die Konferenz der Ministerpräsidenten, die zu den „Pariser Beschlüssen" führte. Es erübrigt sich, den Hergang der Verhandlungen zwischen England und Frankreich, dem der belgische Regierungschef und die italienischen und japanischen Delegierten im wesentlichen als Zuschauer beiwohnten, zu schildern. Der sogenannte Umfall von Lloyd George ist in aller Erinnerung. Tatsache ist, daß die französische Regierung den Seydouxschen Vorschlag auf der Pariser Konferenz vollkommen fallen ließ, und daß Doumer, von dem man doch nicht behaupten kann, daß er seine Phantasien auf der Konferenz als Privatmann zum Besten gab, das Annuitätenschema überhaupt nicht erwähnte.

Die französische Politik wird wohl folgenden Gedankengang gehabt haben: Wir wollen Deutschland zunächst nur mit dem Annuitätenschema ködern, ohne zu sagen, daß mit England zu gleicher Zeit die Festsetzung der Annuitäten im Doumerschen Sinne unter der Hand verabredet wurde. Lloyd George, der wahrscheinlich früher mehr für eine feste Entschädigung gewesen ist, ist im letzten Moment auf das französische Schema eingegangen. Welche Erwägungen ihn dazu bestimmt haben, ist nicht bekannt. In der Presse waren Nachrichten zu finden, daß Frankreich für das englische Eingehen auf die französischen Wünsche seine Rußland-Politik bezüglich der Randstaaten umorientiert habe, und in der Tat sind ja die Randstaaten von Frankreich unmittelbar nach der Konferenz anerkannt worden. Außerdem sollen von Frankreich in Kleinasien Konzessionen gemacht worden sein. Eine andere Version behauptet, daß die Anwesenheit des englischen Botschafters in Washington, Geddes, und dessen Berichte für Lloyd George maßgebend gewesen seien. Geddes habe Lloyd George veranlassen wollen, das Reparationsabkommen jedenfalls noch vor dem Amtsantritt von Harding abzuschließen, weil sonst von Amerika Schwierigkeiten in dieser Beziehung drohten. Diese letztere Version ist vielleicht gar nicht so sehr unwahrscheinlich, denn es ist doch außerordentlich auffällig, daß die Alliierten kurz vor dem Amtsantritt von Harding diese einseitige Regelung der Frage vorgenommen haben, und daß die Londoner Konferenz vier Tage vor dem Amtsantritt von Harding beginnt.

Das Arrangement zwischen Lloyd George und Briand ist aller Welt bekannt. Es ist von Simons im Reichstag und fast täglich von der deutschen Presse wiederholt worden, daß das Arrangement so, wie es uns mitgeteilt worden ist, unannehmbar ist.

Es bleibt uns nur eine Hoffnung, daß wir auf der Konferenz in London die Möglichkeit haben werden, die Alliierten durch Gegenvorschläge, deren Nützlichkeit sie selbst erkennen werden, von einem Diktat in der Reparationsfrage abzubringen. Gelingt das nicht, so bleibt nur die strikte Weigerung seitens der deutschen Regierung, den Vertrag zu unterschreiben. Auch die Mehrheitssozialisten haben ja im Reichstag durch ihren Führer Hermann Müller erklärt, daß sich keine deutsche Regierung finden würde, die die Pariser Abmachungen unterschreiben wird.

Die Äußerungen der englischen Presse lassen erkennen, daß man hofft, beim dritten Hahnenschrei werde der Minister Simons doch endlich umfallen, nachdem er einige kleine Sachen for show abgelehnt hätte. Die ganze Art, wie das Problem dieses Mal angepackt ist, daß man ohne viel Geschrei an sachliche Kritik der französischen Vorschläge gegangen ist und selbst Gegenvorschläge macht, läßt hoffen, daß die Vernunft den Sieg davonträgt, um so mehr, als offensichtlich vollkommene Einmütigkeit im deutschen Volke besteht, und zwar bis herab zu den Kommunisten, die einsehen, daß die Durchführung dieser Pläne den Tod von Tausenden von deutschen und schließlich auch von französischen Arbeitern zur Folge haben würde. Wenn nicht, dann müßte man es eben auf das Diktat ankommen lassen. Deutschland hat jedenfalls das formelle Recht, sich auf die Bestimmungen des Versailler Vertrages zurückzuziehen, die vorschreiben, daß bis zum 1. Mai 1921 der volle Betrag der Entschädigung Deutschland mitgeteilt wird. Wir wissen genau, daß die Reparationskommission bis jetzt nichts gearbeitet hat, und daß sie in diesem Moment, wo uns nur noch drei Monate vom 1. Mai trennen, an alle Regierungen, die Entschädigungsansprüche haben, herangetreten ist, um eine Aufstellung über die Schäden zu erhalten, die die einzelnen Länder erlitten haben. Dabei kann natürlich nichts Besseres herauskommen, als eine Phantasiesumme, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hat. Wir wissen aus französischen Kritiken, wie das Geld verschleudert worden ist in den besetzten Gebieten. Wir werden uns denn auch niemals darauf einlassen, die phantastischen Berechnungen der Reparationskommission, die zwischen 116 Milliarden und 212 Milliarden schwanken, als Grundlage für eine uns zu präsentierende Forderung anzuerkennen.

Es gibt freilich Angstpolitiker bei uns, die, wenn wir die Unterschrift unter das Pariser Reparationsschema nicht leisten, schon die Sanktionen in Kraft treten und Deutschlands Untergang durch Einmarsch vollenden sehen. Demgegenüber ist doch darauf hinzuweisen, daß die Anwendung der Sanktionen ein glatter Rechtsbruch der Entente wäre, den wir vor der Welt als solchen brandmarken können. Die Entente wird es nicht wagen, einen derartigen Rechtsbruch vor den Augen der ganzen Welt zu vollziehen. Es ist also durchaus keine Katastrophenpolitik, die der Minister Simons treibt, es handelt sich vielmehr um die Wahrung eines wohlerwogenen Rechtsstandpunktes, für dessen Einnahme gute politische Gründe vorgebracht werden können.

Unsere Reichspolitik hat wohl unterschieden zwischen der Haltung in der Entwaffnungsfrage und in der Reparationsfrage.

Die Forderungen, die uns in der Entwaffnungsfrage übermittelt worden sind, sind als décisions bezeichnet, während es sich bei der Reparationsfrage um propositions handelt, zu denen wir unsere Zustimmung geben müssen, und die als Abweichung vom Versailler Vertrag einer Vereinbarung mit uns bedürfen. Was die Entwaffnungsfrage anlangt, so gibt es auch in den décisions der Entente eine Reihe von Punkten, in denen trotz der Drohung mit den Sanktionen ein Nachgeben

deutscherseits nicht zu rechtfertigen sein wird. Das sind die Punkte, wo die Forderungen der Alliierten über den Versailler Vertrag hinausgehen und an uns Zumutungen stellen, zu deren Erfüllung wir nicht verpflichtet sind. Soweit sie nicht von vitaler Bedeutung für uns sind, wird man auch hier sich fragen müssen, ob das Spiel die Kerze lohnt. Soweit es sich jedoch um Fragen handelt, die für unsere staatliche Existenz und für unsere Wirtschaft von maßgebender Bedeutung sind, werden wir auch in diesen Fragen fest bleiben müssen, nicht bloß, weil wir das Recht auf unserer Seite haben, was bei allen übrigen Forderungen der Alliierten ebenfalls zutrifft.

Als solche Frage würde namentlich die Forderung auf vollkommene Desarmierung unserer Ostfestungen und die Frage des Bauverbots für die zivile Luftschiffahrt anzusehen sein. Wenn sich die Entente selbst die Entscheidung darüber vorbehält, welche Flugzeuge den Charakter von zivilen Flugzeugen haben sollen, und welche Flugzeuge militärischen Charakters sind, so ist anzunehmen, daß jedes gute Flugzeug, in dem wir eine Überlegenheit über die Entente haben, selbst wenn es keinerlei militärische Vorrichtungen besitzt, als Kriegsfahrzeug angesprochen und uns zu bauen verboten wird. Diese Befürchtung ist um so größer, als das Verbot des Baus von zivilen Luftfahrzeugen bis zum Ablauf des Artikels 202 unsere Flugzeugindustrie offenbar lahmlegen soll, obwohl nach Artikel 201 des Friedensvertrages der Termin für das Bauverbot längst abgelaufen ist. Was die Ostfestungen anbelangt, so liegt auf der Hand, daß die polnische Bedrohung so groß ist, daß wir ein Verbrechen an Ostpreußen und den der polnischen Grenze benachbarten Orten begehen würden, wenn wir auf unser uns im Friedensvertrag ausdrücklich zugestandenes Recht, Bewaffnung der Ostfestungen beibehalten zu können, verzichten würden.

In der Frage der Einwohnerwehren hat die Reichsregierung alles getan, um der Entente gegenüber die verständlichen Wünsche der ostpreußischen und bayerischen Bevölkerung auf Beibehaltung der Selbstschutzorganisationen durchzusetzen. Es ist mehr als verständlich, daß Ostpreußen nach den Erfahrungen mit dem Russeneinfall und Bayern nach seinen Erfahrungen mit der roten Republik den eindringlichen Wunsch haben, durch Beibehaltung der Selbstschutzorganisationen Garantien für Schutz und Leben und Eigentum in der Hand zu behalten. Der Notenwechsel mit der Entente in der Frage der Einwohnerwehren zeigt, daß die Reichsregierung eine außerordentlich große politische Belastung nicht gescheut hat, um die Einwohnerwehren zu retten. Demgegenüber hat die Entente die Frage der Einwohnerwehren bewußt mit der Frage der Reparation verbunden. Ihr Ziel ist offenbar gewesen, die Einheitlichkeit der Stimmung im deutschen Volke durch diese Verbindung von vornherein zu untergraben. Minister Simons hat es trotzdem verstanden, durch die diplomatisch feine Behandlung der beiden Fragen in seinen Reden diese Gefahr zu vermeiden, während es der bayerischen Regierung zu danken ist, daß sie sich schließlich dazu verstanden hat, in der Frage, die letzten Endes eine Frage der großen Reichspolitik ist, dem Reiche auch die Verantwortung zu überlassen Fraglich ist allerdings, ob es nicht besser wäre, wenn der Standpunkt der passiven Loyalität, den Bayern in seiner Antwort an die Reichsregierung eingenommen hat, dem Standpunkt einer einheitlichen Mitarbeit an den Zielen der Reichsregierung wiche.

Die Frage der Reparation hat deswegen eine so viel größere Bedeutung als die Frage der Entwaffnung, weil sie ganze Generationen unseres Volkes betrifft. Es sollte endlich einmal von deutschen Wirtschaftspolitikern der Nachweis versucht werden, was Deutschland überhaupt allerhöchstens wird leisten können. Wenn man berücksichtigt, daß wir schon ungefähr 20 Milliarden Goldmark an die Entente abgeführt haben, so wird man zu dem Standpunkt von Keynes kommen, der eine Gesamt-

leistung von 40 Milliarden als das Höchste ansieht, was Deutschland leisten kann, nachdem ihm die lothringische Minette, die Saargruben und die Posener und westpreußischen landwirtschaftlichen Flächen durch den Friedensvertrag weggenommen sind. Die Summen, die wir bisher geleistet haben, müssen dabei angerechnet werden. Nach Auslegung der Pariser Presse scheint es indessen, als ob selbst bei den ungeheuerlichen Plänen der Pariser Konferenz von den 42 Jahresannuitäten und der zwölfprozentigen Abgabe, die eine vollkommene volkswirtschaftliche Ungeheuerlichkeit sind, unsere Vorleistungen noch nicht einmal abgezogen werden sollen. Wie sich die Entente wirtschaftlich die Ausführung solcher Pläne vorstellt, ist gänzlich unerfindbar. Man berauscht sich an Zahlen, ohne zu überlegen, daß die Zahlen nur dann einen Sinn haben, wenn die Produktionskraft des Landes hinter ihnen steht.

Die Haltung Italiens während der Pariser Konferenz, die noch durch die Rede des italienischen Außenministers akzentuiert wurde, ist von Minister Simons einer gewissen Kritik unterzogen worden. Für uns steht fest, daß Italien trotz seiner Tendenz, die europäische Gemeinwirtschaft und ihre Bedürfnisse mehr in den Vordergrund zu stellen, als es die übrigen Alliierten tun, doch aktiv mitgewirkt hat in der Unterstützung der phantastischen Reparationspläne der Alliierten und namentlich selbst durch seinen Delegierten Giannini die Ausarbeitung der unmöglichen zwölfprozentigen Ausfuhrabgabe in die Hand genommen hat. Italien rechnet selbst darauf, einen Teil der deutschen Entschädigung zu erhalten. Aber es sollte sich doch sagen, daß es auf diesem Wege niemals zu praktischen Erfolgen in seiner Politik wird kommen können. Italien ist darauf angewiesen, den Handelsverkehr mit Deutschland um seiner eigenen Wirtschaft willen zu entwickeln. Wenn wir aber durch unabsehbare Tributleistungen für die Entente zu den erheblichsten Einschränkungen für unsere Lebenshaltung gezwungen werden, so werden wir uns schließlich auch keinen Import mehr aus Italien leisten können, und so wird Italien selbst derjenige Staat sein, der die ersten Rückwirkungen der verfehlten französisch-englischen Politik zu tragen haben wird.

In London soll nun das große Programm des nahen Orients, das in Paris nicht hat erörtert werden können, zur Diskussion gestellt werden. Die Rückkehr König Konstantins auf den griechischen Thron, die dauernden und in der Hauptsache erfolglosen Kämpfe, die die Griechen in West-Anatolien und die Franzosen in Zilizien gegen die Kemalisten geführt haben, verbunden mit der Vorzugsstellung, die sich England in Konstantinopel zu sichern gewußt hat, haben den Franzosen den Wunsch nach einer Revision des Vertrages von Sèvres immer näher gebracht. Die französisch-englischen Interessen in der Behandlung des Orientproblems sind fast so entgegengesetzt, wie die der Griechen und Türken. Frankreich sieht ein, daß die Durchführung des Friedensvertrages von Sèvres im beständigen Kampf gegen Kemal schließlich über seine Kräfte geht. Die präponderierende Stellung Englands ist ihm ein Dorn im Auge. Es möchte eine andere Regelung der türkischen Frage durchsetzen, die ihm erlauben würde, auch seinerseits als Schutzengel der Türken in einer weniger kostspieligen Weise seine politischen Ziele durchzusetzen. Die Hartnäckigkeit Kemals und seiner Kämpfer scheint ihre ersten Erfolge in London zeitigen zu sollen. Wir kennen das kemalistische Programm, das die türkische Regierung in Konstantinopel wohl im wesentlichen annehmen wird. Die Haltung der englischen Politik ist von vornherein gegeben. Schließlich ist wohl zu erwarten, daß es zu irgendeinem Kompromiß kommen wird, der doch mehr den Engländern als den Franzosen nützen wird. Für uns ist es nicht günstig, daß die Orientfrage vor der Reparationsfrage in London behandelt werden wird. Wenn es zu einer Einigung zwischen Frankreich und England, zwischen der Türkei und Griechenland kommen

wird, so werden wir wahrscheinlich die Kosten dadurch zu tragen haben, daß sich die geschlossene Front der Alliierten gegen uns wenden wird. In der Orientfrage an sich sind wir politisch allerdings dem Herzen nach nicht unbeteiligte Zuschauer der Geschehnisse. Wir müssen uns aber gegenwärtig halten, daß das letzte Wort auch in der türkischen Frage erst gesprochen werden kann, wenn Rußland imstande sein wird, sein Wort mit in die Wagschale zu legen.

Rußlands Außenpolitik ist augenblicklich in hohem Maße von dem Bestreben diktiert, mit den europäischen Mächten zu einem Wirtschaftsverkehr zu kommen. Die englisch-russischen Verhandlungen, der Friede, der mit Finnland abgeschlossen ist und die Tendenz hat, durch Entsendung eines Sowjetdelegierten nach Finnland für Rußland die Brücke nach Europa zu finden, die Entsendung des Sowjetdelegierten Worowsky nach Italien sind im wesentlichen von diesen Gesichtspunkten geleitet. Allerdings zeigt andererseits gerade der Gang der englisch-russischen Wirtschaftsverhandlungen, daß die Sowjets sich durch augenblickliche Vorteile nicht dazu verleiten lassen, ihre endgültigen politischen Ziele aufzugeben. Diese gehen immer noch dahin, so lange stark zu bleiben, bis die Entwicklung der Welt in ihrem Sinne soweit gediehen ist, daß die destruktiven Elemente in Europa ein praktisches Eingreifen in die europäische Politik gestatten. Die asiatische Politik der Sowjets spielt dabei als Hebel für die Einwirkung auf England eine große Rolle. Die Tätigkeit der Bolschewiken in Persien, die zum Abschluß eines Vertrages geführt hat, die Einwirkung auf die zentralasiatischen Gebiete mit der dauernden propagandistischen Tätigkeit in Indien sollen der englischen Regierung offenbar klar machen, daß auch sie ihrerseits ein großes Interesse daran hat, mit Rußland zu einem Einvernehmen zu kommen. Die Sowjets lassen sich, wie die Abreise Krassins nach London zeigt, durchaus Zeit bei ihren Verhandlungen in London, die auch englischerseits mit großer Geduld und mit diplomatischen Mitteln geführt werden, die an mittelalterliche oder asiatische Vorbilder erinnern. Die Sowjets wissen genau, daß eine große populäre Strömung in England für den Abschluß eines englisch-russischen Vertrages vorhanden ist. Sie kennen auch genau das Streben des englischen Kaufmanns, in Rußland wieder Fuß zu fassen, und sie nutzen das für ihre Zwecke aus. Auf den Frieden mit Polen lassen sich die Bolschewiken, wie es scheint, ebenfalls ein. Über die Goldfrage hat man sich nicht einigen können. Die Polen wünschen die Abführung großer Goldbeträge aus Rußland. Die Russen, für die das Gold das einzige Zahlungsmittel nach dem Auslande ist, da Export mit Ausnahme von Flachs so gut wie nicht vorhanden ist, sind naturgemäß in dieser Hinsicht sehr spröde Wenn die Nachrichten richtig sind, so massiert die Sowjetregierung schon jetzt wieder Truppen im Westen, um eventuell zu weiteren Angriffen gegenüber Polen bereit zu sein oder sich jedenfalls verteidigen zu können. Die Rote Armee scheint nach wie vor sich in gutem Zustande zu befinden. Über die innere Lage in Rußland lauten die Berichte dauernd pessimistisch. Es steht fest, daß die Nahrungsmittelschwierigkeiten hauptsächlich in den Städten sehr groß sind, und daß man die Bauernaufstände in Zentralrußland bis nach dem Ural hin, die sich ständig wegen der Zwangsrequisitionen wiederholen, nicht ohne weiteres bewältigen kann. Die Transportlage ist außerordentlich schlecht. Mehr als 33 Eisenbahnlinien stehen still. Trotzdem bricht dieses Reich nicht zusammen, obwohl auch innerhalb der Sowjets selbst, hauptsächlich in der Frage der Gewerkschaften, große Gegensätze zwischen der diktatorischen Richtung von Trotzki, der mehr opportunistischen von Lenin und der konservativen von Schljapnikoff vorhanden sind. Wir müssen uns hüten, die russischen Verhältnisse nach europäischen Maßstäben zu betrachten. Rußland ist ein großer Brei, aus dem ständig Blasen aufsteigen, die den wirtschaftlichen Zersetzungsprozeß des Landes markieren. Wann dieser Brei seinen inneren Zusammenhalt verliert, und ob es

überhaupt dazu kommen wird, das läßt sich bei dem Nichtvorhandensein irgendeiner aktiven politischen Kraft innerhalb Rußlands, mit Ausnahme der Sowjets selbst, nicht sagen.

Jedenfalls haben alle Regelungen des gesamteuropäischen Problems, mögen sie noch so sehr in den gegenwärtigen Machtverhältnissen Europas begründet erscheinen, auf die Dauer nichts Stabiles. Eine maßgebende Veränderung der Ostlage, sei es nach der Richtung der Auflösung, sei es nach der Richtung der Stabilisierung des Sowjetregimes, muß von einer umwälzenden Wirkung auch auf die europäische Politik bleiben.

Es wird das ganze Bestreben der Staatskunst der Entente bilden, wenn sie versucht hat, das deutsche Volk dauernd zur Sklavenarbeit zu schleppen, die russische Politik auf irgendeine Weise als Gegengewicht gegen Deutschland zu benutzen, so wie sie bis jetzt Polen als solches Gegengewicht gegen Deutschland ausgebaut hat. Auch dieser Bau ist allerdings alles weniger als dauerhaft. Man kann nicht an der Tatsache vorübergehen, daß die polnische Wirtschaft geradezu bedrohliche Verfallsmerkmale zeigt. Gegen das Frühjahr wird die Hungersnot in Polen anwachsen. Auf industriellem Gebiete ist Polen in der ärgsten Notlage, von dem finanziellen Gebiete ganz zu schweigen, für welches der Kurs der polnischen Mark ein guter Gradmesser ist. Dieses Heruntergehen der polnischen Wirtschaft wird bei der oberschlesischen Abstimmung für uns ein außerordentliches Plus sein. Es schadet nichts, wenn die patriotische Haltung der Oberschlesier durch wirtschaftliche Erwägungen gestützt wird, die es Oberschlesien klar machen, daß es seinem Ruin entgegengehen würde, wenn es ein Mitglied der polnischen Wirtschaft werden müßte.

Demgegenüber werden alle außenpolitischen Erfolge der Polen, die ihnen doch kein Geld einbringen, nichts nützen. Der polnische Außenminister Sapieha hat sich zwar sehr befriedigt über die Reise Pilsudskis nach Paris ausgesprochen, aber Geld hat er nicht mit nach Hause gebracht; und was nützt Polen ein engerer Anschluß an Frankreich, wenn es dadurch zu immer weiteren großen Ausgaben auf militärischem Gebiet gezwungen wird? Polen wird schließlich die innere Fäulnis durch Erfolge in der Außenpolitik nicht überwinden können. Das Bündnis mit Rumänien ist offenbar dazu bestimmt, die Stellung gegenüber Deutschland einerseits und Rußland andererseits zu befestigen. Frankreich wird versuchen, nachdem es jetzt die Randstaaten anerkannt hat, auch diese seinen Zwecken dienstbar zu machen. Es wird seine politischen Fangarme bis nach Finnland hin erstrecken, um jenes Barrieresystem weiter auszubauen, das Deutschland für immer in Schach halten soll. Schließlich werden aber doch die politischen Interessen aller dieser Länder, die auf ein wirtschaftliches Zusammenarbeiten mit Deutschland hinweisen, stärker sein, als die französischen Machteinflüsse.

Einen großen Kummer für die Entente bildet das stärkere Anschwellen der Anschlußbewegung in Österreich. Je weniger die Alliierten imstande sind, Österreich wirklich wirtschaftlich zur Gesundung zurückzuführen, nachdem sie es vorher zerstört haben, um so mehr wird sich der Wille des österreichischen Volkes ausprägen, sich mit seinem Mutterlande zusammenzuschließen. Die Bewegung selbst muß von Österreich an uns herankommen. Von uns aus, die wir dauernd von der Entente im Westen mit dem Einmarsch bedroht sind, für den Fall, daß wir den Versailler Vertrag nicht strikte innehalten, kann eine aktive Betätigung auf diesem Gebiete nicht in Frage kommen. Würden wir anders handeln, so würden wir selbst den Bestand des Reiches gefährden. Die Macht der Tatsachen und die Bande des Blutes müssen schließlich über die geschriebenen Verträge hinwegschreiten. Augenblicklich scheint das Bestreben der französischen sowohl wie der englischen Politik dahin zu

gehen, mit Hilfe einer Wirtschaftskompanie, ähnlich der großen englischen Kompanie für Indien, die Ausbeutung und die Herrschaft über Österreich in die Hand zu nehmen.

Ein weiterer Kummer für die Entente ist das gänzliche Ausscheiden der Vereinigten Staaten aus ihrem Konzert. Freilich wäre es verfehlt, an diese Tatsache irgendwelche Hoffnungen oder Pläne zu knüpfen. Das Ausscheiden Amerikas aus dem Obersten Rat ist lediglich der naturgemäße Abschluß eines Desinteressements an Europa, das sich seit geraumer Zeit vorbereitete. Daß sich Amerika in die Angelegenheiten Europas einmischte, war ein solches Novum, daß sich ein Umschwung oder besser gesagt, eine Rückkehr zu den alten Idealen der amerikanischen Politik voraussehen ließ. Der Kurs, den der neue Präsident einschlagen wird, die Stellung, die die Parteien und die großen Wirtschaftsverbände ihm gegenüber einnehmen werden, ist dem Amerikaner heute weit wichtiger, als die Balkanisierung Europas, die der Versailler Vertrag verschuldet hat. Und darum ist es auch eine Illusion, wenn man von Amerika irgendeine politische Aktion zugunsten Europas oder gar zugunsten der zerschmetterten Mittelmächte erwartet. Amerika macht amerikanische Politik. Und wenn auch die Ziele der amerikanischen Politik mit den Zielen der europäischen Ententemächte immer mehr auseinandergehen, so wäre es doch mehr als übereilt, diese Divergenz in einen Aktivposten für Deutschland umzudeuten. Gewiß, ein Gegensatz zwischen England und Amerika ist nicht wegzuleugnen, in gewissen Kreisen Amerikas besteht der Wunsch, eine offene Aussprache mit England herbeizuführen. Solche Kreise hat der britische Botschafter in Washington, Sir Auckland Geddes, im Auge gehabt, als er kürzlich dem Vertreter der Hearstpresse in London erklärte, Amerika und England befänden sich auf einem Wege, der zum Kriege führen könne. Die Kreise, die sich mit England auseinandersetzen wollen, sind aber doch nur schwach, und andererseits weiß England ihre Mißstimmung sehr geschickt dadurch herabzumindern, daß es den Vereinigten Staaten namentlich hinsichtlich ihres Flottenbauprogramms sehr entgegenkommt. Was Deutschland nie von England erreichen konnte, hat Amerika ohne weiteres zugestanden erhalten: die Einwilligung Englands, eine Flotte zu bauen, die der britischen gleichkommt. Daß ähnliche Lösungen auch auf dem Gebiet des Ölkrieges in Mexiko und Mesopotamien gefunden werden, ist nicht unmöglich. Und so muß noch einmal betont werden, daß es durchaus abwegig wäre, wenn wir beispielsweise in der Reparationsfrage auf Amerika Hoffnungen setzen oder gar auf einen Konflikt zwischen Amerika und England rechneten. Wir können uns nur auf uns selbst verlassen, unser von anständigen Gegnern nie verkannter guter Wille ist der einzige Aktivposten, den wir in der Hand haben, auf ihn allein können wir uns stützen, alles andere ist Phantasterei.

Und Phantasterei wäre es auch, wenn man aus dem Scheitern der Anleiheverhandlungen zwischen der Entente und amerikanischen Bankhäusern auf eine günstige Wendung der öffentlichen Meinung Amerikas für Deutschland schlösse. Amerika will seine europäischen Schuldner nicht aus der Hand lassen. Das ist ein ganz einfacher Vorgang, der natürlich nicht ganz unpolitisch ist, der aber doch in keinem Falle als stille Sympathie für Deutschland gewertet werden darf. Von Europa und für Europa betrachtet hat er lediglich den Sinn, daß er die Bedeutung der Londoner Konferenz als Knotenpunkt der deutschen Zukunftsentwicklung unterstreicht. In London wird sich das Schicksal Deutschlands und damit Europas für die nächsten Jahrzehnte entscheiden — in London und nicht in Washington oder New York. Das ist ein symbolischer Akt, und in Deutschland täten wir gut, uns rechtzeitig mit dieser Auffassung zu durchdringen.

# Luftfahrt-Rundschau

Die letzten vier Wochen standen glücklicherweise im Zeichen der Klärung. Zunächst kommissarisch ernannte die Reichsregierung den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat im Preußischen Eisenbahnministerium Bredow zum Leiter des seit Monaten verwaisten Reichsamtes für Luft- und Kraftfahrwesen. Da das Eulersche Gehalt noch nicht frei ist — das tritt erst am 1. März ein — so konnte vorerst nur eine kommissarische Stellenbesetzung stattfinden. Es ist aber als sicher anzunehmen, daß er endgültig das Amt am 1. März als Ministerialdirektor übernehmen wird. Geheimrat Bredow steht der Technik der Luftfahrt durchaus nicht fern, er stammt aus der Funkentelegraphie, bekanntlich einem der Luftfahrt eng verwandten Gebiet. Er ist also ohne Zweifel als der von uns als dringend erwünscht bezeichnete „Fachmann" anzusprechen. Wenn diese Ernennung auch nicht vielleicht allen Herzenswünschen gerecht wird, so ist sie sachlich sehr zu begrüßen. Bredow geht der Ruf eines sehr energischen Mannes, klugen Kopfes und bestens geschulten Verwaltungsbeamten voraus. Das allein genügt, daß wir ihm alle **mit vollem Vertrauen** entgegenkommen und ihn mittelbar oder unmittelbar in seinem Amt unterstützen. Es ist weiß Gott kein leichtes Erbe, das er antritt. Eine Hoffnung können wir allerdings nicht unterdrücken, es ist sogar gut, wenn man sie recht klar und deutlich ausspricht: Möge Herr Geheimrat Bredow es verstehen, sich von der Kamarilla völlig freizumachen, die nach wie vor um Tschudi und Kasinger besteht, dann, aber auch nur dann, hat er 99 Prozent der ganzen deutschen Luftschaft geschlossen hinter sich!

Als Bestandteil der letzten großen Reparations- und Entwaffnungsnote bekamen wir auch eine Luftfahrtnote, die an Unverschämtheit im Fordern und Lügen von seiten des Feindbundes nur wenig oder gar nichts zu wünschen übrig ließ. Der Inhalt wird dem Leser aus der Tagespresse bekannt sein, ich darf daher wohl Raum für anderes sparen und mich auf einige kurze Bemerkungen beschränken. Wir haben fünf haltlose, unbegründete Anschuldigungen und fünf glatte Diktate erhalten. Das ganze bezieht sich auf den „Rechtsfrieden" von Versailles. Es geht um dieselben Sachen wie bisher, um Abgabe und Vernichtung, um Schadenersatz für sieben vor der Ratifikation des Friedens vernichtete Zeppelin-Schiffe und um das bekannte Bauverbot. Wir können nur anerkennen, wozu wir rechtlich durch unsere Unterschrift von Versailles verpflichtet sind, wir können nur Schadenersatz leisten für das, was uns glaubwürdig belegt und bewiesen wird, und wir erkennen nach wie vor ein Bauverbot für Friedensmaschinen als unrechtmäßig nicht an. Es geht ja alles letzten Endes um das vielbesprochene Bauverbot, das nach deutscher Auffassung seit Mitte Sommer des Vorjahres abgelaufen ist. Alles andere sind ja nur an den Haaren herbeigezogene Vorwände, die als fadenscheinige Begründung dienen müssen. Die Industrien unserer Feinde liegen fast ebenso auf den Knien wie wir, das ganze Bauverbot kennzeichnet sich immer mehr als eine rein wirtschaftliche Würgemaßnahme des Feindbundes, um sich die deutsche Konkurrenz vom Halse zu halten. Es heißt, weiß Gott, leeres Stroh dreschen oder offene Ballonhallen einrennen, wenn man dem Feindbund die deutschen Gegengründe immer wieder

vorbetet. Wer nicht hören will, der hört eben nichts. Die Entscheidung über die Luftfahrtfragen fällt ja zweifellos zusammen mit der großen, alles bewegenden Milliarden-Reparationsfrage, wie wir uns auf die Dauer zu den Todesforderungen der Feinde stellen. Es ist ein Nonsens ohnegleichen, ein paar hundert verrostete, möglicherweise versteckte Motoren oder vermoderte Flugzeuge einem bereits entwaffneten und entmilitarisierten Deutschland als Widerstand gegen die allgemeinen Entwaffnungsbestimmungen unterzuschieben.

Der zweite deutsche Fliegertag des „Bundes deutscher Flieger" tagte in Erfurt und unterstrich die in Bremen gezeitigte Einigkeit der großen Luftfahrerverbände bzw. -vereine. Die Gefahren des Bruderkampfes sind aber noch nicht beseitigt, im Gegenteil, sie treiben immer neue Blüten. Das kam z. B. dadurch zum Ausdruck, daß der „Verband der deutschen Flugzeuginduſtriellen" ein gänzlich sinnloses Rundschreiben an die Presse erließ, allerdings mit dem erfreulichen Mißerfolge, daß es unseres Wissens im ganzen deutschen Blätterwalde wirklich zweimal abgedruckt wurde, und das noch in den von der Inseratendiktatur des Industriellenverbandes bisher geschonten Teekindern und Leibblättern. Unverstand ist im allgemeinen entschuldbar, Gehässigkeit, Beschimpfungen maßgebender Verbände und bewußt unwahre Darstellungen von ganz klaren Tatsachen mahnen nach wie vor zu größter Aufmerksamkeit und erforderlichenfalls zu schärfster Abwehr. Aber auch eine solche offene Kampfansage klärt, wie überhaupt nur jede irgendwie geartete Klärung zu begrüßen ist, ganz gleich, nach welcher Seite sie ausschlägt, nach der positiven oder der negativen. Die Tschudigruppe arbeitet fieberhafter denn je mit allen nur erdenklichen Mitteln, um die Luftfahrt ganz unter die Erde oder das Joch der Entente zu bekommen. Über die Mittel und Mittelchen öffentlich zu sprechen, erscheint noch verfrüht, es fragt sich auch noch sehr, ob die Spalten der „Deutschen Rundschau" für derartig unsaubere Wäsche nicht zu schade sind.

In den ersten Tagen des Februar ist der Etat für das Jahr 1921/1922 zur Beratung gekommen, er ist noch nicht verabschiedet, wenn diese Zeilen in Druck gehen. Eins scheint aber festzustehen, daß die Trennung von Luft und Kraft, die im Grunde genommen so überaus nötig ist, im kommenden Etatsjahr aus finanziellen Gründen noch nicht durchführbar ist. Man ist bescheiden, wenn auch nicht zufrieden, und begnügt sich eben mit weniger und . . läßt den Mut nicht sinken, daß bei unserem Finanzelend auch einmal bessere Zeiten kommen, wo der Staatssäckel für die Luftfahrt etwas mehr aufwenden kann.

In ganz bescheidenen Ausmaßen entstehen trotz Bauverbot weiter neue Verkehrstypen, die natürlich das Ausland brennend interessieren, was schon zu einem sehr scherzhaften Plagiat in . . . England geführt hat. Der Leser versteht jetzt vielleicht auch schon mehr den elenden Krämergeist und ausschlaggebenden Grundgedanken für unsere wirtschaftliche Vergewaltigung. Made in Germany! Wenn, wie man hört und liest, sich nach und nach wieder einige 30 Firmen in Deutschland dem Bau von Flugzeugen widmen wollen, dann werden sie sich allerdings gegenseitig tot machen, und keiner wird leben können. Das Flugzeug ist ein zukünftiger Exportartikel, aber nicht ein Massenexportartikel, wenigstens noch nicht. Wenn also das gute halbe Dutzend, das tapfer gegen alle Feindbundnoten durchzuhalten versucht, in der Praxis bei dem Bau von Luftfahrzeugen bleibt, dann ist das gerade reichlich genug. Diejenigen, die schon liquidierten, oder die sich anderen einträglicheren „Branchen" zuwendeten, sollen ruhig bei ihren landwirtschaftlichen Maschinen, Betten usw. bleiben. Der „Verband der deutschen Flugzeuginduſtriellen" ist ja doch de facto nichts anderes, als eine private Kriegsgesellschaft, die als solche überholt ist. Im übrigen sind in der Zahl der 28 noch lange nicht alle enthalten, besonders nicht die erfolgreichste und produktivste Firma, die des Professors Junkers!

Das sollte zum Nachdenken anregen. Nicht viel anders ist das Bild bei den Luftverkehrsgesellschaften. Dem Namen nach haben wir zirka 60 zum Luftverkehr zugelassene, fliegen können aber in Wirklichkeit vielleicht 8 oder 9. Das ist doch alles nichts anderes als Schaumschlägerei, Eiertanz und Täuschung, solche der öffentlichen Meinung und Selbsttäuschung.

Jeder einzelne würde es mit Freude begrüßen, wenn endlich einmal ein klarer, einheitlicher Zug in die inneren Zustände der deutschen Luftfahrt käme. Es heißt aber, einen einmal angefangenen Kampf klar, zielbewußt und zähe durchzukämpfen. Weder die Aussicht auf Sieg noch die auf Niederlage dürfen die sachliche Beurteilung beeinträchtigen Wir meinen, im Gegensatz zu vereinzelten Stimmen aus dem kleinen Lager der Gegner, die Sachlichkeit immer an die Spitze gestellt zu haben. Natürlich läßt es sich nicht immer vermeiden, daß man das Kind beim richtigen Namen nennt, die Kampfmittel der Gegner formen immer ganz automatisch die Mittel der Abwehr und der Aufklärung der öffentlichen Meinung. Keiner würde es mehr begrüßen als ich, wenn man diese innerpolitischen Zwistigkeiten nicht mehr zu erwähnen brauchte, sondern einmal frisch und fröhlich mit allgemein verständlichen Schilderungen der Materie beginnen könnte. Es gibt so viele Fragen, die den Leser interessieren würden: ich erwähne heute lediglich einmal folgende Themen: „Holz- oder Metallbau", die gesamte Jugendfrage, die der „Bund deutscher Flieger" jetzt in sein Programm aufgenommen hat, ein Blick nach dem Ausland, nach England und Frankreich, „Luftgesetze" (die übrigens im Anschluß an den Etat zur Beratung anstehen), „Luftfahrt und Film", „Luftfahrt und Presse", „Luftfahrt und Weltpolitik" und vieles andere mehr. Man fängt an, gegen die unsinnigen Ententenoten abzustumpfen, man möchte so gerne bald mit beiden Beinen in medias res springen, mitten in der Materie stehen, aber man bleibt immer wieder an dem inneren und äußeren Zwist hängen. Und was kommt letzten Endes dabei heraus? Der innere Zwist muß unsere Stellung gegenüber dem Feindbund schädigen, der Feindbund bleibt, wenn vielleicht auch in vielen Dingen nur theoretisch, der tertius gaudens. Das möge sich die Kamarilla hinter die Ohren schreiben. Die Vereine und Verbände, die überwiegende Mehrzahl der Fach- und Tagespresse (bis auf die zwei Leiborgane) gehen mit dem neuen Leiter und seinem Amte durch dick und dünn, der Kampf gilt nicht der Sache, sondern den unverantwortlichen Gernegroßen, die ihre Nase in alles hineinstecken müssen, ohne irgendein wirkliches Mandat, ohne zum Teil überhaupt die Fähigkeiten zu haben. Wem Euler ein Amt antrug, dem gab er noch lange nicht die Weisheit, denn die hatte er selbst nicht. Und wer ist heute August Euler? Ein kleiner unscheinbarer Millionär mit einer vom dankbaren Staat gewährten Pension, ein Privatmann, der Gelegenheit hatte, sich zwei Jahre samt seiner Nebenregierung bis auf die Knochen zu blamieren und die deutsche Luftfahrt auf den Hund zu bringen. Die geschlossene Einigkeit ist bis auf wenige Hundertteile da und steht hinter Bredow, die Parole heißt mühsamer Wiederaufbau!

Abgeschlossen 8. Februar. O. L.

# Literarische Rundschau

## Handschrift und Charakter

Unter diesem Titel hat Ludwig Klages ein Lehrbuch der Graphologie*) in zweiter Auflage erscheinen lassen, das teils eine Ergänzung, teils eine Popularisierung seiner im Jahre 1910 erschienenen „Probleme der Graphologie" ist. Durch seine Arbeiten hat Klages die Graphologie zum Range einer Wissenschaft erhoben. Es ist eine große schöpferische Leistung, die er in seinen Büchern niedergelegt hat; er faßt die unendliche Kleinarbeit methodischer und praktischer Art, die von seinen Vorgängern vollbracht ist, zu einem System zusammen, das eine Grundlegung bedeutet.

Die emsige Sammel- und Forscherarbeit eines Jahrhunderts hat dazu gehört, die Graphologie ihres Charakters einer spielerischen Zeichendeuterei, einer „schwarzen Kunst" der Schicksalsprophezeiung zu entkleiden, und sie zu einer wissenschaftlichen Lehre von den Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter, zu einer Disziplin der Ausdruckslehre emporzuführen. In der langen Reihe verdienter Bearbeiter der Graphologie heben sich die Namen von Michon und Preyer besonders hervor. Michon (1806—1881), den man als den Vater der Graphologie zu bezeichnen pflegt, wiewohl er an vor ihm entstandene graphologische Arbeiten anknüpft (Lavater, Hocquart usw.), hat einen ungeheuren graphologischen Stoff gehäuft, den er mit tiefer Intuition durchleuchtet, ohne freilich zu einer eigentlichen Methodik zu gelangen. Preyer unternimmt in seinem 1895 erschienenen Buche „Zur Psychologie des Schreibens" den Versuch, die Schreibbewegung als eine für das ganze Wesen eines Menschen charakteristische Bewegungsform zu erfassen, und sie aus der sonstigen Bewegungsweise des Körpers zu erklären. Dabei bleiben aber für ihn die Handschriftenzüge absolute Zeichen der Charaktereigenschaften. So fein manche seiner Deduktionen auch sind, so gut er manche Zusammenhänge zwischen Handschrift und Charakter deutlich zu machen versteht, gelangt er doch nicht immer über die Zeichendeuterei hinaus, die Karl Julius Weber in seinem „Demokritos" als Steckenreiterei verspottet. „Viele Schlauköpfe", sagt dieser, „wissen sogar aus Handschriften weit mehr herauszulesen, als bloße Buchstaben. Sie sehen in einer schiefen Schrift Schiefheit des Charakters, im Gekritzel der Weiber ihre Launen, und in der Fähigkeit, allerlei Handschriften nachzumachen, Schlechtigkeit oder auch Vielseitigkeit. Sie sehen in scharfen, spitzigen Buchstaben den Spötter, in den hintereinander versteckten den Argwöhnischen und in den kargen den Geizigen."

Mit solcher Zeichendeuterei hat die moderne Graphologie, die in Klages ihren hervorragendsten Vertreter hat, nichts mehr zu tun. Klages lehrt, das einzelne Schriftzeichen als Bestandteil des gesamten Schriftgefüges zu sehen. Für ihn gewinnt das einzelne Schriftzeichen erst im Rahmen des gesamten Schriftbildes Bedeutung. Er hat damit sozusagen eine Relativitätslehre der Graphologie ausgebaut.

Das aller Graphologie freilich auch noch heute zugrunde liegende Axiom ist der Satz, daß — nach der Formulierung von Crépieux-Jamin — der Mensch allen seinen Handlungen den Stempel seiner Individualität aufdrückt. „In jeder

*) Ludwig Klages: Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik mit 137 Figuren und 31 Tabellen. Zweite, wesentlich erweiterte Auflage. Leipzig 1920, Johann Ambrosius Barth. Preis 33,60 Mark.

Bewegung", sagt Klages, „liegt die persönliche Ausdrucksform. Das Ganze trägt und umschließt seine Teile Ist jenes da, so müssen auch diese zu fassen sein. Den Eigenschaften der Persönlichkeit müssen solche der Ausdrucksform zur Seite stehen: jede Bewegung des Menschen ist differenzierbar nach seinen Charakterzügen."

Es wäre natürlich ganz falsch, die Schriftzüge als vom Charakter verursacht anzusehen. Die Handschrift ist eine der Ausdrucksformen der Persönlichkeit, deren Gesamtheit wir als ihren Charakter bezeichnen. Jede Ausdrucksform eines Menschen — das ist das Grundaxiom aller Physiognomik und damit auch der Graphologie — trägt das Gepräge aller anderen Ausdrucksformen. Die Handschrift als das Ergebnis der Schreibbewegung, der Gang, die Sprechweise, das Verhalten im äußeren Verkehr, in der Arbeit, alles Handeln eines Individuums sind Teiläußerungen eines Ganzen und tragen daher den gleichen individuellen Stempel. Sie hängen aufs engste zusammen, und doch wäre es ebenso falsch, diesen Zusammenhang als einen kausalen zu bezeichnen, wie wenn man den Baumstamm die Ursache seiner Blätter nennen wollte.

So wenig aber die Biologie und die Botanik daran zuschanden werden, daß sie nicht zu erklären vermögen, warum eine bestimmte Blattform einem bestimmten Baumstamm entspricht, so wenig ist die Graphologie als Wissenschaft abgetan, weil sie nicht immer begreiflich zu machen versteht, warum ein bestimmtes Schriftbild auf ein bestimmtes Charakterbild schließen läßt. Es genügt, daß sie durch tausendfältige Erfahrungen die Gesetzmäßigkeit der hier waltenden Zusammenhänge erweisen kann.

Ein doppelter Weg hat zur Erkenntnis dieser Gesetzmäßigkeit geführt. Zunächst die einfache Beobachtung, daß ähnlichen Schriften auch ähnliche Charaktere entsprechen. Darüber hinaus scheint aber die graphologische Praxis gezeigt zu haben, daß auch ohne die Beobachtung solcher Ähnlichkeiten es möglich ist, unmittelbar aus der Schrift die Charaktereigenschaften herauszufühlen. Es ist ganz erstaunlich, was alles auf diesem rein intuitiven Wege aus der Schrift gelesen werden kann. Die oft verblüffenden Leistungen der graphologischen Praxis, die wohl fast jeder gelegentlich hat beobachten können, haben im allgemeinen dazu geführt, daß die große Masse des gebildeten Publikums heute die Graphologie nicht mehr als reine Spielerei, sondern als ernsthafte Grundlage der Charakterbeurteilung betrachtet. Man sieht darin aber eine nur für wenige Begnadete erschließbare Kunst und bezweifelt durchweg die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Durchdringung und damit die Lehrbarkeit der hier vorliegenden Zusammenhänge.

In Wirklichkeit ist das Problem der wissenschaftlichen Untersuchung bisher von zwei verschiedenen Seiten her zugänglich gewesen: durch Betrachtung des Schriftbildes einerseits als Niederschlag der Bewegungsweise und als Äußerung der Bewegungsimpulse, und andererseits als Ausdruck des Raumgefühls und des Formensinns.

In den älteren Lehrbüchern der Graphologie wurden beispielsweise überflüssige Schnörkel und sonstige Schriftzierate auf Schmuckbedürfnisse, Prunkliebe, Eitelkeit zurückgeführt. In diesem Falle wurde das Schriftmerkmal als Äußerung von Raumvorstellungen, als Ausfluß des Formsinns angesehen. Als Bewegungsergebnis betrachtet, würden diese entbehrlichen Schnörkel auf Umständlichkeit, auf Neigung zur Kraftverschwendung schließen lassen, was durch die graphologische Beobachtung denn auch tatsächlich bestätigt wird. Enge Schriften wurden gewöhnlich als Sparsamkeit gedeutet, und dies wurde damit erklärt, daß sich hier die Neigung zur vollen Ausnutzung der Schreibfläche ausdrücke, eine Erklärung, die wiederum eine Besonderheit des individuellen Raumgefühls zum Ausgang nimmt. Mit demselben Rechte freilich kann die enge Schrift auch als Ergebnis gehemmter Bewegung betrachtet werden. Dicke, verschmierte Haarstriche in der Schrift deutete man zuweilen — vom

Raumgefühl ausgehend — als Zeichen für Farbensinn und Gabe plastischer Darstellung. Meistens jedoch ging die Erklärung von der Bewegungsweise aus, indem man darauf hinwies, daß verschmierte Haarstriche durch nachlässige, schlaffe Federhaltung entstehen und somit auf das Sichgehenlassen des Sinnlichen und Genußsüchtigen schließen lassen.

Diese wenigen Beispiele mögen das Verfahren beleuchten, welches die Vorstufen der wissenschaftlichen Graphologie kennzeichnet.

Daß im Grunde immer die beiden eben beschriebenen Wege zur Erklärung der Schriftmerkmale beschritten wurden, freilich ohne Regel, abwechselnd der eine oder der andere, ist der graphologischen Forschung in ihren Anfängen kaum ins Bewußtsein gekommen. Soviel ich sehe, hat Klages zum ersten Male eine klare Scheidung dieser beiden Deutungsmethoden vorgenommen. Merkwürdig bleibt es daher, daß er daraus nicht die naheliegende Konsequenz zieht, jedes Schriftbild auf seinen sich hieraus ergebenden Doppelsinn hin zu betrachten. Jedenfalls scheint es mir als heuristisches Prinzip von hohem Wert, in jeder Ausdrucksform der Persönlichkeit sowohl einen Willensausdruck wie einen Vorstellungsniederschlag, konkreter gesagt, eine Äußerung der Bewegungsweise und einen Ausfluß des Formensinns zu sehen.

Eine kurze Erwägung über die Arkade möge dies veranschaulichen. „Gänzlich außerhalb der Sphäre des Willens", sagt Klages, „liegt die Bogenbindung und insbesondere diejenige Form derselben, die man nach ihrer Ähnlichkeit mit einer verbreiteten Architekturform „Arkade" nennt: solcher Art unwissentlich ihre Herkunft aus einem Bedürfnis des Raumsinns enthüllend." Die Arkade — d. h. die Rundung der kleinen Buchstaben, wie sie etwa im kalligraphisch geschriebenen kleinen lateinischen „n" oder „m" erscheint — weist, wenn allgemeines Merkmal der Schrift, nach älteren Autoren auf Verschlossenheit, Zurückhaltung, Diskretion, unter Umständen auf Lügenhaftigkeit und Verstellungsgabe. „Man könnte fragen," meint Preyer, „ob die vielleicht einen kleinen Gegenstand zudeckende Hand mit der sonderbaren Wölbung etwas zu tun habe." Das Raumgefühl führt — nach diesem Gedankengang, den auch Klages akzeptiert — den Schreiber zu diesen Überwölbungen und Verdeckungen, die gleichsam räumlich die Verschlossenheit symbolisieren. Mir will nun scheinen, daß die Arkade, als Bewegungseigentümlichkeit betrachtet, sich fast noch besser mit der Charaktereigenschaft der Verschlossenheit in Verbindung bringen läßt. Ich glaube, daß sie große Verwandtschaft mit dem nach oben gebogenen Anschwung bei Wortanfängen hat, einem Anschwung, der im allgemeinen als Zeichen von Humor oder gemütlicher Gesprächigkeit angesehen wird. Das Gemeinsame dieser Schriftmerkmale sehe ich in dem Umstande, daß sich darin das Gegenteil von dem äußert, was man „geradezu" nennen möchte. Wie sie äußerlich einen „Umschweif" darstellen, so verraten sie auch ein Umschweifendes im Charakter. Die Menschen, die Sinn haben für die Nebendinge des Lebens, die sich an einer bescheidenen Blume erfreuen, die Humorvollen, die Redseligen, die Gemütlich-Gesprächigen sind es nämlich, die zuweilen nach oben gebogene Anstriche beim Wortanfange in ihrer Handschrift aufweisen. Wenn sich dieser „Umschweif" schärfer durchsetzt, und wenn er das ganze Schriftbild erfaßt, dann entsteht die Arkade. Diese findet sich daher leicht bei den ausgesprochen zeremoniellen, formellen, korrekten Naturen, bei denen, die alle Dinge sozusagen mit Glacéhandschuhen oder mit der Feuerzange anfassen, und die mit einer gewissen Verbeugung an alles herantreten.

Die Hauptleistung der von Klages vertretenen und großenteils geschaffenen modernen Graphologie liegt aber nicht so sehr in der klaren Unterscheidung der Bewegungs- und der Formenmerkmale, sondern darin, daß er diese Methoden zu einem umfassenden System erweitert hat, welches ich oben als eine Art Relativitätslehre der Graphologie bezeichnete. Klassischen Rang hat die beispielsweise in dem Kapitel

über „die graphische Ausprägung des Temperaments“ (Probleme der Graphologie) niedergelegte Methode, welche die verschiedenen Schriftmerkmale der Bewegung und der Hemmung, der Lösung und der Bindung zu einem Gefüge gegenseitiger Zuordnungen zusammenfaßt und auf dieser Grundlage eine Theorie der psychologischen Reagibilität entwickelt. Diese Methode hat Klages in seinem neuen Buch weiter ausgebaut und auf die übrigen Schriftmerkmale ausgedehnt. Er bezeichnet sie selbst als den „fundamentalen Satz von der Doppeldeutigkeit jeder Ausdruckserscheinung, der die Gesamtheit zerstreuter Ausdruckserfahrungen auf den geometrischen Ort eines Prinzips orientiert und, wenn wir nicht irren, die Epoche bezeichnet, mit der für eine vielumstrittene „Zeichenlehre“ allererst ihren Anfang nimmt deren wissenschaftliche Daseinsform“.

Über diese Methode wäre bei anderer Gelegenheit noch ausführlich zu sprechen.

Zum Schluß kann ich es mir nicht versagen, auf die in den „Problemen der Graphologie“ niedergelegten geistreichen Betrachtungen über das „individuelle Raumgefühl in der Handschrift“ besonders hinzuweisen, in denen Klages von den Untersuchungen von Theodor Lipps über „Raumästhetik und optische Täuschungen“ ausgeht und zu tiefen Einsichten über den Zusammenhang zwischen Schriftbild und Raumgefühl gelangt. Eine gewisse Krönung erfahren diese Deduktionen in der Theorie vom „Formniveau“, die einen Versuch darstellt, das zunächst nur der Intuition Zugängliche unter die Herrschaft des Verstandes zu beugen, freilich nur einen Versuch, der wohl niemals zum Ziele führen kann. Klages selbst gesteht: „Die Zahl der Niveauunterschiede hängt selbstverständlich von einer spezifischen Gefühlsempfindlichkeit des Betrachters ab.“ Mit dieser Theorie zeigt Klages zugleich die Grenze, bis zu der die wissenschaftliche Forschung in die Reservate der Intuition einzudringen vermag. E. F. W.

## Immermann *)

Das vorliegende schöne Buch ist das Werk von 20 Jahren, ein Werk unermüdlichen Gelehrtenfleißes und einer innigen Versenkung in den Stoff, vor allem in den umfangreichen literarischen Nachlaß Immermanns. Die erste Frucht der Mayncschen Studien war seine 1906 mit umfänglichem Kommentar versehene kritische Immermann-Ausgabe in fünf Bänden. Die Ausarbeitung dieser ersten großen Biographie Immermanns fiel in die Kriegsjahre. Das Buch kommt aber auch heute nicht zu spät, sondern im Gegenteil vielleicht gerade jetzt zur rechten Zeit, wo unser Blick in Gegenwart und Vergangenheit nach F ü h r e r n unseres schwer geprüften Volkes sucht. Und Immermann gehört seinem Wesen, seiner starken, herben, männlichen Persönlichkeit nach unbedingt zu denen, an denen wir uns in diesen trüben Zeiten aufrichten können und müssen.

Denn er war: „nehmt alles nur in allem, ein Mann.“ Aber er war nicht nur ein vorbildlicher Beamter und ein ungemein klarer und kritisch scharfer Verstand, der auch in politischen Dingen in vielem seiner Zeit weit vorauseilte, sondern auch ein bedeutender Dichter und einer der großen Führer auf dem Gebiet des deutschen Theaters.

Sein Dichtertum, erst spät aus vielen äußeren und inneren Hemmungen zu einer kurzen, aber vollwertigen Blüte gereift, war wohl das, was bisher noch immer das Zustandekommen eines solchen Werkes, wie des vorliegenden, er-

*) Immermann. Der Mann und sein Werk im Rahmen der Zeit- und Literaturgeschichte. Von Harry M a y n c. München 1921, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

schwerte. Denn es ist immer mißlich, für einen Autor durch liebevolle, eindringende Worte zu werben, dessen größerem Schaffensteil gegenüber ein zustimmendes Ja einfach nicht möglich ist.

In dieser Hinsicht ist Immermann ein vollkommener Sonderfall in der Geschichte des Schrifttums. Anfänglich ganz im Banne des seine Zeit überschattenden Goethe und vorübergehend in dem der damals zeitgenössischen Romantik stehend, schrieb der junge Immermann Gedichte, die nichts Lyrisches besitzen, schlechte, holprige Verse, an Reimnot leidend, und nach kleinen Scherz- und Lustspielen ohne jeden dichterischen Wert historische Dramen, die, an innerer Unform krankend, es weder zu einem Leben auf der Bühne, noch zu einer wirklichen literarischen Anerkennung brachten.

Hinzu kam dann das etwas heikle Bündnis mit der Gräfin Ahlefeldt (geschiedene Frau von Lützow), dessen Darstellung ebenfalls den größten Takt in der Behandlung verlangte. Die erste Arbeit Immermanns, die eine stärkere Hoffnung auf seine Begabung rechtfertigte, war das 1827 erschienene „Trauerspiel in Tirol", in dem sich zum ersten Male der künftige Realismus Immermanns ankündigte.

Eine allerliebste Frucht seines an sich ziemlich unerfreulichen Streites mit dem Grafen Platen ist dann das kleine scherzhafte Epos „Tulifäntchen", das in seinem harmlos liebenswürdigen, romantischen Humor am stärksten, wie Mayne richtig ausführt, den Geist des damaligen Düsseldorf mit seinem bunten und etwas flachfröhlichen Künstlerleben widerspiegelt, aber im Werke Immermanns eine Hauptrolle nicht beanspruchen kann.

Erst das letzte Jahrzehnt von Immermanns kurzem Leben brachte die menschliche und dichterische Ernte. Die Idee einer deutschen Nationaltragödie, die damals auch seinen späteren Schützling, den ungleich genialeren Grabbe, beseelte, wie den von Immermann später so köstlich persiflierten Vielschreiber Raupach, ließ ihn nicht ruhen. Da er keinen deutschen Nationalstoff entdecken konnte, griff er zu dem tragischen Kampf Peters des Großen um ein starkes und einheitliches Rußland, und stellte jedoch nicht, wie man hätte erwarten sollen und wie es später Otto Erler sehr geschickt tat, den Zaren in den Mittelpunkt seiner Trilogie, sondern den schwachen, unfähigen „Alexis". Trotz aller aufgewandten Kraft der Charakterisierung hat er mit diesem umfangreichen Drama ebensowenig ein lebendiges Kunstwerk geschaffen, wie mit dem dichterisch bedeutend höherstehenden und ungleich selbständiger behandelten tiefsinnigen Mysterium „Merlin", in dem er sich mit den religiösen Problemen in einer stark mystizistischen Art auseinandersetzte.

Immermanns Domäne war weder Lyrik noch Drama, sondern das Epos im engeren und weiteren Sinn. Das beweisen nicht nur das schon genannte kleine Epos „Tulifäntchen", sowie das herrliche „Tristan und Isolde"-Fragment, sondern vor allem die schon ganz beträchtlich realistisch empfundenen, stark pessimistischen „Epigonen", mit denen sich, wie Mayne so treffend sagt, Immermann selber vom Epigonentum freischrieb, und endlich sein an Humor, Satire und reinster, echter Poesie so unerschöpflich reicher „Münchhausen" mit dem hineinverwobenen positiven Widerspiel, dem „Oberhof", dem ersten großen realistischen Kunstwerk und Ahnen der deutschen Dorfgeschichte.

Hand in Hand mit dieser Befreiung des Dichters in Immermann geht auch seine menschliche Befreiung durch die Trennung von der Gräfin Ahlefeldt und seine Verlobung und Heirat mit Marianne Niemeyer. —

Maynes meisterliche Darstellung wird diesem problematischen Menschen- und Dichterschicksal voll gerecht. Halbes und Mißlungenes wird nicht beschönigt, in allen „Irrungen und Wirrungen" die Linie dieser Charakterentwicklung stets im

Auge behalten. Der Mensch steht ihm, was bei diesem Dichter besonders geboten ist, immer an erster Stelle, ohne daß darüber die Analyse seines Schaffens, auch des noch unreifen, zu kurz kommt.

Ganz besonders gelungen scheint mir der Schluß des stattlichen Werks sowie das Kapitel über „Immermanns theatralische Sendung", das ihm die richtige Stelle als bedeutendem Dramaturgen zwischen Goethe und Laube zuweist.

Nur eins hat mich etwas gestört, weil es, obgleich es unzweifelhaft richtig ist, doch Immermanns frühere Unfreiheit zu stark unterstreicht: die Ähnlichkeit zwischen seiner und Goethes Entwicklung und die Ähnlichkeit der Stellung einzelner seiner Werke zu Goetheschen. Meiner Meinung nach ist das alles unwichtiger, denn Immermann ist doch wieder eine andere, viel erdgebundenere Kraft als Goethe, und, wo Goethescher Einschlag fühlbar wird, da zeigt er nur das Epigonenhafte in Immermann.

Zum Schluß möchte ich noch ein paar charakteristische Äußerungen Julius Mosens anführen, die ich einem Aufsatz von dessen verstorbenem Sohn Reinhard Mosen entnehme, den dieser in einer kleinen von mir 1903 herausgegebenen Zeitschrift „Hochland" unter dem Titel „Julius Mosen in seinen Beziehungen zu Karl Immermann" verwertet hat. Am 10. Februar 1845 schreibt Mosen aus Oldenburg, wo er Dramaturg am Hoftheater war, an Adolf Stahr: „Immermann war ein großes, gewaltiges Talent und ein Charakter. Beides gehört dazu, eine alte Periode abzuschließen. Im „Merlin" hat er die höchste Spitze der Romantik erreicht, dort, wo der Geist sich selbst überschlägt und dem nahenden Gegensatz der Zukunft ins Auge blickt. So Immermann. In dieser Weise hat er auch die Romantik in allen ihren intimsten Wünschen auf seiner Bühne realisiert — ihren Abgott Calderon — diesen Correggio unter den Dichtern — den neukatholischen — den höfischen — bis hinab zum Blaubart von Tieck . . . . ."

Paul Friedrich.

## Frank Wedekind

Um es vorweg zu sagen: das Buch von Paul Fechter*) ist die Wedekind-Biographie, und es wird unnötig sein, daß noch andere den gleichen Gegenstand behandeln, wenn nicht die Zeit neue Mittel zur Erforschung des Menschen bereitstellen sollte, woran vorläufig noch nicht zu denken ist.

All das Rüstzeug, mit dem gegenwärtig an das Problem Mensch und Dichter herangetreten werden kann, bringt Fechter aus bester Werkstatt mit: eine Geistigkeit von hohem Rang, eine unbeirrbare Klarheit und Schärfe des Urteils, ein auszeichnendes Wissen um die hohen Dinge des Lebens, ein freies, anständiges Menschentum, eine starke innere Ausprägung, die Stellungnahme fordert, die Sauberkeit des Empfindens, ein zureichendes Maß von Wärme und Güte und einen feinen, persönlichen Stil. Was keine Methode und keine Zettelkastenweisheit vermag: ein mustergültiges, literarhistorisches Werk zu schaffen, das nicht tötet, sondern lebendig macht, das ist Fechter bei aller Abneigung gegen die Germanisten gelungen, nicht etwa weil er ein geheimer Philologe wäre, sondern aus Gnade seiner Persönlichkeit. Es erscheint für die Bedeutung der Fechterschen Art symptomatisch, daß man versucht ist, vor dem Problem Wedekind mit starker innerer Anteilnahme bei dem Biographen zu verweilen.

*) Frank Wedekind. Der Mensch und das Werk. Von Paul Fechter. Jena 1920, Erich Lichtenstein.

Es ist kein Zufall, daß Wedekind jetzt überall gespielt wird, wie wir überhaupt jetzt weniger denn je irgend etwas als zufällig werten dürfen. Das allgemeine Interesse an seinen Werken beruht auf dem Gefühl, daß Wedekind als einziger etwas von einer Welt und Zeit wie der unsrigen wußte, als fast alle noch den alten Sinn des Daseins, die selbstverständliche Gültigkeit der bürgerlichen Ordnung und die Begriffe des alten Lebens für festgegründet und unerschütterlich ansahen. Aus dem inbrünstigen, unsicheren Suchen nach neuen Deutungen heraus greift man nach einem Menschen, von dem man glaubt, daß sein Dämon ihm Wissen gab.

Wedekinds Zeitgebundenheit ist gering: nie hat er die Mode des Naturalismus oder des Ibsenkultus mitgemacht. Um so stärker ist seine Ich-Gebundenheit, denn sie war Schicksal, Fluch und Gnade gleicherweise.

Von den beiden dem Menschen möglichen Wegen, den Weg über sich selbst zur Gottheit zu finden, dem Weg nach oben in die Geistigkeit und dem Weg nach unten in das Reich der Triebe, der Leidenschaften, des Gefühls, stand ihm nur einer offen: es war nicht der Weg des Geistes. Daß Wedekind den andern, *seinen* Weg ging, lag in der jedem Menschen verhängten Bestimmung. *Wie* er ihn ging, zeichnet ihn vor allen fast aus, denn er hatte den Mut zu seinem Schicksal und den Trotz zu sich selbst, wie ihn nur die großen Bekenner aufweisen. Mit Fug ordnet Fechter ihn den Dostojewski und Strindberg zu.

Wedekind suchte die Quellen des Lebens; seine höhnische Skepsis gegen die Zufälligkeit aller Erscheinungsformen des geistigen und leiblichen Daseins ließ sie ihn da finden, wo wenigstens in der ewigen Erneuerung Ursprünglichkeit liegt: im Trieb.

Daß er auch da enttäuscht werden mußte, da er die Stufe von der rein sinnlichen Liebe zum Eros hinauf nicht fand, und der Amoralist zum Moralisten wurde, darin liegt die Tragik dieses Unerlösten.

Sein Wille zur Freiheit von andern und von sich war ungeheuer stark, der Weg dazu seltsam und grotesk. Aber in alledem liegt, wie Fechter hervorhebt, etwas Vorbildliches. Wedekind und seine Werke in die Literatur einordnen zu wollen, hieße ihm bitteres Unrecht tun: „Das Entscheidende ist und bleibt der Mensch, sein Schrei und sein Gelächter, sein Spott und seine Lebensangst, sein Zynismus und seine Zartheit."

Es erscheint als Pflicht, durch jedes Mittel und durch jedes Medium einen Weg zur Klarheit aus dem Gestrüpp der Zeit in die innere Ordnung und das Gesetz des Lebendigen zu suchen. Darum soll man sich mit dem Menschen Wedekind auseinandersetzen. Einen besseren Führer zu ihm als Fechter kann man nicht finden.

R. P.

## Slevogts Improvisationen *)

Man ist heute mehr denn je geneigt, des kühnen Lessing selten kühnes Wort, der Historiker könne im Grunde nur die Geschichte seiner Zeit schreiben, als Paradox echtesten Gepräges beiseite zu schieben. Das ist nicht weiter verwunderlich in einer Zeit, die erdenkt, was sie zu erfühlen hat, hingegen beseligt in Empfindereien plätschert, wo eine ruhige Sichtung der Erfahrungen solch unnötigen Aufenthalt vermeiden würde. Das Gegenteil dieser Gepflogenheiten ist es, das wir von einem Mann verlangen, der sich aufmacht, jener lessingischen Forderung Genüge zu tun. Hierzu hat sich freilich von oben her die Fähigkeit des Erlebens zu gesellen. Man könnte sagen, es bedürfe der Liebe; allein das dürfte zu Mißverständnissen führen, da diese Münze bewundernswert gefälscht und von allzu vielen Händen abgegriffen

*) Scherz und Laune. Max Slevogt und seine Gelegenheitsarbeiten von Johannes Guthmann. Berlin, Paul Cassirer.

an Wert ziemlich eingebüßt hat. Wir nahmen darum ein Buch, das den Namen eines gegenwärtig Schaffenden auf dem Titel trägt, mit der Erwartung in die Hand, eine Schmähschrift oder einen exaltierten Hymnus vorzufinden, und fühlen uns im allgemeinen unsrer Verpflichtung ledig, wenn wir uns an den Illustrationen erfreut haben. Das vorliegende Buch mit dem unglücklichen Titel „Scherz und Laune", der mehr an die Auswirkungen greiser Akademiker, als an die Ironie und tiefere Bedeutung slevogtischen Witzes gemahnt, will und soll gelesen werden. Wir haben seinen Verfasser Johannes Guthmann schon einmal mit Slevogt in schönem Verein gesehen, als sie uns ihre Bilder aus Ägypten schenkten. Damals gingen sie, Dichter und Maler, Seite an Seite her, kümmerten sich aber wenig umeinander. Jetzt unternimmt der Kunstforscher Guthmann nicht mehr und nicht weniger, als eine erste Slevogt-Biographie zu schreiben. Dabei beschränkt sich der Verfasser klug auf seinen Gegenstand, ohne von der Außenwelt mehr zu geben, als unbedingt erforderlich ist. Das wäre gewiß bedauerlich, allein bei einem derartigen Werk, das wohl zunächst nur als ein Bilderbuch mit Text gedacht war, mußte er sich eine gewisse Entsagung auferlegen, die seiner ernsten und stillen Weise willkommen gewesen sein mag. Wir wollen uns eher freuen, daß er die Grenze einer Paraphrase (Echo: Phrase) der hier gebotenen Zeichnungen kräftig überschritt, um Leben, Persönlichkeit und Werke Slevogts — wie er die Kapitel seines Buches überschreibt — zu deuten. Es wäre unbillig, wollte man das wesentliche Verdienst an dieser Arbeit der Freundschaft zuschreiben, die den Verfasser mit seinem Maler verbinden muß, wie es selbstverständlich ist, daß nur auf diesem Wege ein solches erstes, umreißendes Werk zustande kommen kann. Wenn wir, zu nicht geringem Staunen, wahrnehmen, daß der junge Slevogt sich eine Zeitlang wütig gegen seine eigentliche Lust am Fabulieren gewehrt hat; wie er ein andermal sich dumpf vor der Musik Mozarts verschloß, so werden wir mit der Vermutung nicht fehlgehen, daß hier direkte Mitteilungen Slevogts selbst vorliegen. Die Art nun aber, wie Guthmann dergestalt — vielleicht entscheidend — angeregt, von den Gegensätzen in den Wallungen dieser schöpferischen Seele, dem Sinn für das Grausame etwa und dem Mitleiden, oder der „gesegneten Faulheit" und dem „furiosen Fleiß", achtsam und zart den Weg zur aristotelischen Mitte führt, erweist eine Kennerschaft, die uns ganz abgesehen von dem Objekt der Darstellung erfreut. Wie wenig blind dieser Prophet bei aller Gläubigkeit ist, erweist deutlich eine Betrachtung wie die des Hörselbergbildes, die überhaupt als Gipfelpunkt des Werkes erscheint: die Entstehungsgeschichte wird zur Analyse, die Analyse zur Eroika mit ihrem marcia funebre, und von diesem Einzelfall aus eröffnet sich der Blick auf eine Epoche. Diese anspruchslose Hingabe des Verfassers erklärt auch seine Einstellung. Wie er seine Freundschaft nur dort erweckt, wo sie ihm Bausteine liefern kann, so nutzt er seine dichterische Gabe nur als Handwerkszeug. Indem er so sein Eigentlichstes zum Diener des Historikers in ihm macht, wird er erhöht. Die kühle Sachlichkeit, der er sich urteilend befleißt, wird durchglutet von einer tiefen Wärme, und der schlichte Vortrag, der fast ängstlich vor einem Zuviel zurückschreckt, erhält die Form eines künstlerischen Gebildes, ohne an Überzeugungskraft einzubüßen. Dabei verweigerte sich das leichte Gerank der slevogtschen Improvisationen wuchtigen Balken, es heischte ein kräftig-zierliches Gestänge, forderte die Leichtigkeit, in der es sich kräuselt, Humor und Witz, der trifft und nicht verletzt — und fand all das. (Ausgezeichnet, wenn etwa Liebermann „der ins Ehrfurchtgebietende gesteigerte Prototyp des Berliners" genannt wird.) Darum freuen wir uns des Feldherrnblicks Meister Slevogts, der sich selbst darstellt, wie er die Parade der Schriftsteller abschreitet, die angefaßten Federkiels harren, ob sie für das vorliegende Buch in Betracht kommen oder nicht.

Wenn es auch zwecklos sein dürfte, von den Meisterskizzen dieses Buches zu sprechen — nicht, weil ein jeder sie besehen und sich daran entzücken soll, sondern weil es töricht wäre, mit dem Analytiker Guthmann in Wettstreit treten zu wollen — so sei doch ihr Wesen kurz jedem gezeichnet. Es handelt sich hier um mehr als Skizzen, wie sie in den Malerwerkstätten zu finden sind. Man könnte sie übertragen als Slevogts gesammelte Briefe bezeichnen. Augenblicksgebilde, wie sie dem Meister einfielen bei Mitteilungen oder Glückwünschen oder Danksagungen, hingekritzelt mitunter wohl in der Verlegenheit, den Anfang zu finden, als gemäßerer Ausdruck, dann die Sprache (wie mächtig sich Slevogt des Wortes erweist, bekunde der Vers: „Mit Pfeilen schießt man tiefe Löcher. Das Stachelschwein hier dient als Köcher"). Leider fehlen in der mir vorliegenden Ausgabe die genialen Improvisationen, mit denen Slevogt einen Gartenpavillon in Cladow schmückte. Guthmann läßt mit Recht in dieser eigentümlichsten Schöpfung sein vorzügliches Buch ausklingen. Wolfgang Goetz.

---

**Der Kampf gegen den Bolschewismus — über alles.**

**Hilfe! Mit einem Anhang: „Die amerikanische Note über die russische Frage".** Von Wladimir Burzeff. Berlin 1920, Verlag „Gemeinsame Sache".

Mit diesen beiden, im ganzen nur wenig Positives und wirklich Brauchbares bietenden Flugschriften hat der bekannte Revolutionär Burzeff, der zurzeit in Paris die Wochenschrift „La Cause Commune" herausgibt, unmittelbar nach seinem letzten Aufenthalt in Berlin Deutschland beschenkt. Burzeff ist Sozialrevolutionär und als solcher natürlich der typische russische Doktrinär. Diese Menschenklasse pflegt sich in ihrer gefühlsmäßigen Auffassung der Politik selbst da, wo sie ausnahmsweise auf dem rechten Wege ist, in allen Einzelheiten doch recht unkritisch und unklar zu verhalten. So bewegt sich die ganze politische Mentalität Burzeffs auf einer geraden Linie, deren Ende die baldige völlige Vernichtung des Bolschewismus sein soll. Dabei übersieht er aber fast völlig die zurzeit höchst verwickelten realpolitischen Faktoren sowohl, als auch die recht schwerwiegenden Imponderabilien. Letzteres zeigt sich z. B. unter anderem in seiner kühnen Behauptung, daß es wirklich ernste deutsch-polnische Differenzen nicht gebe. — Die erste der beiden Schriften enthält das ganze Programm für seinen Kreuzzug gegen den Bolschewismus, das theoretisch höchst einfach, praktisch aber nicht durchführbar ist. Gewiß hat der Verfasser recht, wenn er meint, daß ohne die Berücksichtigung Rußlands alle Konferenzen, wie die von Spa, nur ein hilfloses Taumeln auf demselben Fleck bleiben müssen. Wenn er aber sehr ernste Vorwürfe an Deutschland wegen seiner Unterstützung des Bolschewismus richtet, so wendet er sich an eine falsche Adresse, namentlich soweit die letzten drei Jahre in Frage kommen. Oder sollte es ihm wirklich verborgen geblieben sein, daß das russisch-deutsche Unternehmen unter Awaloff-Bermond durch englische Schiffskanonen zum Scheitern gebracht wurde? Übrigens sind Burzeffs Anschauungen durch den russischen Schriftsteller Rysto, der in dem Berliner Blatte „Golos Rossii" (Die Stimme Rußlands) das Verhalten Deutschlands durchaus zutreffend gekennzeichnet hat, sofort überzeugend widerlegt worden. Rysto bezeichnet den Burzeffschen Standpunkt mit Recht als „naiv und widersinnig". Es ist in der Tat der Gipfel politischer Naivität, wenn man, wie Burzeff es tut, darauf rechnet, daß England im Verein mit den anderen Staaten alle Kräfte daran setzen sollte, aus reiner Menschenliebe ein starkes und geeinigtes Rußland wiederherzustellen! — Die Frage der Kriegsursachen wird von Burzeff nur flüchtig gestreift, wobei aber doch zu erkennen ist, daß seine Anschauungen über die Schuld am Weltkriege weit verworrenere sind, als bei seinen Todfeinden, den Bolschewisten. Da das Ziel des Verfassers, wie er in der Flugschrift „Hilfe" ausdrücklich bemerkt, darauf gerichtet ist, einen gemeinsamen Boden für das Zusammenarbeiten der russischen und deutschen Patrioten zu schaffen, so ist seinen temperamentvollen Veröffentlichungen immerhin eine gewisse symptomatische Bedeutung zuzusprechen, namentlich soweit die Stellungnahme der jetzt von den Bolschewisten mit besonderer Erbitterung verfolgten russischen Sozialrevolutionäre zu Deutschland in Frage kommt. Hermann von Rosen.

**Der Blutrausch des Bolschewismus.** Von R. Niloštonski. Berlin, Neudeutsche Verlags- und Treuhand-Gesellschaft m. b. H.

In der zurzeit schon sehr stark angeschwollenen Literatur über den Bolschewismus dürfen wir neben den zum Teil recht tiefgründigen wissenschaftlichen Abhandlungen über

diese gewaltige und furchtbare Erscheinung auch die schlichten Berichte von Augenzeugen nicht übersehen, auch wenn sie, wie die vorliegende Schrift, einen literarischen Wert nicht beanspruchen können. Trotz der wenig übersichtlichen Anordnung des Stoffes und der stellenweise unbeholfenen Sprache verdient Nilostonskis Zusammenstellung der bolschewikischen Greuel in der Ukraine und in Taurien als zeitgeschichtliches Dokument doch die ernsteste Beachtung, namentlich soweit seine persönlichen Beobachtungen in Kiew in Frage kommen. Nilostonski war Offizier der Südrussischen Freiwilligenarmee und hatte als solcher nach der Einnahme Kiews Gelegenheit, die noch frischen Spuren der entsetzlichen Blutarbeit der Bolschewiken verfolgen zu können. So stützen sich seine Berichte aus Kiew hauptsächlich auf das, was er selbst gesehen hat, zum Teil auch auf die amtlichen Ermittlungen der Untersuchungskommission des Generals Röhrberg. Was er aus Charkow, Jekaterinoslaw, Odessa, Sebastopol und anderen Städten berichtet, kennt er meist wohl nur vom Hörensagen, doch wird auch aus diesen Orten vieles durch grauenerregende Photographien belegt. In Kiew wurden von den Bolschewiken mehr als 12 000 Menschen in bestialischer Weise niedergemetzelt; beachtenswert erscheint dabei, daß nur 700 der Gemordeten den höheren Ständen angehörten, dagegen etwa 2000 Bauern und gegen 5000 Arbeiter waren. Wichtig wäre eine Nachprüfung der Angabe des Verfassers, daß in Kiew jüdische Kapitalisten und Schieber von den Bolschewiken überhaupt nicht behelligt wurden. Von den furchtbaren, hier geschilderten Grausamkeiten, bei denen sich Chinesen, Letten und jüdische Weiber besonders hervorgetan haben sollen, mag ja vieles stark übertrieben sein, doch ist leider daran nicht zu zweifeln, daß tatsächlich vielfach entsetzliche Folterungen der wehrlosen Opfer vorgekommen sind. Was das Verhalten einer jungen Jüdin gegenüber einem gefesselten Gefangenen betrifft, so hat es sich hier nach den geschilderten Einzelheiten sicher um typischen Sadismus einer perversen Person gehandelt. Was aber im allgemeinen als festgestellt anzusehen ist, genügt, um uns mit Scham darüber zu erfüllen, daß die ganze übrige Kulturwelt diesen Scheußlichkeiten schon jahrelang tatenlos zusieht. Zum Schluß versichert Nilostonski in einem Aufruf „An die Arbeiter Deutschlands", daß der unversöhnliche Haß des russischen Arbeiters sich gegen sie richten werde, wenn sie den bolschewikischen Tyrannen ihre Sympathien schenken. Hermann von Rosen.

**Deutsche Briefe und Elsässische Erinnerungen.** Von Friedrich Curtius. Frauenfeld 1920, Huber & Co.

Die Deutschen Briefe sind zuerst als Aufsätze in den „Basler Nachrichten" erschienen und sollten Neutralen vermitteln, was seit dem Zusammenbruch deutsche Herzen bewegte. Es ist etwas viel behauptet, wenn der Verfasser meint, sie seien im Geist Spinozas geschrieben, in dem es gilt, „die menschlichen Dinge weder zu belachen noch zu beweinen, sondern zu begreifen". Diese Briefe sind reichlich einseitig subjektiv gefärbt und geben darum Urteile, die von geringer Fähigkeit ruhigen, objektiven Betrachtens zeugen, dagegen um so mehr von einer starken Neigung, die Dinge an den mitgebrachten Maßstäben einer individuellen, von persönlichen Erfahrungen sehr abhängigen Meinung im Rahmen einer doktrinären demokratisch-pazifistischen Ideologie zu messen. So ist sein ceterum censeo: Der Militarismus ist an allem Unglück schuld. Er hat in Zabern 1913 einen traurigen Sieg gefeiert, er hat 1914 die Invasion in Belgien verschuldet, er hat die deutsche Politik schon vor dem Krieg in solche Bahnen gelenkt, daß die Katastrophe die notwendige Folge sein mußte. „Dieselben Kräfte, die das preußische Deutschland geschaffen, haben es auch zugrunde gerichtet." Es ist klar, daß sich der Verfasser mit dieser verbohrten antimilitaristischen Ideologie die Erkenntnis der wirklichen Zusammenhänge der Dinge in dem Deutschland der Vergangenheit und der Gegenwart von vornherein verschließt. Zu bedauern ist, daß er mit diesen Anschauungen nur bestätigt, was die Deutschland übelwollenden neutralen Kreise in blöder Verständnislosigkeit deutschen Wesens bisher angenommen.

Diese durch das ganze Buch gehende Tendenz schließt nicht aus, daß sich an vielen Stellen ganz treffende Beobachtungen und Beurteilungen finden. So kann man dem Verfasser nur zustimmen, wenn er feststellt, daß die Masse des Volkes von dem nationalen Selbstgefühl der gebildeten Kreise nicht berührt war, daß die deutsche Staatsauffassung nicht auf das Dogma der reinen Demokratie, das heute in Deutschland gilt, angelegt ist. Deutsch ist: das Recht soll herrschen und die Macht dienen, also auch keine Herrschaft der Majorität als aller politischen Weisheit Schluß. Ein gutes Wort findet sich auch über den viel verlästerten Untertanengeist der Deutschen, von dem gesagt wird, er ist „Ausdruck eines hohen Selbstgefühls, das die freie Betätigung des Geistes in Religion und Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft höher schätzt, als den Kampf des Ehrgeizes um Beteiligung am Regiment".

Die Elsässischen Erinnerungen, die den „Deutschen Briefen" beigefügt sind, bieten manches Interessante; wer wie der Verfasser 37 Jahre als höherer Verwaltungsbeamter

in den mannigfachsten Stellungen tätig war, zuletzt als Chef der lutherischen Kirchenbehörde, der hat viel gesehen und gehört, was des Mitteilens wert ist. Aber auch hier wird das Gute sehr beeinträchtigt durch die seltsamsten Schiefheiten und Verzerrungen, die dem Erzähler mit unterlaufen. Natürlich hat auch im Elsaß der böse Militarismus alles verdorben im Bunde mit borniertem Alldeutschtum und überreiztem Nationalismus. Deshalb hat allein das falsche deutsche System mit seiner militaristisch-nationalistischen Anmaßung einen Wetterlé, die ganze Bourgeoisie in diese Verbitterung gegen das Deutschtum hineingetrieben. Darum sind ihm auch die Elsässer, die sich gegen die Französelei der Bourgeoisie auflehnen, unsympathisch; sie haben sich nach ihm „von jeher durch den Feuereifer der „Konvertiten" ausgezeichnet; „Duldsamkeit gegen ihre anders gesinnten Landsleute war ihnen unmöglich." Man denke sich einen französischen Verwaltungsbeamten, der so über gut französische Elsässer urteilte, gegenüber denen, die er im Verdacht hat, germanophile Gesinnung zu pflegen. Ja, dieses weitgehende Verständnis für die anderen bringen auch nur Deutsche fertig; sie können sich so in dem andern verlieren, daß sie darob nur zu sehr oft die Wirklichkeit um sich herum vergessen. Etwas vom „Traumulus" hat auch Fr. Curtius. Menschlich sympathisch berührt es, daß er offen zugibt, einen „Denkfehler" begangen zu haben, als er bei der Herausgabe der Denkwürdigkeiten des ehemaligen elsaß-lothringischen Statthalters Fürst Hohenlohe sich nicht der Verantwortlichkeit, die er für seine Person damit übernahm, bewußt war. K.

**Die akademische Jugend und die Parteien.** Von Karl Hoffmann. Leipzig 1920, Verlag K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten.

Seit Jahrzehnten schon haben die Geistigen Deutschlands, die Altakademiker und die akademische Jugend, die Parteipolitik, die Mitarbeit an den Parteien im politischen Leben abgelehnt. Aufgabe der Parteien nach der Revolution war es, sie für eine aktive Betätigung in ihrer Mitte zu gewinnen, wenn wirklich das parlamentarische System Aussicht auf eine staatspolitische Wirksamkeit in Deutschland haben soll. Der Versuch wurde zunächst gemacht. Er ist mißlungen. Immer lauter erklingen die Warnungen an die Studenten, sich parteipolitisch festzulegen. Es ist ein großes Verdienst der Hoffmannschen Schrift, mit nachdrücklichem Ernste unsere Parteien darauf hingewiesen zu haben, daß sie selbst die Schuld tragen. Inwiefern? — Unsere Parteien haben trotz der gänzlich neuen politischen Gestaltung unsres staatlichen Lebens ihr Wesen nicht geändert. Nach wie vor beharren sie in ihrer problemlosen Abgeschlossenheit, sehen in der Enge ihres Programms mit seinen festgelegten Formeln nicht die unendliche Fülle der Probleme. Der Bureaukratismus der Parteisekretäre mit seinem Bemühen, möglichst viele Stimmen sich organisatorisch einzugliedern und parteipolitisch auszunutzen, beherrscht das Feld. Die Parteien sehen in sich die vollgültige Darstellung politischer Lebendigkeit des Volkslebens überhaupt, ertragen nicht die Selbstätigkeit der Persönlichkeit. Demgegenüber die stärksten und lebendigsten Kräfte unserer akademischen Jugend. In ihnen lebt der echt akademische Hang zur Kritik; Student sein heißt für sie: wieder Probleme sehen. Jugendliche Aufgeschlossenheit des Geistes für die mannigfaltige Auswirkung unseres politischen Daseins kennzeichnet sie. Das neue Geschlecht wendet sich mit scharfer Rücksichtslosigkeit gegen den auf das Sichtbare, den materiellen Zweckbegriff eingestellten Menschen des wilhelminischen Zeitalters mit seiner entpersönlichten Kultur. Es will eine geistige Zielsetzung durch den Menschen selbst, eine Synthese zwischen den geistigen und wirtschaftlichen Kräften durch die persönliche Seele, somit eine Versittlichung des Wirtschaftlichen, das bisher als solches ausschlaggebend in den Parteien wirkte. So ergeben sich schier unüberbrückbare Gegensätze zwischen dem Wesen unserer politischen Parteien, die seit Jahrzehnten ganz auf die mechanistische, formal demokratisch-atomistische Staatsgesinnung eingestellt sind nach dem Vorbilde der westlichen Staaten und dem neuen, nach einem organisch beseelten Wachstum der nationalen Gemeinschaft und der Staatsgesinnung Ausschau haltenden Geiste auf unseren Universitäten und Hochschulen. Der Verfasser weist mit Recht auf Neubildungen im akademischen Gemeinschaftsleben hin, die sich in den Kreisen der recht geachteten Kreise der Freideutschen vollziehen, bisher aber von der politischen Presse fast ganz unbeachtet geblieben sind. Hier vollzieht sich im stillen jene organische Gliederung und Umformung, die für unser politisches Leben im Verein mit den alten organisch und geschichtlich gewachsenen Verbänden für unser politisches Leben bedeutsam werden kann. Und auch die allgemein studentische Bewegung trägt nicht mehr als einziges charakteristisches Merkmal ihrer Art die von der Freistudentenschaft her stammende sozial-wirtschaftliche Interessenvertretung an sich, sondern neben ihr steht als zweiter Pol das sozial-ethische Problem der Führerschaft in dem neu aufzubauenden Organismus unseres Volkes. Aufgabe dieser jugendlichen Elemente wird es sein, mit kühnem Erobererwillen einst nach den Lehrjahren in die verschiedenen Parteien einzugreifen und sie innerlich umzugestalten, ohne sich vorher parteipolitisch als Objekte festlegen zu lassen. Wünschen müssen wir nur, daß dieser

jugendliche, echt akademische Geist ein Allgemeingut der Masse unserer Studenten wird. Hieran begründete Zweifel zu hegen, liegt zunächst leider noch hinreichend Anlaß vor.
E. Müsebeck.

Kritische Beiträge zur Geschichte des Weltkrieges. Berlin, 1921. E. S. Mittler & Sohn.

Unter diesem Sammeltitel bringen die wiederauflebenden Beihefte des „Militärwochenblattes" zwei interessante Veröffentlichungen. Im ersten Heft polemisiert Oberstleutnant Wetzell unter dem Titel „Von Falkenhayn zu Hindenburg-Ludendorff. Der Wechsel in der deutschen Obersten Heeresleitung im Herbst 1916 und der rumänische Feldzug" gegen General von Falkenhayn, dem er unzureichende Vorbereitungen gegen die von Rumänien drohende Gefahr vorwirft. Unzweifelhaft ist hier manches unterlassen worden. Es erklärt sich jedoch aus der vorgefaßten Meinung des Generalstabschefs, daß Rumänien sobald noch nicht eingreifen würde. Man mag bedauern, daß der General diese Auffassung hegte, darf aber dabei nicht außer acht lassen, daß selbst die größten Feldherrn von solchen vorgefaßten Meinungen nicht frei gewesen sind. Sie lassen sich in hohem Maße auch dem General Ludendorff nachweisen, zu dessen Lobe die Schrift eigentlich verfaßt ist. Es ist nicht zu bestreiten, daß im Herbst 1916, als der Wechsel in der Obersten Heeresleitung eintrat, bei uns manches im argen lag, und die Energie, mit der die neue Leitung die Beschaffung von Munition und Kriegsgerät in die Hand nahm, verdient volle Anerkennung. Die summarische Verurteilung, die der Verfasser dem General v. Falkenhayn, abgesehen von seiner Führung der 9. Armee in Siebenbürgen und Rumänien, angedeihen läßt, aber würdigt die allgemeinen Umstände nicht gerecht. Sie ist um so weniger angebracht, wenn man die Maßnahmen der neuen Heeresleitung im Jahre 1918, vor allem die Überspannung unserer Kräfte, zu der sie es kommen ließ, in Betracht zieht.

Das zweite Heft: „Der Wendepunkt des Weltkrieges. Beiträge zur Marneschlacht", von Oberstleutnant Müller-Loebnitz, bringt eine vortreffliche, übersichtliche, durch zahlreiche Skizzen erläuterte Darstellung jener verhängnisvollen Septembertage des Jahres 1914. Sie wird manchem der Leser der „Deutschen Rundschau", die ja fortlaufend über die Neuerscheinungen über diesen Abschnitt des Krieges unterrichtet worden sind, um so mehr willkommen sein, als die Teuerkeit der größeren Werke ihre Anschaffung erschwert.
Frhr. v. F.-L.

Eine Weltreise 1911/1912 und der Zusammenbruch Deutschlands. Von Friedrich von Bernhardi, General der Kavallerie z. D., Leipzig 1920, S. Hirzel.

In drei zusammengefaßten Bänden legt General v. Bernhardi seine nachträglich bearbeiteten Eindrücke einer im Winter 1911/12 ausgeführten Reise um die Erde nieder und fügt ihnen ein Nachwort hinzu, das seine persönlichen Erlebnisse auf dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatz wiedergibt. Der General hat sich namentlich 1916 in den Kämpfen am Stochod besonders bewährt, dennoch vermag man nicht einzusehen, was diese Tagebuchaufzeichnungen aus dem Kriege — noch dazu ohne Karte gereicht — mit der Weltreise zu tun haben. Der Wert des Buches liegt denn auch ganz wesentlich in den geistvollen Betrachtungen, die an die einzelnen Erlebnisse dieser Reise geknüpft werden, und die geeignet sind, den Horizont des Deutschen in geopolitischer Hinsicht zu erweitern. Die Niederschrift schließt vor dem Weltkriege ab, und die Betrachtungen politischer, militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Art gewinnen dadurch ein erhöhtes Interesse, daß hier ein Mann mit klarem, gereiftem Verstande und warmem deutschem Herzen zahlreiche Fragen berührt, die der Weltkrieg aufgerührt und zum großen Teil entschieden hat. Mit lebhafter Sorge hat der Verfasser damals Deutschland die Bahnen der Weltpolitik wandeln sehen, bevor es seine kontinentale Stellung hinreichend gesichert hatte. Die Bemerkungen über englische Staatskunst, englisches und amerikanisches Wesen im Vergleich zu deutschem sind überaus treffend, die über Bedeutung und Art der Weltreligionen angestellten in hohem Maße fesselnd. Der Leser kommt freilich, weil der Weltkrieg dazwischen liegt, zu keinem recht einheitlichen Gefühl. Wie sein Buch „Vom Kriege der Zukunft nach den Erfahrungen des Weltkrieges", schließt der General auch dieses mit einem hoffnungsfreudigen Ausblick in die Zukunft Deutschlands. Frhr. v. F. L.

Im Felde unbesiegt. Der Weltkrieg in 28 Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Gustaf v. Dickhuth-Harrach, General der Infanterie. München 1920. J. F. Lehmanns Verlag.

Diese außerordentlich geschickt ausgewählten Einzeldarstellungen werden in hohem Maße dazu beitragen, das Gedächtnis der ungeheuren Leistungen der Deutschen im Kriege lebendig zu erhalten und die Jugend im Deutschtum zu stärken. Eine Anzahl unserer

höchsten und höheren Führer, unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, unsere Asienkämpfer und Kolonialkrieger, die Kämpfer zur See und in der Luft kommen zu Worte. Die dichterische Gestaltungskraft Franz Schauweckers und anderer trägt dazu bei, das Buch zu beleben. Es ist ein solches packender Wahrheit, das der Leser nicht ohne tiefe Bewegung aus der Hand legt. Frhr. v. F.-L.

Friedrich Naumann. Gestalten und Gestalter. Lebensgeschichtliche Bilder. Herausgegeben von Theodor Heuß. Berlin und Leipzig 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co.

Der Herausgeber hat hier unter Friedrich Naumanns Aufsätzen eine Auslese der geistvollsten und fesselndsten getroffen, die er während der 25 Jahre seiner politischen Tätigkeit über Persönlichkeiten geschrieben hat; nicht mit Unrecht nennt er die Sammlung „in besonderem Sinn unter Naumanns Büchern vielleicht das menschlichste". Ob er nun von hervorragenden Zeitgenossen, von deutschen Staatsmännern, Politikern und Parlamentariern spricht, ob er versucht, uns religiöse Charakterköpfe nahezubringen oder die Heroen europäischer Geistesgeschichte in ihren Fäden zur Jetztzeit zu verfolgen — immer wieder muß man über die Belesenheit und die Fülle der Bildung staunen, die diesem vielseitigen Betrachter unserer Zeit zu Gebote stand; vielleicht hat er gerade darum als Politiker versagen müssen, weil er zu sehr in Ideen lebte, zu sehr gewohnt war, Zeitströmungen wissenschaftlich zu zergliedern und künstlerisch nachzuempfinden, nur Urteile zu fällen und in lesbare Fassung zu bringen, statt eine wirklich praktische und feste Stellung einzunehmen und mit Schärfe wahrzunehmen. Wir verstehen, warum dieser Deuter politischer Sterne kein Steuermann großer politischer Parteien werden konnte. Die letzte künstlerische Feile fehlt manchem seiner Aufsätze, und die Schärfe des Urteils geht nicht selten im Schwung der Gedanken verloren, und dennoch spricht hier ein mehr als gewöhnlicher Schriftsteller, manchmal sogar ein Künstler, und an einigen wenigen Stellen, so in „Bülow und Wilhelm II.", fast ein Seher. Wenn die Wirkungen von Naumanns politischer Tätigkeit längst verflogen sind, wird man noch immer gern zu dieser Sammlung greifen und zugeben, daß er einer unserer anregendsten und geistigsten Publizisten war, und in allem, auch in seinen Mißgriffen und Fehlschlüssen, insbesondere seinen kosmopolitischen und industrialistischen Schwärmereien wie in seinen Tugenden, ein echter Deutscher.

Franz Fromme.

Das Wesen des neuzeitlichen Backsteinbaues. Von Fritz Schumacher. München, Georg D. W. Callwey.

Der Hamburger Baudirektor Fritz Schumacher hat von jeher eine Vorliebe für begriffliche Erörterung architektonischer Fragen gehabt. Von den „Streifzügen eines Architekten" bis zu Abhandlungen über Alberti geht sein Bereich, und in jüngster Zeit ist er sogar unter die Märchendichter gegangen. Das vorliegende Buch (rund 150 Seiten stark) will zweierlei: den Umriß einer Ästhetik des Backsteinbaus festlegen und überdies aus praktischer Erfahrung Einzelfragen des Baubetriebs mit Backsteinen behandeln. Aus reicher eigener Praxis, von der eine Fülle vortrefflicher Abbildungen Zeugnis gibt, bringt Schumacher zunächst die allgemeinen Gesichtspunkte für die Pflege des Backsteinbaus: was er bauend erlebte, sucht er hier in prinzipiellen Auseinandersetzungen festzulegen. Er untersucht die Gründe, die für eine Pflege des Backsteinbaus sprechen, erörtert die sinnlichen Wirkungen der Oberfläche, die geistigen der Form, betrachtet die Leistungsfähigkeit des Materials, die Beschränkungen, die es auferlegt, und die Bereicherungen, die es gewährt, in reiner wie in gemischter Anwendung; er streift erzieherische und wirtschaftliche Gesichtspunkte, um dann im zweiten speziellen Teil Einzelfragen des Backsteinbaus zu behandeln. Und gerade hier findet auch der nicht beruflich Interessierte eine Fülle sehr reizvoller Mitteilungen. Nicht nur der Abschnitt über die deutschen Backsteingegenden: auch die Kapitel über Handstrichstein und Maschinenstein, über die Größe des Backsteins, die Wirkung der Fugen in ihren verschiedenen Farben, ferner über keramische Glasuren geben Einsichten, die die Betrachtung der Backsteinarchitektur stärker zu beeinflussen geeignet sind, als sogar der erste Abschnitt dieses Buches. Die lebendige Praxis erweist sich stärker als die kluge Abstraktion selbst des ausübenden Praktikers. Fechter.

Otto Speckter. Von F. H. Ehmcke. Mit einer Bibliographie von Karl Hobrecker, zwei Bildnissen des Künstlers und 104 Abbildungen nach dessen Werken auf 64 Tafeln. Berlin 1920, Furche-Verlag (Furche-Kunstgaben: Erste Veröffentlichung).

Ein erquickendes Frischbad nach dem Qualme der Kunstausstellungen; Brot nach den Steinen grenzenloser, immer erneuerter Kunsterörterungen. Eine schlichte, wahrhaftige, durchaus mit sich einige Kunst, gewiß deutsch und gewiß bürgerlich, und beides im besten

Sinne. Sie steht in Fühlung mit der Romantik, der sich ja Otto Speckters älterer, hochbegabter Bruder Erwin angeschlossen hat, saugt aber ihre Lebenskraft aus gesundem Wirklichkeitssinne. Bei Otto Speckter setzt sich die Romantik in eine fein beseelte Naturpoesie um; fürs Märchen fehlt ihm der phantastische Einschlag, aber die rationalere, aus frischerer Wirklichkeit schöpfende Fabel, gemütlich erzählend und Mensch und Tier schalkhaft und bedeutungsvoll verknüpfend, lag ihm trefflich, und in seinen Illustrationen zu Klaus Groths Gedichten ist der Einklang zwischen dem Kunst- und Lebensgehalte der Dichtung und der bildlichen Darstellung in einem überaus seltenen Maße erreicht. Otto Speckter ist kräftiger, herber als Ludwig Richter, gemütvoller als Menzel. Wenn Richter sein Gefühl frei ausläßt bis zur Sentimentalität, so ist der Norddeutsche zurückhaltender, schamhafter, und oft hilft ihm sein feiner Humor. Geist einer Geschichtsepoche in einer handtellergroßen Zeichnung zusammenzudrängen, wie es der Friedrich-Illustrator vermochte, lag ganz außerhalb der Grenzen seiner Begabung, aber seine nicht größeren Landschäftchen besitzen einen erstaunlichen Formenreichtum und bei herzlicher Intimität einen freien Zug. In seinen Meisterblättern erreicht die besonnene Kunst seiner Komposition die Stufe einer zweiten Natur. Als graphische Arbeiten betrachtet, sind seine Illustrationen ungleich: manches ist überfüllt und unruhig, die besten Blätter aber wissen das Gleichgewicht zwischen räumlicher Wirkung und Erhaltung der Fläche fein zu wahren, sind mit ungewöhnlichem Geschmacke begrenzt und taktvoll ins Buchbild eingepaßt.

Der Veröffentlichung ist nur Gutes nachzurühmen. Die Auswahl der Blätter, die von den anderweit neugedruckten Illustrationen zu Heys Fabeln abgesehen hat, gibt eine klare und reiche Anschauung von Speckters Schaffen, Ehmckes Text (mit manchen hübschen Mitteilungen aus Briefen) ein liebevolles und treffendes Bild seiner Persönlichkeit, Hobreckers Bibliographie ein schätzbares wissenschaftliches Hilfsmittel. Das äußere Gewand des Buches, Druck, Papier, Einband, ist sehr erfreulich, geschmackvoll-gediegen und ohne kleinliche Sparsamkeit hergestellt. Weitere Veröffentlichungen dieser Art wird man von dem Verlage gern entgegennehmen. Albert Dresdner.

Der Kampf um den Stil im Kunstgewerbe und in der Architektur. Von Walther Curt Behrendt. Stuttgart 1920, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Verfasser, dem wir ein Buch über Alfred Messel und eine Menge von Aufsätzen über Architektur und Kunstgewerbe danken, hatte, wie er selbst bekennt, dieses Werk als einen Führer in die Gegenwart gedacht. Das Schicksal hat es gefügt, daß das, was hier als Gegenwart behandelt wird, inzwischen Geschichte geworden ist (vor allem, was den ersten Teil der Arbeit, das Kunstgewerbe, angeht); der Titel könnte fast lauten: Kunstgewerbe und Architektur bis zum Kriege. Behrendt schildert zunächst aus eigenem Miterlebthaben die Entwicklung des neuen deutschen Kunstgewerbes, mit knapper historischer Fundierung des Vorausgegangenen, sucht die Komponenten der damals neuen Gesinnung aufzudecken, das Soziale, den Einfluß von England her, van de Veldes Anteil (der immer noch nicht genug gewürdigt wird), schließlich die Idee des Werkbunds, dessen jüngster Entwicklung er mit erfreulicher Skepsis und Ablehnung gegenübersteht. — Der zweite, etwas umfassendere Teil des Buches behandelt die Architektur, und zwar wiederum im wesentlichen die allgemeinen Tendenzen, nicht die einzelnen künstlerischen Erscheinungen. Vier Kapitel erörtern die Fragen der bürgerlichen und öffentlichen Baukunst, die Bauten des Welthandels und Weltverkehrs, schließlich die Stadt als Bauaufgabe. Hier finden sich über die historische Darstellung hinaus grundsätzliche Feststellungen und Ausblicke, die auch für die durchaus veränderten Verhältnisse der Gegenwart Wert und Bedeutung behalten. Zur Orientierung über die Summe der Strebungen, die das heutige Bild in Architektur und Kunstgewerbe geschaffen haben und zum Teil noch bedingen, ist das Buch durchaus zu empfehlen. Fechter.

Die Stadt. Trilogische Dichtung mit einem Vorspiel. Von Max Sidow. Einleitung von Theodor Däubler. Potsdam 1920, Hans Heinrich Tillgner.

In seiner Einleitung zu dem Werk des jungen Dichters Max Sidow, in der Theodor Däubler so weit und so tief in geheimnisvolles Eingeweihtsein und Wissen um uraltes Weisheitsgut greift, wie es dem Menschengeist nur möglich ist, betrachtet er die Geschichte der Menschheit unter dem Winkel der entscheidenden Beeinflussung durch die Gestirne. Nach tiefer indischer Erkenntnis ist die Welt die Ausatmung des höchsten Wesens. Einige tausend Jahre vor der Geburt Christi hat die Welt begonnen, als der Mensch sie bewußt schaute. In einem platonischen Jahr des Skorpions hatte „der hohe Atem seine größte Weitung in die eigene Schöpfung vollendet, und so kam sein tiefster Beschluß: die Zurückatmung". An die Menschen, als die am weitesten Vorgehauchten der anderen Seelen, erging als erste der Ruf der Heimkehr zum Gotteskern. Diesen Entschluß zur Erlösung der gesamten Kreatur durch die Heimkehr, den Tod, vermochten Mann und Weib nicht zu fassen. Von da an

wurde Vermehrung, die so lange im Sinne der Weitung des Atmens Hinaufentwicklung war, Stillstand und somit Sünde. Die Heimkehr zu Gott ist nur noch im Geist möglich. Das Wesen über den Menschen hinaus ist der brunstfreie, geschlechtslos gewordene Engel. Nach der Versäumung des freiwilligen Entschlusses, sich einatmen zu lassen, muß körperliche Zeugung statt engelhafter Höherzüchtung verpönt bleiben. Eine Erlösung kann nach dem tiefsten Mythos des platonischen Zwillingsjahrs durch den in der Seele Androgynen, den Mann-Weiblichen oder die Weib-Männliche erfolgen. Denn Gott kennt weder Mann noch Weib, sondern nur den Menschen, das Wesen.

Eine blickhafte Erkenntnis dieser großen Zusammenhänge, die naturgemäß nicht bis in die letzte Tiefe vorstoßen konnte, fiel dem jungen Dichter Max Sidow durch sein Erleben der Großstadt zu. Wenn sein reines Streben und Wollen auch bei dem mühsamen Wege in den Niederungen zum Gipfel durch das Verweilen bei dem Problem in seinen verrohten Formen noch nicht ganz berufen zur Lösung erscheinen, so spricht der Mut, es anzugreifen, und die Möglichkeit, in dem großen Wirrwarr es überhaupt visionär zu sehen, ebenso für die Stärke seiner dichterischen Kraft, wie die Unterstellung unter Däublers einordnende und klärende Hand für sein anständiges Menschentum. Diese echt dichterische, visionäre Kraft, die nicht in Fremdem, sondern sehr Eigenem wurzelt, ein hohes Formtalent, das gerade in einer gelegentlichen Wortberauschtheit die Gewähr zu bieten scheint, daß es die Schalen des Ästhetentums bald ganz hinter sich lassen wird, und die feine Musik seines Innern verlangen die sorgsamste Aufmerksamkeit für Sidows ferneres Schaffen. R. P.

**Chopin.** Von Bernard Scharlitt Mit 12 Abbild. Leipzig 1919, Breitkopf & Härtel.

Jedes Genie löst Rätsel und gibt Rätsel auf, das empfindet man beim Lesen dieses Chopin-Buches, in dem sich eine Künstlerseele spiegelt. Scharlitt, dem sehr viel interessantes Material zur Verfügung stand, hat alles einer bestimmten Tendenz untergeordnet, er hat Chopin, seinen Heros, neben Richard Wagner als bahnbrechenden Neuerer in der Musik hingestellt, als einen bewußten Tonmaler, als den Schöpfer der „polnischen Nationalmusik". In Wagner, der für ihn das deutsche Element musikalisch verkörpert, findet er eine durch Liszt überkommene starke Anlehnung an Chopin. Letztere Hypothese ist etwas gesucht und dürfte in Deutschland auf einigen Widerspruch stoßen, denn der Lyriker Chopin und der Dramatiker Wagner gehen in ihren Bahnen doch zu weit auseinander, und daß Nietzsche, nachdem er sich von Wagner losgesagt, in Chopin den einzig wahren Genius erblickte, ist auch nicht ausschlaggebend, weil Nietzsche letzten Endes mehr Philosoph war als Musiker.

Wäre Raffael ohne Hände geboren worden, er wäre doch Maler geworden, und wäre Chopin kein Pole gewesen, so hätte er als Künstler doch Großes vollbracht, Großes sicherlich, denn das Genie steht über der Nationalität, das Eigentümliche aber, die Empfindung und die Sprache gab ihm die Heimat mit, in der Sehnsucht nach ihr fand er seine schönsten Lieder. Scharlitt gleitet über die interessanten Pariser Episoden etwas schnell hinweg, und das ist schade, denn der Kreis, in welchem Chopin in Paris lebte, umschloß eine Fülle geistreicher, merkwürdiger Persönlichkeiten; dagegen ist es ritterlich, daß er sich George Sands annimmt, ihre und Liszts Freundschaft haben wie Stahl und Stein die Funken des Genius entzünden helfen. Ohne die Pflege dieser dämonischen Frau hätte der todkranke Komponist weniger geschaffen, daß sie ihn verließ, ist eins von den Rätseln der Frauenseele. — Scharlitt gibt sich große Mühe, Chopins Schöpfungen als Programmusik zu interpretieren, ganz bestimmte Bilder aber wird der Tonmaler nie malen können, denn der Weg zum Herzen des Hörers geht nicht durchs Auge, sondern durchs Ohr. Treffend ist, was Heine sagte: „Die Musik ist das letzte Wort der Kunst." Lilly von Brandis.

**Recht wider Recht.** Novellensammlung von Helene Raff. Augsburg 1921, Haas & Grabherr.

Die den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannte Autorin hat hier drei Geschichten vereinigt, die im Tal von Montafon im Vorarlberg spielen. Kräftig, schlicht, gelegentlich schmucklos, stets geschickt dem Stoff in ihrem Stil folgend, erzählt sie in den Novellen, die in verschiedenen Zeitaltern spielen, von dem tüchtigen, sondergearteten Menschenschlag, der dort haust, wie er, in starkem Freiheitsdrang an seinen Rechten trotzig festhaltend, gegen jeden Unterdrücker, zuletzt gegen Napoleon, sich trotzig auflehnt. Die künstlerische Verdichtung des großen Kampfes von lebendigem Recht gegen jedes Zwangsrecht in diesen Leidensgeschichten eines deutschen Stammes wird gerade jetzt besonderen Anteil finden. D.

# Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Amalthea-Almanach** auf das Jahr 1921. 100 S. Wien, Amalthea-Verlag. (5 M., gbd. 8 M.)

**Auffenberg-Komarów.** — Aus Österreichs Höhe und Niedergang. Eine Lebensschilderung. 524 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

**Baudelaire.** — Les Fleures du Mal par Charles Baudelaire. 293 S. (Bibliotheca Mundi.) Leipzig, Insel-Verlag.

**Bayer.** — Baustudien und Baubilder. Schriften zur Kunst von Joseph Bayer. Aus dem Nachlaß herausgeg. von Robert Stiaßny. 295 S. Jena 1919, Eugen Diederichs.

**Behnsen.** — Valuta-Elend und Friedensvertrag von Dr. H. Behnsen und Dr. W. Genzmer. 96 S. Leipzig, Felix Meiner Verlag.

**Bonsels.** — Das Feuer. Dichtungen von Waldemar Bonsels. 92 S. Berlin 1920, Schuster & Löffler.

**Bosse.** — Almanach der Deutschen Musikbücherei auf das Jahr 1921. Herausgegeben von Gustav Bosse. 178 S. Regensburg 1920, Gustav Bosse Verlag. (6 M.)

**Bründler.** — Die Dichtkunst und ihre Erneuerung von Johannes Bründler. 104 S. Leipzig 1920, W. Härtel & Co. Nachf.

**Bruun.** — Canda. Roman von Laurids Bruun. 277 S. Berlin, Gyldendalscher Verlag A.-G. (24 M., gbd. 30 M.)

**Cervantes.** — Novela de Rinconete y Cortadillo de Miguel de Cervantes. (Pandora Nr. 23.) 55 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Cohalan.** — England gegen Amerika. Der kommende Kampf von Daniel F. Cohalan. Aus dem Amerikanischen mit Vorwort von Prof. Dr. Eduard Meyer. 21 S. Berlin 1921, Karl Curtius. (3 M.)

**Cunow.** — Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie. Grundzüge der Marxschen Soziologie von Heinrich Cunow. I. Bd. Berlin 1920, Buchhandlung Vorwärts. (Hlwd. 42,50 M.)

**Daffner.** — Deutsches Dante-Jahrbuch. 5. Band. Herausgeg. von Rudolf Daffner. 373 S. Jena 1920, Eugen Diederichs. (20 M., gbd. 30 M.)

**Dickens.** — A Christmas Carol by Charles Dickens with illustrations by John Leech. (Pandora Nr. 15.) 102 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Eliasberg.** — Neue russische Erzähler, ausgewählt und übertragen von Alexander Eliasberg. 375 S. Berlin, Furche-Verlag. (Gbd. 24 M.)

**Engert.** — Henrik Ibsen als Verkünder des dritten Reiches von Rolf Engert. 302 S. Leipzig 1921, R. Voigtländers Verlag. (40 M.)

**Erbt.** — Deutsche Einsamkeiten. Der Roman unseres Volkes von Wilhelm Erbt. 150 S. Berlin 1921, Verlag der Täglichen Rundschau. (Hlwd. 14 M. Hldr. 40 M.)

**Flaischlen.** — Im Schloß der Zeit. Silvester-Paraphrase in sieben Bildern von Cäsar Flaischlen. 2 Abb. 82 S. Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. (7 M.)

**Francé.** — Die Woge des Lebens. Eine Kulturbilanz von Raoul H. Francé. 304 S. Prien 1921, Anthropos-Verlag.

**Friedrichs.** — Russische Literaturgeschichte von Dr. Ernst Friedrichs. 152 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (12 M.)

**Geißler.** — Gemeinverständliche Widerlegung des formalen Relativismus und Darstellung einer grundwissenschaftlichen Relativität von Fr. J. Kurt Geißler. 80 S. Leipzig 1921, Verlag Otto Hillmann. (15 M.)

**Glaser.** — Lukas Cranach von Curt Glaser. (Deutsche Meister.) 238 S. mit 117 Abb. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

**Gogol.** — Tschitschikows Reiseerlebnisse oder Die toten Seelen. Eine Erzählung von N. W. Gogol. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. 626 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Gorki.** — Erinnerungen an Tolstoi. Maxim Gorki. 56 S. München 1920, Verlag, „Der Neue Merkur". (6 M.)

**Görres.** — Deutschland und die Revolution von Joseph Görres. Eingeleitet und mit Anmerkungen herausgegeben von Arno Duch. 236 S. (Deutscher Staatsgedanke 1. Reihe XI.) München 1921, Drei-Masken-Verlag.

**Gutbier.** — Chemiestudium und Chemieunterricht. Rektoratsrede von Prof. Dr. A. Gutbier. 16 S. Stuttgart 1921, Konrad Wittwer. (2,20 M.)

**Hatvany.** — Das verwundete Land von Ludwig Hatvany. 500 S. Wien 1921, E. P. Tal & Co. (25 M., gbd. 30 M.)

**Hay.** — Mas' Aniello by Marie Hay. 284 S. Leipzig 1921, Bernhard Tauchnitz (Edition Vol. 4544). (7,50 M., gbd. 12,50 M.)

**Hedin.** — Arbeitsfreude von Alma Hedin, und: Der 9. November! Ein Gruß an das deutsche Volk von Sven Hedin. 178 S. Leipzig 1921, F. A. Brockhaus. (16 M., gbd. 20 M.)

**Heilborn.** — Ernte. Jahrbuch der Halbmonatsschrift: Das Literarische Echo 1920. Herausgegeben von Ernst Heilborn. 281 S. Berlin, Egon Fleischel & Co. (Gbd. 25 M.)

**Heilmann.** — Feuer vom Himmel. Biblisches Stundenbuch von Dr. Alfons Heilmann. 360 S. Freiburg i. Br., Herder & Co. (25 M., gbd. 30 M.)

**Heimat.** — Das Buch Heimat. 2. Heft. Betrachtungen über die Notwendigkeit im menschlichen Wesen, besonders im deutschen. Von einem Deutschen. 64 S. Leipzig 1921. C. L. Hirschfeld Verlag. (6 M.)

**Heimat.** — Betrachtungen zur vornehmsten nationalen Aufgabe. Von einem Deutschen. Sonderdruck aus dem Buche Heimat. 32 S. Leipzig, 1921, C. L. Hirschfeld Verlag.

**Hoffmann.** — Burschenschaftliches Handbuch für Politik. Im Auftrage des Vaterländischen Arbeitsausschusses der Deutschen Burschenschaft herausgegeben von Dr. Karl Hoffmann. Leipzig 1920, Fr. Wilh. Grunow Verlag. (26 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# Deutsche Rundschau

## Band CLXXXVII

(April — Mai — Juni 1921)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

# Inhaltsverzeichnis

zum

## Hundertsiebenundachtzigsten Bande (April—Juni 1921)


Seite

**Karl Toth.** Französische und deutsche Kultur . . . . . 1
**Emma Bonn.** Das Tränentuch. Novelle . . . . . 13
**Theophile von Bodisco.** Das religiöse Problem bei Dostojewski. II 38
**Zwei irische Erzählungen:** . . . . . 73
Pádraic Mac Piarais, Der alte Mathias
Pádraic 'O Siochfhradha, Méinin
**Albert Dresdner.** Karl Larsen . . . . . 88
**Eugen Kalkschmidt.** Rückblicke auf München . . . . . 95
**Heinrich von Gleichen.** Das Politische Kolleg . . . . . 104
**Willy Schlüter.** Gliedner-Antworten auf Völkerfragen . . . 109
Politische Rundschau . . . . . 112
Luftfahrt-Rundschau . . . . . 118
Literarische Rundschau . . . . . 121
Chronik des Auslanddeutschtums . . . . . 123
Literarische Notizen . . . . . 126
Literarische Neuigkeiten . . . . . 128
**Ludwig Klages.** Handschrift und Charakter . . . . . 129
**Richard von Schaukal.** Die Krücke. Novelle. I . . . . . 154
**Gustav Mie.** Die Einsteinsche Gravitationstheorie. I . . . . . 167
**Simo Cronen.** Der Todeslauf des Jägers Lari. Novelle aus dem Finnischen . . . . . 185
**Paul Kehr.** Ferdinand Gregorovius und Italien . . . . . 194
**Hugo Elbertzhagen.** Der Einfluß großer Katastrophen im Natur- und Völkergeschehen auf Weltanschauung und Glauben . 200
**Paul Fechter.** Eine Preisfrage . . . . . 213
Berliner Kunstleben . . . . . 216
Berliner Theater . . . . . 225
Chronik des Auslanddeutschtums . . . . . 233
Luftfahrt-Rundschau . . . . . 235


(Fortsetzung umstehend)

Seite
Literarische Rundschau . . . . . 238
Politische Rundschau . . . . . 241
Literarische Notizen . . . . . 248
Vom Geiste der Völker . . . . . 253
Literarische Neuigkeiten . . . . . 255
**General d. Inf. a. D. von Zwehl.** Französische Feldherren im Weltkriege . . . . . 257
**Martin Mächler.** Demodynamik . . . . . 273
**Daniel Corkery.** Feiglinge. Irische Erzählung . . . . . 284
**H. O. Schlawe.** Das Erdöl, die Weltpolitik und Deutschland 290
**Gustav Mie.** Die Einsteinsche Gravitationstheorie. II . . . . 310
**Richard von Schaukal.** Die Krücke. Novelle. II . . . . . 342
**Eugen Meyer.** Das Verhältnis der germanischen Mystik zum Staatsgedanken der Gegenwart . . . . . 351
Aus der Selbstbiographie des Staatsministers **Freiherrn Lucius von Ballhausen** . . . . . 359
Politische Rundschau . . . . . 367
Berliner Theater . . . . . 374
Luftfahrt-Rundschau . . . . . 377
Literarische Rundschau . . . . . 379
Chronik des Auslanddeutschtums . . . . . 385
Literarische Notizen . . . . . 387
Literarische Neuigkeiten . . . . . 388

# Französische und deutsche Kultur

Von

Karl Toth

> Im ganzen Europa gibt es keine verschiedenere Denk- und Mundarten als die französische und deutsche, so nachbarlich sie wohnen. Herder, Humanitätsbriefe.

Wenn man ein so fließendes und ungreifbares Problem wie das der Rasse oder Volksart schärfer umreißen oder gar als Faktor in die geschichtliche Berechnung einstellen will, so ist nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte besondere Umsicht vonnöten. Jede Verallgemeinerung zielt mehr in die Breite als in die Tiefe, jede strengere Geschichtsauffassung geht mit Scheuklappen an Gegebenheiten vorüber, daraus ein anders gerichteter Geist das Widerspiel eben jenes Weltbildes auferbauen könnte; und so darf das Mühen um die Volksart lediglich die Richtlinien einer Volksbegabung bloßzulegen trachten, allgemeine Tendenzen, wovon die gesamte Gesittung einer Nation bis in die feinsten Verästelungen durchzogen ist. Diese Strebungen schwanken im Fortschritt der Geschichte wellauf, wellab, sie steigern sich zu gewissen Höhepunkten nationalen Lebens empor, dann kreuzen fremde Strömungen den ersten Antrieb und trüben die Reinheit des Wollens. Dergleichen Höhepunkte sind begnadeten Stunden begnadeter Völker vorbehalten, und sie bezeichnen für Augenblicke und weithin sichtbar die Berufung des einzelnen Volkes im Ganzen der Menschheit. Das französische achtzehnte Jahrhundert war ein solcher Gipfel, die deutsche Nation scheint seit dem Eingange des zwanzigsten ihrer Höhe entgegenzuschreiten.

Diese Richtlinien also gilt es von sicherer Warte zu überschauen und zu entwirren. Weder die Wege der unbedingten Rassenidealisten, der Gobineau, Lapouge, Chamberlain, Woltmann, noch der Hohn ihrer materialistischen Widersacher, etwa des Milieuanbeters Friedrich Hertz, sind dabei allein gangbar. Am nächsten führt unser Gedankenweg an die Phasenlehre etwa Müller-Lyers heran, der im Durcheinanderwirken der verschiedenen Kulturtendenzen dem Menschengeist immerhin eine beherrschende Stelle einräumen möchte. Auch wir wollen aus der Vergleichung auseinanderliegender Phasen der verschiedenen Kulturgebiete „Richtlinien" deuten, aber Richtlinien von Völkerbegabungen, nicht der Kultur überhaupt. Unser Glaube an die entscheidende Wirksamkeit ausgebildeter Völkerpersönlichkeiten, des Willens in der Geschichte ist eher jenen Rassenidealisten verwandt, denn diese Völkerpersönlichkeiten erscheinen uns innerhalb gewisser Grenzen hypostasierbar und über ihre ursprüngliche Begabung hinaus fortschrittlos. Nicht Aktivismus, Aufstieg des Ganzen der Kultur, im Sinne Müller-Lyers kann danach für uns das Ergebnis der Phasenbetrachtung sein, alle Kulturtätigkeit beschränkt sich auf vorbeugendes Ein-

greifen in die Zukunft und Auswirkung der lebenswerten Gaben eines bereits differenzierten Volkscharakters. Von den zwei Wegen des Schaffenden, denen Lionardo in seinem „Trattato della Pittura" nachspürt, wählen die Aktivisten den ersten: La via di porre. Uns dünkt der zweite einzig gangbar: La via di levare. Bis auch der reichsten Volksbegabung ihre Stunde schlägt.

* * *

Aus dem weiten Landgebiete, das von den Pyrenäen und Alpen nach Nordwesten niedersteigt, sanft gegliedert und bespült von freundlichen Meeren, unter einem Himmel, der nordische Strenge mit dem Lächeln des Südens vereint, ist die Volkspersönlichkeit des Franzosen hervorgewachsen. Iberer im Westen, Ligurer nach dem Rhônetal hin bevölkerten in schattenhafter Vergangenheit diesen Boden, ehe die Griechen von Massilia Formensinn und Tücke der Heimat auf ihren Schiffen landeinwärts trugen und die keltischen Gallier in namenlosem Gewimmel die Flußtäler und Ebenen des Nordwestens füllten. Diese wie die Belgier der Rheinmündung waren den germanischen Horden urverwandt, die, von Cäsar einen Augenblick beschworen, in immer wilderen Stößen den Rhein herüberquollen. Verwandt aber lediglich in manchem Merkmal des Leibes. Denn der Geist des Galliers stand nach fraulicher Träumerei und wiederum allzu rascher Tat, nach Feenmärchen und düsterem Heldensang, nach spöttischem Zungenschlag und zierlichem Genusse. Und also ging die ersten christlichen Jahrhunderte lang von jenseits der Alpen römisches, von jenseits des Rheins germanisches Wesen immer tiefer in dieses bezwungene und bildsame Volkstum ein. Indessen die römische Art saß nur in Sprache und Geisteshaltung fest, germanisches Blut aber bezwang die Leiber. Langsam und durch die Jahrhunderte erstarkend spann sich ein Netz von harten germanischen Herrengeschlechtern über das ganze Land hin, Franken in den Sumpfebenen der Seine, Burgunder die Rhône entlang und Westgoten im lachenden Talgau der Garonne. Und wie nordisches Saatkorn im warmen Boden des Südens aufschießt und tausendfachen Segen trägt, so erwuchs aus Blut und Tränen der germanischen Sieger und Mühsal der Besiegten eine wundersame Blüte der Kultur, dergleichen die alte Erde noch nicht gesehen hatte. Unmerklich und aus rohem Wust und Zerrissenheit stieg sie empor, germanische Herren setzten ihre Schlösser zu zeitlicher Sicherheit auf die Höhen, Klöster, romanische und gotische Dome als Heimstätten der Seele in die Niederungen, germanische Troßleute füllten die Wohnstätten um die Herrenburg und wuchsen zu Gilden zusammen, und über allem gebot das germanische Königshaus. So etwa bis zum Eingang des elften Säkulums (Chronik von Richiers), wo das keltische Blut der Besiegten von unten herauf in die Siegergeschlechter gesickert ist und germanisches Stammesbewußtsein erstickt. Hier nun, beim Auftritt des Franzosen in der Geschichte, hebt zugleich die „Richtlinie" seiner, der wesensechten französischen Kultur an. Noch waltet germanisches Recht bis auf Ludwig den Heiligen über dem Frankenreiche, und germanische Hartköpfigkeit sitzt auch im sechzehnten Jahrhunderte noch trotzig auf Felsennestern und im Rate der Könige. Madame de

Staël möchte das Wesen eines Montaigne in merkwürdige Nähe Jean Pauls rücken, und Rabelais gar in seiner Ausgelassenheit eines täppischen Riesen mutet an wie ein verlorener Posten aus germanischer Urzeit. Aber sowie die keltische Leiblichkeit unaufhaltsam in das Blut der Sieger eingegangen ist, so wandelt sich all die Jahrhunderte herauf leise und zielsicher die Kulturgesinnung. Schon das romanische Ritterideal hat die Wehrhaftigkeit des germanischen Gefolgsmanns zu müßigem Reiterspiel verzierlicht, das ahnungsvolle Grauen des Germanen vor der Rätselnatur des Weibes zum Minnedienst entmannt, die Charakterzeichen wachsen und mehren sich, und seit dem Jahrhundert des vierzehnten Ludwig zwingt der gallisch-romanisch-weibliche Formendrang die französische Kultur in ihr letztes Schicksal und ihre letzte Herrlichkeit. Im Zentralismus der späteren Bourbonenkönige lehnen sich tausend Willenlosigkeiten an einen männlichen Willen. Kultur wird Unwirklichkeit und Luxus für die spitzen Sinne des Genießers, und während selbst die Frauen des altfranzösischen Heldenliedes Mannweiber waren, männlich im Kampf und im Kuß, waltet über Männerrat und Männertat dieser zierlichen Epoche das Weib. Das Jahrhundert vor der Revolution aber bezeichnet den Gipfel und die Reinzucht dieser echten, der einzigen französischen Gesittung: Und über die Selbstentmannung der Guillotine und über die Pöbelleidenschaft einer entgötterten Gegenwart hinweg wird das „weibliche" Volk hier seinen Ruhm und seine Zukunft suchen müssen.

*

Wenn es einer Zerpflückung des souveränen Sammelbegriffes „Abendland" von Spengler bedürfte, ein Blick auf die Richtlinien der deutschen Gesittung könnte den besinnlichen Weisen dieser Mühe überheben. Es regen sich auf dem Boden dieses angeblich zu gemeinsamem Untergange verdammten Abendlandes Völkerpersönlichkeiten von sehr verschiedener Lebenskraft und mannigfachem Tempo des An- und Abstiegs. Keine größeren Gegensätze aber als zwischen dem französischen und dem deutschen Wege. Das deutsche Volk schreitet von Mannheit zu Mannheit alle die Jahrhunderte her, es hat sich nach dem Todeskrampfe des Dreißigjährigen Krieges über Kindlichkeit, weibische Tränenersättigung und tatsachenfremde Träumerei der klassischen Zeit deutschen Gefühls zur zweiten, der männlichen Seite seines Wesens wieder errafft, und die Blutzeugen von 1813, 48 und 70, die Bauherren an materieller Größe bis zum Völkerkriege, sie alle haben die Menschwerdung jenes Deutschtums heraufführen helfen, vor dem in den Kataklysmen des großen Ringens die letzten törichten Gefühlsschranken gefallen sind: jene Einheit von Naturbeseelung und Naturbezwingung, darin sich, wie wir vertrauen, erst das Schicksal des deutschen Volkes erfüllen wird.

Nach all dem lautet unsere These:

Französische Volksart hat sich im wesentlichen zum Charakter des Weibes fortentwickelt.

Ihre Gesittung ist darum Unwirklichkeit, Kultur des Luxus, und sie steht zu einer Kultur der Arbeit wie Konvention zur Natur. Im Rokoko hat diese Kultur ihre letztmögliche Vollendung erreicht.

Der Beweis stützt sich auf drei Fragenkomplexe, deren Beantwortung dann durch die Hauptgebiete menschlicher Wirksamkeit zu verfolgen ist:

Zuvörderst: Was ist weiblich, was männlich?

Sodann: Was ist Kultur, und welches ist ihr Verhältnis zur Zivilisation?

Endlich: Was ist Luxus-, was Arbeitskultur?

Ein Schlußabschnitt wird praktische Richtlinien in die Zukunft hineinzeichnen.

* * *

Oberfläche ist des Weibes Gemüt, eine bewegliche, stürmische Haut auf einem seichten Gewässer. Nietzsche.

In seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" nimmt Schopenhauer die Mischung männlicher und weiblicher Merkmale bei jedem Menschenindividuum zum Ausgangspunkt der Betrachtung, und nach ihm hat Weininger von der modernen Biologie her gar etwas wie einen Verteilungsschlüssel dieser beiden Komponenten aufzustellen versucht. Sie wirken neben- und ineinander, selten gleichmäßig ausgewogen, fast immer nach einem der beiden Pole hinübergreifend. Die andersgeschlechtliche Ergänzung aber in einem zweiten Individuum zu suchen, so zwar daß der Liebesbund als Summe der männlichen und weiblichen Eigenschaften des Paares einen ganzen Mann und ein ganzes Weib umschließt, macht das mehr oder weniger erfüllte Herzensgeschick des Einzelnen aus. Und wie beim Individuum, ganz verwandt im Wesen und in der Geschichte der Völker. Auch hier rückt der eine oder der andere Komplex von Merkmalen zur Herrscherstellung auf, sei es daß die fraglichen Eigenschaften nach der ursprünglichen Anlage eines ausgebildeten Volkes die stärkeren waren, oder daß erst das Kulturschicksal der Nationen nach dem einen oder dem anderen Pole hin entscheidet. Es leuchtet ein, daß zur Klarlegung des männlichen oder weiblichen Charakters eines Volkstums zunächst die Frage nach den Merkmalen dieser beiden Polarisationen bereinigt sein will.

Die moderne Biologie stellt die allgemeinen körperlichen und geistigen Tendenzen der beiden Geschlechtsmächte durch die ganze Natur hin etwa so neben und wider einander:

| Männliche Polarisation: | Weibliche Polarisation: |
|---|---|
| Kraft | Schwäche |
| Ansammlung | Absonderung |
| Reichtum | Sparsamkeit |
| Differenzierung | Einförmigkeit |
| Beweglichkeit | Stabilität |
| Produktivität — primäres Erleben — | Rezeptivität — Abgezogenheit — |
| Natürlichkeit — Wesenhaftigkeit | Konvention — Formalismus |
| Energie — ruhiges Behaupten unter den widrigsten Umständen | Passives Aufsichbeharren, Geduld, bei großer Emotivität und stoßweiser Erschöpfbarkeit: Extreme |
| Initiative, Vorwärtsdrängen | Beharrungstendenz, Konservativismus |
| Streben ins Weite | Abschluß gegen äußere Einflüsse |
| Zentrifugal | Zentripetal |
| Induktiv | Deduktiv |
| Bewegung von innen heraus: dienender Geist, um zu herrschen | Bewegung von außen heran: herrische Launenhaftigkeit |

(H. Ellis, R Mayreder, Buckle, Paul Lafitte.)

Mit diesen Gegensätzen ist im allgemeinsten Betracht der Widerstreit der deutschen und französischen Wesensart, vielleicht gar germanischen und romanischen Volkstums überhaupt umschrieben. Nur hat eine jahrhundertelange Kulturentwicklung die beiden Merkmalgruppen bis ins Ungreifbare, ja zuweilen bis ins Entgegengesetzte der ursprünglichen Anlagen differenziert. Wie denn etwa die Beharrungstendenz der romanisierten Gallier unter germanischem Einfluß zur Angriffslust des Franzosen ausgewichen ist, um sich dann im Weltkrieg zu fast slawischer Passivität rückzubilden.

Noch klarer wird das Problem, wenn man diese allgemeinen Tendenzen in die besonderen Erscheinungsweisen der menschlichen Geschlechterbegabung auseinanderlegt. Wiederum laufen dann die weiblichen Merkmale der französischen, die männlichen der deutschen Wesensart parallel.

Nach Schopenhauer ist der Wille das primäre, männliche, der Intellekt das sekundäre, weibliche Prinzip geistigen Lebens. Tatsächlich eilt das Weib dem Manne in der Ausbildung des Intellekts voran. Mädchen reagieren auf äußere Reize geschwinder als Knaben, in der feinen Analyse naheliegender Einzelheiten des Alltags ist das Weib dem Manne unfehlbar überlegen, während umfassende Synthese und Abstraktion, der Sieg eines ruhig herrschenden Willens über den Intellekt, dem Weibe versagt bleibt. Danach meistern die Frauen vornehmlich ihre unmittelbare Umgebung, das fertige Produkt, das Dekorative, Individuelle und Konkrete, während der Mann das Entfernte, das Werdende, alles Nützliche, Allgemeine und Abstrakte in den Bereich seines Willens zieht. Aber meistern heißt den Frauen Spiel, dem Mann ist es schöpferisches Gestalten. Der Mann hat die Tierzucht erfunden, das Weib den Ackerbau, alle niedere Kochkunst ist die Domäne der Frau, während echte Feinschmeckerei in Herstellung wie im Genusse von je das Bestreben freilich weibischer Männer geblieben ist. Als Beherrscherin der Umwelt hat das Weib einen unfehlbaren Blick für die Erscheinungen geselligen Lebens und Sprache, Konversation, Erzählung handhabt es mit Grazie und Meisterschaft. Frauen lesen schneller als Männer und geben das Aufgenommene flinker, wenn auch ungenauer zurück, ihre deduktive Begabung ergeht sich spielend in Mathematik und allem Gedächtnismäßigen, während ihrer Phantasielosigkeit schöpferische Philosophie und Religion, diese kostbarsten Segnungen des männlichen Dranges von innen heraus, verschlossen sind.

Dem gleichen Antrieb von außen heran wie der weibliche Intellekt folgt das Gefühl des Weibes, zum mindesten des Weibchens. List und Verstellung sichert hier der Schwäche die äußere Herrschaft des Alltags. In der Bühnendarstellung mit ihrer Abgezogenheit des Gefühls haben Frauen immer Bedeutendes geleistet, die Politik setzt vornehmlich weibliche Eigenschaften glänzend ins Spiel und kann auf überragende weibliche Vertreter hinweisen; sprichwörtlich ist die Affenliebe des Weibes für seine Brut, gepaart mit Blindheit vor fremdem Verdienst und Recht, und die von außen her orientierten Gefühlchen der Kokette münden nur allzuoft in spielerische

Grausamkeit aus. — Starkes Gefühl dahingegen, Gemüt und schöne Leidenschaft befruchten vor allem den Mann.

Ganz ähnlich auf jenen Lebensgebieten, wo die Vereinigung von Intellekt und Gefühl ein erhöhtes Dasein aufzubauen berufen wäre. Weib und Künstler sind sinnverwandt in der Beherrschung des Naheliegenden, Konkreten, im Vorwalten des Gefühls und dem daraus geborenen Blick für das Ganze. Und dennoch gibt es keine schöpferische Kunst des Weibes, ja künstlerische Begabung scheint geradezu sekundäres männliches Geschlechtsmerkmal zu sein. In der großen bildenden Kunst haben die Frauen stets nur als Musen, nie als Gestalterinnen des Unaussprechlichen geherrscht, in der so wesensverwandten Musik erliegt die Frau ihrer Emotivität, ehe das machtvolle Kunstwerk geboren ist, der bergeversetzende Drang des Lyrikers gar ist von Sappho und Erinna herauf kaum aus zwei, drei Frauengemütern hervorgebrochen. Hinwiederum schaltet das Weib in allen schmückenden Künsten als Meisterin, und von Urzeiten her weiß sie den Alltag mit flinken Fingern und heiterer Fertigkeit zu verschönen, wenngleich die fortzeugenden dekorativen Gedanken dem Hirn und Arm des Mannes entstiegen sind.

Daß endlich auch der Charakter, die Einheit von Intellekt, Gefühl und Willen, beim Weibe mehr von außen nach innen heranreift, in beständigem ängstlichen Hinblick auf Umwelt und Konvention, im Liebäugeln mit dem Beifall der Zuschauer, daran sei zur Abrundung des Bildes nur erinnert; während der Wille des Mannes von innen heraus über die Umwelt herbricht, um in hartem Kampf an ihr er selbst zu werden und ihr seine Wesensart aufzuzwingen.

*

Zum Beschluß eine Tabelle der ungefähren Verteilung von Männlichkeit (M, m) und Weiblichkeit (W, w) auf Deutsche und Franzosen:

Franzose:

Mann = m (Hahnenhaftigkeit) + W (Unbeständigkeit, Zierlichkeit, Oberflächlichkeit; vor allem ungünstig, weil beim Manne unnatürlich).
Ergänzung: Weib = W (alle anmutigen Eigenschaften des Weibes) + m (Chauvinismus, Herrschsucht u. dgl.).
Gesamtbild: W + W + m + m; Vorwiegen des Weiblichen.
Typen aus dem typisch-französischen Jahrhundert:
Louis XV + Pompadour,
Rousseau + Mme d'Epinay,
Necker + Mme. Necker.

Deutscher:

Mann = M (Kraft, Schwerfälligkeit, Tiefe usf.) + w (Gemüt, Geduld).
Ergänzung: Weib = W (Mütterlichkeit, meist wertvolle Eigenschaften, weil natürlich) + M (Massigkeit, Grobknochigkeit usf.), M fast = M.
Gesamtbild: M + W + M + w; vorwiegend männlich.
Typen stehen noch aus, weil in Bildung begriffen; letzte Ausprägung etwa Goethe + Frau von Stein.

* * *

Le mérite des Allemands, c'est de bien remplir le temps;
le talent des Français, c'est de le faire oublier.
Mme de Staël, De l'Allemagne.

Nach dieser Abgrenzung des Wirkungsbereichs weiblicher und männlicher Eigenschaften im Werdegang der Menschheit dürfen wir versuchen, die Begriffe Zivilisation und Kultur schärfer zu umreißen.

Offenbar und auch seiner Sprachherkunft zufolge ist Zivilisation der weitere, niedere, undifferenziertere Begriff. Civis, der Bürger, ist jener Virtuose, der die äußeren Gegebenheiten, die Technik eines geordneten Gemeinlebens mühelos handhabt; also: Handel, Verkehr, Industrie, das Technische der Künste und Wissenschaften, soweit sie in den Gebrauch des Alltags herübergreifen. Zivilisation ist dann die souveräne äußere Beherrschung der Naturgegebenheiten durch den Menschengeist.

Ebenso offenbar aber stellt Kultur den engeren, höheren, nuancierteren Begriff dar. Cultus ist Pflege, liebevolle, dienende Versenkung ins Naturgeschehen. Danach bedeutet Kultur die harmonische Auswirkung aller Menschenkräfte innerhalb der von den verschiedenen Zivilisationen beherrschten Naturgegebenheit. Also eine Verinnerlichung der Zivilisation, die Blüte alles Menschenwerdens überhaupt. Zum Beispiel: Man kann als Musiker Zivilisation oder Kultur haben. Ersteres ist das Los des Engländers, letzteres das Glück des musikbegabten Deutschen. Dabei verläuft das Kulturschicksal begnadeter Völker etwa so, daß sich aus dem Urzustand eine junge Zivilisation emporringt, einem Gipfel gereifter Kultur entgegen, um dann im Abstieg entgeisteter, kraftloser Zivilisation zu verebben.

Nun zu den Begriffen von Luxuskultur und Arbeitskultur.

Was ist Luxus?

„L'emploi stérile des hommes et des matières!" ruft der entwurzelte Senac de Meilhan seinem Jahrhunderte, dem Jahrhundert des Luxus, nach. „Le superflu chose très nécessaire", lächelt Voltaire, der Meister schönen Genusses, und Mandevilles „Fable of the Bees" nennt Luxus und Laster die Vorsehung der Völker. Den Philosophen der Mode bedeutet Luxus das sichtbare Kleid des Überflusses, die Seltenheitsform der Dinge, die Kunstform der Arbeit; und Volkswirtschaftler wie Sombart (Luxus und Kapitalismus, S. 71) schelten Luxus allen Aufwand, der über das Notwendige hinausgeht, um das persönliche Leben aus selbstsüchtigen, vornehmlich erotischen Motiven mit eitlem Tand zu erfüllen. — Jede dieser Begriffsbestimmungen scheint ein Endchen der Wahrheit in Händen zu halten, den ganzen Umfang und die ganze Tiefe des Problems umfaßt keine einzige: Luxus oder Luxuskultur ist die herrische, wesensfremde, konventionelle Formung sinnlicher Fülle zur Befriedigung spielerischen Ichgefühls. Sie erhebt sich kaum über bloße Zivilisation, denn sie zwängt den Dingen von außen heran ihren Willen auf. Sie ist empfangend und doch launisch wie ein Weib, und der Großteil des Volkskörpers bedeutet ihr nur das Betätigungsfeld ihrer Ausbeutungsinstinkte: „La France, c'est 700 personnes." Dennoch hat sie in jahrhundertelanger gesellschaftlicher Inzucht Gebilde von schwanker und gleichwohl unvergänglicher Anmut hervorgebracht. Sie ist die Kultur der Franzosen und der Vergangenheit.

Was aber ist Arbeit und Arbeitskultur?

Den Völkern des Westens, dem biblischen Empfinden der Engländer und Franzosen, ist sie die Flucht des aus dem Paradiese verjagten Menschenpaares, die Scheidewand, die ein böser Dämon vor dem gelobten Lande des Erfolges und müheloſen Genusses aufgerichtet hat. Dem Deutschen ist sie Aufgabe und Dank zugleich, und vor der Wonne des Schaffens schwindet ihm die Gier nach Erfolg und lockendem Genusse.

Arbeits- oder Werkkultur ist danach die wesensecht dienende Formung der Naturgegebenheit zum Zwecke der Harmonie von Ding und Mensch.

Sie allein stellt lebendige Kultur dar, denn sie strebt, das Leben aus dem Innern heraus zu meistern. Sie ist streng wie der Mann der Tat, und männlich durchpflügt sie den gesamten Volkskörper, auf daß Begabung und Führer daraus hervorwachsen. Auch sie kennt Luxus, aber der ist sachgemäß, aus dem Wesen des Verarbeiteten entwickelt. Und während die klassische Zeit deutschen Gefühls, die Goethe, Kant und Beethoven, lediglich das Reich der Ideen aus dem Wesen heraus bezwangen, hat die neue Werkkultur suchend und doch selbstgewiß auch die Sinnengegebenheit zu gestalten unternommen. So wenigstens im Streben der Besten. Denn die deutsche Zivilisation von heute gleicht dem Betoneisenbau, den das Können der Werkleute erst konstruktiv zu beherrschen begonnen hat. Sie ist Amerikanismus, der des künstlerischen Geistes harrt, daß er ihn gesegne. Dann erst wird eine runde deutsche Kultur, die Arbeitskultur geboren sein.

* * *

Nunmehr gilt es also, den gewonnenen Begriffsabgrenzungen und Erkenntnissen durch die Hauptgebiete menschlicher Kulturwirksamkeit nachzugehen und sie in ihrer Tragfähigkeit zu erweisen. Dabei steigt unser Weg vom Körperlich-Wirtschaftlichen über die Formen der Geselligkeit und die Geltung des Weibes zu Philosophie, Wissenschaft und Kunst empor.

> Der Franzose versteht nur praktisch in seiner Sphäre, in seinem Vaterlande und innerhalb seines Franzosentums zu sein; während der deutsche Handwerksbursch in der ganzen Welt und in jedem Genre ein geschickter und akkurater Arbeiter ist.
>
> Bogumil Goltz, Die Frau.

Der Begriff „Arbeitskultur" wird praktisch am greifbarsten in jener Formung des äußeren Lebens, wie sie beim neuen deutschen Kunstgewerbe Gestalt gewonnen hat. Hier auch vor allem wird der unvergleichliche Wert des Wirtschaftlichen für alle Kulturschöpfung deutlich. Denn ohne wirkenden Wohlstand und fruchtbare Muße ist harmonischer Ausbau des inneren und äußeren Lebens undenkbar. Das deutsche Volk vor dem großen Kriege, das Volk der Arbeit und des wachsenden Reichtums, hatte den Weg zur wesenhaften Formung auch der Sinnlichkeit beschritten, und Niederlage und Alltagsnot werden den einmal geborenen Stil des äußeren Daseins nicht mehr ersticken können. Denn obzwar aus dem Wohlstand

und aus jahrzehntelanger Tradition erwachsen, ist die deutsche Form ewig neue Aufgabe geblieben, wunderbar anpassungsfähig an die Bedürfnisse des einzelnen wie an die Gesamtlage des Volkes. Keine noch so vollkommene Lösung des Einzelfalles kann dieser höchst wandelbaren Formung aus dem Wesen des Geformten heraus die Lösung schlechthin bedeuten, während etwa die französischen Königsstile ihre starre und unbehagliche Feierlichkeit bis in die schlichte Enge des französischen Bürgerhauses hineingedrängt haben. Dieses moderne deutsche Kunstgewerbe geht suchend dem Wesen des Materials nach und will den Zweck des Geformten wissen, ehe die Gestaltung beginnt. Auch das kostspieligste Landhaus des reichen Bürgers darf nicht mit den geborgten Formen alter Herrensitze prunken wollen, die Gestalt eines gut gebauten Tisches schmiegt sich in der Wahl des Holzes und der Formen dem Gebrauche und den Bewegungen des daran arbeitenden Menschenleibes an, und aller zweckfremde, spielerische Zierat ist von den Geräten des Alltags verbannt. Wohingegen der Franzose unbedenklich hinter prunkenden Palastfassaden in dürftigen Löchern haust, sich Arme und Beine an den tausend Ecken und Schnecken seiner Rokokoeinrichtung wundstößt und geruhig zusieht, wie ihm Suppe und Gemüse durch die launenhaften Schnörkel des Tellers entschlüpfen. Also sorgloses Spiel mit dem Formgedanken von außen her, heute wie vor zwanzig und fünfzig Jahren; und alle krampfhafte Nachahmung überrheinischer Lebensgestaltung wird, weil französischem Wesen fremd, jenes Spiel nur um seine zuzeiten unleugbare Anmut bringen. Das neue deutsche Kunstgewerbe will von den breiten Schichten der Tüchtigen her in das Leben jener Abseitsstehenden emporsteigen, die aus Reichtum oder Geburt das Recht ableiten möchten, ihr Dasein mit den überlebten Formen der Urväter zu erfüllen. In Frankreich ist seit je aus einer dünnsten Schicht von Genießern das Zerrbild des Glückes spärlich und wesensfremd zu den Entrechteten hinabgeglitten.

Grundlagen für diese neue deutsche Wirklichkeit, wie sie keine moderne Nation in ähnlicher Tragkraft besitzt, zugleich die Gewähr endlichen Durchdringens der „Arbeitskultur" sind Wissenschaftlichkeit und unerschöpfliches Geschick der Hände. Kant, der die Hände vom strengsten Studium der Natur abzieht, um die also zergliederte Gegebenheit zu gewaltig pulsierender Weltbeseelung zusammenzufassen, ist Typus und Vorläufer moderner deutscher Geisteshaltung. Seine unmittelbaren Nachfolger haben das deutsche Weltbild allzu sehr aus praktischer Wirksamkeit fortgerückt: wiewohl auch sie nach dem Urteil der Mme. de Staël mit Ehrfurcht vor den Geistestatsachen und unerbittlicher Strenge der Gedankenzergliederung fortzeugende Arbeit getan haben. Aber von je ist der Deutsche der Altgeselle des Handwerks für die ganze zivilisierte Welt gewesen. Nur fand der ungestüme Wirklichkeitsdrang in seiner armseligen, vom Fluche des Dreißigjährigen Krieges verdorrten Welt keinen Spielraum, und so schweifte er in jene unendliche Freiheit des Ideals hinüber, wo alle irdischen Grenzen fallen. Dennoch hat auch in den verlorenen Zeiten heimatlicher Enge die Handfertigkeit der Maler, Stecher und Schreiner, der Wille, Freudeberg, Buhl und Oeben, das französische Rokoko mit kongenialer Arbeit versorgt, und das Paris vor 1914 ist gar auf dem eigensten

Gebiete französischer Weltgeltung, in der Mode, dem Gebote der deutschen Häuser Poiret, Béchoff und Paquin erlegen. Darum auch trägt der deutsche Aufschwung seit 1870 nur in seinen Anfängen und Auswüchsen die Züge des Emporkömmlings. Schon in den Tagen der Hansa, der Fugger und Welser, hat deutscher Reichtum der Welt geboten, so zwar, daß ein Montaigne angesichts der deutschen Städtekultur in trauervollen Worten über die Armseligkeit der französischen Heimat sich ergeht. Die Reichseinheit dann hat alle die tausend irrenden Begabungen zu einem einzigen Herde der Volkskraft zusammengefaßt. Der Ausgang des Völkerkrieges aber wird dafür sorgen, daß sie nicht abermals in alle Welt entflattern können.

*

Die Schaffensprinzipien des Kunstgewerbes bei Franzosen und Deutschen sind nur ein typischer Ausschnitt aus der Gestaltung ihres äußeren Lebens überhaupt. Auch im Großen des Lebensstils gehen die beiden Wege gegeneinander: der französische Weg von außen heran, der deutsche von innen heraus.

Die Bedingungen der französischen Umwelt sind der deutschen durch Gunst von Klima und Bodengestaltung überlegen. So hat sich dort in verhältnisweiser Ungestörtheit ein Volk von eher weiblichen Genießern herangebildet, während der rauhe und wechselvolle Lebenskampf mit den Gewalten der deutschen Natur ein knorriges Geschlecht von Männern erstehen ließ. Dem Franzosen geht das Leben so spielend ein, daß ihn im ganzen auch nicht einmal die Anwandlung zu überkommen braucht, unter der anmutigen Außenseite der heimatlichen Dinge etwas wie ein schwer deutbares Wesentliches zu suchen. Seine Daseinsaufgabe, kaum gefühlt und mühelos erfüllt, ist die Meisterung einer hübschen, herrisch geformten Sinnenwelt, des schönen anthropomorphen Scheines, der Konvention. Kein leisester Hauch von jenem so völlig anders gearteten Wirklichkeitssinn des Deutschen, dem verlästerten Idealismus, der inmitten freudloser Umwelt hinter den Sinnentrug der Erscheinung greifen möchte, um dem geheimen Leben der Dinge näher zu rücken. Mag dem ernsthaft Suchenden dabei die anmutige Form der äußeren, konventionellen Wirklichkeit noch so oft unter den Händen zerflossen sein: Wer die Wesens-Wirklichkeit hinter dem Schein der Dinge ahnt, der wird endlich auch die Wirklichkeit des Scheins meistern lernen. Wie denn seit zwei Jahrzehnten der Deutsche auch diesen Weg beschritten hat.

Indessen jene französische Herrschaft über die Wirklichkeit der Sinnenwelt, sie ist im Grunde die tiefste Unwirklichkeit überhaupt. Wenn der Deutsche, dessen griffiger Tatsachensinn nach dem Worte der Mme. de Staël immer geneigt ist, „de prendre la grâce au pied de la lettre“ (De l'Allemagne, p. 60), sich aus den mit dem Anspruch letzter Lebenswahrheit vorgetragenen Konventionen des Franzosen ein wesenhaftes deutsches Leben in Frankreich auferbauen wollte, so würde er der Lächerlichkeit, ja den Gesetzen verfallen. Die bewundernswerte Klarheit der französischen Wege und Ziele ist ein farbenreiches Hinwegtäuschen über die Abgründe des Daseins, nicht ein wohlgelungener Versuch, sie wirklich und dauernd zu über-

drücken. Das πάντα ῥεῖ des Heraklit, der Grundsatz jeder wahrhaft bürgerlichen Kultur, spielt nur an der modischen Oberfläche französischen Volkstums in Neuerungssucht und politischer Ruhelosigkeit. Darunter aber dämmert das Leben der Millionen konservativ und feudal dahin, heute wie in den Tagen des fünfzehnten Ludwig. In allem, was die Tiefen des Daseins erfüllt und letztlich das Schicksal eines Volkes gestaltet, ist der Franzose zentripetal. Zentrifugal nur im Kräuseln der Oberfläche: Ein getreues Abbild echt weiblichen Charakters. Wenn sich aber einmal ein Angehöriger des französischen Kulturkreises aus der Tyrannei des schönen Scheines losringen möchte, wie etwa der Fürst von Ligne in jener verbissenlustigen Traumszene, wo er vor versammeltem Hofe nackt seine Aufwartung macht (Mélanges, X, 171), so ist er fremden Blutes verdächtig.

Dieses lockende Leben des Scheins aber ist selbst dem Franzosen nur lebenswert in der klassischen Kapitale schöner Unwirklichkeit, in Paris. Französisches Landleben wird als Verbannung gewertet, alle Schönheit, aller Geist, alles Behagen stirbt darin den Tod der Mme. Bovary. So farbensatt ist in Paris der schöne Schein, daß man dafür nach dem Gefühl der Frau von Staël gut und gern jedes erfüllte Lebensglück dahingeben kann. Hier nun wird der große Zirkel des französischen Daseins offenbar: Das Zentripetale seiner Wesensart, sein immanenter Zentralismus, drängt den Franzosen in die einzige Großstadt französischer Zunge, und Paris wiederum hat den französischen Charakter entscheidend geformt. Aus tausendfältiger Reibung des Zusammenwohnens ist hier jene glatte Liebenswürdigkeit hervorgegangen, die eine im Grunde rücksichtslose und weibisch-grausame Volksanlage den Fernerstehenden als Ausbund reinen Menschentums erscheinen läßt. Aus der Rastlosigkeit des Pariser Luxusdaseins steigen die Eintagsblasen der Mode empor, und das ewig Wechselnde und dennoch im Wandel so durchaus Einförmige des französischen Geschmackes hat nur in diesem kleinen Königreich weiblicher Laune allmächtig werden können. Auch die äußere Lebensklugheit des Franzosen ist auf dieser hohen Schule der Leidenschaften und Selbstsüchte herangereift. Ihr Ziel ist die hohe Rente als Mittel zu weiter Lebensführung, die Ehe blickt bei Mann und Weib danach aus, und Einschränkung der Kinderzahl soll die Dauer des Lebensgenusses verbürgen, wie denn auch die Sparsamkeit und die Hausfrauentugenden der Französin durchaus auf dieses Ende gerichtet sind. Dennoch ist wahrhaftes Behagen von der Selbstverständlichkeit deutscher Gewöhnung auf jene allzu seltenen Glücklichen beschränkt, die zu keiner Laune nein sagen müssen und es sich leisten können, die zierlichsten Frätzchen des Pariser Liebesmarktes auf Autorasereien, in Jachtenträume und in die verschwiegene Luft der alten Schlösser und Parks zu entführen. Alles mittlere Leben aber ist im Lande der Unwirklichkeit ohne Hoffnung. Man verbirgt hinter dem äußeren Prunk der Häuserfassaden, dem Formelkram einer erstarrten Möbelindustrie die freudlose Enge des Alltags, und was der häusliche Herd an Glück versagt, dem jagt schwächliche Genußgier durch charakterlose Stätten leiblicher und geistiger Massenabfütterung nach. Die Sorglosigkeit und der Schmutz des Straßenlebens stimmen übel in das Loblied von der französischen Meiste-

rung der Sinnenwelt hinein, mitten aus dem allgemeinen Sichgehenlassen erhebt sich dräuend ein häßlicher Amerikanismus und brechen die Leidenschaften der Skandalprozesse hervor. Über allem aber lastet bleiern die Langeweile eines ausgelebten Lebens, und der Revanchetaumel des Franzosen angesichts spielerischen Sports und anmutiger Beherrschung der Luft so gut wie seine krampfhafte Fahrigkeit in Zurüstung des Krieges und bei Ausschrotung des Siegesalmosens sind in manchem Betracht als Rückschlag einer beweglichen Volksart auf jenes schale Dämmerdasein zu begreifen.

Dieser französischen Entwicklung gegenüber weisen die härteren Lebensbedingungen den Deutschen in die Innerlichkeit zurück. All sein Sinnen kreist um Herd und Familie, ihr zunutze spürt er dem geheimen Wesen der nächsten Umwelt nach, um sie dann mit flinker Hand zu meistern, der machtvolle Wechsel der heimischen Jahreszeiten drängt ihn zu demütiger Verehrung der Natur, und aus den Tiefen der also befruchteten Seele steigen Religion, Musik und männliche Lyrik empor. Enthusiasmus und geduldige Tatkraft sind nach dem Urteil der Beobachter von der Staël bis auf Carlyle die beiden Pole deutschen Wesens, und gegenüber der einförmigen Lebensklugheit der Franzosen streben jene Grundzüge nach Gauen und Stammesart in nie erschöpfter Mannigfaltigkeit zentrifugal auseinander. So gebieterisch ist dieser Tatendrang, daß der Deutsche von den Zeiten der Bärenhäuter her selbst während der kurzen Pausen des Ausruhens in Gefahr gerät, der Trunksucht und dem Spiel zu verfallen, oder der Träumerei oder dem Hang zur Mystik, die in Epochen äußerer Hemmung denn auch die gesamte Volkskraft gelähmt haben. Diesem Tätigkeitsdrang bedeutet Geld nur die Versprechung neuen, umfassenderen Schaffens, Ruhm und Ehre im Widerspiel zum Gloire-Dünkel der Franzosen ruhige Menschenwürde und den selbstverständlichen Dank für hingebende Arbeit. Im Zusammenwirken von Tatsachensinn und Begeisterung sind denn auch die äußeren Lebensformen des modernen Deutschland reicher und bei aller Fülle beherrschter geworden. Längst weicht selbst England, das große Vorbild äußeren Lebensbehagens und das Mutterland des größtmöglichen Glückes möglichst vieler, hinter den mittleren Lebensstandard des Deutschen zurück, der Krieg wird auf die Dauer an diesem Verhältnis wenig ändern können, und über den stetig vermenschlichteren Mächten der Technik, des Handels und der Industrie beginnt sich seit der Niederlage ein mächtigeres und tröstliches Reich des Geistes aufzuerbauen: eine Siegesgewähr gegen jeden Kulturnihilismus, der aus der Hoffnungslosigkeit der allseits bedrohten deutschen Kultur immer neue Gründe der Zerstörung ableiten möchte.

* * *

Vom äußern Stil des Privatlebens führt unser Weg über die Gesellschaftsordnung zu den Begriffen von Staat und Freiheit bei Franzosen und Deutschen.

Auch hier fällt das Luxusmäßige, Herrische, Weibchenhaft-Egoistische der französischen Gesittung sogleich in die Augen. Die französische Gesellschaft ist durchaus

einzielig nach einem Zentrum hin geordnet: Ein Land, Ein Volk, Ein König. Der Garten Lenôtres in alter Zeit, die kahlen Häuserzeilen eines Haußmann für die Gegenwart sind die Symbole dieser Geisteshaltung.

Am nacktesten tritt die Schichtung der französischen Gesellschaft in den zwei Jahrhunderten bourbonischen Königtums zutage. Wie ein eifersüchtiges Weib duldet der Herrscher neben sich keine anderen Götter. Versailles—Paris umschließt in weitem Rahmen seine Unnahbarkeit, innerhalb dieses Kreises wimmeln die Handlanger eines selbstgeschaffenen Götzen, von Nichtstun, Luxus und Weibern ersättigt. Dahinter aber klafft ein breiter Spalt, der Abstand zwischen Menschentum und dem „bétail humain" Voltaires. Das muß arbeiten, und Arbeit schändet den adligen Mann, wie sie den Sklavenhalter des Altertums geschändet hätte. Aber so tief auch die sozialen Gegensätze der Königszeit greifen mögen, die Gesamtheit dieses Volkes ist „enversaillé", und Bürger und Bauern und Eckensteher schielen nach jener zentralen Sonne empor, wenn sie seufzend an ihre Geschäfte gehen. Denn von dorther strahlt Fülle verschwenderisch herab, und jenem Glanze nahe zu sein ist Ehre und Gewinn.

Diese Einzieligkeit eines gesamten Volkes also trägt im Rokoko durchaus die Züge des Luxus, sie ist lediglich verstandesmäßig, sie weiß nichts vom Zusammenstreben nach gemeinsamen Idealen hin und wirkt von Grund aus antisozial. Gerade die einzielig gerichtete Königszeit hat Einsame von der Abseitigkeit eines Vauvenargues und Voltaire gezüchtet, Anarchisten wie Rousseau und Rameaus Neffen; im Rokoko auch setzt der Kampf gegen das Zweckgebilde des Staates ein. Aber dieser Kampf wird aller Schwärmerei Rousseaus zum Trotz verstandesmäßig und mit herrischer Verneinung des aus dem Verstande Erwachsenen geführt, und diese reine Luxuserscheinung des spielerischen französischen Doktrinarismus wuchert in der Revolution grausig fort. Die nachrevolutionäre Demokratie endlich verschiebt auch nicht um Haaresbreite die gewohnte Schichtung der Herren über den Sklaven; nur ist Versailles durch Paris, das Königtum durch das Geld ersetzt worden.

Mit dem Problem des Staates tritt die Idee der Freiheit bei Franzosen und Deutschen in den Vordergrund; und wieder scheiden sich die beiden Auffassungen wie Luxus- und Arbeitskultur: Der Franzose auf seinem Wege von außen an die Dinge heran kommt bei trügerischer äußerer Fesselosigkeit gar nicht zum Bewußtsein seiner inneren Gebundenheit, während der Deutsche die äußere Arbeitspflicht aus der inneren Freiheit heraus zu veredeln unternimmt.

Es ist mit der französischen Freiheit wie mit den französischen Wäldern: für den, der sie recht genießen wollte, sind diese nicht vorhanden, denn zu beiden Seiten der Heerstraße schließen Drahtzäune den Wanderer davon aus. Im Grunde ist denn auch die Liberté des Franzosen ein Schlagwort, alles Sinnes bar, Gleichheit der Vielen in der Sklaverei der Wenigen, und nur theoretisch könnte sie schöngeistige Zügellosigkeit im Sinne der französischen Renaissance, der Rabelais und Montaigne, bedeuten. Denn das Kastenwesen zieht seine Schranken durch das Frankreich von

heute wie nur je durch das Ancien Régime, und die Schwärmereien eines utopischen Sozialismus, der von Baboeuf bis Proudhon im Widerspiel zu jedem schaffenden Gemeinsinn eine dämmerhafte Zukunft mit müheloſen Genußmöglichkeiten erfüllen möchte, werden jene höchst wirksame Schichtung der Gesellschaft niemals im Ernst durchbrechen können.

Wie übrigens auch auf dem Mutterboden der persönlichen Freiheit, in England, die allbedeutenden Schranken von arm und reich niemals durchbrochen worden sind. Ja selbst die freie Persönlichkeit des begüterten Engländers ist in um so höherem Maße Sklave des Kapitals, als der englische Reichtum den französischen übertrifft.

Was nun bei den westlichen Völkern die Idee der Freiheit zu einem Popanz erniedrigt hat, die Schichtung der Gesellschaft übereinander nach der äußerlichen Wirksamkeit des Reichtums, das wird den Deutschen, freilich nach einem von innen heraus erarbeiteten Prinzip, die Gewähr der einzig manneswürdigen inneren Ungebundenheit. Deutsche Freiheit ist Treue gegen den selbstgewählten Herrn, mag dieser nun germanischer Heerkönig sein oder tausendgestaltiges machtvolles Streben nach gemeinsamen Zielen hin: somit letzten Endes Treue des Individuums gegen sich selbst. Diese Treue hat der Anlage nach nichts mit der Unterwürfigkeit gemein, die eine Mme. de Staël (De l'Allemagne, p. 490) in harten Worten an ihren Lieblingen, den Deutschen, zurechtweist, und wozu zwei Jahrhunderte schweren Schicksals die deutschen Gewissen und Rücken niedergebeugt hatten. Ja selbst der verlästerte deutsche Militarismus ist nur in seinen Auswüchsen dem Reifen echter Persönlichkeiten verderblich geworden. Ihre Ewigkeitsformel hat die deutsche Treue in Kants kategorischem Imperativ gefunden, der Benthams Lehre vom wohlverstandenen eigenen Vorteil und damit der persönlichen Freiheit des Westens gegenübertritt, wie wahrhafter Gemeinsinn des verantwortlichen Individuums dem cant des Massenegoismus: „Handle so, daß die Maxime deines Willens das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden könnte." Es ist die alte Vermählung von Enthusiasmus und Herrschaft über die äußere Gegebenheit, daraus hier das Pflichtgefühl geboren wird. Diese Freiheit hatte von den westlichen Demokratien nichts zu lernen. Und es ist eine der Grotesken der Weltgeschichte, daß die deutsche Organisation, die gewaltigste Menschwerdung jener deutschen Freiheit, vor allem Bebels Organisation der Gewerkschaften, ihr Lebensprinzip in dem Augenblick an die westliche „Freiheit" dahingab, da diese eben begonnen hatte, der straffen Kräftebindung deutscher Organisation nachzueifern.

* * *

In den einzielig gerichteten Staat des Franzosen nun fügt sich der Luxuscharakter seiner Geselligkeit hinein. (Der Rokokogeselligkeit, denn das Gesellschaftsleben von heute ist Erstarrung und Amerikanismus.)

Nur aus einer Gesinnung des Luxus heraus, aus einem Geschlechte, das Zeit hat oder sein Leben dahin organisiert, sich Zeit zum Daseinsgenuß zu sichern, kann ein ähnlich glattes, zierliches, sorgsames Kunstwerk entsprungen sein. Kein Eckchen

einer Persönlichkeit darf über den sanften Formenfluß dieses Gebildes hervorragen, soll das zarte Ganze nicht in Stücke gehn. Der verfeinerte Herdentrieb des Franzosen ist von der Ohnmacht des Individuums durchdrungen, und so hat der Zug nach sinnlich ordnender Gemeinsamkeit die von innen heraus schaffende Individualisierung erstickt. Darum aber kann im Bannkreis dieses Instinktes Kultur im höchsten Sinne: freie Entfaltung besonderer Bildungen auf dem Hintergrund des Gemeinsamen, Konventionellen, nie zur Reife kommen. Gleichwohl bringt der Stil welscher Geselligkeit als Widerspiel echter Bewegungsfreiheit ein Launisches, Impressionistisches mit sich, alles, was das Weib an zitternder Beweglichkeit in seine Umwelt streut. Diese Geselligkeit ist herrisch, sensitiv, ruhelos, reizbar und neugierig; alle von außen her wirkenden Kniffe des Diplomaten: Lüge, Ränke und Verstellung, führt sie ins Spiel; und sie ist im tiefsten sekundär, unwirklich wie jede Konvention. Dabei aber mündet ihre nur vom Verstande genährte Einseitigkeit zuletzt in Langeweile aus, hohe Kunst schlägt in dieser Geselligkeit zur Künstelei um, und ewige Beweglichkeit des Formenspiels wird ungreifbare Starrheit des Kaleidoskops. Und doch, und doch: als Frucht spezifisch weiblicher Genialität ist das Kunstwerk dieser Geselligkeit von einem lockenden und trauervollen Duft umwittert, den wir Mitlebende einer wirren und nun auch zerstörten Zeit in uns einziehen, als wär's eine Ahnung unserer geistigen Heimat. Und mit der stillen Hoffnung, *unsere* Zukunft werde uns auch hier eine Erfüllung bringen, reicher und menschlicher und aller Zufälligkeiten entkleidet.

Denn noch hat der deutsche Individualismus keine wahre Geselligkeit als Geben und Nehmen von Mann und Weib von innen heraus reifen lassen. Der kategorische Imperativ der streng gegliederten preußischen Gesellschaft ist einseitig männlich orientiert, männliche Unzulänglichkeiten auch schneiden einem abgerundeten Gesellschaftsleben in Deutschland allenthalben die Entwicklung ab: jene Pedanterie und Besserwisserei, die um der Feststellung kleinlicher Tatsachen willen den schönen Fluß des Gespräches unterbricht, jene Ungelenkheit des zu wenig durch die Hände von Frauen Gegangenen, das Philisterium und die Familiensimpelei des Kirchturmpatrioten. Dazu der Mangel an Formtrieb in der deutschen Seele, dem auch die politische Ungeschmeidigkeit des Deutschen entstammt, das Fehlen eines städtischen Zentrums der Gesittung und jener wilde deutsche Partikularismus, dessen Montaigne verwundert Erwähnung tut. Vielleicht aber wird gerade der Umstand hier entscheidenden Wandel schaffen, der im Lande der Luxuskultur das Erblühen einer reichen Geselligkeit erstickt hätte: Schon in den Tagen Napoleons hat die äußere Not die deutschen Menschen in den Salons der Romantik zusammengedrängt, um die zerstörte Sinnenwelt von innen heraus wieder aufzubauen. Nun, die deutsche Not ist hundertmal dringender als je; möge sie jene männischen Unzulänglichkeiten mit harter Hand aus den Seelen reißen und Mann und Weib zu einer neuen Form der Geselligkeit, zu schöner Hilfsbereitschaft zusammenführen.

* * *

Das vornehmste Werkzeug der Gesellschaftskunst ist die Sprache, und Sprechbegabung ist weiblich wie die Gesellschaftskunst selbst. In Frankreich steigt sie als Volksanlage vom Redner der Tribüne bis zum Eckensteher hinab, sie fördert Unpersönlichkeit und Mittelmaß und liebt es, auf dem Worte zu spielen wie auf einem Instrument. Aber der Spieler berauscht sich an der eigenen Fertigkeit, das Wort überrennt alle Tatsachen, es herrscht tyrannisch im Geiste der französischen Konversation, und die Ehrgeizigen der Gesellschaft müssen ihm dienen. Denn hier gilt's mit Worten zu siegen oder zu erliegen. Die Waffen aber schärft der Esprit, jenes oft fragwürdige Spiel mit Gleichklängen und Ähnlichkeiten wesensfremder Dinge (Wortspiel — Wortspülicht, sagt Nietzsche), jenes ergötzliche und wieder toternste Kreuzen der Antithesen und Ironien, dem aller deutsche Geist, das blitzartige Aufleuchten innerer Verwandtschaft der Dinge, und aller deutsche Humor, die heiterwehmütige Beherrschung der Unvollkommenheiten des Daseins, weltenfremd sind. Wenn er auch der Tiefe nicht zu entraten braucht. Denn Tiefe, die Einheit von vergeistigtem Stoff und vollendeter Form, ist übernational und stets nur seltenen, begnadeten Individuen aller Völker gegeben.

Dieses Instrument der französischen Geselligkeit nun, die Sprache, ist ein Luxusprodukt, erstarrt in seiner passiven Vollendung. Zentraler Wille der Könige seit Franz I. hat sie in ihre Form gezwängt, und die Handlanger des Zentralismus, die Descartes, Malherbe, die Akademie, haben diese Form geschliffen. Glatter Intellektualismus erschöpft denn auch ihren Wortschatz, für den Flug der Phantasie und das Ahnungsvolle weit ausholender Philosophie ist in ihren engen Rahmen kein Spielraum, und heitere Rundung bei Farblosigkeit und Nuancenreichtum zeichnet sie aus. Die launenhafte Strenge ihrer Wortfolge haben selbst kühne Neuerer nur zagend durchbrochen, die klare Fügung ihrer Sätze und die schöne Tyrannei ihres Stils erziehen ihre Adepten zur Selbstbeschränkung der guten Gesellschaft.

Gegenüber dieser von äußerem Wollen aufgezwungenen Vollendung stellt die deutsche Sprache schwer arbeitenden und nach Gestaltung ringenden Willen selbst dar. Der müht sich, das Wesen der Dinge zu bemeistern, er wühlt und gräbt in tausendgestaltigen, oft ungefügen Wortbildungen und schwerfälligen Sätzen. Fast ist es zu viel der Männlichkeit, und wenn Stendhal die deutsche Sprache „un croissement de corbeaux" nennt, der sanfte Amiel gar angesichts der ungefügen deutschen Bücher spöttelt, die Franzosen erst müßten die Klötze des Scheiterhaufens deutscher Wissenschaft zum Leuchtfeuer entzünden, so klingt das wie die Heiterkeit des Weibes, dem die allzu ausgesprochene Mannheit seines Partners zum Gelächter ist.

* * *

L'amour est un luxe social comme les dentelles et les diamants. Balzac.

Im Brennpunkt der französischen Mentalität lockt und irrlichtert wie ein Fanal das Genußobjekt schlechthin, das Weib.

Dem eiligen Betrachter könnte es scheinen, als suche in der Hahnenhaftigkeit des Franzosen eine besonders ausgeprägte Männlichkeit ihre starke weibliche Ergänzung. Aber ein Blick auf die Art dieses Suchens der Geschlechter wird ihn eines anderen, Wesentlichen belehren.

Der Franzose tändelt sich an das Weib heran, wie ein Weibchen an die Nichtigkeiten seiner müßigen Stunden. Es ist ihm die zarte Blume, das anmutige Kind, das köstlichste Spielding oder — die grausame Gebieterin, die ihrem Sklaven den ach! so hübschen Fuß auf den Nacken setzen darf. — Dem deutschen Manne ist sein Weib die schulterstarke Genossin im Tagewerk, die Gebärerin und Mutter seiner Kinder. Selbst Kant, der doch vor der schwanken Lieblichkeit der Französinnen seine mannhafte Verbeugung macht, bedauert, daß Lilien nicht spinnen können.

Wie sicher das Weib, dieser gereifte Organismus von ewig wechselnder Kindesnatur, den Weibmännern vornehmlich des Dix-septième und Dix-huitième gebietet, das erhellt blitzartig schon aus der kleinen Tatsache, daß Kinder im Schrifttum dieser Epoche gar keine Rolle spielen. Und dann: Schwache Gesellschaft — schwache Frau: Das ist das Los des deutschen Weibes. Starke Gesellschaft — starke Frau ist die Formel des Herrschertums der Französin.

Nirgends also wird die Luxusgesinnung des Franzosen, jene Launenhaftigkeit, womit er die Sinnenwelt nach der selbstsüchtigen Lust hin formt, deutlicher, als im eigentlichen Geschlechtsgenusse. Das Weib, „LE sexe", schätzt er lediglich als Versprechen geschlechtlicher Lust, der Zeugungsakt, vielleicht die Geburtsstunde eines neuen Menschenschicksals, ist ihm „la bagatelle". Gleich luxusmäßig wirkt die Gestaltung der Funktionen des Weibes in Liebe und Ehe. Einzig die französische Hetäre ist vollendete Meisterin in dieser Luxuskunst der Liebe. Jedes kleinste Gefühlchen könnte ihr den Linienfluß dieses zart abgetönten Kunstwerkes wie die sichere Herrschaft über die Geldtasche ihres Liebhabers kosten, und sie weiß, daß ihre Gesellschaftsgeltung mit der Höhe ihrer Ansprüche steigt oder sinkt. Darum herrscht sie mit dem graziösen, wohl einstudierten Versteckspiel ihrer Sinnlichkeit, und ihre Erfahrung im Genusse lockt die Genießer von dem linkischen Widerstande der für die Ehe bestimmten Mädchen hinweg. Ganz im Widerspiel zum deutschen süßen Mädel, das so manches Mal aus der Tiefe des Herzens einen Schimmer echten Gefühls in seine im Grunde hoffnungslose Lage hineinzaubern möchte und so die zwecklose Anmut des Liebesspiels zerstört. — Ganz ähnlich berechnend und von außen her orientiert ist die französische Ehe. Äußerliche Keuschheit ist als Teil der Mitgift strenge Forderung des Bräutigams, Ungebundenheit in der Ehe das Recht der verheirateten Frau; während in Deutschland von der äußeren Unberührtheit viel weniger Aufhebens gemacht wird und die Mütter sich enge in die Aufgaben der Familie einordnen müssen. Unberechnende Neigung aber glaubt der Franzose seit den Tagen der Minnesinger einzig im Ehebruch zu finden. Wiederum spielerisch und unwirklich, denn angesichts einer äußerlich strengen Eheordnung und philisterhafter Gewohnheit berauscht er sich oft nur an der Ausmalung eines bloß möglichen Genusses. So wird die Ehe selbst, vornehmlich die Ehe des Rokoko, ein Versteck-

spiel der Gatten voreinander: bei ihm das Bestreben, dem Hahnreitum mit Eleganz zu entgehen, bei ihr die Meisterschaft, geheime Liebeswege zu verdecken. Kein Schimmer also von der Tragik des Ehebruchs, die etwa in Goethes „Wahlverwandtschaften" aus der bloßen Gedankensünde die Zerrüttung der Familie erfolgen läßt. Kein Herzensglück auch, noch Wiederaufleben in lustvoll gezeugten Kindern. Alle herrischen Erotiker, denen die Frau lediglich Spielzeug ihrer Lüste war, die Don Juan, Casanova, Richelieu, Sade, sind Romanen gewesen. Und bei keinem Volke hat sich die Frau so leidenschaftlich gegen die Frauenbewegung, die Verneinung alles Weibchentums, gewehrt wie bei den Franzosen. — Diesem Spiel von Epiderm und Phantasie gegenüber ist die deutsche Ehe zweckhaft und sucht aus Neigung oder Gewohnheit im Glück der Kinder ihre geschlechtliche Erfüllung. Denn deutsche Liebe hat nach dem Urteil der Frau von Staël etwas von Religion an sich, und von germanischer Vorzeit her glimmt dem Deutschen ein Funke mystischer Verehrung für das Weib im Gemüte. Je höher freilich die Madonna gerückt wird, desto brutaler und anmutloser wälzt sich zu ihren Füßen die Ausschweifung. Und selbst der Künstler Nietzsche hat vor dem Weibe in orgiastischen Zynismen das schöne Maß zersprengt.

Wie die Liebe dem Franzosen lediglich ein Geistesspiel bedeutet, so ist ihm der Leib des Weibes ganz ein anregendes Spiel der Sinne. Denn die schlanke Pikanterie der Französin lockt zu rein erotischer Einschätzung ihrer Anmut, und so hat sich die robuste Nacktheit der Renaissancefrauen zur buhlerischen Ausgezogenheit (dem Déshabillé) des Rokoko und der neueren Zeit verweiblicht. — Die nordischen Männer sind da freilich angesichts der Starkknochigkeit und Magerkeit ihrer Frauen mehr auf das Seelische hingewiesen.

So etwa sichert die spielerische Erotik des Franzosen dem Weibe seine Allgegenwart im erlebten Leben der Nation. Und nicht minder ist die Unwirklichkeit von Literatur und Kunst bis zum Rande mit Geschlechtsproblemen erfüllt. Franzosen haben zuerst von außen her jenes Paradox der Natur festgestellt, wonach das Endziel aller Liebe, eine bestimmte kleine Fläche von Schleimhaut, von einem Ozean weltumfassender Gefühle umbrandet wird. Während eine Betrachtung von innen heraus bloß eingesehen hätte, daß es der Allmacht des Liebesdranges völlig gleichgültig sein kann, welcher äußeren Mittel sie sich zu ihrer Mitteilung bedient. Jene Feststellung von außen heran aber ist das Leitmotiv des Hauptteils der französischen Kunst. Ein entscheidender Beleg für die herrische Vergewaltigung der Naturgegebenheit durch den französischen Geist, der vornehmlich im Naturalismus den Sexualkomplex aus der Gesamtheit der Erscheinungen herausreißt, um ihn zum Primum mobile des irdischen Geschehens zu machen; ohne daß aber besagte geschlechtliche Einseitigkeit in einer besonders hohen Potenz des französischen Volkes begründet wäre. Jedennoch wird diese Einseitigkeit als wesensecht französisch und aus der Tradition von Jahrhunderten erwachsen Heil und Ruhm der französischen Kunst bleiben müssen; und jene Schwenkung, die Pariser Literatengeist etwa seit der Marokkokrise (1911) nach dem Nationalistischen und Regionalen hin vollführt hat,

kann für den Tieferblickenden bloß ein Kräuseln an der Oberfläche dieser Volksart bedeuten. Geschlechtlicher Überschwang hat nur der nationalen Überschwänglichkeit des Schwachen Platz gemacht und wird die alte Stelle erneut beziehen, sobald der französische Geist wieder er selbst geworden ist.

Ein Wort noch über die Mode als vollendetste Ausprägung französischen Luxuscharakters. Sie wächst aus einem starken öffentlichen Leben hervor, dem das Luxusweibchen Maß und Ziel der Dinge ist. Ihre beständigen Kontraste sind Launen einer verwöhnten Schönen, die keinen Wettstreit minderer Rivalinnen dulden will. Sie vergewaltigt unbedenklich Gesundheit und Natur, um einen wohlgeformten Körperteil ins rechte Licht zu setzen, und unbedenklich entlehnt sie den Kokotten ihre Künste. Ihr Daseinsrecht für die Masse aber ist das kleine Glück mittleren Geschmackes, womit sie die vielen Geschmacklosen beschenkt. Alles das Strebungen, die dem deutschen Individualismus und der deutschen Gestaltung von Zweckgedanken stracks zuwiderlaufen; weshalb denn eine Mode im französischen Verstande bei den Deutschen nie erstehen kann. Die französische Mode- und Luxusherrschaft nun begleitet mit ihren Triumphen die Fortschritte des monarchischen Zentralismus: Von Ludwig XI. bis auf Napoleon III. scheint sie den ganzen Kreis ihrer Möglichkeiten durchmessen zu haben. Das republikanische Frankreich aber gibt die Modeführung an einen feminin-senilen Amerikanismus ab, der sich seine Einfälle von Madrid und Moskau ebensogut verschreibt wie aus Ispahan und Tokio. So hat ein jüngerer Feminismus den kraftlosen älteren aus dem Felde geschlagen.

* * *

Seiner Lebensfunktion nach scheint das Weib dem Wesen von Natur und Wirklichkeit instinktmäßig ganz nahe zu stehen. Man könnte also hoffen, von daher das Problem Natur und Wirklichkeit auch für die Franzosen erschöpfend zu lösen.

Aber die Natur spielt auf dem Weibe vor allem geschlechtlich nur wie auf einem sehr empfindlichen Instrument, und das Bewegende tritt dem Bewegten gar nicht bis ins Bewußtsein. Vielmehr stellt das Weib dem dunkel und lästig empfundenen Drange der Sinnenwelt den eigenen herrischen Formtrieb instinktmäßig entgegen, es baut sich über die Natur und die aller Willkür entzogene wesenhafte Wirklichkeit ein Reich des Scheines, darin es unumschränkt gebieten kann: den Luxus, die Konvention.

Das aber ist gleichermaßen der Weg des französischen Intellekts zur Beherrschung einer tausendfach wechselnden Sinnenwelt, die er einzig als wesenhaft anerkennen will. Und dieser Weg ist weiblich. Der männliche deutsche wäre gewesen, hinter dieser bewegten Scheinwelt das Bewegende dienend zu erfühlen, soweit das menschlicher Kraft gegönnt ist, und dann erst aus Erfühltem und verstandesmäßig Geformtem ein wesenhaftes Ganzes aufzurichten.

So ist die Wirklichkeit des Franzosen die Willkür der Konvention. Sein Verhältnis zur Natur aber ist gar keines.

Nur ein herrischer Geist ohne Ehrfurcht vor der Gegebenheit hat die schöne Ordnungslosigkeit des Naturgewordenen in die launenhafte Einförmigkeit des französischen Gartens vergewaltigen können. Dem reisenden Franzosen ist die Natur bestenfalls Staffage für die allbedeutende eigene Persönlichkeit, Fußwanderungen läßt ein Casanova nur als Mittel gegen Liebesschmerzen gelten, und die rauhe Großartigkeit der Alpenwege nimmt der Pariser unbedenklich unter die dünnen Sohlen seiner Straßenschuhe. Mme. de Staël gar verleugnet den Tropfen deutschen Blutes in ihren Adern soweit, daß sie den Blick auf Neapel ohne Zaudern für eine Stunde heiteren Gespräches mit einem Freunde dahingeben würde.

Dergleichen herrischen Gefühllosigkeiten vor dem Eigenleben der Natur entwächst die ursprüngliche und nur leidlich übertünchte Grausamkeit des französischen Volkscharakters. Kaum irgendwo auf der weiten Erde wird nach dem Zeugnis Chateaubriands an der Wehrlosigkeit der Tiere so gefrevelt wie in den Straßen von Paris. Voltaire, Chamfort, Ste.-Beuve und Tocqueville erschrecken vor der Wildheit der zivilisiertesten der Nationen: „Gratez le Français, et vous trouverez l'Irlandais." Und General Bülow hat die Franzosen Napoleons nach der lüsternen Grausamkeit ihres Mutes nie anders als „Amazonen" genannt. Nur eine naturferne Luxuskultur hat die Sadismen des Ancien Régime zeitigen können und diesen gegenüber muß Rousseaus (eines Ausländers) Ruf nach der Natur als bloße Reaktion e contrario gewertet werden. Französisches Volks- und Studentenlied gar sind eitel Ehebruch und Zoten.

Es war der so durchaus naturfremden Mme. de Staël vorbehalten, demgegenüber die fast brüderliche Wesenseinheit des Deutschen mit der Natur für die europäische Öffentlichkeit zu erfühlen. Hier scheint ihr etwas von der Zweiwirksamkeit deutscher Volksart deutlich geworden zu sein: Einfühlung vor der Beherrschung. Und sicherlich schaut sie da wesenhafter als jene schnellfertigen Nörgler von Stendhal bis Romain Rolland, die über das unbekümmerte Ausströmen deutschen Gefühls in Leben und Dichtung wie über eine Schamlosigkeit die Lauge ihres Spottes ergossen haben.

* * *

Der Geist der Franzosen also tritt an die Dingwelt mit der Selbstherrlichkeit des Weibes heran und zwingt ihr seine Normen und Begriffe auf. Hang zur Analyse scheint ihn dem Manne zu nähern; aber die Begriffszerlegung ist spielerisch wie die Neugier des Kindes, das seine Puppe zerfetzt, und läßt die Synthese zu praktischer Wirksamkeit vermissen. Jener wunderbare Scharfblick der französischen Moralisten für die äußeren Einzelheiten ihrer Umwelt ist die typische Ausprägung dieses analytischen Geistes. Sie üben ihre Sezierungskunst an der Luxuserscheinung des Gesellschaftmenschen, und, dem Weibe verwandt, messen sie ihren Gegenstand immer nach vorgefaßten, dem eigenen Sonderleben entwachsenen Maßstäben: Larochefoucauld nach dem Pessimismus eigenen Mißgeschicks; Vauvenargues nach dem Ruhmbedürfnis des Namenlosen, Montaigne mit der lächelnden Ironie des Judentums. Aus

dem Enderfolge eines allgemeinen Skeptizismus heraus aber wird ein Neuaufbau der also zerpflückten Gesellschaft auch nicht einmal versucht. Es ist jene Systemlosigkeit, die deutscher synthetischer Wille von je dem Gegenstrebenden über Rhein vorgeworfen hat. Denn auch der Deutsche legt die Erscheinung vorsichtig und dienend auseinander, aber nur, um ein neues, besseres Lebendiges aus den gewonnenen Elementen aufzuerbauen. Wie denn am Werdegang des modernen wissenschaftlichen und Erfindergeistes bei Franzosen und Deutschen klärlich zu ersehen ist (vgl. etwa die Entwicklung von Flugwesen und Automobilbau).

Ganz folgerichtig kümmert sich der französische Geist nicht um organische Entwicklung. Auch hier ist er herrisch und sprunghaft wie ein Weibchen, und unvermittelt prallen die Gegensätze aneinander, im Widerspiel zu jenem wesentlich deutschen Gefühl bei Goethe, das alles Gewaltsame, weil unnatürlich, von sich wies.

Wie das Weib auch stellt der Franzosengeist sich selbst Ziel und Maß aller Dinge dar. Und ihn aus dieser Selbstgenügsamkeit des Vollendeten aufgeschreckt zu haben, ist ein Hauptverbrechen des Deutschen vor dem Kriege gewesen.

Seinem herrischen Wesen getreu, bemächtigt sich der Franzose einer abstrakten Erkenntnis nur, um sie allsogleich der Dingwelt aufzuzwingen. Daher die zahllosen Versuche des 18. Jahrhunderts, an Verwaltung und Volkswirtschaft ausgeklügelte Konstruktionen dingfremder Gelehrter zu erproben; daher der französische Hang zu allem Künstlichen, von der mechanischen Theorie des Tierlebens bei Descartes bis zum Esperanto und Royer-Collards Verachtung des Experiments. Nach der dürren, nackten Klarheit großer Ideen, eines mathematischen Kalküls, will diese Nation ihr Leben einrichten, ihr Rationalismus sucht wie der des Weibes und des Kindes noch restlose Lösungen, wo nur mehr Instinkt oder Gefühl erahnen könnten. Diese Ideologie aber schweift von der wirkenden Dingwelt fast weiter ab, denn mystische Träumerei.

Schärfe der Logik, gedanklicher Formensinn, ist der höchste Vorzug dieser Geistesartung. „Ce qui n'est pas clair n'est pas français", diktiert Rivarol in dem Panegyrikus „Sur l'universalité de la langue française", der „sens commun" ist das Ideal französischen Mittelmaßes, und die Mathematik wird als spezifisch französische Begabung ausgerufen. Doch ist diese Logik des Franzosen doktrinär und unfruchtbar. Denn sie weiß nichts davon, daß das Zwielicht schöpferischen Lebens auch die ewig klaren Denkgesetze beschatten kann. Wohl aber mag sie sich zuzeiten mit allen Launen der Leidenschaft gatten, und dann wird sie zum echten Weib. Denn auch die Frauen haben ihre Logik, streng, unverrückbar, Verderben oder Segen um sich streuend: die Logik der Leidenschaft. „La logique mise au service de la passion" — so hat Cavour den französischen Geist umschrieben.

Nach allen diesen Überlegungen nun kann der französische Kulturkreis wohl mit Denkern, aber kaum mit Philosophen begnadet sein, um seinen aphoristischen Impressionismus und sein Weibtum vollends zu bewähren. Und in der Tat: Descartes, der mit dem Prinzip seiner Philosophie: „cogito, ergo sum" den germanisch männlichen Weg aus dem Innern heraus zu suchen scheint, schreitet zu diesem

Angelpunkt seines Systems von der Mathematik her vor und zwingt das erklügelte Dogma vom Ich als festem, unveränderlichem Atom dem ewigen Flusse der Dingwelt auf. Lockes Sensualismus (Nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu), mit Descartes der Urheber des Rationalismus und Utilitarismus im Dix-huitième, ist passiv, weiblich allen Impressionen der Dingwelt eröffnet. Das Rokoko kennt nur die Luxusform der Philosophie: Bayle, die Enzyklopädie und die Moralisten. Ganz weiblich-impressionistisch gönnt auch Comte in seinem Positivismus nur der Dingwelt einen Platz, die den Bereich der Sinne betreten hat: wiewohl er sich dem Teleologischen, dem männlichen Willen nicht ganz entziehen kann, womit die also gewonnenen „objektiven" Elemente nach transzendenten Einheiten hinstreben. Bergsons Philosophie der Intuition endlich, die ohne Dazwischentreten des Bewußtseins im „élan vital" unmittelbar an die Dingwelt herankommen möchte, ist die typischeste Ausprägung der herrischen Rechthaberei, des nicht Dienenden, des Luxusmäßigen im französischen Geiste; zugleich aber erweist sie sich durch die Annahme, als liege die Wirklichkeit völlig bereit, um von den Sinnen des Menschen empfangen zu werden, als durchaus feminin.

Abseits von diesen bezeichnendsten Vertretern des Luxuscharakters französischer Philosophie rückt J. M. Guyau mit seinem echten Naturgefühl, seinem Hymnus auf die Vollkommenheit des arbeitenden Mannes und seiner Metaphysik der Menschenliebe ganz in die Nähe deutscher Weltweisheit. Freilich nur, um jenen herrischen Feminismus erst recht fühlbar zu machen.

*

Als Widerspiel einen Blick auf die Auswirkung der Grundtendenz des philosophischen Geistes in Deutschland.

Von unholder Umwelt in die Innerlichkeit zurückgedrängt, sammelt der Deutsche darinnen jene drängende Spannkraft, die ihn bei erwachendem Kulturbewußtsein nicht mehr ruhen läßt, bis er Geist und Sinnlichkeit von innen heraus gemeistert hat. Am Geist hat er diese männlich beherrschende Innerlichkeit erstmals erwiesen, als er mit Leibniz dem mechanisch-konstruierenden Naturbegriff von Descartes die Idee eines von innen her bestimmten Lebens entgegengestellte. Kant dann scheidet die Naturgegebenheit in Erfahrung und Idee und ist geneigt, dem nach Überwindung der Dingwelt von innen heraus erbauten Reiche des Ideals die entscheidende Wirklichkeit zuzuerkennen. Daß seine Jünger, Fichte allen voran, den unbedingten Willen, das von allem Sinnentrug erlöste Tun als einzige Realität in Anspruch nahmen, ist ein Irrweg der Männlichkeit, die vor dem Drang der Franzosenkriege in das unbegrenzte Innenreich zurückfloh. Wie denn auch der entschlossene Psychologismus der Mach und Rickert, die alle Wirklichkeit nur als Bewußtseinsinhalt gelten lassen, dem tiefsten männlichen Erleben angesichts des weibischen Sensualismus einer entarteten jüngsten Vergangenheit sich entrungen hat.

* * *

Die gleiche gegenläufige Bewegung: von innen heraus — männlich; von außen heran — weiblich beherrscht endlich das Gebiet der Moral. Kants kategorischer Imperativ und der wohlverstandene eigene Vorteil Benthams und der französischen Sensualisten stehen sich so gegenüber. Jener richtet im Blickpunkte des beherrschten Menschenlebens ein ewig gültiges männliches Gesetz auf, das Rokoko schnüffelt mit weiblicher Neugier an der schwankenden Entstehung der Moralbegriffe herum. Die Utilitarier setzen dem Häuflein der Genießer ein Luxusgericht von moralischem Snobismus und Weltläufigkeit vor, an Kants Tische darf jeder aufrechte Mann sitzen, der gewillt ist, sein Leben einfältig von innen heraus zu gestalten. Und während die französischen Moralisten dem Neophyten der Gesellschaftkunst hübsche kleine Verleumdungen des Menschenherzens aus gespitztem Munde ins Ohr flüstern, hallt der ehern-schlichte Mannesruf Kants über Zeit und Raum hinweg: „Handle so, daß die Maxime deines Willens das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden könnte!" —

* * *

Alles, was das roheste Bedürfnis des Alltags überschreitet, trägt eigentlich Luxuscharakter an sich. Jede Kunst muß danach in gewissem Betracht Luxus sein. Doch erkauft sie diesen ihren Charakter bei naturverwandten Völkern mit dem Bestreben, eben jenen Alltag von seinen Bedürfnissen her durch Schönheit zu verklären. Der französischen Kunst aber ist Luxus als betonter Gegensatz zum Alltag und als Flucht vor ihm einziges Leben und Daseinsrecht. Sie schafft nur aus dem Überfluß der Sinnenwelt das Zierliche, Lebensuntüchtige mit herrischer, spielerischer Formung der Naturgegebenheit. Deutsche Kunst hinwiederum steigt aus innerer Not hervor und ist überall da am tiefsten sie selbst, wo sie sich dem drangvollsten Alltag anschmiegen muß.

Diese französische Luxuskunst nun konnte nur im Impressionismus die ihr gemäßeste Erscheinungsform vollenden. Denn hier liegen die Sinne den feinsten Abschattungen der Dingwelt weiblich eröffnet, um sie dann spielerisch in Formen und Farben zu bannen.

Impressionismus war die Milieuerkenntnis der Vico, Montesquieu und Stendhal. Impressionismus ist vor allem das Rokoko. Die skizzenhafte Pinselführung und die Inspiration der Porträtköpfe bei Fragonard, die Bekleidungstechnik und die leisen Gobelinfarben eines Boucher, Chardins Nuancenmenuette und die Überraschung der Anmut des Augenblicks bei Falconet, sie alle sind Impressionismus, wie die launenhafte Verhüllung des Zweckes in Rokokoarchitektur und -hausgerät, wie die verschnörkelten Tanzrhythmen der Bagatellen und Suiten bei Couperin und Rameau, wie die zarten und hüpfenden Kontraste der Frauengewandung. Den gleichen Luxuscharakter indessen bewährt der Impressionismus und Naturalismus des 19. Jahrhunderts. Ein Zola wischt aus der Naturgegebenheit alles Tröstliche hinweg (Zola oder die Lust zu stinken, sagt Nietzsche); die Courbet, Manet und Renoir wollen Maler des Nur-Sichtbaren, der sinnlichen

Grenzen der Endlichkeit sein, und Rodins Plastik entwickelt aus einem fast pedantischen Verhältnis zur Natur die schreiendste Verneinung aller Dinglichkeit. So ist denn dieser angebliche Naturalismus die unwirklichste und oberflächlichste der Künste. Denn er vermeint, durch die getreue Abbildung des Sinneneindruckes das allein Wesentliche der Dingwelt restlos eingefangen zu haben; während er einen Ausschnitt der Sinnlichkeit doch nur so gestalten kann, wie es der besonderen Anlage des besonderen Künstlers gemäß ist. „Un morceau de nature vu à travers un tempérament", orakelt Zola. Doch hat er den Akzent auf das Temperament zu legen unterlassen.

*

Neben der weiblichen Glätte der französischen Luxuskunst steht die deutsche Kunst wie der von tausend Mühen durchwirkte Leib des hart arbeitenden Mannes.

Und in der Tat: Sein Schönes bietet sich dem Deutschen nicht wie dem Romanen in den Lockungen einer wollüstigen Natur, es gilt für ihn, auf dem Wege zur Schönheit die tausend Zufälligkeiten einer anmutlosen Umwelt zu bemeistern, und so ist es ihm tief bewußt, daß Kunst die Wirklichkeit niemals völlig ausschöpfen kann. Darum aber hat er seine Darstellung entschlossen nach dem Überwirklichen, dem Ideal, hin stilisiert und damit die tiefste, die einzige Wirklichkeit alles künstlerischen Schaffens sich zu eigen gemacht. Gleichwohl geht die deutsche Kunst den Zufälligkeiten der Dingwelt naturalistisch nach wie nur je die französische, und die Grünewald und Dürer sind dessen erlauchte Zeugen. Nur freilich müht sich dieser deutsche Naturalismus letzten Endes, innere Bildungsgesetze der Dingwelt zu erfühlen, wie etwa bei Marées und Hildebrand; während der deutsche Expressionismus, besonders der Kriegs- und Nachkriegszeit, als Widerspiel und doch verwandt, jenes männliche Einwühlen in die Innerlichkeit, um daraus eine neue künstlerische Wirklichkeit zu gestalten, durch sein weibisches Schalten mit der Dingwelt eher in romanische Selbstherrlichkeit umgestülpt hat; doch scheint er wie Fichtes Solipsismus eine Flucht aus der häßlichen Not des Alltags zu bedeuten.

Diese deutsche Kunst aber hat gemäß der Wirkungsrichtung des Volksgeistes von innen heraus ihre Vollendung in der Musik finden müssen. Musik symbolisiert nach Schopenhauer die Welt nicht als Intellekt, sondern als Wille. Und so scheiden sich letzten Endes auch französische und deutsche Musik, Debussys Intellektualismus und Wagners Leitmotiv.

* * *

Frau von Staël klagt in ihrem Buche über Deutschland, die französischen Dichter hätten wohl das Schicksal aller fremden Literaturen gemacht, der Masse ihres Volkes aber seien sie fremder geblieben als der Mann im Monde, während jenseits des Rheins selbst der Arbeiter vertraut in seinem Dichter zu blättern liebe. Mit dieser Feststellung umschreibt sie das äußere Luxusdasein auch der französischen Literatur. Das Innere ist durch die Nachahmung der Antike bezeichnet, der die

Franzosen der Königszeit herrisch moderne Lebensform angezwängt haben. Der nackte Louis XIV mit einer mächtigen Perücke auf dem Kopfe, wie ihn so manche Bilder und Reliefs zeigen: das ist das Symbol des französischen Klassizismus überhaupt. Der Deutsche aber hat sich auch in seinen erfülltesten Zeiten die dienende Distanz zur Antike bewahrt.

Das französische Theater will keine moralische Aufgabe erfüllen, wie sie Schiller aus der Wesensart des deutschen Publikums abgeleitet hat: Es bleibt Luxusspiel, selbst in Thesenstücken, deren unorganische Durchführung die Lebensfremdheit der französischen Bühne nur zu betonen geeignet ist. Unwirklichkeit atmet jede Einzelheit des französischen Dramas: Die drei Einheiten, die typischen Personen, mit denen nur personifizierte Leidenschaften über die Bretter gehen, die ewig gleichen Motive, von den Bühnengestalten beschwätzt, nicht erlebt, die einfache, möglichst nur von einem Gefühle her orientierte Handlung, der ziselierte, antithetisch gespitzte Alexandriner. Dahingegen läßt der deutsche Dichter blutvolle Charaktere vor unseren Blicken aufgehen, ringen und sich erfüllen, seine Motive sind unerschöpflich wie das Leben, das da draußen vorüberflutet, die Handlung zieht ihre Komplexität aus der Vielheit der widerstreitenden Gefühle, und für einen köstlich reinen Gedanken gibt selbst ein Goethe den wohltönendsten Reim dahin. — Der gleiche Gegensatz von Luxus und Arbeit rückt die französische Mimenkunst von der deutschen ab, und neben der aus dem Leben erkämpften Natürlichkeit eines Schroeder schnarrt Talmas leere Deklamation.

Von den sogenannten Gattungen ist das Lustspiel, die weiblichste der Formen, der den Franzosen gemäßeste Ruhm; während es den deutschen Dramatiker eher gelockt hat, in den wilden Zusammenprall tragischer Leidenschaften hineinzutauchen. Lyrik, der Prüfstein und der Glanz einer männlichen Dichterbegabung, scheint der weiblichen Emotivität des Franzosen versagt zu sein, der Roman, die Sublimierung von Tratsch und Konversation, hat von je in Frankreich gewuchert.

Der französische Schriftsteller spielt den Türsteher des Luxus und der Laune eines herrischen Gesellschaftslebens. Seine Gottheit ist das „on dit", das ihn zwingt, alle Probleme mit den Sinnen der Vielen durchzuproben, ehe er an ihre Gestaltung herantritt. Er kennt nicht das Glück und das adelige Leid der Einsamkeit, aus der die wahrhaft menschlichen Werke geboren werden. Und so ist er in seiner großen Mehrzahl ohne tiefe Leidenschaft, ohne Originalität, ohne starkes Leben, ein echtes Luxuswesen wie seine ganze Kultur.

* * *

Jedes Volk hat seinen Tag der Geschichte; doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.
Schiller, Deutsche Größe.

Am Ausgange dieser Betrachtungen über die Richtlinien französischer und deutscher Kultur erhebt sich nun die einzig bedeutungsvolle Frage: In welche Zukunft weisen diese Richtlinien die beiden Völker? Denn die rein kontemplative Geschichts-

auffassung etwa Jakob Burckhardts mit ihrer resignierten Versenkung in die Vergangenheit kann der vorwärtsdrängenden, auf das Erlebbare gestellten Gegenwart nicht mehr genügen. Ihr bedeutet Geschichte nur den Rohstoff zum Aufbau einer neuen, lebensstarken Wirklichkeit.

Aber diese neue Wirklichkeit kann niemals einen absoluten Fortschritt mit sich heraufführen. Denn nur die Zivilisation, das Technische des Alltags, bewegt sich vom Einfachen zum Komplizierten weiter; die Harmonie der Seele innerhalb der Technik des Alltags, die Kultur, deren Wachstum einzig den Namen des Fortschritts verdiente, sie ringt lediglich, nach den Völkerpersönlichkeiten gesondert, immer von neuem zu nicht steigerbaren, hoffnungslos einzigartigen Gipfeln empor, um dann in den Niederungen rückflutender Zivilisation zu ersticken. Eben darum aber ist es Daseinspflicht und Erfüllung einer Volkspersönlichkeit, auf diesen letzten ihr gemäßen Gipfel alle ihre Kraft zu stellen; sonst stirbt sie dahin, ehedenn sie völlig gelebt hat.

In der deutschen Zivilisation vor dem Kriege nun hatten die stärksten Kräfte zum Aufbau einer endlich vollendeten, d e r deutschen Kultur angesetzt. Sinnlose Willkür des äußeren Geschehens hat die organische Arbeit abgebrochen, und diese Klaffung unter tausendfach erschwerten Bedingungen tragfähig zu überbrücken, wird die letzte, entscheidende Lebensprobe des deutschen Volkes sein. Denn erst recht nach dem Kriege steht es als die stärkste, wenngleich zuckende Völkerpersönlichkeit seit Menschheitgedenken wider die Flut seiner Feinde, und diese seine Persönlichkeit bedenkenlos zu wahren, ist seine Rettung und sein Ruhm.

Denn Differenzierung nur ist Leben durch den ganzen weiten Kreis der Natur hin, zur Differenzierung drängt nach J. St. Mill und Müller-Lyer letztlich auch alle Zivlisation und Kultur. Erst wenn die Differenzierung eine Volkspersönlichkeit zur letzten ihr gemäßen Besonderheit herausgetrieben hat, setzt automatisch die Synthese ein. Und je mehr fremde Werte in einen Volksgeist eingehen, desto rascher sinkt er der Vernichtung entgegen. Nur absteigender Rasseninstinkt also, wie der Romain Rollands, kann einer Völkersynthese das Wort reden, ehe die Analyse der Menschheit vollendet ist.

Die selbsteigene Sonderart zu wahren, muß nun auch das entscheidende Bestreben der Franzosen sein, wollen sie als Volkspersönlichkeit in die europäische Zukunft eintreten. Ihre Vorfahren des 18. Jahrhunderts haben instinktmäßig diese äußerste Bedingung alles Völkerdaseins erlebt und mit unerhörter Selbstbehauptung die Welt wissen lassen, was Kosmopolitismus und Gemeinschaft der Völker im Wesen bedeutet: die rücksichtslose Hegemonie eines einzigen Volkstums. Aber die Urenkel von heute sind in ein tödliches Dilemma verstrickt. Der Luxuscharakter französischen Wesens drängt es in Zentralismus und Kulturabgeschlossenheit, während die Angst vor der Volkskraft über Rhein den zentrifugalen Regionalismus und die Nachahmung des deutschen Arbeitsprinzips immer herrischer einer widerstrebenden Volksart aufzwängen. Das aber ist der Weg des Untergangs.

Diesem nervösen Tasten einer aus ihrem Mittelpunkt gerückten Nation steht das Prinzip der wesensgerechten Erarbeitung gegenüber, mit dem der Deutsche seit 30 Jahren nun auch die Dingwelt zu meistern begonnen hat. Bislang übte er es nur an der Welt der Ideale, und der machtvolle Wille, der die gesamte Schöpfung in die Systeme der Kant, Fichte und Hegel hinein geordnet hat, der das Weltbild von Goethe und Humboldt auferbaute, er ist der gleiche faustische Schaffensrausch, der aus den Staufenkaisern vergeblich, aus dem großen Friedrich und zuletzt aus der beseelten Arbeit eines ganzen Volkes beherrschend über die Dingwelt sich ergoß. In diesem faustischen Drange gehen einfühlende Innerlichkeit und zweckssichere Formung der Außenwelt, Idealismus und Realismus, das innigste Bündnis ein. Hier wird denn endlich die deutsche Arbeitskultur ihre Vollendung finden, zum Staatssozialismus erhoben durch den Altruismus des kategorischen Imperativs. Und selbst die Arbeitspflicht wird nur mehr als lebenfördernde Harmonie aller Kräfte empfunden werden.

Höchstes deutsches Glück ist von je die Erarbeitung des Glückes gewesen. So wird denn auch die tiefste nationale Not, darin der Volkskörper heute zuckt, nur die Feuer- und Wasserprobe auf dem Wege zu neuen Zielen bedeuten. Durch den Spartakismus muß dieses ewig junge Volk hindurchgehen, damit an ihm in der Krankheit offenbar werde, wie stark es sei; während der alte Leib des Franzosen den Kommunismus von 1871 nur Wochen an sich geduldet hat. Das Mühen um die Kriegsentschädigung aber wird dem Deutschen eiliger bescheren, was die Feinde ihrem Lohnsklaven haben nehmen wollen: die Vollendung seiner Arbeitskultur.

Mme. de Staël nennt Deutschland „le coeur de l'Europe"; G. de Nerval gar ruft es an als „mère de nous tous". Und in der Tat! Mag kommen, was da will, Segen oder Fluch des deutschen Volkes wird letztlich das Schicksal von Europa sein.

* * *

Symptom der fortschreitenden Differenzierung im Völkerleben, zugleich aber in seinen Gründen richtunggebend für das endliche Verhältnis besonders der Franzosen zu den Deutschen ist die elementare Tatsache des Deutschenhasses.

Franzosentum ist wirksame Unwirklichkeit; wirksam auf die Masse der müheloſen Genießer. Und der Widerhall des Gretchenerlebnisses im Faust von jenseits der deutschen Grenzen bleibt bezeichnend für die äußere Wirkungsmöglichkeit deutschen Innenschicksals überhaupt: Erst in der flachen Unwirklichkeit der Gounodschen Oper ist es hier einmal für das europäische Publikum Ereignis geworden.

Die französische Gesittung ist überreif, in tausendfachem Genusse geglättet und von schillernder Oberflächlichkeit. Sie ist Luxus, und wer Luxus und Zierlichkeit schafft, der gebietet den Herzen der Völker. Schon Colbert nennt Luxus und Moden für Frankreich unerschöpflicher, als die Goldminen von Peru den Spaniern waren,

und Galiani warnt: „Perdez l'empire du vice, vous autres Français, et vous serez perdus."

So stellen die Franzosen das Urbild einer Nation dar, die aus sich selbst wenig bedeutet, und die am Traum und der Sehnsucht der andern Völker groß geworden ist. Vornehmlich an der Sehnsucht der Deutschen. Denn in bohrender Selbstkritik vermeinen die Deutschen an jenen all das erfüllt zu finden, was ihnen selber versagt ist; ihr Trieb in die Ferne und ihre Anpassung an noch so Wesensfremdes tut ein Übriges hinzu, vor allem aber und letztlich: Die französische Kultur ist dem Deutschen die Rettung vor dem Alltag, die schöne Sünde, der Zauber, dem schon Adam im Paradiese erlag. Daher jene deutsche Übergerechtigkeit, vor der ein Klopstock warnend die Stimme erhebt:

Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!

und jene dienende Demut nach dem Vorwurf der Mme. de Staël: „Les Allemands ont besoin de dédaigner pour devenir les plus forts."

Diese Deutschen nun, so neidlos bereit, fremde Wesensart zu ehren, sie sind der Brennpunkt des sengendsten Völkerhasses aller Geschichte geworden. Freilich, Haß ist zähneknirschende Verbeugung vor der Tüchtigkeit, und im tiefsten haßt man nur das, wogegen man sich in sich selber wehren muß, zuzeiten sein besseres Selbst. Dennoch gebietet die Allgemeinheit und fast Naturhaftigkeit der Erscheinung ein näheres Erforschen der Gründe.

Das deutsche Weltbild ist Ferne, Sehnsucht, Mühe, und muß mit edelsten Kräften erarbeitet werden. Darum hat es in der Nähe der Gegenwart und Erfülltheit zumal der romanischen Völker keinen Platz.

Sodann: Es ist der Fluch und die Kraft alles nichtdeutschen Volkstums, fremde Wesensart ohne Anwandlung zum Verständnis von sich abzuwehren. Vollends die deutsche Volksart, der man hingebend nachfühlen muß, um sie recht zu lieben. Von den Tagen der „Bestia trionfante" des Giordano Bruno bis zum Hexensabbat des Weltkrieges haben alle die das deutsche Wesen verlästert, die es nicht kannten. Mancher davon ist aus Saulus ein Paulus geworden.

Hingegeben an das Wesen der Tatsachen, vergißt der Deutsche nur zu oft, das Herz der Menschen zu gewinnen. Wo aber die Herzen versagen, da bleiben letztlich auch die Tatsachen aus. Und alle Arroganz des unsicher gewordenen starken Willens kann sie nicht wieder bannen.

Die tiefste Tragik des deutschen Schicksals aber ist die Tragik des Spätgeborenen. Der Deutsche als junger, formloser Proletarier sucht drängend seinen Platz an der Tafel der leisen, alten, aristokratischen Zivilisationen. Er, der traditionslose Neuling, muß tüchtiger sein denn alle andern, um seinen Platz neben jener satten Gewohnheit zu behaupten. Gerade sein gebieterisches Können aber scheint ihn von der Tafel des Lebens auszustoßen. Denn niemand erträgt willig fremde Überlegenheit. Am mindesten die des Nachbars, der einem die Speisen zureicht, wie der Deutsche dem Franzosen.

Aus all diesen und manch anderen Ursachen nun hat die Weltgeschichte das einzigartige und lächerliche Schaustück auferbaut, daß im Völkerkriege 27 Nationen an einer einzelnen ihre Kräfte erproben durften. Einzigartig: Denn alles, was das Gedächtnis der Menschheit an Sagen von Mannheit und Heldentum verwahren mag, wird schal angesichts einer Volkskraft, die 48 Monde lang mit der gesammelten Kraft des Planeten im Streite lag. Lächerlich aber, weil jenen 27 Akteuren im Rausche des Haßspiels gar nicht eingegangen ist, welch unsagbar jämmerliche Rolle sie in dieser ganzen tragischen Posse agiert haben. Den Deutschen versagt an entscheidenden Punkten der Sinn für den grotesken Humor manchen Geschehens. Sonst hätten ihre Vertreter den Friedensvertrag von Versailles nur mit dem Vorbehalt unterzeichnet, daß beim Siegeseinzug der Verbündeten in Paris vor den 27 Siegern Hindenburg als d e r Besiegte einherschreiten müsse.

Was aber die Franzosen im besonderen angeht, so hat ihr Haß nichts an seinem Luxuscharakter eines Weibes eingebüßt, nachdem amerikanische Maschinen die lebendige Volkskraft ihres Gegners in den Boden gestampft hatten. Weibisch ist die Verschmitztheit des Lügenfeldzuges gegen einen ehrlichen Feind; weibisch gar die Fiktion des Romans „Le Feu" von Barbusse, als hätten die Franzosen im Völkerkrieg allein dem rasenden Ansturm der Barbaren standgehalten.

* * *

Honorer la femme et la gouverner.
F. Amiel.

Wie das Weib zum Manne, so steht die französische zur deutschen Kultur. Behauptung ihrer Sonderart ist das einzige Heil für beide. Und dennoch müssen sie einander ergänzen.

Nun aber liegt das französische Volkstum seit dem „Siege" schwerer danieder als je. Nach dem Kriege von 1870 war die herrische Formung der Außenwelt plötzlich zum Stillstand gekommen, und das Extrem der Unwirklichkeit, die Dekadenz, brach über den welschen Kulturkreis herab. Nach dem Siege von 1919 will der gleiche herrische Egoismus s e i n e Dingwelt schrankenlos auferbauen, aber er zerstört sein eigenes Werk durch die wesensfremden Methoden des Besiegten, den er vernichten will.

Zwar in der Wiedererweckung von Katholizismus, Königtum und Heeresmacht bewähren die Maurras und Barrès den echten Zentralismus des Weibes, das nach Stärke schreit; mag auch dieser Katholizismus durch Politik und Rachegefühl seines Wesens entkleidet sein. Aber das Zentrifugale des „régionalisme", des starken Provinzgefühls, das jene Apostel eines neuen Frankreich als Urgrund der Unerschöpflichkeit deutschen Wesens erkannt haben, läuft jenem Zentralismus stracks zuwider; Bergsons „élan vital" und somit das Evangelium der Tatkraft in der neuen Generation ist eine romanische Abwandlung von Fichtes Willenslehre und psychologischer Theoreme des modernen Deutschland; die Reformdichtung der Rolland, Claudel, Suarès entlehnt nach dem Geständnis von Gaston Riou gar ihren Namen „Jungfrankreich" einer deutschen Anregung; und der Hahnenkampf „Agathons"

vor dem Krieg gegen die deutschen Arbeitsmethoden hat nach dem „Siege" das unerwartete Ergebnis gezeitigt, daß die deutschen Prinzipien von Wesensechtheit in Material und Form allenthalben in Frankreich dem spielerischen Kunstgewerbe aufgepfropft werden, und daß der deutsche Messegedanke das ausgefahrene französische Wirtschaftsleben in freiere Bahnen lenken soll. (Wie die Geschichte es selten verabsäumt, hinter ihrem Todesernst ein Endchen vom Bockfuß eines lustigen Teufelchens hervorgucken zu lassen, das lehrt folgende ergötzliche Geschichte: Aus Anlaß der Enthüllung des Leipziger Völkerschlachtdenkmals hatte die Pariser „Illustration" sich's nicht nehmen lassen, zwei Vollseiten in Gegenüberstellung dem Arc de Triomphe de l'Etoile und eben jenem Denkmal zu widmen, damit — freilich mittels der deutschen Methode der Gegenstücke — so recht einleuchte, was Geschmack und was Barbarei sei. Nun kam beim Siegeseinzug der Verbündeten unter den Sternrundbogen ein Grabmal für die im Kriege Gefallenen zu stehen, dessen Baugedanke fast bis in die Einzelheiten mit dem verlästerten Leipziger Denkmal zusammenstimmte, und die Flaggenmasten der Champs-Elysées hätten ganz wohl von den Hellerauer Werkstätten gefertigt sein können. Angesichts solcher das Wesen des Geschehens blitzartig erleuchtender Tatsachen will uns das Gerede von Sieg und Niederlage in diesem Krieg fast wie ein Gestammel von Kindern bedünken.)

Gutes vom Besiegten zu übernehmen, ist nur klug, wenn es der eigenen Wesensart des Siegers nicht gefährlich werden kann. Sonst bedeutet es langsamen Selbstmord. Freilich ist das Prinzip, nach dem hier die Übernahme erfolgt, dem echten Seelengrund des Franzosen entstiegen: herrische Vergewaltigung der Naturgegebenheit, des eigenen Selbst.

Die französische Kultur hat als Luxus ihre feste und einzigartige Stelle im Kulturhaushalte der Menschheit. Diese Kultur ist im 18. Jahrhundert mit den Vorzügen und Fehlern eines Naturerzeugnisses zur Erfüllung aller ihrer Möglichkeiten emporgestiegen und weiterer Vervollkommnung offenbar nicht mehr fähig. Um sie nun in segensreicher Wirksamkeit zu erhalten, müssen der Menschheit zu Danke alle schädlichen Seiten dieses Luxuscharakters, Launenhaftigkeit, Ehrsucht, Unbeständigkeit, davon abgeschält und der Kern, alle Zierlichkeit und Lebensmeisterschaft eines Luxuswesens, sorgsam gepflegt werden. Damit ist die politische Machtbeschränkung des Franzosen gefordert, im Sinne der Ruhe der Welt eine drängende Aufgabe des Völkerbundes, wenn dieser seinen Namen verdienen will und jene Aufgabe überhaupt mehr zu lösen ist.

Dahingegen mag der Deutsche von dem anmutigen Quälgeist über Rhein in Distanz immerhin manches lernen; all das vornehmlich, wodurch der Franzose ihn im Herzen der Welt ausgestochen hat, und was sich auch mit dem Tiefsinn einer Arbeitskultur gar wohl verträgt: beschwingteren Lebensgenuß, schöne Beweglichkeit und Herrschaft der Form. Um sein Kulturschicksal darf ihm dabei nicht bange werden. Mag die Woge der Zeit nach Westen oder nach Osten spülen, die deutsche Arbeitskultur hat das Muspilli des Völkerkrieges überdauert, sie lebt, sie wächst, und ruhevoll schreitet sie in alle Zukunft hinaus.

# Das Tränentuch

## Novelle

von

## Emma Bonn

Mir fiel die schwere Aufgabe zu, den Nachlaß meines Bruders zu sichten. Ich sage schwer, nicht, weil es gar so viel zu ordnen gab — im Gegenteil fanden sich erstaunlich wenig Briefschaften und Erinnerungszeichen vor — sondern weil ich nach seinem Tod zum ersten Male Pauls Heim, unser Elternhaus, wieder betrat. Dieser Gang ist mir nicht leicht geworden. Aber davon abgesehen, daß mich sein Tod, da er ohne letztwillige Verfügung starb, zur alleinigen Erbin machte, wem sonst wäre dieser Dienst wohl zugekommen? Seiner Frau, die nach dreijähriger Ehe von ihm gegangen war, einem seiner Jugendfreunde, mit denen ihn nur die losesten Bande noch verknüpften, oder von den vielen Frauen, deren Geliebter er gewesen ist, der zufällig letzten in der langen Reihe?

Es war erschreckend, zu denken, wie einsam Paul zuletzt im Leben dagestanden hatte; freilich wußte ich, daß i h n die Einsamkeit nicht schreckte und nicht lähmte, daß sie ihm vielmehr die natürliche Luft war, in der er frei atmete. Das ist es im tiefsten Grunde auch gewesen, was Elisabeth von ihm trieb. „Er hält mich nicht und will nicht gehalten werden", klagte sie. „Ich kann ihn weder glücklich machen noch unglücklich. Er braucht die Menschen nicht."

Hierin irrte sie wohl. Er brauchte die Menschen schon, dieses ganze bunte, schillernde Gewimmel von Leidenschaften und Lächerlichkeiten, die zusammen den summenden Ton geben, den wir „Leben" nennen, und aus dem er immer wieder neue Kräfte und neues Genießen sog; denn ich bin niemals einem Zweiten begegnet, der wie er das Dasein liebte. Aber den einzelnen Menschen brauchte er nicht, der war ihm nur der Wanderer, den man in nächtlichen Gassen antrifft, von einer Straßenlaterne auf einen kurzen Augenblick belichtet und unserem Auge offenbar.

Er hatte gegen Elisabeth rücksichtslos gehandelt, urteilte ich, und gerade weil ich Paul so über alles liebte, zwang ich mich zur Gerechtigkeit oder doch zu dem, was mir damals als solche erschien; ich stellte mich schützend vor die junge Frau, nahm sie bei mir auf, führte an ihrer Stelle und in ihrem Sinn den Briefwechsel mit meinem Bruder bis zur Scheidung; ich verwehrte ihm mein Haus und blieb dem seinen fern. Elisabeth ist später eine zweite, tapfere Ehe eingegangen, in der sie, wenn auch nicht das große, stürmische Glück, so auch keine Abgründe und verzweifelte Unzulänglichkeiten fand.

Ja, einen Mann, einen Geliebten kann man ersetzen, den Bruder niemals. Ich habe denn auch den Bruch mit Paul nie verwunden und hätte mich zur Versöhnung jederzeit bereit gefunden. Aber Paul ist der Gedanke an Aussprache und Versöhnung wohl gar nicht gekommen; er hatte mir nie gezürnt; wenn wir uns trafen, was in der gleichen Stadt ja nur schwer zu umgehen war, hatte er für mich den alten Blick voll Spott und Zärtlichkeit, und seine Stimme hatte nichts an Wärme eingebüßt. Er sagte noch immer „Kleine Schwester" oder „Schwesterlein" und sprach, als hätten wir gestern erst im Nachbargarten zusammen Äpfel gemaust oder unsere ersten Liebeskonfidenzen ausgetauscht. Er zürnte mir nicht. Wie sollte er? Ich hatte gehandelt, wie ich handeln mußte. Ich kannte seine Ansichten über die Gebundenheit menschlichen Willens und die Torheit, durch Worte, Anklagen oder Entschuldigungen ein Geschehenes seinen natürlichen Folgen entziehen zu wollen.

Am häufigsten trafen wir uns in den Kammerkonzerten, die wir beide eifrig besuchten. Einmal, nach einem Schubert-Abend, stießen wir auf der Straße zusammen. Es war im November, die Nacht mondhell, aber stürmisch. Wir hatten uns beide verspätet, ich an der Garderobe, um dem Gedränge zu entgehen, Paul im Künstlerzimmer. So kamen wir als letzte die Stufen des Konzertgebäudes herab.

Wir standen wohl noch ganz unter dem Eindruck des Gehörten und merkten es nicht, daß wir, im gleichen Schritt wie ehedem so oft, den Weg einschlugen, der längst nicht mehr der meinige war. Wir sprachen nicht viel und nur halblaut, mit den abgebrochenen Sätzen völligen Verständnisses, von diesem Konzert und von früheren, von Pauls Geige und von einer Sängerin, deren Stimme ihm unvergeßlich geblieben war, obwohl er sie nur ein einziges Mal gehört hatte.

„Sie soll diesen Winter hier singen", sagte ich.

„Ich weiß, ich weiß. Aber ich gehe nicht hin; so unvergleichlich starke Eindrücke wiederholen sich nicht. Ich mag nicht riskieren, den Ton, der mir zu unverlierbarem Besitz geworden ist — ich müßte denn gerade mit Sinnesverwirrung geschlagen werden — von einem Mißgeschick, einer zufälligen Indisposition mir rauben zu lassen."

Wir standen an einem Straßenübergang, und Paul sagte: „Du hast nun einen so weiten Umweg gemacht, da mußt du schon gestatten, daß ich dich bis vor deine Tür geleite. Übrigens, kleine Schwester, es scheint mir" — und er blieb wie von einer plötzlichen Eingebung getroffen stehen — „es scheint mir die verkehrte Welt, daß *ich* in dem alten Hause wohne, an dem *dein* Herz hängt."

„Und das deine hängt nicht daran?"

Er sah mich ernst an, obwohl seine Stimme leicht wie immer klang; die Nacht war so hell, daß ich den wechselnden Ausdruck seiner Züge wohl erkennen konnte. „Hat mein Herz je an einem Besitz gehangen?"

„Du sagst das verächtlich, Paul. Es ist gewiß nicht der Wert des schönen alten Hauses, der es mir teuer macht. Es sind die Erinnerungen."

„Und die sind dir an das Haus gebunden, Schwesterlein? Du Armes! Wenn nun ein Erdbeben käme, oder es bräche ein Feuer aus, und du stündest weinend vor Schutt und ausgebrannten Mauern, dieser ganze Schatz an Erinnerungen wäre dir dahin, unwiederbringlich und auf immer zerstört? Du trägst den Schatz nicht in dir?"

„Doch . . .", begann ich und verstummte ärgerlich. Es war ganz seine alte, aufreizende Art, den anderen ins Unrecht zu setzen.

In verändertem Tone sagte er: „Wie wäre es, Schwesterlein, wenn wir die Häuser tauschten . . . oder ich überlasse dir auch gratis das meine. Es ist mir ohnehin zu groß, und du würdest doch zum mindesten pietätvoll die Runde durch die lange Zimmerflucht machen. Stießen die Mägde beim großen Hausputz nicht alle Fensterläden auf, es käme von einem Jahr zum andern in die meisten Zimmer weder Luft noch Licht; das ist doch eigentlich traurig. Besser noch, man machte ein Asyl daraus, in dem ungefragt zur Nacht die Verfolgten und Ausgestoßenen eine Zuflucht fänden, all' jene, die vor der Welt ihr Angesicht verbergen und nichts als Ruhe, Sicherheit und eine warme Ecke finden wollen."

Wir standen noch immer an der Straßenkreuzung, spürten nichts von der Kälte und traten höchstens unbewußt von einem Fuß auf den anderen. Dicht an der Hauswand standen wir, und Pauls Gesicht war jetzt im Schatten.

„Das sind Träume, schöne, liebe Träume, die mit der Wirklichkeit nichts gemein haben. Aber sage mir, ist es dir Ernst damit, daß du ohne Kummer von allem Besitz dich trennen könntest?"

„Für jeden Verlust, sei er freiwillig oder nicht, harrt unserer eine Fülle neuer Möglichkeiten. Wer sagt dir, daß nicht irgendwo auf der Welt ein Haus steht, das nicht nur liebe und einfältige Erinnerungen aus der Kinderzeit birgt, in dem vielmehr ein großes, lebendiges Glück auf mich wartet?"

„Ach, mein armer Paul," rief ich, „suchst du noch immer das große Glück?"

„Das Glück? Ich sagte: ein Glück. Und auch das suche ich nicht. Ich wasche mir nur alle Morgen die Augen aus, damit ich es erkenne, wenn es mir begegnet. Denn es naht sich ja oft in etwas fragwürdiger Gestalt."

„Und dein Herz hängt an nichts?" Ich hätte weinen mögen.

„An allem, Schwesterlein, an allem, was da ist und wird. Nur festhalten mag ich nichts. Ich bin wie ein Jäger, der sich nichts aus Wildbret macht." Er lachte, und dieses Lachen hatte einen Ton des Abschlusses, so wie ein König eine Audienz beendigen könnte. Ich merkte auch auf einmal, wie bitterlich ich an Händen und Füßen fror.

„Nein, Paul, begleite mich nicht", sagte ich und ging meines Weges, erst rasch, um mich zu erwärmen, dann, als ich um die zweite Ecke gebogen war, langsam und immer langsamer, als sträube sich mein Fuß, sich weiter von dem Bruder zu entfernen, der unbeweglich an der Häuserwand geblieben war, so, als sei er auch noch Freund mit dem Sturm und der Kälte der Novembernacht.

Das war das einzige Mal, daß Paul und ich in all den fünfzehn Jahren, die

zwischen seiner Scheidung und seinem Tod verflossen sind, vertraut zusammen sprachen. Das hinderte aber natürlich nicht, daß ich über sein Tun und Lassen so ziemlich unterrichtet blieb, denn Pauls Name lag, nicht immer in schmeichelhafter Weise, auf aller Lippen. Man warf ihm vor, seine großen Gaben ungenützt zu lassen, man zieh ihn der Extravaganz, und vor allem bezichtigte man ihn der mangelnden Diskretion in seinem Verhältnis zu Frauen. Aber so wenig ich geneigt war, vor Pauls Fehlern die Augen zu verschließen, so glaube ich doch, daß ihm in diesem letzten Punkt Unrecht geschah. Das Eigentümliche war nämlich, daß irgend etwas alle Frauen, die Paul liebten — und es waren ihrer nicht wenige — dazu trieb, sich mit einer gewissen Ostentation zu ihrer Liebe zu bekennen. Und das Allerseltsamste daran war, daß dessen ungeachtet nur drei Ehen seinetwegen in die Brüche gingen, alles drei solche Ehen, um deren Lösung es nicht schade war. Die eine der drei Frauen ging überdies zur Bühne und machte sich rasch als Sängerin einen Namen, die zweite heiratete nicht lange darauf einen anderen, und nur die dritte — und wertvollste — zog sich in eine versemte und umdüsterte Einsamkeit zurück. Diese Frau besuchte mich ab und zu, denn wir waren Jugendfreundinnen, und so sehr ich dafür bin, an überlieferter Sitte festzuhalten, da ich nicht sehe, was wir an ihre Stelle Besseres zu setzen haben, so konnte ich mich dem Urteil der Welt, das Maria verdammte, nicht anschließen. Sie hatte sich selbst ins Unglück gebracht und mußte ihre Schuld büßen; aber zu den leichtsinnigen Frauen war sie, darauf möchte ich noch heute schwören, nicht zu zählen. Und ich bin gewiß, daß mein Gefühl nicht trog; mir war wohl in ihrer Gegenwart, und das wäre nie bei einer Frau von niedrigen Instinkten der Fall gewesen. Nur eins ertrug ich schwer an ihr: den etwas mitleidigen, traurigen Blick, mit dem sie mich des öfteren maß. Einmal fragte ich sie: „Warum siehst du mich so an?“

Sie zögerte mit der Antwort. Aber ich ließ nicht locker, bis sie, noch immer zögernd, sagte: „Tut es dir nie leid um das, was du im Leben versäumt hast?“

Ich fragte sie geradezu, ob sie damit auf mein Ledigsein anspielen wollte, und sie sagte mit ihrem leisen Lachen, dessen Reiz man sich nur schwer entzog, auf die ehelichen Fesseln käme es ja weniger an, wenn sie nur glauben dürfte, ich hätte außerhalb der Ehe ein Glück gefunden.

Ich sagte, es gäbe ein Glück der Rechtschaffenheit und des reinen Gewissens. Ich spreche nicht gern über die Enttäuschung meiner Jugend. Vor Jahren sagte mir Paul, dem ich die Maßlosigkeit seines Naturells vorwarf, auf meine Art sei ich ebenso maßlos wie er; einem Menschen, der sich als minderwertig erwiesen habe, sein Leben lang die Treue zu wahren, sei der Gipfel der Verschwendung. Aber das ist lediglich meine eigene Angelegenheit, und ich bin keinem Rechenschaft schuldig, am wenigsten einer Frau wie Maria, die sich immerhin die Achtung ihrer Mitbürger leichtsinnig verscherzt hat; ganz und gar nicht zu dulden aber war ihre Andeutung, als habe es mir, der Unverheirateten, freigestanden, ein illegitimes Glück zu suchen. Ich hielt denn auch mit meiner Meinung nicht zurück, und die Folge war, daß wir uns nur noch selten sahen.

Als mir die Kunde von Pauls Tod wurde, war mein erstes Gefühl das der Dankbarkeit dafür, daß ihm ein rascher Tod vergönnt war. Er stürzte bei einer Bergtour in den Dolomiten ab und mußte, nach Ausspruch der Ärzte, gleich tot gewesen sein. Paul auf dem Krankenbett konnte ich mir nicht denken.

Als ich aber langsam begriff — denn ein plötzliches Unglück dringt nur allmählich in unser Bewußtsein, wie Wasser in einen Schwamm — daß die Welt nun ohne Paul weiterlief, und daß ich ihn nie wieder auf der Straße oder im Konzertsaal würde auftauchen sehen, da war es mir auf einmal, als könne die Sonne nicht länger scheinen, als sei es unmöglich, daß auf den Wiesen Blumen standen, in den Anlagen Kinder spielten, daß Künstler schöne, frohe Werke schufen und ihren Instrumenten zauberische Klänge entlocken konnten. Paul war das Lebendigste, was ich in der Welt gekannt hatte, nun er tot war, schien für mich der Sinn des Daseins erloschen. Erst an diesem Tage begriff ich, daß ich eine einsame, freudlose, alte Frau bin.

Und dann, wie gesagt, kam der Gang ins Elternhaus, in Pauls Haus, und der Augenblick, wo ich seinen Schreibtisch aufschloß und mich bereit hielt, eine Unmenge Briefe, Liebesbriefe, vorzufinden. Aber die Fächer bargen meist nur Rechnungen, bezahlte und unbezahlte in heilloser Verwirrung, und in einer kleinen Schublade fand ich, lose geschichtet, die Briefe eines Jugendfreundes, der ein böses Ende genommen hatte; er war ins Gefängnis gekommen, nach Südamerika ausgewandert und seither verschollen. Die Lektüre der Briefe ergab, wie treu Paul zu diesem leidenschaftlichen und schwachen Menschen gestanden, wie seine Hand ihn bis zuletzt aufgerichtet und gehalten hatte, wie sehr er bemüht blieb, des Freundes Glauben an den eigenen Wert zu stärken. Aber darüber hinaus ergab sich das Eigentümliche, daß Paul sich sehr viel rückhaltloser und ohne Scheu gerade diesem Menschen offenbart haben mußte; aus den Antworten ging das klar hervor. Es war durchaus nicht der Briefwechsel zwischen einem Geachteten und einem Gefallenen, einem Unanfechtbaren und einem Unterlegenen, sondern ein freier Austausch zweier Gleichgestimmter.

Unter diesen Briefen aber lag noch ein einzelner, mit einem Herrentaschentuch zusammengebunden. Ich löste das schmale Band und sah in einer Ecke des Tuches Pauls Initialen. Der Brief zeigte eine unregelmäßige Frauenschrift; immer wieder mußte sich die Schreiberin zu Ruhe und Festigkeit ermannt haben, und dann wieder hatte ihre Erregung die Oberhand gewonnen, und die Buchstaben lagen schräg und sich überstürzend auf dem schon leise gilbenden Papier.

Ich las den Brief nicht ohne Rührung, und ich setze ihn im Wortlaut her, denn er scheint mir kein unwürdiges Denkmal für Paul, den Vielgeliebten und Vielgelästerten. Ich setze auch die beiden Eintragungen her, die von seiner Hand darunter standen, die erste in Bleistift, eine zweite, anscheinend bedeutend spätere, denn die Schriftzüge waren kaum verblaßt, mit Tinte geschrieben.

Der Brief trug weder Datum noch Anrede und Unterschrift. Er steckte in einem Umschlag mit dem Poststempel „Bad Nauheim". Ich entsann mich, daß Paul vor

Jahren nach einem Beinbruch die dortigen Quellen aufgesucht hatte. Er war damals zweiundvierzig.

Der Brief lautet:

„Ich schicke Ihnen das Tuch zurück, das ich noch in der Nacht gewaschen und geplättet habe. Zuerst war die Versuchung groß, mit ihm ein Pfand Ihrer Güte zu behalten, doch näher noch schien dieses kleine Tuch mich, die Unbekannte, Ihnen zu verknüpfen, wenn ich es in Ihre Hand zurücklege. Mag es noch so oft zur Bleiche gehen, auch die kräftigsten Strahlen der Sonne werden, so will es mein Glaube, niemals die Tränenspuren ganz daraus vertilgen, meine Tränen, die ich hineinweinte, und die mir das kurze, zauberhafte Glück Ihres Trostes brachten.

Sie werden dieses Wort wohl überschwänglich finden, die Achseln zucken und mich vergessen. Allein, so will es weiterhin mein Glaube, ohne daß Sie die Ursache zu ergründen wissen, wird zuweilen von jenem Tuch die Erinnerung an die Weinende von gestern abend in Ihnen aufsteigen.

Vielleicht fragen Sie sich verwundert, woher ich von Ihnen Namen und Adresse weiß, und ich merke eben, daß ich es unterließ, Sie gleich zu Anfang darüber zu beruhigen, daß ich mit diesem Brief, den Sie exaltiert nennen mögen, nicht etwa eine Annäherung erstrebe. Wir reisen heute ab. Der Zufall wollte es so, und ich habe es niemals unternommen, mich gegen Zufall und äußere Umstände aufzulehnen. Sie sind so sehr viel stärker als ich. Außerdem bin ich gewiß, daß ich ohne diese trostlose Sicherheit der Abreise nie den Mut zum Schreiben gefunden hätte. Wohl stecke ich, wie alle unbefriedigten Frauen, tief in Träumen und Phantasien, und sehe von der Wirklichkeit nur das, was zu übersehen ganz unmöglich wäre. Dennoch mache ich mir keine Illusionen über das, was gestern zwischen uns vorgefallen ist.

Ihnen mag dieses Wort ‚vorgefallen' allein schon ein Lächeln entlocken; denn was ist eigentlich geschehen? Nichts.

Sie entfernten sich wie schon oft — o, ich habe Sie gestern nicht zum ersten Male gesehen, wissentlich gesehen — von der erleuchteten und belebten Kurterrasse, gingen, gefolgt von den Klängen des Orchesters, die hinter Fliederbüschen und Jasmin, hinter Buchen- und Ahorngruppen verwehend, zarter, geheimnisvoller und inniger wurden, bis die Geigen zu singen und die Flöten zu locken schienen, gingen durch den schweigenden, einsam dunklen Park zum Weiher. Sie glaubten, an diesem schwarz ruhenden, ringsum von Bäumen umstandenen Wasser die Einsamkeit zu finden, die Sie zu lieben scheinen. Und statt dessen hörten Sie das Schluchzen einer Frau und fanden — mich.

Und dann legten Sie die Arme um meine Schultern, ganz zart und leicht, ohne Druck noch Wunsch, und sagten: ‚Weinen Sie doch nicht so. Er ist es nicht wert.' Und als meine Tränen staunend versiegten und ich ohne Verständnis — gut, daß in der Dunkelheit mein törichtes Gesicht verborgen blieb — zu Ihnen aufblickte, sagten Sie lächelnd — das Lächeln erkannte ich trotz der Finsternis —: ‚Kein Mann ist es wert.'

Und dann weinte ich von neuem und weinte so heftig, daß ich nicht sprechen konnte, und Sie zogen aus der Tasche Ihr Tuch und trockneten mir damit die Augen; und als auch das nichts half, fingen Sie ganz sanft und leise an, mir die Tränen vom Gesicht zu küssen, von den Augen, die vom Salzwasser brannten, und dann abwärts bis zu den Mundwinkeln, und einmal folgte Ihr Mund einer Träne bis auf meine Lippen, und ich spürte auf ihnen — o, nur einen kurzen verhauchenden Augenblick — die Wärme Ihres lieben Mundes.

Und in all der Zeit sagten wir beide kein Wort. Aber nachher, als mein Schluchzen verstummt war und mein Haupt an Ihrer Brust lag, so wunderbar gut und sicher lag, da fragten Sie: ‚Ist es denn so schlimm?', und ich sagte: ‚Schlimm, ich weiß nicht, nur so furchtbar grau und hoffnungslos.' Aber ich konnte Ihnen die Wahrheit nicht sagen, daß ich gar nicht um das Leid weinte, das ein Mensch mir zugefügt, oder um eine Trennung, die das Leben oder gar der Tod mir auferlegt hatte, sondern einzig aus ungestümer, unerfüllter Sehnsucht nach der Liebe, von der in diesen Nächten die ganze Welt und auch mein armes Herz erfüllt ist.

Ich bin siebenundzwanzig, gesund und, wie man mir sagt, nicht häßlicher als andere. Aber außerdem bin ich die Tochter eines pensionierten höheren Beamten, und meine alte Gönnerin, die Generalswitwe, die Tür an Tür mit uns wohnt, rühmt gern die schöne Aussteuer, die ich in die Ehe mitbekomme. Wenn Sie das rechte Ohr für derlei Dinge haben, so sagt Ihnen diese Anpreisung zur Genüge, daß ich sonst auf keine Mitgift zu rechnen habe.

Mit siebzehn habe ich mich einem blutjungen, tief verschuldeten Leutnant verlobt; wir wußten beide, daß ohne ein Wunder unsere Verbindung aussichtslos war. Wir gaben vor, auf dieses Wunder zu hoffen, und stahlen uns so ein kurzes verspieltes Sommerglück. Später dann präsentierte sich wohl noch der eine oder andere ehrsame Freier, der mir, herablassend und mit Würde, seine Bereitwilligkeit kund tat, bei seiner zukünftigen Frau auf materielle Güter zu verzichten. Sie gingen fremd an mir vorbei, wie graue Schatten auf einer Wand, körperlose Wesen, mit denen ich nicht einen Herzschlag und nicht ein Wimperzucken gemein hatte.

Und jetzt bin ich also siebenundzwanzig, und in der kleinen Stadt, in der wir leben, heißt es von mir, ich sei eine musterhafte, eine rührend besorgte Tochter. Taktlose sagen wohl auch, mit feinem Lächeln und Augenaufschlag, es müsse mir für vieles Ersatz bieten, meinem Vater einen so schönen Lebensabend zu bereiten. Ich mache sehr kunstvolle Stickereien, dabei läßt es sich herrlich träumen, und an drei Vormittagen der Woche, am Montag, Mittwoch und Freitag, putze ich in einem Hort verwahrlosten Kindern die schmutzigen Näschen und suche ihnen die Haare nach unliebsamen Gästen ab; ein Tun, vor dem mich ekelt, und das ich einzig mir erwählt habe, um eine Nützlichkeit mir vorzutäuschen.

Und in dieses graue Einerlei fiel die gestrige Stunde am Teich wie einer jener blanken Golddukaten, zu denen im Märchen ein Kieselstein sich zu verwandeln pflegt. Ich habe Ihren Atem getrunken und den Schlag Ihres Herzens dicht an

meinem Ohr gespürt, und Ihre Stimme klang so zart und gut und warm, als spräche sie nichts als Liebesworte"

Darunter hatte Paul geschrieben: „Wer weiß, ob ich nicht, ahnungslos, das Glück im Arme hielt?"

Und später: „Alter, unverbesserlicher Narr! Glück heißt: Atmen im Licht und nie wissen, was der nächste Morgen bringt."

Brief und Tuch habe ich an mich genommen; das Tuch naß von meinen Tränen.

# Das religiöse Problem bei Dostojewski

Dargestellt von

Theophile von Bodisco

(Schluß)

## II

## Unter dem Zeichen des Gottmenschen

### Der heilige Greis

„Also sind wir viele, ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied."
Römerbrief.

Die Erscheinung des alten Starez Sossima („Die Brüder Karamasoff") in seiner Einsiedelei neben dem weisen Kloster hat etwas Legendenhaftes. Weltabgerückt lebt er da, doch enger mit der Welt verbunden, sie und die Menschen tiefer erkennend als die meisten, die noch im Getriebe der Welt stehen. Wohl ist er aus der Welt gegangen, aber die Welt strömt wieder zu ihm zurück, und eine Schar von Pilgernden, Trostbedürftigen und Kranken umgibt ihn. Er erscheint ihnen heilig: er ist der Ruhm seines Klosters. Nicht alle Klöster haben das Glück, solch einen Heiligen, solch einen Starez zu bergen. Das Stareztum ist eine uralte Einrichtung im ganzen orthodoxen Osten und soll besonders auf dem Sinai und dem Athos schon seit mehr als tausend Jahren vorkommen. „Ein Starez", sagt Dostojewski, „ist einer, der eines Menschen Seele und Willen in seine Seele und seinen Willen aufnimmt. Wenn man einen Starez gewählt hat, sagt man sich von dem eigenen Willen los und gibt ihn dem Starez zu vollem Gehorsam, mit vollständiger Selbstverleugnung, in der Hoffnung, nach langer Prüfung sich selbst überwinden zu können, damit man von sich selbst frei werde und nicht als sein eigener Knecht das ganze Leben verlebe. Zwischen dem Starez und denen, die sich ihm ergeben, handelt es sich um eine ewige Beichte, um eine unlösbare Verbindung zwischen dem Gebundenen und dem Binden-

den." Doch ist dies nicht in dem Sinne zu verstehen, als wolle und solle der Starez den Gebundenen, wie es etwa beim jesuitischen Gehorsam der Fall ist, zu seinen eigenen Zwecken im Interesse einer Sache benutzen, nein, der Starez will nichts als die Erziehung der ihm anvertrauten Seele. Er selbst hat mit der Welt abgeschlossen, sie ist für ihn Bild geworden, aus der Distanz heraus übersieht er sie, erschaut ihre Perspektive und ordnet ihr das weise und gütig ein, was sich ihm anvertraut. Er will über nichts mehr herrschen, und er richtet das Leben des Gebundenen nach dessen Gesetz, das er für ihn erfühlt. So übt er nur sanfte Gewalt aus über das Gerichtetsein der Seele. Er übernimmt Verantwortung für schwache, irrende Seelen als ein Verstehender und als ein Retter. Dieser Greis ist eine wunderbare menschliche Gestalt, die schon ganz jenseits aller menschlichen Gefahr steht, er ragt schon in das andere Reich hinüber, als dessen Diener er sich fühlt. Ihm fällt Ruhm zu, doch er fühlt ihn nur als Ruhm der Kräfte, die in ihm wirken. Er ist von etwas Geheimnisvollem umgeben, hinter ihm schimmert noch der Abglanz des magischen Goldgrundes der alten byzantinischen Heiligenbilder. Er leuchtet in den stillen, gesättigten Farben eines Symbol gewordenen Geheimnisses.

Doch ist in dieser Gestalt nichts Festgebanntes, Stilisiertes, es ist nur stille, unwandelbare, heilige Gegenwart. Hinter ihm tut sich auf die Weite des Lebens, die Atmosphäre des Gelebten umweht uns, ja, hinter dem Goldgrund spüren wir die Ferne der Lebensweite, die gleiche Ebene, auf der auch wir stehen. Es ist wie ein Doppelton hier, wie ein Ineinandergeschlungensein von Ferne und Nähe. Dasein und Unsichtbarwerden, ein Ineinanderwachsen von Lebenselementen, das uns erfaßt. So ist Sossima ganz Heiliger und doch ganz Wirklicher: schwebend und entschwebend, wunderbar und doch wirklich zugleich. Auch er ist wie alle großen Dostojewskischen Gestalten phantastisch und höchst real zugleich erschaut, auch er steht bald in grellem Lichte, bald in geheimnisvollem Dämmern verschleiert. Immer aber steht er zwischen den beiden Welten, und immer wieder spüren auch wir einen Hauch jener fernen Welt, von der er die Gewißheit in sich trägt, obwohl er dies kaum andeutet, denn er ist wunderbar keusch in seiner Seelenoffenbarung. Aber wenn wir nun wie hinausgetragen werden von diesem Übersinnlichen, das wir scheu erfühlen, da läßt der Dichter die andere Welt, das irdische Reich, in starken, grellen Farben dazwischentreten, bis er sie später wieder gleichsam unsichtbar macht durch das innere Licht, so daß alles Gestaltete schattenhaft wirkt, wie die Gestalten im hellen Licht der Tropen, silhouettenhaft, fast gespenstisch wirken. Wir sehen hier ein Spiel des Lichtes, wie außer Dostojewski nur Rembrandt ein Ähnliches in die Kunst brachte, ein Mysterium, eine Quelle übersinnlicher Kraft.

Von woher kommt dieser heilige Greis, brauchen wir seine Geschichte? Es entspricht Dostojewskis Art, ihn wurzelhaft zu erklären. Er ist nicht einer, der in der Fülle göttlicher Geburt als ein im voraus Bestimmter erwuchs. Ja, er war nicht in jenem Sinne ein Geborener, wie viele Heilige es zu sein scheinen, sondern ein Gewordener. Er ward aus Weltlichkeit zum Heiligsein gewandelt, trat als

Weltkind aus Sünde und Gedankenlosigkeit durch die Wiedergeburt in das andere Reich. Er sagt von sich aus, daß er ein „wildes, albernes, grausames" Wesen gehabt hätte. Jene plötzliche Sinnesänderung, die im russischen Volke so häufig vorzukommen scheint, kam ihm, als er einen Offizier zum Duell gefordert hatte, aus eitlen, bösen Weltgründen. In seinem Ärger, seiner Betrunkenheit und Nervosität schlug er darauf seinen Burschen bis aufs Blut. Am nächsten Morgen erwachte er mit der Empfindung, daß sich in seiner Seele etwas Schmutziges und Niedriges berge. War es, weil er Blut vergießen wollte? Da steht ihm mit einem Male vor Augen, wie er den wehrlosen Burschen ins Gesicht geschlagen hatte. Die Sonne leuchtete, die Blättchen blitzten feucht von Tau, und die Vögel lobten Gott; da erfaßte ihn furchtbare Scham. Das grelle Licht, das aus seiner Seele brach, fiel unbarmherzig in sein Leben. Er kniete vor seinem Burschen nieder, so daß er mit der Stirne den Boden berührte, und bat ihn um Vergebung. Dann, beim Duell, ließ er seinen Gegner schießen und warf selbst die Pistole fort. Er entschloß sich, sein Leben dem Dienste Gottes hinzugeben und Mönch zu werden.

In ihm hatte seit seiner Kindheit her ein Ton geklungen, der aber noch nicht in sein Bewußtsein getreten war. Nun aber tauchte er auf und durchklang sein Leben. Es herrscht in seinem Leben ein seltsamer Rhythmus, es ist wie ein- und ausgeleitet durch einen irdischen Engel. Er hatte einen jungen Bruder gehabt, der kurz vor seinem Tode ein Heiliger geworden war. Er erschien Sossima als ein ihm von Gott Gesandter, als ein Hinweis zum Höheren. Seine Gedanken und sein ganzes Wesen wurden wieder in seiner Seele lebendig. Nun, am Ende seiner Tage, tritt eine ähnliche Erscheinung in sein Leben: Aljoscha, auch ein Jüngling, eine ähnliche Seele, die auch geradezu wie von Gott ihm gesandt wird. Dieses wirkt auf den alten Mann mystisch. Er sagt von seinem Bruder: „Diese Erscheinung kreuzte in meiner Kindheit meinen Weg, und siehe, am Ende meiner Tage tritt sie wiedererstanden aufs neue mir entgegen." Es geschah das ihm zur Erinnerung und zur Erleuchtung. Der erste Jüngling, sein Bruder, hatte ihm, als er noch ein kleines Kind war, gesagt: „Gehe jetzt, spiele und lebe für mich." Der zweite Jüngling, Aljoscha, der ihn grüßen kam am Ende seiner Tage, als der Anfang seiner Tage, er wurde von ihm wieder in die Welt zurückgeschickt, obgleich er Mönch werden wollte. So bestimmte es der Rhythmus: er gab den Jüngling der Welt wieder, ehe er sie verließ. „Du bist dort nötiger. Dort herrscht keine Freude — — und hier hast du mein Vermächtnis: suche im Leid das Glück, arbeite unermüdlich." Aljoscha trug das geistige Vermächtnis seines Starez, wie der reine Knabe die Schale des heiligen Gral trug. „Gleich wie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie in die Welt", sagt Jesus von seinen Jüngern. Auch Aljoscha soll in der Welt leben, aber als einer, der vom Übel der Welt bewahrt blieb, als ein Wirkender, Weitertragender, unberührt bleibend in der Seele von der Versuchung, weil er mit allen Kräften verbunden blieb mit dem Reiche Gottes.

* * *

Die Beziehung Sossimas zum dunklen, bedrückten und doch oft so lebendigen Volk ist eine wundervolle. Er versteht es, in seinem Leid und seiner Freude. „Es gibt im Volk stummes und vielgeduldiges Leid, es zieht sich in sich selbst zurück und schweigt. Doch gibt es auch ein anderes Leid, das bricht einmal in Tränen aus, und von dem Augenblicke an geht es dann in Klage oder Gebet über." Es hat etwas Ergreifendes, dies Ruheloſe im Leid, dies Herumirren in der Welt. Es ist ein Suchen des Sinns in diesem endlosen leiblichen Herumwandern, wie auch die Pilger sich selbst oft unbewußt suchen, wenn sie ihre weiten Wege wandern. Da ist eine Mutter, die sich nicht über den Verlust ihres Kindes trösten kann, und nun von ihrer Qual getrieben, pilgert. Der Starez versucht, sie zu trösten, erzählt ihr, wie kühn die Kinder, diese Kleinen, vor Gottes Throne sind: „sie flehen zu Gott, er solle sie gleich zu Engeln machen." Als aber das Weib bloß fortfährt zu klagen und sagt, sie wolle doch nur einmal wenigstens ihren Nikituschka hören oder ganz von fern sehen, sie könne ihn nicht vergessen, so schlägt er gleich mit unglaublicher Anpassung des Seelenverständnisses um und sucht ihr Trost zu geben durch die volle Anerkennung und Berechtigung des Leidens. „So hat auch Rahel über ihre Kinder geweint — — das sind die Schranken, die euch Müttern hier auf Erden gezogen sind. Und so gib dich denn damit zufrieden, Weib, tröste dich nicht und laß dich nicht trösten, sondern weine; nur wisse, in jeder Stunde, in der du weinst, daß dein Sohn einer der Engel Gottes ist, daß er von dort aber auf dich niederschaut, dich sieht, sich deiner Tränen freut und sie Gott dem Herren zeigt. Und lange noch, Mutter, wirst du die Tränen deines großen Schmerzes weinen, doch schließlich werden sie sich in eine stille Freude verwandeln, und deine bitteren Tränen werden dann nur Tränen einer stillen Rührung sein, eine Herzerschütterung, die vor allen Sünden bewahrt." Nur sagt er ihr, daß sie zu ihrem Mann zurückkehren müsse. „Kehre zurück zu ihm und beschütze ihn." Es ist, als spräche er ihr schon einen Grad von Heiligung bei, den sie durch das viele Leiden erworben hat. Da ist noch eine andere, die quält sich über ihre Sünde. Sie fürchtet sich davor, daß sie böse, dunkle Gedanken und Wünsche haben könnte, wenn ihr alter Mann, der sie viel gequält, wiederkäme von den Toten. Sie sieht darin eine große Sünde, daß sie vielleicht Freude empfindet über seinen Tod. Auch sie pilgert, zieht ruhelos umher. Der Starez sucht ihr Frieden zu geben, indem er ihr sagt, daß Gott ihr alles verzeihen werde, wenn nur die Reue in ihr nicht verarme. „Und kann doch der Mensch nie und nimmer eine so große Sünde begehen, daß sie die endlose Liebe Gottes ganz erschöpfte. Oder glaubst du, daß es eine Sünde gäbe, die größer wäre, als die Liebe Gottes? Glaube daran, daß Gott dich liebt, wie du es dir gar nicht denken kannst, daß er dich zusammen mit deiner Sünde und dich in deiner Sünde liebt. Wenn du bußfertig bist, so liebst du, liebst du aber, so bist du Gottes Kind geworden." Sossima sieht es schon den Gesichtern der Menschen an, was sie von ihm wollen, er hat die Kenntnis vom Geheimnis ihrer Qual. Einer kleingläubigen Weltdame, die sich über ihre Unfähigkeit, zu glauben, beklagt, sagt er:

„In dem Maße, wie Sie in der Liebe fortschreiten, werden Sie sich auch vom Sein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele überzeugen. Wenn Sie aber in ihrer Liebe zum Nächsten zur vollen Selbstverleugnung gekommen sind, dann werden Sie auch den vollen Glauben errungen haben, und kein Zweifel wird sich dann mehr in Ihre Seele einschleichen können." So erkennt er in ihr kein metaphysisch gerichtetes, qualvolles Denken an, sie ist keine dämonisch starke Natur, nur eine weltlich irrlichterierende. Er faßt sie an der Funktion, am Sein. Als sie ihm sagt, daß sie keine Menschenliebe fühle, so erkennt er, daß sie wohl hauptsächlich so aufrichtig ist, weil eine verborgene Koketterie sie dazu treibt, weil sie für ihre Selbsterniedrigung Lob von ihm erwartet. Wenn dieses der Fall wäre, so würde alles nur in ihren Gedanken bleiben, und das ganze Leben würde wie ein Phantom an ihr vorüberfluten. Er erkennt sie als zu den Leuten gehörend, die wohl in sentimentalen Gedanken großmütig sind, aber die sich selbst nur ausgeben in ihrem Gedankenspiel. Er schlägt einen strengeren Ton an, und warnt sie vor der Furcht und der Lüge — den echtesten Gesellschaftsfehlern, denn ist doch die Gesellschaft auf allerlei Furcht und Lüge aufgebaut. Er hält ihr den Ernst der wirkenden Liebe vor. „Es tut mir leid, daß ich Ihnen nichts Beruhigendes sagen kann, denn die werktätige Liebe ist im Vergleich zur schwärmerischen Liebe etwas grausam Abschreckendes Die schwärmerische Liebe will in einer einmaligen Heldentat aufflammen, die werktätige Liebe dagegen ist Arbeit und Ausdauer."

* * *

Im Glauben des Sossima an sein Volk hat der Dichter seinen großen eigenen Glauben an das Volk hineingelegt. Er hielt die Russen für ein Gott-Träger-Volk, dazu bestimmt, einst die religiöse Wahrheit, die sich mit ihrer eigensten Wahrheit decken würde, durch ihr Leben zum Ausdruck zu bringen. „Beurteilen Sie unser Volk nicht nach dem, wie es ist, sondern wie es sein möchte", sagt er. „Seine Ideale sind stark und heilig. Sie wuchsen mit seiner Seele zusammen und gaben ihm bis in alle Ewigkeit Einfachheit, Gutmütigkeit und Aufrichtigkeit und einen weiten, offenen Verstand." Der Russe, meint er, obwohl er fest an sein Russentum glaube, wolle doch mehr noch Allmensch sein, als nur Russe allein. Um dies aber zu erreichen, müsse er seine Gestalt vollenden, und dies kann ein Volk nur, wenn es lange am Leben bleiben will, wenn es glaubt, daß in ihm und nur in ihm allein die Rettung der Welt liege, daß es bloß lebt, um an die Spitze der Völker zu treten, sie alle in das eigene Volk aufzunehmen. Ein Volk, damit es ganz es selbst werde und groß wachse, müsse aber in Gott ruhen — es muß also unbedingt glauben. Vor allem aber müsse das russische Volk glauben, denn dazu wäre es bestimmt. So ähnlich hält auch Schatoff Stawrogin seine eigenen Gedanken vor, die als Stawrogins Gedanken geistvoller Intellektualismus wären, die aber, durch Schatoffs Seele umgeformt, zur lebendigen Wahrheit werden: „Das einzige Ziel der ganzen Bewegung eines Volkes, jedes besondere Ziel in jedem besonderen

Abschnitt seiner Geschichte, liegt immer und einzig in seinem Suchen Gottes, in seinem Trieb nach Gott — nach seinem Gott — so wie der Glaube an diesen Gott als den einzig wahrhaftigen dann zum Symbol des ganzen Volkes selbst wird. — Und wenn die Völker sich vermischen, dann vermischen sich auch die Götter, und sie sterben dahin mit ihren Göttern. Je stärker und größer aber ein Volk ist, desto eigener gehört ihm auch sein Gott an. Noch nie hat es ein Volk ohne Religion gegeben, nie ohne ein Gut und Böse." Als Stawrogin darauf sagt, daß er ja auf diese Weise Gott zu einer Eigenschaft des Volkes erniedrige, ruft er leidenschaftlich: „Im Gegenteil, umgekehrt, ich erhebe das Volk bis zu Gott. Das Volk, das ist der Körper Gottes, jedes Volk ist ja nur so lange Volk, wie es noch seinen besonderen, seinen eigenen Gott hat." Er fragt auch noch, ob Stawrogin es wisse, welches jetzt das einzige Gott-Träger-Volk sei, das kommen wird, die Welt zu erlösen und zu erneuern mit dem Namen des neuen Gottes? Das einzige Volk, welches die Schlüssel des Lebens und des neuen Wortes geben wird? Es sei dies das russische Volk. „Ich glaube an Rußland, ich glaube an seinen Glauben . . . ich glaube an den Leib Christi, ich glaube an die neue Wiederkunft . . ." Anderswo sagt der Dichter: „Wer die Hauptidee des Volkes, die Erwartung des in ihm heraufkommenden Schöpferischen, das Gottesschicksal seiner weltumfassenden Kirche nicht versteht, der wird auch nie das russische Volk ganz verstehen." — Nach ihm trägt dies Volk schon seine Bestimmung in sich: „Ist es nicht klar, daß das Volk schon den Keim einer unterirdischen Idee in sich trägt? Diese Idee schließt eine so große Kraft in sich, daß sie natürlich unsere ganze weitere Geschichte beeinflussen wird, und daß sie eine ausschließlich russisch eigenartige ist. So kann auch unsere Geschichte nicht der Geschichte anderer europäischer Völker ähnlich und noch weniger ihre sklavische Kopie sein." Nur durch einen, alles Leben in sich bergenden, eigensten Keim ist ein Volk lebendig. Es berührt seltsam in dem Übergang unserer Tage, was Dostojewski einmal über das deutsche Wesen gesagt hat. Er meint nämlich, Deutschland habe vor allem immer nur „protestiert", es habe noch nie seine eigene Idee durch sein Leben in der Welt dargestellt. „Doch, wenn es auch sein eigenstes Wort nicht aussprach — und es überhaupt noch nie ausgesprochen hat, sein scharf formuliertes eigenes Ideal, seinen positiven Ersatz für die von ihm zerstörte altrömische Idee, so glaube ich, war es doch im Herzen immer überzeugt, daß es noch einmal imstande sein werde, *dies neue Wort zu sagen und mit ihm die Menschheit zu führen*. Schon mit Armin begann es die römische Welt zu bekämpfen, darauf, zur Zeit des römischen Christentums, kämpfte es mit dem neuen Rom um die Vorherrschaft, und endlich protestierte es in der mächtigsten Weise, indem es die neue Formel des Protestes aus den geistigen, elementaren Gründen der germanischen Welt zog. Die Stimme Gottes tönte auf, sie verkündigte die Freiheit des Geistes. — Die Spaltung war furchtbar und allgemein, die Formel des Protestes war gefunden und ging in Erfüllung — wenngleich es noch immer eine negative Formel blieb und das positive Wort noch immer nicht gesagt wurde. Und siehe, nachdem der germanische Geist dies neue Wort des Protestes

gesprochen, erstarb er geradezu für eine Zeitlang, und zwar geschah das parallel mit einer absoluten Erschlaffung der früher scharf formulierten Einheit, der Kraft seines Gegners." Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß Dostojewski den Protestantismus ansah als etwas zu Verstandesgemäßes, zwar vielfach als Befreiung von einer Knechtung, jedoch nicht als eine religiöse Tat. Er sah die Hauptgefahr des Protestantismus in dem allzustarken Appellieren an die Kritik, hieraus, glaubte er, würde das Unglück Europas hervorwachsen, von hier aus würde die Glaubenslosigkeit in die Welt strömen. Zugleich empfand sein künstlerischer Geist diese Religionsform nicht als wirkliche Form — das Schema der alten Form war nur zugerichtet — herübergenommen.

Bei dieser scharfen Kritik des Protestantismus und seinen oft auch sehr ungerechten Ausfällen gegen den Katholizismus — seltsamerweise deckt er sich hier in seinem Urteil oft mit Luther — scheint es wunderbar, daß er so fest an der griechisch-orthodoxen Kirche hängt. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, wie sehr diese große, machtvolle und sturmbewegte Seele einer Form bedurfte, so werden wir es verstehen, daß er sich den alten, festgefügten Formen zuwandte, die er in sich umdichtete und zu sich heranzwang. Er suchte hier kindlich anzunehmen, mit jener Seite seines Wesens, die nur glauben und ruhen wollte. Sein Geist, der fortgesetzt die größten Probleme in sich trug, der weit über die Grenzen und Normen hinausging, dem echten Wanderer durch das Dunkel der Ewigkeit gleich, machte hier vor diesem Gebilde Halt und beugte sich. Über alles dieses hinaus gab es ja noch ein anderes für ihn, ein Unermeßliches, aber er brauchte auch die Kirche, mit ihrer langen, seltsamen Messe, ihrem Mysterium, als eine Art von Ergänzung. Er ging selbstverständlich nie darin auf, auch sein heiliger Starez, obwohl er in einem Kloster lebt, ist doch keineswegs gebannt in der Form der Kirche. Er ist ein Heiliger, ein Vertiefter, der auch jenseits des Dogmas leben konnte, ein Mensch mit einer eigenen Religion, mit seinem eigenen, neu empfundenen Christentum.

Der Starez ist in all seinem Fühlen und Denken ein echter Russe. Er hat in sich den Unterschied des Standes aufgehoben und ist zurückgesunken in den Schoß des Volkes. Der Mensch aus dem Volke ist für ihn der eigentliche, nicht der Gesellschaftsmensch, der ihm mehr oder weniger unwirklich erscheint. Das Volk trägt das Leben, er hört den tiefen Ton, der aus ihm klingt, und antwortet in der gleichen, dunkeln und weichen Tonart. Wie die Lieder des russischen Volkes meist in Moll gesetzt sind, so kann auch aus seiner Seele ein so dunkler und weicher Mollton strömen, daß er den Seelen anderer Völker oft fremd erscheint. Ja, uns Deutschen würde vieles Russische, wenn es vom Deutschen ausginge, bloß sentimental erscheinen. Gebunden aber an diese andere Seele, die schwerer, dumpfer, melancholischer und gläubiger ist, erkennen wir es als Natur. Es liegt in der Bestimmung jenes Volkes, seinem passiven Wesen, zu tragen und immer wieder zu tragen, unermeßliches Leid, Bedrückung, Ungerechtigkeit dieser Welt. Welches andere Volk hätte dies Maß an Elend, das diese Zeit ihm gebracht, so lange ertragen? Es scheint, daß in diesem Volke das Bedürfnis nach Martyrium, von dem Dostojewski so viel spricht, wirklich

Naturanlage ist! Ebenso ist es mit der Demut: sie ist nicht anerzogen, sie kann immer als Eigenschaft geweckt werden. So sagt Dostojewski: „Dieses lasterhafte Volk, dies dunkle, unwissende Volk liebt den Demütigen, den, der schlichten Geistes ist. In all seinen Legenden und Sagen hängt es an dem Glauben, daß der Schwache und ungerecht Erniedrigte und der um Christi willen Duldende über den Vornehmen und Mächtigen erhöht wird, wenn einst das jüngste Gericht anbricht." Es ist fast wie eine Apotheose der Schwachen und Erniedrigten, und die erste große Gebärde der Revolution mag vom Volke wohl als eine Christusgebärde empfunden worden sein. Es entsprach dem russischen Gefühl und der russischen Sehnsucht, daß die Kleinen und Bedrückten erlöst werden sollten. Als nun aber unter der falschen Maske der Freiheit die wilde Jagd aller Begierden und aller Leidenschaften entfesselt wurde, als an der Stelle gestürzter Tyrannen nur härtere Tyrannen auferstanden und an die Stelle eines schlechten Schemas ein noch schlechteres setzten, da war es nicht mehr Volkserfüllung, sondern nur Teufelsverführung. Da muß sich die Sehnsucht der Herzen weh zurückgezogen haben, und wenn auch Tausende jauchzend die alten Götter zerschlugen und die Gottlosigkeit ausriefen, so zog sich doch die eigentliche Seele des Volkes vor dem furchtbaren Mißverständnis zurück. Der Geist aber der vielen Propheten, die dies Volk als Gottesvolk verkündigt hatten, schien für immer gewichen. Was ist gerettet aus all der Zerstörung, wird das Volk wieder zu Gott, wird Gott wieder zum Volke sprechen? Das ist die große Zukunftsfrage.

* * *

Als der Starez sein Ende herannahen fühlt, versammelt er seine Getreuen um sich und gibt ihnen Abschiedslehren, in denen er seinen Glauben klarlegt. Er wird sterben, wie der Pilger Makar sagt: „Ein Greis soll so sterben, sich freuend, gleich wie eine Ähre zur Garbe hineingeht, sein Geheimnis erfüllend." Dies Bild des sterbenden Weisen oder Heiligen, umgeben von seiner Jüngerschar, ist eines von den ewigen, es ist eine Lebensform, die in wechselnder Gestalt immer wieder erscheint. Auch Sokrates hielt seinen Freunden Abschiedsreden im Kerker, bevor er den Giftbecher trank, nur waren dies mehr intellektuelle Auseinandersetzungen über die Möglichkeit der Unsterblichkeit der Seele. Wie sie wohl unsterblich sein könne, und wie dies zu beweisen wäre? Man stirbt nicht für ewig, meint Sokrates, die Seele könne zu den großen Menschen und Göttern eingehen. Wenn sie aber ein Leben in die Zukunft hinaus habe, so hätte sie auch eins in die Vergangenheit zurück, d. h. sie sei also unsterblich. Es gibt eine Trennung zwischen Leib und Seele. (Das erschütterte antike Lebensgefühl!) Alles, was wir lernen, ist Erinnerung, unsere Erkenntnis Wiederdämmern einstigen Bewußtseins. Die Seele sei wiederkehrend zu denken, immer wieder habe sie ihre Erscheinung auf Erden, bis sie sich schließlich den Göttern zugesellen dürfe. So verstandesgemäß uns die ganze sokratische Beweisführung über die Unsterblichkeit der Seele auch anmutet, so ist unser christliches Gefühl doch noch ganz anders fremd berührt durch seine Auffassung vom

Leiden dieser Welt. Die Seele sei gezwungen, mit dem Körper zu leiden und sich zu freuen, ihm zu glauben, durch ihn werde sie fortgesetzt so getäuscht, daß sie das Klare und Wahre nicht zu erkennen vermöge. Der Geist müsse sich dem Sichtbaren zu entziehen suchen, Ruhe suchend vor allem Leid, genährt mit dem Anblick des Wahren, Göttlichen und Scheinlosen. So müßte die Seele ihr Leben leben, um nach dem Tode in ihre Heimat zurückzugehen. „Bei solch einer Nahrung braucht die Seele nicht zu fürchten, sie könnte nach der Trennung vom Leibe in unendliche Räume von Winden zerrissen und zerstreut werden und vergehen." Es ist etwas Klares, Abgewogenes, um eine so gar nicht im wirklichen Leben fußende Anschauungsweise. Es erscheint so kühl in der ganzen Sachlichkeit, ja, verglichen mit den Abschiedsreden des Sossima oder gar mit denen von Jesus, ist sein Reden dürr und abstrakt. Hier tönt die Stimme der Vernunft, aus der Rede von Jesus klingt der Ton eines anbrechenden Menschenfrühlings. Sokrates konnte die Welt nicht bewegen mit all seiner Weisheit, er ward verdammt, weil er die Götter gelästert haben sollte. Haben seine Richter es unbewußt erfaßt, was sie in dieser Gestalt von der Erde fortfegen wollten? Oder fühlten sie es bewußt, daß den Menschen von seiten des räsonnierenden Sokrates, so edel auch sein Reden sein mochte, eine Gefahr drohe? Ein lebendiger Zusammenhang wurde hier gelöst; durch Sokrates ward das Stadium der Kindheit und Jugend, der Blüte des griechischen Götterglaubens angetastet. Durch Sokrates war Scheidung in die Welt gebracht, Unterscheidung, ein anbrechendes Auseinanderfallen; durch Jesu Leben brach die Weltwende an. Durch seinen fleischlichen Tod aber ward die Welt wieder neu durchblutet, durchpulst und lebendig gemacht.

Die Lehre des Sossima, die er an diesem letzten Abend entwickelt, ist vor allem eine rein christliche. Es gemahnt fast an die Bergpredigt, wenn er Punkt um Punkt seinen Anhängern seine christliche Lebenslehre aufklärt. „Mein Leben geht zu Ende, ich weiß und fühle es, doch fühle ich auch mit jedem sich neigenden Tage, wie mein Leben dieser Erde mit einem neuen, unendlichen, unbekannten, aber neu heraufkommenden Leben zusammenfließt, dessen Vorgefühl meine zitternde, bebende Seele mit Entzücken erfüllt." Ihn hat das Leben an die Grenze geführt, denn für ihn beginnen jene großen geistigen Reiche des Himmels und der Hölle schon auf Erden. Es ist dies eine immer wieder auftauchende Wahrheit, die er Christi eigenen Worten entnimmt: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." Wenn wir schon in diesem Leben hineinwachsen können in das Reich Christi, das ja schon hier auf Erden herrscht, so beginnt auch das Leben der Hölle schon auf der Erde, wir selbst schaffen uns Himmel und Hölle. Unser Leben ist nichts als ein Stückchen blitzartig durch unser Bewußtsein erhellte Ewigkeit. „Was ist die Hölle?" fragt Sossima, „ich denke, sie ist der Schmerz darüber, daß man nicht mehr zu lieben vermag. Nur einmal wird im unendlichen Raum, außerhalb von Zeit und Raum, einem geistigen Wesen mit seinem Erscheinen auf der Erde die Fähigkeit verliehen, das zu sagen: ich bin, und ich liebe. Nur einmal war ihm ein Augenblick tätiger, lebendiger Liebe

und dazu ein Leben hier auf Erden gegeben worden, und mit ihm Zeit und Gelegenheit." Diese Einmaligkeit, Unwandelbarkeit unseres gegebenen Lebens, diese großartige und strenge Idee, ist in den Seelen der Menschen unserer Tage wie verlöscht. Daß unser ganzes Leben nichts anderes ist als eine Entscheidung zur Ewigkeit, daß wir Menschen alle in einem gewaltigen Drama stehen, in einem so großen Lebensprozeß, daß es fast ungeheuerlich erscheinen will für unsere menschliche Kleinheit, scheint aus dem Bewußtsein verschwunden. Fast will es scheinen, die Spannung wäre eine zu straffe für unsere erschlaffte Zeit, aber die Kraft kann ja auch nur durch die Verbindung mit dem Lebendigen, mit Gott immer wieder neu gestärkt werden, so daß die ungeheure Wachstumsmöglichkeit, die wir doch in uns haben, wenn wir uns zum Gottesmenschentum hinneigen, uns immer wieder der Erfüllung näher bringen muß. Die Entscheidung zur Menschgottheit, zur begrenzten menschlichen Persönlichkeit, bringt uns scheinbar eine leichtere Erfüllung; jedoch geschieht weiter nichts, als daß ein Kreis abgegrenzt wird, aus dem heraus wir die Verbindung mit dem ewigen Reich verlieren. Sossima spricht auch von Menschen, denen die Hölle etwas Freiwilliges ist, das sind die, die stolz gelebt haben, und grausam, die sich ganz dem Satan ergaben und seinem stolzen Geiste, dieser „satanische Hochmut" hat sie schließlich zu Gottesgegnern gemacht, zu steifen, zu armseligen Doppelgängern der Wahrheit, bekennend mit falscher Zunge und falschem Gesicht die Herrlichkeit des Menschengottestums. Diese Entscheidung des Menschen zu dem ewigen Reiche während der Spanne Zeit seines Erdenlebens hat auch der seltsame Visionär Swedenborg, der in Verbindung mit dem Übersinnlichen stand, erkannt. Immer wieder betont er die Einzigkeit der Seele und die Hoheit unserer Lebensaufgabe. Dagegen erscheint uns die Auffassung des Sokrates, daß die Seele immer wieder zur Schattenwelt zurückkehren muß, daß sie immer wieder in die Erde neu hineingeboren werde, als eine kleine. Der Seelenwanderungsglaube lebt zu sehr rückwärts, er schleppt zu sehr die Kette der Kausalität schleifend hinter sich, er schaltet das Wunder zu sehr aus; erst durch die Entwicklung vieler Leben soll die Klarheit erreicht werden. Auch wir glauben, daß der Seele noch eine Zukunft bevorsteht nach ihrem Erdenwandel, doch bedarf der christliche Glaube nicht der wiederholten Pilgerfahrten der Seele auf Erden. Nochmals: er konzentriert alle Entscheidung auf dies eine Leben, macht es dadurch viel reicher, stärker und verantwortungsvoller. Wie die Natur in unendlicher Fülle Form um Form belebt und wieder vergehen läßt, so haben auch wir im Reiche des ewigen Geistes Verschwendung und Überfülle; Seelen um Seelen stehen in Bereitschaft, ihre Zwecke zu erfüllen, und es braucht nicht mit ihnen gespart zu werden, in der Art, daß die Seele immer wieder in neues Fleisch eingehen müßte. Indem wir die Einmaligkeit und Verantwortlichkeit unseres Lebens auf uns nehmen, erhalten wir ein erhöhteres, stärkeres, vom Geist mehr durchwehtes Leben.

Sossima hat Jesus ganz in sich aufgenommen, er hat es versucht, nach seinem Gebot zu leben. Als das erste aller seiner Gebote betont er immer wieder die Liebe. Die Liebe, das ist ja Christus selbst, das ist der wahre Weg, der zu Gott führt.

Pater Paissy sagt zu Aljoscha: „Bis jetzt ist weder die Weisheit aller Atheisten und Antichristen, noch die Glut ihres Herzens fähig gewesen, ein anderes höheres Ideal der Menschen und der Menschenwürde hervorzubringen, als das von Christus gegebene." Die Verbindung des Menschen mit dem Menschen, die durch die Wiedergeburt, das ist das veränderte, weil erkannte Leben, vor sich gehen wird, diese große Menschenvereinigung muß sich in uns vollziehen. Der Mensch der Zukunft, meint er, wird im Menschen nur den Menschen sehen. Stolz und Hochmut werden dahinfallen. Mit der zukünftigen Einigung der Menschen wird der Mensch auch keine Diener mehr suchen. „Er wird nicht mehr wünschen, sich seinesgleichen dienstbar zu machen." Mit dem Vorbild Christi vor Augen kann die große Tat der Verbindung vollführt werden. Vielleicht hat für diese Idee die „geheimnisvolle Stunde" noch nicht geschlagen? Er glaubt, es könne geschehen, daß sich aus dem russischen Volk heraus diese Einigung vollziehen werde. „Aus dem Volk wird die Rettung kommen, aus seinem Glauben und seiner Demut. — Wer nicht an Gott glaubt, glaubt auch nicht an ein Gottesvolk. Wer aber an ein Gottesvolk glaubt, wird auch sein Allerheiligstes erschauen, auch wenn er bis dahin nicht daran geglaubt hat." — Die Gleichheit der Menschen kann aber erst aufgestellt werden, wenn alle erkennen, daß alle wirklich innerlich Brüder sind. Dann wird die Welt sich nach diesem Bilde ändern. „Wenn es Brüder gibt, dann wird es auch eine Brüderschaft geben, früher aber werden sie nichts miteinander teilen. — Jetzt ist die Welt noch böse, die Menschen proklamierten Freiheit, und was meinten sie damit? Sie meinten die Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Was aber ergibt sich aus diesem Recht auf die Vergrößerung der Bedürfnisse? Bei den Reichen — Isolierung und geistig-seelischer Selbstmord, bei den Armen — Haß und Totschlag. Denn Ansprüche sind gegeben, aber kein Mittel zur Befriedigung. „Wenn man die Freiheit als Unbeschränktheit und schnelle Befriedigung seiner Wünsche auffaßt, so verdirbt man seine Natur, denn man ruft in sich eine Menge dummer und sinnloser Wünsche und Gewohnheiten hervor und die alleralbernsten Einfälle." In der allgemeinen Jagd und der Gier des Wunsches werden dann nur die äußerlichen Dinge als Bedürfnisse angenommen.

Die Welt scheint in dem Maße Karikatur geworden, daß sie, die als eine christliche gilt, zu einem Antichristentum geworden zu sein scheint. Nie kann die Welt von außen und von einem Menschen umgestaltet werden, aber wir alle sollten uns der Pflicht bewußt sein, Umgestalter zu werden. „Dies aber kann nur geschehen in einer ganz anderen Sinnesart — wir alle müssen unseren Sinn ändern. — Wenn du jedes Ding lieben wirst, so wird sich dir das Geheimnis Gottes in den Dingen offenbaren." — Sokrates lehrt die Abwendung vom Sichtbaren, das nur einen Schein bedeutet. Auch Jesu Lehre ist zuweilen so aufgefaßt, als hätte er die Welt und das Leben entgeistigt, das heißt, als hätte er sie als einen Schein und als unwesentlich hingestellt. Jesus hat sich und seine Jünger so bezeichnet, daß sie nicht von dieser Welt seien, unter dieser Welt hat er aber die von den Menschen aufgebaute Gesellschaft verstanden. Wer dies aus den Menschen kommende und nur für menschliche Zwecke zugeschnittene Leben als das wahre Leben erkennt, wäre

irdisch gebannt, wäre nicht von Gott. Über die Welt als kosmische Erscheinung aber, über das Leben als ein von Gott gegebenes, hat er nie so gedacht, das sollte vom Menschen nicht erfaßt werden wie etwas Unwirkliches, nur Scheinendes, nicht wie etwas, das nicht das wahre Leben Gottes tragen könne. — Kein Hindernis, keine Enttäuschung soll uns abbringen von der Liebe, sagt Sossima. „Die demütige Liebe ist eine furchtbare Kraft, sie ist die allergrößte Kraft, und ihresgleichen gibt es nicht. — Nicht zufällig und auf einen Augenblick muß man lieben, sondern fortwährend und ewig. Zufällig kann jeder lieben, sogar der Bösewicht. Aber nur der in Jesus Wiederkehrende kann immer lieben, kann an der Menschenvereinigung arbeiten. Anders ist keine Wahrheit, sie denken, ohne Christus gerecht aufzubauen, aber sie werden damit enden, daß sie die Welt mit Blut überschwemmen, denn Blut schreit nach Blut, und das Schwert wird nur durch das Schwert vergehen."

Wir sollen uns fortwährend stärken durch *unser Gebet*, wir müssen Gott bitten um stete Erneuerung der Kraft: „Jedesmal, wenn dein Gebet aufrichtig ist, taucht eine neue Empfindung in dir auf und mit ihr ein neuer Gedanke . . . er wird dich von neuem stärken, und du wirst begreifen, daß Gebet Erziehung ist." Auch für andere soll man beten. . . . „Denn in jedem Augenblick verlassen Tausende von Menschen ihr Leben auf dieser Erde, und ihre Seele tritt vor Gott." Wir dürfen auch nicht *richten*, selbst über ein Verbrechen kann nur der richten, der das Geheimnis der Schuld verstanden hat. „Nimm das Verbrechen auf dich, und leide für ihn, erst dann kannst du ihn richten." — Wie wir nicht richten dürfen, so dürfen wir auch nicht Rache suchen. Dies ist ein dunkles, böses Gefühl, in dem wir das Leid umbringen wollen. „Geh' und suche dir Qualen, nimm die Qual auf, die du erleidest, und dein Herz wird sich beruhigen, und du wirst verstehen, daß du selbst Schuld hast. — — Der Gerechte sinkt dahin, doch das Recht bleibt uns." Ganz biblisch tönt dieses Wort zu uns. Immer wieder wird die Heiligkeit betont, die im Martyrium liegt: „Das Menschengeschlecht erkennt seine Propheten nicht an und läßt sie umkommen, aber seine Märtyrer liebt es." Wir sollen nicht an uns selbst denken, um uns zu schonen. „Du arbeitest für das Ganze, du schaffst für das Kommende. Suche keinen Lohn, du hast genug. Diese Freudigkeit im Geiste erringt nur der Gerechte. Sei immer ein Weiser und immer ein Begeisterter. — Doch halte dich im Zaum. Jeder Tag, jede Stunde wirkt auf dich; halte dein Antlitz rein."

So baut Sossima Jesu Lehre weiter aus, und doch hat er auch eine nur ihm eigene Note. Es ist dies ein Ton, der aus weiter Ferne zu uns dringt; es liegt etwas pantheistisch Naturhaftes drin. Es ist die Lehre von der *Allverbundenheit der Welt* und der *Allschuld*. Während Christus die Natur zwar zu Beispielen heranzog, nicht aber sie eigentlich teilhaben ließ am zu gestaltenden Leben, lehrt Sossima, daß die Natur in allem Geschaffenen sich sehr ähnlich sei, daß alles wie ein Ozean ist, daß alles fließt und einander berührt. Sein Bruder hat zu den Vögeln geredet und sie um Verzeihung gebeten. Wie ein heiliger Franziskus mutet er an, der in seinem charakteristischen Hymnus „de lo frate sole", den Schöpfer durch den Bruder Sonne, die Schwester Mond, den Bruder Wind, die

Schwester Wasser, die Mutter Erde und auch noch durch den Bruder Tod preisen läßt. Dieser Bruder hat in seinem Gefühl die Allverbundenheit der Welt anerkannt. „An einem Ende der Welt veranlaßt du eine Bewegung, und am andern Ende der Welt hallet sie wieder." Diesen großen Rhythmus hat Sossima zu seiner Grundstimmung gemacht. Von hier aus wächst auch seine Stellung zur Schuld der Menschen heran. Er empfindet sie als eine Allschuld, an der wir alle teilhaben. „Jeder Mensch ist vor allem in allem schuldig, abgesehen von seinen eigenen Sünden. — Mach' dich selbst für die Sünde der Welt verantwortlich. Wenn du dich nur aufrichtig für alle und alles verantwortlich machst, so wirst du auch einsehen, daß es in der Tat so ist, daß du allen gegenüber für alles schuldig bist." Dieser östliche Gedanke hat auch unsere Philosophie durchklungen, aber er mag den Russen mehr im Blut und Temperament liegen als uns. Es ist dies die gleiche Sinfonie, die uns aus dem Schlußsatz des großen Schopenhauerschen Werkes entgegenklingt. Soweit dies Weltgefühl ist, Allverbundenheit der Welt, empfinden wir Germanen es mit; anders jedoch würde es sich verhalten, wenn es in unser praktisches Leben umgesetzt werden sollte, denn es scheint doch mehr oder weniger nur einem passiven Gefühl möglich, in ein Allverschulden einzugehen. Christus hat auch nicht in dem Sinn von einer gemeinsamen Menschenschuld gesprochen. Die Lehre von der Erbsünde streift hieran, bedeutet jedoch noch etwas anderes. Christus hat es mit der Verderbtheit des Menschengeschlechts zu tun, aber er löst ja gerade die Einzelseele in ihrer individuellen Erlösungsmöglichkeit aus der Grundmasse der Schuld heraus. Dennoch läßt es sich nicht leugnen, daß in der Idee der Allverschuldung sehr Zukünftiges liegt, nur wird sie dann so gefaßt werden müssen, daß die Erkenntnis sich nicht nur zu unproduktivem Leiden wandelt, wie es beim Russen der Fall ist, sondern zu einem neuen schöpferischen Überwinden führt. Das weiche slawische Entgleiten steht uns nicht an. Unsere Stellung zur Tat und Sünde ist eine andere. Schon in der römisch-katholischen und in der griechisch-katholischen Kirche zeigt sich hier ein sehr anderes Empfinden. Die katholische Kirche geht mehr auf ein Abbüßen der einzelnen Seele aus; durch Beichte, Strafe, Buße, Vergebung wird die Sünde auf einen Weg geleitet. Es liegt dem ein Bedürfnis zugrunde, mit der Sünde fertig zu werden, etwas Aktives. Der griechischen Kirche kommt es mehr auf die Stellung des Menschen zur Sünde überhaupt an, auf die Befreiung der Seele vom Druck der Sünde durch eine innere Umwandlung, durch eine heiligere Grundeinstellung zum Leben. Es liegt hier etwas viel Allgemeineres vor. Die Kristallisation zur Form ist im Okzident ja eine ungleich stärkere, das Leben wird gegenständlicher genommen, ist daher in der Betonung der Werte auch weniger relativistisch. In der griechischen Kirche ist viel orientalisches Empfinden enthalten. Der Blickpunkt des Orients ist unfixierter, die Realität verschwimmt leichter. Makar Iwanowitsch, der Pilger, sagt: „Es ist schwer für die Menschen, zu wissen bei jeder Sünde, was sündhaft ist und was nicht. Darüber liegt ein Geheimnis, das über Menschenverstand geht." Wir können sagen, daß das tief ist, aber auch, daß es verschwommen ist, und zu unverantwortlich. „Alles ist in dir, Gott," sagt Sossima, „und auch ich bin in dir." Wenn ich aber in Gott verschlungen

bin, wie die Welt es ja auch ist, geht dann nicht das Böse ebenso wie die Schuld auf die gleiche Urquelle zurück? Sossima steht so über der Sünde, daß er weder sie noch den Sünder mehr fürchtet. Er meint, er wäre dem wirklich gottlosen Menschen noch nicht begegnet. Aus dem Gefühl der Allverschuldung heraus — und in dieser Aufdeckung hat Dostojewski einen echt russischen, wenn auch unbewußten Wesenszug erfaßt — stellt sich in der Tat der Schuldbegriff beim Russen anders dar als beim Europäer. Ich komme hierauf noch beim Idioten zurück. Von hier aus regelt auch Sossima Schuld und Strafe. Es ist eine von Dostojewski immer wieder ausgesprochene Wahrheit, daß einer tief schuldig sein kann, und daß dabei seine Seele dennoch schuldlos bleibt. Daher schwindet auch Sossima der absolute Maßstab. „Der ewige Richter fragt dich nicht nach dem, was du nicht erreichen, sondern nach dem, was du erreichen konntest." Der ewige Richter steht da als ein Verstehender, als ein Mildernder. Unendlich verschieden ist diese Dostojewskische Auffassung vom Danteschen Weltgefühl, das auf Vergeltung, Rache, auf der irdisch gebundenen Gerechtigkeit basiert. Dantes Hölle ist eine Abrechnung, ein Klares, Einfaches, sein Purgatorium eine praktische Erziehungsanstalt. Erst im Paradies scheint sich die allzu enge Grenze zu lösen, so daß das Transzendente durchfluten kann. Bei Dostojewski gleiten die Reiche des Himmels und der Hölle als menschliche Seelenzustände stets ineinander. Sie suchen und meiden sich, lösen einander auf und binden sich wieder schicksalvoll. Auch für ihn gibt es ein Gericht, das etwas von der ewigen Kälte in sich birgt, aber nur diejenigen trifft, die völlig abgesplittert sind von Gott als die ganz Erkalteten, die Entgöttlichten. Hier hat der Teufel endgültig seine Hand draufgelegt. Im großen und ganzen aber richtete und verwarf Dostojewski nicht. Er hat zur menschlichen Sünde die wunderbare, zwar für einen menschlichen Geist gefährliche Stellung eines Gottes. Einer Danteschen Präzision, Scheidung und Verurteilung steht er fremd gegenüber. Die Danteschen ewigen Reiche stehen vor uns mit einer topographischen Wirklichkeit, sie sind uns beinahe greifbare Realitäten geworden. Dennoch, wieviel menschlicher berührt uns nicht Dostojewskis Religion, sein Erdenreich, das die Keime der ewigen Reiche in sich birgt, das den gewaltigen Schauplatz des Ringens zwischen Gott und dem Teufel abgibt! Das Dantesche Paradies ersteht vor uns als ein wundervolles Kunstwerk, rein und klar wie eine Fuge, doch die mystischen Andeutungen Dostojewskis von den anderen Welten machen uns tiefer erschauern. „Vieles auf der Welt ist uns verborgen, aber dafür ist uns das geheimnisvolle Bewußtsein der lebendigen Bande mit einer anderen Welt verliehen, mit einer höheren und erhabeneren Welt, denn unsere Gedanken und Gefühle hier auf Erden wurzeln in anderen Welten." Oder an anderer Stelle: „Gott nahm die Samen, die er auf unsere Erde säte, aus anderen Welten, und so erwuchs ihm sein Garten, und alles ist aufgegangen, was aufgehen könnte, und alles war wahrhaftig lebendig, nur durch das Bewußtsein der Berührung mit anderen geheimnisvollen Welten. Wenn sich dieses Gefühl abschwächt oder wenn es abstirbt, so stirbt auch das Lebendige in dir. Dann wirst du auch dem Leben gegenüber gleichgültig und kannst es sogar hassen." Dann fallen wir aus dem großen Rhythmus der Allverbundenheit

heraus. Solange es aber in uns lebt, selbst in der Sünde, selbst im Irrtum, als dunkles Sehnen nach jenen anderen Welten, verbleiben wir im großen Lebensschwung. Nur nicht Erkaltung, denn das ist der Tod. Das große Lebensfeuer aber, das den Schöpfer durchglüht und uns zum stärksten Leben führt, ist einzig und allein das Feuer der Liebe.

* * *

## Ein christlicher Don Quijote

„Welcher unter euch sich dünket weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein; denn der Welt Weisheit ist Torheit bei Gott."

Wer ist dieser Fürst Mischkin („Der Idiot"), der aus dem Nebel vor uns auftaucht, um in noch dichterem Nebel wieder zu verschwinden? Eine helle, zarte, schmale Jünglingsgestalt ist es, die nicht den gewöhnlichen Begriff von Persönlichkeit verkörpert, denn Persönlichkeit ist voll Erdenschwere, während sein Gewicht die Erde nicht belastet. Er geht mit leichtem Tritt dahin, seine Rede ist leise und ruhig, und dennoch wirkt sie suggestiv. Seltsam erscheint er im Weltgeschehen, so sanft und dennoch ganz dem Fluß der Welt entgegenstehend, ja als ein Widerstrebender wird er schließlich von den großen Wellen verschlungen. Ohne in scharfen Umrissen gezeichnet zu sein, erscheint Mischkin dennoch vor unserm inneren Blick als eine Wesenheit. Wir erfahren um die Beziehungen, die er zu Kindern gehabt hat, um seine Ehrfurcht vor ihrem Geist. Wir hören sein Erbarmen mitleidvoll hervortönen aus der schlichten Erzählung seines Verhältnisses zur armen Marie. Wir sehen seine Unberührtheit. „Wenn das so ist," sagt Rogoschin, „dann bist du ja gar nicht von der Welt, Fürst, und Gott liebt solch einen, wie du bist." Er berichtet von seinem Leben aus der Schweiz, wo er von seiner dämonischen Krankheit, seiner irdischen Bindung, geheilt werden sollte. Er erzählt von seinem stillgefühlten Glück: kein eigentlicher Konflikt der Welt erreichte ihn dort. Er lebte ein stilles Leben der Liebe; dennoch waren in ihm Augenblicke einer jähen Vorahnung, auch einer Sehnsucht gewesen. Dunkel fühlte er die Welt, wohl auch seine Sendung. Es erschien ihm, als riefe ihn ein Geheimnis von irgendwoher: „Und es schien mir, daß, wenn man lange, lange immer geradeaus ginge und hinter die Linie kommen könnte, wo Himmel und Erde sich treffen, man dort die Lösung des Rätsels finden und sofort ein neues Leben erblicken könne, das tausendmal mächtiger und brausender hinströmt." So lockte ihn die Welt. Es kamen ihm in jenen stillen Bergen auch Augenblicke der Ekstase; dann breitete er die Arme nach jenen blassen Fernen aus, zur lichten Unendlichkeit. Dennoch, als sich seine Stunde erfüllte und er unter die Menschen der Welt treten sollte, fühlte er Bangen. „Ich saß im Waggon und dachte, jetzt gehe ich zu den Menschen hin, ich weiß vielleicht nichts davon, es hat aber doch für mich ein neues Leben begonnen." Vor diesem neuen Leben aber warnt ihn eine innere Stimme.

Dieser selbe Mensch, der so ganz einfach erscheint, so ganz schlicht, ist doch verfeinert, sensitiv und künstlerisch empfindend. Er verkörpert nicht den Typus eines Landmenschen, aber auch nicht den eines Städters, seine Sensibilität ist wohl die eines Großstädters, aber in seiner Seele spiegeln sich doch die stillen Berge. Seine künstlerischen Nerven zeigen sich schon in der Erzählung, wo er ergreifend von einer Hinrichtung berichtet und ein Bild beschreibt, das gerade den letzten Augenblick vor der Hinrichtung darstellen sollte: „Das Gesicht des Verurteilten ist weiß wie Papier, der Geistliche hält ihm das Kreuz hin, er streckt gierig seine blauen Lippen aus und sieht und weiß alles. Das Kreuz und der Kopf sind das Bild, das Gesicht des Geistlichen, des Henkers, der beiden Gehilfen, und ein paar Köpfe und Augen unten können als Hintergrund gleichsam im Nebel ausgeführt sein." Dieser feinnervige Mensch empfand auch die Kompliziertheit seiner Mitmenschen: „Der jetzige Mensch ist vielseitiger, und ich schwöre Ihnen, daß das ihn jetzt daran hindert, einen so ausgesprochenen Charakter wie in jenen Jahrhunderten zu haben." Aber obwohl er jene Menschen versteht und duldet, lebt er dennoch unter ihnen mit einem anderen Gesetz. Seine Lebenslinie läuft der ihrigen entgegen. Mit keinem Wesen und keiner Seele aus der Welt decken sich seine Seele und sein Wesen. Alle empfinden ihn als fremd. Da er vergibt, wo er sich rächen sollte, bemitleidet und liebt, wo er hassen sollte, da er materielle Vorteile hingibt und sich betrügen läßt, da er aller Eitelkeit und Ehrsucht bar ist, so erscheint er seinen Mitmenschen als Idiot. Isoliert steht er da, sinnend, so, als horche er in sich hinein, oder als suche er vertraute Töne aus dem Liede der Menschheit zu erfassen, aber es sind immer nur die grellen, lauten Fanfaren, die er vernimmt. Sein Lächeln, immer gütig und weise, ist daher immer auch ein wenig schmerzlich.

Um diese Gestalt weht etwas Mystisches. Dies wird von den Frauen empfunden. Wenn Nastaßja Philippowna von dem Bilde spricht, unter dem ihr Jesus erscheint, sieht man, an welches Menschenbild sie dabei denkt. Sie sieht Jesus vor sich, wie er sinnend dasteht, die eine Hand ruht noch auf dem Scheitel eines Kindes: „Er blickt in die Ferne, nach dem Horizont hin, ein Gedanke, groß wie die ganze Welt, ruht in seinem Blick, sein Gesicht ist traurig." Aglaja sagt Mischkin, er solle doch seine Gedanken und Gefühle nicht den geringeren Leuten aufdecken, sie vermöchten ja doch nicht seinen höheren Geist zu verstehen. Es gäbe einen niederen und einen höheren Verstand, und er hätte den höheren. Aber gerade diese beiden Frauen, die ihn liebten, mißverstanden ihn beide, zogen ihn in das wirre Spiel der Leidenschaft und ins Verderben hinein.

Obzwar Mischkin nicht mit einer bestimmten Lehre auftritt, so hat er dennoch seine Ideen, die er hartnäckig verteidigt. Es dünkt ihm bisweilen, er habe der Welt etwas Eigenes, etwas Positives zu sagen, doch ist er vor allem durch sein Sein bedeutend; durch sein Leben aber gibt er ein Beispiel, wenn er es auch schon im voraus fühlt, daß die Welt ihn verwerfen wird.

In seiner Art liegt etwas Somnambules; ohne nach rechts oder links zu sehen, ohne je beeinflußt zu werden, ohne eigentlichen Anschluß lebt er dahin. Wunder-

voll ist sein Zusammenstoß mit dem dargestellt, was den „furchtbaren Namen der großen Welt" trägt. Er ist aus uraltem Adelsgeschlecht, gehört mithin zu jenen Gesellschaftsmenschen, aber er hat sich seit jeher vor ihnen gefürchtet. Nun wird er durch ihre weltmännische Form getäuscht, hält diese lebenswürdige, ja ihm liebevoll erscheinende Form für Wesen. Obwohl Aglaja ihn gewarnt hat, mit seinen Steckenpferden vorzufahren und keinerlei hohe Ideen vorzutragen, so wird er doch im Laufe der Gespräche überwältigt und gibt sich diesen kalt lauernden, ausholenden Gesellschaftsmenschen schließlich ganz hin. Ja, er geht bis an die äußerste Grenze, erregt und begeistert sich derart, daß sich die unnatürliche Spannung in einem Anfall auflöst. Er beginnt mit einer großen Auseinandersetzung über den Katholizismus und den Sozialismus, die er beide verdammt. Auch er spricht hier die Ansichten aus, die Dostojewski so oft vertreten hat. „Im Sozialismus ist auch Freiheit durch Gewalt; das ist auch eine Vereinigung durch Schwert und Blut: wage es nicht, an Gott zu glauben, wage es nicht, ein Eigentum zu besitzen, wage es nicht, eine Persönlichkeit zu haben, fraternité ou la mort!" Er setzt seine Auffassung vom Christentum der Zukunft auseinander. Der echte Christusbegriff sei nur bewahrt geblieben in der griechisch-orthodoxen Religion, der müßte jetzt als Gegengewicht gegen den Westen hervorgezogen werden. Er spricht von der Uferlosigkeit der russischen Natur, daß gerade diese Eigenschaft den Russen zwinge, kritiklos anzunehmen, denn jedes Land, das überhaupt nur erreicht wird, werde schon in seiner positiven Eigenschaft der Sicherheit überschätzt. Er predigt die kommende russische Welt und warnt vor dem Verleugnen der Heimat: „Wer sich von der Heimat lossagt, der sagt sich auch von Gott los." Der Russe müsse jetzt endlich die Herrlichkeit der russischen Welt entdecken: „Lassen sie ihn dies Gold finden, diesen Schatz, der vor ihm in der Erde verborgen ist, zeigen sie ihm die Zukunft, die Wiedergeburt und Auferstehung der ganzen Menschheit, die vielleicht einzig auf Grund des russischen Gedankens vor sich gehen wird; zeigen sie ihm den russischen Gott und Heiland, und sie werden sehen, welch ein mächtiger, wahrheitliebender, weiser und sanfter Riese vor der erstaunten und erschrockenen Welt erstehen wird, denn sie erwarten von uns nur das Schwert und die Vergewaltigung, weil sie sich uns nicht ohne Barbarentum vorstellen können." Diese tiefgefühlten und begeisterten Worte erscheinen nun der vornehmen kosmopolitischen Gesellschaft, deren Gefühle Oberflächengefühle sind, einfach lächerlich. Ganz unerträglich jedoch wirkt seine mißverstehende Kritik der Gesellschaft selbst, denn diese Menschen fühlen sogleich, daß einzig das wahr ist, was Mischkin sich gefürchtet hat, in ihnen zu sehen. Er sagt, daß er geglaubt habe, die Gesellschaft führe einen neidischen und kleinlichen Kampf gegen alles, was sich ihrer Macht entziehen wolle, sie sei ihm tot erschienen, sei kein lebendiges Material mehr. Nun aber glaube und hoffe er, daß auch in dieser hohen Gesellschaft eine Wiedergeburt erfolgen könne, daß eine neue Kraft erwachen werde: „Ich spreche, um uns alle zu retten, damit unser Geschlecht nicht umsonst im Dunklen verschwindet, ohne etwas begriffen zu haben, und nur über alles streitet und alles verspielt." Er spricht vor diesen Oberflächenmenschen, denen nur das Vergnügen, die Zerstreuung,

das Geld und die Karriere etwas gilt, von der Fähigkeit, glücklich zu sein, die so wunderbar in der Menschheit verborgen ruhe. „O, was hat mein Unglück und Leiden zu sagen, wenn ich die Fähigkeit habe, glücklich zu sein?" Er spricht vorbei und immer wieder vorbei, immer eigensinniger auf seiner Bahn dahinschießend, immer einsamer. „Was braucht man denn, um glücklich zu sein? Ein Baum — ein Mensch — man liebt und ist glücklich . . ."

Dostojewski hat diesen Zusammenstoß zwischen einer rein seelisch-geistigen und einer rein äußerlichen Gesellschaftswelt so scharf herausgearbeitet, daß wir wohl fühlen, welche Bedeutung er dem beilegt. Die Weltunerfahrenheit, die Weltunklugheit Mischkins tritt hell und klar gegen die Verdunkelung und Verkalkung der Gesellschaft; das tiefe, wirkliche Leben in seiner großen Einfachheit scheidet so stark vom eingebildeten, glanzlosen Leben, daß uns unwillkürlich das Wort einfällt: „Welcher sich unter euch dünket weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein, denn der Welt Weisheit ist Torheit bei Gott."

Ja, als einen Narren in dieser Welt hat der Dichter seinen Helden hingestellt. In einer für Mischkins Empfinden schmerzvollen Szene, da er wieder einmal zusammenprallt mit der Gegensätzlichkeit der Welt, deklamiert Aglaja das Puschkinsche Gedicht vom armen Ritter, in dem geschildert wird, wie ein Ritter trotz allem Hohn der Welt treu an seinem Ideal festhält. Einen Brief, den Mischkin ihr geschrieben hat, hat sie „zufällig" in einem Band des Don Quijote versteckt. Alles dies könnte nebensächlich erscheinen, aber es ist für den Dichter nicht zufällig, und es deckt uns einen Zusammenhang auf. Für Dostojewski liegt in der Donquijoterie die tiefste Tragik, zugleich das edelste Menschentum. Der Don Quijote ist für ihn eines der Lebensbücher: „Dies traurigste aller Bücher wird der Mensch nicht vergessen, zum jüngsten Gericht mitzunehmen. Er wird auf das im Buch enthaltene tiefe Geheimnis der Menschen und der Menschheit hinweisen: daß die größte Schönheit des Menschen, seine höchste Reinheit, Keuschheit, sein ganzer Mut und endlich sein größter Verstand leider nur zu oft ohne Nutzen der Menschheit vergehen und sich sogar in einen Gegenstand des Spottes verwandeln." Er meint, hier walte eine seltsame Schicksalsironie: solche Menschen, die die Menschheit lehren und fördern müßten, gingen oft unter im Spottgelächter der Steinigung. Denn solchen Naturen fehle oft das menschliche Genie, ihre wunderbaren Gaben zu mäßigen und sie der Menschheit anzupassen. Sie müßten andererseits absolut sein, sie wären sonst nicht sie selbst, auch wenn sie bloß für einen Wahn lebten. „Als Don Quijote auf alles verzichtet hatte, als er von seinem Wahn geheilt und klüger geworden war, da starb er alsbald still und mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen. — Er hatte die Welt geliebt mit der großen Kraft seiner heiligen Liebe und mußte nun doch einsehen, daß er auf der Welt nichts zu tun hatte." Die gleiche Melancholie, die aus diesen Worten klingt, tönt uns auch entgegen, wenn Mischkin sagt: „Es gibt erhabene Ideen, von denen ich nicht zu sprechen beginnen darf, weil ich unfehlbar alle zum Lachen bringe; ich verfüge über keine anständigen Bewegungen, ich habe kein Maßgefühl, ich habe andere Worte, die den Gedanken nicht entsprechen, und das ist eine

Profanation der Gedanken." Er hätte hinzusetzen können: „Ich habe eine andere Idee des Lebens, ein anderes Sein, eine andere Geburt, daher bin ich den Menschen unverständlich und ein Idiot." Das, was der Menschheit so oft als Donquijoterie gilt, hat Dostojewski so und so oft mit glühender Begeisterung verteidigt und ist mit seinem hohen Lebensschwung abgeprallt am kalten Unverständnis und am Nichtachten der Welt.

* * *

Dieser gütige und sanfte Mensch ist nun neben ein Wesen gestellt worden, das aus Gewalt, Dunkel und Glut zusammengesetzt ist. Dieser Über-Natur oder dieser Geist-Natur steht eine Nur-Natur, eine vitale Fleischnatur gegenüber. Ragoschin ist ungeläuterte, irdische Glut, ganz und gar Persönlichkeit. Er hat einen starken und schauerlichen Magnetismus, Urkraft. Er muß sich selbst und seiner Leidenschaft bis zur Selbstzerstörung leben. Dieses Nur-Natursein Ragoschins enthält etwas Blindes, Zufälliges, ein dumpf Unerlöstes. Dem sterbenden Ippolit, dessen langer Todeskampf ein sehr seelischer, wenn auch ein sehr unerlöster ist, denn er ist noch mit allen Fasern des Begehrens an die Erde gefesselt, erscheint Ragoschin geradezu als eine Verkörperung der Nur-Natur. Er hat bei ihm das Bild einer realistischen Kreuzesabnahme gesehen, das sich in seiner Phantasie schauerlich festgesetzt hat. Es machte auf ihn, den Sterbenmüssenden, einen furchtbaren Eindruck, daß selbst Jesus, der doch die Naturgesetze überwinden konnte, sie nun im Tod nicht zu besiegen vermochte. „Die Natur", meint er, „erscheint bei Betrachtung dieses Bildes als ein ungeheueres, unerbittliches, stummes Tier oder, besser gesagt, als irgendeine ungeheuere Maschine, die alles sinnlos erfaßt und fühllos verschlingt." Dieses Bild scheint gerade die Vorstellung der dunklen, frechen, sinnlosen, ewigen Macht, der alles gehorcht, auszudrücken. „Es kam mir zeitweise vor, als ob ich diese unendliche Macht und dieses taube, dunkle und stumme Wesen in einer unmöglichen und seltsamen Form sähe . . . Kann denn etwas Gestaltloses Gestalt annehmen?" Und er erzählt von Fieberphantasien und Visionen. Er sah eine ungeheuere widerliche Tarantel, sie sagte ihm lachend, daß sie dies ungeheure, taube, dumpfe und ohnmächtige Geschöpf sei . . ., dann wieder verschwand das Tier, und Ragoschin trat ins Zimmer. Er saß stumm da und ging wieder. Da beschloß Ippolit, sich das Leben zu nehmen und nicht mehr den Tod abzuwarten. Das Blinde, Furchtbare, das ihm in der Nur-Natur zu liegen schien, überwältigte ihn. „Ich konnte nicht länger an dem Leben teilnehmen, das so seltsame und mich so verletzende Formen annahm . . ., dies Gespenst hatte mich erniedrigt. Ich bin nicht imstande, einer dunklen Macht, die die Gestalt einer Tarantel annimmt, zu gehorchen." Hier haben wir wieder eine der von Dostojewski so geliebten, mystischen Verkettungen: das dumpf Naturhafte Ragoschins, dies so stark Irdische beschwert den Sterbenden, dessen Körper sich auflöst, furchtbar, erscheint ihm zugleich als so dämonisch und stark, daß es ihm aus dem Leben, das er nicht mehr halten kann, und von dem er innerlich doch nicht frei kommt, schicksalvoll herausstößt. Vom

Standpunkt des atheistischen Ippolit aus gesehen, hat dies Naturhafte, das unweigerlich seinem Gesetz gehorchen muß, etwas so Entgöttlichtes, daß es schon so erscheint, als liefe es mechanisch ab. Wie eine ungeheuere Maschine ist ihm die Natur auf dem Bild erschienen, nur mechanisch scheint ihm die Kette Tod — Leben — Liebe — Geburt — vorüber zu laufen, auch eine Art „ewiger Wiederkehr". Er muß sich dieser Kette gewaltsam entziehen, um gewissermaßen zu beweisen, daß er außerhalb des Mechanischen steht.

Eine ganz entgegengesetzte Wirkung scheint aber diese Nur-Natur auf den Geistmenschen Mischkin auszuüben. Als ein seltsames Gegenstück zu Iwans Teufel scheint er, der Geist, von weit her, aus ganz anderen Bezirken kommend, sich nach Materie zu sehnen. Hier stößt etwas zusammen — ein Ring schließt sich. Es scheint, als müßte Mischkin aus der Natur immer wieder eine Kraft ziehen, um sich neu zu materialisieren, so sehr ist er Geist. Er liebt Aglaja, dennoch begnügt er sich mit einem verzückten Anschauen, er scheint wunschlos. Lisaweta Prokofjewna, die oft genial intuitiv urteilt, fürchtet sich vor dieser Genügsamkeit: „Sie erriet es, sie befürchtete im Stillen vieles." Als Mischkin von Nastaßjas Anblick erfaßt worden ist, nicht nur in Seele und Herz allein, sondern auch in seiner Natur, empfindet er dies nur unbewußt und nur als eine furchtbare Beunruhigung. „Ihm schwebte auch noch eine andere, noch unbeantwortete Frage vor, die so wichtig war, daß der Fürst sich sogar daran zu denken fürchtete, sie überhaupt nicht zu formulieren wagte . . . und bei dem bloßen Gedanken daran errötete und zitterte." Iwans Teufel, der dämonische Geist, in der Vereinsamung des Gespensterhaften irrend und gebunden, sehnt sich nach irdischer Materialisation, er will sich gewissermaßen vorübergehend im irdischen Fleisch erlösen. Mischkin ist vom Urfeuer Rogoschins wunderbar angezogen, er dringt hinein in dies Fleisch, nicht um sich damit zu verschmelzen, sondern um es mit Geist und Liebe zu durchleuchten. Es geschieht nicht, um von sich freizukommen, sondern um den andern zu erlösen, aber doch auch um selbst wirklicher zu werden, eine von ihm unerkannte Sehnsucht reißt an ihm. Ob für seinen Geist der Ablauf der Natur oder des Menschlichen, soweit es Nur-Natur ist, auch etwas Geheimnisvolles enthielt, so daß sein ins Unendliche schweifender Geist in der Bindung, die für den gewöhnlichen Menschen Schicksal heißt, Rahmen und Beruhigung fände? Als man ihm sagt, er wäre eigentlich Materialist, widerspricht er nicht: es blieb in ihm eine unbewußte Empfindung von Wurzellosigkeit, die ihn zur Materie hinzog. Seinem eigenen persönlichen Leben gegenüber war Mischkin gleichgültig. Dennoch hat er Leben, Welt und Menschsein sehr ernst genommen. Nie war die Welt für ihn Schein, nie löst er seinen Gottgeist von der Natur und den Menschen irgendwie ab. Er lehnt sich auch nicht aktiv durch Taten gegen die Welt auf, obwohl er oft bis ins tiefste Herz betrübt ist durch sie. Als Rogoschins Haß voll und schwer auf ihn fällt, als er den Mordversuch erlebt hat, verschließt er ihm sein Herz dennoch nicht. Die Polarität zwischen Geistmensch und Nur-Naturmensch, die geheimnisvolle Anziehung bleibt auf beiden Seiten bestehen. Rogoschin haßt und liebt Mischkin zu gleicher Zeit. Unter der Lava glüht hier immer das Feuer; für ihn

ist alles Gefühl Gefahr, Liebe sowohl wie Haß. Ragoschin ist erfüllt von Manneseifersucht gegen Mischkin; der Nur-Naturmensch kann dem Gefühl zwischen Mann und Weib nur eine Deutung geben. Mischkin kämpft vergebens gegen diesen blinden Sturm.

Auch in Nastaßja tritt Mischkin etwas von diesem Blinden, Dumpfen, Naturhaften, das unerlöst dahinlebt, entgegen. Er fühlt das Unrecht, das an ihr getan ist, mit ganzer Kraft, sein Erbarmen und Mitleid für sie sind grenzenlos. Hier an diesem Gegensatz der Geschlechter kann der Dichter jetzt das Neue zeigen, das Mischkin in die Welt bringt. Es ist die Offenbarung einer neuen Art der Liebe. Mischkin liebt Nastaßja mit ganzem Herzen, während er als Mann doch schon Aglaja liebt und mit ihr verlobt ist. Seine Liebe zu Nastaßja wächst trotz allem so stark heran, daß sie im großen, schicksalentscheidenden Augenblick stärker anschwellt als sein Gefühl zu Aglaja. Er meint, dies alles wäre ganz einfach zu erklären, und sowohl Ragoschin als Aglaja müßten es verstehen. Aber diese beiden Liebenden können ihrer Natur nach jene Art von Liebe in nichts verstehen, und so findet Mischkins neues Gefühl keine Einordnung in der Welt und kann von niemand richtig nachgefühlt werden. Seine Liebe zu Aglaja umfaßt auch mehr als bloß das Geschlechtliche, im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist sie wohl kaum Liebe zu nennen. So werden sowohl Aglaja wie Nastaßja unglücklich, weil keine ihn ganz und voll als Mann gewinnt. Wenn er auch Nastaßjas Traum vom erbarmenden Menschen erfüllt hat, erlösen konnte er diese leidenschaftliche Natur doch nur, wenn er ihr seine ganze Mannesliebe hätte schenken können, denn sie ist gebannt in ihr Geschlecht. Er aber steht außerhalb dieser Bindung.

Mischkin hält Nastaßjas Geist für verwirrt. Sie steht wohl auch an den Grenzen, doch ist es mehr der Aufruhr des Herzens, des Stolzes, der gekränkten Ehre, als die geistige Gefahr, die ihr droht. Bei der brutalen Szene im Pawlowsker Park, als Mischkin sie bedroht sah, ging eine furchtbare Qual durch seine Seele: „Wenn man eine Frau mehr als alles auf der Welt liebt oder die Möglichkeit einer solchen Liebe voraussieht und sie dann an der Kette hinter dem Eisengitter erblickt, während der Aufseher gerade den Stock über ihr schwingt — würde man wohl etwas Ähnliches empfinden, wie es der Fürst jetzt empfand.“ Ja, es ist eine Leidenschaft des Mitleids und der Menschenliebe, die ihn erfüllt. Jene neue vorausgeahnte Leidenschaft, die Christus erst angedeutet, gewissermaßen erst in Vorschlag gebracht hat, führt er schon als eine kommende Erfüllung des Menschengeschlechts aus: es ist ein brennendes Feuer, eine Leidenschaft des Menschen für den Menschen. Das Neue, das Große ist es, ein Gefühl, das der einstigen Synthese der Menschen vorangeht. Schon Ippolit fühlt es, wohl durch die Erscheinung Mischkins veranlaßt, daß eine ganz neue Art der Hingabe der Persönlichkeit den Menschen kommen könnte: „Woher wissen Sie, welche Bedeutung die Hingabe der Persönlichkeiten aneinander für die Schicksale der Menschen hat?“ Schon jetzt ist das Menschsein verbunden, ist das Erleben der Menschen eins, denn es ist eng verkettet. „Indem Sie Ihre gute Tat in irgendeiner Form aussäen, geben Sie einen Teil ihrer

Persönlichkeit hin und nehmen einen Teil einer andern in sich auf." Die Gedanken und Taten gehen nicht unter, es findet immer eine Wiedergabe statt, die ausgestreuten Samenkörner gehen auf. Jene Verbundenheit des Allseins, die Sossima so stark empfindet in seiner Alliebe und Allschuld, ruht auch schon als unbewußte Überzeugung in Mischkin, nur daß er sie zu einer persönlichen Leidenschaft steigert.

Aber noch ist die Menschheit dazu nicht reif. Die Welt ist erfüllt von Mißverstehen. Wenn Mischkin ein abfälliges Urteil über einen Mitmenschen hört, so sagt er leise und traurig vor sich hin: „Dies müßte anders verstanden werden." Er selbst hat einen andern Sinn, nach dem er Leben, Menschen und Geschehen aufnimmt, aber den gewöhnlichen Menschen scheinen Form und Schema, selbst im Fühlen, vorausbestimmt zu sein. Wenn wir am Ausgange der Tragödie Mischkin und Ragoschin vor dem grünseidenen Vorhang liegen sehen, hinter dem die Leiche der Nastaßja verborgen ist, so werden wir nicht nur von Schaudern erfaßt über dies zerstörte Schicksal, wir fühlen es, daß auch mit Mischkin, mit der Idee, die er verkörpert, etwas Furchtbares geschehen ist. Er geht ja nicht nur physisch unter, sein Geist ist zerstoben an einer hoffnungslosen Vergeblichkeit, die uns schmerzvoll erfaßt. Geist-Natur und Nur-Natur, sie sind beide zerstört worden, sie haben sich in nichts gemischt und erlöst, und obwohl sie beide wie liebende Brüder neben der stummen Toten liegen, so liegen sie doch abgrundtief voneinander getrennt da und ähneln sich nur in der Tatsache, daß sie beide untergehen. Die Strahlen der allgütigen Liebe sind an diesem Medium abgeprallt. Mischkin hat helfen und erlösen wollen und hat nichts als Verwirrung in die Welt gebracht. Unwillkürlich fallen uns die Worte ein, die der Großinquisitor Iwans zu Jesus spricht: „Geh, und komme nie wieder."

* * *

In Mischkin ist ein Nebeneinander der Dinge. Nichts eigentlich Geschiedenes. Er trennt nicht Stoff und Form, Materie und Idee, denn er sieht tiefer als diese Scheidungen und Formungen. Als bizarres Gegenstück steht sein Sancho Pansa, Lebedew neben ihm. Er ist eine Verkörperung der Mittelwelt, trägt allgemeine Mittelmäßigkeit auf der Basis der Banalität aus. Doch ist er schillernd, zweideutig, oft geistreich. In ihm kommt eine breite Seite russischen Wesens zum Ausdruck — auch ein Nebeneinander der Dinge. Das ist das Unverbundensein des ungeprägten Charakters, des noch ungeformten Seins, einer Urroheit und Unbeherrschtheit. Er scheint sich dessen selbst bewußt zu sein, wenn er sagt: „Die Worte, die Taten, die Lüge und die Wahrheit, das alles ist in mir auf einmal, und dabei ganz aufrichtig, enthalten." In ihm erscheint gestaltet und oberflächlich aufgebraucht, in der Form des Erlebten, was der Fürst in der Wurzeltiefe des Menschenwesens erschaut. Lebedew verkörpert ein ausgesprochenes Sosein, Mischkin eine Idee. Das Sosein wird sich in der Welt behaupten, auch wenn es schädlich ist, die Idee aber, auch wenn sie heilbringend ist, muß verblassen, wenn ihre Zeit noch nicht gekommen ist.

Aber in Mischkin ist trotz allem Nebeneinander etwas sehr Synthetisches, er steht der kühlen Analyse fremd gegenüber. Immer entscheidet sein Empfinden, das

Intuitive. Wichtig ist seine Stellungnahme zur Schuld. Er scheint unbewußt zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen zu sein wie Sossima. Auch er sieht mehr Irrtum und Unglück in der Welt als Sünde. Auch er fühlt dunkel, daß der Einzelne an der Schuld mitbeteiligt ist: es erhebt sich immer ein Schuldgefühl in ihm bei der Sünde der andern. Obwohl er nie von einer Allschuld spricht, ruht sie also doch schon in seinem Gefühl. Er ist einer, der im Geiste lebt, ihm ist ethisches Gesetz, eine Norm gegeben. Er sucht die Linien, die Grenzen, die sein sollten, und doch erleben wir immer wieder, daß er ein Überschreiten, ja ein Niederreißen sieht, ohne daß es scheint, als würde er sonderlich davon berührt. Es ist eigentümlich, wie er sich auch hierin zu Ragoschin und Nastaßja stellt. Er empfindet im Menschen ein dunkles Walten, ein Müssen, das ihm selbst fremd ist. Er sieht die Welt um sich von Leidenschaften beherrscht, große und kleine Verbrechen spielen sich vor seinen Augen ab, und es könnte fast so scheinen, als wäre er von einer gefährlichen Duldsamkeit gegen das ganze ungefesselte Spiel um ihn herum erfüllt. Doch ist in ihm keinerlei Gleichgültigkeit, er leidet unter allem diesem, nur verurteilt er nicht. Er muß ja eben tiefer sehen als das, was vor Augen ist, denn sein Geist ist auf das Ganze gerichtet, auf das Naheverbundensein der Dinge, vor dem sie sich zur Gestaltung fügen. Er sieht die Sünde immer in einer Totalität verankert. Die Einzelsünde ist für ihn immer nur wie eine auftauchende Spitze, bloß eine Art von Signal, ein Sichtbarwerden für den gewöhnlichen Menschen. Er empfindet, wie diesen unerlösten, gebundenen Naturen das, was geschieht, Zwang ist, Schicksal. Doch bewertet er die Sünde als Sünde nicht gleichgültig; als Signalisierung für die Welt bekommt sie auch für ihn eine Bedeutung. In bezug aber auf das Sein der Menschen bleibt sie ihm wesenlos, denn er sieht ja dies Sein als ganzes Bild vor sich. „Ich sage dir, daß ich nur den Parfen Ragoschin kenne, der mit mir an jenem Tage sein Kreuz getauscht hat . . ., ich kenne dich, wie du an jenem Tage warst, ebenso genau wie mich selbst. Das, was du dir eingebildet hast, hat nicht existiert und konnte nicht existieren." Die Sünde des Mordes ist bei Ragoschin noch nicht als Signal aufgetaucht; Mischkin empfindet sie als gegen sich gerichtet, als eine Unwahrheit, sie gilt nicht für ihn, obwohl er etwas Drohendes, Ähnliches, auf Nastaßja Gerichtetes, fürchtet. Er fühlt aber schon mit ganzer Kraft Ragoschins Schuld vor der Tat, denn Schuld ist für ihn einbeschlossen in sein ganzes Sein.

Hier zeigt sich eine andere Einstellung des russischen Empfindens in der Frage von Schuld und Sünde, die nicht nur Dostojewski eigen ist, sondern tief im Volke wurzelt. Es ist, als wäre im russischen Sein der Stand des allgemeinen Grundwassers ein höherer Das Allgemeine, als Ungeformtes, erfüllt die einzelne Seele, in der weniger Scheidung ist, noch mehr. Die aus dem Allgemeinen, noch Ungeformten sich lösende Seele steht zur Einzelsünde in einer geringeren Distanz, als es bei den älteren Kulturvölkern der Fall ist. Je stärker die Distanz zwischen uns und unserer Seele ist, um so ferner kann sie zwar von uns sein, doch je mehr Gegenüber da ist, um so mehr ist auch Verantwortung da. Die Möglichkeit des Bewußtwerdens, des Erkennens ist dann eine stärkere. Aus der um so vieles noch flüssigeren

oder protoplasmatischeren Grundbasis russischen Seins tauchen die Strebungen heftiger, unbewußter, dem eigentlichen Sein verwandter, nach oben. Das Verbundensein mit der allgemeinen Grundschuld des Menschenseins ist eine innigere. Das schlechtweg Tragische hier ist dies, daß in das naturhaft Dämonische des noch ungelösten Seins noch kein Schöpferwort zur Klarheit des Lichtes aufgerufen zu haben scheint. Darum sind für Mischkin die Tatsachen weniger wichtig als das Bewußtsein des dumpfen Befangenseins in der Naturgebundenheit. Darum auch erscheint dem Russen eine kühl berechnete Verstandessünde, ein kaltherziger Betrug, so paradox es klingen mag, als eine gottlose Sünde gegen diejenige, die mächtig hervorquillt aus der Seinsbasis, die also Schicksal ist. Aus dieser Grundempfindung heraus nennt das Volk die Verbrecher ja auch die Unglücklichen. Es ist hierin eine feine Gefühlsunterscheidung vorhanden zwischen den gemeinen, banalen Sünden und den großen, wenn auch dunklen Wellen tiefer Verschuldung. Eine kleine Sünde ist oft teuflischer als eine große. So ist Gogols Tschitschikoff, der typische, kleine russische Beamte, mit der kleinen, habgierigen Seele ein Isolierter, der nur auf sich bedacht ist, so recht auf dem Wege des Teufels. Denn der Russe hat ja mit Recht erkannt, daß des Teufels Reich durchaus nicht nur dort ist, wo sich die großen Verbrechen gegenüberstehen, sondern gerade in der breiten Masse der Banalität, wo die Todsünden, in kleine Münze umgewechselt, ihren Reigen tanzen. Auch Raskolnikows Argumentation, daß die Sünde sich nach dem richtet, der sie verübt, folglich nur relativ bewertet werden kann, ist eine ganz russische. Wir dürfen uns hierdurch nicht irremachen lassen in der Anwendung auf uns selbst: dasselbe Verbrechen von einem Russen oder Europäer ausgeübt, ist dem Sinn nach ein Verschiedenes. Weil eben unsere ganze Einstellung, unsere ganze Distanz, alle Zwischenschichten der Kultur, für uns etwas anderes geschaffen haben — eben ein Gegenüber, so daß wir die Dinge auch perspektivisch zu sehen vermögen. Das furchtbare Verbrechen Ragoschins trennt ihn zwar auch in Dostojewskis Sinn von seinem Gott, aber es hängt doch mit dem Urquell seines ganzen Seins und Lebens so eng zusammen, daß es ihn nicht auf ewig vom Quell alles Lebens scheiden kann. In einer flachen Seele, die sich von Gott ganz abwandte, hat Gott nicht mehr Raum, sie kann nur durch ein Wunder gerettet werden. Die dem Schicksal ausgelieferte Seele, so viel Schuld auch auf ihr lasten mag, vermag es dennoch wie Mitja Karamasoffs Seele aus Schutt und Trümmern, aus Schmach und Leid heraus, Gott, ihrem Schöpfer, einen Hymnus der Freude zu singen. Dostojewski will aber auch, daß die große Schuld sich voll auslebe, daß sie den ganzen Prozeß von Reue und Strafe und Buße auskosten soll. Er steht von seinem Standpunkt aus mit Recht den Bestrebungen feindlich gegenüber, die das Verbrechen vielfach auf rein physische oder Milieugründe zurückführen wollen, um die Strafe dadurch zu mildern. Für ihn ist das ein Abbrechen der Spitze, ein Betrug des Sünders, ein Oberflächlichwerden. Der große Gang des Martyriums durch die Folgen seiner Sünde soll dem Schuldigen nicht genommen werden, denn wenn die volle Abbüßung der Schuld auch zum bitteren Leiden führt, so führt das Leiden doch zu Gott.

* * *

Dostojewski hat ein Buch über Jesus schreiben wollen. Dies Buch wäre nicht wissenschaftlich gewesen, kein historischer oder philologischer oder dogmatischer Ballast hätte es belastet, es wäre ein reines Menschenbuch gewesen. Vielleicht wäre hier eine Psychologie entworfen worden, wie sie die Welt noch nicht gekannt. Es wäre kein klares Buch gewesen — Klarheit entsteht immer erst da, wo etwas sich dem Endprozeß nähert — es wäre äußerst problematisch, dunkel und mystisch geblieben, doch hätte ein heiliges Feuer von ihm ausgestrahlt. Diese große Auseinandersetzung hat der Dichter uns nicht hinterlassen, aber wir ahnen es bald aus seinen Worten, bald aus seinen Gestalten, was seine Seele meinte. Seine Stellung zu Jesus, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, besonders zu dem Jesus im Johannesevangelium, war eine äußerst persönliche. In den Jahren der Verbannung und des Gefängnisses hat das Licht des Evangeliums in seine Seele geleuchtet. Er liebt Jesus mit ganzer Glut; die christlichen Tugenden der Demut, Liebe, Unterwürfigkeit, Geduld leben in ihm als große, ewige Werte, ja, als Teile seines Wesens. Wenn wir es vergleichen, wie Dante, vielleicht der vollkommenste Gegensatz zu Dostojewski als religiöse Gestalt, sein Schicksal erfaßte, fühlen wir es heraus, wie viel näher Dostojewski zu Jesus stand. Er hat sein Leben nicht bewußt ausgewählt, er hat es angenommen, dennoch ist es so sehr sein Leben, so ganz unverwechselbar mit jedem anderen. Wenn unser Leben etwas Ähnliches ist wie die Fortsetzung unserer Gebärde, wenn es aus den Strebungen unseres eigentlichen Seins hervorgeht, so ist auch Dostojewski sein Leben. Er ist Märtyrer, und es zieht ihn zu Martyrium und Kreuz, er geht stets bis aufs Äußerste, und so ward auch seines Lebens Gestalt. Ja, die bizarre und doch so große Zeichnung seiner Lebenslinie ist so voll seines Wesens, daß es uns erfaßt. Auch Dantes Schicksal war groß, es glich einer düstren Gewitterwolke; wohl ist es aus seinem Wesen herausprojiziert, doch stellt es viel mehr ein Gegenüber da. In Dante ist nichts von Demut, sein Christentum ist katholischer Konservatismus, Dostojewskis Christentum umschließt den Kern des im Christentum verborgenen Anarchismus. Dantes mächtiges Poem ist viel mehr sein Leben, als sein äußeres Leben es war, seine außerordentliche Herrschsucht setzte sich selbst ein Denkmal. Ein heruntergekommener kleiner Beamter bei Dostojewski hat sich, betrunken, vor einem halbbezechten Bekanntenkreise ausgeschüttet, hat sich und sein Inneres bis aufs letzte klargelegt. Als er nun die andern hierzu bloß lachen sieht, sagt er ganz demütig: „Tut nichts, macht nichts. Dies Kopfschütteln irritiert mich nicht. Denn es ist doch alles bereits allen bekannt, und alles Geheimnis wird allen offenbar.“ Das ist echt russisch und kann schwer von unserem Empfinden nachgefühlt werden. Aber so hat auch Dostojewski sich ausgeschüttet, seine Brust aufgerissen und uns sein blutendes Herz gezeigt ..., rücksichtslos ist er dabei gewesen, oft unbarmherzig, ohne zu fragen, wer ihm zuhörte. Sündig, vielleicht oft verworfen, frevelnd, durch die Tiefe geschleift und zur lichten Höhe emporgehoben, scheint es fast, als umspanne er in gewaltiger Skala ein ganzes Menschensein, *als wäre er ein Kreuzträger seines ganzen Volkes gewesen, als habe er das Sein jenes Volkes in seinem Wesen erlebt und*

in seinem Werk inkarnieren müssen. Ja, er trug, ohne es selbst vielleicht zu wissen, eine gewaltige Mission: er erfüllte durch sein Leiden vielleicht das Große, Kommende, und bereitete den neuen Weg vor. Je mehr die Zeiten ihn von uns entfernen, um so deutlicher scheint es uns, als höbe sich ein sanftes Leuchten über seinem Duldergesicht. Er entschwindet unserem Blick, aber ein langer, schmaler Lichtstreif zeigt uns seine Spur.

Es liegt so nah, beim Verhältnis Mischkins zu Nastaßja an den Heiland und die Sünderin, bei seiner Erzählung von den Kindern an die segnende Gebärde von Jesus zu denken, der die Kinder zu sich rief. Als gelebtes Vorbild, als gestaltete Wirklichkeit, als gewordenes Schema liegt hier das Sein des Gottmenschen gewiß zugrunde. Als solches kann es immer wieder nachgelebt, neu gestaltet werden, sowohl in Phantasie als im Leben. Wenn aber dies Schema vom armen Narren Emanuel Quint bewußt nachgebildet wird, bis er, mißverstanden von der Welt, sich schließlich trotz seiner wunderbaren Lehre verzerrt und emporreckt bis zur äußersten Karikatur, so ist das bei Mischkin anders. Seine Heiligkeit und seine hohe Geburt scheinen ihm ganz unbewußt zu sein. Es gibt im Reiche des Geistes sowohl Zeugung und Geburt, als Nachfolge und Erbfolge. Da das Leben einmal einen Anstoß empfangen hat, zeugt Jesu Erscheinung fort und fort; seit er gelebt, ist ein Menschheittypus neu in die Welt gestellt, der ewig sein wird. Die Gestalt ruft immer wieder Gestalt hervor, sie ist ja schließlich nichts anderes als ein Stück erhelltes Menschheitsbewußtsein, das, einmal gelebt, übernommen werden kann. So hat Dostojewski in Mischkin vor allem christliche Gestalt geben wollen, er hat den christlichen Menschen gemeint. Im Augenblick, da sie sich ins Verderben stürzt, sagt Nastaßja zu Mischkin: „Aber ich habe doch wenigstens einen Menschen gesehen." Und der sterbende Ippolit will ihn noch einmal anschauen, um vor dem Tode noch „einen Menschen" zu sehen. Diese Sehnsucht nach dem Menschen ist stets im Russen eine besonders starke gewesen. Daher berührt es ihn so sehr, wenn das Evangelium einmal unmittelbar an ihn herantritt, wenn er die Gestalt Jesu als menschliche Erscheinung, wie eine neue Bekanntschaft, kennen lernt. Es ist durch die Zurückhaltung der Kirche in diesem Volk noch eine starke Unverbrauchtheit, eine Frische der Phantasie da, um die Evangelien aufzunehmen, die für die anderen Völker schon vielfach abgespielte Bahnen sind, auf denen ihr Gefühl sich müde gelaufen hat. Es liegt ja für alle, die an die Evangelien herantreten wollen wie an etwas ganz Neues, noch Ungekanntes, ein unmittelbares Schöpfertum, eine neue Offenbarung bereit. Wie viel mehr sollte das nicht der Fall sein bei einem vielfach noch so kindlichen Volke wie das russische? Der große Gott, der Herr der Welt, ist dem einfach gläubigen Russen Rätsel, das er gar nicht zu ergründen sucht, dessen unerkanntes Sein und Wirken er demütig hinnimmt. In seiner dumpfen Unabänderlichkeit ist dies etwas dem griechischen Fatum der späteren Zeit Ähnliches. Zu diesem Gott aber führen, wenn auch nicht als Stufen, so doch als Annäherung, dazwischen auch nur als Schutzwehr, Jesus, die Mutter Gottes und die Heiligen. Aber das an diese heiligen Personen gerichtete Gebet ist eher eines, das an die Menschlichkeit gerichtet ist. Die dämmerige Kirche,

der blaue Weihrauchduft, die geheimnisvolle, goldene Wand vor dem Heiligsten, die vielen, auf Goldgrund strahlenden Heiligenbilder mit den Flämmchen der Kerzen davor — alles das ist ein Mysterium von Unnahbarkeit, etwas Geheimnisvolles, das gar nicht verstanden zu werden braucht. Ein Teilchen der Kirche lebt in jedem Hause weiter, in dem Heiligenbild in der Zimmerecke, vor dem das ewige Lämpchen brennt. Die Brücke zum gewaltigen Gott ist nie abgerissen, aber je intimer und je lieber die Heiligenbilder dem Frommen werden, um so mehr gewinnen sie an Menschlichkeit, und es verändert sich, durch sie gesehen, das Bild des gewaltigen Gottes über Seele und Leben, bis sich seine Züge durch die eifrige Fürbitte der Heiligen fast zu denen eines guten einfachen Menschen wandeln. Dennoch bleibt in der Seele eine Leere, die Kirche gibt ihr zu wenig Stoff zur Verarbeitung, da fällt denn das reine Wort des Evangeliums auf durstenden Boden. Da wird Jesus empfangen, ausgestaltet in der Volksphantasie, da ersteht der heilige, göttliche Mensch, das ideale Vorbild. Sekte um Sekte bildet sich, und alle greifen nach dem letzten eigentlichen Quell; sie erkennen die Gegensätzlichkeit zwischen Welt und Leben Jesu, wollen nur nach seinem Wort fortan leben. Eine der ältesten russischen Sekten, die Kristowschtschina, hat ihren Glauben zu einem seltsamen Menschenglauben ausgestaltet. Sie meinen, daß die Männer heranwachsen können in den Christusgrad und die Frauen in den Muttergottesgrad, ja, der Mensch in seiner Gottähnlichkeit habe durch viel Entsagung und Keuschheit selbst sein Fleisch gewandelt, sei ganz zu Geist geworden. Christus gilt auch ihnen nur als ein Gottmensch, als ein heiliger Mensch. Es spricht sich hier das Verlangen aus, Gott immer wieder zur Menschheit herabzuzwingen, daß er als Geist Geburt halte im Menschen. Gott und Mensch wachsen sich entgegen. Das irdische Fleisch kann so vergeistigt und geheiligt werden, daß es ein Sitz werden kann für das Göttliche. Wenn auch viel Unfug und Unlauteres hier mitläuft, so drückt sich doch in dieser Muttersekte ein psychologisch Ewiges der Volkssehnsucht aus. Doch ist die Grenze zwischen Gottesmenschentum und Menschengottestum hier oft haardünn und wird überschritten, wenn sich die Seele in Dünkel und Eigenbestimmung erhebt.

Es zeigt sich also, daß der stärkste Glaube im Russen derselbe Glaube ist, der in Dostojewski lebt, und der bei ihm so leidenschaftlich geworden ist: *der Glaube an den kommenden Menschen, der Menschheitsglaube.* Hier offenbart sich sein wirklicher Glaube, während das, was er so eifrig dafür hielt, mehr ein „Fürwahrhalten" war. Ich habe es schon erwähnt, was für Dostojewski die griechisch-orthodoxe Religion gewesen sein könnte. Ich möchte hier noch hinzufügen, daß sowohl sein Glaube an die Kirche wie an den Zarismus gewissermaßen die unbewußte Selbstversicherung eines höchst sensitiven und nervösen Menschen sein könnten gegen die Schicksalsschläge, denen sein Leben ausgesetzt war. Der Mensch erhebt so manches zum Glauben, was für ihn Lebensnotwendigkeit wurde. Dostojewski wird nicht dadurch herabgesetzt, wenn dies als ein für seine Seele durchaus harmloses Mißverständnis erfaßt wird. Seine Seele war sowohl vom Zarismus als von der griechisch-orthodoxen Kirche meilenweit entfernt. Sein Gott, um den er

rang, für den er blutete, der erstand ihm mitten aus dem Menschenleben heraus — der war Erleben, der war Menschensein. Den zu suchen, zu finden, darzustellen an seinen Wirkungen, den zu offenbaren, mußte er waten durch Tränen, brennen in der Qual der Hölle, oftmals fallen und doch aus den Kräften seines Herzens immer wieder neu auferstehen. Sein Gott, der Liebe, Mitleid und Erbarmen war, konzentrierte sich in Jesu Lichtgestalt, war in ihm, verließ ihn nie. Er war sein Genius, und vielleicht, wenn er ihn am leidenschaftlichsten suchte und sogar verwarf, war er ihm dennoch am nächsten. Mischkins tiefes Wort, es handle sich im Atheismus um „etwas ganz anderes", kann uns sehr nachdenklich machen. Ja, bei der großen Bedeutung, die der Dichter dieser Gestalt beilegt, scheint hier ein Hinweis gegeben. Wir fühlen: hier kommen wir zum noch ungeklärten, mystischen Punkt, da sich der Ring der Gegensätzlichkeit schließt, hier haben wir einen blitzartig schnellen Einblick in die Seele des Dichters und erraten, wie es sein kann, daß sich Kirilloff und Mischkin, Sossima und Iwan lebendig ineinander verschlingen. Wenn Iwan ein gewaltsamer Rebell ist, so ist er im Grunde doch eine religiöse Natur. Das religiöse Problem wendet ihm die dunkle, nicht durchleuchtete Seite zu, aber es verläßt ihn nie. Er glaubt seinen Kampf gegen Gott gerichtet, wie auch Kirilloff dies glaubt, und doch ist es eigentlich nur ein blinder Kampf gegen seine eigene Natur. Seine furchtbare Auflehnung gegen das Schicksal der Welt ist eine durchaus atheistische Grundeinstellung, aber vor allem ist sie selbst ein Schicksal. Religiöser Glaube wird nicht seelisch durch das Fürwahrhalten bestimmter Begriffe und Vorstellungen, sondern durch die Grundeinstellung der ganzen Seele. Dostojewskis großes Lebenswerk zeigt es, wie sehr das Problem des Glaubens und Unglaubens in der psychologischen Beschaffenheit des Menschen begründet liegt. Die Atheisten setzen den ganzen Schwerpunkt des Problems auf die geistige Ebene, aber sie zeigen dadurch nur das Gerichtetsein ihres eigenen Wesens an. Dies allein bleibt das Entscheidende. Glaube und Unglaube erwachsen also aus unserer Naturanlage. Glaube erscheint Gnadengeschenk, Unglaube Schicksal, Unglück. So gesehen, erhält der Atheismus eine größere Geste, etwas Pathetisches. Der Zweifel, als eine der Grundstrebungen der Seele, ist folglich ein Schicksal. Doch signalisiert er nicht durchaus Unreligiosität, er kann im Gegenteil oft gerade das Merkmal einer tief religiösen Natur sein. In Dostojewskis Seele ward der Zweifel nie gelöst, er stand auf als bange Frage, als Sorge, als Gedankenkraft.

* * *

Auch der größte aller Gläubigen hat durch eine dunkle Stunde des Zweifels hindurchgehen müssen.

In der schwülen Nacht, die seiner Gefangennahme vorangeht, ringt Jesus im heißen Gebet im Garten von Gethsemane. Da rauscht ein für ihn fremder, uns erschütternder Urklang immer wieder auf: wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen. Zwar folgt die Unterwerfung, doch immer wieder ersteht das bange, furchtbare Gebet ....

Jesus ist bis an die Grenzen seiner Seele gegangen, er ringt, daß ihm der Schweiß von der Stirn perlt. Er weiß, bald wird die Mittelschicht der Welt kommen und ihn vernichten wollen; dennoch betet er. Glaubt er an ein Wunder? Wunder kann es nur geben zwischen Ungleichen, nicht zwischen Gott-Vater und Gott-Sohn. Er zittert auch nicht vor dem Schicksal in dem Sinn des Nur-Naturmenschen. Wovor er zurückbebt, ist die ungeheuerliche Verantwortung, die auf ihn gelegt worden ist; dadurch ist diese Stunde eine Stunde der Versuchung für ihn geworden.

Einst trat die Versuchung an ihn heran und verhieß ihm Eigenmacht. Er sollte sich absplittern von Gott, herausfallen aus dem kosmischen Zusammenhang aller Dinge. Der irdisch höchste Grad der Persönlichkeit, das Menschengottestum, ward ihm verheißen. Aber Jesus verwarf es, Persönlichkeit zu sein. Dies höchste Glück der Erdenkinder war nicht das Schicksal des Gottgesandten. Jesus entschied damals leicht, denn er entschied nur für sich selbst, nun aber ruht die Last der Menschheit auf seinen Schultern, er muß für sie entscheiden. Da packen ihn Angst, Furcht und Zweifel, es bangt ihm vor dem Austrag der gewaltigsten aller Rechnungen. Die Frage stellt sich vor ihn, ob sein Tod und sein Opfer der Menschheit auch die Erlösung bringen können? Ob somit nicht Gottes Opfer — denn Gott opfert sich in ihm für die Menschheit — nicht vergeblich ist? Dieser Gedanke rüttelt an der Welt. Zweifel an diesem göttlich gewagten Spiel, das um die rätselvollste aller Verkettungen: — Mensch, Gott, Teufel, Schuld, Opfer — geht, ist schon Frevel, ist ihm aus der Menschenseite seiner göttlichen Erscheinung emporgewachsen. Er fühlt das fast Unsagbare, daß die Tragödie der Schöpfung nicht austragbar ist durch Gott allein, daß auch die Tatsache des Sohnestodes sie nicht erlöst, sondern daß nur die Menschheit allein hier den Ausschlag gibt, somit nicht nur ihr eigenes, sondern auch Gottes Schicksal ist. Obwohl alle letzte Entscheidung bei Gott liegt, weiß Jesus doch, daß er in seiner Menschnatur für die Menschheit entscheiden muß. Er aber fühlt den ganzen Jammer dieser verirrten, sündigen Menschheit, weiß, welche Verantwortung Gott ihr durch den Tod seines Sohnes auferlegt hat. Aber durch seinen Tod erwächst ihr der Weg. Der beginnt im Leben und endet im Leben. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Aber auf diesem Wege steht fortan groß und dunkel das Kreuz.

Dieser gewaltige Kampf um die Menschheit, durch dessen Stunde auch der Gottmensch gehen mußte, lebt in Dostojewskis großem und heißem Herzen immer weiter fort. Während er einesteils die Menschen leidenschaftlich von dem Leiden erlösen will, erkennt er dennoch das Leiden und das Kreuz als die Vorausbestimmung der Menschheit an. Erst durch sie soll sich uns der Sinn des Lebens erschließen, denn das Leben enthält Gottesoffenbarung. Diesen Widerstreit in sich löst Dostojewski nicht, er projiziert ihn fortwährend in seine gegensätzlichen Menschengestalten hinaus. Die Atheisten, wie Iwan, Kirilloff, hassen das Leiden, Sossima, Sonja nennen es heilig. Für sie ist Gott im Leben selbst enthalten, durch den Weckruf des Leidens werden wir uns dessen bewußt. So religiös wir auch Dostojewskis ganze Lebensauffassung auffassen, so stellt er für unser Gefühl das Kreuz zu sehr in den Mittelpunkt des

Lebens. Freilich, er mußte es tun für seine Person, und er sprach auch hierin ganz das russische Wesen aus: Leiden und Martyrium scheinen fast etwas zu sein, das die russische Seele sucht. Es ist charakteristisch für ein Volk, auf welchem Wege es seinen Gott erfaßt. Verbirgt sich hier unter der Sucht nach Martyrium aber nicht ein Unvermögen? Es fehlt die seelische Aktivität, das Gestaltungsgesetz. Das dunkle, oft so furchtbar rohe und wilde russische Leben gebiert nicht nur die leidenschaftlich zügellosen Karamasoffs, sondern auch die Oblomoffs. In diesen herrscht ein vollkommenes Gebundensein des gestaltenden, schaffenden Willens. Die Welt der Tat wird abgerückt, bis sie unwirklich, unwesentlich und gleichgültig erscheint. Wenn auch Dostojewskis Feuergeist allzu vital und tief in das Labyrinth des Lebens verschlungen war, so fehlte doch auch ihm ein gewisses Gestaltungsgesetz. Weder die Form seines Lebens, noch die Form seiner Werke konnte er meistern. So sehr seine geistige Phantasie Bilder um Bilder erschuf, so war doch seine religiöse Phantasie, die religiöse Vorstellbarkeit, zu schwach. Sein Gott war immer anfechtbar der Glut des Denkens, vor der er dahinschmolz. Hier liegt tatsächlich Unvermögen vor: Gott wird gefühlt, doch nicht deutlich genug erlebt, nicht mit der Seele gesehen. Die Welt erscheint als ein verschlungenes Ganzes, aus der Gott und Teufel hervorgehen, sie sollen selbständig da sein — und sind doch Gebilde des Menschen. Hier ist immer wieder Unsicherheit, Unglaube im Glauben und Glaube im Unglauben. Das einzige, woran nicht gezweifelt wird, ist die Vollkommenheit von Jesu Menschentum. Durch seine Erscheinung soll uns gezeigt werden, was der Mensch sein kann. Wenn wir zu Jesusmenschen werden, meint Dostojewski, müssen wir schließlich hineinwachsen in die endliche Synthese der Menschheit, in die Allmenschheit. Dies, scheint mir, würde etwas bedeuten, wie einen gewaltigen Menschheitskörper, der in seiner Vollendung Gottes sichtbar gewordene Gestalt selbst ist. Swedenborg spricht dies noch erweitert aus: ihm erscheint in seinen Offenbarungen das Universum in der Gestalt des Riesenmenschen, denn es ist die Schöpfung, Gottes Abbild, und Gott selbst ist Mensch. — Gott aber ist für Dostojewski nur Person in der Gestalt des Heilandes, in der Gestalt des göttlichen Menschen. Seine ganze Liebe strömt ihm entgegen. Doch die alten Zweifelsqualen steigen immer wieder auf: kann die Menschheit die Anforderung erfüllen? Ist das Christentum nicht zu sehr Idee, ja ist es nicht doch am Ende Donquijoterie? Und wäre es wirklich erfüllbar, und die Menschheit schmölze zur Allmenschheit zusammen, könnte es von Bestand sein, und was käme „nachher"?

In der Novelle im „Traum eines lächerlichen Menschen" sieht einer die Menschen in einem Idealzustand leben. Sie verkörperten gewissermaßen schon die Allmenschheit. Sie hatten eine pantheistische Allreligion, empfanden Allgefühle: alle waren verschlungen in einer Gegenseitigkeit der Gefühle. Da kam er dazu, der andere Mensch aus unserer Welt, und lebte herein Neid und Haß und Entzweiung, und es fraß sich wie Pestbazillen weiter und verdarb die Menschheit. Als sie nun aber verdorben war, entstand die Sehnsucht nach Rettung, nach Leid, Martyrium und Opfer — und der Träumende erkannte, daß die Menschnatur das alles unbedingt

zu ihrem Sein brauchte. Diese Erzählung nimmt gewissermaßen alles vorweg, sie bricht die Spitze ab. Es ließe sich von hier aus wieder eine spätere Möglichkeit zur Veredelung denken und dann wieder Abfall. Es entsteht also etwas Ähnliches, eine Art seelisches Widerspiel zu Iwans Wiederkehr der Welten. Dostojewski kommt eben von einem gewissen mechanischen Gesetz noch nicht frei: er trägt es in die Natur hinein, und seine Zweifel flößen dies Gift auch in die geistig-seelischen Lebensprozesse. Ihn hat sein Gott noch nicht erlöst. Er ist ein Gewandelter, tausendmal Wiederauferstandener, aber selbst noch kein ganz Erlöster. Es ist etwas in ihm, das ihn nie ganz freigibt, das ihn mit teuflischer List zwingt, um die Ecke zu denken.

* * *

Es ist bemerkenswert, wie Mereschkowski die „religiöse Tragödie" Dostojewskis, wie er sich ausdrückt, auffaßt. Nach ihm beruht sie auf einem Mißverständnis: Dostojewski habe seine eigene Religion nicht verstanden.

Dostojewski ist Prophet, er spricht immer von der großen Wandlung des Menschen und der Welt, er hat das im Christentum verkündete Ende, das aus der jüdischen Prophetie genommen wurde, wohl ganz in Jesu Geist erfaßt, wenn er es nicht hinausprojiziert in eine unendliche Ferne und auf einen kosmischen Prozeß, sondern auf die Ebene des Lebens, auf die menschliche Gesellschaft. Unsere Welt würde nicht untergehen, sondern sich wandeln. Nun meint Mereschkowski, daß sowohl die Religion des Menschgottes wie des Gottmenschen an das Ende heranträten. Sowohl Kirilloff wie Mischkin erlebten in jenen seltsamen Augenblicken halber Bewußtlosigkeit, die bei Mischkin dem epileptischen Anfall vorangehen, das Vorgefühl eines ganz neuen Menschseins. Im Augenblick dieser Ekstase spannt sich bei beiden ihr Selbstgefühl derart, daß es schon so unerträglich wird, daß sie aussagen, der Mensch, wie er jetzt sei, würde das nicht ertragen können. Kirilloff schließt daraus, daß der neue Mensch, der Menschgott, sich auch physisch werde verändern müssen, Mischkin erlebt darin, obzwar zweifelnd, die Möglichkeit einer andern Welt. Interessant ist es, wie sie beide in jenem Augenblick das Zeit- und Raumgefühl verlieren. Der Engel der Apokalypse sagt, daß „dann" keine Zeit mehr sein werde. Swedenborg sagt von den Engeln, daß sie keinen Raum hätten, daß die Progressionen der geistigen Welt in den veränderten inneren Zuständen der Engel bestünden. Nähen bedeuteten ihnen Gleichheit des Innern, Entfernungen deuteten Verschiedenheiten an. Es gäbe für sie auch keine Zeit, sondern auch hier nur Zustände, nämlich Grade der Liebe und Weisheit. Zeitzwischenräume gibt es nicht, wo alles Gefühl wurde. — Mereschkowski setzt nun die physische Änderung, von der Kirilloff spricht, in Parallele mit dem Paulinischen Wort: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis, es werden nicht alle Menschen entschlafen, es werden aber alle verwandelt werden." Es ist eine der Grundideen dieses geistvollen Mystikers, und diese Idee ist eine sehr russische; wir sahen es schon in jener seltsamen Sekte: diese Wandlung des Fleisches, dieses Geistwerden des Fleisches. Er meint, schon Puschkin habe davon gesprochen, und

Tolstoi habe das, wenn auch unbewußt, durch sein ganzes künstlerisches Werk dargestellt.

Alle diese Stimmen — auch das Mitklingen des Nietzscheschen Übermenschen — sagt Mereschkowski, enthalten Prophetie. Nur meint er, Dostojewski habe es nicht erkannt, daß er schon mit allen Kräften der neuen Religion zustrebte. Auch er müsse es empfunden haben, daß Jesus, die christliche Religion, nichts Definitives, sondern einen Übergang in das dritte Reich, in das Reich des heiligen Geistes, bedeutet. Dies würde die Offenbarung der dritten Person sein. Das Christentum sei die Offenbarung der zweiten Person Gottes, der einzigen göttlich-menschlichen Persönlichkeit. Aber die christliche Heiligkeit ist seiner Ansicht nach eine rein persönliche, einsame, innerliche, und darum wären alle Versuche der Gemeinsamkeit am Christentum gescheitert. Erst dem dritten Reich, der Religion der Dreieinigkeit, der göttlichen Vielheit, die sich in der göttlichen Einheit offenbart, erschlösse sich auch die menschliche Vielheit, die Gesamtheit der Persönlichkeiten. Hier erst wäre heilige Gemeinsamkeit. Dies sei die Erfüllung des dritten Testaments, der Inkarnation der dritten Person: „Wenn die erste Person der Dreieinigkeit, Gott-Natur, sich in der Naturwelt inkarniert, in der vormenschlichen, im Kosmos, und die zweite, die des Sohnes, in der Person des Gottmenschen, so würde sich die dritte Person der Dreieinigkeit, der heilige Geist, in der Gottmenschheit, in der Theokratie inkarnieren."

Das von den Juden verkündete kommende Reich Gottes, das von Jesus in den Anfängen ins Leben hineingelebt wurde, ist aber für Mereschkowski, wie für alle russischen Propheten, ein christlich-soziales, obzwar auf der menschlichen Wiedergeburt beruhendes: eine Umwandlung, nicht nur der einzelnen Menschen, sondern der ganzen Gesellschaft. Es wirkt in unseren Tagen besonders stark, dies Voraustasten, dies Hoffen auf die Erfüllung einer kommenden, doppelten Erlösung. Und wir müssen uns hier besonders nachdenklich fragen, ob Kommendes denn herausgefühlt werden kann. Haben wir überhaupt ein Recht, auf Prophetie irgend etwas zu geben? Aber wenn wir von der Voraussetzung eines gewissen Rhythmus des Weltgeschehens ausgehen, könnte es da nicht sein, daß in einigen Menschen die Schwingung eine stärkere ist, daß das Gefühl traumhaft erfaßt, nicht nur die Bewegtheit an sich, sondern auch die Grenzen einer Bewegung, etwas von der Norm der Kräfte gewissermaßen? So ließen sich große Menschheitsperioden als starke Bewegtheiten vorausahnen, dumpf im Gefühl empfunden, ausgestaltet erst durch die Phantasie. So ließe sich auch vielleicht die Bewegung einer Idee, ihre Ausgestaltung, d. i. zugleich ihr Ende vorausfühlen. Es strebt also ein dunkles Weltgefühl, etwas eigentlich rein Persönliches, ins Kosmische und erfaßt Schicksalform voraus, weil etwas von dieser Form, schon in der Bewegung vorherbestimmt, durch die Seele gleitet. So könnten alle die russischen Gefühlspropheten, obwohl vielfach mißverstehend, dennoch die großen Bewegungen, von denen unsere Zeit erfüllt ist, und die noch weit über unsere Zeit hinausgehen, erfühlt haben!

Dies dritte Reich Mereschkowskis, als ein Reich der menschlichen Gemeinsamkeit,

als eine Menschenvereinigung, würde ja tatsächlich der Religion Dostojewskis entsprechen; das ist des Dichters Zukunftstraum, er will doch die beseeltere Menschwerdung als das Zukunftserlebnis der Menschheit hinstellen. Den mit der Zukunftsreligion vermischten sozialen Gedanken Mereschkowskis aber hat Dostojewski tatsächlich nie im Sinn gehabt. Für ihn laufen die beiden großen Linien der Menschheit — das religiöse Erlebnis, die religiöse Gestaltung und das soziale Erlebnis, die soziale Gestaltung, wie ich schon mehrfach hervorgehoben habe, nebeneinander und verschlingen sich nicht ineinander. Er setzt bewußt die christliche Idee und den sozialen Gedanken geradezu in Gegensatz. Hier stellt er sich aber oft unbewußt in Widerspruch zu sich selbst. Iwan meint, daß die Kehrseite des religiösen Problems eben die soziale Frage bedeute: also wäre sie dennoch etwas wie ein Doppelgängertum? Es ist eine Unzertrennlichkeit dieser größten Frage da: der äußeren Gestaltung des Menschenlebens und der inneren Gestaltung des Menschenseins. Und weil dies so ist, ist es eine Ungerechtigkeit und hält den Prozeß auch nur auf, den Strebungen der äußerlichen Gestaltung, auch wenn sie verkehrt erscheinen, sich nur feindlich gegenüberzustellen. Hier hat Dostojewski zu kompromißlos gedacht. Wenn wir als eine der idealen Grundbestrebungen des Sozialismus, oder sagen wir besser, des neuen sozialen Weltbewußtseins, als eine der Grundideen, den Hinweis auf gemeinsame Brüderlichkeit herausnehmen, nicht als Gefühlsmoment, sondern als Versuch praktischer Gestaltung, so müssen wir sagen, daß ein christlicher Gedanke damit in der Welt dargestellt werden sollte, wenn auch vielleicht in verkehrter Form. Es scheint, als wäre der Schauplatz des menschlichen Herzens und der Seele nicht immer genügend gewesen, die christliche Idee auszugestalten. Vom Herzen aus, als religiöse Erfahrung, konnte sie sich nur sehr langsam und nur als Zukunftsidee entfalten und auswirken, so suchte sie sich ein anderes Medium. Sie bemächtigte sich des Willens, des Begehrens und des Gedankens der Menschheit. Von hier aus ward neue Form erstrebt, ward vernichtet und aufgebaut, wenn auch die Klarheit der Idee vielfach so verdunkelt ward, daß sie unkenntlich erschien. Wenn alle Epochen des Lebens die gleichen Verkörperungsmöglichkeiten hätten, dann hätte Dostojewski recht gehabt, die Menschen zu tadeln, die nicht nur aus der Seele allein heraus die Welt umgestalten wollten. Er übersah die verschiedene Orientiertheit der Epochen, sah nicht, daß die Idee, auch durch ein trübes Medium fallend, noch Leben erwecken konnte. Er hat den Sozialismus immer nur in seinen äußeren Formungen betrachtet und nicht als Weltgefühl. Als Weltgefühl besagt diese Erscheinung ein Wir, das einen unendlich stärkeren Anspruch erhebt, als das Ich allein. Die Stimme ist stärker, es ist ein Weltchor. Gluck erzählt einmal, wie er in den Wiener Straßen in eine Volksversammlung gekommen war, und mit einem Male habe sich ein vieltausendfacher Ruf erhoben: das Volk schrie nach Brot. Dieser zusammengesetzte Menschenschrei durchbrauste ihn als etwas Gewaltiges, und erst später konnte er sich in die musikalischen Chöre umsetzen.

Gewiß, der tragische Konflikt, den Dostojewski für die Menschheit vorausgesehen hatte, trat ein: die Forderungen des äußeren Lebens, dieses großen neu-

aufgestandenen Wir in der Menschheit, deckten sich nicht mit dem kleinen Opfermut der Seele und der Zurückgebliebenheit auf diesem Wege. Das soziale Weltgefühl und die religiöse Ethik müssen sich in der Welt des Erlebens, der Gestaltung erst noch durchdringen. Sie kommen, reich an Erfahrungen, belastet mit neuem Inhalt, aufeinander zu. Die soziale Gestaltung ohne religiösen Inhalt gleicht den blind dahinrasenden Windmühlenflügeln einer leeren Mühle, die kein Korn zu dreschen hat und nur Geräusch verursacht, das religiöse Leben ohne gestaltenbildende Wirklichkeit, ohne praktisches Opfer, bleibt Schwärmerei und Privatgefühl. Leben wir aber nicht, um den Weg zu bereiten zu einer neuen Synthese? Wer von uns weiß es zu sagen, ob wir jetzt wirklich nicht vor einem Weltwandel stehen, und ob sich die ewig parallel laufenden Linien nicht dennoch schneiden könnten? Dostojewski hat gesagt: „Es ist die Zeit für etwas Tausendjähriges, etwas Ewiges gekommen, für das, was sich auf der Erde seit dem Anfang der Entwicklung vorherbestimmt hat." Er fühlte die Möglichkeit des Weltwandels. Das Christentum war ihm in hohem Maße eine Religion der Zukunft. In unseren Tagen, wo es so oft gesagt wird, das Christentum hätte einen Bankerott gemacht wie noch nie, wirkt der Glaube Dostojewskis an Jesus Leben und Lehre überaus hoffnungsreich. Das Christentum ist in gewisser Beziehung überwunden, aber das christliche Leben ist nicht überlebt oder untergegangen oder hat sich als unmöglich zu leben erwiesen; es scheint verloren in der Weltkatastrophe, aber es lebt als Idee fort, und es ist sehr anderes, das untergehen wird. Das, was Dostojewski im voraus als eine religiöse Umwandlung der Menschheit erfaßte, hat jetzt die ganze Ebene des Menschenlebens, wenn auch von einer anderen Seite aus, umspannt. Das neue religiöse Leben aber, als reines Jesustum, an das wir wieder al primo herantreten werden, wird diesem Leben erst seine kommende Gestalt geben. Wenn die Raserei ihr Ende gefunden hat, wenn das umgekehrte Prinzip sich totgelaufen hat, erst dann kann die brüderliche Annäherung der Menschen beginnen und somit der erste Schritt zur künftigen Menschenvereinigung getan werden, die ich bezeichnen möchte als die neue Jesusreligion, die Mereschkowski die Religion des heiligen Geistes nennt.

Dostojewski kann für uns die Bedeutung haben, uns zu einer religiösen Erneuerung unseres Lebens anzuregen. Er zeigt uns zwar einen Weg, der uns alt scheint, aber es kommt ja im Leben nicht darauf an, n e u e Dinge zu sagen, sondern die Dinge n e u zu sagen. Neues aber können wir über die Dinge nur aussagen, wenn wir sie gelebt, d. h. sie durchblutet haben mit unserem Sein. Dann erst gewinnen sie Leben. Unser Dichter hat als ein echter Mensch gelebt, und zwar als ein russischer Mensch, und hier in seiner Echtheit kann er uns zum Vorbild werden. Er, wie kein anderer, hat es immer verkündet, daß jedes Volk seinen Glauben, ja, seinen Gott hat. Er gibt uns religiöse Anregung; w i e wir aber die Form bilden, w i e unsere Seele innerhalb unseres Volkstums das Erlebnis gestaltet, das liegt bei uns. So sehr er auch Allmenschheit, Allbrüderlichkeit predigt, so ist er doch viel zu sehr Person, um sich so weit zu verlieren, seine Nation aufzugeben. Gewiß ist sein Endziel die Einigkeit der Völker, schon als christlicher Ausgestalter muß er so

empfunden haben, hat doch Jesus als erster den engen Ring seines Volkes, den kleinlichen Dünkel des Auserwähltseins vor allen Völkern, durchbrochen. Aber Dostojewski fühlt es als starker Mensch nur zu gut, daß auch der Einzelmensch nur ganz er selbst werden kann *im Rahmen seines eigenen Volkes*. Ein ernstes Studium dieses Dichters müßte jeden Deutschen aufs stärkste auf seine Eigenart zurückführen. Deutlich empfindet er die außerordentliche Abgrenzung seines Wesens gegen diese fremde Welt. Die russische Stimmung geht zu leicht in die Breite und verlangt ein Ineinanderübergehen. Das Ich steht anders da in der Welt, als unser deutsches Ich, folglich ist auch das Wir ein anderes. Jene fremde Seele, in ihrem noch viel chaotischeren Zustande, in ihrem Mangel an Gegenüber, muß naturgemäß auch ihren Gott anders empfinden als wir. Gott strömt zu ihr mehr in den Menschen herein, während der deutsche Mensch elastischer zu Gott heranwächst und sich auf produktivere Art mit ihm trifft. Während der Russe im Martyrium stecken bleibt, wollen wir, stärker, das Opfer dagegensetzen.

Beim Russen ist ja die Natur nicht so heraufgearbeitet, das Phänomen des Bewußtseins ist hier ein anderes, ebenso das Gefühl für Freiheit. Der Deutsche erlebt sein Ich viel freier. Hat er sich seinen ganzen kleinen Kosmos aus der Tiefe hervorgezaubert, so wird er etwas erleben, das für ihn groß ist. Ja, dieses Erlebnis des Ichs wird ihm, wenn er es ins richtige Verhältnis zur Welt zu setzen vermag, ein Gefühl der Freiheit geben. Dem russischen Menschen scheint es anders zu gehen: er hat seine Natur stärker gefühlt, daher wird er durch vertieftere Selbstbestimmung unfreier, bedingter, fatalistischer, verbundener mit der Welt. Die Verbindung mit der Gottheit macht den Russen weich, liebevoll, gütig, warm, sie entwickelt also die christlichen Tugenden mehr auf eine passive Art. Unser Gott ist schöpferischer, führt nicht zur Passivität — er ist vielleicht weniger schwellend, doch dafür formenreicher. Nie hätte ein Russe das Wort Dürers sagen können, daß Gott, ebenso wie ein tüchtiger Künstler, voll Figur sei. Die furchtbare Schwere, die trotz allem auch über Dostojewski liegt, ebenso wie das Überhitztsein der Seele, sind uns fremd. Es berührt uns seltsam, daß auch er nie ganz freizukommen scheint von einem Gefühl der Furcht. Er empfindet Gott noch nicht in voller Freiheit.

Wir sind durch eine Zeit der Götterdämmerung gegangen, und Götterdämmerung ist Menschendämmerung, ist Gesellschaftsdämmerung. Dem Bestreben, die Form der Gesellschaft zu bessern, muß sich aber das Streben eines jeden einzelnen nach Besserwerden zugesellen. Der Schrei nach Menschlichkeit, der die Welt schon jetzt durchklingt, wird mehr und mehr anwachsen. Aber wir werden es auch immer mehr und mehr fühlen, daß wir nichts erreichen durch unser Menschsein allein, sondern daß der wiedererstehende, wachsende Mensch fest in seinem Gott begründet sein muß. Ob wir schon in die neue Religionsform hineinwachsen werden, ist uns noch verborgen. Aber wenn wir mehr zum Bewußtsein unserer Seele gelangen, wird sie nicht, gleich der Seele des Mittelalters, Anknüpfung suchen an übersinnliche Welten, die in mystischen Schauern erlebt wurden, wird sie nicht in romantisch sehn-

süchtiger Einkleidung traumhaft über die Erde schweifen. Die Eigenart unserer Seelenstimmung ist erwachsen aus einem erhöhten Wachsein und geschärft durch vorhergehende Zeiten schärferer Weltwahrnehmung. Es ist mehr ein Bewußtsein des Verantwortungsgefühls, das wir unserem Menschsein gegenüber gewonnen haben. Eine neue Religion, sagt Paul de Lagarde, ist nicht von heute auf morgen herzustellen, sondern wenn sie entsteht, wird sie die Seele eines Leibes sein. Wir alle, die wir dies schon innerlich erlebt haben, müssen jetzt dabei sein, in die Zukunft hinein zu bauen. Aus Dostojewskis gestaltenbildender Welt entstanden neben all den wilden, schwachen, problematischen Gegenwartsmenschen kommende, neue Menschen, wie Aljoscha, Sossima, Mischkin. . . . In uns allen, die wir jetzt das Leben bewußt und fühlend auf uns nehmen wollen, ruhen auch schon die kommenden Menschen. Unsere Seele weiß es, daß das große Bild des Menschenlebens sich wandeln muß; sie ist ganz Dichtung auf Zukunft, Hinneigung zu ihr, Glaube an sie. Und wenn nun schon das Leben einzelner sich mit diesem Blick, der hinausgeht aus einer neuen Durchglühung und Hoffnung, umzuformen beginnt in ein besseres Menschsein, in ein werktätigeres und bewußteres, als die Welt noch erlebt, so beginnt bereits für sie die Erfüllung der Prophetie. Unsere Zeit war phantasiearm, wunderleer und verlangte von ihrem Gott nur die erbärmlicheren Güter der Erde. Wir aber strecken laut rufend unsere Arme aus zu unserem neugeahnten, ewig jungen Gott und verlangen von ihm Wunder, Wandlung und neues Leben.

# Zwei Erzählungen *)

Aus dem Irisch-Gälischen zum ersten Male übertragen

von

Julius Pokorny

## I

## Der alte Mathias

Von

Pádraic Mac Piarais (Patrick Henry Pearse)

Der alte Mathias saß vor seiner Türe. Wer des Weges kam, mußte glauben, ein Bild aus Stein oder Marmor oder einen Toten vor sich zu sehen, denn es schien unglaublich, daß ein lebender Mensch so ruhig und sicher still sitzen könne. Sein

*) Die erste der beiden Geschichten, die die zwei Haupteigenschaften der irischen Volksseele widerspiegeln und uns ein treffendes Bild von der neuesten irischen Literatur in keltischer Sprache geben, stammt von P. H. Pearse, dem 1916 erschossenen „Präsidenten der irischen Republik“ und beruht auf einer allgemein verbreiteten Legende, wie sie unter der irischen Landbevölkerung zu Hunderten umgehen. Die zweite Geschichte ist das Werk eines noch lebenden jungen Humoristen; die unübertreffliche Frische des Originals kann in der Übersetzung natürlich nicht annähernd getreu wiedergegeben werden.

Haupt war gebückt, und er lauschte aufmerksam. Wer Ohren hatte zu hören, der konnte gar manche wohltönende Laute vernehmen. Der alte Mathias hörte das Klagen der Wogen, wie sie sich an den Felsklippen brachen, und das Murmeln der Bächlein, die über die Steine dahinhüpften. Er hörte den Schrei des Reihers vom steinigen Ufer her, das Blöken der Kühe in der Einhägung und das frohe Lachen der Kinder auf der Wiese. Aber nicht diese Töne waren es, auf die er so aufmerksam lauschte, obwohl sie alle seinem Ohre süß erschienen, sondern die klare, silberhelle Stimme des Meßglöckleins, die ihm der Wind in der morgendlichen Stille herübertrug.

Alle Leute hatten sich versammelt, um zur Messe zu gehen. Der alte Mathias sah sie vorüberziehen, Mann für Mann oder in kleinen Gruppen. Die Kinderchen liefen und sprangen, die jungen Mädchen plauderten fröhlich, während die Frauen sich mit leiser Stimme unterhielten und die Männer schweigend einhergingen. Jeden Sonntag wanderten sie diesen Weg entlang, und jeden Sonntag saß der alte Mathias auf seinem Stuhle und sah ihnen zu, bis sie aus seinem Gesichtskreise entschwanden. Auch an jenem Morgen kamen sie an ihm vorüber, wie gewöhnlich, und der alte Mann blickte ihnen nach, bis all der Lärm und alles Geräusch verklungen war und die letzte Gruppe den Gipfel des Kirchberges erreicht hatte, so daß nichts mehr zu sehen war, als der langgestreckte, weißglänzende Weg, und im ganzen Dorfe niemand mehr zurückgeblieben war, als gebrechliche, alte Leute in ihren Betten, die Kinder, die auf der Wiese spielten, und er selbst, wie er neben seiner Türe saß.

Der alte Mathias pflegte niemals zur Kirche zu gehen. Seit mehr als sechzig Jahren hatte er nicht mehr die heilige Messe gehört. Ein flinker, kräftiger Jüngling war er gewesen, als er sich zum letzten Male mit der Gemeinde bekreuzt hatte, und nun war er ein alter, verwitterter, müder Mann, mit weißen Haaren, runzliger Stirne und gekrümmten Schultern. Im Laufe dieser sechzig Jahre hatte er nie mehr sein Knie vor Gott gebeugt, nie mehr ein Vaterunser zu seinem Schöpfer gebetet und seinem Heilande gedankt. Ein eigentümlicher Mensch war der alte Mathias.

Niemand wußte, weshalb er nie zur Messe ging. Die einen sagten, daß er nicht an Gott glaube, die anderen, daß er in seiner Jugend eine schwere Sünde begangen habe, und daß er, weil ihm der Geistliche bei der Beichte die Absolution verweigert hätte, in jähem Zorne geschworen habe, niemals im Leben mehr einem Geistlichen oder einer Kirche in die Nähe zu kommen. Andere wieder behaupteten — aber nur flüsternd beim Herdfeuer, wenn die alten Leute untereinander plauderten und die Kinder schlafen gegangen waren — daß er seine Seele dem mächtigen Unheimlichen verkauft habe, als er ihn einst am Gipfel des Hirschberges traf, und daß ihm jener nicht gestattete, die Messe anzuhören. Ich weiß nicht, was von allen diesen Erzählungen auf Wahrheit beruht, aber das eine ist sicher, daß auch die ältesten Leute im Dorfe sich nicht erinnern konnten, den alten Mathias jemals beim Gottesdienste gesehen zu haben. Nur Cuimin O'Niadh, ein alter Mann, der vor einigen Jahren im Alter von neunzig Jahren gestorben war, hatte erzählt, daß er ihn als junger Bursche mit eigenen Augen dort gesehen hätte.

Man darf aber nicht glauben, daß der alte Mathias ein schlechter Mensch gewesen wäre. Man hätte sich keinen gütigeren, bescheideneren und natürlicheren Mann denken können. Niemals vernahm man ein böses Wort aus seinem Munde, er fand weder am Trinken noch an lärmender Geselligkeit Freude und strebte auch nicht nach Gold und Gut. Er war selbst arm, teilte aber oft sein Weniges mit Leuten, die noch ärmer waren als er. Er hatte Mitleid mit den Kranken und Erbarmen mit den Elenden und begegnete seinen Mitmenschen mit Höflichkeit und Achtung. Frauen, Kinder und Tiere liebten ihn, und er liebte auch sie, sowie alles, was liebenswürdig und reinen Herzens war.

Der alte Mathias zog die Gesellschaft von Frauen der der Männer vor, aber am allerliebsten war er mit kleinen Knaben und Mädchen beisammen. Er pflegte zu sagen, daß die Frauen klüger wären als die Männer, und die Kinder klüger als alle zusammen. Inmitten der kleinen Schar verbrachte er den größten Teil seiner freien Zeit. Er setzte sich dann mit ihnen in einer Ecke des Hauses nieder und erzählte ihnen Geschichten oder brachte sie selbst zum Erzählen. Ganz wundervoll waren seine Geschichten. Er konnte die „Abenteuer des grauen Hengstes" in der entzückendsten Art vorbringen und war der einzige alte Mann im Dorfe, der die Erzählung vom Martinsvogel und vom Zaunkönig richtig zu erzählen wußte. Wie konnte er sie in Schrecken versetzen, wenn er das „Fu fa feasog" des zweiköpfigen Riesen nachahmte, und wie mußten sie alle lachen, wenn er die Irrfahrten des Spielmannes im Schneckenschlosse schilderte. Und was er für Lieder kannte! Manches kranke Kind brachte er zum Einschlafen durch das Lied:

„Schlummere, mein Liebling, schlaf' süß ohne Qual,
Draußen da schweben die Feen durchs Tal!"

Oder er konnte schallendes Gelächter bei einer ganzen Kinderschar hervorrufen mit seinem:

„Heidideldumm, die Katz' und ihre Mutter
Ritten nach Galway auf einer Ente!"

Viele komische, alte Verse wußte er, schwierige Aufgaben und prächtige Rätselfragen! Und was die Spiele anbelangt, gab es überhaupt jemanden, Mann, Weib oder Kind, der so gut wie er „Curabog, Curabog" oder „Die stumme Schar" spielen konnte?

An jedem schönen Tage konnte man den alten Mathias am Hügelhange oder am Moor mit seinen kleinen Gefährten sehen, wie er ihnen die Lebensweise der Ameise oder der Assel erklärte, oder Geschichten vom Eichhörnchen und vom Igel erzählte. Ein anderes Mal fuhren sie zusammen Kahn, ein Ruder in der Hand des alten Mannes und das andere in der Hand irgendeines Bübchens, während vielleicht ein Mädelchen am Steuer saß. Gar oft hörten die Leute, die in der Nähe der Küste arbeiteten, die Freudenrufe der Kinder von der Mündung des Hafens herüberschallen, oder auch die Stimme des alten Mathias, der das Lied:

„O r o! Mein kleines Schifflein,
O r o! Mein kleines Boot!"

oder irgendeine andere Melodie anstimmte.

Dann und wann wurden einige von den Müttern ängstlich und besprachen sich untereinander, daß es vielleicht nicht recht sei, ihre Kinder so viel in der Gesellschaft des alten Mathias zu lassen — „eines Mannes, der weder Priester noch Messe aufsucht". Einmal vertraute auch eine jener Frauen dem Pater Johannes ihre Bedenken an, der Priester aber erwiderte:

„Laß nur die armen Kinder! Sie könnten in keiner besseren Gesellschaft sein!"

„Aber man sagt, daß er nicht an Gott glaube, mein Vater!"

„Es gibt heute viele Heilige im Himmel, welche Zeit ihres Lebens nicht an Gott geglaubt haben. Und merke dir eines: Wenn auch der alte Mathias Gott nicht liebte — eine Sache, die weder du noch ich wissen können — so hegt er doch eine wundersame Liebe zu dem Schönsten und Reinsten, das Gott geschaffen — der weißleuchtenden Seele des Kindes. Das ist dieselbe Liebe, die unser Erlöser und die berühmtesten Heiligen des Himmels in sich trugen. Wer weiß, ob nicht gerade die Kinder den alten Mathias wieder vor dem Heilande auf die Knie ziehen werden?"

Und so blieb es denn beim alten.

An diesem Sonntagmorgen verharrte der alte Mann lauschend, bis der letzte Ton des Meßglöckleins verklungen war, und seufzte dann tief, wie jemand, den Kummer und Traurigkeit bedrücken. Hierauf wandte er sich zu dem Häuflein kleiner Knaben, die auf dem kleinen Fleckchen Gras — die „Wiese" nannte es der alte Mathias — beim Kreuzwege spielten. Der alte Mathias kannte jedes der kleinen, lockigen, bloßfüßigen Kerlchen. Er wußte keinen besseren Zeitvertreib. als da zu sitzen und ihnen zuzusehen und zuzuhören. Er war gerade im Begriffe, sie zu zählen, um zu sehen, wer von seinen Freunden dabei und wer von ihnen mit den Erwachsenen zur Messe gegangen war, als er in ihrer Mitte ein Kind bemerkte, das er niemals zuvor gesehen hatte. Es war ein kleines, braun gelocktes Knäblein, wie jedes andere Bürschlein mit einem weißen Röckchen bekleidet, ohne Schuhe und ohne Kappe, wie es bei den Kindern im Westen Irlands üblich ist. Aber das Antlitz des Bübchens leuchtete wie die Sonne, und es schien dem alten Mathias, als ob Lichtstrahlen von seinem Köpfchen ausgingen. Vielleicht umspielten auch nur die Strahlen der Sonne seine Haare.

Der alte Mann wunderte sich, dieses Kind zu sehen, da er nichts davon gehört hatte, daß irgend jemand Fremder ins Dorf gekommen wäre. Er war schon daran gewesen, hinüberzugehen, um einen von den kleinen Knaben seinetwegen zu befragen, als er die geräuschvollen Stimmen der Leute vernahm, die von der Messe nach Hause zurückkehrten. Wenn er den Spielen der Kinder zusah, merkte er nie, wie die Stunden vorüberglitten. Einige von den Leuten grüßten ihn, wie sie an ihm vorüberkamen, und er erwiderte ihren Gruß. Als er wieder dem Häuflein kleiner Knaben seine Aufmerksamkeit zuwandte, war das fremde Kind nicht mehr in ihrer Mitte.

* * *

Am nächsten Sonntage saß der alte Mathias wie gewöhnlich neben seiner Haustüre. Die Leute hatten sich bereits zur Messe begeben. Die kleine Schar lief und sprang auf der Wiese umher, das fremde Kind mitten unter ihnen. Eine lange Weile blickte Mathias zu ihm hin, da die Schönheit seines Körpers und das Leuchten seines Gewandes sein Herz mit Entzücken erfüllten. Endlich rief er einen von den kleinen Knaben zu sich.

„Du, Paulchen, wer ist denn jenes Büblein dort, das ich seit vierzehn Tagen in eurer Mitte sehe?" fragte er. „Der dort, mit dem braunen Köpfchen — oder nein, er ist rötlich blond; ich kann es in dem Sonnenglanz kaum unterscheiden, ob er dunkelhaarig oder blond ist. Siehst du ihn jetzt — gerade läuft er auf uns zu"

„Das ist Jesulein", erwiderte das Bürschchen.

„Jesulein?"

„So nennt er sich selbst."

„Wo stammt er denn her?"

„Ich weiß es nicht, aber er sagt, daß sein Vater ein König sei."

„Und wo wohnt er?"

„Das hat er uns niemals erzählt, aber er sagt, daß sein Haus nicht weit von uns sei."

„Ist er oft mit euch beisammen?"

„Oh ja, wenn wir uns, wie jetzt, allein unterhalten. Aber er verläßt uns sofort, sobald Erwachsene in die Nähe kommen. Sieh nur! Er ist schon fort!"

Der alte Mann schaute hin, aber da waren nur mehr die kleinen Knaben, die er längst kannte. Das Kind, welches das Bürschlein „Jesulein" genannt hatte, war verschwunden. In demselben Augenblicke vernahm man das lärmende Geräusch der Leute, die von der Messe zurückkamen.

Am folgenden Sonntage spielte sich alles genau so ab, wie an den zwei vergangenen Sonntagen. Die Leute begaben sich, wie gewohnt, zur Messe und ließen den alten Mann und die Kinder allein zu Hause. Dem alten Mathias pochte das Herz vor Freude, als er das himmlische Kind wieder in ihrer Mitte sah.

Er erhob sich, ging hinüber und blieb in seiner Nähe stehen. Nachdem er eine Zeitlang regungslos dagestanden hatte, streckte er ihm beide Hände entgegen und rief mit leiser Stimme:

„Jesulein!"

Das Kind hörte ihn und lief auf ihn zu.

„Komm mit mir, Jesulein, setze dich ein Weilchen auf meine Knie!"

Das Kind legte sein Händchen in die magere, schwielige Hand des alten Mannes, und beide gingen nebeneinander hinüber über den Weg. Der alte Mathias ließ sich auf seinem Stuhle nieder und zog Jesulein an seine Brust.

„Wo wohnst du denn, Jesulein?" fragte er, indem er mit ganz leiser Stimme sprach.

„Mein Haus ist gar nicht weit von hier. Weshalb kommst du mich niemals besuchen?"

„Ich würde es nicht wagen, das Haus eines Königs zu betreten. Man sagt, daß dein Vater ein König sei"

„Er ist König über die ganze Welt. Aber du brauchst dich nicht vor ihm zu ängstigen. Er ist voll von Barmherzigkeit und Liebe."

„Ich fürchte mich aber, weil ich nicht seine Gebote gehalten habe."

„Bitte ihn um Verzeihung. Ich und meine Mutter werden für dich Fürbitte einlegen."

„Wie leid ist's mir, daß ich dich nicht früher gesehen habe, Jesulein. Wo warst du denn immer?"

„Ich war immer hier. Ich wandere über die Wege, ich durchstreife die Berge und durchfurche die Wogen. Ich bin unter den Leuten, wenn sie sich in meinem Hause versammeln und inmitten der Kinder, welche sie auf der Straße beim Spiele zurücklassen."

„Ich war zu furchtsam — oder zu hochmütig — um in dein Haus zu kommen, Jesulein; aber inmitten der Kinder habe ich dich gefunden."

„Wann und wo immer Kinder zusammen spielen, bin ich unter ihnen; manchmal sehen sie mich, manchmal auch nicht."

„Bis vor kurzem habe ich dich aber niemals gesehen."

„Erwachsene Menschen pflegen blind zu sein."

„Und trotzdem war es mir vergönnt, dich zu sehen, Jesulein?"

„Mein Vater hat mir erlaubt, mich dir zu zeigen, weil du die kleinen Kinder so sehr liebst."

Man vernahm die Stimmen der Leute, die von der Messe zurückkehrten.

„Jetzt muß ich dich verlassen."

„Laß mich nur den Saum deines Röckchens küssen, Jesulein."

„Du darfst es."

„Werde ich dich wiedersehen?"

„Gewiß."

„Und wann?"

„Heute nacht."

Mit diesem Worte verschwand er.

„Heute nacht werde ich ihn sehen!" sprach der alte Mathias bei sich, wie er in sein Haus hineinging.

Es kam eine regnerische, stürmische Nacht. Man hörte, wie sich die gewaltigen Wogen unter lautem Getöse am Ufer brachen. Die Bäume drüben beim Gotteshause schüttelten und bogen sich unter der Wucht des Windes.

Die Kirche steht auf einer Anhöhe, die steil gegen das Meer abfällt. Pater Johannes war gerade im Begriffe, sein Buch zu schließen und sein Abendgebet zu sprechen, als er ein Geräusch vernahm, wie wenn jemand an die Tür geklopft hätte. Er horchte ein Weilchen und vernahm das Geräusch von neuem. Er erhob sich vom Feuer, ging zur Türe und öffnete sie. Ein kleines Büblein stand auf der Schwelle — ein Büblein, das der Geistliche sich nicht entsinnen konnte, jemals früher gesehen

zu haben. Es hatte ein weißes Röcklein an, ohne Schuhe und ohne Kappe. Es schien dem Priester, als ob Lichtstrahlen von seinem Antlitz und seinem Scheitel ausgingen. Vielleicht war es auch nur der Mond, dessen Licht sein hübsches, braunes Köpfchen umstrahlte.

„Wer ist denn hier?" fragte Pater Johannes.

„Ziehe dich an, so schnell du kannst, mein Vater, und komm hinunter zum Haus des alten Mathias. Er liegt im Sterben."

Es bedurfte keines weiteren Wortes!

„Setze dich hier nieder, bis ich fertig bin", erwiderte er. Aber als er zurückkam, war der kleine Bote verschwunden.

Pater Johannes machte sich auf den Weg, und er brauchte nicht lange, obgleich ihm der Wind entgegen blies und es heftig regnete. Im Hause des alten Mathias brannte ein Licht. Er öffnete die Türe und trat ein.

„Wer ist da?" ertönte die Stimme aus dem Bette des alten Mannes.

„Der Priester."

„Ich möchte gerne mit dir reden, mein Vater. Setze dich hier neben mich." Die Stimme war schwach, und die Worte kamen nur mühsam heraus.

Der Geistliche setzte sich nieder und hörte die Geschichte des alten Mathias vom Anfang bis zum Ende. Was immer für ein Geheimnis auf der Seele des alten Mannes lastete, er enthüllte es in dieser Nacht dem Diener Gottes. Als die Beichte vorüber war, empfing der alte Mathias den Leib Christi und die letzte Ölung.

„Wer sagte dir denn, daß ich nach dir verlangte, mein Vater?" fragte er mit leiser, schwacher Stimme, nachdem alles vorüber war.

„Ich flehte zu Gott, daß du kommen mögest, aber ich hatte keinen Boten, den ich zu dir hätte schicken können."

„Aber du hast doch zweifellos einen Boten an mich geschickt?" erwiderte der Priester aufs höchste erstaunt.

„Ich nicht!"

„Du nicht? Aber es kam doch ein kleines Büblein, das an meine Türe pochte und mir sagte, daß du meiner Hilfe bedurftest!"

Der alte Mann richtete sich im Bett auf. In seinen Augen glomm ein Feuer.

„Was für ein Büblein war es denn, mein Vater?"

„Ein zartes, kleines Bübchen in weißem Röckchen."

„Und hast du den Lichtschimmer um sein Köpfchen bemerkt?"

„Ja freilich, und ich habe mich sehr darüber gewundert."

Der alte Mathias blickte nach oben, und ein Lächeln trat auf seine Lippen. Er streckte beide Arme aus. —

„Jesulein!" rief er.

Mit diesem Worte fiel er in sein Bett zurück. Der Priester beugte sich sanft über ihn und drückte ihm die Augen zu.

## II

# Méinín

Von

Pádraic 'Ó Siochfhradha (An Seabhac)

Ein junges Mädchen im Alter von achtzehn Jahren sang mitten auf der Straße. Sie sang offenbar irgendein Lied, das sich auf den Ackerbau bezog, denn am Ende jeder Strophe wiederholte sie:

„Ich fürchte, du bist nicht geschickt genug,
Am Hügelhang zu führen deinen Pflug",

und — beim Kuckuck! — sie verstand ihre Kunst vortrefflich. — Die ganze Straße widerhallte von ihrem Gesange.

Eine große Menge von Landleuten stand um sie herum, die ganz von ihr entzückt waren und gar nicht genug des Lobes für sie finden konnten. „Wahrhaftig, bist du aber ein liebes Ding!" meinte der eine. „Komm her zu mir!" rief ein anderer. „Ach, mein Herzchen," rief eine alte Frau, „ist die Jugend nicht etwas Wunderschönes!"

Das junge Mädchen war weder übermäßig groß, noch übermäßig klein, und ich möchte auch nicht sagen, daß sie dick oder mager gewesen wäre. Sie war ein strammes, lebhaftes Ding, mit rotblonden Locken, die ihr tief in die Stirne hineinhingen, und Sommersprossen. Sie machte den Eindruck eines Menschen, dem man nicht leicht Furcht einjagen könnte. Wenn man sie anblickte, mußte man unwillkürlich daran denken, daß sie genau wisse, was sie in diesem Augenblicke zu tun habe, und was sie gleich darauf tun werde, und was sie tun würde, wenn ein Pferd durchginge, oder das Haus zu brennen begänne, oder ein junger Mann ihr einen Kuß gäbe, oder ihr sonst irgend etwas Ungehöriges plötzlich zustieße — kurz, ein Mädel, das niemals seine Geistesgegenwart oder seine Besinnung verlieren würde. Sie hatte einen Mantel um, der derart zusammengefaltet war, daß er nur drei Enden aufwies und das mittlere Ende rückwärts zwischen ihren Fersen herunterfiel, Kopf und Hals trug sie unbedeckt.

Als sie ihr Lied beendet hatte, hörte sie zu singen auf und ging an die Leute heran, indem sie sie aufforderte, ihr das Lied abzukaufen. „Ein Stück kostet nur einen Penny, liebe Frau", sagte sie zu der alten Frau, die die Jugend gepriesen hatte. „Ja, mein Herzchen, ich werde dir eins abkaufen," erwiderte sie, „obwohl ich es selbst nicht lesen könnte, auch wenn man mir ganz Irland verspräche", und begann nach ihrer Tasche zu suchen.

Diese war natürlich nicht leicht zu finden, der ungeschickten Lage halber, in der sich die Tasche befand, wie auch der Schwierigkeit wegen, ihre Öffnung ausfindig zu machen. Aber nach vielem Suchen fand sich die Tasche endlich doch, und die Geldbörse wurde aus derem tiefsten Grunde hervorgezogen. Nachdem dann noch alle die

verworrenen Schnüre entwirrt und der verwickelte Knoten gelöst worden war, kam der Penny zum Vorschein, gegen den die „Ballade" eingetauscht wurde.

Sobald die rotblonde Sängerin den Penny empfangen hatte, war er auch schon in ihrem Strumpfe verschwunden, so schnell, als man etwa „Gott schütze mich" sagen konnte, und gleichzeitig murmelte sie irgend etwas von dem Knoten, mit dem Fionn sein Schifflein angebunden und Jahr und Tag dazu gebraucht hatte, und von Leuten, die magere Geldbeutel mit vielen Schnüren zuzubinden pflegten, aber die alte Frau hörte nichts davon — denn sie war sorgsam damit beschäftigt, die „Ballade" in ihre Börse hineinzulegen.

Das junge Mädchen ging ein Stückchen weiter die Straße hinauf, indem sie den Kopf schüttelte, um die Locken aus ihrem Gesicht zu werfen, und begann von neuem mit ihrem „Hügelhang" und versammelte eine weitere Schar Menschen um sich herum, von denen sie einige Penny-Stücke erhielt, einen Teil davon verbarg sie in ihrem Strumpfe, und die anderen behielt sie in der Hand.

So trieb sie es bis zum Abend. Dann hörte sie zu singen auf und wanderte weiter. Auf ihrem Wege lag auch das Haus eines Fleischers, und als das Mädchen auf das Haus zuschritt, befand sich eine Hammelkeule draußen auf dem Haken. Ich will niemanden verdächtigen — das schiene mir gemein — aber nachdem das Mädchen an dem Laden vorübergegangen war, hing die Hammelkeule nicht mehr auf dem Haken.

Sie ging immer weiter, bis sie zu einem Orte kam, der ein wenig außerhalb des Dorfes lag. Dort befand sich eine große Menge von Eseln, barfüßigen kleinen Kindern, zerlumpten Frauen und Eselkarren mit roten Wagenstangen, angefüllt mit blauen Töpfen und Säcken mit Zinnstücken und Messingnägeln, Kämmchen, Zinngerät und anderen Dingen, die alle aufzuzählen ermüdend wirken würde. Das Mädchen ging zu der Stelle, wo ein kleiner Knabe abseits stand und durch den Halfter eines Esels hindurchgrinste, indem er sich von einem Haufen noch jüngerer und noch weniger bekleideter Kinder bewundern ließ, die ganz außer sich vor Staunen waren über die drolligen Grimassen, die ihr großer Bruder schnitt.

„Wo ist mein Vater?" fragte sie.

„Beim Eselverkaufen", entgegnete das Bürschlein, indem es das eine Auge zukniff und das andere weit öffnete und gleichzeitig seinen Mund derart verzog, daß sich dieser Teil seines Gesichtes unter seinem rechten Ohre anstatt unter der Nase befand. Die kleinen Kinder johlten und versuchten selbst, die gleiche Grimasse zu schneiden.

„An wen?" fragte das Mädchen, indem sie sich auf den Eselverkauf bezog.

„An einen vom gelben Clan", erwiderte er grinsend.

Der gelbe Clan war ein anderer Zweig des Geschlechtes der Kesselflicker, der den Angehörigen des Mädchens — dem roten Clan — keineswegs zugetan war.

Das Mädchen ging nun hinüber zu seiner Mutter. Diese saß auf einem Sacke ihres Herrn und Gebieters und war damit beschäftigt, einen Fleck auf das Knie der Hose besagten Gebieters aufzunähen, während sie, wie es bei ihren Mitschwestern

in den Salons und Schlafzimmern üblich ist, behaglich rauchte, nur mit dem einen Unterschiede, daß sich die Frau des Kesselflickers dabei einer Pfeife bediente. Das Mädchen gab der rauchenden Frau das Geld, das sie in der Hand hielt. Von dem Gelde, das sie im Strumpfe hatte, sagte sie kein Wort.

Als der Abend sich seinem Ende zuneigte und der Älteste des roten Clans noch immer nicht kam, wurde der Junge, der so schöne Grimassen schneiden konnte, ausgeschickt, um ihn zu suchen. Dieser aber verspürte keine große Lust zu dem Geschäfte, denn es muß mit Beschämung festgestellt werden, daß es ihm ganz gleichgültig war, ob sein Vater überhaupt zurückkommen würde oder nicht, und er stritt mit seiner Mutter lange hin und her, bis sie ihm mit einem Eselkummet Beine machte. Dann endlich ging er fort, nicht ohne laut und herzzerbrechend zu wehklagen. Als er ein Stück des Weges gegangen war, erblickte er einen Herrn, der ihm entgegenkam. Sein Kummer wurde auf einmal so groß, daß einen das arme Wichtlein herzinnig erbarmen mußte, wie es weinend, mit dem Rücken an den Zaun gelehnt, dastand.

„O, du armes Bürschlein," rief der Herr, „weshalb weinst du denn so?"

„Viel Hunger und wenig Brot, lieber Herr", entgegnete der arme Junge. „Seit gestern abend, Herr, habe ich keinen Bissen gegessen. Um der Seelen deiner Toten und deiner eigenen Seele willen, hilf mir irgendwie. Mein Vater liegt in der Erde, lieber Herr, und meine Mutter ist im Spital, und niemand sorgt für mich armes Waisenkind. Um Gottes willen — Gott schenke dir Gesundheit, Herr, und möge niemand von den Deinen jemals Hunger leiden."

Er bekam zwei Penny-Stücke von dem törichten Herrn, und das flößte ihm frischen Mut ein, auf die Suche nach seinem Vater zu gehen. Für die zwei Penny-Stücke kaufte er sich eine Rolle Tabak, von der Sorte, die „Eirball Cuit" genannt wird, biß mit den Zähnen ein Stück des „Eirball" ab und nahm es in den Mund, um es zu kauen. Er kannte ein prächtiges Kunststück beim Ausspucken. Er konnte förmlich jedes Stück durch eine Lücke zwischen seinen Zähnen vier Meter weit hinausschleudern.

Er sah nun eine Dame auf sich zukommen, die ein rundliches fettes Hündchen an der Leine führte. Jener Hund erregte irgendwie das Mißfallen des armen Bürschleins, und als es an ihm vorbeikam, spuckte es ihm den Tabaksaft zwischen beide Augen. Das Schoßhündchen stieß ein Geheul aus und winselte und jammerte laut, so daß die Dame ernstlich besorgt wurde und die ganze Straße in Aufregung geriet. Am nächsten Sonntag führte sie den Hund zu einem Spezialisten, der ihm eine blaue Brille aufsetzte und fünf Guinen als Entlohnung für seine Bemühungen erhielt.

Mittlerweile war das arme Bürschlein vergnügt und guter Dinge und begann die Straße vom Anfang bis zum Ende nach Häusern abzusuchen, in denen es Fässer und Flaschen gab. In den anderen Häusern suchte er nicht; weshalb, weiß ich nicht. Aber wie dem auch sei, er fand ihn in keinem jener Häuser.

Nach einer Weile vernahm er großes Geschrei und Gezanke vom Ende der Straße her. Er durchsuchte kein einziges Haus mehr, sondern eilte hinunter. Dort befand sich niemand anderes, als der gelbe und der rote Clan, die einander mit den Fäusten und Peitschen auf Rücken und Köpfen bearbeiteten, wie es bei ihnen allezeit ihr Leben lang Brauch und Sitte gewesen war. Ein Raufhandel ist etwas Abscheuliches, aber sei dem wie immer, er erregt bei den Leuten weitaus mehr Aufsehen, als wie wenn Menschen miteinander recht von Herzen freundlich sind und einander lieb haben. Um die Kämpfenden herum stand denn auch ein großer Haufe Leute, die alle sehr begierig waren, den ganzen Spaß zu sehen. Auch das kleine Bürschlein blieb nicht untätig. Er stand seinem Vater bei und ließ, sobald er Gelegenheit dazu fand, eine Handvoll Steine auf den Kopf eines der Männer vom gelben Clan niederhüpfen.

Nach einer Zeitlang kamen schließlich die Männer des Gesetzes und traten in Tätigkeit, indem sie beide Clans, den gelben und den roten, packten, und alle die Kesselflicker der Einsamkeit und der Ruhe des Gefängnisses teilhaftig werden ließen. Ich muß aber an dieser Stelle, um die Unrühmlichkeit jener Gefangennahme zu mildern, hervorheben, daß sowohl die Roten wie die Gelben nicht freiwillig, sondern nur mit Gewalt nach dem harten Kerker gebracht werden konnten. Aber was helfen Mut und Tapferkeit gegenüber dem mächtigen Heere der Polizei?

Das Bürschlein begab sich hierauf an den Ort, wo die Kesselflicker-Weiber waren.

„Er ist drinnen", sagte es und setzte nicht hinzu wo, noch wie.

„Trinken oder raufen?" fragte seine Mutter.

„Raufen", erwiderte er schnell und schlüpfte ein Stück des Weges entlang, wo er aus der Scheune eines Bauern eine Armvoll Heu für die Esel stahl und dazu drei Hühnereier, die er in dem Heuschober fand. Dann eilte er nach Hause und legte sich unter einem Eselskarren schlafen.

Ich kenne Menschen, die sich schämen würden, im Gefängnis zu sitzen. Nicht so die Ritter vom Zinn. Die beiden Clans saßen ganz vergnügt drinnen und sangen und sprachen von Stichflammen und von Zinn, von zerbrochenen Töpfen und einer Menge anderer Dinge, die zur Kesselflickerkunst gehören. Dann begannen sie, einander schön zu tun und ihre Stammbäume und Familienverhältnisse durchzugehen. Die Folge war, daß sie zu dem Entschluß kamen, daß es gut wäre, ein Ehebündnis zwischen den beiden Clans abzuschließen. Der Stammälteste des roten Clans sagte zum Stammältesten des gelben Clans:

„Ich habe Méinín."

„Und ich habe Cluasach", entgegnete der Gelbe.

Das brachte die Geschichte zum Klappen. — Die beiden waren nun so gut verheiratet, als ob sie dreimal vom Altare aus aufgeboten worden wären. Über die Sache wurde weiter nicht mehr gesprochen. Der rote Clan würde Méinín einen jungen Esel und einen Karren mitgeben, und Cluasach besaß ein Eselgeschirr. Was brauchten sie oder irgendein anderer Kesselflicker noch mehr?

Am nächsten Tage wurden die Gelben und die Roten freigelassen. An der Ecke der Polizeistation warteten schon ihre Frauen auf sie. Keiner von ihnen besaß noch viel Geld, aber sie sammelten ein, was sie hatten, und gingen in ein Haus, in dem es Stoff zum Löschen des Durstes gab, und erhielten eine Gallone jenes dunklen Trankes, der an seiner Oberfläche einen weißen Schaum aufweist. Jeder bekam seinen Anteil. Einige von ihnen streuten Pfeffer darauf, denn man sagte, daß er den Porter kräftiger oder hitziger oder was immer mache. So verhalf ein jeder seinem Durste zu einem plötzlichen Ertrinkungstode.

Dann machte sich der rote Kesselflicker auf den Weg zu Méinín.

„Dein weißes Kleid ist fertig", sagte er.

„Wahrhaftig, bei der Seele deiner Toten!" rief sie, „und wer ist es denn?"

„Der gelbe Cluasach", entgegnete jener.

„Ein tüchtiger Kesselflicker, in der Tat!" meinte sie. „Ich könnte einen schlechteren bekommen, und wer weiß, ob ein besserer kommen würde, um um mich anzuhalten. Ist er auch gelb, so hat er doch ein helles Herz."

Man berichtete dieses Gespräch dem Vater Cluasachs. „Wohlan," sagte er, „für das leicht bewegliche Gemüt der Frauen ist Verzögerung von Übel. Sie sollen gleich heiraten!"

Cluasach und Méinín wurden herbeigerufen. Der Älteste der anwesenden Kesselflicker nahm einen Kesselflickersack, stellte ihn vor den Beiden auf den Boden, dann fügte er Méinins Hand in die Cluasachs und legte ein Löteisen quer über die beiden Hände.

„Segen über das Paar", sprach der alte Kesselflicker.

„Liebe sei in ihren Herzen,
Glück, es sei auf ihren Wegen,
Stichflamme soll für sie brennen,
Reichlich sei ihr Kindersegen."

Dann wendete er sich zu Cluasach und sprach:

„Schenken sollst du deinem Weibe
Alle Liebe deines Herzens,
Wandeln mit ihr alle Wege,
Jeden Trunk auch mit ihr teilen,
Im Kalkofen mit ihr schlafen
Oder auf des Steinbruchs Felsen;
Aber bricht sie ihr Gelübde,
Soll sie deine Gerte fühlen."

Zu Méinín sprach er:

Deinem Gefährten
Schenk' deine Liebe,
Beuge dich ihm,
Hilf ihm im Kampfe,

Sing' auf den Straßen,
Stiehl' aus den Scheunen,
Plündre die Lande,
Bettle bei Bauern!"

„Und nun, meine Kinder," sagte der alte Mann, „macht euern Bocksprung über das Bündel und den Freudensprung über den Sack, wie es eure Vorfahren vor euch getan haben, und die Sache ist fertig."

„Ich will es aber nicht, ohne noch etwas anderes", sagte Méinín.

„Und was wäre das, meine Tochter?" fragte der bejahrte Kesselflicker.

„Die Vermählung nach Brauch der Kirche und der Geistlichkeit", erwiderte sie.

Daraufhin entstand große Aufregung unter den Kesselflickern. Die Ältesten beider Clans kamen herbei und versuchten, die junge Frau mit sanften, lockenden Reden zu überreden, dem Brauche ihrer Vorfahren treu zu bleiben. Aber sie konnten bei ihr nichts erreichen, und sie sprach bloß in abfälliger und unehrerbietiger Weise von Bündeln und Säcken als Instrumenten der Eheschließung. Endlich unterbreitete sie die Angelegenheit dem Urteile der Frauen.

„Sagt mir euere Meinung, ihr Frauen", bat sie. „Bin ich nicht im Recht?"

„Jawohl", entgegneten jene.

Die Männer verloren kein Wort mehr darüber.

„Also, Cluasach," sagte Méinín, „auf nun zum Priester."

Alle die Anwesenden, Rote und Gelbe, machten sich nun auf zum Hause des Priesters. Einer von ihnen klopfte mit dem Griff seiner Peitsche an die Türe. Das Dienstmädchen kam heraus.

„Ist der Priester zu Hause?" fragte Cluasachs Vater.

„Er frühstückt gerade nach der Messe", entgegnete sie.

„Wir haben es gut getroffen", rief die ganze Heiratsgesellschaft aus, und schon waren sie drinnen — Männer, Frauen und Kinder, bevor noch das Mädchen Zeit hatte, ja oder nein zu sagen. Sie öffneten die Türe des Zimmers, in dem der Priester beim Essen saß und Briefe las.

Pater Thomas war ein Mann, der überaus viel auf gute Sitten und feines Benehmen und dergleichen respektable Dinge hielt. Er selbst war derart gesetzt, daß ihn niemals jemand lachen gesehen haben wollte. Das Schrecklichste aber war ihm das Trinken und die Trinker — daher auch die Kesselflicker.

Wie er nun die lustige Schar ganz unaufgefordert und ohne anzuklopfen, bar jeder Ehrfurcht und jeder Scham zur Türe hereinkommen sah, fehlte nicht viel, daß der Mann vor Ärger die Gelbsucht bekommen hätte. Voll Zorn blickte er über seine Brillengläser hinweg ihnen entgegen, und so sehr war ihm seine würdige Gesetztheit abhanden gekommen, daß er vor lauter Wut gar nicht reden konnte, um sie aus dem Zimmer hinauszujagen.

„Der Segen Gottes über dein Werk, mein Vater", sagte Cluasachs Vater. „Ja, die Nahrung ist das Pferd jeder Arbeit. Du hast da Schweinefleisch, nicht wahr? Richtig! Nichts ist ergötzlicher zum Frühstück, als eine Scheibe Schweine-

fleisch und zwei Hühnereier. Kein Wunder, mein Vater, daß du vor roter Lebensfreude fast aus deiner Haut hüpfst, Gottes Segen über dich!"

Das brachte den Geistlichen in gefährlichen Zorn — daß jemand nur zu denken wagte, daß er etwas so Entsetzliches, wie Hüpfen, überhaupt tun könne — von dem Hüpfen aus der Haut gar nicht erst zu reden! Und das war die höchste Beleidigung — zur Frühstückszeit in seinem eigenen Zimmer das Wort „Haut" einem Manne gegenüber in den Mund zu nehmen, der nicht einmal viele Dinge, die in der heiligen Bibel stehen, laut ausgesprochen haben würde.

„Was führt euch hierher?" fragte Pater Thomas, und aus seiner Stimme klang so viel Übelwollen und Mißvergnügen heraus, daß man kaum hätte glauben können, daß all das in seinem Inneren aufgespeichert gewesen wäre.

„Eine unbedeutende Angelegenheit hat uns hergeführt, mein Vater", sagte der Mann, der das Schweinefleisch und die Eier gelobt hatte. „Die Beiden, die hier stehen, möchten gerne, daß du deine Hände über ihrem Haupte erhebst und sie miteinander verbindest, verstehst du?"

Der Priester äußerte sich nicht darüber, ob er es verstand oder nicht, denn es schien ihm ein Zeichen schlechter Erziehung, daß der Kesselflicker „verstehst du?" zu ihm gesagt hatte.

Da fiel ihm ein, daß es nur ein einziges Mittel gebe, sie zur Türe hinauszubringen, und das Mittel war gar nicht schlecht.

„Ich werde sie nur für ein Pfund Sterling trauen", sagte er.

Die Kesselflicker wurden alle miteinander ganz starr. Keiner von ihnen konnte sich daran erinnern — offenbar, weil sie mit Heiraten dieser Art nicht genug vertraut waren — daß ein Priester so töricht gewesen wäre, nicht das „Ego vos" lesen zu wollen, wie das „verzogene Kind" gesagt hatte. Sie versuchten es mit allen möglichen Überredungskünsten, aber Pater Thomas ließ sich nicht erweichen. Sie stießen allerlei Drohungen aus, aber es half alles nichts. Er war der Meinung, wenn er die Beiden unentgeltlich trauen würde, daß dann sein Name bei allen Kesselflickern der Umgebung bekannt werden und sie alle zu ihm kommen würden, sobald sie Lust verspürten, zu heiraten, wo doch alle Welt weiß, daß es in ganz Irland keine Sorte Menschen gibt, die derart aufs Heiraten versessen sind, wie besagte Kesselflicker. Méinín war ganz außer sich vor Wut und ging zur Türe hinaus, indem sie etwas über ein „Priesterquartett" murmelte und der gelbe Kesselflicker von gewissen „Brüdern" und von „fetten Schafen" sprach. Dann gingen sie alle fluchend und schimpfend auf die Straße hinaus. Méinín sprach kein Wort. Schließlich sagte sie:

„Paß auf! Keine Mauer reicht bis zum Himmel."

„Wieso?" meinten sie.

„Schaut her!" entgegnete sie und zog ein großes, schwarzes Ding unter ihrem Mantel hervor — den Überrock des Paters Thomas. „Dafür werden wir es bekommen."

„Wahrlich, bei der großen Stichflamme!" riefen die Kesselflicker, wie aus einem Munde, „dir gebührt der Siegespreis gleich nach Aristoteles!"

Darauf gingen sie zusammen zum Leihhause und ließen dort den Überrock als Pfand. Sie erhielten dafür ein Pfund Sterling und kehrten wiederum alle zum Hause des Priesters zurück.

Das Mädchen hatte den Auftrag erhalten, sie nicht mehr herein zu lassen, falls sie wieder kommen sollten, und ihnen zu sagen, er selbst sei nicht daheim. So verlangten es die guten Sitten. Das Mädchen rief ihnen durchs Fenster zu, daß Pater Thomas nicht zu Hause sei, aber ihr Versuch, den Kesselflickern gute Manieren beizubringen, war vergeblich. Jene umringten das Haus von allen Seiten und schauten durch jedes Fenster hinein. Der arme Pater Thomas verabscheute und verachtete jene Leute von ganzem Herzen, und als einer von den Kesselflickern seine große Nase zum Fenster des Zimmers hineinsteckte, in dem er saß, zu ihm hineinschaute und rief: „Wir haben das Pfund, mein Vater!", da war der vornehme, wohlerzogene Mann nahe daran, jegliches Vertrauen in die menschliche Natur, die Geistesgröße oder das vornehme Benehmen zu verlieren. Er rief das Dienstmädchen und holte die Bibel, die Stola und sein weißes Hemd. —

„Laß jene bösen, unverschämten Menschen herein", sagte er.

So geschah es.

„Hier ist dein Pfund, Vater", sagte Méinín, und warf es auf den Tisch.

Pater Thomas blickte sie sehr erzürnt, voll von wütendem Mißbehagen an, aber ich muß beschämt zugestehen, daß sie dadurch nicht im geringsten in Verlegenheit gebracht wurde.

„Komm' her, Cluasach, mein Junge!" rief sie.

Sie wurden also getraut. „Heil dir, Cluasach," sagte Méiníns Vater, „du hast nun eine deiner würdige Frau."

„Cluasach, wo ist das Geschirr des Eselchens?" fragte Méinín, und sie gingen beide fort.

„Mögest du das ganze Jahr gesund bleiben, mein Vater!" riefen sie alle, wie sie zur Türe hinausgingen.

Der Priester befahl dem Dienstmädchen, jedes einzelne Fenster zu öffnen, um frische Luft hereinzulassen, und das ganze Haus auszufegen und von oben bis unten zu reinigen. Er nahm das Pfund Sterling sorgfältig mit der Spitze eines Papiermessers auf und hielt es eine Armeslänge weit von sich entfernt.

„Nimm das mit dir," sagte er, „und bringe es der frommen Peggy, damit sie es ins Land der Schwarzen schicke, um Negerkinder zu kaufen und aus ihnen Christen zu machen."

Am nächsten Morgen bekam Pater Thomas einen Brief, der außen den Namen des Absenders und innen den Pfandschein aufwies.

„Ach," rief der arme Mann, „die Saat des Bösen nimmt kein Ende!"

# Karl Larsen

Von

## Albert Dresdner

1.

Will man Dänemarks Neutralität während des Krieges recht verstehen — und was für Dänemark gilt, trifft auch auf andere, dem Kriege ferngebliebene Länder zu — so muß man unterscheiden zwischen der amtlichen Neutralität und der allgemeinen Stimmung.

Amtlich wurde die Neutralität klug und im ganzen mit einer Loyalität gewahrt, der man die Achtung nicht versagen kann, wenn man die Schwierigkeiten berücksichtigt, die sie zu überwinden hatte. Dagegen hatte die Neutralität der allgemeinen Stimmung einen doppelten Boden.

Wer nämlich für die Prinzipien eintrat, für die die Entente den Krieg zu führen vorgab, der passierte, wenn er sich nicht gerade gar zu fanatisch anstellte, als neutral. Wer es indes unternahm, die deutsche Auffassung und die Deutschland leitenden Ideen zu vertreten, der war selbst bei vorsichtiger Zurückhaltung alsbald als deutschfreundlich und als Brecher der Neutralität verdächtig.

Denn für Demokratie und Humanität, für Gerechtigkeit, Völkerverbrüderung und Weltfrieden und wie die Reklameartikel der Entente sonst hießen, sich zu erklären, das konnte wohl niemand unneutral nennen: waren das doch die selbstverständlichen Ideale jedes auf Reputation haltenden modernen Menschen. Deutschland hingegen — das war die Reaktion, der Militarismus, der Kriegswille, die ewige Drohung der Weltherrschaft und der Vernichtung der Freiheit der kleinen Völker. Das stand ja außer Zweifel, und wenn sich ein Neutraler dennoch zur Verteidigung des deutschen „Militärabsolutismus" hergab, so war das offenbar Verrat an der Neutralität, an der Sache der Freiheit und des Fortschritts.

Karl Larsen hat diese Geistesverfassung mit folgenden ironischen Worten gekennzeichnet: „Hier in Dänemark bewegten Betrachtungen über Krieg und über Deutschland sich während des Krieges lange in kindlichen Formen. Analysen vom Kriege als Krieg, von Deutschland und deutschen Gesellschaftszuständen wurden als Kränkung der Majestät des Friedens und der Humanität und als Parteinahme für Deutschland betrachtet. Das war, als spräche man in einer guten Familie von unsittlichen Zuständen, oder von einem Sohne, der über die Verwandtschaft Schande gebracht hat. Man setzte sich damit außer Diskussion" (Den gamle og den unge Kejsers Tyskland, 1917, S. 87).

In diese Stimmung schlugen Karl Larsens Vorträge und Aufsätze über den Krieg und die Kriegsprobleme hinein *). Er übernahm damit in der dänischen Kriegsdiskussion die Rolle des Ibsenschen Thomas Stockmann: er war der „Volksfeind", der die „kompakte Majorität" beleidigte. Die kompakte Majorität ver-

*) Die vorzüglichsten davon erscheinen soeben in deutscher Auswahl: Ein Däne über Deutschland. Essays von Karl Larsen. Berlin, Gebrüder Paetel.

körperte sich in dem, was man dortzulande die „Opinion" nennt. Und Karl Larsen schien es geradezu darauf anzulegen, die „Opinion" gegen sich in Harnisch zu bringen.

Denn wäre er ein wenig diplomatisch gewesen, so hätte er etwa allerlei erbauliche und rührende Geschichten aus seinen deutschen Erlebnissen erzählt. Die leider ja bekannten Fehler der Deutschen hätte er bedauernd zugegeben, aber darauf hingewiesen, daß man doch auch manche gute Seiten an ihnen anerkennen müsse. Sie sind ehrlich und gemütvoll, und sie haben ja in Wissenschaft, Technik und Kunst unbestreitbar Beträchtliches geleistet. Übrigens darf man das brave deutsche Volk nicht etwa nach seinen derzeitigen Machthabern beurteilen — und so in diesem bekannten Tone fort.

Hätte er sich so geäußert, so hätte die „Opinion" ihm das gnädig zu gut gehalten, ja sie hätte es vielleicht am Ende gar nicht so übel gefunden, daß sich ein angesehener Vertreter der dänischen Literatur in diesem Sinne aussprach. Das konnte seine Vorteile haben.

Aber so sprach Karl Larsen eben nicht. Ein Zug ist bezeichnend: als er daran ging, die — sagen wir wohlwollend: — Übersetzungskünste des Herrn Bédier in seiner Ausgabe der deutschen Soldatentagebücher unter die Lupe zu nehmen, da hatte er die beste Gelegenheit zu einer wirkungsvollen captatio benevolentiae lectoris, wenn er die Untersuchung mit einer reich instrumentierten Klage über die Grausamkeit des Krieges eingeleitet hätte. Statt dessen begnügte er sich hierüber mit einer kurzen Bemerkung, um dann alsbald an seine philologische Aufgabe heranzutreten. Hier wie überall schob Karl Larsen die Humanitätsphraseologie und den Völkerklatsch und all das übliche Kriegs- und Friedensgeschwätz mit einem verächtlichen Stillschweigen beiseite, das wie eine schneidende Kritik wirkte. Sein durchaus wesentliches Denken mußte die Unwesentlichen erbittern, seine rücksichtslose, herbe Sachlichkeit hatte fast etwas Beleidigendes an sich. Man konnte ihn nicht einmal im üblichen Sinne als „deutschfreundlich" bezeichnen, ebensowenig wie es jemandem gelingen wird, ihn nach seinen Kriegsschriften der Feindschaft gegen die Ententevölker anzuklagen. Sein Feind war die Phrase und sein Freund die Wahrheit. „Der Wahrheit Knecht" hatte er sich selbst einmal im Motto einer seiner früheren Schriften genannt.

Der Zweck, den Karl Larsen mit seinen Kriegsschriften verfolgte, war der, seine Volksgenossen darauf aufmerksam zu machen, daß der Krieg nicht sowohl ein Objekt von Stimmungen, Parteiprogrammen und Lehrmeinungen, als vielmehr eine gesetzmäßige, furchtbare und doch zugleich fruchtbare Erscheinung im Völker- und Kulturleben sei. Die demokratisch-pazifistische „Opinion" in Dänemark beurteilte den Krieg — nicht nur den eben tobenden, sondern den Krieg überhaupt — als Wahnsinn, Verbrechen, Anachronismus. Karl Larsen sah in Krieg und Frieden „Tag und Nacht des Daseins, Sommer und Winter, das rechte und das linke Bein im Vorwärtsschreiten der Geschichte". Die Opinion genoß die Überzeugung, daß Dänemark, dies „ideelle demokratische Land", längst über jene Geistesverfassung hinausgewachsen sei, aus der Kriege entstünden. Karl Larsen warnte seine Landsleute davor, sich Ohnmacht als Macht einzureden, äußerte seine Bedenken dagegen, „ewig an der Spitze zu gehen" und empfahl statt dessen ein wenig Wirklichkeitssinn und Selbsterkenntnis.

Im Lichte solcher Überzeugungen sah denn nun auch der preußisch-deutsche Militarismus ganz anders aus, als man sich ihn in Dänemark vorzustellen pflegte. Dort bedeutete Militarismus: Offizierskaste, Schleppsäbel, Kasernenknute, Leuteschinderei. Karl Larsen zeigte, daß er, soziologisch betrachtet, eine nationale Arbeitsform war, die sich nicht auf die militärische Tätigkeit beschränkte, sondern die gesamte Tätigkeit des deutschen Volkes umspannte und organisierte. Er sah in dem

deutschen „Nationalmilitarismus“ „eine glückliche politische Anpassung an die von unserer modernen Maschinenentwicklung geschaffene Daseinsform mit der unwiderstehlichen Ausbreitung gewaltig zunehmender Bevölkerungen auf internationalen Riesenmärkten, wo der Massenverbrauch uniformiert ist, und wo gigantische Interessen die minutiöseste und aufmerksamste Vorbereitung, die energisch durchgeführte Tat beim schärfsten Wettbewerbe erfordern“. Die praktische Leistungsfähigkeit dieser Arbeitsform war ihm durch die Erfolge der Deutschen und die Vorbildlichkeit ihrer Methoden für andere Völker erwiesen. Ihre sittliche Legitimation erblickte er in dem durch sie ausgebildeten Gemeinschaftswillen und Pflichtgefühle, in der Erziehung des Einzelnen zur Hingebung ans Ganze, in dem Bestreben nach Entwicklung der Führerqualitäten.

Der Deutsche, dem diese Gedankengänge an sich nichts Neues sind, muß doch den weiten Horizont bewundern, unter den sie gestellt, die unantastbare Überlegenheit, mit der sie entwickelt, die Furchtlosigkeit, mit der sie in alle Konsequenzen verfolgt sind. Mit ihnen fordert Karl Larsen die stärkste Macht im öffentlichen Leben Dänemarks heraus: den demokratischen Liberalismus. Er schonte ihn nicht: mit blutigem Hohne enthüllte er die Krämerseele des Liberalismus, der kein Blut riechen kann, der gegen Kriegertum, Heldengeist, Erziehung zur Wehrhaftigkeit von instinktiver Abneigung erfüllt ist, der immer danach gestrebt hat, die Versicherungsprämie gegen Kriegsgefahr nach erprobten Geschäftsgrundsätzen so niedrig wie möglich zu halten. Dieser selbe Liberalismus ist in Dänemark, im ganzen Norden und wohl überall in der Welt während des Krieges unser grimmigster und unversöhnlichster Feind gewesen, und er ist es bis heute geblieben, weil er fühlt, daß in der Tiefe der deutschen Volksseele ein Wille lebt, der seine Welt der Surrogate zu zerschlagen droht.

2.

Wie war Karl Larsen zu seinen ketzerischen Überzeugungen gekommen?

Er ist 1860 zu Rendsburg geboren als der Sohn eines dänischen Offiziers, der 1864 auf den Düppeler Schanzen für sein Land sein Leben gelassen hat. Als er kurz darauf auch die Mutter verlor, nahmen ihn die Großeltern zu sich nach Kopenhagen. Die ganze Atmosphäre seiner Jugendzeit war deutschfeindlich und doch zugleich wieder vollgesogen mit deutschen Beziehungen, Erinnerungen, Interessen. Am eigenen Leibe fühlte und erlebte er so das Schicksal seines Volkes, das mit dem großen südlichen Nachbarvolke nun einmal nach Lage und Geschichte auf Gedeih und Verderb innigst verbunden ist. Er faßte den Entschluß, sich persönlich mit dieser Tatsache auseinanderzusetzen und dem Verhältnisse der beiden Völker auf den Grund zu kommen. Er faßte den Entschluß, die Scheidewand von 1864 zu überschreiten und dem modernen Deutschland, dessen Bild in Dänemark die nationalistische Legende dicht umnebelte, Aug in Auge zu sehen. Daß er es mit diesem Entschlusse ernst nahm und unerschütterlich bei ihm beharrte, das hat seinem Lebenswerke die Orientierung und hat ihm einen Gehalt gegeben, der in weitere Sphären als die rein literarische hinauswirkt. Bereits das Buch, mit dem er 1889 seine dichterische Laufbahn eröffnete, legte von seiner Einstellung Zeugnis ab. Es enthielt zwei Studien in dramatischer Form: die eine, „Frauen“, gab ein feines und schalkhaftes Stück weiblicher Psychologie, das ganz und gar in Kopenhagener Luft getaucht war; die andere, „Ehre“, von Larsen selbst als ein „Neuzeitsbild aus Deutschland“ bezeichnet, entwickelte einen dramatischen Konflikt aus der Strenge und der Enge des Ehrbegriffs eines deutschen Offiziers vom alten Schrot und Korn. Karl Larsen ist späterhin als Reisender wie als Schriftsteller weit herumgekommen, und es finden sich in seinem literarischen Werke höchst anziehende Reiseschilderungen aus Rußland, aus Frankreich, aus

Spanien und Portugal, aber die Kopenhagener Welt und das moderne Deutschland — das sind immer die beiden Pole seines Schaffens geblieben. Und auch in seinem jüngsten Werke, dem ersten Bande einer Romanreihe, in der der nunmehr Sechzigjährige eine Art Lebensbilanz ziehen zu wollen scheint *), sieht man die Ereignisse, Gestalten und Interessen sich um das Zentralproblem konzentrieren: man wird Zeuge davon, wie die Kopenhagener Intelligenz sich in den achtziger Jahren mit dem durch 1870 bestätigten Erlebnisse und Ergebnisse von 1864 auseinanderzusetzen und abzufinden bestrebt.

Für ihn selbst ist in dieser Hinsicht seine erste große Auslandsreise, die ihn in den Jahren 1882 bis 1885 nach Deutschland führte, von entscheidender Bedeutung geworden.

Von den Ereignissen von 64, hatte er sich gedacht, würden die Deutschen etwa so reden: Wir waren damals die Stärkeren, ihr die Schwächeren, wir haben euch besiegt, und nun wollen wir einen Strich unter die Dinge ziehen. Statt dessen fand er, daß die Deutschen gerade so fest von ihrem Rechte gegen Dänemark überzeugt waren, wie die Dänen uns gegenüber. Diese Erfahrung war ihm, der die Ereignisse bisher von der dänischen Seite gesehen hatte, sehr überraschend, ja sie scheint ihn zunächst einigermaßen aus dem Gleichgewichte geworfen zu haben. Aber gerade das vorurteilslose, eindringende und beharrliche Studium dieses Problems wurde — wie er in einem seiner Romane andeutend bekannt hat — seine „psychologische Taufe".

Er sah, daß das formale, das juristische Recht bei Völkerkonflikten etwas durchaus Relatives, für beide Teile Verschiedenes, daß es Form ohne Inhalt ist. Erst der Inhalt entschied. Und dieser Inhalt war: Macht. Macht war es, was er überall in Deutschlands starkem Aufschwunge sah und erkannte. Aber diese Macht war doch nicht nur das brutale Recht des Stärkeren. Ihm stand außer Zweifel: es war die überlegene Tüchtigkeit, durch die die Preußen 1864 gesiegt hatten. So erkannte er, daß Macht einen sittlichen Kern in sich barg. Macht war die höhere Leistungsfähigkeit, die größere Fruchtbarkeit, war die Kraft, die die Zukunft, die das Neue in ihrem Schoße birgt und es „unter Blut und Schmerzen" zur Welt bringt. Und als dieser Kraft wohnte der Macht im Völkerleben allerdings ein höheres Recht, wohnte ihr die Befugnis und der Beruf bei, das geltende, das Paragraphenrecht zu stürzen und neues Recht, das Recht des Neuen zu schaffen.

Mit einer eigentümlichen herben Sachlichkeit, in der man doch noch den fernen Nachklang einstiger schwerer geistiger und seelischer Kämpfe zu hören glaubt, hat Karl Larsen geschildert, welcher Art diese Überzeugungen in ihm reiften. Sie gaben ihm zugleich den Schlüssel zum Verständnis des deutschen Volkes in die Hand.

Denn indem er das Geheimnis der deutschen „Macht" zu enträtseln suchte, stieß er auf den Militarismus als nationale Arbeitsmethode, und indem er Geist und Technik dieser Methode durch alle Klassen und Beschäftigungen, Lebens- und Gesellschaftsformen verfolgte, enthüllte sich ihm die Seele des deutschen Volkes, das er in einer kurzen, aber meisterlichen Charakteristik „im Innersten leidenschaftlich, sentimental und romantisch, lyrisch, musikalisch, spekulativ mit sich selber beschäftigt und eigenwillig" nennt. Seine Auffassung des deutschen Volkes ist völlig unsentimental und unromantisch, unabhängig von Sympathien und Antipathien. Er ist nicht, wie so mancher andere Ausländer, ausgezogen, um ein erträumtes Illusionsdeutschland zu suchen, um etwa das „alte romantische Deutschland" oder das Deutschland Goethes zu entdecken — das Deutschland Goethes ist verschwunden und kann nie mehr zurück-

*) Den gamle Historie. Förste Del: Foraar. Billeder fra Firserne. Förste Bog. Kóbenhavn 1920.

kehren, stellt er kühl fest. Was er vielmehr suchte, war das Phänomen des wirklichen, des lebenden und schaffenden Deutschlands, und dieses Phänomens strebte er sich gleichsam auf experimentellem Wege zu bemächtigen. Stieß er bei seiner Untersuchung auf Probleme, die ihm als Dänen besonders harte Aufgaben stellten, wie das der Beziehungen zwischen Macht und Recht oder das der Stellung des Krieges im Völkerleben, so blendete er sich nicht, wie die Angehörigen der kleineren Völker in solchen Fällen gern zu verfahren pflegen, gegen sie ab, sondern sah ihnen furchtlos ins Auge. Er wollte Realität, nicht Illusion. Der unbeirrbare Sinn für Realität gibt seinen kulturell-politischen Aufsätzen das Gewicht und die unangreifbare Haltung. Dieser Sinn für Realität ist der innerste Nerv in Karl Larsens geistiger Persönlichkeit.

3.

In seinen Romanen und Erzählungen steht das Problem von Illusion und Realität vielfach im Vordergrunde.

Er zeigt die Illusion als erhaltende Kraft, als eine mildere Form der Ibsenschen „Lebenslüge" im „Alten Wallviertel", wo die Kleinbürgersfrau sich und ihren bieder entsagenden Freund in eine gefühlvolle und edelmütige Romanwelt einspinnt, während ihr Mann seine Geschäftsreisen durch zarte Abenteuer verschönt. Er zeigt ihren Zusammenbruch in „Was siehst du den Splitter", der Geschichte einer Ehe, deren Scheinglück auf Selbsttäuschung und gegenseitiger Täuschung beruht und schließlich an der Wirklichkeit der Charaktere zerbirst. Er zeigt ihre zerstörende Gewalt in „Dokor Ix", wo er die gefährlichste aller Illusionen aufs Korn nimmt, die Illusion der Kunst, die die Lebenskraft aushöhlt. Er betrachtet und behandelt die Illusion nicht dogmatisch, nicht moralisch, nicht sentimental, sondern rein phänomenologisch, auf ihre Erscheinungs- und Wirkungsformen hin. Der Leser, der ihm folgt, wird mit dem Gefühle erfüllt, daß das Wichtigste, was dieser Mann zu tun fand, war: zu scheiden zwischen Schein und Sein, und daß er entschlossen ist, sich für seine Person allein ans Sein zu halten, es koste ihm, was es wolle. Den Horizont bildet dann immer die Ironie — nicht jene Ironie, die in Dänemark zu einem nationalen jeu d'esprit und fast zu einer Nationalkrankheit geworden ist, nicht jene Ironie, die aus der Furcht vor dem Pathos geboren ist und den Ernst des Erlebens in ein Epigramm auflöst, sondern die große, stille, ernste Ironie des Mannes, der hinter die Masken des bunten Lebensspieles geblickt hat. In dieser Ironie fühlt man Karl Larsens streng gebändigtes Gefühlsleben.

In „Doktor Ix" ist sein Verfahren offenkundig experimentell: der mephistophelische Titelheld verführt zwei Menschenkinder, ihr Leben (wie Arne Garborg es ausgedrückt hat) zur Kunst zu verpfuschen, und überläßt sie dann der Pein. Auch in „Was siehst du den Splitter" ist das Thema experimentell behandelt: dieselbe Ehegeschichte wird in tagebuchartigen Aufzeichnungen erst von der Frau, dann vom Manne vorgetragen, man sieht die Wirkung des Versuches auf beide Objekte. Ich wüßte kaum einen zweiten Verfasser zu nennen, in dessen Dichtung das dem Naturalismus Zolascher Observanz innewohnende wissenschaftliche Element so stark, so eigentümlich und so glücklich zur Auswirkung gekommen wäre wie bei diesem Dänen. In einem Aufsatze über seine Arbeitsweise (Tilskueren 1904) hat er die für sein Experimentalverfahren bezeichnende Angabe gemacht, daß er zur Übung seine Figuren in ganz anderen Situationen ausgeführt habe, als die, in denen er sie für seine Idee brauchte. Bei uns hat vielleicht Holz-Schlaf ein ähnliches Verfahren vorgeschwebt, aber „Familie Selicke" ist mit Karl Larsens Werken verglichen Oberflächenkunst, Paradigmenkunst, denn ihr fehlt, was diesen Blut und Seele gibt: die ungemeine, bis in die letzten Fasern eindringende, die verborgene Triebkraft des Lebendigen selbst in Bewegung setzende Kraft der Seelendeutung, die den von ihm

geschilderten Vorgängen und Gestalten höchste Gegenwärtigkeit verleiht. Seine Menschen rücken dem Leser bis zu voller seelischer und körperlicher Vertraulichkeit nahe; sie umgeben ihn mit ihrer Lebensluft, ihren Interessen, ihren Gewohnheiten und Bewegungen, ihrem Tonfalle und sozusagen ihrem Parfüm; sie enthüllen sich ihm in dem, was sie reden, und in dem, was sie verschweigen. Die Schilderung der Klein- und Spießbürgerwelt des Kopenhagener Wallviertels hat als Probe- und Meisterstück naturalistischer Milieuschilderung in Dänemark bereits klassische Geltung gewonnen. Aber wenn in diesem minutiös durchgearbeiteten Werke die Meisterschaft der Technik und die Freude des Verfassers daran noch als etwas Eigenes fühlbar bleiben, so ist es Karl Larsen in späteren Schöpfungen gelungen, den Stoff schlackenlos in die Form einzuschmelzen. Das Gespräch, das Tagebuch, auch wohl der Brief werden da bevorzugte Kunstmittel, weil innere Lebenskraft seine Gestalten drängt, sich selbst und aus sich selbst darzustellen, und es gewinnt seine Sprache dann die Geschmeidigkeit und Festigkeit einer Haut, die den feinsten Formen und Bewegungen folgt und auf die leisesten Berührungen reagiert. Durch nichts werden uns die Persönlichkeiten der beiden Gegenspieler in „Was siehst du den Splitter" so schlagend, fast bis zur Schmerzhaftigkeit lebendig vergegenwärtigt, wie durch die sprachliche Haltung und den sprachlichen Rhythmus ihrer Tagebücher: hier die mit Gefühl geladene, ungleich hastende, stockende und stoßende, herbe Sprache Thora Halcks, dort die gleichmäßig fortschreitende, sanft abrundende, beherrschte und angenehm gepflegte Rede ihres Mannes Axel; hier die Sprache als Explosion, dort als Kunstwerk; hier der Tonfall scharf und aggressiv, dort milde, überlegen, beruhigend. Was schließlich bei vollem moralischem Gleichgewichte in beiden Schalen für die Empfindung des Lesers den Ausschlag gibt, das ist allein der Ton — jener Ton, den man nicht vor Gericht stellen kann: er verrät, daß hinter Axels weitherzigem Verstehen ein gut Teil von kühler Indifferenz eines Ästheten sich birgt. In Axel Halck steckt etwas von einer Hedda Gabler ohne deren Hysterie.

4.

Der 1896 erschienene Roman „Doktor Ix" scheint mir für das Verständnis von Karl Larsens Persönlichkeit eine besondere Bedeutung zu haben.

Auf den Doktor Falk wartet die junge schöne Margarete Holk. Sie ist unruhig, sprunghaft, launenhaft, ästhetisch, kritisch; sie verlangt nach dem Leben und zersetzt es sich doch durch ihre Kritik; sie sehnt sich nach der sicheren Führung einer festen Hand. Aber Falk bietet ihr diese nicht. Er läßt sich die lebendige Liebe entgehen, um dafür eine alte Liebe zu einem Romane zu verarbeiten. Anstatt zuzupacken, Mann zu sein, sich in Glück und Leid zu härten, Verantwortungen auf sich zu nehmen, preßt er sich sein Erleben zu einer ästhetischen Stimmung und vermeint sich so das Feinste daraus zu bewahren *). Margaretes weiblicher Scharfblick erkennt sofort, daß Liebe fortab für Falk nur noch ein allmählich sich immer mehr verdünnender Buchstoff sein wird, ihr gesunder Lebensinstinkt kehrt sich verächtlich und erbittert von dieser ästhetischen Selbstentmannung ab, aber ihres Haltes beraubt, läßt sich nun auch sie, par dépit, für die Kunst, für die Musik kapern. Beide werden Künstler; beide werden sich eines Tages als Opfer des Molochs Publikum und seines Hohenpriesters, des Verleger-Impresarios, erkennen.

Die an die Grausamkeit streifende Unbarmherzigkeit, mit der Karl Larsen das Problem in „Doktor Ix" entblößt und seziert, die beinahe etwas pedantische Ge-

*) Das hier ganz ins Ironische umgebogene Motiv von der Liebe, die sterben muß, um lebendig zu bleiben, hat in der nordischen Literatur eine interessante Geschichte: es sei an Sören Kierkegaards „Tagebuch eines Verführers" und an Ibsens „Komödie der Liebe" erinnert.

nauigkeit und Ausführlichkeit, mit der er über dessen Natur und Auswirkungen Rechenschaft ablegt, deuten darauf hin, daß persönliches Erleben daran beteiligt ist. Ob nicht „Doktor Ix" in seinem Schaffen etwas Ähnliches bedeutet, wie der Werther für Goethe: Gerichtstag, Selbstbefreiung durch Selbstdarstellung? Er hatte die große Gefahr erkannt, die dem Künstler droht, hatte der verführerischsten, listigsten aller Illusionen, der ästhetischen, ins Meduſenantlitz geblickt, ihr, die dem Leben das Blut aussaugt, es zum Spiele verflüchtigt, zur Form ohne Inhalt aushöhlt. Er hatte Gelegenheit, diese Gefahr zu studieren, denn die Kopenhagener Kultur — die man hier.n doch nicht mit der dänischen Volkskultur gleichsetzen darf — hat sich stark nach der ästhetisch-literarischen Seite entwickelt: Geschmack ist mehr als Sittlichkeit, guter Stil ist die höchste Bürgertugend und das Leben Stoff für einen Roman, ein lyrisches Gedicht, ein Feuilleton oder allerwenigstens für ein pikant frisiertes Interview. Karl Larsen optierte auch in diesem Falle für die Realität und gegen die Illusion, für das Leben und gegen den ästhetischen Schein; er bewahrte sich seine Mannheit, und wenn gesagt worden ist, daß seine Werke für die Dänen doch etwas Fremdartiges an sich hätten, so liegt dies vielleicht eben darin, daß der Mann in der neueren dänischen Literatur eine Seltenheit ist und ungebrochene Mannheit der dänischen Empfindlichkeit wohl etwas auf die Nerven fällt. Als der Krieg da war, sahen die dänischen Schriftsteller ihn und die durch ihn aufgeworfenen Probleme zumeist durch die Brille ästhetischer Sentiments, aber unter diese ihren eitlen Glanz genießende Seifenblasenproduktion trat Karl Larsen wie ein ernster Werkmann und formte aus dem Erze männlichen Denkens die Züge der Wirklichkeit des Völker- und Arbeitslebens.

Man erkennt, daß Karl Larsens Dichtungen und seine kulturell-politischen Traktate Zweige an demselben Baume sind. Im Künstler steckt ein kühl experimentierender Forscher, der Forscher sieht mit ein paar tiefdringenden Dichteraugen, in all seinem Schaffen aber lebt Mannhaftigkeit und ein furchtloser Wille zur Wirklichkeit.

5.

Die Entwicklung Karl Larsens kennzeichnet sich durch eine außergewöhnliche Gleichmäßigkeit, Stetigkeit und Festigkeit. Er gehörte zu der an Begabungen reichen literarischen Generation Dänemarks, die in den achtziger Jahren auf den Plan trat, und, wie sie, so hat auch er seine entscheidenden Einflüsse von der französischen und der russischen Dichtung empfangen. Zu den Vertretern dieser Generation zählten glänzendere, bestechendere Talente: so vor allem Herman Bang, dieser bis zur äußersten Sensibilität und bis zur Zerbrechlichkeit verfeinerte Sprößling bodenständiger alter dänischer Kultur, von dem Larsen in seinem jüngsten Romane ein sprühend lebendiges Bild gezeichnet hat. Aber Karl Larsens Überlegenheit lag in seiner künstlerischen und sittlichen Kraft, zu reifen, in der planmäßigen und sicheren Ökonomie, mit der er seiner Begabung die höchsten Möglichkeiten abzugewinnen verstanden hat. Wenn dänische Kritiker gemeint haben, Karl Larsen sei eigentlich ein zufällig in Dänemark geborener Franzose, so scheinen sie doch die im Innersten ganz germanische Natur dieser Persönlichkeit zu verkennen, die sich als ein langsam wachsendes, zähes, kern- und wurzelfestes Gewächs entwickelte. Er war neunundzwanzig Jahre alt, als er sein erstes Buch herausgab, und unter stetig wachsender, überlegener Beherrschung der Kunstmittel veröffentlichte er dann in den Jahrzehnten von 1890 bis 1910 die Werke, die ihm dauernde Geltung und Bedeutung in der Geschichte der dänischen Literatur sichern. Nichts an ihnen schmeckt nach Sensation, nichts nach Nervosität; vielmehr fühlt man als ihren Untergrund überall ein echtes Lebensbehagen. Seine Psychologie, so tiefdringend sie ist, wird doch nie kratzend oder ätzend, sondern sie entspringt einer Lust, die Menschen und das

Leben in ihrer Wirklichkeit kennenzulernen. Mit besonderem Genusse hält er sich an jene kleinen Züge, in denen die Charaktere sich am spontansten aussprechen, und ein stiller Humor menschlichen Verstehens erwärmt die gelassene und unpathetische Objektivität seiner künstlerischen Form.

Karl Larsen hat einmal darauf hingewiesen, daß in seinem Schaffen sich immer zwei Fäden verschlungen haben: „die Vertiefung ins Heimische und der Drang, das, was außerhalb liegt und unser Eigenes ins Licht stellen kann, zu begreifen." Als Däne und mit dänischen Augen hat er sich in der weiten Welt umgesehen. Er hat in einem interessanten Buche den japanischen Geist analysiert. Portugals Land und Volk sind vielleicht nie so verständnisvoll und so überzeugend geschildert worden, wie von ihm. Aber Deutschland ist es vor allem gewesen, an das er sein Interesse und sein Studium gewandt hat, schon seit jenem 1893 veröffentlichten Buche „Kreise", das als klassisches Muster einer modernen sentimental journey bezeichnet werden darf. Seine deutschen Erfahrungen haben ihm den Blick für dänisches Volkstum geschärft; das Seelenleben des dänischen Volkes während des Krieges von 1864 hat er auf Grund reichen Briefmaterials erschlossen. Wenn er in innerpolitischen dänischen Fragen das Wort ergriff, stellte er die engen Verhältnisse der Heimat unter die weiten und freien Horizonte, die sich ihm draußen eröffnet hatten („Mene, mene", 1909). Immer war dieser Däne Europäer, immer war er Germane. So stellt sich seine Teilnahme an der Kriegsdiskussion als die reife Frucht einer planmäßig organisierten geistigen Entwicklung dar. Die Angriffe, die sie ihm eingebracht hat, haben seine Stellung in Dänemark eher gestärkt, als erschüttert. Denn während die öffentliche Meinung ihn wütend verketzerte, fühlte sie sich doch im Grunde ihm gegenüber unsicher und vielleicht selbst ein wenig ängstlich. Sie empfand, daß in der Überzeugung und in dem sittlichen Willen dieses Mannes etwas lebte, das unzerbrechlich, das von keiner Propaganda zu ersticken sei, und das früher oder später doch den Sieg behaupten würde. Mit derselben Gelassenheit, mit der Karl Larsen in seinem Schaffen Ring an Ring gesetzt hat, erwartet er nun den Tag, an dem das dänische Volk erkennen wird, wie große Dankbarkeit es ihm dafür schuldet, daß er in einer Zeit der allgemeinen Verwirrung der Geister die Stimme des Gewissens erhoben, und daß er das Fenster nach Deutschland offen gehalten hat.

# Rückblicke auf München

Von

## Eugen Kalkschmidt

Schwere Schicksalswolken brauen über der vielgeliebten Stadt mit den dicken beiden Kuppeltürmen. Ach, es sieht ja auch sonst nicht eben heiter aus am Horizonte deutschen Lebens. Aber im Antlitz der ehemals königlichen Haupt- und Residenzstadt Bayerns spiegelt sich die Düsterkeit dieser verzweifelten Friedenstage deshalb so besonders schwer und augenfällig, weil das München von einst eine so freudige und festliche Stadt war. Es verschlug wenig, wenn Eingeweihte den Wanderern und Gastfremden aus allen vier Winden die landesübliche Festlaune als ein Kunsterzeugnis der aufblühenden Fremdenindustrie verdächtig zu machen suchten. Die Gäste, zumal die aus dem Norden, blieben dabei: München sei eine herrliche Stadt, und nirgendwo in Deutschland ließe sich eine Reihe von guten Tagen unbeschwerter

und angenehmer tragen als eben hier. Da war so vieles, was anzog und erfreute: die Kunst und die Künstler, die Schönheiten einer sehr mannigfaltigen Natur mit Hochgebirg und Seen, ein derb urwüchsiges Volkstum, ein bequemes Leben und Lebenlassen.

Über dieses königlich beschirmte Capua ist nun die Revolution hereingebrochen mit einem recht ergiebigen Aschenregen. Die unwahrscheinliche Zeit der Räteregierung war dann schon ein richtiges Erdbeben, das die behäbige Stadt in ihren Grundfesten wackeln ließ. Mühsam nur hält sie sich aufrecht, und mühsam sucht sie sich in der neuen Zeit zurechtzufinden. Was ist ihr geblieben, was kann sie hinüberretten? Was ist zerstört und geschwunden auf Nimmerwiederkehr? Wo soll der Aufbau beginnen, und worauf haben wir uns einzurichten, um das neue Leben gerüstet zu bestehen? Das sind die Fragen, die heute, in tausend Formen wiederkehrend, die Geister der Stadt beunruhigen. Es sind Fragen, die in ähnlicher Form für eine jede unserer alten Kulturstätten heute Schicksalsfragen erster Ordnung sind.

* * *

München ist das, was es war, im 19. Jahrhundert geworden. Zwei Faktoren haben das bewirkt: die Wittelsbacher und die Kunst. Die Tatsache steht gedruckt in allen Lehrbüchern und ist allerdings nicht neu. Es kommt aber darauf an, sie neu zu betrachten.

Die altbayerische Kurfürstenstadt war für die deutsche Kultur des 18. Jahrhunderts ein herzlich bedeutungsloser Platz, geistige Provinz, wo der Kleinbürger unterm Krummstab der katholischen Kirche beschaulich dahinlebte und nichts begehrte, als sein gutes Bier in Ruhe zu vertilgen. Der Reisende, der hier kurze Rast machte, fand nicht viel Ausbeute für sein Tagebuch. „Berühmte Leute" gab es kaum, Sehenswürdigkeiten anderer Art fehlten durchaus. So setzte man sich in die Postkutsche und fuhr anderen lockenderen Zielen zu: nach Italien, nach Wien, nach Dresden, Berlin oder Frankfurt.

Der politische Indifferentismus der Wittelsbacher war ein getreuer Ausdruck der Gesinnung im Volke. Bayern machte seine politischen Geschäfte seit alters her im Gefolge oder unter dem bestimmenden Druck der habsburgischen Monarchie. Es hatte weder bedeutende Staatsmänner wie bedeutende Heerführer aufzuweisen. Als nachmals die bayerische Feldherrnhalle in München errichtet wurde und Tilly und Wrede feierlich in Erz gegossen dastanden, spotteten die bösen Zungen in Deutschland: der eine sei kein Bayer und der andere kein Feldherr gewesen. Die Vergrößerung des Staates kam auf wenig rühmliche Weise zustande: dynastische Interessen, Erbverträge, Säkularisationen und schließlich dienstwillige Unterwerfung unter den Willen des französischen Eroberers brachten ein Königreich zuwege, dessen territorialer Zusammenhang zwar zur Not gelungen, dessen inneres Gefüge aber recht locker und künstlich war.

Für die neue Haupt- und Residenzstadt dieses Bauernstaates ergab sich nun um die Wende des 19. Jahrhunderts neben der vermehrten höfischen Repräsentation auch der Zwang zu einer entschiedeneren Anteilnahme an den Geistesfragen der Zeit. Graf Montgelas, der freigeistige Staatsminister des neugebackenen phlegmatischen Königs Max Joseph, war emsig auf geistigen Zuzug bedacht. Während die Münchener Straßen die erste ordentliche Beleuchtung erhielten (1807), zogen gelehrte Herren von auswärts durch das Karlstor und vereinigten sich zur neugegründeten Akademie der Wissenschaften. Jacobi, Schelling, Feuerbach — dem Münchener waren es „Fremde", meist protestantische Norddeutsche, unverständlich in Sprache und Gehaben, Leute, die den Einheimischen das Brot wegnähmen, für

die großen Summen nichts täten, die Bayern verachteten und verfolgten, vor allen Dingen aber aus den Schulen die Religion verdrängten und das Luthertum einführten. So berichtet der nachmalige Rektor Fr. Thiersch 1810. Von der Kanzel wurde gehetzt, tausendfache Possen erschwerten den „Neingehockten" das Leben. War doch schon ein Protestant als solcher eine unheimliche Erscheinung, um wie viel mehr, wenn er Stellung und Einfluß im Staate erhielt. Wer einen Lutherischen ins Haus nahm, hatte den strafenden Blitz des katholischen Himmels zu gewärtigen. Ist es zu glauben, daß als der erste Ketzer ein Pfälzer Weinwirt in München um 1800 das Bürgerrecht erwarb? Ja, auch das war „gute alte Zeit", aber mehr alt als gut.

Toleranz — für die „Gewappelten", die Bräuer, Großmetzger und Kornhändler eine harte Sache! Aber das Schicksal kam ihnen zu Hilfe und gab ihnen 1825 in König Ludwig I. den Mann, der darauf brannte, Münchens höhere Mission zu erfüllen und die bayerischen Lebensgeister kräftig zu erwecken. Wir können uns das idealistische Auftreten dieses originellen und willenskräftigen Fürsten kaum bedeutsam genug vorstellen. „Teutsch" war sein Wahlspruch schon als Kronprinz, wo er auf Winkelmanns und Goethes Spuren die Antike in Italien suchen ging und sich bescheiden abmühte, den deutschen Künstlern in Rom ein heiterer Fahrtgenosse zu sein. Damals erfaßte er sein fürstliches Mäzenatenziel oder moderner ausgedrückt: seine monarchische Kulturaufgabe mit dem ererbten stammestümlichen Eigensinn der Wittelsbacher voll und bewußt: die Pflege der schönen Künste im Geiste des klassischen Altertums: Teutschland ein neues Griechenland — München ein zweites Athen — das war die Losung.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die damaligen Zeitgenossen sich zu dieser Neugründung stellten. Der bekannte Münchener Publizist und Kunsthistoriker Georg Jacob Wolf hat in seinem schönen Sammelbande „Ein Jahrhundert München" (1919 bei Franz Hanfstaengl) eine stattliche Zahl zeitgenössischer Bilder und Dokumente neu erschlossen, die uns die werdende Kunststadt, ihre führenden Geister, ihre beherrschenden Stimmungen in bunter Fülle spiegeln. Im „Rheinischen Merkur" rief Joseph Görres dem jungen Herrscher seine Pflichten nachdrücklich ins Gedächtnis: „Wie du dein Angesicht der Zukunft entgegenwendest, so laß es auch auf die alte Zeit gerichtet sein. . . . Sei ein christlicher Fürst, Säule zugleich dem Glauben und Schützer der Geistesfreiheit. . . . Sei du ein rechter Fürst von Gottes Gnaden und vollende, was du früher angefangen." Ludwig bedurfte solcher pathetischen Mahnung kaum. Sofort verlegte er den Sitz der Universität von Landshut nach München, berief neue Lehrkräfte und holte sich zur Belebung der neuen, aber ziemlich verschlafenen Kunstakademie solche Künstler heran, die er seit Jahren kannte und schätzte: Cornelius, Schnorr, Heß, die römischen Nazarener schlugen ihr Zelt an der Isar auf, Klenze und Schwanthaler folgten ihnen. Cornelius vor allen, „der Mann mit dem Siegel der geistigen Großmacht auf der Stirne", entfaltete als Akademiedirektor und Lehrer alsbald die bedeutendste Tätigkeit. Der junge Hamburger Maler Wasman, der um 1829 nach München kam, erzählt: „Es war damals ein freudiges Wirken und Zusammenleben in München, wie noch keine Zeit es gesehen, der fröhliche Jugendrausch eines neuen Deutschlands, das, von den Banden fremder Zwingherrschaft befreit, Brotneid, Eitelkeit und Vornehmtuerei ausschloß." Der Strom der Ideen hob und einigte die verschiedensten Talente und Temperamente, die Künstler bildeten eine große Gemeinschaft, deren unbestrittener Führer Cornelius war. Wenn der kleine Mann mit dem markig geschnittenen Kopfe auf den Bierkeller nach Bogenhausen hinausgeritten kam, dann erhob sich unter den versammelten Genossen ein Jubel und Hurrarufen ohne Ende. „Es war die schönste Zeit meines Lebens", bekennt Wasman. Und der Botaniker

Schubert schreibt begeistert: „Hier herrscht ein Geist, der, wie der alte Blücher, wenn er zur Schlacht führte, immerzu nur „vorwärts, vorwärts" kommandiert." Es war der Jugendrausch eines neuen Deutschlands, der diese Münchener Künstler entflammte und sie vollkommen vergessen ließ, daß dieses neue Deutschland zwar auf dem Papiere stand und in den Köpfen höchst verdächtiger Freiheitapostel rumorte, in der nüchternen Wirklichkeit des Alltags aber in recht enge spanische Stiefel eingeschnürt war.

Kritische Köpfe empfanden das auch in München. Der junge Friedrich Pecht vermerkte bissig den Unterschied zwischen der tönenden Inschrift von „Deutschlands Befreiung" auf dem bekannten Obelisken und dem „unleidlichsten Polizeidruck" in der Stadt: Rauchverbot für die Straßen, Meldepflicht und Aufenthaltsbewilligung für die Fremden. Akademie und Museen wären nicht für den Bürger, sondern von Herrschers Gnaden wegen da. Die Bezeichnung „neues Athen" fand Heine etwas ridikül. Gottfried Keller empfand es wohltuend, daß man hier unangefochten und unbeachtet seiner Wege gehen könne. Nur die „Roheit der Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse" mißfiel ihm gründlich. Und 1843 beginnt er ein Sonett auf die Stadt mit den derben Zeilen:

Ein liederliches, sittenloses Nest
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heil'genbilder, Knödel, Radiweiber.

Freilich, gerade Keller hat das Münchener Leben im Vormärz mit der leuchtendsten Gloriole umwoben. Mit den Augen seines „Grünen Heinrich" sehen heute Hunderttausende die fröhliche sorglose Künstlerstadt jener Jahre, und wenn sie sie auch in einem dichterisch erhöhten Lichte sehen — falsch ist das Bild darum nicht. Künstlerfeste, wie der Nürnberger Einzug des Kaisers Max im „Grünen Heinrich" hat es damals und späterhin bis in die achtziger Jahre hinein vielfach gegeben; Feste, an denen sich alt und jung, vornehm und gering, der König und der ärmste Schlucker einträchtig zusammenfanden, um des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen. Nirgendwo in Deutschland, auch in dem lustigen Wien nicht, gab es diesen festlichen Zusammenklang, wurde eine Stadt so ganz von dem Gefühl des freudigen Überschwangs gepackt und geschüttelt wie München. Der Antrieb ging natürlich von den Künstlern aus. Der wohlhäbige Bürger, der Hof und das niedere Volk ließen sich mitreißen. Die Freude am farbigen Gepränge, am Mummenschanz und derbem Schabernack steckt dem katholischen Altbayern im Blut. Man hatte Zeit, man nahm sich Zeit. Und schließlich hatte die Romantik erst jetzt, um die Mitte des Jahrhunderts, den Geist und Geschmack der Masse ergriffen. Während ihre Quellen in der Literatur zu versiegen begannen, rauschten sie in den bildenden Künsten noch vernehmlich und stark. König Ludwig der Teutsche kam von seinen klassizistischen Idealen nicht los, er wachte auch nach seinem erzwungenen Rücktritt (1848) eifersüchtig über der Ausführung seiner großangelegten Baudenkmale. König Max II. aber machte Ernst mit dem deutschen Altertum, und seine Baumeister lieferten ihm die neuentdeckte Gotik in allen Arten, für Regierungspaläste und Kinderwiegen gleichermaßen. Bei den Malern und selbst bei den Bildhauern trat der historische Gegenstand in den Vordergrund des Schaffens.

Auf Cornelius folgte Wilhelm Kaulbach, der gab das Zepter weiter an Piloty, und Lenbach beschloß die Reihe der Münchener Malerfürsten. Wahrlich, es ist etwas Fürstliches um diese Männer. Zum ersten Male in Deutschland trat in diesen Repräsentanten der Kunst das Talent von Gottes Gnaden machtvoll, geehrt und angesehen bedeutsam neben die repräsentativen Faktoren des öffentlichen Lebens. Goethe hatte an dem Weimarischen Musenhof freilich einen ähnlichen Rang. Aber er war schließlich eine Einzelerscheinung. In München wuchsen die Malerfürsten

aus einem großen Kreise empor, der sie stützte und trug, sie waren in Wirklichkeit Standespersonen. Ihre Kunst machte sie unabhängig genug, um ein Leben großen Stils zu führen. Freunde und Schüler scharten sich um sie, Fürsten genossen ihre Gastfreundschaft und warben um sie. Ihre Namen gewannen Klang in Europa. Und mit dem Klange ihres Namens, mit dem wachsenden Ansehen ihrer Kunst erhöhte sich der Ruf der bayerischen Residenz als einer gesegneten Freistätte der Musen und der Grazien.

König Max II., der Gatte einer preußischen Prinzessin, zeigte den frühen Ehrgeiz, in der Pflege der Wissenschaften und der Dichtung das nachzuholen, was sein Vater, Ludwig I., versäumt hatte. In Dönniges, seinem Erzieher, fand der König einen äußerst rührigen Berater für die Berufung der Kapazitäten. Es war nicht seine Schuld, daß die Ranke und Sybel, Liebig, Bluntschli und Thiersch keine gebürtigen Altbayern waren. Ebensowenig die Poeten: Geibel, Dingelstedt, Bodenstedt, Grosse, Heyse, Graf Schack. Die Münchener muckten wie vor 50 Jahren gewaltig auf gegen diese „Überfremdung" ihrer Stadt mit „Protestanten". Und der König tat ein Übriges, die kaum verhaltene Eifersucht zu schüren, indem er die Berufenen in seinen persönlichen Verkehr zog, und mit einer Bescheidenheit, die seinem Charakter das beste Zeugnis ausstellt, von den geistigen Größen zu lernen bemüht war. An den „Symposien", wie er die Zusammenkünfte im Schloß getauft hatte, wurden bei einfachem Imbiß Zeitfragen besprochen, und es wurde nicht selten so heftig dabei gestritten, zumal von den Literaten, daß die Anwesenheit des Monarchen dabei ganz in Vergessenheit geriet. Man denkt dabei an die Zänkereien der deutschen Gelehrten in der älteren Zeit, als noch die Theologen vornean standen. Ganz so schlimm wie diese Disputationen wurden nun zwar die Wortgefechte der Neueren nicht, aber recht ergiebig waren sie auch nicht, und man muß die Geduld bewundern, mit der der König an ihnen festhielt. Die Münchener, die draußen standen, wetzten ihre Schnäbel weidlich an den „Preußen" bei Hofe.

Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die ein Wind beliebig dreht:
Hofgunst ist ein Dingel, das auf keinem festen Boden steht!

Hatten doch diese Literaten sogar vor, den Märker Theodor Fontane an die Isar zu verpflanzen! Und Frau von Dönniges unternahm es, einen norddeutschen „Tee-Abend" in ihrem Hause einzurichten, wo jeder ohne viel Umstände willkommen war, wenn er zu den „Geistigen" irgendwelche Beziehungen aufweisen konnte. Hier ging es wesentlich munterer und auch nahrhafter zu als im Residenzschlosse, man traf außer den Einheimischen auch durchreisende Größen von Ruf, und eine Weile krönte Wilhelm Kaulbach die Abende dadurch, daß er jedesmal einen der Anwesenden in schnellen Strichen porträtierte, die Zeichnung aber dann großmütig dem Betreffenden als Geschenk überließ. Seine berühmten Karikaturen freilich wird er wohl für sich behalten haben. Es wurde vorgelesen, vorgetragen, musiziert. Die Münchener sahen scheel auf dieses Bildungstreiben. Sie brachten es dahin, daß Dönniges ins Ausland ging, als beamteter Diplomat zwar, aber doch als ein Verbannter.

Nein — München war kein Boden für die Literatur. Ein neues Werk von Kaulbach, Genelli oder Schwind wurde lebhaft erörtert, um die Gedichte und Dramen der landfremden Poeten kümmerte sich außer den engeren Zunftgenossen niemand so recht. Ja, wenn sie wenigstens noch im Dialekt gedichtet hätten, wie Franz von Kobell, Graf Pocci und die mancherlei unbekümmerten Dilettanten und Lokalgrößen. So aber kamen jene, in die Toga irgendeiner strengen klassischen Form gehüllt, feierlich und meist pathetischer daher, als es der Münchener liebte. Dabei ward ihm unbehaglich, und sein Widerspruch war mit derben oder spitzigen Bemerkungen rasch geweckt. Daneben aber fehlte es an einer guten öffentlichen

Kritik durchaus, und auch an Verlegern war Mangel in München. Paul Heyse berichtet darüber in seinen Erinnerungen und beklagt dabei die „Scheu vor jenen goldenen Rücksichtslosigkeiten im persönlichen Verkehr der Schriftsteller untereinander, die den Berliner „Tunnel" trotz manchen pedantischen Zuges für die Bildung junger Talente so ersprießlich gemacht hatten. . . . Ich selbst, als ich einigen Kollegen keinen besseren Beweis meines freundschaftlichen guten Willens geben zu können meinte, als wenn ich ihnen in der schonendsten Form aussprach, was mir neben dem Gelungenen noch einer Besserung fähig schien, mußte zu meinem Schaden erfahren, daß dies des Landes nicht der Brauch sei. Man wollte en bloc gelobt werden und beschuldigte den unberufenen Tadler eines Mangels an guter Erziehung oder einer hochmütigen, wenn nicht gar feindlichen Gesinnung . . ."

Über Literatur zu sprechen, war fad. Das Theater dagegen stand als gesellschaftlicher Treffpunkt der höfischen und bürgerlichen Kreise schon viel mehr im Licht der Öffentlichkeit. Gerade weil der Münchener einen regen häuslichen Familienverkehr norddeutschen Stiles nicht kannte und es vorzog, seinen geselligen Verpflichtungen auf dem Bierkeller oder im Kaffeehause nachzukommen, bot ihm das Theater eine willkommene weitere Gelegenheit, mit Leuten zu verkehren, ohne sich Unkosten auferlegen zu müssen. Das deutsche Theater hatte ja in jenen beschaulichen Zeiten eine viel weitere soziologische Bedeutung, als in den politisch bewegteren Jahren nach der Reichsgründung: es war die Börse der Neuigkeiten, Korso und Repräsentation der guten Gesellschaft in einem. Der übliche Bühnenklatsch gab den Begegnungen die beliebte Würze. Presse und Versammlungen mit freiem Meinungsaustausch standen erst in den Anfängen. Die etwas abseitige bayerische Hauptstadt mit ihren partikularistischen Interessen war trotz ihren damals 150 000 Einwohnern eine große Kleinstadt, in der man sich mehr oder minder genau kannte. Das abonnierte Hoftheaterpublikum vollends war nicht viel mehr als ein erweiterter Familienkreis. Und wenn der blau und silber livrierte Logendiener in den Pausen durchs Parkett sein „Eis gefällig" ertönen ließ und dem Käufer würdevoll das blitzende Tablett präsentierte, genossen die Metzger- und Bierbrauerdamen das erhebende Bewußtsein, gleichsam an der königlichen Tafel mitzuspeisen.

Franz Lachner, aufs innigste befreundet mit Schwind, leitete die Oper. Dingelstedt, 1851 als Intendant nach München berufen, nahm sich des Schauspiels an. Als im Sommer 1854 die Industrieausstellung im neuerbauten Glaspalast abgehalten wurde, veranstaltete Dingelstedt „Gesamtgastspiele" der ersten Bühnengrößen Deutschlands im Hoftheater. Leitgedanke war, eine Anzahl klassischer Werke mit erster Besetzung, auch der kleinen Rollen, zu geben. Der Intendant selber führte die Regie und erreichte in den Massenszenen Wirkungen, wie sie die Meininger späterhin populär gemacht haben. Er hatte die Genugtuung, die meisten deutschen Fürsten als Gäste zu begrüßen, und München war einigermaßen erstaunt über so viel „Betrieb". Das Zeitalter des Verkehrs begann seine Schatten vorauszuwerfen. Der Urmünchener empfand die Störung seiner Ruhe mit starkem Mißbehagen — er wollte auch im Theater, in „seinem" Hoftheater keinen Fremdenkult, keine Neuerungen, und es dauerte keine drei Jahre, da bekam der allzu geschäftige Intendant seinen Abschied „fast buchstäblich über Nacht", wie er berichtet.

So versandeten die hoffnungsvollen Anläufe des Königs mehr oder minder alle. Als er 1864 vorzeitig starb, hatte er längst seinen Frieden mit der allgewaltigen Bureaukratie gemacht. Ludwig II., jung, schön, feurig, selbstherrlich und zum Ungewöhnlichen geneigt, schien eine neue Ära für München schaffen zu wollen. Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung holte er Richard Wagner nach München,

ihn selber, der das ganze musikalische Deutschland in zwei Parteien gespalten hatte. Wagner sorgte dafür, daß Bülow ihm als „Vorspieler Sr. M. des Königs" folgte, und der bescheidene Peter Cornelius in Weimar sah sich plötzlich mit einer Professur an der Königlichen Musikschule in München beglückt. Die Wagnerschen Musikdramen mußten Hals über Kopf einstudiert werden, der „Tristan" erlebte seine Uraufführung, und in der Königsloge saßen Ludwig und der „Meister" freundschaftlich beieinander. Welch ein Affront! Als nun gar verlautete, daß noch ein Fremder, der Dresdener Gottfried Semper, mit Entwürfen zu einem gewaltigen Festspielhause allein für Wagner-Opern betraut war, kochte die Münchener Volksseele vollends. Der musikalische Hexenmeister mußte schleunigst auswandern. Bülow hielt sich noch bis 1869 und Cornelius sogar bis ans Lebensende — aber dem König war seine Residenz verleidet, und er baute seine Prunkschlösser draußen im Oberlande, wo es am stillsten war.

München hatte gesiegt, aber es war ein Pyrrhussieg gewesen. Denn kaum eine andere deutsche Stadt war fortan der Wagner-Begeisterung so hemmungslos verfallen, wie München in den folgenden Jahrzehnten. Zunächst aber übernahmen wiederum die bildenden Künste ihre angestammte Führerrolle. München wurde Ausstellungsstadt, und im Verlauf der Jahre mehr und mehr das, was sie eigentlich nicht sein wollte: die Fremdenstadt im neuen Reiche.

Denn nun erst, wo sich das neue Viertel Ludwigs I. zwischen den großen Sammlungspalästen und dem Schwabinger Siegestor mit bürgerlichen Bauten gefüllt hatte, merkten die Münchener den großen Zug in dieser radikalen Stadterweiterung. Nun erst begannen die Schätze der Sammlungen in die Breite zu wirken, ungezählte Besucher anzuziehen und tausend kleine Kanäle des städtischen Wirtschaftslebens zu speisen. Kunstgewerbe, Handwerk und Industrie blühten auf. Besonders das Kunsthandwerk begann sich auf den neuen Markt einzustellen. Lorenz Gedon, Seitz und Georg Hirth betrieben begeistert die nationale Wiedergeburt des deutschen Hauses, vom Giebel und Erker angefangen, bis zum Türklopfer und zur Fußbank. Die deutsche Renaissance siegte Ende der siebziger Jahre auf der ganzen Linie über die engbrüstige Neugotik der Romantiker. Im Glaspalast aber wurden Jahr um Jahr die Schlachten der Malerei und Plastik mit einem Massenaufgebot an Kräften geschlagen, das in dieser verschwenderischen Fülle nur noch allenfalls in Paris zu finden war. Piloty, der Akademiedirektor, und seine Schule hatten die Führung.

Heute sehen wir klarer in die Entwicklung hinein und wissen, daß diese ganze Richtung der gemalten Historie ebenso unfruchtbar blieb, wie die damalige, einigermaßen ziellose Plastik, die sich in Atelierkunststücken und leeren Denkmälern erschöpfte. In der Stille wuchsen die Talente und Träger der wahrhaft lebendigen deutschen Kunst heran. Und ebenso still und wenig beachtet gingen die Alten ihren Weg weiter durch die fürchterliche Pracht der Gründerzeit, die auch an der Isar ihren Talmiglanz verbreitete. Schwind starb im Frühjahr 1871, aber der alte Spitzweg saß nach wie vor hoch über dem Gewirr der Altstadt und malte in seiner Dachstube gemächlich eines seiner köstlichen Kabinettstücke nach dem andern. Die Landschaftschule der Lier, Schleich und Genossen hielt sich auf der Linie der Meister von Barbizon und entdeckte die abgeschiedene Schönheit der alpinen Hochebene mit ihren Mooren und Wasserläufen. Von der jüngeren Generation suchten Leibl, Böcklin, Thoma, Staebli und Haider ihre eigenen Wege. Hans Thoma erzählt, wie ihn gute Freunde bereden wollten, in die Piloty-Schule einzutreten, um vorwärts zu kommen. Aber, so fragt er, was sollte ich dort? „Wir gehörten eben, ob wir wollten oder nicht, nicht dazu. . . . Für die Kunsthändler existierten wir nicht, also existierten wir überhaupt nicht." Einzig Adolf Bayersdorfer, der Konservator an der Alten

Pinakothek, hielt zu diesen Abseitigen und erfrischte sie durch sein unbestechlich scharfes Urteil. Mitte der siebziger Jahre löste sich auch dieser Kreis langsam auf. Eine eigentliche Schule hatte er nie gebildet. Was diese Künstler vereinte, war lediglich ihr Gefühl des Gegensatzes zu den Moden des Kunstmarktes.

In der Tat war München nun ein solcher Markt ersten Ranges geworden. Der neue Reichtum kaufte hier, soweit er überhaupt Kunst kaufte. Und als das Gestirn Pilotys zu Beginn der achtziger Jahre erblich, trat Lenbach in die Lücke. Er verstand es vortrefflich, zu repräsentieren und zu herrschen. Alsbald waltete in den Räumen des Glaspalastes sein Wille, und keine größere festliche Veranstaltung, keine künstlerische Streitfrage wurde ohne seine Beteiligung entschieden. Sein schlagfertiger bajuvarischer Witz, seine ganze originelle Persönlichkeit sicherten ihm einen Erfolg weit über seine immerhin begrenzten Fähigkeiten als Maler hinaus. Er wurde die große Mode, und durch seine Beziehungen zum Hause Bismarck eroberte er alsbald auch den deutschen Norden. Ein Lenbach-Porträt war die beste Legitimation des neuen Besitzes und eine notwendige Bestätigung von Amt und Würden. So hat er die Fürsten und Staatsmänner, die Gelehrten und die führenden Köpfe des Bürgertums gemalt und daneben die schönen Frauen nicht vergessen. Altmeisterlich stilisiert wie seine pompöse Manier war auch seine Kunst der persönlichen Lebensführung. Er schuf sich in München seinen Palast, schmückte ihn mit den erlesensten Altertümern und fühlte sich, unabhängig nach oben wie nach unten, als der wahre Statthalter der Münchener nicht nur, sondern der deutschen Kunst überhaupt.

Ludwig II. hatte sich, von seinen prunkhaften, antiquarischen Neigungen in Anspruch genommen, um die Kunst des Tages wenig gekümmert. Der alte Prinzregent führte seit 1886 sein mildes Regiment mit taktvoller Anteilnahme am modernen Schaffen, ohne irgendwelche Richtungen zu bevorzugen. Das war in Berlin anders, wo der junge Kaiser auch die Kunst in Paradestellung sehen wollte. So gewann München aufs neue den Ruf einer Freistätte ungebundener künstlerischer Entwicklung. Die Jugend strömte in Massen nach dem heiteren Süden, und nicht nur der werdende Künstler fühlte sich magnetisch hierher gezogen, sondern auch der Studiosus ließ sich gern seine Münchener Semester bestätigen. Ein unverwüstlicher Abglanz der alten Romantik verklärte immer noch das Antlitz der Stadt: alles, was jung, unternehmend, durstig nach Leben und künstlerischer Freiheit war, zog an die Isar. Hier gab es noch wirkliche Feste mit dem ganzen Überschwang und der tollen Phantastik der Jugend, hier führte alljährlich der Fasching seinen närrischen Reigen und wurde wochenlang von alt und jung als eine große Angelegenheit über die Sorgen des nüchternen Alltags gesetzt. Hier lockten die Berge, die Seen, die Wälder — hier konnte ein jeder nach seiner Fasson selig werden.

Und alles das konnte man für wenig Geld genießen. München blieb lange, bis um die Jahrhundertwende eine billige Großstadt. Aber schon in den neunziger Jahren machten sich gegenteilige Wahrzeichen bemerkbar. Geschäftstüchtige Leute entdeckten, daß man mit der berühmten Münchener Gemütlichkeit auf ziemlich einfache Art Geld verdienen könnte. Sie organisierten die Förderung des Fremdenverkehrs, sie wußten auch der Regierung klar zu machen, wie wichtig es sei, wenn möglichst viele wohlhabende Leute in München und im Oberland ihr Geld rollen ließen, und damit begann eine Industrialisierung, eine Anpreisung all der urwüchsigen Reize von Stadt und Land, daß das Münchener Kindl mehr und mehr Gelegenheit hatte, sein Antlitz schamhaft hinter der Kapuze zu verbergen.

Seltsam genug, daß dieselbe Stadt, die an der industriellen und kaufmännischen Entwicklung im neuen Reiche nur zögernd und widerstrebend teilgenommen hatte, dem allmächtigen Zauberworte von der Notwendigkeit des Fremdenverkehrs so

bereitwillig erlag. Hausbesitzer, Gastwirte, Bierbrauer und Kaufleute, die im Rate der Stadt die Interessen des Bürgertums vertraten, fanden es jetzt vorteilhafter, den Fremden zu bewirten als den „Genius", mit Tasso zu reden. Der Genius war ihnen von selber zugewandert, bei den Fremden mußte man schon mit der Werbetrommel nachhelfen. Die Regierung, die mit altväterlicher Sorge auf den Schutz der Heimat bedacht war und deshalb z. B. die industrielle Verwertung der Wasserkräfte des Oberlandes auf eine erklecklich lange Bank schob, fand kein Bedenken, die Fremdenindustrie auf jede Weise zu fördern. Man setzte den Sommergästen Festspiele und Ausstellungen vor und verwies sie zugleich auf die Naturschönheiten und die treuherzigen Sitten im Berglande. Auch das war eine Art Industrialisierung, wenn auch ohne Fabriken. Weil die Folgen nicht gerade vor jedermanns Augen lagen, hielt man den Betrieb für eitel Gewinn. Der Urmünchener schimpfte zwar, aber er fügte sich. Bar Geld lacht.

Das mußten sich auch Künstler und Kunstgewerbler sagen, unter denen doch mancher die Überflutung Münchens aus Ost und Nord mit Unbehagen empfand. Die Stadt brauchte ein größeres Publikum, wenn sie leben wollte, und sie wollte nicht schlecht leben. Scharfe Konkurrenten waren entstanden. Von Berlin aus wurde in regelmäßigen Abständen der „Niedergang Münchens als Kunststadt" verkündet, und zweifellos war Berlin um die Jahrhundertwende bereits ein besserer Kunstmarkt als München. Hier wurden die Talente zwar groß, aber man konnte sie nicht festhalten. Der ständige Zuzug nach Schwabing, dem Zigeunerquartier der „Kommenden", bot keinen zureichenden Ersatz für den dauernden Abgang wirklich produktiver Kräfte. Kurz vor Ausbruch des Krieges war man fast schon so weit, die „Schwabingerei" als das typische Merkmal der Kunststadt München anzusprechen.

Die Münchener Revolution vollzog sich dann tatsächlich so augenfällig im Zeichen des geistigen Schwabingertums, daß es dem biederen Bürger vor dieser wilden Künstler- und Literatensippe grauste. Man hatte die Leutchen doch unterschätzt, hatte sie als Originale, als Faschingsfiguren genommen, und jetzt waren sie über Nacht Führer des Volkes, Beamte des Staates geworden und wollten blutig ernst genommen sein. Ehe der Urmünchener noch recht zur Besinnung erwacht war, hatten sie ihm eine Räterepublik aufgestülpt und argumentierten recht aufgeregt mit Maschinengewehren für die erdenklichsten kommunistischen Freiheiten. Ein böser Fall!

Es war ein wirklicher Fall, ein Sturz aus allen Höhen des fröhlichen Münchens von einst. Wer das Antlitz der Stadt in diesen Jahren des Zusammenbruchs beobachtet hat, der vergißt es nicht so leicht. Müdigkeit, Enttäuschung, Gram und Verbitterung — das waren die Kennzeichen. Wohin war die berühmte Gemütlichkeit entflohen? Wo blieb der Humor? Wann hörte man noch ein offenes Wort? Grobheit und Willkür hatten die Herrschaft auf der Straße, beherrschten fast alle Äußerungen des Gemeinschaftslebens. Die schöne Lässigkeit, die Freude am derben Lebensbehagen, die Lust selbst am Bummeln konnten nicht aufkommen. Gefaulenzt wurde wie nie zuvor, aber unfreudig, ostentativ drohend. „Schaut's nur her, jawohl, wir tun nichts, wir Volk, weil wir jetzt die Macht haben. Justament net!" Dieser Kindertrotz hätte zu einer andern Zeit immer noch seine versöhnenden Züge gehabt, in diesen Tagen unseres Zusammenbruchs aber wirkte er unsäglich traurig und abstoßend. Die allgemeine Verwahrlosung ward wie ein Triumph des demokratischen Gedankens zur Schau gestellt. Das geschah nun zwar anderwärts auch. Aber was in Halle, Leipzig oder Magdeburg vielleicht begreiflich erscheinen konnte, das wirkte in München wie ein unerwarteter Faustschlag ins Gesicht.

In jenen Tagen wurde das gute alte München zu Grabe geläutet. Wir haben gesehen, daß nicht alles, was alt und überliefert war, auch schon gut war. Im ganzen genommen hatte die Stadt in diesen hundert Jahren doch eine ungeahnt reiche Entwicklung gehabt. Sie wurde ein bodenständig belebtes, geistig erwärmendes Kulturzentrum weit über die Reichsgrenzen hinaus, und gerade weil der politische und wirtschaftliche Tageskampf hier durch freundliche Lebensformen gemildert ward, weil jede Übertreibung und Verstiegenheit ihre Schranken fand an dem gesunden Gefühl für das Mögliche und nicht zuletzt am Humor, deshalb konnten die empfindlichen Keime der Kunst, des höheren geistigen Lebens überhaupt an der Isar in freierem Lichte gedeihen. Was die Zukunft uns bringen wird, wissen wir nicht. Sie steht so sehr im Schatten der unheilschwangeren Gegenwart, daß jede Prophezeiung müßig wäre. Wir müssen hoffen und glauben, daß die schöpferischen Kräfte einer stolzen Vergangenheit zu neuem Leben erwachen werden.

# Das Politische Kolleg

Von

## Heinrich von Gleichen

### I

Der deutsche politische Mensch in seinem Anfang und Werden, der künftige Träger der ersehnten großen deutschen Staatsgemeinschaft, kann nur durch die Schulung eines bestimmten deutschen politischen Willens wirklich herangebildet werden. Das ist möglich, wenn sich dieser Wille als das Lebensgesetz einer inneren deutschen Gemeinschaft ergibt, deren Sinn mit vollster Kraft auf bestimmte politische Tat gerichtet wird. Jegliche Art Lehre kann auf fruchtbaren Boden nur in einer solchen Gemeinschaft fallen. Wenn diese fehlt, verliert sich die Lehre im unbestimmten Raum und wirft für das politische Leben kaum etwas ab. Diese Gedanken sind die geistige Grundlage, auf der das Politische Kolleg beruht.

Das deutsche Erbübel im politischen Sinne ist Willensschwäche. Es ist eine ganz besondere Art von Willensschwäche, die sich zugleich verhüllt und ausdrückt in einem Überwuchern verstandesmäßig begründeter Ziele und Formeln (Programme), und die zur unmittelbaren Folge eine starre Vereinzelung, sei es von Einzelindividuen, sei es von Gruppenindividuen (Parteien) hat. Heute sind die Klagen über das Parteiunwesen bereits zu einem von allen Parteien angenommenen politischen Gemeinplatz geworden. Aber die Heilung dieses Übels, wie sie praktisch zumeist vorgeschlagen wird, ist im Grunde seine Verschlimmerung: man sucht das „Gemeinsame der Parteien" herauszuarbeiten und erhofft eine neue politische Bildung durch sachliche Belehrung und Einsicht in die Relativität aller Parteiziele gegenüber den Forderungen der „Allgemeinheit". Auf diese Art nimmt man den Parteien den letzten Sinn, den sie noch hatten. Die Parteien wollten wenigstens noch etwas. Eine solche Überparteilichkeit hebt aber auch diesen Willen auf. Freilich ist es der

Fehler der Parteien, daß sie eine „Allgemeinheit" nur vortäuschen, aber kein „Ganzes" ergeben. Derselbe willensschwache Intellektualismus, der zur Parteivereinzelung führt, wähnt, das „Ganze" sei auszufüllen durch die Aufhebung des einzelnen Willens anstatt durch seine Steigerung. Das Ganze ist aber kein Zustand, keine Summe, keine formulierbare Programmeinheit. Es ist eine Willenseinheit und lebt von einer in jedem Augenblicke neuen, aus bestimmten Willensgründen sich gestaltenden und die Gesamtheit ordnenden Kraft. Eine politische Schulung, die parteiüberwindend zum Ganzen strebt, kann nur hervorgehen aus stärkerem und umfassenderem Willen, als die Parteien ihn haben, aus einem Willen, der fähig ist, im gegebenen Augenblick ohne doktrinäre Hemmungen und Bindungen das Ganze auch darzustellen.

Diese grundsätzliche Einstellung zu politischer Schulung beruht auf der Besonderheit des deutschen Schicksals, diesem hier wie überall mächtigsten und wirkungsvollsten Lehrmeister. So fühlt sich die junge Willensgemeinschaft, von der wir sprechen, geeint durch die ungeheure dreifache Lehre: des Krieges, des Zusammenbruchs und der fortdauernden Not. Krieg, das ist ihr Augusterlebnis, die Lehre von der aus tragischen Urgründen in einem heiligen Augenblicke erfahrenen innersten Wesenseinheit der ganzen Nation. Zusammenbruch, das ist ihr Novembererlebnis, die Lehre von der schuldhaften Unzulänglichkeit und Schwäche der bisherigen deutschen politischen Führung und Formen, ein ewiger Gewissensstachel. Dauernde Not, das ist ihr Junierlebnis, die Lehre von einer letzten Härte und Strenge des Lebens, die durch keinen frevelhaften Optimismus und kein billiges Kompromißlertum weggelogen werden dürfen.

Diese drei Grundlehren des deutschen politischen Schicksals können natürlich nur zur Wirksamkeit gelangen, wenn sie von empfänglichen Menschen aufgenommen werden, mit andern Worten: wenn die deutsche Jugend, an die wir glauben, sich bewährt.

## II

Unsere politische Willensgemeinschaft, die dazu übergegangen ist, politische Schulung in besonderem Sinne zu pflegen und zu diesem Zweck das **Politische Kolleg** gegründet hat, darf ihr Recht hierzu aus eigenem, wenn auch jungem, so doch kräftigem Anteil am politischen Leben ableiten. Diese Gemeinschaft, deren politische Grundlagen gezeigt wurden, ist auch ihrer Herkunft nach ein Kind des Krieges, des Zusammenbruchs und der Not. Bereits im letzten Kriegssommer, als das Unheil schon dunkel drohte, suchten einige jüngere Politiker nach den Möglichkeiten einer festen staatlichen Führung, die den wankenden Bau halten könnte. Als die Revolution ausbrach, erkannte dieser Kreis als seine dringendste deutsche Aufgabe im höchsten politischen Sinne: die Rettung der letzten autoritären Bindungen in der allgemeinen Auflösung und damit als sofortigen aktiven Eingriff die Abwehr der drohenden staatsfeindlichen Gewalten. Eines der regsten Mitglieder der Gemeinschaft, Eduard Stadtler, war gerade damals aus Rußland zurückgekehrt, wo

er den tiefsten Einblick in den zerstörerischen Mächtekreis des Bolschewismus gewonnen hatte, und konnte seine ganze Tatkraft zu dessen Bekämpfung aufbieten. Diese Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus war die erste Probe des Kreises. Bald stießen neue Kräfte zu ihm, und der Abwehr nach Osten trat immer bewußter und schärfer die Abwehr gegen Westen an die Seite. Auch diese konnte ihr Recht nur schöpfen aus einer positiven Auffassung vom deutschen geistigen und politischen Wesen gegenüber dem westlerischen Atom-Demokratismus und seiner schrankenlosen Wirtschaftszivilisation. Moeller van den Bruck, der schon während des Wilhelminischen Zeitalters dem unverlierbaren geistigen Erbe der Deutschen nachgegangen war und sich um klare Herausstellung des „Preußischen Stils" bemüht hatte, zeigte sich besonders berufen, der Abwehrbewegung im Eintreten für das „Recht der jungen Völker" positive, ideenhafte Ziele zu weisen. Eine glückliche Bestätigung erfuhr diese deutsche Wesensschau durch die Arbeit von Max Hildebert Boehm, die im Irredentaerlebnis und in grenzdeutschen Kampferfahrungen wurzelte. Sein besonderes Verdienst ist die Verdichtung nationaler Selbsthilfe zum körperschaftlichen Gedanken, der über die bloße Arbeitsgemeinschaft hinausweist. Im „Ruf der Jungen" und in „Körperschaft und Gemeinwesen" setzte er den aufwuchernden Untergangstheorien den lebendigen Glauben an leibhafte Volkwerdung entgegen. Den Kampf gegen den Marxismus nahm dann mit besonderem Erfolg Albert Dietrich auf, bei dem sich eindringliche Vertiefung in die deutsche Geistesüberlieferung und in die metapolitischen Probleme unmittelbar in rednerische Notstandsarbeit umsetzte.

Praktische Erfolge für die große Politik konnten solcher frühen Keimarbeit nicht beschieden sein: der Versailler Vertrag wurde unterzeichnet, Deutschland gelangte auf den tiefsten Punkt seiner staatlichen Entwürdigung. Dieser wenn auch im Negativen bedeutsame Augenblick bewirkte in dem Kreise eine kräftige Zusammenfügung, die zu einer äußeren und inneren Zusammenfassung im Juni-Klub führte und dort ein dauerndes enges Zusammenarbeiten und Zusammenleben möglich machte. Angesichts der bedeutenden Aufgaben erschien aber bald als Hauptbedürfnis, den politischen Willen durch eine intensive Schulung zu vertiefen und zugleich unter Verzicht auf extensiven Lehrbetrieb zu vereinheitlichen und zu kräftigen. Der Gedanke des Politischen Kollegs wurde von diesem Zeitpunkt, Sommer 1919, an zu seiner Verwirklichung vorbereitet. Freilich bestärkten diese vorbereitenden Schritte damals außenstehende politische Persönlichkeiten in ihrem Gedanken, gerade unter Aufwand größerer Massen eine Politische Hochschule zu gründen, die eine Sammelstelle aller Parteien werden sollte. Hier trat also dem Plane der „Jungen" scheinbar auf gleichem Boden stehend der innerlich stärkste Gegensatz gegenüber, eben jener auch die letzte Aktivität aufhebende Gedanke einer reinen Lehrvermittlung ohne bestimmte Verantwortung in den Grenzen der bestimmten politischen Tat. Um so nachdrücklicher und zielsicherer wurde von unserem Kreise der folgende Arbeitsplan entworfen und allmählich zur Ausführung gebracht:

## III

An die Spitze des Politischen Kollegs trat Martin Spahn, der bekannte Historiker der Universität Straßburg, der bereits in seiner Person vorbildlich die Vereinigung von verantwortlicher Aktivität und weltanschaulicher Vertiefung darstellt. Besonders sei gestattet, gerade an seine Wirksamkeit im Elsaß zu erinnern, wo er durch geistige Mittel im eigentlichsten Sinne politisch wirkte und damals und vielleicht auch für die Zukunft in dem Grenzlande für das Deutschtum, vor allem in der elsässischen Jugend, wichtige Positionen gewann. Er übernahm die Hauptsache der Vorlesungen, die in Außenpolitik, in die Gebiete der politischen Verwaltungsorganisation, der wirtschaftlichen Selbstverwaltung, in die nur allzu lehrreiche deutsche Parteigeschichte usw. einführten, und deren gemeinsame Richtung darin besteht, für ein bestimmtes Ideal des neuen deutschen Staatsaufbaues aus der Vergangenheit kräftigende Lehren heranzuziehen und aus den schon bestehenden Organisationsformen die hoffnungsvollsten für das politische Bewußtsein herauszuarbeiten. Beides ist natürlich nur möglich im Rahmen streng sachlicher und dabei umfassender Stoffauslese. Für die Vorlesungen wurden außerdem Männer der Praxis zur Mitteilung über ihr Tätigkeitsfeld herangezogen, wobei die Voraussetzung nie fehlen durfte, daß sie nicht nur sachlich führend, sondern auch politisch verantwortungsbewußt im Sinne der gemeinsamen Zieleinstellung waren.

Wenn die Vorlesungen die allgemeine Belehrung geben, so dienen fünf Arbeitsstellen, die dem Politischen Kolleg eingegliedert sind, zur Herbeischaffung, Sichtung und Durcharbeitung besonderen politischen Stoffes auf den dringendsten Fragengebieten sowie zur Bewältigung besonderer politischer Aufgaben im ausgewählten Mitarbeiterkreise.

In der Arbeitsstelle I behandelt Max Hildebert Boehm die Nationalitäten- und Stammesprobleme und bringt diese Fragen in Beziehung zu den weltpolitischen Faktoren des Nationalismus, Irredentismus und Föderalismus.

In der Arbeitsstelle II bearbeitet Heinrich Herrfahrdt, der in seinem Buche über „Das Problem der berufsständischen Vertretung von der französischen Revolution bis zur Gegenwart“ ein Zeugnis seiner den politischen Gegenstand aufschließenden Arbeit abgelegt hat, die Fragen der berufsständischen Vertretung in ihren verfassungspolitischen Konsequenzen.

In der Arbeitsstelle III haben Fritz Wenzel und Fritz Ehrenforth die Probleme der Bevölkerungs- und Siedelungspolitik zu bearbeiten begonnen, ein Gebiet, auf dem sich der Mangel an politisch ausgebildetem Nachwuchs besonders empfindlich bemerkbar macht.

Die Arbeitsstelle IV ist unter Anteilnahme organisierter Gewerkschaftskreise geschaffen worden, um dem Studium des Parteiwesens zu dienen, eine Frage, die gerade für die Gewerkschaften von unmittelbarer Bedeutung ist.

In der Arbeitsstelle V werden Fragen der Außenpolitik mit besonderer Teilnahme Martin Spahns behandelt. Karl Hoffmann hat dabei die Zu-

Zusammenfassung des Materials zur Aufgabe, Moeller van den Bruck die Ideenauswertung des Weltkrieges und im Zusammenhang damit die Bearbeitung der Schuldfrage, Eduard Stadtler die Bearbeitung der Folgen des Versailler Vertrages usw.

Für die Arbeitsstelle VI hat Paul Fechter den besonderen Auftrag, den Einfluß der Literatur, unter besonderer Berücksichtigung des Zeitungs-Feuilletons, auf die Bildung der öffentlichen Meinung und auf die Entstehung von Massenstimmungen zu prüfen.

Schließlich werden auch die Mitglieder in den für den politischen Kampf unentbehrlichen Mitteln der Publizistik und der öffentlichen Rede praktisch gefördert. Ein besonderer Zeitungsdienst vermittelt der Presse Aufsätze, die von den Mitgliedern im Sinne der gemeinsamen Richtung zu politischen Tagesfragen verfaßt werden. Vor allem dient die Wochenzeitung der parteifreien Ring-Bewegung*), das von Eduard Stadtler herausgegebene „Gewissen", der Verbreitung der Ideen des Kreises. Für rednerische Wirksamkeit wird durch eine praktische Organisation gesorgt, die Vorträge im Sinne der Bewegung über ganz Deutschland vermittelt.

## IV

In den Kreisen, die sich bisher an das Politische Kolleg angeschlossen haben und von ihm immer stärker angezogen werden, ist Jugend die Grundkraft. Die Mitglieder des Kreises stehen zumeist in einem besonderen Beruf, und fast ein jeder steht bereits an einer Stelle, wo er in seiner bestimmten Praxis dem gemeinsamen Ziel dienen kann. Sie gliedern sich ein in die verschiedensten Organisationen und betonen schon dadurch, daß es ihnen überall auf die körperschaftliche Durchführung der Werk- und Staatsaufgaben ankommt. Viele stehen mit den gegebenen Parteien von der Rechten bis zum radikal-sozialistischen Flügel in Verbindung. Sie stammen aus allen Teilen Deutschlands und suchen auch in dieser Hinsicht nicht das Besondere zu verwischen, um das Allgemeine zu vertreten, sondern vielmehr das Besondere zu steigern, um das gemeinsame Ganze zu erfüllen: als Alt-Preußen, als Rheinländer, als Hanseaten und Niedersachsen, als Bayern, Thüringer und Österreicher, als Schwaben, Balten und Elsässer suchen sie die politischen Überlieferungen und Eigenarten ihrer Stämme bewußt aufrechtzuerhalten, damit das gemeinsame und ganze Deutschtum um so kräftiger und mannigfaltiger werde. Besonders bemerkenswert ist, wie sich ein ausgesprochener Katholizismus und ein ausgesprochenes Luthertum in einzelnen Mitgliedern fruchtbar zeigt und wiederum in dem gemeinsamen deutschen Glauben sich ergänzt und vereint.

Jedes der Mitglieder ist sich bewußt, daß es sich hier um Anfänge handelt, die eine lange und schwere Bewährung noch vor sich haben. Aber ein anderer Weg ist

*) Vergl. auch das vom Verlag „Gewissen", Berlin W 30, Motzstr. 22, unentgeltlich erhältliche Merkblatt des „Ringes".

nicht möglich. In der politischen Bildungsarbeit entwickelt sich nur von einem innersten Kern ausgehend die Sicherheit des Willens, auf die es ankommt. Die nächste Aufgabe des Politischen Kollegs aber wird sein, in der eingeschlagenen Richtung weiter vorzustoßen, d. h. den geistigen Einfluß auszudehnen und ihn inhaltlich zu erfüllen, überall aber an die besten Errungenschaften des deutschen Geistes anknüpfend. Darum blickt unser Kreis hoffend, aber auch fordernd auf die wissenschaftlichen Lehrer an den deutschen Hochschulen. Wie die „Jungen in der Politik" vom politischen Willen aus den notwendigen Schritt zum Geistigen getan haben, erwarten sie, daß von den Pflegern des Geistes aus der Schritt zur Tat geschehe. Viele von ihnen wissen, daß, ganz als innerer Vorgang der deutschen Wissenschaftsentwicklung aufgefaßt, sich an vielen Punkten eine Wandlung ankündigt von einer rein spezialistischen Stoffanhäufung zu einer aus lebendiger Geistigkeit genährten Allbetrachtung des Menschen und der Welt. Darum ist zu hoffen, daß in dieser Richtung besonders für die geschichtlichen, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sich eine frischere Anschauung aller geschichtlichen und staatlichen Werte als Lebensmächte durchsetzt. Dann werden sich gewiß auch die berufenen Lehrer von den Universitäten finden, die sich mit der aktiven Jugend zusammentun und allmählich das Politische Kolleg in eine Politische Akademie verwandeln, in eine Akademie nach wahrem platonischen Sinne, wo die Schau der ewigen Ordnung und die Tat in der zeitlichen Ordnung keine getrennten oder gar feindlichen Spezialfunktionen, sondern Auswirkungen eines lebendigen Gemeinschaftswesens sind.

# Gliedner-Antworten auf Völkerfragen

Von

## Willy Schlüter

Gliedner sind für mich Männer des tätigen Gliederns. Gliedrigkeit zeigt das Gegliederte, Gliederung ist der Vollzug des Gliederns, die Vollzieher dieser Tat sind Gliederer oder um das Doppel„er" zu vermeiden, kurz: Gliedner. Gliedner nenne ich auch alle Politiker, die ein gliederndes Bilden in der Politik vertreten. Sie stehen sämtlich im deutschen Lager Eine besondere Gliedner-Gemeinschaft in diesem Sinne ist der Juni-Klub in Berlin, der sich um tapfere Weiser zu neuer Führung wie Heinrich von Gleichen-Rußwurm und Eduard Stadtler schart und in der außerordentlich anregsamen Zeitschrift „Das Gewissen" neue Wertungen und Anschauungen in Wirtschaft, Politik und Rechtserbildung zur Geltung bringt und jetzt das „Politische Kolleg" aus sich heraus entwickelt hat.

Diese kleine, aber ausgewählte Gruppe verkörpert die Besinnung des deutschen Geistes auf seine Eigensendung und seine Eigenverantwortung in der Völkergeschichte. Die deutsche Antwort auf Lenin gibt hier Eduard Stadtler. Moeller van

den Bruck ist hier der Gegenpol gegen den dämonischen Latinismus, der in Clemenceau vor uns hintrat Max Hildebert Boehm trotzt das Fügen und Formen des Lebens der Rechner-Demokratie des Völkerbundtheologen Wilson entgegen. Heinrich von Gleichen verficht das Adelstum stufender Führung gegen die Massenmechanik der Gewalt, auf welche sich die gesamte Entente stützt. Das Wirken dieser Männer ist zwar durch diese Gegenüberstellungen keineswegs zu erschöpfen. Angedeutet werden soll dadurch nur, wie allseitig der deutsche Geist in diesem rührigen kleinen Kreise ein bewußtes Gliednertum gegen die Politik aufbietet, die uns Schandvertrag auf Schandvertrag aufgenötigt hat.

Eduard Stadtler eröffnet den Kampf gegen die Weltkriegsanarchie mit kraftvoller Breite, gediegener Rechtlichkeit, mit unerschrockener Sachlichkeit, die sich auf ihren Höhepunkten zu einem männlichen Sehertum steigern. Ein kerniger Verstand paart sich in ihm mit feurigem Tatdrang. Wie einst Freiherr vom Stein auf den Falschgliederer, Miß-Stufer Napoleon, ist er als unermüdlicher Widersacher auf Lenin eingestellt, diesen typischen Exponenten der weltkrieglichen Völkerzersetzung. Umfassendere Veröffentlichungen Stadtlers sind: „Die Weltkriegsrevolution" und „Die Diktatur der sozialen Revolution" (Leipzig 1920, K. F. Koehler). Seine grundsätzliche Stellung zum Parteileben spiegelt seine kleine Flugschrift „Volkswille und Parteiwesen" wieder (ebenda). Wie schon während des Krieges seine Gedanken sich auf das Neue zu bewegten, das er verkündet, ersieht man aus den Betrachtungen: „Französisches Revolutionsideal und die neudeutsche Staatsidee" und „Das deutsche Nationalbewußtsein und der Krieg" . . „Zwei Abhandlungen von 1789 zu 1914" (M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.). Stadtler stellt Europa scharf, volkstümlich, ernst vor die Grundfragen: Ausbeutungsfördernde Gleichheitsmechanik der Auflösungsverzweiflung oder ausbeutungshemmende Sozialorganik des Aufbaumuts?

Entpersönlichtes Massentum des Zerfalls, das in Hordentum sich zerlockert oder eine lebendig gegliederte Volksherrschaft neuen Ständetums, das auf Sachverständigkeit sich gründet?

Diktatur der Verantwortungslosigkeit oder Diktatur des lebendigen Volksgewissens?

Es ist echt deutscher Bildnergeist, der sich in Stadtler gegen das Chaos wendet, das aus der Übermacht des weltkrieglichen Zerstörungsbetriebes und der Scheinrevolution der damit verknüpften Völkererschöpfung sich gebar. Er ist ein Rufer und Wecker, dem gerade die Denkenden und Wissenden ein Ohr leihen sollten, die in Deutschland gar zu leicht vor lauter Höhendrang den heiligen Fruchtboden der Volksbreite vergessen.

Moeller van den Bruck entfaltet die unerschöpfliche Fülle deutschen Gestaltungslebens und veranschaulicht die leuchtenden Gipfelwerte deutscher Formkraft so hell und stark, daß wieder einmal die Überlegenheit des ewig sich erneuernden Jugendschwungs unseres Volkes vor dem im Clemenceaugeist so grausig verkalkten Altersformentum des Westens zum erschütternden Erlebnisse wird. Sein feingefügtes, an Neuschauungen überreiches Sammelwerk „Die Deutschen. Unsere Menschengeschichte" (Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag) bedarf in dieser Zeit noch einer ganz besonderen Würdigung. Man muß es vor sich haben, um die volle Tragweite seiner zu Weltkrieg und Revolution Stellung nehmenden Schrift zu erfassen, die sich „Das Recht der jungen Völker" (München, R. Piper & Co.) nennt. Kurz zusammengefaßt sind Moellers Gesichtspunkte in einem kleinen Aufsatze im „Spiegel" (Beiträge zur sittlichen und künstlerischen Kultur. Herausgegeben von Robert Prechtl. Spiegel-Verlag, Berlin W 8. „Die Jungen in der Politik."). Wir haben heute unser Augenmerk auf zukunftheben Einstellungen, auf könnensteigernde

Neuführungsformen, auf gliederungsfördernde Vorbahnungen, kurzum auf das Erbilden jungen Tuns zu richten. Die Obmachtbildekunst hat an die Stelle der Ohnmachtsbildung zu treten, die uns um unsere Jugendüberlegenheit gebracht hat. Wie erformen wir uns Tathöhen neuer Lenkung angesichts der Probleme, die uns das Völkerleben heute stellt? Wie Deutsche Könnenssiege gestalten oder was wir als Deutsche von den typischen Schwächen und Niederlagen deutscher Menschen lernen können, hat uns Moeller van den Bruck im einzelnen in seinem Werke „Die Deutschen" vor Augen gestellt. In seinen politischen Veröffentlichungen setzt sich die große Linie seiner tiefbohrenden, hellfühligen, urteilssicheren Einschauung in die typischen deutschen Probleme fort. Es ist das ewige Deutschland, das Volk der weitesten und schärfsten Gegensatzspannungen, das in Moeller van den Bruck die jungen Völker, die Übervölkerung wagen dürfen, gegen den Todesgeist der Untervölkerungsnationen zur Bundesgenossenschaft aufruft. Moeller van den Bruck, dieser kenntnisreiche Schauer eines Volkstums voll Mark und Kraft, erfüllt von dem Glauben an ein Leben voller Tatwunder und Schöpfertiefen und dabei doch auch gerichtet auf die kritischen Kältepole deutschen Denkens, trägt in sich die neue Jugend so frei, so treu und reif, er weiß alles Entscheidende so groß und klar auf Gestalt zu beziehen und in Gestalt zu fügen, daß wir im Banne seines Geistes neue Zuversicht vor allen Zukunftsfragen gewinnen. Die Edelkraft des deutschen Idealismus setzt sich hier sachlich und seelenvoll in Politik um. Das ist ein erfreuliches und sehr verheißungsvolles deutsches Ereignis.

Max Hildebert Boehm belehrt uns als Geschichtsdeuter und Rechtsformer, wie das Volk als Könnensgemeinschaft alles Allgemeine in das Besondere seiner Gliederungsarbeit aufnimmt. Er zeigt uns, wie alles Lebendige Gleichheit immer nur als Unterschwelle von Verschiedenheiten hat. Schon unser Leib ist eine Kräftegemeinschaft, ein gegliedertes Gefüge von Gleichartigkeiten und Sonderwerten des Könnens. Er ist das Urbild und Vorbild der Wechselsteigerung lebendiger Fähigkeiten durch Wechselaustausch und einer Aufeinanderbeziehung von Gliedwerten, die allesamt für die Gliederungseinheit da sind, wie die Gliederungseinheit für jeden einzelnen Gliedwert da ist. Mit dieser Grundanschauung tritt Max Hildebert Boehm vor alle Gesittungsfragen und politischen Erörterungen der Gegenwart. An die Jugend wendet sich ganz insbesondere der „Ruf der Jungen". Die Grundsätzlichkeit seiner Auffassungsweise entfaltet sich in der Veröffentlichung „Körperschaft und Gemeinwesen" und in der Schrift „Kleines politisches Wörterbuch" (die beiden letzten Veröffentlichungen erschienen in der Sammlung „Grundbegriffe der Politik". Alle drei Bücher sind im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig erschienen.). Einen Einblick in die Entwicklung der Gedankenwelt des Verfassers gibt eine Flugschrift, die unter dem Titel „Der Sinn der humanistischen Bildung" 1916 in Berlin im Verlag von Georg Reimer herauskam. In Boehm führt der deutsche Mensch einen wackeren Kampf mit dem Gelehrten. Boehm versenkt sich immer wieder bewußt und folgsam in die Weisheit des Leibes, und mit der dadurch gewonnenen Hellsichtigkeit vertieft er sich in das geschichtliche Gliederungsleben unseres Volkes. So wird er zum Vorkämpfer des Korporativismus, der leibweisheitlichen Gliederung und Führung in Wirtschaft, Politik, Rechtspflege und Gesittung. Wie Stadtler macht er entschieden Front gegen die Formaldemokratie und das alte Parteiwesen. Auch das ungliedrig geführte Bildungswesen greift er mutig an. Er setzt sich aus guten Gründen auch für die unentbehrlichen Tragkräfte gefühlsmäßiger Bildungen ein. Er warnt daher vor der Überspannung des Verstandestums in der Führung. Wuchskräfte und Tatkräfte will er in wechselförderlichen Austausch setzen. Jedwedes Glied des Volkes soll von dem Strom und Atem aller Kräfte unterbewußter Gemütsbeziehungen befruchtet werden. Boehm weist so immerfort auf das Urwesentliche, Grundlegende

zurück. Dennoch sieht er scharf in die Zukunft und scheut nicht die Auseinandersetzung mit allen Einzelfragen der Politik. Heinrich von Gleichen beschäftigt sich im schon genannten Spiegel-Heft mit der „Neuauslese der Führung". Ihm liegt der hehre Gedanke des Erbes besonders am Herzen. Das beste Erbe unseres Volkes sieht er in seinem Glauben an eine höhere Verantwortung des Menschen. Sehr fein beobachtet er, wie Führer und Gemeinschaft innerlich zusammengehören. Ohne Führer ist ihm die Gemeinschaft Rumpf ohne Kopf, Leib ohne Seele. Nicht minder ist für Heinrich von Gleichen der Führer mit der Gemeinschaft wuchsmäßig in Wechseleingliederung verwoben. Die Gemeinschaft ist für den rechten Führer nicht Mittel oder Instrument, sondern sie ist für ihn „Luft, die ihn umgibt, die er atmet, Erdreich, in dem er wurzelt, aus dem er seine Kraft zieht". Heinrich von Gleichen ist geadelt durch eine wohltuende, seelenvolle Sachlichkeit, die ihn befähigt, allen Sonderfähigkeiten im Gruppenganzen die Stelle anzuweisen, an der sie zu fruchtbaren Nutzkräften werden.

Aus dem Spiegel-Heft seien noch die Namen von Albert Dietrich und Hans Roeseler genannt. Auch auf Johann Heinrich Garbe möchte ich an dieser Stelle aufmerksam machen. Er hat in der „Hochschule" sehr beachtliche Anregungen über „die Metapolitischen Grundprobleme der neuen Generation" gebracht. Noch weitere Namen ließen sich nennen. Alle diese Männer bestätigen die Worte des ihnen verwandten, feinsinnigen, in journalistischer Schwerarbeit unverzagt den Idealismus behauptenden Paul Friedrich: „Wahres Weltbürgertum wird gerade durch nationale Eigenart bedingt und ist ohne sie leere Phrase." („Nationalismus oder Weltbürgertum", Berlin, Reformverlag Futuria.) In ihnen rüstet sich der deutsche Geist still und gesammelt mit seiner ganzen Gründlichkeit zum Sturze der alten Welten. Ein Sozialismus des Pflegens, Bildens, der Fürsorge, wie ihn auch der Stadtler besonders verwandte Paul Bröcker in seinen Schriften über den Wertgutgedanken erstrebt, wird dann den Massenbetriebs-Sozialismus mit seiner ungliedrigen Formaldemokratie verdrängen. Und an die Stelle nationalistischer Geltungssucht wird die Sachlichkeit der nationalen Wertbildnergemeinschaft treten, die der Sozialist Johannes Wedde schon in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts dem deutschen Volke zum Ziele setzte.

# Politische Rundschau

Berlin, den 16. März 1921.

Die Londoner Konferenz ist so ausgegangen, wie man es nach der Weltkonstellation erwarten durfte. Nachdem einmal in Paris die Engländer und Franzosen zu der gemeinsamen einseitigen Regelung der Entschädigungszahlungen gekommen waren, war anzunehmen, daß wir keine großen Aussichten haben würden, die Gegner davon zu überzeugen, daß eine vernünftige Regelung einem phantastischen Diktat vorzuziehen sein würde. Schon vor dem Beginn der Konferenz ertönten die Pressestimmen aus London und aus Paris nach Deutschland herüber, daß eine eigentliche Verhandlung über die Höhe der Summe überhaupt nicht zugelassen werden würde, sondern daß wir nur über die Modalitäten der Bezahlung würden verhandeln können.

Die deutsche öffentliche Meinung lag dem gegenüber fest. Der Reichstag sowohl, wie der Reichswirtschaftsrat, die Regierungen und die Vertretungskörper derjenigen Länder, die der Minister Simons auf seiner Reise nach Süddeutschland besuchte, waren übereinstimmend der Ansicht, daß die Pariser Forderungen unannehmbar

seien, und daß man es eher darauf ankommen lassen müsse, den Rechtsbruch der sogenannten „Sanktionen" von der Entente zu erdulden, als wieder etwas zu unterschreiben, was sich nachher doch nicht als ausführbar erweisen würde. Die deutsche Regierung hat alles getan, um während der kurzen Zeit, die ihr zur Verfügung stand, ihrerseits eine klare Kritik der Pariser Vorschläge herzustellen und auf der anderen Seite durch Aufstellung deutscher Gegenvorschläge eine positive Politik zu treiben.

Zu der Kritik der Pariser Vorschläge und zur Schaffung derjenigen Basis, auf der die Gegenvorschläge Deutschlands allein aufgebaut werden konnten, nämlich einer richtigen Abschätzung der deutschen Leistungsfähigkeit, wurden die kompetentesten Sachverständigen zusammengerufen, die es im Deutschen Reiche gibt, die bedeutendsten Vertreter der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, der Finanz, der Arbeiterschaft. In langen Beratungen einigten sich die Sachverständigen dahin, daß das Pariser Programm auf die Leistungsfähigkeit Deutschlands überhaupt keine Rücksicht nehme, daß seine Durchführung eine derartige Steigerung der deutschen Exportfähigkeit voraussehe, wie sie niemals als möglich angenommen werden könnte. Andererseits war die 12prozentige Exportabgabe wiederum geeignet oder vielleicht bestimmt, Deutschlands Export zu schädigen und dadurch die Erreichung eines großen Ausfuhrüberschusses vollends unerreichbar zu machen. Die Pariser Beschlüsse bildeten einen Widerspruch in sich.

Die Sachverständigen sind zur Formulierung der Gegenvorschläge nicht gekommen. Im Grunde waren sie sich darüber einig, daß Deutschland eine größere Leistung als eine Milliarde Goldmark jährlich in 30 Jahren für Zwecke der Reparation nicht leisten könnte. Über die Wege, auf denen den Alliierten diese deutsche Leistung präsentiert werden sollte, waren verschiedene Ansichten innerhalb des Sachverständigenkollegiums vorhanden. Es war Sache der Regierung, ihrerseits die Vorschläge zu formulieren. Die Formulierung lag einem kleinen Gremium von Ministern, Staatssekretären und Sachverständigen ob. Sie wurde dem Kabinett unterbreitet und erhielt dessen Billigung. Die Parteiführer wurden vor der Abreise der Delegation mit dem Inhalt unserer Gegenvorschläge in großen Zügen bekanntgemacht.

Der Gang der Londoner Verhandlungen zeigt, wie schwierig es für einen deutschen Unterhändler ist, der vom Kabinett, den Parteiführern, dem Auswärtigen Ausschuß, dem Reichstag, den Sachverständigen abhängig ist, überhaupt auswärtige Politik zu treiben. Man bringt bei uns nicht die nötige Ruhe dafür auf, dem Kabinett und den leitenden Ministern, die doch Vertrauenspersonen der regierenden Parteien sind, die Vollmacht zu geben, namens des Volkes zu handeln und ihre Handlungen zu Ende zu führen, um dann nach Abschluß der Verhandlungen Rechenschaft vor dem Parlament zu geben. Bei uns ist der Außenminister darauf angewiesen, sich schon vorher mit dem ganzen parlamentarischen Apparat, nicht bloß mit dem Kabinett, zu verständigen, und er muß es erleben, daß während seiner Verhandlungen nicht nur die Parteien des Reichstages durch ihre Führer, sondern auch ein Sachverständigenausschuß in die Verhandlungen eingreift, der doch nur als Werkzeug der Politik, niemals aber als dirigierendes Organ fungieren kann.

Aus diesem Sachverhalt allein folgt, daß es für den Minister Simons nahezu unmöglich war, zu verhandeln. Ein so schwerfälliger Apparat, wie er oben geschildert worden ist, vermag keine Weisung zu geben, namentlich nicht für Verhandlungen, wo es auf feste Entschlüsse innerhalb kurzer Zeit ankommt. Er gefährdet vor allen Dingen eins: die Fernhaltung störender Nebeneinflüsse auf die Verhandlungen in der Öffentlichkeit und im Parlament und die Geheimhaltung der diplomatischen Verhandlungen.

Die Reichstagsdebatte, die während der Verhandlungen in London für nötig befunden wurde, mußte einen verhängnisvollen Einfluß auf die Verhandlungen ausüben, oder sie konnte es wenigstens. In dem Augenblicke, wo die Einheitsfront in einer so unstaatsmännischen Rede zerstört wurde, wie sie der frühere Außenminister und Reichskanzler Hermann Müller im Reichstage gehalten hat, und wo zum Schaden für den deutschen Unterhändler durch Herrn Breitscheid Zweifel an der Einhaltung der gegebenen Instruktionen und der richtigen Durchführung der Verhandlungen geäußert und kurzweg dem Minister die Fähigkeit, als Vertreter des deutschen Volkes Verhandlungen zu führen, abgesprochen wurde, in diesem Moment konnten sich die Alliierten sagen, daß der Minister nicht mehr diejenige Stütze im Deutschen Reichstage hatte, die er bei seiner Abreise nach London zu haben glaubte.

Der Minister Simons, der ein guter Kenner des deutschen Volkes ist und schon in Spa einige Erfahrungen gemacht hatte, hatte bei seiner Abreise, als man ihm dauernd das „Festhalten", „Festhalten" zurief, seinen Freunden gegenüber geäußert, daß man keine Bange davor zu haben brauche, daß er selbst seinen Standpunkt durchhalten werde, daß er aber nur eine Befürchtung habe, nämlich daß man in dem Augenblicke, wo man wirklich dem Diktate der Alliierten gegenüberstehen werde, in Deutschland weich werden könnte.

Und in der Tat, wenn wir jetzt auf die Rückwirkung der Verhandlungen in London auf die deutsche Öffentlichkeit zurückblicken, so ist zu konstatieren, daß, als dieser psychologische Augenblick eintrat, gewisse Organe der deutschen öffentlichen Meinung, allerdings einzelne Organe, aber zum Teil einflußreiche, da waren, die unserer Politik in den Rücken fielen und der deutschen Verhandlungsmethode in London, und nicht etwa den Maßnahmen der Alliierten, den Mißerfolg der Verhandlungen zuschrieben.

Die Treibereien, die gegen den Minister Simons während der Verhandlungen von den Politikern bis hinauf zu den höchsten Kreisen im Schwange waren, waren aber viel, viel schlimmer, als die Presse. In der Presse waren es wenige Organe, die gegen den Minister Stellung nahmen. In den politischen Kreisen waren die Treibereien, nachdem einmal das Signal dazu gegeben war, nachhaltiger und schädlicher. Diese Politiker, zu denen sich ein Teil der Sachverständigen gesellte, die schon während der Verhandlungen einen Gegensatz zwischen Minister und Sachverständigen zu konstruieren suchten, machten sich eins nicht klar: daß sie nur das Spiel der Gegner unterstützten. Denn es blieb natürlich in Berlin niemandem, auch nicht den Vertretern unserer Gegner, verborgen, wie die Stimmung in den leitenden politischen Kreisen in Berlin in dieser Stunde war. Die Treibereien verdichteten sich dahin, daß bereits ein Minister genannt wurde, der Herrn Simons in London ersetzen sollte. Auch von einem neuen Vorschlage dieses Ministers, einem Vorschlage, der niemals vorhanden war, wurde gesprochen. Dieser Vorschlag sollte an Stelle des „untauglichen" Simonsschen Vorschlags treten. Unsere Öffentlichkeit verhielt sich ähnlich, wie die Athener es im Altertum ihren Staatsmännern und Feldherren gegenüber zu tun pflegten. In dem Augenblicke, wo der Feldherr bei der Flotte war, fielen über ihn die Würfel in Athen, und das Scherbengericht war erfolgt.

Das Merkwürdige bei den Kritiken, die gegen den Minister Simons geäußert worden sind, ist, daß er dem Einen nicht weit genug gegangen ist und dem Anderen wieder zu weit. So konnte Herr Breitscheid zu gleicher Zeit mit Herrn Stinnes die heftigste Kritik an dem Minister im Auswärtigen Ausschuß üben.

Herr Simons wiederum hatte die Tendenz verfolgt, bei der ersten Formulierung seiner Vorschläge durch bloße Andeutung, aber durch Verzichtleistung auf präzisierte Vorschläge in der Frage des Besserungsscheines, sich eine Marge für Verhandlungen offen zu lassen. Eine Anschauung, die jeder Unterhändler billigen wird. Anderer-

seits wollte der Minister am Schlusse der Verhandlungen durch weitestgehende Formulierung seiner Gegenvorschläge dreierlei erreichen: erstens vor der Welt noch einmal zu dokumentieren, daß Deutschland in seiner Bereitwilligkeit seine Verpflichtungen zu erfüllen so weit geht, wie es irgend gehen kann, zweitens zu versuchen, dem Rheinlande die Sanktionen zu ersparen, drittens zu versuchen, Oberschlesien für Deutschland zu retten.

Der Minister hat die Verantwortung für seine Vorschläge selbst übernommen. Ein praktischer Schade ist mit ihnen nicht geschehen, denn, wie der Minister selbst geäußert hat, können seine letzten Vorschläge deswegen gar nicht mehr als Basis für neue Verhandlungen dienen, weil inzwischen unsere wirtschaftliche Lage durch die Sanktionen noch verschlechtert worden ist. Den Alliierten sind selbst die von einem großen Teil unserer Öffentlichkeit nicht gebilligten Vorschläge des Ministers nicht weit genug gegangen. Sie sind von ihnen kurz zurückgewiesen worden, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Es lag ein gewisser Stolz und eine große Verantwortungsfreudigkeit in den Worten des Ministers, als er vor dem Reichstag die ganze Verantwortung für sein Handeln auf seine eigenen Schultern nahm. Statt daß man sich in Deutschland freute, endlich einen Mann zu haben, der diese Verantwortung in einem solchen schweren Augenblicke auf sich nimmt, rückte der größte Teil unserer Presse und unserer öffentlichen Meinung, die eine Zeitlang unter den spontanen Eindrücken der Volkskundgebungen bei der Rückkunft des Ministers sich zurückgehalten hatte, demonstrativ von ihm ab. Der Reichstag gab ihm ein laues Vertrauensvotum.

Hier allerdings kann dem Minister ein Vorwurf nicht erspart bleiben. Er hätte in diesem Augenblicke den Reichstag, hinter dem das Volk sicherlich nicht stand, zu einem offenen Bekenntnis des Vertrauens zwingen müssen und zwingen können. Diese Haltung erklärt sich vielleicht aus einer übergroßen seelischen Bescheidenheit oder, was in diesem Falle dasselbe ist, aus einem übergroßen seelischen Stolze.

Es sollen hier nicht im einzelnen die Phasen der Londoner Verhandlungen dargestellt werden. Sie sind durch die Zeitungen und durch das deutsche Weißbuch unserer Öffentlichkeit und der europäischen Öffentlichkeit bekannt. Wir wollen nur einige Worte zu der jetzigen Lage sagen.

Die Franzosen hatten wohl die Hoffnung, daß mit dem Augenblicke, wo Deutschland das Pariser Diktat nicht voll und ganz annehmen würde, durch die Ausdehnung der Rheinlandsbesetzung eine Möglichkeit für die alte französische Politik der Abtrennung der Rheinlande von Deutschland geschaffen werden würde. Lloyd George, dessen Stellung zu Frankreich von einer englischen Zeitung nicht mit Unrecht als die eines Gefangenen des Herrn Briand gekennzeichnet worden ist, hat doch so viel Einsicht in die wahren Interessen Englands gezeigt, daß er den Franzosen einen deutlichen Wink hat zukommen lassen, von jeder Annexionspolitik Abstand zu nehmen. Die französische Öffentlichkeit hat sich darauf beeilt, zu sagen, daß der französische Imperialismus und Annexionismus überhaupt nicht vorhanden sei und kein Mensch daran denke, die von der französischen Presse übrigens ganz offen ausgesprochenen Absichten zu verfolgen. Aber wir dürfen nicht ohne weiteres unsere Befürchtungen zu den Akten legen. Die Zähigkeit und Folgerichtigkeit der französischen Politik ist, wie gerade die letzte Phase gezeigt hat, groß, und die Macht Frankreichs auf dem Kontinent wird immer größer, der Einfluß Englands in dem Maße geringer, daß wir mit außerordentlichen Besorgnissen über die französische Politik der Zukunft entgegenblicken müssen. Die sofortige Begnadigung der 38 Rheinländer, die von den Kriegsgerichten im besetzten Gebiete verurteilt waren,

die Versuche, die deutschen Zollbeamten für die Durchführung des Zollregimes im Rheinland unter die eigene Botmäßigkeit zu bekommen, so daß sie allein den Alliierten und nicht mehr der deutschen Regierung verantwortlich sind, die im Rheinlande verschärft einsetzende Zensur sind Zeichen dafür, wohin der Kurs der Franzosen steuert, und Frankreich hat wenig Gegengewicht mehr in der Welt.

Wir haben immer davor gewarnt, die amerikanische Einwirkung auf die europäischen Verhältnisse zu unseren Gunsten zu überschätzen. Die Entwicklung zeigt, daß wir richtig geurteilt haben. Zwar hat der Präsident Harding in seiner großen Botschaft sich fast jeder Anspielung auf die Friedensfrage enthalten, aber das, was wir jetzt aus Amerika hören, läßt vermuten, daß er zuerst den Versuch machen will, sich mit den Alliierten über die Amerika unbequemen Bestimmungen des Friedensvertrages zu einigen. Harding ist die Stimmung des noch nicht zusammengerufenen Kongresses unbekannt. Seine letzte politische Inspiration wird er nur von dem Kongresse selbst bekommen können. Wir müssen deshalb warten. Da Harding Parteimann ist, läßt sich bis jetzt mit Sicherheit noch nichts über seine Haltung Deutschland gegenüber sagen.

Für unsere Politik der nächsten Zeit ist die Frage von größter Bedeutung, ob das deutsche Volk einig und fest bei seiner Weigerung bleiben wird, die Pariser Beschlüsse anzunehmen. Wenn wir hoffen dürfen, daß dies der Fall ist, so können uns die Sanktionen auf die Dauer nichts schaden. Schon jetzt sehen wir eine gewisse Katerstimmung in der Londoner Bankwelt. Auch sonst stehen die vernünftigen Leute in den feindlichen Ländern, die ja allerdings recht dünn gesät sind, der praktischen Wirkung der Gewalttaten ihrer Staatsmänner sehr skeptisch gegenüber. Die Neutralen, denen Lloyd George so massive Drohungen ins Gesicht geschleudert hat, sind erregt. Praktische Wirkungen von dieser Erregung dürfen wir uns allerdings nicht versprechen. Die Neutralen werden so oder so verdienen, aber wir können warten. Die Wirkungen für das Rheinland werden unendlich schwer sein, die Folgen für unseren eigenen Wirtschaftskörper sehr tief greifend. Aber alles das haben wir vorher gewußt, und wir haben unsere Politik gewählt. Wenn wir nicht durchhalten, so werden wir in Zukunft überhaupt keine Möglichkeit für irgendeine Politik mehr haben.

Der Minister hätte mit Engelszungen reden können. Die Entente hatte ihren Entschluß bereits gefaßt, und daran war nichts mehr zu ändern. Es ist in hohem Grade Regie der Entente, die jetzt einen ihr ganz bewußten, unserer Öffentlichkeit zum Teil unbewußten Einfluß auf Deutschland ausübt. Wenn Lloyd George jetzt den Minister Simons als zwar ehrlichen und intelligenten, aber nicht starken Mann schildert, so tut er das deshalb, um ihn als Leiter der deutschen Außenpolitik los zu werden, weil er ihm zu stark gewesen ist.

Die Politik für die Zukunft, so wie sie von Minister Simons charakterisiert worden ist, ist von unserer Öffentlichkeit nicht beanstandet worden. Keine Verhandlungen in diesem Augenblick, wo man uns eine Ohrfeige versetzt hat, doch alles unsererseits tun, um spätere Verhandlungen möglich zu machen. Vor Oberschlesien werden ja doch Verhandlungen gar nicht stattfinden können, weil wir immer wieder dieselbe Voraussetzung, wie in London und schon in Brüssel, in unseren Angeboten machen müßten, daß nämlich Oberschlesien bei Deutschland bleibt.

Die oberschlesische Frage wird in dem Augenblicke, wo diese Zeilen erscheinen, durch die Abstimmung schon entschieden sein. Wir haben die größte und berechtigte Hoffnung, daß sich Oberschlesien auch in den überwiegend polnischen Teilen für uns aussprechen wird. Die Organisationen für die Abstimmung haben mustergültig gearbeitet. Der Patriotismus der Bevölkerung ist über jeden Zweifel erhaben.

Nur der Pole lauert im Hintergrunde. Da die Bolschewiken in Rußland, wo sich bedenklicher Zündstoff gehäuft hat, mit ihren eigenen Sachen beschäftigt sind, hat der Pole Gelegenheit gefunden, seine Heere an der deutschen Westgrenze zu massieren Die Treiber und Hetzer in Polen hoffen auf eine weitere Komplizierung unserer außenpolitischen Verhältnisse oder auf irgendwelche Akte, die sie zum Vorwande nehmen könnten, um ihrerseits mit Gewalt vorzugehen.

Je ruhiger wir diesen polnischen Provokationen gegenüber bleiben, je weniger wir uns in Oberschlesien oder sonst zu irgendwelchen unbedachten Maßnahmen hinreißen lassen, um so schwerer wird diesen verbrecherischen Elementen ihr Handwerk werden.

Nach den allerdings nicht zuverlässigen Nachrichten aus Riga scheint es, als ob die polnisch-russischen Friedensverhandlungen nun endlich zu einem Abschluß gelangen sollen, nachdem Polen in der Frage der Goldbestände nachgegeben hat. Eine solche Einigung wäre für uns nicht günstig, weil sie Polen im Osten vollkommen frei machen würde.

Über die Lage in Rußland liegen wenige ganz zuverlässige Nachrichten vor. Der Aufstand in Kronstadt scheint praktisch erledigt zu sein. In Moskau sind die Sowjets der Lage vorläufig Herr geworden. Die Nachrichten über große Aufstände in Innerrußland, über die Besetzung der sibirischen Bahn durch die Aufständigen sind nicht nachprüfbar. Die Bolschewiken machen im Kaukasus nach wie vor Fortschritte. Tiflis ist genommen. Die bolschewikischen Heere sind bis Suchum vorgedrungen.

Die wirtschaftlichen Nöte Sowjetrußlands sind ungeheuer. Wir wissen nicht, ob sie zusammen mit den Aufstandskeimen, die sich an den verschiedensten Stellen Sowjetrußlands zeigen, auch in der bäuerlichen Bevölkerung groß genug sind, um die Herrschaft der Bolschewiken durch etwas anderes, was nicht das Chaos ist, und was deshalb noch ungünstiger für Europa wäre als der jetzige Zustand, abzulösen. Die russischen Emigrantenzeitungen sprechen ganz bestimmt davon, daß die jetzigen großen inneren Aufstände der Anfang vom Ende und die Morgenröte einer nahen Zukunft seien. Die rechtsstehenden Emigrantenkreise in Paris und Berlin haben ihre Kabinette schon gebildet und hoffen bald wieder in das heilige Moskau und in ein zaristisches Petersburg einzuziehen. Ob diese Hoffnungen nicht verfrüht sind?

Inzwischen ist von England ein Handelsabkommen mit den Bolschewiken geschlossen, von Deutschland und Italien in Vorbereitung. Alles das läßt Schlüsse über die Bewertung der augenblicklichen Verhältnisse in Rußland durch die Mächte zu.

Die Orientfrage, die die Londoner Reparationskonferenz einleitete, ist immer noch nicht zu Ende gekommen. Sie wird auch schwer zu lösen sein. Es schien zunächst, als ob es Frankreich und den eine kluge Haltung einnehmenden türkischen Delegierten gelungen wäre, die Engländer von der Notwendigkeit einer weitgehenden Revision des Vertrages von Sèvres zu überzeugen. Man hatte sich anscheinend auf Volksabstimmungen in Smyrna und Thrazien geeinigt. Die Griechen hatten offenbar eine Niederlage erlitten. Ein Vertrag zwischen den Franzosen und den Kemalisten über die Räumung von Cilicien war gemeldet. Die neuesten Nachrichten lassen darauf schließen, daß die Lage sich wieder etwas zugunsten der Griechen verschoben hat Thrazien scheint ihnen zu bleiben, und das für die Dardanellen vorgesehene Regime enthält für die Türken kaum Erleichterungen gegenüber der jetzigen Lage. Die Zukunft muß zeigen, ob man überhaupt zu einer Lösung des Problems, das

nur in Übereinstimmung mit den tapferen Truppen Kemal Paschas und der Volksversammlung von Angora zustande kommen kann, gelingen wird. Die Türken haben jedenfalls durch Entschlossenheit im Unglück und tatkräftiges Verhalten auch in der schwierigsten Lage eine gewisse Wendung zu ihren Gunsten schon jetzt herbeigeführt. Dieses Beispiel sollte für unsere eigene politische Haltung in den kommenden Tagen Leitstern und Vorbild sein.

# Luftfahrt-Rundschau

Während diese Zeilen entstehen, werden in London schicksalsschwere Ultimaten gestellt; wer weiß, was dabei herauskommen wird, viel Gutes für die Luftfahrt sicher nicht, obgleich sie dieses Mal weniger im Vordergrunde der „Verhandlungen" steht. Trotzalledem soll die heutige Luftfahrtrundschau sich einmal ganz fernhalten von äußeren Fährlichkeiten und innerem Zwist, wir wollen sie einmal ansehen vom Standpunkte dessen, der in seinem eisernen Bestand nach wie vor einen ausreichenden Vorrat an Glauben und Optimismus verwahrt hat. . . . .

Wir nehmen also die Brille für Kurzsichtige in die Hand, denn konkav bedeutet Optimismus, konvex Pessimismus. Wir schlagen mehrere Seiten im großen Brockhaus auf und finden überall Berührungspunkte mit dem Luftfahrtgebiet, überall drängen sich die Materien mit zwingender Notwendigkeit in die Luftfahrt ein, sie werden dort gebraucht, sie machen sich überaus nützlich, denn die Luftfahrt hatte stets bisher in Krieg und Frieden in allen Zweigen des großen Wirtschaftsbaumes und der Wissenschaft ihre fein verästelten Fäden gesponnen. Beim Bau und beim späteren Betrieb eines Luftfahrzeuges arbeiten alle nur möglichen Berufszweige direkt oder indirekt mit. Der Vorwärtsdrang der Luftfahrt bedeutet in des Wortes wahrstem Sinne A u f s t i e g. Und ist es nicht auch tatsächlich ein Lichtblick, wenn aus dem Trümmerfeld, dem Massenkirchhof deutscher Kriegsluftfahrt sehr schnell das neue Leben aus den Ruinen gewachsen ist? Ich sah neulich einen entzückenden kleinen Propagandafilm der Firma Sablatnig für die Luftfahrt: Trümmer, gen Himmel ragende zersägte Rümpfe und Tragflächen, die Kriegskreuze gaben dem Bild ein direkt mystisches Aussehen. Der kleine Film rollte, keinerlei Leben, alles tot, still, nur ein paar Schlachtfeldhyänen, Henkersknechte der Entente, bewegten sich einher. Auf dem Wege des Tricks erhebt sich aus dem toten Trümmerfeld eine friedliche, schnittige Luftlimousine und streicht in geringer Höhe, deutlich sichtbar, über die ragenden Wahrzeichen ehemaligen Kriegsglanzes. Der Film springt weiter, die Maschine fliegt von Berlin nach Bremen, schnurstracks tut sie es, sie braucht die Windungen der eingezeichneten Bahn nicht mitzumachen. Das Rennen beginnt, die Maschine überholt den kleinen, rauchenden Eisenbahnzug, oben in der Ecke des Bildes grinst der Mond in Gestalt einer Uhr mit Zeigern, die die Flugzeit angeben. Nach etwa drei Stunden ist das Flugzeug in Bremen, der Mond freut sich, die Äuglein rollend, der Eisenbahnzug schnauft noch auf halbem Wege. Wieder springt der Film: die Limousine setzt sanft auf dem Bremer Flugplatz auf. Man mag diesen kleinen Film, so einfach er im Aufbau ist, einmal als Symbol ansehen, als Zeichen des zähen Willens deutschen Geistes, s i c h u n t e r a l l e n U m s t ä n d e n d u r c h z u s e t z e n. . . . .

Luftverkehrsprobleme werden allerdings nicht auf diese Weise gelöst, man wird aber zur Lösung beitragen und die Lösung fördern, wenn man das Publikum syste-

matisch zwingt, an der Lösung mitzuarbeiten, sich in die Materie zu vertiefen, überhaupt darüber nachzudenken, jeder mit den ihm zur Verfügung stehenden geistigen Mitteln. Daß die Presse in dieser Hinsicht noch außerordentlich im Rückstande ist, beweist uns ein Blick in die Tageszeitungen, die im allgemeinen für alles andere Platz haben, nur nicht für die Luftfahrt, die lieber den 99. Teil der „Lieblingsfrau des Maharadschah" „groß aufmachen", als vom täglichen Postflugzeug von Berlin nach Dortmund zu berichten. Mit der Presse Hand in Hand marschiert der Film, auf gleichen geistigen Abwegen wie Literatur und Presse, beide wie nichts anderes geeignet, den Luftfahrtgedanken ins Volk zu tragen. Also da gibt es noch viel Arbeit, die allerdings nicht leicht sein wird.

Sind Presse, Literatur und Film die Verkünder, so hat die Schule ganz andere und doch wieder ähnliche Aufgaben. Es heißt, die Generation, die den Krieg in der Kinderstube erlebte, in das große, zukunftreiche Gebiet der Luftfahrt einzuführen. Das geschieht am besten in der Schule, im Lesebuch bei den Kleinen, im Unterricht der Physik und der Chemie bei den Größeren, durch gemeinsame Ausflüge der Kleinen und Großen auf die wenigen Flugplätze unserer Luftverkehrsunternehmen. Laßt die Jungens einmal fliegen, ihr Herren am grünen Tisch, es steckt ja so unendlich viel Zukunftshoffnung in der Jugend. Wenn die uns nicht aus dem Dreck zieht, wenigstens uns Alten und Älteren hilft: alleine schaffen wir es nicht. Der Krieg als großer Verbraucher, als gewaltige Knochenmühle hat leider Gottes eine allzu große Anzahl abgekämpfter Menschen hinterlassen, die sich im täglichen Existenzkampf aufreiben, zermürben. Die Zufuhr von frischem Blut ist unterbrochen, sie muß aufgenommen werden, und wir müssen uns klar darüber sein, daß es keiner schwierigen Transfusion bedarf, sondern daß es sich um einen ganz einfachen Vorgang handelt.

Die Weltpolitik und die internationale Luftfahrt sind heute schon, wenn auch vielleicht vorerst noch theoretisch, ineinander verschlungene Gebiete. Welche wirtschaftliche Zukunftsbedeutung die Entente der internationalen Luftfahrt zumißt, können wir doch wohl am sichersten aus der Tatsache der Knebelung und Vernichtung der deutschen Luftfahrt abmessen. Die Gelehrten aller Fakultäten sind mit der Luftfahrt befaßt, die Juristen ebenso wie die Wissenschaftler, der Chemiker ebenso wie der Physiker, die Konstrukteure aller Art, die Baumeister, die Optiker, jedwede Ingenieurkunst findet ihren Tummelplatz, in Verkehr und Wirtschaft wird das Friedensflugzeug ebenso einschneidend eingreifen, wie das Kriegsflugzeug es bei der Kriegskunst zu Wasser und zu Lande tat. Sorgen wir dafür, daß unseren Nachwuchs alle diese Aufgaben nicht unvorbereitet treffen, ein Menschenalter, am Maßstab der Arbeitsfähigkeit gemessen, währt nicht lange, die positive Produktivität dauert gerade beim praktisch tätigen Luftfahrer nicht allzu lange, denn die Luftfahrt verarbeitet und verbraucht den Menschen verhältnismäßig schnell.

Den inneren und äußeren Zwist, den bedauerlichen Bruderkampf und den Kampf mit dem Ententedrachen, müssen wir, die Älteren, ausfechten, um der Jugend den ihr zukommenden Kampfplatz vorzubereiten, das ist die Forderung unter „Römisch I", andere Fragen, ob es z. B. einen Luftsport geben wird, rangieren noch nicht einmal unter der deutschen 1, auch nicht unter a, b, c, d, sondern wahrscheinlich sogar erst unter $\alpha$, $\beta$, $\gamma$. . . . Ein allzu eingehender Vergleich mit den Verhältnissen bei unseren Feinden führt zu Trugschlüssen, dort baut sich alles auf rein militärischer Grundlage von selbst auf, dort gliedert sich alles automatisch an die Luftwaffe an, an den uns verbotenen Militarismus, dort haben es die Leute viel leichter, die lebende Generation im Training zu halten und die Jugend heranzubilden. Was dort erfrischende Praxis ist, muß bei uns vielfach durch lähmende Theorie ersetzt werden, muß die Peitsche des Optimismus und des Glaubens bekommen und von der Hoff-

nung auf bessere Zeiten leben. Also bleibt die Organisation bei uns ausnahmslos in zivilen Händen, liegt alles mehr oder weniger bei den Vereinen. Das Gerippe zum Zwecke der Anlehnung ist das bißchen Luftverkehr, damit man sich nicht ganz in Theorie auffrißt. Das ergibt alles in allem die klare Lösung, daß die Vereine zusammen mit den Kommunen und dem Luftverkehr das Fundament bilden müssen, auf dem sich etwas aufbauen läßt. Vereine, die an sich ein Bestandteil der Kommunen sind, ebnen, in den Großstädten beginnend, dem Luftverkehr die oft dornenreichen Wege. Man sehe sich Bremen an, man schaue nach Ostpreußen, nach Königsberg. Ostpreußen ist mit der Königsberger Zentrale das Nervenzentrum aller Luftfahrtbestrebungen, Essen mit seinem prächtigen Oberbürgermeister Dr. Luther die Seele des Gedankens im Ruhrgebiet. Gleiches bahnt sich in Thüringen, in Breslau und sonst wo an. In Berlin allein zanken sich die Vereine und die Menschen, außerhalb Berlins haben sie längst erkannt, wie es gemacht werden muß. Nicht ein Verein bekriegt und beschimpft im Reich den anderen, sie trennen gegeneinander die Arbeitsgebiete weise ab und arbeiten freundschaftlich nebeneinander. Jeder pirscht in seinem vereinbarten Revier, man arbeitet Hand in Hand, es gibt dort nur noch befreundete Ortsvereine, von jeder Sorte einen, alle sind auf dem Marsche, sich zu einem großen Luftfahrerverband von Deutschland zusammenzuschließen. Das braucht nicht heute und morgen der Fall zu sein, die Entwicklung, aus der Tiefe geboren, aus endlicher Erkenntnis vorliegender Notwendigkeiten, muß Zeit haben zur Entwicklung. Das wird dann aber bestimmt kein Hausbau, der mit dem Dach anfängt und das Fundament vergißt. Wir müssen uns die Berliner Wasserkopfzentralen vom Hals schaffen, die die Luftfahrt nur sabotieren, ihr aber nicht helfen. Derartige Ortsvereine, wie sie sich entwickeln, sind allein in der Lage, die Jugend ganz Deutschlands führend an die Hand zu nehmen und die kommende Generation zu würdigen Erben heranzubilden. Ich möchte ein paar Worte des Geschäftsführers des „Bundes deutscher Flieger" in Essen zitieren, der den Gedanken folgerichtig aufbaut und dann am Schluß sagt: „Vor allem tut uns eines not, wir alle müssen uns von überkommenen Ansichten nun endlich frei machen und in Vergleichen sowohl mit der Vorkriegszeit als auch mit dem Ausland äußerst vorsichtig sein. Die Idee steht über der Materie, sie zu erkennen und auszunutzen, ist die höhere Aufgabe! Sie versetzt Berge!"

Die zusammengefaßten Ortsvereine, in den großen Städten unter Führung der Oberbürgermeister beginnend, ihre Kreise immer weiter schlagend, schließlich sich von unten nach oben zu einem machtvollen Ganzen zusammenschließend, sind die bergeversetzenden Träger des Gesamtgedankens, sie werden sich gegenüber dem Feindbund behaupten, sie werden auch die Berliner Vampire und Saboteure überspülen. Jeder augenblickliche und zukünftige deutsche Luftminister ist um die Zusammenarbeit mit einer derartig von unten herauf geeinten deutschen Luftfahrt zu beneiden, wenn er es richtig versteht, die Kräfte auszunutzen und zur positiven Mitarbeit heranzuziehen, die in diesem keimenden Luftfahrerverband schlummern, dann, *aber nur dann*, wird auch er Berge versetzen können. . . . . Ö. L.

# Literarische Rundschau

## Von Innen und Außen*)

II

Zur inneren Front gehören auch die Bücher von Bernd Isemann, Martin Otto Johannes und Brigitte Lossen. Aber in keinem von ihnen ist die Frage der äußeren Form befriedigend gelöst.

In Isemanns Novelle „Heimliche Briefe" steht eine Tochter ihrem Vater mit starker Abwehr gegenüber, da er, wie sie glaubt, ihre verstorbene Mutter unterdrückt und unglücklich gemacht habe. Mit einer freien, menschlichen und weiblichen Selbständigkeit zieht sie sicher in Ehrfurcht und einer mütterlich-überlegenen Nachsicht mit dem Einsamen die Grenzen, wie weit sich die kindliche Pflicht und Liebe mit dem zu bewahrenden Bezirk der eigenen Persönlichkeit vertragen. Sie ahnt nicht, daß ihre Liebe nicht Kindesliebe, sondern das Gefühl des Weibes für den bedeutenden Mann ist, ermöglicht durch das schwere Geheimnis ihrer Geburt, da sie im Ehebruch ihrer Mutter mit einem anderen Manne gezeugt ist. Als sie es erfährt durch den Zorn ihres Vaters über ihre Absicht, sich zu verloben, bricht sie in plötzlicher Klarheit über die Art ihres Gefühls für den Mann, den sie Vater nannte, und in Verständnis für sein zerstörtes Leben alle Beziehungen zu ihrem alten Leben ab, um sich in der Fremde ganz dem Dienst an anderen zu widmen.

Isemann findet ergreifende Worte für das Ringen der Persönlichkeit nach dem Gesetz ihres Wesens und für die Pflicht zu verantwortlichem Menschentum. Aber dieser tiefe Gehalt kommt nicht zur vollen Geltung durch die Form, die er wählte. „Heimliche Briefe" — in Briefen, die Vater und Tochter, die miteinander leben, die Aussprache scheuend, sich durch Wochen hindurch verstohlen auf den Tisch legen, wird alles berichtet. Das Gefühl wehrt sich gegen den künstlichen Zwang dieser Form, die den Charakter der beiden aufrechten Menschen minder glaubhaft erscheinen läßt, da man bei beiden nach psychologischem Gesetz den Mut erwarten müßte, daß sie ihre Sache Aug' in Auge austragen würden, zum mindesten nach der erfolgten starken Annäherung und vor dem letzten Bruch.

Martin Otto Johannes' Roman „Adel verpflichtet" führt auf die deutschen Hegehöfe im sakischen Lande, wo ein stolzes deutsches Adelsgeschlecht sitzt, das seine Kraft aus dem bewußt von undeutschem Einschlag freigehaltenen Blute saugt. Das Gesetz ist hart, denn es fordert das Opfer des Gefühls, wenn das Herz Wege geht, die dem Gesetz des Blutes widerlaufen. Aber seine Erfüllung lohnt mit der Bestätigung wahren Seins. Das durch die verantwortlichen Träger lebendig erhaltene und zu ergänzende Gesetz bietet viel der ernstesten Anregungen gerade für unsere Generation, die, um ihre Aufgabe zu lösen, nicht nur den Geist entzünden, sondern auch das eigene Blut bewußt machen muß. Solche Erkenntnis zu vermitteln an einem gehobenen Ausschnitt deutschen Stammes ist wohl der tiefere Sinn des Buches, das in seiner kargen, herben Sprache kaum Anspruch auf eine höhere künstlerische Einheit erheben will.

*) Heimliche Briefe. Eine Novelle von Bernd Isemann. Dresden, Sibyllen-Verlag. — Mutterseele. Von Brigitte Lossen. Buchenbach 1919, Felsen-Verlag. — Der Roßtäuscher. Roman von Emil Scholl. 2 Bde. München 1920, Georg Müller. — Die Reise ins Blaue. Eine Erzählung von Wolfgang Goetz. München, Hyperionverlag. — Adel verpflichtet Roman von Martin Otto Johannes. Leipzig und Hartenstein, Erich Matthes. S. „Deutsche Rundschau" 47, 5. S. 239 ff.

Ganz auf den Versuch künstlerischer Gestaltung verzichtet Brigitte Lossens „Mutterseele", vielleicht unter dem Drang, ihr Evangelium von der weiblichen Liebeskraft ungehemmt und laut ohne jeden Umweg verkünden zu wollen, vielleicht aus Unvermögen, zu gestalten, worauf einige böse, ganz konventionelle Partien hindeuten. Was sie zu sagen hat, wohl nur ein einziges Mal in ihrem Leben, ist stark und gut, das Temperament des Glaubens an ihre Sendung reißt auch den Leser zuweilen mit. Aber erst die Läuterung in eine höhere Geistigkeit würde ernsten künstlerischen Anforderungen genügen können, und der seelische Reichtum könnte sich erst durch Filtrierung in strenger Form voll auswirken.

Wir stehen nun auf der Gegenseite, die von außen zum Wesenskern zu dringen versucht. Einen Roman von hoher Vollendung, voll von innerem Rhythmus und einem hinreißenden Tempo, mit kräftigem, persönlichem, blühendem Stil hat Emil Scholl in seinem zweibändigen Werk „Der Roßtäuscher" geschaffen. Man könnte ihn ein neues Volksepos nennen, so viel unverbrauchte Kraft ist darin, ein Volksepos, dessen eigener Stil von reifer, künstlerischer Kraft gebildet ist. Er behandelt die Kämpfe der Wiener, die mit der Liebe des Hasses oder dem Haß der Liebe gesehen und lebendig gemacht sind, um ihre Freiheit gegen den schwachen und tückischen König Friedrich zu verteidigen. Das Kleid ist historisch, aber das Starke und Gegenwärtige dieses Romans ist, daß er in den hier gespannten Rahmen sich einfügt, wo mit unheimlicher Kraft die Mächte sichtbar werden, die lenkend hinter den Menschen und den Dingen stehen. Wird Wolfgang Holzer, der Roßtäuscher, zum mythischen Träger Wiens und der Wiener Menschen, so ersteht in Leupold, dem Bettler, ein gespenstischer Führer der dunklen Kräfte, die unterirdisch, nicht greifbar, durch Wissen um übernatürliche Zusammenhänge und kraft geheimer Bindungen entscheidend das Geschehen beeinflussen und lenken. Die innere Beziehung zu unserer Zeit wird ohne weiteres deutlich. Eine straffere Zügelführung, die jede Breite und Wiederholung scheut, wäre willkommen gewesen, aber trotzdem entläßt der Roman niemand vor der letzten Seite aus einem aufreizenden Bann.

Die Reihenfolge bedeutet hier keine Rangverteilung, denn sonst dürfte Wolfgang Goetz nicht an letzter Stelle stehen. Seine Erzählung „Die Reise ins Blaue", buchtechnisch besonders wohltuend ausgestattet und mit 19 handkolorierten Textabbildungen von feinem, eigenartigem Reiz von S. Freyberg-Gleistein begleitet, bestätigt seine Berufung als Erzähler. Eine ausgesprochene Gabe, mit leichter und sicherer Selbstverständlichkeit die Fäden zu kunstreichem Gewebe zu spinnen, eine starke Lust am Fabulieren, die dem Gewebe einen prächtig bunten Einschlag gibt, viel Laune, ein begabter Spieltrieb, eine geschickte Verteilung der Kräfte und ein hohes künstlerisches Verantwortlichkeitsgefühl machen diese Erzählung, die sich um den einsamen Napoleon auf St. Helena schichtet, zu einer Lektüre von sehr beachtlichem Rang. Der tolle Einfall, daß Napoleon, um seinen Hüter zu ärgern, ein Gesuch nach London richtet, zur Befriedigung der männlichen Bedürfnisse seiner Begleiter Frauen in die Einsamkeit der Insel zu schaffen, wie dieser Wunsch eine schöne Schauspielerin in London in romantischer Verstiegenheit sich selbst zur Retterin des Korsen berufen läßt, wie die luftige Fracht in St. Helena Verwirrung, Lustigkeit und Ärgerlichkeiten stiftet, und endlich die Fahrt in die Romantik mit einem etwas grellen Abschluß, Mord und Selbstmord, endet, das ist so sicher und leicht und selbstverständlich erzählt, daß man ohne Bedenken der gestaltenden Hand folgt. — Und doch bleibt ein Gefühl des Vorbehaltes, als ob irgendwie die Lebensnähe durch ein literarisches Medium, vielleicht sogar durch die Herkunft aus der Literatur, beeinträchtigt wird. Ein Durchstoßen dieser dünnen, aber zähen Wand würde auch hier zu vertiefter Innerlichkeit führen. R. P.

# Chronik des Auslanddeutschtums

„Der Deutsche verliert in der Fremde seine Nationalität viel leichter als irgendein anderer“: diese landläufige Redensart ist bei vielen zum Glaubensartikel geworden. Im Munde der Auslanddeutschen, welche Bürger fremder Staaten sind, wandelt sie sich etwa folgendermaßen ab: „Ein Reichsdeutscher wird viel leichter und schneller entdeutscht als einer von uns.“ Diese Gegenüberstellung gibt zum Nachdenken Anlaß.

Von den 30—35 Millionen Deutschen außerhalb des Reiches sind nur etwa ¾ Million bis 1 Million Reichsdeutsche, die übrigen sind Auslanddeutsche ohne Reichsangehörigkeit. Sie haben ihr Deutschtum teilweise jahrhundertelang ohne Zuzug aus der Heimat rein erhalten. Der Kolonist draußen brauchte Arbeitskräfte und verdiente genug, um seinen jüngeren Söhnen wieder neues Land zu kaufen. Die zahlenmäßige Entwicklung des ursprünglich reichsdeutschen Elements z. B. in den Schwarzmeergebieten Rußlands war sprunghaft und wurde nur noch übertroffen durch das Wachstum des Grund und Bodens, den die deutschen Kolonisten ohne jede Staatshilfe zukauften. Das Gesetz, daß Deutsche besonders leicht der Entnationalisierung anheimfallen, muß also doch nicht in vollem Umfange richtig sein. Wenn wir die Dinge näher betrachten, sehen wir, daß eigentlich das Gegenteil der Fall ist, daß Fremdstämmige gleichfalls unter bestimmten Umständen sehr rasch (Ungarn) entnationalisiert werden, und daß der Deutsche vielmehr meist zäh und mit rührender Liebe am Volkstum festhält, selbst, wenn die Generation, die noch in Deutschland geboren war, längst, längst ausgestorben ist. Es kommt gar nicht darauf an, ob einer Reichs- oder Volksdeutscher ist. Der Übergang in eine fremde Nationalität hängt vielmehr mit einer anderen Erscheinung zusammen: dem Aufstieg aus einer sozialen Klasse in die andere, wenn sich dieser nicht innerhalb des stützenden Rahmens der eigenen Nation abspielt. Ein Beispiel: Wenn ein Kellner in Deutschland durch Fleiß und vom Glück begünstigt es zum Gastwirt und später zum Hotelbesitzer bringt, so bleibt er darum ein Deutscher; wenn er nicht sehr intelligent ist, wird er vielleicht ein Parvenü. Aber das schadet nichts, da er in Deutschland immer Kreise findet, die ungefähr in der gleichen Lage sind, mit denen er als seinesgleichen verkehren kann. Vollzieht sich dieser soziale Aufstieg aber im Auslande, so nimmt der Aufsteigende, besonders, wenn er sich in einer fremdsprachlichen Umgebung befindet, die Umgangssprache und die Gesellschaftsformen der Schicht an, in die er drüben hineingewachsen ist. Er nimmt damit auch sehr leicht das Denken seiner Umgebung mit in sich auf und vergißt sein Mutterland; er sagt dann: ubi bene, ibi patria. Mit seinen Landsleuten von höherer Schulbildung unterhält er sich ungern auf Deutsch, weil deren Ausdrucksweise ihm fremd ist. Diese Umschichtung hat sich in den Vereinigten Staaten in großem Ausmaße vollzogen. Das dortige Auslanddeutschtum besteht heute (wenn man von einer kleinen Schicht bewußt-deutscher Intellektueller absieht, die oder deren Väter schon beladen mit dem ganzen Rüstzeug der deutschen Kultur zur Auswanderung schritten) eigentlich nur aus dem kleineren Mittelstande, den Farmern, Handwerkern usw., die drüben in demselben sozialen Niveau blieben, das sie in Deutschland hatten und darum der Gefahr der Entnationalisierung nicht erlagen. Die Aufsteigenden dagegen und besonders die Söhne der Aufgestiegenen schieden aber, veranlaßt durch Schulen, Presse und öffentliche Meinung, aus dem Kreise der Deutschen aus. Der Proletarier, den die Sorge des Alltags nicht zu einer Pflege seines Deutschtums kommen ließ, versank gleichfalls in dem fremden Volkstum. In den europäischen auslanddeutschen Bauernkolonien Rußlands und des ehemaligen Ungarn vollzog und vollzieht sich noch die gleiche Bewegung, während die Balten und besonders die Siebenbürger Sachsen, die über eine wunderbar geschlossene Kulturrüstung verfügen, diesen Gefahren nur wenig ausgesetzt waren. Das lockerer gefügte Bauerntum in Wolhynien, dem Schwarzmeergebiet und der Wolga, von der Bacska und dem Banat, von der Baranya und von Bonyhad, ja die ein Jahrtausend alte Siedlung im Burgenlande Westungarns erlag gerade in seinen sozialen Spitzen, eine Folge der russischen und magyarischen Schulpolitik, welche seit einigen Jahrzehnten das deutsche Schulwesen zum Erliegen zu bringen suchte. Das bodenständige Bauerntum blieb freilich unerschüttert und breitete sich sogar dank seiner starken natürlichen Volksvermehrung und guter wirtschaftlicher Lage aus; die aus dem Bauernstande emporsteigenden Begabten wurden aber durch Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen und durch die Aufnahme in einen neuen fremdvölkischen Gesellschaftskreis ihrem Volkstum fast restlos entfremdet. Erst der Zusammenbruch Österreich-Ungarns hat viele dieser

Bauernsöhne zur Besinnung ihrer Herkunft gebracht. Nun stehen sie zwischen zwei Völkern und wissen nicht, wohin sie gehören. Die madjarisierten Söhne des an die Tschecho-Slowakei, an Rumänien, an Südslawien und an Deutschösterreich abgetretenen deutschen bäuerlichen Volksbodens stehen vor einem schweren inneren Konflikt. Dieser ist nur richtig zu verstehen, wenn man, was vielfach im Reich nicht der Fall ist, auch ein Verständnis für die politischen Gefühle und Notwendigkeiten des Deutschtums außerhalb der Reichsgrenzen hat.

Ein deutscher Diplomat sagte vor einigen Monaten: „Ich kann unter Auslanddeutschen nur die Reichsdeutschen im Auslande verstehen, die übrigen, die eine fremde Staatsangehörigkeit haben, sind Amerikaner, Russen, Polen und — als man ihn auf Eupen-Malmedy hinwies — Belgier deutscher Rasse." Das böse Wort Beerenberg-Goslers über die Italiener deutscher Zunge ist noch in aller Erinnerung Ein solches Verallgemeinern ist genau so töricht, wie es unverständig ist, nach Art mancher Alldeutschen, jeden Mann deutscher Sprache und Abstammung, der ein Bürger fremder Staaten ist, für Deutschlands politische Ziele in Anspruch nehmen zu wollen. Um die politische Stellung der Auslanddeutschen richtig zu erkennen, gibt es ein einfaches Mittel: die Erforschung ihrer Geschichte. Dasjenige Deutschtum, das gewaltsam vom Reiche abgelöst ist, besonders, wenn dies in jüngster Zeit geschah, strebt politisch-gefühlsmäßig dahin zurück. Das Deutschtum des geschlossenen Siedelungsgebietes im ehemaligen Österreich steht auf derselben Gefühlsstufe; es fordert den Anschluß und würde, wenn das Selbstbestimmungsrecht zur Anwendung kommen sollte, sich zweifellos mit dem Reich vereinigen. Je länger aber die Zustände der Ablösung vom Reich zurückliegen, um so schwächer sind die Erinnerungen. Die niederdeutschen Holländer und Flamen haben längst mit der eigenen Schriftsprache auch ein eigenes Volkstum entwickelt und sind dem Reiche völlig entfremdet; die Schweizer nehmen zwar am allgemeindeutschen Schrift- und Kulturleben teil, sind aber durch eigene schwyzerische Umgangssprache und vor allem durch eine selbständige geschichtliche Entwicklung politisch uns ebenso abgetrennt, wie nur irgendein anderes Fremdvolk. Die deutschen Teile Elsaß-Lothringens wurden dagegen gewaltsam, und nicht freiwillig, wie die Schweiz und Holland, vom Reich losgelöst. Ihr Gefühl bäumte sich noch jahrhundertelang ebenso gegen eine Französierung auf, wie heute das der Saardeutschen. Erst im 19. Jahrhundert gelang es den Franzosen, seelisch-politische Eroberungen zu machen Im Jahre 71 fanden die Reichsdeutschen den psychologischen Schlüssel zur Einleitung einer rückwärtigen Bewegung nicht, und erst ganz allmählich fingen die Elsaß-Lothringer an, wieder in das deutsche Volkstum auch mit ihrem Gefühlsleben hineinzuwachsen. Der August 1914 schien die Krönung dieses 43jährigen Wiederanpassungsvorganges zu sein. Der Krieg dauerte aber allzu lange, und die Belastungsprobe beim Zusammenbruch war zu schwer. Mit ihm kam scheinbar eine Neueinstellung der elsässischen Psyche. Zuerst schien alles verloren, später stellte sich freilich heraus, daß die begeisterten Empfänge der französischen Truppen bestellte Arbeit waren, und eine tiefgreifende Unzufriedenheit mit der französischen Überfremdung griff Platz. Heute darf man wohl sagen, daß der Frieden von Versailles dem elsässischen Volke so wenig wie der von Frankfurt oder die Friedensschlüsse Ludwigs XIV. das Selbstbestimmungsrecht gaben, daß in Elsaß-Lothringen die Meinungen noch ungeklärt sind und die gefühlspolitische Entscheidung noch bevorsteht.

Diesem nahen Auslanddeutschtum, das mit Rücksicht auf die geschlossene Siedlung eigentlich als ein Grenzdeutschtum bezeichnet werden muß, steht das Auslanddeutschtum in der Zerstreuung gegenüber. Die Auswanderer, die vor Jahrhunderten oder doch vor vielen Jahrzehnten eine neue Heimat im Osten suchten, dachten natürlich nicht daran, dort eine Vergrößerung des Reiches herbeizuführen. Der politische Gedanke im allgemeinen deutschen Sinne fehlte. Dagegen beabsichtigten sie keineswegs ihr Volkstum aufzugeben, sondern ließen sich Garantien für alle Zeiten von den Herrschern ihrer neuen Heimatländer beschwören, die ihnen deutsches Recht, deutsche Verwaltung und deutsche Schulen und vielfach auch Befreiung vom Militärdienst sicherstellten Man wollte zwar ein loyaler Bürger des neuen Staates sein und dessen berechtigten Wünschen nachkommen, aber man wollte andererseits sein eigenes Volkstum behaupten. Die Gaststaaten haben früher oder später ihre Schwüre gebrochen, und die uralten Selbstverwaltungen sind größtenteils dahingesunken. Trotzdem taten die Deutschen draußen ihre Pflicht als Steuerzahler und Soldaten, als Verwaltungsbeamte und Staatsmänner. Noch anders stand es mit der Einzelsiedlung, vor allen Dingen in der Neuen Welt. Der Deutsche, der sein Ränzel schnürte und hinüberwanderte, war vielfach bereits entschlossen, so rasch wie möglich politischer Bürger der neuen, freieren Staaten zu werden mit allen Pflichten und mit allen Rechten, oder er verwurzelte drüben und faßte **dann** erst den Entschluß zur Einbürgerung, den er durch freiwilligen Erwerb der fremden Staatsangehörigkeit unter Ablegung der bisherigen dokumentierte.

In dem subjektiven Entschluß liegt der tiefgreifende Unterschied zu dem Grenzdeutschtum, das nur eine psychologisch geringe, weil bloß

tatsächliche und unfreiwillige Bindung an den neuen, meist verhaßten Staat kettet. Das historische osteuropäische Deutschtum stellt einen mittleren Typus dar; es wuchs in langen Generationen in den neuen Staat hinein. Der Deutsche erlebte die Geschichte der neuen Heimat und wurde ein guter ungarländischer Patriot, trotz aller schikanierender Schulpolitik. In Amerika aber nahm man selbst in freiem Entschluß die Staatsbürgerschaft der neuen Heimat an. Mit diesen Amerikanern deutscher Sprache und Rasse verbindet uns nunmehr kein politisches Band mehr. Die neugegründete Liga amerikanischer Staatsbürger deutscher Abkunft, die am 11. Januar in Chicago beschlossen wurde, stellt sich mit Recht politisch auf einen völlig amerikanischen Standpunkt. Ihre Forderungen sind ausschließlich die der Bürger der Vereinigten Staaten, und wie hier, so steht es auch in den übrigen Staatsgebilden der Neuen Welt.

Von allen Staaten Europas hat Ungarn die schwersten Verluste erlitten. Es war den Ungarn eben nicht gelungen, die fremdvölkische Hälfte seiner Bevölkerung, die sogenannten Nationalitäten wirklich innerlich an das Staatsvolk zu fesseln, und das konnte nicht gelingen, weil es sich um eine rumänische und slawische Grenzbevölkerung handelte, die vom benachbarten Kernvolke angezogen wurde. Die einzig loyalen Bürger fremden Stammes waren die Deutschen, denn sie waren — mit Ausnahme der Burgenländer — echte Auslanddeutsche. Jetzt versucht man in Budapest, diese Deutschen zu mißbrauchen. Abgewanderte Siebenbürger-Sachsen, abgewanderte Zipser, Banater und Bacskaer, ja sogar abgewanderte Deutsche aus dem Heinzenlande sollen die Träger einer magyarischen Irredenta der früher ungarländischen Deutschen sein. Der Gedanke ist zu klug, ist überspitzt. Ein fremder Volksstamm, wie die Deutschen dort, muß, wenn er von einem Fremdstaate in den anderen gerät, Realpolitik treiben. Dazu geht es ja den Deutschen in Neuserbien und in Großrumänien, ja selbst in der Zips in kulturpolitischer Beziehung, besonders mit Rücksicht auf die Schulen, besser als im alten Ungarn. Die Sendboten aber, die die Ungarn heute nach Deutschland schicken, um dort für eine madjarophile, antiösterreichische oder antirumänische Politik Stimmung zu machen, soll man ruhig abweisen. Diese 90prozentigen Magyaren, mögen sie Jacob Bleyer oder Johann Huber heißen, sind nicht die legitimierten Sprecher des dortigen Deutschtums. Man soll sie aber auch nicht Verräter schelten oder ihnen subjektive Vorwürfe machen; sie sind das Opfer psychologischer Schwierigkeiten und eines politischen Dilemmas, das als eine Folge der Pariser Vorort-Friedensschlüsse entstanden ist. In völkisch-kultureller Hinsicht sind sie Opfer der Apponyschen Volksschulpolitik, arme, künstlich Verkrüppelte! Sylvanus.

# Amerika

Die Regelung unserer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten steht unmittelbar bevor. Es erscheint dringend geboten, daß dabei von den verantwortlichen deutschen Stellen die Stimmung der amerikanischen Staatsbürger deutscher Abkunft sorgfältig beachtet wird. Es weht ein ganz anderer Wind als früher in einigen amerikanischen Zeitungen in deutscher Sprache, der deutlich erkennen läßt, daß etwas Neues und Starkes im Werden ist. Einer der Vorkämpfer dieser Bewegung ist F. W. Elven, der Chefredakteur der „Cincinnatier Freien Presse". Aus seinen ausgezeichnet geschriebenen, klaren Leitartikeln sollen einige Auszüge hier Platz finden, auf die wir die deutsche Öffentlichkeit mit allem Nachdruck hinweisen. In einem Aufsatz „Die Bernstorffs" (14. XI. 20) heißt es:

„Nun wird dem Nachfolger des Präsidenten die Aufgabe zufallen, den Frieden mit Deutschland wiederherzustellen und die Wiederaufnahme freundschaftlicher Beziehungen in die Wege zu leiten. Er wird nicht ablehnen. Das setzt Verhandlungen voraus, zu welchen die beiden Länder Vertreter werden entsenden müssen. Und von der Wahl dieser Vertreter wird für Deutschland unendlich viel abhängen. Das alte Deutschland hat in dieser Beziehung eine sehr unglückliche Hand gehabt. Wir Amerikaner deutschen Blutes werden noch lange mit Unbehagen an die Zeit denken, da in Washington Graf Bernstorff als Botschafter des Deutschen Reiches seines Amtes waltete. Wir haben immer das Empfinden gehabt, daß der Gang der Ereignisse ein wesentlich anderer geworden wäre, wenn in der damaligen kritischen Zeit ein weniger unfähiger Diplomat mit der Wahrung der Interessen Deutschlands betraut gewesen wäre. Dieses Empfinden haben wir heute mehr als jemals. Denn wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß Bernstorff die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit für den Washingtoner Posten war, dann würde er selbst diesen Beweis durch seine jüngst veröffentlichten Erinnerungen an die Washingtoner Zeit erbracht haben.

Von seinen gesellschaftlichen Beziehungen abgesehen, ist Bernstorff in diesem Lande immer ein Fremder geblieben. Die Wesensart des amerikanischen Volkes hat er niemals erfaßt. Er wäre wohl auch nicht imstande gewesen, sie zu erfassen, wenn er es versucht

hätte. Der Gesamtheit des Volkes stand er ebenso verständnislos gegenüber, wie der Bevölkerung deutschen Blutes. Seine Stammesgenossen behandelte er mit ausgesprochener Geringschätzung. Wo er in ihren Reihen gelegentlich Beziehungen anknüpfte, konnte man sicher sein, daß er Mißgriffe machte. Die deutschsprachige Presse, aus deren Spalten er so unendlich viel hätte lernen können, beachtete er nicht. So geriet er immer mehr unter den Einfluß einer Umwelt, deren Absichten er nicht zu ergründen vermochte und deren Intrigen er nicht gewachsen war. . . .

Bernstorff fehlte für seine Washingtoner Tätigkeit die allernotwendigste Voraussetzung — die Erkenntnis, daß man dem Amerikaner mit Halbheiten nicht imponiert und daß er immer bereit ist, jede schwächliche Haltung als Schuldbekenntnis auszulegen. . . .

Inzwischen hat sich noch manches ereignet, was das Unbehagen, mit dem wir Amerikaner deutschen Blutes an die Washingtoner Tätigkeit des Grafen zurückdenken, verstärken muß. Es war eine unglückliche Zeit für das Land unserer Geburt, und es war eine unglückliche Zeit für das Land unserer Wahl. Deshalb ist der Wunsch, so folgenschwere Mißgriffe, wie sie vom alten Deutschland bei der Ernennung des Grafen Bernstorff für den Washingtoner Posten und bei ähnlichen Ernennungen gemacht wurden, vermieden zu sehen, wenn es zu Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland kommt und Vertreter dafür ernannt werden müssen, verständlich.

Es will uns scheinen, als ob die Bernstorffs auch im neuen Deutschland nicht zu den überwundenen Erscheinungen gehörten. Selbstverständlich ist es nicht unsere Sache, der deutschen Regierung Ratschläge zu geben für die Ernennung ihrer diplomatischen Vertreter im Auslande; aber als Amerikaner, die der Ansicht sind, daß die Wiederherstellung und Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Völkern auch unserem Lande nur zum Vorteil gereichen kann, haben wir ein natürliches Interesse daran, daß wenigstens die Vereinigten Staaten in Zukunft von Leuten vom Schlage des letzten deutschen Botschafters verschont bleiben. . . ."

Über Wilson und Harding schreibt F. W. Elven am 12. XII. 1920:

„Ein Staatsoberhaupt kann manche schlechte Eigenschaften haben, aber nachteiliger für das Land ist keine, als der mit Eigensinn gepaarte Dünkel, der sich anmaßt, alles besser zu wissen, keine Meinung, und sei sie noch so wohlbegründet, neben sich aufkommen läßt, immer nur herrschen und niemals dienen will. So haben wir es in den Jahren gehabt, von denen das achte nun bald zu Ende geht. Es ist viel niedergerissen worden in diesen acht Jahren, viel zerstört worden, an welchem ganze Generationen gebaut hatten. Die Zeit wird kommen, da das amerikanische Volk in seiner Gesamtheit von dem Wunsche erfüllt sein wird, diese Jahre ausstreichen zu können aus seiner ruhmreichen und ehrenvollen Geschichte. Es sind Jahre gewesen, die das Land in seiner Entwicklung so weit zurückgeworfen haben, daß die Folgen sich heute noch nicht annähernd übersehen lassen; Jahre, wo die bürgerliche Freiheit den größten Fährnissen ausgesetzt war, wo mit dreister Hand an den Grundlagen unserer staatlichen Einrichtungen gerüttelt wurde, wo unseren nationalen Gütern schwere Verluste drohten und das Land Gefahr lief, mit seinen großen Überlieferungen in unlösbare Konflikte zu geraten. Nun kommt eine neue Zeit, und der Mann, der vom Schicksal zu einem ihrer bevorzugten Träger ausersehen ist, hat uns eben wieder tiefe Einblicke in sein Wesen, in sein politisches Denken und sein nationales Empfinden tun lassen. Hier spricht ein Amerikaner zu Amerikanern, und solche Sprache ist in diesem Lande noch immer verstanden worden. Woodrow Wilsons Sprache versteht man nicht mehr. Er lebt in einer Welt, die dem amerikanischen Volke von Tag zu Tag wieder fremder wird, in der es sich eigentlich niemals wohlgefühlt hat und aus der es ohne Bedauern scheiden wird. Es möchte wieder in seiner Welt leben, und zu Warren G. Harding hat es das Vertrauen, daß er ihm kluger Führer und Berater sein wird. Es hatte dieses Vertrauen schon, als es am 2. November zur Wahl schritt, und je häufiger es seitdem den Träger seines Vertrauens gehört hat, desto zuversichtlicher ist es geworden; desto fester ist seine Überzeugung geworden, daß es an diesem denkwürdigen Tage sich selbst und dem Lande einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat."

---

Jugendbriefe Kurd von Schlözers. Herausgegeben von Leopold von Schlözer. Stuttgart 1920, Deutsche Verlagsanstalt.

Zu den erfolgreichsten neueren deutschen Briefsammlungen zählen Schlözers Römische Briefe. Seine jetzt erscheinenden, sehr sorgfältig herausgegebenen Jugendbriefe schließen sich würdig an, sie zeigen die nämlichen Eigenschaften der leichten Natürlichkeit, verbunden mit einer Freude am Mitteilen interessanter Tatsachen, vorzüglich aus seinem Lieblingsgebiet, aus der Geschichte. Es zeigt sich noch deutlicher, als in den Briefen des reifen Mannes, Kurd

von Schlözers Charakter; unliebenswürdige Eigenschaften des Verfassers lassen sich auf das Leichteste in literarischen Erzeugnissen, in Romanen, in der Lyrik bemänteln, schwer in intimen Briefen. Aus diesen vorliegenden spricht ein durchaus sympathischer junger Mensch, vorbildlich, die Vereinigung vom Daseinsgenuß und der Arbeitsfreude, von Heiterkeit und Ernst. Er schildert das ihm berauschend anregend erscheinende Berlin der vormärzlichen Regierung Friedrich Wilhelms IV., seine Professoren und seine Bälle. Dann begeistert ihn Paris, er hat gute Einführungen in der Gesellschaft, arbeitet hingebungsvoll auf der Bibliothek. . . . Im letzten Goethe-Jahrbuch wurde die fast vergessene Therese von Bacharacht erwähnt, auf diesen Seiten erscheint jene von ihm angeschwärmte Frau lebensvoll, verführerisch schön. „Ihre seelenvollen Augen, die ganze Welten der verschiedenartigsten Gefühle in sich zu bergen scheinen, die Anmut ihrer Unterhaltung — alles ist wie geschaffen, um zu bezaubern. Daneben hat mich besonders frappiert, daß bei ihr Leidenschaft, Verstand, Aufopferung in dem einzigen Wunsche aufgehen, sich einen Namen zu machen. Alles neigt sich vor ihr, jeder, der in ihre bezaubernde Nähe kommt — und wie mancher berühmte Name! — bleibt für immer ihr Sklave. Wenn man mit ihr in den weiten, stillen Hallen des Louvre, unter den herrlichen Marmorbildern herumwandert, dann offenbart sich Theresens ganzer Zauber, so daß man nicht weiß, ob man mehr ihre körperliche Anmut oder die Grazie ihres Geistes bewundern soll . . ." Als Freundin des Elternhauses war sie „gut und liebevoll, um so anerkennenswerter, als eine Dame, die ein so reiches Leben hinter sich hat, und deren Schönheit einen Kaiser bezauberte, wohl das Recht hätte, sehr verwöhnt zu sein". . . . Auf die Jugendzeit unseres nachmaligen großen Hellenisten, Ernst Curtius, fallen angenehme Lichter. Als Lehrer des späteren Kaisers Friedrich bewegte er sich in jener ihm neuen Sphäre mit der „größten Grazie, Takt und Unbefangenheit. . . . Durch den Umgang mit ihm habe ich so recht kennen gelernt, wie man sich den Frohsinn erhalten kann." . . . Gute deutsche Lebenskultur läßt das zwischen den Zeilen angedeutete Schlözersche Elternhaus erkennen; schlichte Vornehmheit der Gesinnung, umfassende Bildung, Innerlichkeit, ein nachhaltiger Einfluß auf die Söhne. Vergessen wir nicht, das war das Deutschland der Verarmung! M. v. B.

Trio in Toskana. Roman von Jos. Friedrich Perkonig. Berlin 1920, Egon Fleischel & Co.

Drei Österreicher wandern einsam, jeder für sich, einen ähnlichen Lebensweg, mit deutschem Naturgefühl, deutscher Welschlandsehnsucht und deutschen Träumen von Weltverbrüderung. Sie finden sich zu einem Freundschaftsbunde, der sich fester knüpft durch ihre gemeinsame Liebe zur Musik und gemeinsame Bitterkeit gegen ihr Vaterland. Man denkt unwillkürlich an Rudolf Hans Bartsch und seine „Zwölf aus der Steiermark"; es findet sich mancher bluts- und landsverwandte Zug in beiden Romanen. Wie das steirische Buch wiederklingt und -leuchtet vom Lobe des „laubrauschenden" Graz, so ist dies hier ein Hymnus auf das einzige Florenz. Aber Perkonig schleppt sich nicht mit so viel Hochschulwissen wie Bartsch, nicht mit so viel Geschichte und Naturwissenschaft; er ist keuscher, weniger gesellig und lyrischer, als sein steirischer Landsmann. Vor allem spielt aber das Weib keine Rolle in diesem Roman, ja, es kommt kaum eins darin vor; der drei Helden vergessene, übertäubte, tiefste Liebe heißt Österreich. Es weht etwas vom „Leben eines Taugenichts" und zugleich vom Geiste „Peter Camenzinds" aus diesen schwungvollen Kapiteln; doch schreibt der Dichter süßer, südlicher als Hermann Hesse, verschnörkelter als Eichendorff und weniger volkstümlich als Rosegger. Aber allen dreien ist er ebenbürtig in seinem Naturgefühl, seinem Schönheitshunger und seiner inneren Religiosität. Wo sich seine Gestalten unter italienischem Himmel befinden, schwärmt er in deutscher Ekstase gar hoch über die Wirklichkeit hinaus (weicht auch, vielleicht nicht ohne Schuld des Setzers, in italienischen Namen oft von der Wirklichkeit ab), um schließlich sein Trio durch träumerische Beschaulichkeit und seelische Kämpfe zur mannhaften Tat zu führen: Genesen von Welschlandschwärmerei und Vaterlandslosigkeit „schwören sie dem Worte ab und verschreiben sich dem Werke", indem sie sich als Handarbeiter in den Dienst ihres unglücklichen Volkes stellen. Franz Fromme.

---

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Professor Karl Toth, Wien. — Emma Bonn, Feldafing. — Theophile von Bodisco, Reval. — Professor Julius Pokorny, Berlin. — Dr. Albert Dresdner, Berlin. — Eugen Kalkschmidt, München. — Heinrich Freiherr von Gleichen, Berlin. — Willy Schlüter, Berlin.

# Literarische Neuigkeiten

**Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:**

**Stange.** — Waldemar Vonsels, seine Dichtung und seine Weltanschauung. Von Karl Stange. (Studien des apologetischen Seminars in Wernigerode, Heft 6.) 42 S. Gütersloh 1921, C. Bertelsmann. (5 M.)

**Steinhausen.** — Eine Einführung zum Verständnis der geistigen Grundlagen und eine Auswahl von Hauptdokumenten seines Schaffens von Dr. Oskar Beyer. Mit 36 ein- und mehrfarbigen Bildtafeln nach teilweise bisher unveröffentlichten Gemälden. 48 S. Berlin 1921, Furche-Verlag. (Hlwd. 60 M.)

**Stendhal.** — Von der Liebe. Von Friedrich von Stendhal. 515 S. (Taschen-Ausgabe.) Leipzig, Insel-Verlag.

**Stifter.** — Der Nachsommer. Von Adalbert Stifter. 782 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Stöhr.** — Wege des Glaubens. Von Adolf Stöhr, o. ö. Philosophieprofessor. 50 S. Wien 1921, Wilh. Braumüller.

**Stutzer.** — Deutsche Sozialgeschichte vornehmlich der neuesten Zeit, gemeinverständlich dargestellt von Emil Stutzer, Geh. Studienrat. 204 S. Halle a. S. 1920, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. (10 M.)

**Sudermann** — Das deutsche Schicksal. Eine vaterländische Dramenreihe von Hermann Sudermann. Stuttgart 1921, J. G. Cotta Nachf. (Gbd. 24 M.)

**Tacitus.** — Germania Cornelii Taciti. (Pandora Nr. 7.) 51 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Teßmer.** — Profile und Phantasien von Hans Teßmer. Mit Geleitwort von Herbert Eulenberg. 119 S. Berlin 1921, Schuster & Löffler.

**Tolstoi.** — Volkserzählungen von Leo Tolstoi. Übersetzt und herausgegeben von Alexander Eliasberg. 253 S. Berlin, Furche-Verlag. (Gbd. 18 M.)

**Tugan.** — Die kommunistischen Gemeinwesen der Neuzeit. Von Michaël Tugan-Baranowsky. Aus dem Russischen von Dr. Elias Hurwicz. 70 S. Gotha 1921, Friedr. Andr. Perthes. (6 M.)

**Tupfer.** — Die wirtschaftlichen Aussichten Oberschlesiens im polnischen Staatsverband von A. Tupfer. 39 S. Gleiwitz 1921, Heimatverlag Oberschlesien.

**Unger.** — Ludwig van Beethovens Verkehr und Briefwechsel mit seinen Verlegern Steiner, Haslinger und M. Schlesinger. Herausgegeben von Dr. Max Unger. 112 S. Berlin-Wien 1921, Schlesingersche Buch- u. Musikh., Rob. Lienau.

**Urkull.** — Spartacus. Historischer Roman von Woldemar von Urkull. 295 S. Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. (16 M., gbd. 20 M.)

**Vesper-Fechter.** — Lob der Armut. Von Will Vesper und Paul Fechter. 52 Abb. nach alten und neuen Zeichnungen. 111 S. Berlin 1921, Furche-Verlag. (Hlwd. 20 M.)

**Voltaire.** — Mein Aufenthalt in Berlin. Von Jean Aronet de Voltaire. Herausgegeben und übersetzt von Hans Jacob. 84 S. München 1921, C. H. Recht Verlag. (11,50 M., gbd. 14,50 M.)

**Walther.** — Das Kulturproblem der Gegenwart. 3 Vorträge von Andreas Walther. 46 S. Gotha 1921, Friedr. Andr. Perthes. (4 M.)

**Wasserzieher.** — Bilderbuch der deutschen Sprache von Dr. Ernst Wasserzieher. 287 S. Berlin 1921, Ferd Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (20 M., gbd. 24 M.)

**Weber.** — Gesammelte politische Schriften von Max Weber. 489 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

**Weil.** — D'Ulm à Iéna. Correspondance inédite du chevalier de Gentz avec Francis James Jackson, Ministre de la Grande-Bretagne à Berlin (1804—06) par commandant M.-H. Weil. 336 P. Paris 1921, Payot & Cie.

**Weltsch.** — Gnade und Freiheit. Untersuchungen zum Problem des schöpferischen Willens in Religion und Ethik von Felix Weltsch. 155 S. München 1920, Kurt Wolff Verlag. (12 M., gbd. 20 M.)

**Weitbrecht.** — Marmor und Wein. Dichtungen von Oda Weitbrecht. 70 S. Berlin 1920, Schuster & Löffler. (12,50 M., gbd. 18,75 M.)

**Wendel.** — Aus dem südslawischen Risorgimento. Von Hermann Wendel. 200 S. Gotha 1921, Friedrich Andr. Perthes. (14 M.)

**Werfel.** — Spiegelmensch. Magische Trilogie von Franz Werfel. 224 S. München 1920, Kurt Wolff Verlag. (24 M., gbd. 34 M.)

**Westphal.** — Wohin muß Oberschlesien politisch gehören, wenn seine industrielle Produktivität am größten werden soll? Von Bergrat J. Westphal. 24 S. Gleiwitz 1921, Heimatverlag Oberschlesien. (3 M.)

**Wiegand.** — Die Gefesselten. 2 Tragödien von Carl Friedrich Wiegand. 114 S. Leipzig, Zürich, Grethlein & Co. (12 M., gbd. 18 M.)

**Wiegand.** — Winternacht. Ein Drama aus der jüngsten Vergangenheit von Carl Friedrich Wiegand. 140 S. Leipzig, Zürich, Grethlein & Co. (12 M., gbd. 18 M.)

**Wilhelm.** — Jüdische Planwirtschaft in Palästina. Ein gesellschaftstechnisches Gutachten von Karl Wilhelm. 4 Tafeln, 28 S. Berlin 1921, Welt-Verlag. (4 M.)

**Winther.** — Lebendige Form. Rhythmus und Freiheit in Gymnastik, Sport und Tanz von Fritz Hanna Winther. 24 S. und 35 Bilder auf Tafeln. Karlsruhe i. B. 1920, G. Braunscher Verlag. (15 M.)

**Worringer.** — Künstlerische Zeitfragen von Wilhelm Worringer. 32 S. München 1921, Hugo Bruckmann Verlag. (4 M.)

**Zweig.** — Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin von Stefan Zweig. Mit Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. 350 S. Leipzig 1920, Insel-Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# Handschrift und Charakter

Von

## Ludwig Klages

Der Mensch pflegt auf jedem Gebiete mancherlei Kenntnisse zu erwerben, ehe er sich auf die Mittel der Erkenntnisgewinnung besinnt. Wenn aber im praktischen Leben eine instinktive Geistesgegenwärtigkeit, die sich nicht beim Hergang der Wissensbildung aufhält, sicher mehr Vorteile als Nachteile bietet, so wird doch die wissenschaftliche Forschung immer alsbald an den Punkt gelangen, wo sie ohne Bewußtsein der Methode nicht nur nicht weiterkommt, sondern früher oder später sogar in die Irre gerät. Unter allen Wissenschaften der Gegenwart hat keine schlimmer unter fehlgreifenden Ansichten über die zweckmäßigste Methode zu leiden gehabt als die Psychologie. Wir haben dabei jedoch nicht im Sinn die heute grundsätzlich überwundene Verwechslung von Seelenleben und Nervenvorgängen, mit der eine Zeitlang Physiologen den Schauplatz der Seelenforschung beherrschten, sondern den weit älteren und zäheren Glauben an die Fruchtbarkeit der sog. Selbstbeobachtung. Nachdem einmal aus hier nicht zu erörternden Gründen in die Geistesgeschichte eingedrungen war das Dogma von der „unmittelbaren Selbstgewißheit des Bewußtseins" (Augustinus), lag es nahe, die Vorbedingung der Seelenerkenntnis überhaupt in der Selbsterkenntnis zu erblicken und hinwiederum diese für erlangbar zu halten durch ein besonderes Organ dazu. Da sollte es einen „inneren Sinn" und eine „innere Wahrnehmung" geben, durch die wir in ähnlicher Weise zur Auffassung von Gedanken, Gefühlen, Entschlüssen kämen wie mittels der äußeren Sinne zur Auffassung von Dingen. Oder auch man leitete alles seelenkundliche Wissen schlechtweg aus einer „unmittelbaren Erfahrung" her, im Verhältnis zu der unser Wissen von der Welt bloß den Rang einer mittelbaren Erfahrung besitze. Wir stellen hier einige recht verschiedene Tatsachen zusammen, von denen jede geeignet ist, das Vertrauen auf die Unmittelbarkeit der Selbsterkenntnis zu erschüttern.

Die Forschungsbemühungen aller Völker der Erde waren zuerst auf die Außenwelt, weit später auf das eigene Innere gerichtet. Die Griechen hatten bereits umfassende Systeme über die Entstehung des Kosmos ausgebildet, ehe sie anfingen, sich auf die Seele und den denkenden Geist zu besinnen. Wie aber die Sachkenntnis der Selbstkenntnis vorangeht, genau so eine gewisse Orientierung über fremdseelische Eigenschaften der über die Eigenschaften des eigenen Wesens. Wieviele Geschäftsleute, Großunternehmer, Staatsmänner gab und gibt es doch, die vermöge ihrer vorzüglichen Menschenkenntnis mit „divinatorischer" Sicherheit immer den richtigen

Mann an den rechten Posten zu stellen wissen, dabei aber zeitlebens ungemein dürftige Selbstkenner bleiben, wo nicht gar über den eigenen Charakter im Zustande der „Naivität" verharren! — Werfen wir umgekehrt einen Blick auf die vermeinten Ergebnisse systematisch geübter Selbsterforschung, so kann es uns nicht entgehen, daß die Beobachter für gewöhnlich fanden, was sie zu finden erwartet hatten! Die Schüler solcher Professoren z. B., welche die Lehre vertreten, ein Gefühl sei entweder Lustgefühl oder Unlustgefühl, entdeckten bei unmittelbarer Selbstbetrachtung auch niemals andere Gefühle in sich; wohingegen die Anhänger der Lehre von der grenzenlosen Mannigfaltigkeit der Gefühlstöne nach derselben Methode eine grenzenlose Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Gefühle feststellen konnten. Und dabei handelt es sich hier um Sachverhalte, die mit eigentlicher Selbstkennerschaft noch kaum etwas zu schaffen haben!

Wen erst dergleichen Beispiele gegen die Erfolgsaussichten der Selbstüberprüfung mißtrauisch machten, der wird williger der einfachen Überlegung folgen, die uns den Voraussetzungsfehler der Methode enthüllt. Wem legen wir doch von Fall zu Fall vergleichsweise am meisten von der Gabe unbestechlichen Urteils bei? Dem „über der Sache" Stehenden! Es steht aber „über" der Sache, wer entweder gar nicht an ihr beteiligt ist oder sich von ihr losgelöst hat. Der „sachliche" Denker tritt vor die Sache vielleicht nicht ohne Erwartungen hin, sicher aber ohne Befürchtung und ohne Hoffnung, insofern „interesselos"; und nur, indem er sie ganz für ein Fremdes nimmt, ist er imstande, sich jeden Aufschluß diktieren zu lassen vom Tatbestande und nicht etwa von persönlichen Wünschen. Wer aber vermöchte „ohne Interesse" zu sein in der Betrachtung und Würdigung seiner selbst! Was immer für Eigenschaften er zu finden glaubt, es sind für ihn Werte oder Unwerte. Jene sucht er, vor diesen flüchtet er, und darum neigt er, ob auch gegen seine Absicht, zu unwillkürlicher Umdeutung behufs Befestigung des ihm unentbehrlichen Glaubens an seinen Wert *). Deshalb ist Selbsterforschung die allerschwierigste Forschung und Selbsterkenntnis, soweit sie erreicht wird, die allerletzte Leistung des menschlichen Geistes! Hinge von ihr Charakterkenntnis überhaupt ab, so wäre die völlige Unkenntnis fremder Charaktere die Regel, das Gegenteil ein unwahrscheinlicher Ausnahmefall!

So sehr dieses heute noch paradox anmutende Urteil zur Schulmeinung im Gegensatz steht, so sehr hat es erfreulicherweise den Beifall der großen Selbstkenner aller Völker und Zeiten. Hätten es die griechischen Eingeweihten wohl für nötig befunden, das „Erkenne dich selbst" über den Tempeleingang des delphischen Gottes zu schreiben, wenn ihnen die Gewinnung von Selbsterkenntnis als etwas Geringfügiges erschienen wäre! Allein Goethe, einer der schärfsten Selbstkenner, die je gelebt, hält den fraglichen Imperativ für „eine List geheimverbündeter Priester,

*) Auf die Frage, warum tatsächlich niemand auch nur das eigene Spiegelbild ebenso unvoreingenommen zu beschauen imstande sei wie die Erscheinung eines beliebigen Nebenmenschen, antwortet Schopenhauer mit der treffenden Bemerkung: „Man vermag nicht auf sein eigenes Bild im Spiegel den Blick der Entfremdung zu werfen, welcher die Bedingung der Objektivität der Auffassung desselben ist."

die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollen". Zum Kanzler Müller äußert er 1824: „Ich behaupte, der Mensch kann sich nie selbst kennen lernen, sich nie rein als Objekt betrachten. Andere kennen mich besser, als ich mich selbst" (und ähnlich zu Eckermann 1829). Nietzsche, von Goethe gewiß unermeßlich verschieden, aber ebenfalls einer der tiefsten Seelenforscher, sagt inbezug auf Selbsterkenntnis: „Erst am Ende der Erkenntnis aller Dinge wird der Mensch sich selber erkannt haben"; und, eine unzulängliche Wahrheit durch lakonische Kürze erschließend: „Das Du ist älter als das Ich." Letztere Wendung belichtet blitzartig den wirklichen Sachverhalt. Ursprünglich vom Wahrnehmen aufgeweckt und gänzlich in dessen Bann, findet unser Bewußtsein eher das fremde Ich als das eigene Ich. Der „Andere" tritt uns in körperlicher Erscheinung entgegen; das Eigenich muß sich zuerst sich selbst entfremden, damit es erforschbar sei. Und weil wir nun demgemäß (entgegen der verbreiteten Ansicht) den Stoff zur Selbsterkenntnis mitbringen aus schon gewonnener Fremderkenntnis, so hängt die Methode der Seelenforschung von der Beantwortung der Frage ab, wie wir am raschesten und sichersten zur umfassenden Kenntnis fremder Charaktere gelangen.

Eingedenk des Schillerschen Distichons, das mit dem Verse anhebt: „Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben", fühlt man sich möglicherweise versucht, kurzerhand auf das „Tun und Lassen" der Menschen zu verweisen, genauer auf ihre Worte, Werke und Taten. Da alle drei die gemeinsame Eigenschaft haben, Darstellungsweisen oder Niederschläge von Willensakten zu sein, so hätte man damit den Quell der Ermittlung wenigstens menschlicher Charaktere angesetzt im menschlichen Handeln. Wir übergehen die alsbald sich meldende neue Frage, wie denn einer Bewegung oder einem Bewegungsergebnis der Charakter der Bezwecktheit anzusehen sei, bringen aber sogleich in Erinnerung, daß Willkürbewegung und Leistung zwar den unmittelbaren Zweck verraten, keineswegs jedoch die zugrundeliegende Triebfeder. Hinsichtlich dieser ist nicht bloß die Einzelhandlung beinahe unbegrenzt vieldeutig, sondern sogar auch jede beliebige Reihe gleichartiger Handlungen! Aus der unübersehlichen Fülle von Beispielen geben wir nur eines.

Gegenstand unseres Deutungsversuches seien drei verschiedene Kinder, deren jedes wiederholt auf Unaufrichtigkeiten ertappt wurde. Das übliche Urteil pflegt jeweils zu lauten: das Kind ist lügnerisch veranlagt; womit man zu verstehen gibt, es lüge aus „böser Absicht", sei es mit bloßer Lust am Irreführen, sei es, um andere zu schädigen. Es mag in einem der drei Fälle wirklich so gewesen sein. Im zweiten dagegen, wie die genauere Untersuchung zeigt, ging die Neigung zum Lügen aus dem Beieinander folgender Anlagen hervor: Feinfühligkeit und Furchtsamkeit. Infolge seiner Furchtsamkeit trägt dieses Kind übergroße Scheu vor Tadel und Strafe; infolge seiner Feinfühligkeit erlebt es schon leichte Rügen mit schwerer Verstimmung; wird also zur Entstellung der Wahrheit gedrängt von übertriebenen Besorgnissen. So sehr die Handlungen beider Fälle einander glichen,

so sehr doch wirkten sich darin weit verschiedene Triebfedern aus. Im dritten Falle endlich haben wir es mit einem Kinde von ungewöhnlicher Phantasie zu tun, das im späteren Leben vielleicht ein Hochstapler, vielleicht auch ein — dramatischer Dichter wird! Man gedenke der großartigen Lügengeschichten, die einerseits ein Goethe in „Wahrheit und Dichtung", andrerseits ein Keller durchsichtig verschleiernd im „Grünen Heinrich" aus der eigenen Jugend erzählt! Weil nämlich im phantasievollen Kinde Erträumtes und gegenständlich Erlebtes viel leichter ineinander fließen als im unterscheidungsgeübteren Erwachsenen, so kann es in Lügengeschichten hineingeraten, die nicht sowohl sein Ich als vielmehr sein dichtendes Es gewoben. Und so hätten wir denn den scheinbar einheitlichen Hang zum Lügen dreimal auf ganz verschiedene Charakteranlagen zurückgeführt, könnten aber ebensogut deren Dutzende ersinnen! Und was dergestalt vom Charakter des Kindes, das gilt natürlich erst recht vom Charakter des Erwachsenen, der ja weit erfinderischer als jenes ist sowohl im Verhehlen vermeinter Schwächen als insbesondere im Vortäuschen gar nicht vorhandener Vorzüge. Wäre dem anders, so hätte nicht ausnahmslos jeder auf manche Enttäuschungen zurückzublicken, die er am Nebenmenschen erfuhr und zwar bisweilen trotz jahrelangem Verkehr mit ihm. So gewiß die Deutung menschlicher Handlungen ein berechtigtes und selbst unentbehrliches Mittel zur Erschließung des Charakters ist, so gewiß wären die Aussichten für eine Wissenschaft von den Charakteren bedauerlich schwach, wofern uns allein dieses Mittel zu Gebote stände.

Seit alters hat man bemerkt, daß manchmal gerade die allertreffendsten Urteile über eine noch fremde Person beim ersten Anblick erfolgen aus einem zwingenden Gefühl. Nach Schopenhauer gehen stillschweigend alle von dem Grundsatz aus, jeder sei, wie er aussehe; auch lüge tatsächlich das Antlitz nie, sondern, so fährt er fort, „wir sind es, die ablesen, was nicht dasteht". Mit solchen Worten verlautbart der Philosoph wirklich eine urälteste Überzeugung der Menschheit; wenn er aber des weiteren hinzufügt, die Entzifferung des Gesichtes sei eine große und schwere Kunst, die niemals erlernt werden könne, so verrät er damit, daß auch er sich nicht klar geworden über die Herkunft jener Eindrucksurteile. Das haben nun freilich mitverschuldet die ohne Frage fehlgehenden Versuche, mit denen man lange Zeit umsonst der unmittelbaren Einsicht auf die Spur zu kommen gedachte.

Indem man sich nämlich fragte, woran denn eigentlich jemandem oft blitzschnell wesentliche Eigenschaften angesehen würden, vielleicht im Widerspruch sogar mit dem, was man über ihn gehört habe, verfiel man darauf, zu meinen, die Persönlichkeit trete zutage in den Gliederformen des zugehörigen Körpers, so zwar, daß ein bestimmter Charakter notwendig einhergehe mit einer bestimmten Gestalt des Schädels, der Stirn, der Nase, der Wangen, des Kinns, ja des gesamten Leibes. Schon vor Jahrtausenden erschufen demgemäß die Chinesen Systeme der Physiognomik und brachte in Europa ein solches mit Hilfe gar wunderlicher Begründungen zuerst Aristoteles vor, dem darin die meisten Forscher des Alter-

tums, wie Theophrast, Galen, Plinius usw. folgten. In der Renaissance war es vorzüglich Baptista Porta, der diese Bestrebungen wieder aufnahm; und seit im 18. Jahrhundert teils Lavater, teils der holländische Arzt Camper sie volkstümlich zu machen verstand, hat die Organphysiognomik viele Vertreter aufzuweisen, darunter auch Männer von Geist; so den im wesentlichen allerdings überschätzten Gall, so den im Gegenteil noch lange nicht genug gewürdigten Spätromantiker Carl Gustav Carus, dessen „Symbolik der menschlichen Gestalt" unstreitig das bisher bedeutendste Werk des ganzen Gebietes darstellt.

Heute müssen wir die gedachten Bemühungen grundsätzlich als fruchtlos bezeichnen und den Weg, den sie einschlugen zum Verständnis wahrer Eindrucksurteile, als Irrweg. Welche Beziehungen immer obwalten mögen zwischen der Gestalt körperlicher Organe und den Charaktereigenschaften ihres Trägers: niemandem ist es gelungen, deren Notwendigkeit zu erweisen; ja, es erheben sich sogar Bedenken gegen die Annahme einer solchen Notwendigkeit. Wovon man bei organphysiognomischen Deutungen bewußt oder unbewußt allemal ausgeht, ist der Gestaltscharakter körperlicher Gebilde. Woher aber wissen wir, daß der identisch sei mit dem Charakter einer Persönlichkeit? Die erblichen Vorbedingungen des persönlichen Charakters müssen nicht zusammenstimmen mit den erblichen Vorbedingungen des Charakters der Körperformen. Die gegenteilige Behauptung stände auf derselben Linie etwa mit der gewiß nicht überzeugenden Ansicht, die Formbestimmtheit eines Körpers trete durchaus nur gemeinsam mit einer qualitativen Bestimmtheit des Blutes auf. — Indem wir jetzt den unseres Erachtens wichtigsten Grund enthüllen, weshalb sich gerade die Formen des Körpers der Beachtung aufgedrängt haben, machen wir sofort den wirklichen Quell „intuitiver" Wesensauffassung kenntlich.

Weil der Mensch seit vorgeschichtlicher Zeit von der eigenen Gestalt teils zeichnerische, teils plastische Abbilder schuf, mußte sein ohnehin aus der Verfahrungsweise des Geistes verständlicher Hang, über der Statik der Welt die Dynamik der Welt zu vergessen, ihn vollends zu dem Glauben verleiten, der lebendige Organismus des Menschen sei zumal ein gestalteter Körper; wohingegen er wirklich ist ein niemals zur Ruhe kommendes Bewegungssystem. Wir lassen es dahingestellt, durch welchen Zauber der Formgebung der Bildner es fertig bringe, uns den starren Marmorblock, der die knidische Demeter bedeutet, erleben zu lassen, als ob er ein seelebeschwingtes Wesen sei; genug, daß er damit in eine Sprache bloß die Formen übertrug, was am lebendigen Körper durchaus eine Sprache seiner Bewegungen ist! Der Leib des lebendigen Menschen wird von jeder Art Abbild unüberbrücklich getrennt durch die auch selbst nicht sekundenlang pausierende Bewegtheit. Das gilt sogar noch vom Schlafenden, dessen Brust sich hebt und senkt, und dessen Wangen das Spiel des Blutes zeigen; um wieviel mehr aber erst vom Wachenden! Wer mit der Schußwaffe nach dem Mittenschwarz der Scheibe zielt, der spürt es, daß er unablässig, wenn auch nur wenig, zittert. Unser Dastehen ermüdet, weil es in Wirklichkeit eine unbewußt immer wiederholte Überwindung des Um-

fallens ist, und niemand hält auch nur drei Minuten lang die Augen offen, ohne zu blinzeln! In der lieblichen Erzählung von Nala und Damayanti aus dem Mahabharata der Inder haben sich die vier mächtigsten Götter verschworen, dem Nala den Rang abzulaufen bei der Brautwerbung um die wunderschöne Damayanti, obwohl sie von allen Bewerbern ihn zu wählen entschlossen ist; und so stehen denn im Augenblick der Wahl vor der erstaunten Prinzessin fünf Nalas, alle unterschiedslos einander gleich. Auf ihr rührendes Flehen verzichten indes die Götter und geben ihr das Erkennungszeichen. „Und alsobald erblickte sie die Göttlichen schweißlos, staubfrei, unbeweglichen Blickes . . .", den Nala hingegen „*durch Augenblinzeln sich verratend*".

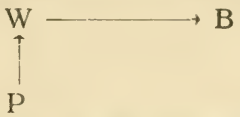
Wie aber demzufolge der lebende Leib weit mehr ein Bewegungssystem als eine körperliche Raumgestalt ist, so werden wir das ihn beseelende Leben am treffendsten einen niemals stillestehenden *Vorgang* heißen; und wir befinden uns nun nicht mehr auf dem Boden der Vermutung, sondern axiomatischer Gewißheit, wenn wir hinzufügen, daß es keine seelische Wallung gebe, die nicht erscheine in irgendwelchen Körperfunktionen. Greifen wir aus diesen insonderheit die Bewegungen heraus, und zumal wieder solche, die ohne weiteres bemerkt werden können, so haben wir in ihnen jenen *Ausdruck* des Seelenlebens, der uns befähigt zur unmittelbaren Auffassung sowohl der fremdseelischen Persönlichkeit selbst als auch von Augenblick zu Augenblick ihrer Zustände, Stimmungen, Wallungen. Drücken nämlich gewisse Haltungsänderungen jeder Person den Wechsel ihrer seelischen Zustände aus, so das unterscheidend Besondere ihrer Haltung den ihr eigentümlichen Charakter; weshalb man ihr unschwer „vom Gesichte ablesen" kann auch Eigenschaften wie Mut oder Furchtsamkeit, Habgier oder Freigebigkeit, Weichheit oder Härte; vorausgesetzt nur, der Blick habe sich genügend geschärft für die Seelenauffassung überhaupt. Hegt doch tatsächlich niemand Zweifel daran, daß die *Bewegungsweise* eines Menschen mit der keines anderen könne verwechselt werden! Wer neben einer Treppe wohnhaft, dort zahlreiche Personen täglich heraufsteigen *hört*, wird eine bestimmte Person, die er häufig empfängt, alsbald herauserkennen am Schall ihrer Tritte. *So* sehr ist mithin die Gangart eines Menschen von der Gangart aller übrigen Menschen bleibend verschieden, daß ihn Tempo und Klangfarbe der Schalle verrät, bloß vom Aufsetzen seiner Fußsohle auf die Treppenstufen erzeugt! Indessen, so bereitwillig man dem beizupflichten pflegt, so sehr ist man oft geneigt, an der Schlüssigkeit der Behauptung zu zweifeln, daß im Habitus der Bewegung der persönliche Charakter erscheinen *müsse*. Deshalb bieten wir dem Leser dafür eine streng beweisende Formel, die, mag sie ihm viel oder wenig sagen, jedenfalls den Vorzug der Unwiderleglichkeit besitzt.

Als *eine* Bedingung ihres Daseins fordert die oben schon herbeigezogene und niemals bestrittene Willkürbewegung (B) den ihr vorausgegangenen Willensakt (W). Das drücken wir so aus:

$$W \longrightarrow B$$

Fragen wir jetzt, ob ein Willensakt an und für sich vorkomme oder nur als vorüber-

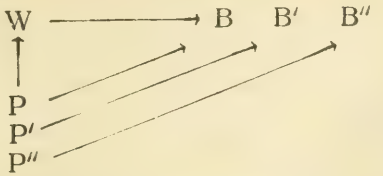
gehender Zustand einer Persönlichkeit, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: inwiefern die Bewegung B aus dem Willensakt W hervorging, insofern *muß* sie auch hervorgegangen sein aus der Persönlichkeit P; oder:




Trägt also die Bewegung Merkmale an sich, aus denen wir ihre Bezwecktheit entnehmen, so *muß* sie auch Merkmale an sich tragen, in denen sich die zwecksetzende Persönlichkeit offenbart:

Liegt aber dergestalt ein Ausdruck des Charakters sogar in jeder Willkürbewegung, so liegt er natürlich erst recht in der ungewollten „Ausdrucksbewegung"; womit denn obiges Urteil bewiesen wäre.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Folgen davon etwa an der überaus simplen Willkürbewegung des Armausstreckens. Es müßten danach z. B. für sieben Personen, welche die Absicht hätten, den rechten Arm seitlich bis in Schulterhöhe zu erheben, die Bewegungen siebenmal verschieden ausfallen gemäß der Verschiedenheit der wollenden Charaktere:




Ist das wirklich der Fall? Nun — man achte einmal *nicht* auf das immer gleiche *Was* der Bewegung, sondern auf deren *Wie*, und man wird unfehlbar feststellen können: die erste Person hebt den Arm *un*willkürlich flott, die zweite behäbig, die dritte wuchtig, die vierte zögernd, die fünfte hastig, die sechste umständlich, die siebente gleitend; eine jede dank der ihr charaktermäßig eigentümlichen Flottheit, Behäbigkeit, Wucht, Gehemmtheit, Hast, Umständlichkeit, Gewandtheit! Würden wir statt meist nur auf den Zweck der Bewegungen ebenso sorgfältig achten auf deren unterschiedliche Art und Weise, so gewännen wir aus ihr eine gerade so klare Einsicht in das Wesen des Handelnden wie mittels der anderen Auffassungsrichtung in die je augenblickliche Absicht. Aber dessenungeachtet wirkt doch in uns dieses Wie, und davon eine Folge sind solche plötzlichen Eindrucksurteile, denen gemäß der eine sofort vertrauenerregend, ein anderer mißtrauenweckend erscheint. Unsere Auffassung fremder Charaktere beruht auf der Physiognomik nicht der Organe des Menschen, sondern der *Funktionen* seiner Organe, das Wort in weitester Be-

deutung genommen. Die Art, wie einer auf dem Stuhle sitzt oder im Grase liegt, kann ebenso „sprechend" sein wie die Art seines Ganges, der Mangel an Handgebärden etwa des Engländers ebenso bedeutungsvoll wie die lebhafte Handgebärdensprache des Italieners. Zur Physiognomie der Funktionen gehören auch sämtliche Linien, die einem Antlitz durch häufige Wiederholung gleichartiger Bewegungen eingegraben werden wie etwa die senkrechten Stirnfalten über der Nasenwurzel; die von den äußeren Augenwinkeln radial ausstrahlenden Linien; die beiden Mundfalten, von den Nasenflügeln seitlich des Mundes verlaufend usw.

Da wir uns der erlebten „Zeichen" einer Gemütsbewegung keineswegs auch bewußt zu werden pflegen, so war es die erste Aufgabe der Ausdrucksforschung, die Körpervorgänge genau zu beschreiben, die mit gattungsbestimmten Wallungen einhergehen, und für die Zusammengehörigkeit der beiderseits charakteristischen Züge allgemeine Regel zu ermitteln. Sie wurde mustergültig in Angriff genommen und weitgehend durchgeführt von Piderit, dessen „Mimik und Physiognomik" für die Gebärdensprache des menschlichen Gesichtes noch heute das wichtigste Werk ist; während Darwins berühmt gewordenes Buch über den „Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren" trotz dankenswerter Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes durch leider völlig fehlgehende Erklärungsversuche die Wissenschaft vom Ausdruck im ganzen mehr gehemmt als gefördert hat. Unerachtet nun aber, angeregt durch diese bahnbrechenden Leistungen, seit einem halben Jahrhundert sich eine große Anzahl von Forschern mit dem Gegenstande beschäftigt hat, so gibt es doch einen Umstand, der solche Unternehmungen in enge Grenzen des Erreichbaren bannt und im Hinblick auf das eigentliche Ziel, die Physiognomik der Bewegungen, abermals in eine Sackgasse zu geraten verurteilt. Sehen wir nämlich von den „pathognomischen" Spuren häufig stattgehabter Ausdruckserscheinungen ab, so sind sie ja samt und sonders eben Bewegungen, und mithin flüchtig, kaum entstanden, schon wieder vergangen. Gang, Mienenspiel, Handgebärden, Tonfall und Takt des Sprechens, Körperhaltung: das alles wechselt von Augenblick zu Augenblick; und wer darauf eine Wissenschaft von den Charakteren gründen wollte, sähe sich vor allem auf sein Gedächtnis angewiesen und dadurch der Gefahr unzähliger Erinnerungstäuschungen ausgesetzt. Er müßte verzichten auf die unerläßliche Vorbedingung aller streng verbindlichen Tatsachenermittlung: daß nämlich der Forschungsgegenstand entweder dauernd gegenwärtig oder denn zum Behuf der Untersuchung nach Belieben hervorzurufen sei. Demgegenüber gibt es eine und nur eine Bewegung des Menschen, die im Augenblick der Entstehung fixiert wird, für Jahre und selbst für Jahrhunderte, nämlich die Schreibbewegung.

Um die Linienfigur zu erzeugen, die uns das kleine deutsche i bedeutet, muß ich vier Bewegungen machen: eine Aufbewegung nach oben rechts (or), eine Abbewegung nach unten links (ul), eine Endbewegung abermals or, schließlich eine in flachem Bogen linksläufige Bewegung, von der freilich nur noch das Ende in Gestalt eines Punktes über dem Abstrich erscheint. Ebenso nun, wie wir aus dem i diese vier Bewegungen zurückgewinnen können, ebenso aus einem hand-

schriftlichen Text die ungemein gegliederte Gesamtsumme der Bewegungen, durch die er entstand. Nehme ich den Codex Atlanticus vor, so vermag ich Seite um Seite, Zeile um Zeile, Wort für Wort die Bewegungen anzugeben, die vor mehr als vier Jahrhunderten die Griffelspitze in der Hand eines Leonardo durchmaß, und besitze solcherweise gleichsam geronnen von diesem Genius sein persönliches Bewegungssystem. Würfe man ein, die Schreibbewegung sei doch aber an die Vorlage wie auch an den Schreibebrauch gebunden, so erinnern wir vorweg, daß wir ja gerade für jede Willkürbewegung die Notwendigkeit eigenpersönlicher Artung nachgewiesen haben; müssen nächstdem aber eine erstaunliche Unterlassungssünde des Nachdenkens zur Kenntnis bringen.

Wenn im Rechtsleben die eigenhändige Unterschrift des Abfassers unter wichtigen Urkunden für das entscheidende Beglaubigungszeichen der Echtheit des Textes gilt, so gibt man damit, ob auch unausgesprochen, der Überzeugung Ausdruck, daß schon die wenigen Buchstaben eines beliebigen Namens hinreichen, um aus ihnen nicht nur diesen, sondern sogar die Person des Schrifturhebers herauszulesen. Wie der Eigenname selber eine und nur eine einzige Person bezeichnet, ebenso, nimmt man an, könnten unter den Millionen schreibender Eigenwesen nicht zwei vorkommen, die ihn auf völlig dieselbige Weise schrieben! Und darin hat man unzweifelhaft recht. Von hundert Kindern, die in derselben Schule beim gleichen Lehrer dasselbe Schriftsystem erlernten, schreiben mit achtzehn Jahren nicht zwei mehr auf gleiche Weise; und jedermann weiß, daß er bloß aus der immer gleichen Adreßaufschrift der an ihn gerichteten Briefe den Absender zu erkennen vermag, sofern er nur dessen „Handschrift" kennt! Man weiß also um die Tatsache der eigenpersönlichen Handschrift; aber man hat es verwunderlicherweise unterlassen, ernstlich die Frage aufzuwerfen, woher es denn rühre, daß kein Sterblicher eine unpersönliche Handschrift zu schreiben vermöge! Nun — wir haben die Antwort kennen gelernt: jeder schreibt so gewiß auf bleibend besondere Art, wie er einen bleibend besonderen Charakter besitzt! Damit haben wir aber gleich auch folgendes in Erfahrung gebracht: Die sogenannte Graphologie, wenn anders wir den viel mißbrauchten Namen festhalten wollen, ist nicht eine zauberhafte Zeichenlehre, derzufolge sich die Eigenschaften und selbst wohl gar die Schicksale des Menschen mysteriös in allerlei Schnörkeln und Figuren seiner Schriftzüge aussprächen, sondern sie ist die Wissenschaft vom Ausdrucksgehalt der persönlichen Bewegungsweise, insofern diese durch die Handschrift und nur durch die Handschrift fehlerlos festgelegt wird. Durchaus nur eine Seite der Wissenschaft vom Ausdruck überhaupt, hat sie doch jeder anderen Ausdrucksforschung gegenüber den unermeßlichen Vorzug, sich stützen zu können auf einen dauernden Gegenstand; und dies allein ist der Grund, warum innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte die allgemeine Ausdruckskunde unvergleichlich mehr von der Untersuchung der Handschrift gewonnen hat, als sie dieser zu bieten vermochte aus allen übrigen Erfahrungen zusammengenommen.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen entwickeln wir in großen Zügen die

beiden wichtigsten Gesetze, nach denen bestimmte Seelenvorgänge in bestimmten Körpervorgängen notwendig zur Erscheinung kommen. Das erste lautet: *Jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des in ihr ausgedrückten Gefühls.* Wir vergegenwärtigen den Sinn vorstehender Formel an den Ausdrucksbildern der beiden Gemütsbewegungen Freude und Zorn. — Gemäß dem Erlebnis erhöhter Bewegungsantriebe, das beiden gemein ist, sollten danach beide gleicherweise zum Ausdruck kommen: einmal in der Häufung der Bewegungen innerhalb gleicher Fristen; sodann in der Steigerung von Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit, Wucht jeder einzelnen. Der zornig wie auch der freudig Erregte müßte also in allen Bewegungen, gewollten und ungewollten, die vom Bewegungszweck gebotenen Grenzen unbewußt überschreiten in der Richtung auf Häufung, Vergrößerung, Beschleunigung und Nachdrücklichkeit. Zwar bestätigt uns schon der Anblick sehr vergnügter wie auch sehr erzürnter Personen die Richtigkeit dieses Befundes; doch mag er wenigstens für den Zustand der Freude gleich auch beglaubigt werden mit Hilfe der Handschrift. Fig. 1 und 2 zeigen, beide von der nämlichen Hand, den Namen „Lieschen". Fig. 1 gibt den gewöhnlichen Duktus des Schrifturhebers, Fig. 2 eine Probe aus dem Zustande leichtmanischer Erregung, dessen eines Merkmal krankhaft gesteigerte Gehobenheit ist. Wir finden: 1. Bewegungshäufung: L in Fig. 2 mit schwungvollem

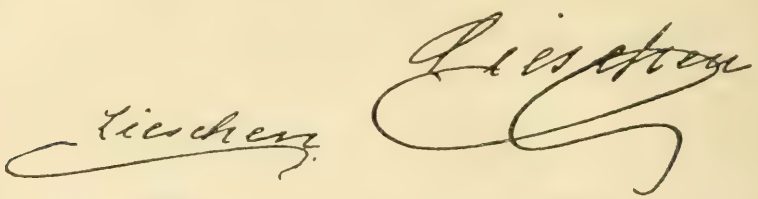


Fig. 1 Fig. 2

Anfangszuge und geweiteter Schleife, in Fig. 1 schleifenlos und mit nur angedeutetem Anfangszuge; Unterstreichung (Paraphe) in Fig. 2 verwickelt und aufgebauscht, in Fig. 1 einfacher Doppelbogen. — 2. Vergrößerung: Kurzbuchstaben der Fig. 2 reichlich doppelt so groß als der Fig. 1, Weitung von 29 Millimeter auf 45 Millimeter. — 3. Beschleunigung: man beachte den in Fig. 2 fast um Buchstabenbreite voreilenden i-Punkt. — 4. Verstärkung des Nachdrucks: in Fig. 2 weit kräftigere Schattenstriche, zumal in der Unterstreichung. — Endlich sehen wir noch gesteigert die Mittelpunktsflüchtigkeit der Bewegung: der i-Punkt von Fig. 2 erhebt sich weit höher über den Zeilenfirst als in Fig. 1.

Die Ausdrucksformel belehrt uns aber auch, worin die Ausdrucksbilder der Freude und des Zornes voneinander abweichen müssen. Das Antriebserlebnis der Freude ist nicht nur heftig, sondern auch mittelpunktsflüchtig und hervorragend hemmungslos, was uns z. B. von sprachlichen Wendungen wie folgenden bestätigt wird: man fühle sich „gehoben", „beflügelt", „beschwingt", es sei einem „leicht ums Herz", man gehe „aus sich heraus". Die Mittelpunktsflüchtigkeit führt zur Überbetonung der Streckungsbewegung vor der Beugungsbewegung, wofür wir soeben

ein handschriftliches Beispiel boten. Die Ungehemmtheit begünstigt dank dem pulsatorischen Charakter aller Lebensvorgänge ein gleitendes Ebenmaß auch der Willkürbewegungen. Die rhythmische Tanzbewegung fällt unter sonst gleichen Umständen um so vollkommener aus, je mehr der Tanzende ein von Freude Ergriffener ist! Im Gegensatz dazu fühlt sich der Zornige unter dem Druck eines seelischen Zwanges; daher sein Antrieb in Bewegungs*stößen* erscheint, die den rhythmischen Ablauf zerbrechen. Überdies erlebt er besagten Zwang als niederzuwerfenden Widerstand, und darum entlädt sich der Zorn in zwecklosen Angriffsbewegungen. Wer soeben einen Brief erhielt, dessen Inhalt ihn äußerst ärgert, schlägt vielleicht mit der Faust auf den Tisch, macht also eine Bewegung, die auch der machen könnte, welcher die Absicht hätte, den Tisch zu zertrümmern. Er hat jedoch diese Absicht so wenig, daß er den Faustschlag sicher augenblicklich verwünschen würde, falls etwa ein Tintenfaß davon umgestürzt wäre und seinen Inhalt über die Tafel ergossen hätte. Die Ausdrucksbewegung war folglich sogar zweck*widrig*, aber sie war nichtsdestoweniger sinnvoll; denn sie verwirklichte den der zornigen Wallung innewohnenden Angriffsantrieb. — Nachdem nunmehr der Sinn des Ausdrucksgesetzes geklärt sein dürfte, wenden wir es sogleich auf die Erschließung des Charakters mit Hilfe der Handschrift an.

Niemand zweifelt daran, daß der Grad der Gefühls*erregbarkeit* („Affektivität") von Person zu Person verschieden ist. Halten wir uns die Extreme vor Augen, so stehen den erregbaren Charakteren gegenüber die gleichmütigen. Wie werden sich beide im Ausdruck unterscheiden müssen? Da jeder Erregung gesetzmäßig eine Störung des natürlichen Ablaufs der Bewegung entspricht, so muß der Erregbarkeit entsprechen eine mehr als gewöhnliche Bewegungsstörbarkeit; und da ferner im Wachen irgendwelche Eindrücke unablässig statthaben und jedem Eindruck die Bedeutung eines, wenn auch noch so geringen, Erregungsanlasses zukommt, so ist die Bewegungsweise erregbarer Charaktere eine *unablässig gestörtere* als der gleichmütigen. Oder: im Grade der habituellen Ungleichmäßigkeit der Federführung erscheint der anlagemäßige Erregbarkeitsgrad des Schrifturhebers.

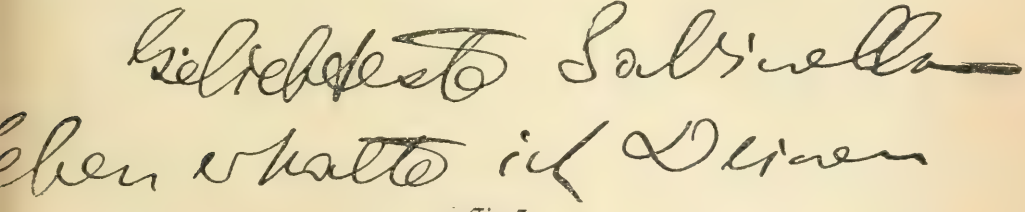


Fig. 3

Bei erregbaren Persönlichkeiten zeigen sich natürlich auch erheblichere Schwankungen der graphischen Bilder in verschiedenen Schriftstücken. Solche schreiben oft anders am Morgen als am Abend, vor Tisch als nach Tisch, gestern als heute. Allein der gradweise abzuschätzende Mangel an Ebenmaß wird immer auch schon im einzelnen Schriftstücke sichtbar. Fig. 3 und 4 sind beliebige Durchschnittsproben aus den Handschriften zweier Schrifturheber, deren keiner sich

während der Abfassung im Zustande einer besonderen Wallung befand. Gleichwohl weist Fig. 3 sehr beträchtliche Schwankungen auf in der Länge der Grundstriche, in Weite, Neigungswinkel, Druckverteilung, Zeilenführung; wohingegen Fig. 4 zwar keine starre Regelmäßigkeit, wohl aber ausgeprägtes Ebenmaß der Bewegungsführung erkennen läßt. Fig. 3 bekundet einen Charakter von großer Gefühls-

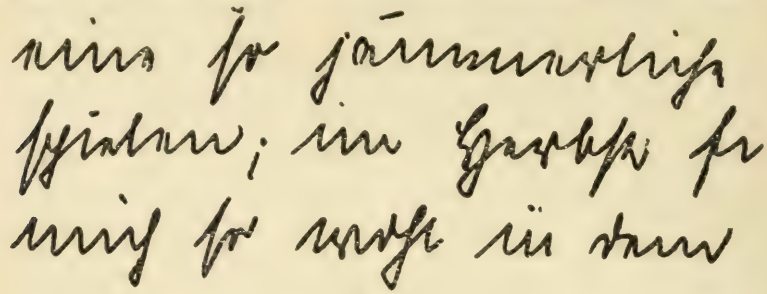


Fig. 4

erregbarkeit, Fig. 4 von ursprünglichem Gleichmut.

Wir können die erregbaren Charaktere wiederum hälften in die vorwaltend fröhlich Gestimmten („Euphoriker") und die vorwaltend Mißgestimmten („Depressiven"). Obwohl nicht allzu viele Menschen in erkennbarer Weise überwiegend niedergeschlagen oder überwiegend vergnügt sind, so hat diese Teilung dennoch eine praktische Bedeutung, sobald wir gewisse fast regelmäßig mit ihr verknüpfte Folgeerscheinungen würdigen. Mit anlagemäßig gehobener Stimmung pflegt nämlich einherzugehen Unternehmungssinn, Planlust, Zuversicht, Abwechslungsbedürfnis, Unterschätzung der Schwierigkeiten; mit anlagemäßig gedrückter Stimmung Bedenklichkeit, Vorsicht, „Schwarzseherei", bisweilen Engherzigkeit und Mangel an Wagemut. Ohne daß der Euphoriker sich seiner Gehobenheit, der Depressive sich seiner Gedrücktheit b e w u ß t werden müßte, ist doch jener immer bereit, zu handeln und an den Erfolg zu glauben; dieser, aus Furcht vor dem Mißlingen selbst Handlungen von unbedeutender Tragweite zu unterlassen. In Anbetracht dessen genügt aber die Rückbesinnung auf unser graphisches Anfangsbeispiel zur Erhärtung des Satzes: die Betätigungsfreude müsse zum Ausdruck kommen in Bewegungsreichtum, Ausgiebigkeit, Eile, Mittelpunktsflüchtigkeit, Wucht; die depressive Gehemmtheit dagegen in Bewegungskargheit, Unausgiebigkeit, Langsamkeit, Spannungslosigkeit und Zentripetalität. Vergleichen wir etwa Fig. 5 (Handschrift einer Dame)

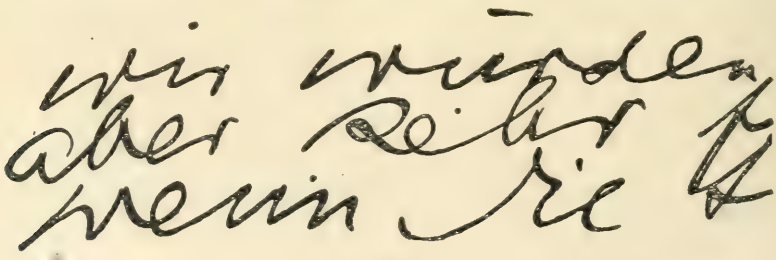


Fig. 5

mit der von Fig. 6 (eines jungen Mannes), so werden wir keinen Augenblick zweifeln, auf welcher Seite der Unternehmungsdrang, auf welcher die innere Flügellahmheit zu suchen sei. Zeigt doch Fig. 5 eine mehr als durchschnittliche

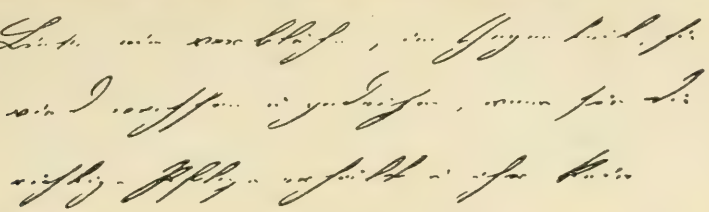


Fig. 6

Größe, Druckstärke und schwungvolle Sicherheit, Fig. 6 dagegen fast punktförmige Kleinheit der Kurzbuchstaben, unschlanke Strichführung, leichtsinkende Zeile und beständige Bewegungsunterbrechung, wie als ob sich Schreiber zum Weiterschreiben immer von neuem aufraffen müsse.

Betrachten wir an dritter Stelle den impulsiven Betätigungsdrang, so entsteht hinsichtlich seiner die noch weit gewichtigere Frage, ob er begleitet sei von Durchführungskraft oder von schnellem Erlahmen. Unter den tätigkeitsfrohen Charakteren unterscheidet schon das alltägliche Leben die entschlossenen, energischen, ausdauernden Naturen von den sanguinischen Plänemachern, die stets sich zu viel vornehmen, nicht bei der Stange bleiben, Neues aufgreifen, bevor noch erledigt wurde, was sie begonnen hatten. Von der Tatkraft, die jene besitzen, diese nicht, ist eine unerläßliche Vorbedingung die *Stärke des Willens*, bezüglich deren hier nur noch in Kürze angedeutet sei, wie nicht zwar sie selbst schlechthin, wohl aber ihre *Herrschaft* über die triebhaften Regungen sich im Ausdruck bekunde.

Da der Wille zur Erreichung des Zieles von allen Richtungen immer die kürzestmögliche wählt, so geht er von Haltepunkt zu Haltepunkt niemals auf gebogenem Wege, sondern jedesmal auf geradem über. Wenn nun auch niemand freihändig eine genau mathematische Gerade erzeugt, so wird er ihr doch um so näher kommen, je völliger er sich im Zustand des Wollens befindet. Darum ist *ein* Anzeichen für die anlagemäßige Vorherrschaft des Willens eine über dem Durchschnitt stehende *Linienschlankheit*. Wie das Ausdrucksmuster der Willenseinzelrichtung die Gerade ist, so das seiner Hinwendung auf das nächstfolgende Ziel der *Winkel*. Die eigentlich aber erst entscheidende Seite im Ausdruck der Willensvorherrschaft finden wir durch Vergleichung des Wollens mit dem Wünschen. Wünschen kann man alles, was sich vorstellen läßt, das Mögliche wie das Unmögliche; wollen aber mit Sinn allein, was man auch gegenständlich herbeizuführen sich fähig glaubt. Im Wollenden wird die „Freiheit" der Wünsche von den Tatsachen und mithin von dem *Gesetz* gefesselt, ohne das keine Tatsache und keine Tatsachenabfolge gedacht werden kann. Seine Seele atmet gleichsam unter dem vielfachen Atmosphärendruck der Norm, und demgemäß zeigt sein gesamtes Bewegungsleben gesteigerte *Geregeltheit*. Dazu kommt in den Handschriften

mancher willensstarken Persönlichkeiten noch das Zeichen der Spannkraft: der kräftige Reibungsdruck. Er tritt beherrschend in Fig. 7 hervor neben äußerster

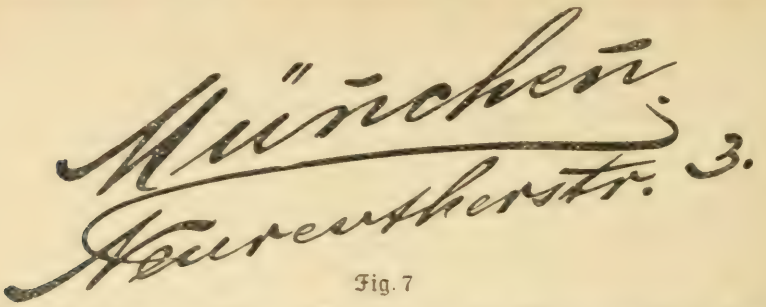


Fig. 7

Schlankheit und einer wenigstens inbezug auf den Neigungswinkel der Grundstriche beträchtlichen Regelmäßigkeit; während hinwieder noch stärker diese sich be-

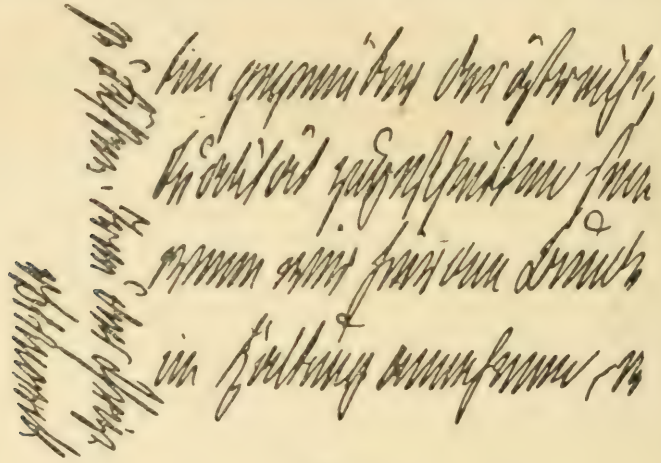


Fig. 8

tont findet in der bei aller Zwanglosigkeit der Federführung durchdisziplinierten Handschrift Bismarcks, Fig. 8, die übrigens zwar keinen so kräftigen Druck, dafür aber Winkelbindung und sonstige Hemmungsmerkmale wie Enge und häufigen Fortfall der Schlußzüge aufweist. Hält man neben dieses Bild der äußersten Konzentration eine Handschrift wie Fig. 9, so meint man, in ihren zerflatternden Zügen die Ablenkbarkeit und willensschwache Betriebsamkeit gewissermaßen ge-

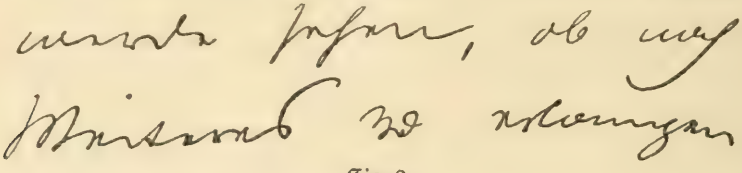


Fig. 9

spiegelt zu sehen! — Bei der Gelegenheit holen wir nach, daß die oben axiomatisch vorausgesetzte Erkennbarkeit des Gewolltseins einer Bewegung sich unbewußt immer

stützt auf die Wahrnehmung charakteristisch eingeengter Schwankungsbreite ihres natürlichen Ablaufs.

Zahlreiche Eigenschaften des Ausdrucks können auf Grund des Ausdrucksgesetzes aus seelischen Zuständen und Anlagen ihres Trägers abgeleitet werden, oder richtiger eine *Seite* des Ausdrucks *ganzen*. Allein es gibt eine andere Seite, in der das eigenlebendige Wesen sich nicht sowohl ausdrückt als vielmehr unbewußt *darstellt*, und, um die zu verstehen, müssen wir ein zweites Gesetz heranziehen, ein Gesetz, das überhaupt erst erschlossen wurde durch die Erforschung der Handschrift. — Alle menschlichen Spontanbewegungen werden umgestaltet von *unbewußten Erwartungen ihres Erfolges*. Weil z. B. das Sprechen nicht nur vom Hörer, sondern auch vom Sprecher vernommen wird, so überwacht und modelt die Sprechbewegungen unwillkürlich der Hörsinn des Sprechenden, was sogleich an den Tag tritt, wenn der gewohnte Erfolg einmal ausbleibt. Wessen Stimme sich im Zorn überschlägt oder aus plötzlicher Heiserkeit klanglos wird, der fühlt sich augenblicklich vom Ergebnis seines Sprechens enttäuscht und bekundet dadurch, daß er, ohne davon zu wissen, ein bestimmtes Ergebnis *erwartet* hatte. Dann muß an der Eigenart seiner Stimmentfaltung aber mitteilhaben sein *persönlicher Klangsinn*, der seinerseits wieder, wie sich versteht, eine Teildarstellung seines Charakters bildet und deshalb in irgendeiner Hinsicht diesen zu enthüllen vermag. Da die Wirksamkeit des Klangsinnes weitgehend herabgesetzt, wenn nicht völlig vernichtet wird bei fehlender Ohrenkontrolle, so erklären sich daraus die mancherlei stimmlichen Abänderungen, die nach kürzerer oder längerer Frist mehr oder minder jeder gänzlich Ertaubte aufweist. — Es gibt außer dem persönlichen Klangsinn einen persönlichen Farbensinn, Riechsinn, Schmecksinn, Temperatursinn; sie alle aber stehen im Dienste des persönlichen Raumsinnes. Mit Rücksicht darauf kennzeichnen wir die Erwartung des Bewegungserfolges füglich als Erwartung jenes *Bildes*, das in allen Bewegungen darzustellen ein unbewußtes Bedürfnis der Persönlichkeit ist; oder: jede willkürbare Bewegung des Menschen wird unbewußt mitbestimmt von seinem *persönlichen Leitbild*.

Wir begnügen uns, das Gesetz des Leitbildes an einem einzigen Beispiel zu erhärten, das die Bedeutung des Raumsinns sowohl für die Bildung der Schrift überhaupt belegt als auch für deren handschriftliche Eigengestalt. — Für die Abhängigkeit der Schrift von Forderungen des Raumgefühls gibt es schwerlich ein überzeugenderes Beispiel als den Umstand, daß alle Lautzeichensysteme der Welt beflissen waren, die Einheit der Begriffssinnbilder, d. i. der Wörter, anschaulich zu betonen! Das einfachste Mittel aber, um aus einer Vielheit von Figuren eine Gruppe sinnlich herauszuheben, ist außer der umkreisenden Linie ein sie von den übrigen trennender Zwischenraum. Die Stetigkeit der Auffassungsbewegung findet sich durch ihn unterbrochen, und der Geist verknüpft demgemäß enger miteinander, was eng beisammen steht, als das durch leere Flächen Geschiedene. Es erklärt sich so nicht nur der Zwischenraum überhaupt, sondern auch die unterschiedliche Art

seines Vorkommens. Abgesehen von den Anfängen der Schriftentwicklung, wo Lautzeichen noch nicht vorhanden sind, bildet erst eine Gruppe von Buchstaben das Wort. Wenn nun fast ohne Rücksicht auf Wort- und Satzenden die Buchstaben einfach nebeneinander stehen wie in der „scriptura continua" der Alten, so spricht das für ein Übergewicht des sinnlichen Vorstellens über das begriffliche Denken; wie denn die Schrift auf dieser Entwicklungsstufe auch sonst noch mancherlei zu bewahren pflegt von ihrem ursprünglichen Charakter der Bildlichkeit. Mit der Verbreiterung des Abstandes zwischen dem Endbuchstaben des einen und dem Anfangsbuchstaben jedesmal des nächsten Wortes vollzieht sich umgekehrt der entscheidende Schritt in der Geschichte der Unterordnung der schriftlichen unter die sprachliche und damit unter die begriffliche Einheit. Der nämliche Beweggrund liegt der Gliederung der Absätze zugrunde und führt zur sinnlichen Kennzeichnung des Satzbaues durch eine grammatikalische Interpunktion.

Sollten wir damit nur etwas auf der Hand Liegendes zu sagen scheinen, so können wir doch sogleich die Wirkung wichtiger Geistesgaben auf die Gestalt der Handschrift bestimmen, wenn wir unseren Befund in den Dienst des Gedankens vom persönlichen Leitbild stellen. Ihm zufolge muß nämlich der vorwaltenden Fähigkeit begrifflich unterscheidenden Denkens wahlverwandtschaftlich zugehören die bedeutungsmäßig stark gegliederte Schrift, dagegen dem Vorwalten des sinnlichen Anschauungsvermögens die bedeutungsmäßig ungegliederte Schrift mit lediglich bildhaft angeordneten Massen. Der überwiegend gedankliche und nicht selten zugleich der abstrakte Kopf wird sich unwillkürlich getrieben fühlen, weit voneinander zu trennen sowohl innerhalb der Zeile die Wörter als auch Zeile von Zeile; der überwiegend sinnliche (sensuelle) und nicht selten zugleich der phantasievolle Kopf, die Binnenabstände kaum weniger zu betonen und dergestalt ein nur schwachgegliedertes Schriftfeld hervorzubringen von im besten Falle „perlender" Verteilung.

Fig. 10 zeigt uns in einem fraglos ursprünglichen Duktus von sehr weit-

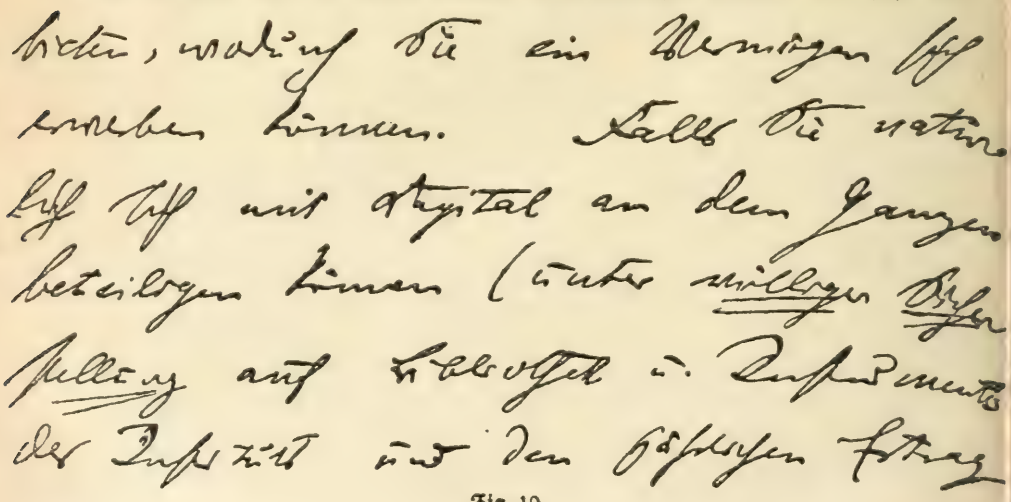


Fig. 10

gehender Verbundenheit jene Betonung der begrifflichen Gliederung, die jeden Wortkörper wie mit einem weißen Ringe von leerer Hintergrundsfläche aus dem Schriftfelde heraushebt. Da mit dem Satze die begrifflich noch höhere Einheit des Urteils endet, so hat der Schreiber überdies nach dem Satzschlußpunkt (Zeile 2) den wörtertrennenden Zwischenraum unwillkürlich verdoppelt. Wir haben es mit einer Persönlichkeit von hervorragendem Kritikvermögen zu tun. — Ganz anders die abermals ursprüngliche und ungleichmäßig verbundene Handschrift von Fig. 11.

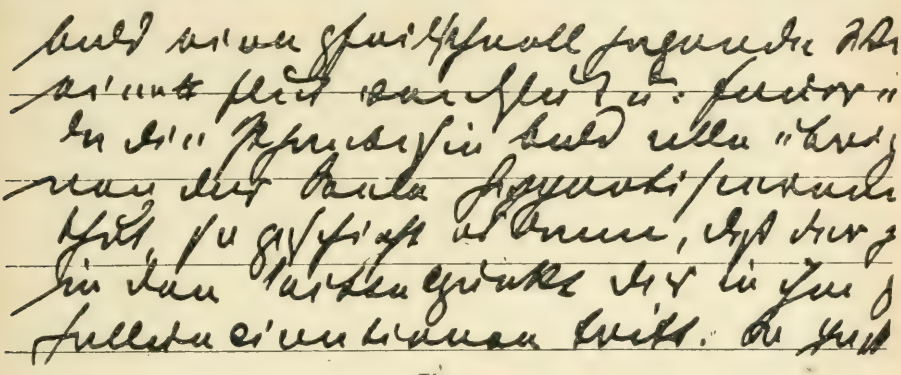


Fig. 11

Hier wurden die wörtertrennenden Lücken nur schwach verstärkt gegenüber den Binnenlücken und die Zeilen verhältnismäßig eng aneinander gedrängt. Schrifturheber ist ein sinnlicher und phantasievoller Mensch.

Die Psychologie der Handschrift hat das betrübliche Schicksal gehabt, mit ihren frühesten und naturgemäß teilweise noch schwankenden Befunden in den Händen von Laien alsbald jener billigen Wahrsagerei zur Folie zu dienen, die aus der Handschrift des verurteilten Raubmörders mit Emphase den „geborenen Verbrecher" herauslas, aus der eines Beethoven oder Goethe das „Genie" oder denn je nach Nebenumständen bald Verhimmelungen, bald Verunglimpfungen für graphologische Charakterbilder auszugeben sich vermaß. Daß es daneben auch wissenschaftlich durchgebildete und hochbegabte Deutungstechniker gab und gibt, wie z. B. den kürzlich verstorbenen Schriftsachverständigen Busse (München), wurde übersehen; und so hatte es denn eine schulgelehrte Gegnerschaft leicht, gegen die „bösen Graphologen" vom Leder zu ziehen und versehentlich wieder einmal das Kind mit dem Bade auszuschütten. Von der Gedankenlosigkeit der beliebtesten Einwände dürften folgende Proben eine Vorstellung geben.

Die Handschrift, hieß es, hänge ab vom schreibenden Organ. Gedankenlos ist das vorgebracht, insofern man dabei zu fragen unterließ, ob nicht am Ende auch das schreibende Organ vom Charakter abhänge! Ist es doch vorgekommen, daß dergleichen ausgesprochen wurde von Leuten, die der Gallschen „Phrenologie" nicht ohne Wohlwollen gegenüberstanden, demgemäß also in der vermeinten Abhängigkeit vom schreibenden Organ gar keinen Gegengrund gegen die Abhängigkeit der Schreibfunktionen vom Charakter hätten erblicken dürfen! Inzwischen, wer vom

Gefüge des lebendigen Leibes auch nur das ABC versteht, weiß, daß die Bewegungen eines Organs selbstverständlich zwar auf dessen Leistungsfähigkeit angewiesen sind, dagegen geleitet werden von den motorischen Zentren des Großhirns. Zur Entkräftung des Einwurfs hätte es daher nicht der zuerst von Preyer angestellten Versuche bedurft (ob wir sie gleich mit Befriedigung buchen wollen), denen zufolge nach erlangter Schreibfertigkeit etwa des Fußes die „Fußschrift" wesentlich zusammenfällt mit der „Handschrift".

Die Handschrift, hieß es ferner, hänge ab von den Schreibumständen und insonderheit von der Feder. — Nun gibt es soviel verschiedene Handschriften als schreibgeübte Persönlichkeiten, mithin Millionen bereits der Lebenden, Hunderte von Millionen etwa seit Galilei; da denn mehr als hundert Millionen verschiedener Federsorten müßten erfunden sein! Veranlaßt wurde die törichte Vermutung natürlich durch die allbekannte Erfahrung, daß man mit dieser Federsorte leichter und leserlicher als mit jener schreibt und durch ein ungewohntes Schreibwerkzeug seine Handschrift entstellt sieht. Allein, so gewiß ein lachendes, zürnendes, selbst grimassierendes Angesicht immer ein ganz bestimmtes bleibt, unvertauschbar verschieden von dem eines anderen Menschen, ebenso gewiß wird von Störungen der Schreibbewegung die Handschrift nicht ihres personabhängigen Gepräges beraubt. Zwar kommt in diesem auch die Eigenart der gewählten Feder zur Geltung, mit ihr jedoch wiederum der Charakter! Denn nicht der harten und scharfen Feder entspringt die dünnstrichige Handschrift, zu der sie verhilft, sondern der Wahlverwandtschaft des Schreibers zur Linienschärfe der Handschrift die Bevorzugung harter Federn! Ebenso kennzeichnet es den mußelosen Nützlichkeitssinn der Neuzeit, daß sie den abgekanteten Vogelkiel für das Marterwerkzeug der nadelspitzigen Stahlfeder eintauschen konnte! — Was aber die möglichen Fehlschlüsse anbelangt, denen die Deutung eines Schriftstückes ausgesetzt wäre, das mittels aufgedrungener Feder entstand, so gehört es zu den selbstverständlichen Forderungen jeglicher „Zeichenkunde", daß der zu deutende Gegenstand nicht unter Ausnahmebedingungen stehe. Es bildet sich ja auch niemand ein, aus einem Photogramm brauchbare Eindrücke von Antlitz des Abgebildeten zu erhalten, wenn dieser während der Aufnahme eine Grimasse schnitt oder heftig wackelte oder von hinten beleuchtet war!

Damit wurde grundsätzlich auch schon der weitere Einwand erledigt, die Handschrift hänge ab von der augenblicklichen Gemütsverfassung. Denn einmal ist jede vorübergehende Gemütsverfassung doch stets die Gemütsverfassung einer unverwechselbar besonderen Persönlichkeit, zum anderen wird auch in der Beziehung ein Schriftstück gefordert, das im gewöhnlichen Seelenzustande vom Schreiber hervorgebracht wurde. Heftigere Wallungen verraten sich übrigens dermaßen deutlich, daß der Gutachter ihre Mitbeteiligung an der handschriftlichen Gestaltung des vorgelegten Schriftstückes erkennt und Vermehrung des Materials zu fordern in der Lage ist.

Haben wir vorstehende Einwände gedankenlos genannt, so müssen wir nun jedoch die grundsätzliche Berechtigung eines Bedenkens anerkennen, das sich etwa

folgendermaßen verlautbart: „Ich kann doch meine Schriftzüge willkürlich abändern! Jenen Schnörkel z. B. habe ich einstmals meinem Schulkameraden abgelauscht; wie also sollte er meinen Charakter bekunden?! Hätte ich damals auf einer anderen Bank gesessen, so wäre der Schnörkel gar nicht da! Wird nicht die Handschrift von tausend Zufälligkeiten gemodelt, und fällt daher nicht gefährlichen Trugschlüssen anheim, wer sie schlechthin für den Ausdruck des Charakters hält?!" — Wir schicken unserer Antwort voraus: die Handschrift kann nicht nur willkürlich umgeformt werden, sondern sie wird es tatsächlich von vielen Personen beiderlei Geschlechts (zumal in den Übergangsjahren), sie wird es bisweilen bis zu völliger Stilisierung in Zeiten wiedererwachenden Sinnes für den Wert der ehemals lebhaft gepflegten Schreibekunst, und es spielen dabei vergängliche Moden oft die entscheidende Rolle! Der darauf gegründete Einwand wäre somit vernichtend, wofern er nicht unvorsichtigerweise vorausgesetzt hätte, daß der Ausdrucksforscher keinerlei Mittel habe, um dergleichen erworbene Züge von den ursprünglichen zu unterscheiden. Die Mittel dazu stehen uns indes zur Verfügung, und es bildet die Untersuchung, welche Züge einer Handschrift ursprünglich, welche erworben seien, zu jeder wissenschaftlichen Handschriftendeutung den unerläßlichen Auftakt; und da sie sich durchführen läßt sogar in den schwierigsten Fällen, so ist es nicht am wenigsten gerade die handschriftliche Erwerbung, die, weit entfernt, die Deutung zu verunmöglichen, das Deutungsergebnis vielmehr beträchtlich bereichert. Sobald nur erst als solche erkannt, lehrt sie uns nämlich die Wünsche kennen, die den Schrifturheber zur Umgestaltung seiner Urschrift bewogen haben, und eröffnet unschätzbare Einblicke in die Verfassung einesteils seines Geschmacks, andernteils seiner Geltungstriebe! Der geschulte Gutachter wäre gar nicht erbaut davon, wenn er die stilisierte Handschrift missen müßte!

Im Rahmen eines Aufsatzes müssen wir uns damit begnügen, dem Leser eine Vorstellung zu geben nur noch von den Grundlagen der Methode, die den Ausdrucksforscher zu einer so folgenreichen Schichtentrennung befähigt; und sehen dabei insbesondere gänzlich von der künstlichen Schriftveränderung ab, wie sie einmalig zu bestimmtem Zwecke vorgenommen wird entweder etwa behufs (mehr zeichnerischer) Herstellung eines schönschriftlichen oder ornamentalen Textes oder denn unter Nachahmung fremder Muster vonseiten des Urkundenfälschers oder endlich mit frei erfundener Verzerrung vom Schreiber anonymer Schmähbriefe. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß die Urheberschaftsermittlung zu den schwierigsten Aufgaben gerichtlicher Erkundung gehört und neben vollständiger Beherrschung der Graphologie überdies noch weitgehende Vertrautheit mit optischen und chemischen Prüfungsmitteln erheischt. Wenden wir uns demgegenüber der erworbenen Handschrift zu, so leuchtet es ein, daß jede Erwerbung zunächst sich auf solche Züge erstreckt haben müsse, die dem Schrifturheber aufgefallen waren. Nun besitzt zwar jeder von der eigenen Handschrift die eindrucksmäßige Kenntnis, ganz und gar nicht hingegen eine begriffliche, wovon man sich durch einen sehr einfachen Versuch überzeugt. Man lege einer beliebigen Person, die nur nicht gerade vom Fach ist, in betreff ihrer

eigenen Handschrift eine Reihe von Fragen vor, und man wird ausnahmslos feststellen, daß sie deren einige sofort und richtig, andere zögernd und vielfach daneben-greifend, noch andere überhaupt nicht beantworten kann. Jedermann weiß, ob er schätzungsweise groß oder klein schreibt, schräg oder steil, dick oder dünn usw.; er ist schon unsicher, ob er die Richtungen vorzugsweise bogig oder eckig verknüpfe, ob mit Firstbogen oder mit Basisbogen, ob er die Oberzeichen — wie i-Punkte, u-Haken, ü-Striche — sogleich nach Vollendung des Buchstabens oder der Silbe oder gar erst des ganzen Wortes zu setzen pflege; und er kann durchaus nicht mehr Rechenschaft geben über die Mittelzahl vorschriftswidrig fortgelassener Schleifen, die Häufigkeit des Schleifenfortfalls zwecks Kürzung des Schreibweges, das Durchschnittsverhältnis seiner Kurzlängen zu den Langlängen, die Verlaufsweise des Reibungsdruckes, den Schwankungsspielraum des Neigungswinkels und noch Unzähliges mehr! Es gibt auffällige, deshalb zur Darstellung geeignete und sozusagen repräsentative Schriftmerkmale neben unauffälligen, ja niemals beachteten; und es versteht sich, daß die Umformungsbemühung unmittelbar nur jene, dagegen diese entweder überhaupt nicht oder bloß unabsichtlich und mittelbar treffen werde.

Ordnet man demgemäß sämtliche Allgemeinmerkmale der Schrift nach dem Grade ihrer Darstellungstauglichkeit, so kreuzt sich nun damit die ausdruckstheoretisch ableitbare und durch Schriftverstellungsversuche bestätigte andere Reihe, in der die Stellung jedes Bewegungszuges bestimmt wird vom Grade der rein mechanischen Schwierigkeit, die dessen Vertauschung mit dem entgegengesetzten Bewegungszuge erfordert. So ist es z. B. leicht, die gewohnheitsmäßig große Schrift in eine kleine oder die kleine in eine große zu verwandeln; wohingegen sich auf die Dauer als schlechthin unausführbar erweist der Versuch, gewohnheitsmäßig große Unterschiede der Längen durch kleine (oder umgekehrt) zu ersetzen; wie denn ganz allgemein die mannigfachen Verhältniseigenschaften zu den äußerst beständigen und wenigstens bleibend niemals absichtlich zu verändernden Zügen der Handschrift gehören. Dazu treten endlich noch gewisse gesetzmäßige Nebenwirkungen mehr oder minder jeder Umformungsleistung wie gesteigerte Regelmäßigkeit, erhöhte Druckbetonung, Häufung der Unterbrechungen und so fort. — Richtig angewandt, befähigen diese Kenntnisse den Gutachter, mit Sicherheit zu ermitteln alle erworbenen Züge und von den ursprünglichen solche, die neben jenen erhalten blieben; mit hoher Wahrscheinlichkeit zu veranschlagen, welche ursprünglichen Züge vornehmlich verdrängt worden seien, und dergestalt den ursprünglichen Duktus weitgehend zu rekonstruieren; worauf dann die Frage gestellt und von Fall zu Fall auch entschieden werden kann, ob und wieweit die Erwerbungen mit dem ursprünglichen Bestande charaktermäßig übereinstimmen oder nicht. Ist es der Fall (angemessen erworbene Handschrift), so haben wir in ihnen das Darstellungsmittel der Selbstbeherrschung und Selbstgestaltung zu sehen. Ist es nicht der Fall (unangemessen erworbene Handschrift), dann sind die Ursachen allemal unter denjenigen Triebfedern aufzusuchen, kraft deren einer etwas scheinen will, was er nicht ist. — Wer sich mit diesem ungemein auf-

schlußreichen Teil der Ausdruckskunde genauer vertraut zu machen wünscht, den müssen wir hinweisen auf das umfassende Kapitel von der „erworbenen Handschrift" in unserem (weiter unten noch kurz zu berührenden) Buche „Handschrift und Charakter", während uns hier die vorstehenden Andeutungen nur noch dienen mögen, das Schichtentrennungsverfahren an zwei sehr einfachen Beispielen wenigstens im groben zu veranschaulichen.

Verglichen mit der zwanglosen Probe Fig. 12 verraten uns drei Eigentümlichkeiten den darstellenden Charakter der urheberschaftsidentischen Fig. 13: die Steil-

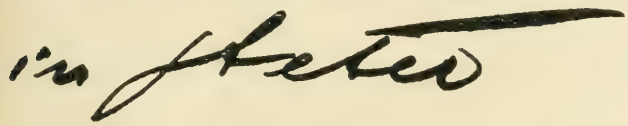


Fig. 12

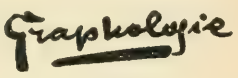


Fig. 13

heit — die weitgehende Vereinfachung (z. B. des h) — und die offenbar von Geschmacksrücksichten empfohlene Behandlung des G. So sehr nun bei flüchtigem Betrachten die erworbene Handschrift von der ursprünglichen äußerst abzuweichen scheint, so zeigt doch eine genauere Untersuchung, daß sie es tatsächlich nur inbezug auf die darstellenden Schrifteigenschaften tut. Es wurde nämlich absichtlich verändert: die Größe und zwar in der Richtung auf Verkleinerung — die Lage in der Richtung auf Steilstellung — die Formbeschaffenheit des Anfangsbuchstabens in der Richtung auf geschmackvolle Vereinfachung; und es traten unwillkürlich hinzu die oben berührten Begleitveränderungen der Regelung des Gesamtgepräges, verstärkter Druckbetonung und vermehrter Unterbrechung. Dagegen blieben völlig unberührt die willensfremden Züge der Teigigkeit, allgemeinen Einfachheit, geringen Längenunterschiedlichkeit und der charakteristischen Behandlung der Nebenteile. So sehen wir den i-Punkt beidemal sofort nach Vollendung des Grundstriches, niedrig, voreilend und kommaförmig gesetzt. Für die Bejahung der Frage, ob die Erwerbung angemessen sei, können wir die Gründe hier allerdings nicht mehr entwickeln; doch wird es dem aufmerksamen Betrachter zufolge dem Eindruck der „Zusammenschicklichkeit" aller Bestandstücke im Schriftbilde der Fig. 13 glaubwürdig vorkommen, daß die Stilisierung nur darstellerisch verwertet habe einen irgendwie schon vorhanden gewesenen Ausdruck der Fähigkeit zur Sammlung und Selbstbeherrschung. — Vergleichen wir demgegenüber das theatralisch aufgedonnerte S der

Fig. 14

Fig. 14 mit dem zwar beweglichen, aber durchaus nicht übergewöhnlichen Durchschnittsduktus der anderen Lettern, so werden wir jene Anfangsbetonung nicht nur

für erworben halten, sondern auch keinen Zweifel hegen, daß sie unangemessen erworben wurde aus beifallssüchtiger Eitelkeit. Schrifturheber ist ein Kellner, der Verse macht und sich Schauspieler nennt.

An dieser Stelle sei es uns vergönnt, aus unserer — über rund ein Vierteljahrhundert sich erstreckenden — Deutungspraxis einen nachdenklich stimmenden Erfahrungsbefund mitzuteilen, zu dessen ausführlich hier nicht mehr zu bietender Begründung wir nur einen Fingerzeig vorausschicken. — Weil in allen Spontanbewegungen der Charakter des Menschen zum Ausdruck kommt, so kommt er notwendig zum Ausdruck auch in jeder menschlichen Leistung; und es zeigen deshalb unfehlbar eine persönliche Note z. B. sämtliche „Handarbeiten". Unerwünscht oder erfreulich behaftet mit der Eigenart ihres Urhebers sind die Leistungen des Schusters, Drechslers, Tischlers, Maurers, Teppichwirkers usw. Wir dürfen nun zwar die für gewöhnlich fast automatisch ablaufende Schreibbewegung nicht auf dieselbe Stufe stellen mit einer wirklichen „Arbeit", aber wir dürfen ihr Ergebnis, das Schriftstück, insofern mit dem Arbeitserzeugnis vergleichen, als sich vermöge beider der persönliche Ausdruck von seinem Träger *ablöst*. Sicherlich wird man angesichts einer Handschrift eher an den Schrifturheber zu denken geneigt sein als angesichts etwa gewisser Formbesonderheiten und (möglicherweise reizvollen) Ausführungsmängel eines Tisches an den Tischler; allein man kann vom Schrifturheber ebensowenig ein anschauliches Bild aus seiner Handschrift gewinnen wie aus der Erscheinung des Tisches ein Bild des Tischlers. (*Wer* das im übrigen leisten zu können vermeint auf Grund eines „Seherblickes", der würde, ob auch unter erleichternden Bedingungen, grundsätzlich dasselbe leisten, als wer beim Anblick des Tisches den Tischler zu beschreiben vermöchte!) Jedes bleibend gegenständliche Leistungsergebnis *präsentiert* sich gewissermaßen dem Nebenmenschen, stellt sich auch ohne die Absicht seines Schöpfers zur Schau; weshalb der Tischler Ausführungsmängel nach Kräften zu meiden trachtet, der Briefschreiber beim geringsten Seitenblick auf die kritische Eindrucksbereitschaft des Lesers darüber hinaus „apart" oder „schön" oder „fest" zu schreiben sich befleißigen mag. Indessen, was immer er solchermaßen dokumentarisch darzubieten oder zu verhehlen bemüht ist: es erstreckt sich auf das *Bewegungserzeugnis* und *nicht* auf die Bewegungen *selbst*. Wenn man in Ansehung ihrer unmittelbaren Verständlichkeit die Ausdruckserscheinungen nicht unzutreffend wohl eine *Gebärdensprache* genannt hat, so hätten wir im Gegensatz zur damit angedeuteten dialogischen Seite der Sache den Ausdrucksgehalt jeder handarbeitlichen Tätigkeit und mithin z. B. der Schreibbewegung aus dem Gesichtspunkt ausschließlich eines *Monologs* der Gebärden zu würdigen. Der Schreibende *als* Schreibender ist mit sich allein, und seine Schreibgebärdensprache ereignet sich zeugenlos. Es gibt dafür einen merkwürdigen Beweis. Mancher Schnellschreiber, der sich unschwer überwindet, einen Text von feierlicher Bestimmung mit besonderer Sorgfalt aufzusetzen, verliert augenblicklich die Unbefangenheit der Bewegung, wenn man ihm beim Schreiben beobachtend auf die Finger sieht! Und es kommt das keineswegs nur bei „nervösen" Personen vor; vielmehr verhält sich die Sache offen-

bar ähnlich, wie wenn einer sich plötzlich belauscht wüßte beim laut geführten Selbstgespräch!

In erster Linie sehen wir es durch vorstehende Erwägung tiefer begründet, warum für eine Betrachtungsweise, die aus dem Bewegungserzeugnis die Bewegung zurückgewinnt, eine noch so geschickte Schauspielerei mit der Feder weitaus weniger imstande sein könne, das eigentliche Wesen des Schreibers zu verdecken, als die Schauspielerei mit Mienen, Sprechton und Handgebärden. Unabtrennlich zur Erscheinung des Menschen gehörig, haben sich Mienen, Sprechton und Handgebärden seit frühester Jugend eingerichtet auf die Anwesenheit von Zeugen; während die durchaus monologische Schreibgebärde niemals um ihrer selbst willen gesteuert wird, sondern allenfalls bloß im Hinblick auf optische Eindruckswerte ihres Leistungserfolges, das will aber sagen eines Gebildes, hinter dem die Person des Ausdrucksträgers verschwindet! — Sodann jedoch wird man darin zu folgender Erfahrung wenigstens *einen* Schlüssel finden. Zeigt eine Handschrift etwa die wichtigsten Merkmale großer Lebhaftigkeit (wie Eile, verlängerte Schlußzüge, schwungvolle Zusätze), so hat man unbedingt anzunehmen innere Lebhaftigkeit des Schrifturhebers, also je nach Nebenumständen etwa Erregbarkeit, erhöhte Ansprechbarkeit oder Geschäftigkeit oder schnelle Entschlußfähigkeit usw.; aber man wird *nicht* unbedingt schließen dürfen, daß Schreiber mitteilsam und gesprächig sei, heftig zu gestikulieren pflege, kurz, unter Menschen mit Lebhaftigkeit *sich gebe*. Die Handschrift enthüllt dem kundigen Praktiker die ursprünglichen Triebfedern des Schreibers und ebenso auch das verfügbare Maß von Selbstbeherrschung; aber sie erzählt verhältnismäßig am wenigsten von der gewohnheitsmäßigen Haltung des Menschen im Verkehr! Wird das Gutachten eines durchgebildeten Graphologen von urteilsfähigen Kennern des Schrifturhebers im einen oder anderen Punkte bestritten, so darf man in den meisten Fällen zum vorhinaus sicher sein, daß es mit seinen Befunden bloß — *zu tief* hinabgegriffen habe hinter die verdeckende Oberschicht derjenigen Eigenschaften, die das gesellige und berufliche Verhalten des Eigners regeln, ohne jemals auch nur vermuten zu lassen die davon wesentlich verschiedene Eigenart des gleichwohl erweislich vorhandenen Unterstroms seiner Lebensstimmung! Die „Gebärdensprache" gibt uns den Menschen im Mittel einer „Haltung", die Schreibgebärde offenbart ihn im Verkehr mit sich selbst!

Vorstehend eingeschaltete Bemerkung möchte den Leser wenigstens ahnen lassen die Größe der Schwierigkeiten, die zur regelrechten Durchführung einer Handschriftendeutung überwunden sein wollen, so daß wir uns weitere Worte sparen dürfen, wenn wir ausdrücklich warnen, es wolle niemand versuchen, bloß unter Verwertung der Angaben dieser Arbeit auch nur *irgendein* Merkmal der Handschrift auszulegen! Man möge insbesondere sich vor dem Fehlschluß hüten, daß deshalb, weil aus bestimmten Eigenschaften der Handschrift bestimmte Eigenschaften der Seele mit Sicherheit zu entnehmen sind, nun etwa umgekehrt auch aus diesen ihre handschriftliche Bekundung könne vorhergewußt werden! Das wäre nämlich allein schon darum unmöglich, weil die Eigenschaft des Charakters nicht etwa Teil des

Charakters, sondern eine *Seite* desselben ist, somit gar nicht an und für sich zum Ausdruck kommt, sondern im jedesmal einzigartigen Ausdrucksbilde des persönlichen Wesens. Wir haben durchaus nur Beispiele für die Anwendung allgemeiner Gesetze geboten; da es denn noch ganz anderer Erwägungen bedürfte, um aus ihnen herzuleiten die Deutungsregeln! Inzwischen wird man bereits erraten haben, daß die Grundlagen dafür nicht sowohl in der Graphologie als vielmehr in der *Charakterkunde selber* zu suchen seien; womit wir in Kürze noch diejenigen Schwierigkeiten berühren, von deren Bewältigung das zukünftige Schicksal jeder Art von Bewegungsphysiognomik abhängt: die bisherige Unvollkommenheit der Wissenschaft vom Charakter. Auch die allervorzüglichste Zeichenkunde der Seele kann nur insoweit Erfolge versprechen, als mit ihr Hand in Hand geht der Ausbau der Charakterologie.

Wohl wissend, daß es damit übel bestellt sei, hat man auch daraus dem Ausdrucksforscher einen Strick drehen wollen, indem man sich etwa folgendermaßen vernehmen ließ: sämtliche Namen, auf die er beim Charakterisieren angewiesen sei, wie Leidenschaftlichkeit, Mut, Furchtsamkeit, Eigennutz, Herrschtrieb usw., hätten, weil bloß der Umgangssprache entnommen, gar keinen wissenschaftlich verwertbaren Sinn! Wie falsch solcher Einwurf, mag folgendes Beispiel zeigen: Wer über eine ihm noch unbekannte Persönlichkeit von urteilsfähiger Seite erführe, sie sei unaufrichtig, taktlos und habsüchtig, entschlösse sich auf Grund allein dieser Mitteilung ohne Not weder zu einer gemeinsamen Reise noch etwa gar Geschäftsunternehmung mit ihr; wohingegen er beidem mit Vergnügen entgegensähe, wenn er gehört hätte von ihrer Güte, Treue und Wahrheitsliebe. Einige wenige Angaben dieser Art genügen also, um ausschlaggebend unser *Handeln* zu bestimmen: wie wäre das möglich, wenn wir nicht recht genau um deren Bedeutung wüßten! Ein anderes freilich ist das praktische Wissen, ein anderes die diskursive Begriffsbestimmung. Daß es an ihr meist wirklich fehlt, ist allerdings ein Einwurf, aber nicht gegen die Möglichkeit der Physiognomik, sondern gegen den herrschenden Schulbetrieb der Seelenkunde! Ehe man nicht aufhört, diese mit Bewußtseinswissenschaft (gewöhnlich „Erkenntnistheorie" genannt) zu verwechseln, hat man sich des Rechtes begeben, in Sachen echter Psychologie überhaupt nur mitzusprechen, und wird den wirklichen Fortschritt denen überlassen müssen, die es unternehmen, die Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere verstehen zu wollen aus der unübersehlichen Mannigfaltigkeit ihrer Äußerungen und Äußerungsniederschläge. „Ein Stoff sieht der Bearbeitung entgegen, der in solcher Fülle niemals einer Wissenschaft eignete, und wir wären schon jetzt unerhörter Aufschlüsse gewiß, wenn den Geschichtsforschern nicht noch durchweg jenes psychologische Staunen fehlte, aus dem sich vor jeder Form, jedem Werk, jeder Tätigkeitsgattung die Frage nach der Natur der hervorbringenden Kräfte erzeugt. Zum erstenmal mit vollem Bewußtsein werden Sitten, Sagen und Götterbegriffe, Trachten und Gebrauchsgegenstände, Sprachen und Schriftsysteme weder vom Tatsachenstolz nur gesammelt noch voreilig zurechtgedeutet für die Offizin

eines metaphysischen Dogmas, sondern voraussetzungslos nach ihrer Herkunft befragt und sollen begriffen das Bild des Menschen vollenden helfen" *).

Werfen wir darnach zum Schluß einen kurzen Rückblick auf das bislang in der Beziehung Geleistete, so muß es in betreff der Charakterkunde genügen, wenn wir einmal zusammenfassend der „Weisen" aller Zeiten und Völker gedenken, unter denen im 18. Jahrhundert Goethe, im 19. Nietzsche hervorragt; zum anderen der großartigen Systeme der Romantik, deren seelenkundliche Bedeutung sich am umfassendsten darstellt in den Werken eines Schubert und Carus. Was dagegen die Ausdruckslehre im engeren Sinne und insonderheit die Graphologie betrifft, so haben wir dem oben schon Beigebrachten hier nur noch anzufügen, daß die Handschriftendeutung gänzlich ohne Zusammenhang mit der Charakterkunde wie sogar auch mit den ausdruckswissenschaftlichen Forschungen eines Darwin und Piderit entstand, als eine Art „Kunst" der Liebhaber und Laien, die zuerst in ein, wenn auch noch so unzureichendes, „System" gebracht wurde vom französischen Abbé Michon (Système de Graphologie 1875). Was ungeachtet der wissenschaftlichen Unzulänglichkeit in diesem „System" eines zweifellos scharfsinnigen Menschenkenners immerhin an frischer Quellkraft stecken mochte, war infolge der fast einzigartigen Abseitigkeit des graphologischen Denkens unrettbar einem schnellen Versanden ausgesetzt; weshalb trotz Crépieux-Jamins seinerzeit vielgelesenen und in mehrere Sprachen übertragenen „Lehrbüchern" die graphologische Bewegung in ihrem Ursprungslande schon mit den neunziger Jahren zum Stillstand kam, um bis heute ein fragwürdiges Dasein fortzufristen als — Gesellschaftsspiel.

In Deutschland hingegen gelang es den werbenden Bemühungen begabter Deutungstechniker, wie Langenbruch einerseits, Busse andrerseits, die Aufmerksamkeit der Forscher zu fesseln, von denen es zuerst der Physiologe Wilhelm Preyer unternahm, mit seiner 1895 erschienenen „Psychologie des Schreibens" die Erfahrungsbefunde zu sichten und deren haltbaren Teil zurückzuführen auf allgemein zu begründende Obersätze; ein Versuch, der später noch glücklicher erneuert wurde vom Psychiater Dr. Georg Meyer in seinen „Wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie" (Jena 1901, denen Fig. 1 und 2 dieser Arbeit entnommen sind). So sehr wir aber das von diesen Männern Geleistete dankbar anerkennen, so hätte es dennoch nicht die Graphologie vor dem Schicksal bewahrt, dem sie in Frankreich anheimfiel, weil es nur unvollkommen zu erreichen vermochte deren Eingliederung in die Ausdruckslehre, ganz und gar nicht aber in die Charakterkunde. Der in dieser Hinsicht, wie wir gewiß zu sein glauben, entscheidende Schritt blieb dem Verfasser vorbehalten; daher wir uns wohl oder übel genötigt sehen, dem Leser von unseren damit sich befassenden Schriften wenigstens die zu nennen, die im Buchhandel noch zu haben sind. Wir beschränken uns darauf, ihn wissen zu lassen, was er von deren Studium zu erwarten habe.

Einer streng theoretischen Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck überhaupt ist unser neuerdings in stark erweiterter Auflage erschienenes Buch „Aus-

*) Aus unseren „Prinzipien der Charakterologie". III. S. 31—32.

druckbewegung und Gestaltungskraft" (Engelmann, Leipzig) gewidmet. Die Anwendung davon auf die Psychologie der Handschrift, und zwar zum Behuf der Vermittlung des ganzen Erfahrungsstoffes sowie sämtlicher Regeln, die zur Deutungsausübung erforderlich sind, bietet „Handschrift und Charakter" (3. Auflage, Barth, Leipzig; mit 21 Tabellen und 137 Figuren, denen außer Fig. 1 und 2 alle übrigen dieser Abhandlung entnommen wurden). Den seelenkundlichen Unterbau endlich findet man gelegt in den schon erwähnten „Prinzipien der Charakterologie" (3. Aufl., Barth, Leipzig). —

Daß neben dem ernst zu nehmenden Schrifttum, von dem wir hiermit den Leser unterrichtet haben, nach wie vor eine richtige Schundliteratur einherläuft, bisweilen sogar in Titel und Würden und wissenschaftliche Aufmachung verkleidet, hat nicht bloß die allgemeine Anerkennung einer zukunftsreichen Forschungsrichtung und leider mit Recht verzögert, sondern setzt auch den Anfänger wie nirgendwo sonst der Gefahr aus, von vornherein irregeführt zu werden und den ehrlichsten Eifer schließlich verurteilt zu sehen zur Fruchtlosigkeit. Und daran von aller Mitschuld freizusprechen ist leider nicht einmal ganz eine dritte Gattung von Schriften, diejenige der sozusagen harmlosen Leitfäden, weil sie die oberflächliche Zeichendeuterei der alten Schule weiterpflegt auf einem Gebiete, das nur durch höchste Schulung seelenkundlichen Denkens erobert wird. Angesichts dessen sei es uns erlaubt, zum Schluß den Wunsch auszusprechen, man möge das hier umrissene Forschungsfeld entweder gar nicht oder denn aber mit vollem Einsatz der ganzen Kraft des Geistes und Willens betreten!

# Die Krücke

## Novelle

von

## Richard von Schaukal

### I

Als Hubert aus der Betäubung erwacht war, durften seine Mutter und seine Gattin auf einige Augenblicke bei ihm eintreten. Der Chirurg, der den Schnitt an ihm vollzogen hatte, ein blondbärtiger, wohlgenährter Mann im selben Alter mit dem Leidenden, begrüßte die Frauen mit heiterer Miene und einer an ihm gefälligen Unbeholfenheit. Schwester Coelestine, die den Vormittagsdienst hatte, lächelte ehrerbietig-vertraut, die Hände vor dem Leibe leicht ineinandergelegt. Der Anstaltsarzt hielt sich, gelb, mager und schwarz, im Hintergrunde. Mit mühsam erzwungener Ruhe beugte sich die Mutter über ihr großes Schmerzenskind, dessen Augen, weit aufgerissen und starr, wie Saphire glänzten. Sie küßte die mit kaltem Schweiß be-

deckte bleiche Stirn und versuchte dann, den fremden Augen freundlich zuzunicken, während sich die schmale, kleine Frau mit einem heißen, stillen Kusse auf eine der regungslos ausgebreiteten Hände neigte. Nur ein ängstlicher Blick streifte die Stelle unter der hellbraunen Flanelldecke, wo der Stumpf sich hob. Mit schwerem Atem zog sie sich sogleich zurück, und auch die Mutter strich nur noch mit zitternder Hand über das schüttere, weiche Haar, das in einem durch die grünen Stabläden flimmernden Sonnenstrahl goldig aufglänzte. Dr. August Sieber, der Hausarzt, der, hinter den Frauen in mächtiger Länge aufgerichtet, in seiner immer wie erstaunten Weise mit halb offenem Munde vor sich hin geschaut hatte, trat schon, die Hand auf der Klinke, an die Türe. Aber der Primarius, Dr. Walter Merta, sagte mit der gewohnheitsmäßig gedämpften, etwas heiseren Stimme des Rauchers, froh und seiner selbst gewiß: „Es ist alles sehr gut gegangen." Die Schwester verneigte sich unmerklich, die Hände noch immer leicht vor dem Leibe ineinandergelegt. Nun standen sie auf dem aus Steinfliesen gefügten und mit einem langen Korkteppich belegten Gange. Dr. Sieber räusperte sich verlegen.

„Wird der Herr Primarius noch herauskommen?" fragte die junge Frau. „Ich weiß nicht. . . Ich glaube wohl. . . Ich werde vielleicht . .", sagte der schüchterne Riese, dessen mächtige Gewandstücke ihn wie Felle umhingen. Und schon hatte er die prankenartige Rechte wieder auf die Klinke der mit grünem Tuch verkleideten Doppeltüre gelegt. „Nein, bitte . . ." Hastig hielt sie ihn zurück. „Nicht wahr, Mama, wir warten lieber noch eine Weile? Er muß ja bald gehen. . . Aber du wirst dich setzen wollen, Mama . . . ." Und ihr Blick flog den langen leeren Gang entlang. „Nein, nein", wehrte die Schwiegermutter dieser aussichtslosen Umschau. . . In der Tiefe des Ganges, der dort rechtwinklig umbog, tauchte die untersetzte Gestalt des Direktors auf. Verbindlich kam er auf die Damen zu, denen er nicht umhin konnte seinen Glückwunsch auszusprechen. Gleich darauf legte er sein sauber rasiertes Gesicht in leichte Beileidsfalten und bedauerte kopfschüttelnd den Unfall. „Es ist wirklich geradezu tragisch", sagte Dr. Ernst Schattenfroh und wiegte mißbilligend den kahlgeschorenen runden Kopf. „Nach fast vier Feldzugsjahren ohne erhebliche Verwundung. . . . Nicht wahr, ein Streifschuß und eine Armknochensplitterung von einem abprallenden Stein? . . . Ich weiß. . . . Und nun so ein Malheur zu haben! . . . Es ist nur ein Glück, wirklich ein wahres Glück, daß die Sache so ausgegangen ist. Es soll ja furchtbar ausgesehen haben . . ." Er merkte die Wirkung seiner Anspielung, da sich die junge Frau, ihrer selbst nicht mächtig, zum Fenster gewandt hatte, und lenkte geschickt ein: „Aber es wird alles ganz gut werden. Eine elegante Prothese, und kein Mensch wird ihm etwas anmerken. Freilich im Anfang ist die Krücke ungewohnt und recht lästig . . ." Der Primararzt hatte leicht die Türe geöffnet und steckte zunächst wie eine Schnecke seinen blonden, zufriedenen Kopf hinaus, dann folgte er selbst mit einer linkischen Drehung nach. „Wir sprechen gerade von den Krücken, Herr Primarius," behauptete Dr. Schattenfroh und gab dem Gegenstande so eine neue Gangart. Aber die junge Frau hatte ihn am Arm gefaßt und ihm

durch einen fast gebieterischen Blick die gewandt hinhüpfende Rede kurz abgeschnitten. Er folgte unwillkürlich der andeutenden Rückwärtsbewegung ihres Kopfes und beeilte sich, der Mutter des Krüppels unerwünschterweise den Arm anzutragen, da er sie, die ihm von einer Schwäche befallen schien, in die Fensternische geleiten wollte. Aber die Überraschte wehrte mit gütiger Eindringlichkeit diesen Bemühungen. „Ich danke Ihnen, Herr Direktor," sagte sie und richtete sich mutig empor. „Es ist nicht nötig. Ich will nur einen Augenblick . . ." Und sie lehnte sich, sanft von der besorgten Schwiegertochter unterstützt, an die schmale Fensterbank.

* * *

Hubert hatte die Erscheinung seiner Mutter und seiner Frau wahrgenommen, aber nicht empfunden. Sein Hirn war wie ausgebrannt, bloß der in eine Schmerzrichtung gedehnte Körper war ihm qualvoll gegenwärtig. Er war müde, aber ohne das Bedürfnis nach Ruhe, das den Ermatteten überwältigt. Im Gegenteil: alles an ihm war wach, gereizt, als lägen seine Nerven zutage. . . . Die Wärterin machte sich leise um ihn zu schaffen. Der Anstaltsarzt, der nachzusehen gekommen war, wie es um den Kranken stände, hatte sich entfernt. Es war still in dem dämmerigen Gemach. . . . Stunden waren inhaltlos über ihn hingewallt. Allmählich kamen Erinnerungsbilder ohne Zusammenhang, trüb. . . . Plötzlich packte ihn die Besinnung, wie aus dem Hinterhalt hervorspringend. Und mit wollüstiger Grausamkeit stürzte sie ihn in den Abgrund der Gewißheit: ihm war das rechte Bein abgenommen worden. Sein Herz stand einen Augenblick still vor Entsetzen. Und dann versank er abermals in Bewußtlosigkeit. . . . Als er erwachte, kehrte die Besinnung alsbald zurück. Ein großer, stiller Schmerz erfüllte ihn, gegen den der körperliche, ein brennendes, wirbelndes Zucken an der Wundstelle, das sich wie eine endlose Schraube weiterbewegte, nicht in Betracht kam. Es war ein Gemisch aus Scheu, Wehmut und Sehnsucht, das sich in einem tiefen Seufzer hob. Die Wärterin hatte den Dienst an die Schwester abgegeben, der die Nachtpflege oblag. Der Chirurg war gegen Abend gekommen und gegangen, der Anstaltsarzt hatte seiner Pflicht genügt. Von all dem waren Schatten an ihm vorbeigeglitten. . . . Dann war Mamas Antlitz wieder über ihm erschienen, blaß und gespannt, ein irres Lächeln um die schmalen Lippen. Und da hatte er „Mama" gesagt, und die Augen hatten ihm voll heißer Tränen gestanden. Auch Gretes Kuß war über seine Stirn gehaucht, aber er hatte sie nicht deutlich wahrgenommen. . . . Und dann war er eingeschlummert. . . . Es mochte tief in der Nacht sein, als er zum drittenmal erwachte. Ein ungewohntes Geräusch nagte an seinem Gehör, eintönig, regelmäßig. Er strengte sich an, es festzustellen, und mußte endlich unwillkürlich lächeln: die Wärterin schnarchte. . . . Mit seltsamer Klarheit gingen ihm nun Erinnerungen auf. Seine Kinder, Dorl und Niki! Wie lange hatte er die geliebten nicht gesehen! Aber ruhig, bei aller Sehnsucht, war's ihm ihretwegen. Nichts von der Sorge, die ihn sonst oft während der kürzesten Abwesenheit peinigte. Nur Liebe, still sich ergießende Liebe. Und Mama. Und Grete. . . . Und sein Haus, sein Bücherzimmer mit den kleinen weißen Stühlen

der Kinder in der Ecke an der Gartentür. . . . Plötzlich zuckte sein Herz zusammen in wildem Schmerz, der alles andere verdunkelte: Nicht mehr reiten! Nie mehr reiten! . . . Und nicht mehr gehen können! Auf Krücken humpeln müssen. . . . Die Wärterin fuhr aus dem Schlummer empor: er hatte ein Schluchzen nicht unterdrücken können. Sie begann ihn auf ihre Weise zu beruhigen. Aber es war gar nicht vonnöten. Er hatte sich wieder in der Gewalt. Und er fragte sie ohne Übergang — und stellte diese Tatsache besonnen bei sich fest —, ob er eine Zigarette rauchen dürfte. . . . Hätte er doch diese Frage nicht getan! Sie hatte weder die Befugnis, ihm die Erlaubnis zu erteilen, noch wagte sie es, wegen dieser immerhin geringfügigen Sache den Anstaltsarzt aufzusuchen. Der mußte ja früh am Morgen kommen. Bis dahin möchte sich der Herr beruhigen. (Sie kannte seinen Namen nicht. Er stellte auch das fest.) Aber nun mußte er an die Zigarette denken, seine Lust danach in der Vorstellung des ihm vorenthaltenen Genusses zur Begierde steigern. In der linken Tasche seines Rockes stak sicherlich die Zigarettenbüchse. Und in der linken oberen Westentasche das Feuerzeug. In der rechten Hosentasche aber der Bernstein„spitz". . . . Ob ihm bei dem Unfall nicht die Brieftasche abhanden gekommen war? Das Blut schoß ihm in den Kopf. Er hatte ja zur Bank fahren wollen, das Geld zu hinterlegen, das er am Tage vorher für den Smyrnateppich gelöst hatte von dem Italiener. Dreißigtausend Kronen. . . . Ob Grete daran gedacht hatte? Als man ihn nach Hause brachte, war sie sicherlich nicht darauf verfallen. Und er hätte es ihr ja auch verübelt. . . . Freilich, jetzt, da mehr als vierundzwanzig Stunden darüber hingegangen waren, hätte es ihr wohl einfallen müssen. Zumal da sie mit dem Ertrag des Verkaufs gar nicht zufrieden gewesen war, ihn mit ihrer Mißlaune angesteckt hatte. Vielmehr: er selbst war sofort, nachdem er den lebhaften kleinen Mann verabschiedet hatte, mit sich unzufrieden gewesen. Denn er hätte die Sache besser erledigen können, bloß von vornherein mehr fordern müssen. Die Summe hatte ihm eben Eindruck gemacht, weil sie die von dem dicken Tiroler Händler gebotene um ein Erhebliches überstieg. Jahrelang hatte der große Teppich auf dem Dachboden gelegen. Aber seit Grete der Gedanke gekommen war, ihn, die günstige Gelegenheit nutzend, loszuschlagen, hatte er den Plan mit Eifer ergriffen und ohne Verzug Kauflustige aufzutreiben unternommen. Und die Angelegenheit dann, wie es ihm so oft geschah, überstürzt. . . . Daß nun das Geld, dessen man mehr denn je bedurfte, da ihm die kostspielige Behandlung noch in die Quere hatte kommen müssen, gar verloren sollte gegangen sein, das wäre zu viel der Tücke. . . . Aber das Ärgste, was sich in diesem Bereiche abspielte, mußte er geradezu begrüßen, da dadurch vielleicht Schreckliches auf anderm Gebiete abgewendet werden mochte . . . „Der Ring des Polykrates". Unwillkürlich sagte er die fein gebauten Strophen der trotz beiläufiger Gefahr des Lächerlichen doch geistreichen Ballade auf, soweit er sie ohne Stocken auswendig wußte. Er hatte sie erst jüngst den Kindern mit Hingebung vorgelesen, stellenweise, zu ihrer bewundernden Freude und mit einiger Selbstbewußtheit, den Kopf vom Buche hebend. . . . Die tägliche Vorlesung. . . . Wie fern das lag! Und sonst hatte er sich von den Kleinen kaum trennen

mögen. Hatte er doch, da ihm das Daheimbleiben über alles ging, allgemach jede Beziehung zur Öffentlichkeit, ja Verkehr überhaupt aufgegeben, sich ganz in seine Schale verkrochen, nur den Kindern und in ständiger Verbindung mit ihnen lebend. Niki, der schon das Gymnasium besuchte, begleitete er täglich zur Schule und holte ihn wieder ab, wie ein Fremder die einst ihm so vertraute Stadt besuchend, da er von draußen kam, wo unter Weinhügeln in der reinen Luft des Waldgürtels und des nahen Stromes das alte Haus stand. . . . Um keinen Preis hätte er den bei aller heitern Klugheit kindlichen Knaben anderer Obhut anvertraut. Und nun hatte Niki ohne ihn die tägliche Reise zurückgelegt. . . . Und wenn der Wagen der Straßenbahn, von dem er, sich gegen die eigenen Warnungsreden vergehend, abgesprungen war, dem Stürzenden nicht das Bein, sondern den Kopf zermalmt hätte, wäre Niki, den seine Frau nicht täglich hin und her zu begleiten in der Lage war, auf sich allein angewiesen gewesen, wie die andern Buben. Und es wäre auch so gegangen. Ohne ihn. . . . Die Kinder hatten gewiß voll Schrecken von dem Unfall erfahren. Wie mußte dem guten kleinen Kerl das weiche Herz gebebt haben bei dem gräßlichen Eindruck, da man ihn auf der Bahre ins Haus trug! Freilich, Grete mochte die Kinder vor dem nachwirkenden Anblick bewahrt haben. Aber die Vorstellung des nicht zu verhehlenden Ereignisses hatte sich nur um so schrecklicher den weichen Gemütern aufdrängen müssen. Und wenn er dann wiederkehrte, auf Krücken! . . . Ob den Kindern vor dem Verstümmelten nicht grauen würde? Nun würde er wohl überhaupt nicht mehr aus dem Hause kommen. Denn er konnte es dem Knaben doch nicht zumuten, sich von dem Hilflosen begleiten zu lassen. Er würde ihn ja bloß hindern, da sie immer erst im letzten Augenblicke vom hastig eingenommenen Frühstück hinweg zur Haltestelle eilten. Eilten! . . . Er, Niki die viel zu schwere Schultasche abnehmend, während er ihm dafür den Stock im Laufen hinreichte. Im Laufen! . . . Nie mehr laufen! Und wieder fiel ihm das Reiten ein. Wieder traten ihm Tränen in die Augen. Er hatte das Reiten erst seit kurzer Zeit nach jahrelanger Pause wieder aufgenommen, da ihm ein Zufall die bis dahin versäumte Gelegenheit bot, die Pferde eines fürstlichen Marstalles zu benutzen. Seither war ihm diese mit geradezu andächtigem Eifer betriebene Übung zur leidenschaftlichen Gewohnheit geworden. Die acht Pferde, die ihm abwechselnd je zwei täglich zur Verfügung standen, und von denen ihm namentlich drei zu schaffen machten, da sie unwillig den Rücken versteiften und den einen Zügel nicht annahmen, liebte er mit der Liebe des Begabten, der unablässig sein Bestes an die Aufgabe setzt, weil er als berufener Reiter weiß, daß es eine niemals zu vollendende Kunst ist. Und er hing an dieser den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Betätigung auch deshalb, weil sie ihm alle trüben Gedanken, alle die Sorgen bannte, die in der schweren Zeit nach dem großen Kriege die zerrütteten Verhältnisse des besiegten Staates gerade dem früher durch Besitz Begünstigten täglich schufen. . . . Er mochte sich noch so oft wiederholen, daß der Verlust einer so lang entbehrten Beschäftigung, die ja doch als überflüssiges Vergnügen zu erachten sei, nicht in Betracht komme gegenüber so manchem andern, was hätte werden können, was noch werden konnte: die pein-

volle Vorstellung ließ ihn nicht los. Mit welcher Wonne hatte er dem adeligen Tiere den geschmeidigen Hals und die seidenglänzenden Flanken geklopft, sich in den federnden Sattel geschwungen, sich zurecht geschoben und die Zügel ordnend durch die Hand gleiten lassen, mit den Schenkeln sogleich feste Fühlung nehmend, um den Hengst in guter Haltung in Gang zu bringen: ein Blick in den schmalen Spiegel zeigte ihm sein gefälliges Bild, den hohen Glanzhut, die geschmeidige Gestalt im schwarzen Reitrock, die langen Beine in den grauen Hosen, die vom Knie abwärts eng an die schlanke Wade schlossen . . Ob man nicht mit einem Bein reiten könnte? Einen Reiter mit einem Arm hatte er gekannt. Freilich hatte er die sonderbare Erscheinung nur mit einigem Mitleid gelten lassen. Aber wenn es auch denkbar schien, daß man mit einem tadellosen Ersatzstück sich im Sattel erhalten mochte: zu reiten, sichere Einwirkung zu haben auf das Pferd, mußte dem Krüppel versagt bleiben. . . . Und welch ein mühseliges Schauspiel, also aufzusitzen! Nein, er wollte die Reitschule nie mehr aufsuchen, überhaupt sich in sein Haus vergraben, am liebsten die Stadt verlassen, sich auf das Land zurückziehen, die Kinder allein unterrichten. Freilich, dazu war er auf die Dauer denn doch nicht geeignet. Und einen untadeligen Hofmeister zu halten, wenn sich ein solcher finden ließe, ging über die geminderten und täglich rascher schmelzenden Mittel. Wieder hielt er beim Gelde, dem verhaßten Gelde, das er mit vollen Händen auszugeben, nicht aber zu erwerben fähig war. Auch Grete, so sehr sie kargte und knauserte, war nicht eigentlich wirtschaftlich. Aus einem reichen Hause stammend, hatte sie bei aller Neigung zur Sparsamkeit die Schule versäumt, die der zur kleinbürgerlichen Hausfrau Bestimmten enge Verhältnisse bedeuten. Sie besaß nicht die Fähigkeit, mit Wenigem etwas zu erzielen, nicht den Sinn für die pünktlich aus sich selbst kreisende, auch im kleinsten Umfang sicher ausschwingende Ordnung. Sie war nicht begnadet, scheinbar mühelos zu schalten, wie es Mama, die bescheidene, immer vermocht hatte, obwohl sie niemals in der günstigen Lage gewesen war, die sich Grete durch ergebnislose Anstrengung selbst verdarb. Ihre Art, im Eingeschränkten zu schaffen, war grämlich und unergiebig. Für den Leichtsinn zumal, mit dem er immer wieder an die Stunde zu verschwenden liebte, was der Tag in Anspruch nahm, hatte sie nicht das geringste Verständnis. Ihr schien alles überflüssig, was er dem Leben abgewinnen zu dürfen meinte. Sie überlegte, wo er sich achtlos hingab. Den Reiz des unmittelbaren Erlebnisses kannte sie nicht. Sie verschloß als brauchbar, was er verbrauchend nur erschöpfte. Ein neues Kleid war ihr etwas, was man für Gelegenheiten bewahrt, während er es um des Genusses willen schätzte. Ihr Dasein bedurfte des Rahmens nicht, da sie es nie selbst gelten, sondern in seinen Mitteln stecken ließ. Sie war wie ein Mensch, der seine Bücher in Kisten stehen hat, während er sie alle aufstellte und die Kisten am liebsten mit einem Fußtritt entfernt hätte. (Er ließ schöne Bücher in ihrem kostbaren Äußern schonungslos wirkend werden, entfernte alle Hüllen und verargte es den Sonnenstrahlen nicht, daß sie den goldbedruckten Rücken die Frische nahmen.) Für ihn waren alle Dinge dazu da, genutzt zu werden, und er vergaß sie, wenn sie sich ihm nicht zeigten. So hatte er auch den großen Teppich, der, gereinigt und gegen

Mottenfraß verwahrt, jahrelang zusammengerollt auf dem Hausboden gelegen hatte, deshalb leichten Herzens weggegeben, weil er ihn nicht zu nutzen imstande war, während er andere ebenso verwahrte kleinere, die er bei dieser Gelegenheit mit Freude zugleich an ihrer Schönheit wie mit Ärger über ihre Verbannung entdeckt hatte, sogleich in die Zimmer hinunterbringen ließ, ja ein und den andern davon selbst auf die Schulter schwang. Der Teppich brachte ihn neuerdings auf die Vorstellung des Verlustes der Geldsumme, die er dafür gelöst hatte. Und es überrann ihn abermals heiß vor Ungeduld, Gewißheit zu erlangen. Er wandte, da der Tag zu dämmern anfing, seinen Kopf der Wärterin zu, die schon wieder entschlummert war und, die Arme vor der Brust verschränkt, mit dem Oberkörper wiegend, einen kläglichen Anblick darbot. Er mußte noch eine Weile zuwarten. . . . Der Schmerz im gekürzten Bein war heftig wiedergekehrt. Ein Lastwagen rumpelte auf der Straße. Das Zimmer schütterte. Zu Hause war's angenehmer zu ruhen in den stillen Räumen, die durch Gestalt und Lage den Gedanken der Mietwohnung fernhielten. Lange Jahre hatten sie das alte Haus umkreist; niemals wollte sich die Gelegenheit bieten, es in Anspruch zu nehmen. Zahlreiche kleine Sommerpartien hatten es bevölkert. Im Munde der spottlustigen Vorstädter hieß es die Wanzenburg. Endlich hatte es den Eigentümer gewechselt und war von dem neuen Herrn zu Jahreswohnungen hergerichtet worden. Da hatte er, durch einen Zufall daraufgebracht, rasch zugegriffen und die Einmietung erzielt. Drei kleinere waren zu einer geräumigen Wohnung zusammengelegt worden. Er entsann sich mit Behagen der Zeit, da sie ihr neues Heim gestalteten. Fast täglich war er hinausgefahren, Fortschritte der langsamen Werkleute festzustellen, mit Hilfe eines erfahrenen und gefälligen Bekannten Anordnungen zu treffen. Endlich im Mai waren sie eingezogen. Kaum eine Stunde nach der Ankunft, die sich festlich gegen Abend bei erleuchteten Zimmern vollzog, hatten sie einen großen Schrecken erlebt: die beiden Kleinen waren verschwunden. Im großen Garten war er herumgelaufen, jeden Winkel des Hauses hatte er durchsucht, ohne die Vermißten zu entdecken. Immer entsetzlicher war in ihm die Vorstellung herangewachsen, daß sie entführt worden wären. . . . Da hatte man die Schelme hinter einem ihnen ungewohnten Wandschirm kauernd entdeckt, wo sie sich, belustigt von dem Trubel, der ihretwegen im Gang war, mäuschenstill verborgen gehalten hatten! Dorl und Niki: er sah sie vor sich in ihrer reinen süßen Kindlichkeit, die wie Zwillinge aneinander hingen, unzertrennlich, manchmal in harmlosem Hader, meist in einträchtiger Gemeinschaft am Spiel und an der leicht bewältigten Schularbeit. Sehnsucht schwoll ihm im Herzen, und unwillkürlich murmelte er die geliebten Namen. . . . Fern und ferner traten sie zurück in ein Dämmern, das allerlei Schatten gebar. . . . Er war entschlummert. Als er erwachte, standen, umspielt vom flimmernden Sonnenschein, Grete und die Kinder an seinem Bette. Das Glück, das ihn übermannte, war so gewaltig, daß er meinte, es nicht ertragen zu können. Er weinte. . . . Die Kinder verhielten sich, nach der scheuen Begrüßung, stille. Sie saßen in ihren Mänteln, die sie, da sie nur kurze Zeit verweilen durften, bloß hatten öffnen, nicht ablegen dürfen, wie

Gäste auf den steifen, mit Leinwandhüllen bekleideten Blechstühlen, hielten die Hände eingeschüchtert im Schoß und blickten neugierig in dem kahlen Raume umher. Ob sie wohl wußten, daß ihm ein Bein fehlte? Grete sprach mit der Wärterin. Der Anstaltsarzt kam, später erschien der Hausarzt Dr. August Sieber, der ihm verlegen, mit unterdrückter gurgelnder Stimme Glück wünschte und sich dabei beängstigend in seiner breiten Schwere über ihm geneigt hielt. Endlich kam auch Mama, bei deren Anblick Niki und Dorl aus ihrer Befangenheit erwachten. Er durfte auch rauchen, vorher aber in Gegenwart der Seinen das Frühstück einnehmen, das ihm vortrefflich mundete: Tee und langentbehrte Butter zum weißen Gebäck! Er ließ durch Grete reichlich davon an die entzückten Kinder verteilen. Ihm war leicht zu Mute. Als ihn wieder die blauen Rauchwölkchen umwirbelten und er den duftenden Dampf der, wie es ihn däuchte, köstlichen Zigarette durch die Nase einsog, schien ihm das ganze Ereignis ein nichts weniger als trauriges Abenteuer.

## II

Nun war er wieder zu Hause. Er saß auf dem gewohnten Platze im Kinderzimmer, in dem alten weichen, grünen Lehnstuhl an Dorls Bett, dem Nikis gegenüber. Die schwarzeingefaßte plumpe Wanduhr mit den abgerundeten Ecken, ein Stück aus der eigenen Kinderzeit, tickte, in dem hochbeinigen schwarzen Eisenöfchen, das Feuerung sparend an den Kachelofen angeschraubt war, knackte das Holz, die vielen verglasten Lichtbilder an der Wand über seinem Bette glänzten, Niki saß an seinem weißen Pult an der Schularbeit, Dorl übte im Schlafzimmer nebenan mit steifen Fingerchen am Pianino. . . . Aber zwischen früher und jetzt lag die Kluft der Zeit, und er sah das Einst im traurigen Spiegel der Gegenwart. Es war anders gewesen, als er zuletzt an die Vergangenheit anknüpfte, damals, da er aus dem Felde heimgekehrt war: trotz der Trauer über das schmähliche Ende all der Plage und Sehnsucht hatte ein festlicher Schimmer dankbaren Glückes ihm die Zeiten verwoben, er hatte wochenlang, wie aus einem Traum erwacht, die wonnige Gewißheit, wieder da zu sein, schlürfend genossen, hatte jede kleine Tatsache des behaglich hingleitenden Alltags sich als Besitz, als Geschenk bestätigt, manchmal in der Nacht war es wie ein Rausch über ihn gekommen, und er hatte die Hände gefaltet und sich gesegnet. Jetzt aber hatte er nur ein unwahrhaftiges Lächeln für die aufmerksame Fürsorglichkeit, die ihn umgab, und das Weh, das ihm auf der Seele lag, stieg oft als Bitterkeit in ihm empor. Die eilfertige Betulichkeit, mit der ihm Niki die Krücken bereit hielt, wenn er sich zu erheben Anstalt machte, die ängstliche Achtsamkeit, mit der ihm Dorl jede Regung zu ersparen bemüht war, bedrückten ihn, ja er empfand die geschäftige Betreuung der beiden Kleinen zuletzt nur als Belästigung und rächte sich dafür in selbstquälerischer Wollust durch Ungeduld und Plackerei. Was ihm sonst der Inbegriff gemütlichen Daseins geschienen hatte, das enge Aneinandersein in dem durch die mangelhaften Heizverhältnisse beschränkten Wohnraum, das war ihm jetzt Drangsal, dünkte ihn manchmal unerträglich. Mit scharfen Blicken beobachtete er die häusliche Besorgung seiner Frau, untätig auf seinem

Stuhl. Sonst hatte er auf demselben Platze gelesen oder war in das dritte der der Familie während der kalten Jahreszeit zur Verfügung stehenden Zimmer an seinen Schreibtisch gegangen, hatte sich für das, was sich um ihn abspielte, nur dazu aufgerufen, Aufmerksamkeit abgenötigt; jetzt war er wie ein Feind hinter allem her, was ihn nicht unmittelbar betraf, und kämpfte nur mit Mühe Bemerkungen nieder, die gallig ausfallen mußten. Sich selbst überlassen, sann er über das nichtige Leben nach, stellte sich die trübselige Zukunft vor, berechnete das jämmerliche Schicksal der Kinder, die heranwachsen würden zu Menschen mit unerfüllten Hoffnungen. Wie ganz anders hatte er sich die Entwicklung seines Hauses gedacht. Sie waren auf dem besten Wege gewesen vom Wohlstand zur Ansehnlichkeit, man hätte wohl Reichtum sagen mögen. Das alles hatte nicht so sehr der Krieg wie der der Niederlage folgende täglich sich verschlimmernde wirtschaftliche Mißstand zerstört. Denn mit den Erträgnissen des sonst nicht unbeträchtlichen Vermögens, das Grete seit dem Tod ihres reichen Vaters zur Verfügung stand, war den Bedürfnissen des Haushalts, wie sie die ins Ungeheuerliche wachsende Teuerung, der Wucher mit allen Lebenserfordernissen emportrieben, nicht gedient, und sein eigener Beitrag zur Wirtschaft, der Ruhegehalt eines nach kurzer Dienstzeit verabschiedeten Beamten, fiel kaum überhaupt mehr ins Gewicht. Es war Mamas, der sparsamen Witwe, Seelenkummer, daß Hubert sein Amt aufgegeben, es trotzig und in Unmut über den Umschwung der jungen Volksregierung zur offenbaren Pöbelherrschaft hingeworfen hatte; sie war stolz darauf gewesen, daß ihr begabter Sohn in kurzer Zeit eine glänzende Laufbahn durcheilt und sich so dem mißtrauischen Schwiegervater gegenüber zur Geltung gebracht hatte; daß der ehrliche, aber unbequeme Kaufmann nicht mehr am Leben war — Hubert hatte sich dadurch der sonst unausbleiblichen Scheu vor kopfschüttelndem Vorwurf des Erfolgreichen überhoben gesehen — war ihr ein um so geringerer Trost, als damit der Verbrauch des ererbten Gutes ohne Aussicht auf Hilfe in Notlagen nur näher gerückt schien. Daß ein Mann von der stolzen und edeln Gemütsart ihres einzigen Kindes, ein Offizier, der, wegen Tapferkeit ausgezeichnet, aus mörderischen Schlachten heimgekehrt war, um sich von wüsten Bubenfäusten das Kennzeichen seines Standes herabreißen zu lassen, nur mit Ekel und Selbstverachtung sich hätte demütigen können, im Dunstkreis solcher von den dermaligen Machthabern geduldeten, ja geförderten Gesinnung seinem auch ansonsten erniedrigten Berufe nachzugehen, war ihr zwar begreiflich, dennoch aber erwog sie die Nachteile seines übereilten Verzichts mit Seufzen, zumal da sich gerade in dem Stand, den er mit scharfer Wendung verlassen hatte, die nicht unergiebigen Folgen gelockerter Zucht zum Vorteil der Zurückbleibenden geltend machten. Derlei Auseinandersetzungen, die aus nur zu häufigen Anlässen sich ergaben, waren, da sie zu nichts führen konnten als zu unmutigen Vergleichen der jetzigen mit der einstigen wie der verscherzten Lage, um so erbitternder, als der an seinen Stuhl gefesselte, vielmehr sich selbst daran fesselnde „Krüppel" als ein unermüdlicher und grausamer Beobachter aus nächster Nähe den zermürbenden Kampf erlebte, den der vornehm eingerichtete Haushalt gegen die herabziehende Not kämpfte. Die Unzulänglichkeit, die man

nach außenhin einzugestehen noch nicht Anlaß hatte, machte sich nach innen auf das Peinlichste fühlbar. Zumal für Hubert selbst. Er, der sonst täglich sein heißes Bad genommen hatte, konnte jetzt Monate hindurch, ganz abgesehen von seinem derweilen noch hilflosen Zustand, überhaupt nicht baden, die Wäsche nicht mehr täglich, sondern kaum zweimal in der Woche wechseln; er saß an schmutzigen Tischtüchern, im schlecht gelüfteten Zimmer, das dem gemeinsamen Leben mehrerer Menschen zu dienen hatte; Fleisch kam nie, gutes Gemüse nur in geringer Menge auf den Tisch, Milch, Butter, Eier, Reis fehlten seit Monaten, sogar an Brot war zuweilen Mangel, und der Wein, dessen raschen Verbrauch ihm schon in guten Zeiten Grete gelegentlich zum Vorwurf gemacht hatte, war, selbst auf das Mindestmaß beschränkt, in der allgemeinen Entbehrung des Notwendigsten fast ein sündhafter Genuß. Auch die keineswegs schmackhafte Zigarette, deren der Untätige trotz aller Einteilung stets mehr entzündete, als er hinterher auch vor dem nachsichtigsten Gewissen zu rechtfertigen vermochte, mußte, weiter im Preise steigend, bald zum Frevel werden. Daß Mama, die ihm gewiß alles gönnte, manchmal mit einem scheuen Wort an solche kostspielige Bedürfnisse rührte, etwa, wenn er nach der Zigarettenbüchse langte, mit leiser Stimme: „Mußt du wieder rauchen?“ fragte, konnte ihn, obwohl oder weil er sich's selbst im Innern mahnend sagte, erbittern. Aber wenn gar Grete eine Bemerkung fallen ließ über Auslagen, die er etwa an Bücher wandte, wie sie ihm nach wie vor eine große Handlung in regelmäßigen Abschnitten ins Haus sandte, fuhr er auf. Mama hatte ihm früher des öftern geradezu Mahnpredigten gehalten wegen der ihrem Bedünken nach vermeidbaren Anschaffungen für seine Person, hatte darauf hingewiesen, daß Grete das Unmaß seiner Bedürfnisse verdrießen müßte; je nach seiner Stimmung hatte er gutmütig, ja reuig zugegeben, daß sie recht hätte, oder ihre Meinung im einzelnen Falle ohne Erfolg bekämpft. Seit der Krieg alles ins Wanken gebracht und sein unglückliches Ende mit den darauf folgenden Wirren der Demagogenwirtschaft im verarmten Lande Reiche zu Bettlern gemacht und gewissenlose Ausbeuter emporgewirbelt hatte, war das Mißverhältnis zwischen seinen eigenen Anforderungen und dem überhaupt zur Wirtschaft Verfügbaren in dem von größeren Sorgen bedrängten Haushalt zurückgetreten, denn wenn ein Nachtmahl, das sonst kaum zwei Kronen gekostet hatte, jetzt, auf das Nötigste beschränkt, das dreißig- bis fünfzigfache verschlang, kam dagegen der an und für sich geminderte gelegentliche Aufwand für das Überflüssige kaum mehr in Betracht, ja es geschah nicht selten mit dem Gefühle trotziger Lust, daß er den Kaufpreis einer schlechten Wurst für ein neues Feuerzeug verschwendete. War doch dem schließlichen Zusammenbruch des unterwühlten Besitzes nicht mehr Einhalt zu tun.

## III

Es war bisher gelungen, Besucher abzulehnen. Aber eines Tages stand dennoch Emil Watzik im Zimmer. Auf schier unbegreifliche Weise war der Schwerhörige hereingelangt.

Emil Watzik Edler von Treuimfeld, Sohn eines Feldmarschalleutnants, dem es

zum Schmerz der Witwe nicht mehr vergönnt gewesen war, den Dienst-titel Exzellenz in den wirklichen Geheimen Rat überzuführen, hatte Hubert als Gleichaltriger seit Kindheitstagen jeweils eine Wegstrecke begleitet, war, während jener im politischen Dienst halb ländliche Amtssitze durchwandert hatte, bei der Finanzbehörde angestellt, in der Hauptstadt verblieben und hatte sich endlich mit ihm im selben Ministerium zusammengefunden, an Rang freilich hinter dem rasch Beförderten zurückbleibend. Nicht unbegabt, aber ein bequemer Schlenderer, verachtete er so ziemlich alle Berufsgenossen, von denen ihn die einen gesellschaftlich, die andern geistig gering dünkten, war wegen seiner gehässigen Bemerkungen, die der Rechtfertigung einer überragenden Stellung ermangelten, allenthalben mißliebig und endlich seines körperlichen Gebrechens wegen mit dem Gnadengeschenk des höheren Rangstitels in den Ruhestand versetzt worden. Nun hatte der an den bequemen Tagestrott des untätigen Beamten Gewöhnte den Boden unter den Füßen verloren und, da dem anspruchsvollen Junggesellen der geschmälerte Bezug bei der Teuerung kaum mehr den bescheidensten Lebensgenuß ermöglichte, alles Selbstgefühl eingebüßt. Verwaist und ohne Verwandtenbeziehung, pilgerte er bei den wenigen Menschen umher, die ihm so etwas wie Freunde vorzustellen hatten, in endlosen Gesprächen die Zeit und sein Schicksal darin beklagend und ratlos Unwillig-Höfliche um Zustimmung zu seinen Klagen quälend. Hubert hatte ihm, dessen gebildete Weltbetrachtung den Schwatz der andern angenehm unterbrach, dessen boshafter Witz, da er ihn nur ab und zu kostete, ihn unterhielt, eine gewisse auszeichnende Zuneigung verraten, die jener zur Vertraulichkeit nicht so sehr zu vertiefen, als seiner egoistischen lässigen Natur gemäß zu erbreitern Gelegenheit nahm, was Hubert hinwiederum ärgerte und um der Nichtachtung willen, die der Rücksichtslose walten ließ, endlich verdroß. Ahnungslos war Watzik auf dem Fuße verharrt, den er sich herausgenommen hatte, und da es Hubert nicht über sich brachte, den Einsamen geradezu zurückzustoßen, hatte der der Aussprache Bedürftige ihm den ohnehin unersprießlichen Aufenthalt im Amte nachgerade verleidet. Nicht zuletzt, weil er damit diesen und anderen auf die Dauer unerträglichen Verhältnissen entging, hatte er, so sehr ihm der Abschied von den Seinen an das Herz griff, das Einrücken zu den Waffen wie eine Erlösung begrüßt. Nach dem Kriege hatte er Watzik nur noch einmal gesehen und spöttische Anmerkungen des Hinterlandstaktikers über seine Feldauszeichnungen mit derselben ingrimmigen Wehrlosigkeit hingenommen, wie früher ähnliche Anzüglichkeiten, die seine durch Eifer, Geschick und Begabung erzielten Beamtenerfolge betrafen.

Mit einem zweideutigen Lächeln reichte er jetzt dem mit dem Diener zugleich eintretenden Besucher die Hand, während Niki und Dorl, die unzertrennlichen Begleiter seines unfrohen Tagewerks, den untersetzten Ankömmling mit Neugierde betrachteten und Grete die Türe zu ihrem Schlafzimmer noch rasch zu verschließen Zeit fand.

Da er sich nicht in der Lage wußte, auch nur das Geringste zur Abkürzung der Unterhaltung zu unternehmen, überkam ihn die Sieghaftigkeit dieses Überfalls wie eine lähmende Ohnmacht.

Emil Watzik aber war unbefangen, freundschaftlichen Gleichklangs um so gewisser, als seine wachsende Halt- und Hilflosigkeit ihn weicher, wenn auch nicht herzlicher gemacht hatte. Seine Beredsamkeit hatte etwas Irres. Hatte er sonst seinen ihm selbst vergnüglichen Spott sprudelnd und schäumend ausgegossen, wobei das häufige Lachen die an und für sich undeutlichen Worte verschüttete, so war er nunmehr eintönig, starrte oft mit düsterm Blick vor sich hin und beachtete die spärlichen Antworten kaum, die Hubert mehr aus Artigkeit als aus Teilnahme mit erhöhter Stimme anbrachte. Nur das ruhelose Wandern war dem Schwerfälligen geblieben. Der Raum war durch Geräte beschränkt, Watzik mußte immer wieder seinen Leib an einem hervorstehenden Tisch, den Bücher bis an den Rand bedeckten, zwischen Stühlen vorbei- und hindurchschieben; er entledigte sich der ihm offenbar gar nicht bewußten Aufgabe mit Geduld, zog aber Huberts erregten Blick auf allen diesen Wanderungen und Windungen quälend hinter sich her. Auch Niki und Dorl unterbrachen des öftern ihr flüsterndes Spiel, der unaufhörlichen Bewegung des sonderbaren Gastes staunend mit den blauen Augen zu folgen. Watzik beklagte sein Los. Indessen hielt ihm Hubert im Geiste folgende Rede: Ich kann dich nicht eigentlich bedauern, so kläglich du dich gibst, Dickkopf. Du hast ein nur zu bequemes Leben hinter dir, und daß es dir jetzt nicht mehr so gut, vielleicht sogar wirklich schlecht geht, ist nur „poetische Gerechtigkeit". Und du bist ein so krasser Egoist, daß du mich, der ich dasitze mit einem Stelzbein und aus einer verheißungsvollen, zielbewußten und viel beneideten Laufbahn geschleudert worden bin, während dir nur ein unfruchtbares Scheindasein endlich abgekappt worden ist, nicht einmal bemerkst. Du bist trotz deiner, wie ich dir gern einräume, gediegenen Bildung und deinen vortrefflichen Geistesanlagen so kalt und leer, daß du in deinem Hintrollen nicht einmal nach einer Frau Umschau gehalten hast, denn es hat dir bequemer geschienen, dich auch mit ergrautem Strubelkopf noch von der Mutter pflegen zu lassen, statt selbst dein Leben tüchtig in die Hand zu nehmen. Wenn du dich heute aus der Welt verlierst, wird niemand dir eine Träne nachweinen. . . . Da aber ward es ihm klar, daß dieser unwirsche, haltlose Mensch dort eine Mutter besessen hätte, die ihn als ihr einziges Kind nicht nur verzogen, sondern auch geliebt hatte. Und er erinnerte sich des rührenden Eindrucks, den vor einigen Jahren die tiefe Trauer des unmännlichen Mannes auf ihn gemacht hatte, da er ihn beim Leichenbegängnisse dieser Mutter beobachtete. Hatte der arme Watzik nach dem Tode des verehrten Vaters mit der Mutter nicht eben alles verloren, was ihm das Leben überhaupt gewährt hatte? Was bedeutete denn im Grunde die sogenannte bürgerliche Beschäftigung gegenüber dem wahrhaftigen Zusammenhang von Eltern und Kind, dem gebreiteten Flug der Seele durch den Himmel ihrer Heimat? Ob jener ein mehr oder minder nachlässiger Beamter gewesen war, kam dagegen nicht in Betracht. . . . Freilich, er hatte die Pflicht nicht geachtet, sich über sie hinweggesetzt. Aber war das letzthin seine Schuld, da diese Pflicht, wie sie die meisten verstanden, doch bloß Selbstbetrug oder gar schnöden Augendienst bedeutete? Er hatte als junger Mensch einen sogenannten Beruf ergriffen, weil ihm als dem Sohne Besitzender, der doch nicht

Reichtümer sein eigen nennen durfte, die Gepflogenheit eine derartige Bestimmung auferlegte: war er deshalb dem äußerlichen Gehaben irgendwie mit seinem besseren Ich genähert worden? . . . Da sagte Watzik, in seinem „Weben" innehaltend: „Wir Pensionisten müssen zusammenhalten. Wir werden sonst an die Wand gedrückt. Du solltest dich auch in unsern Versammlungen betätigen." „Wir Pensionisten!" Er, Hubert, und der armselige Watzik! Jawohl, armselig, denn er lebte ja doch noch in der Stickluft des Beamtentums, setzte seine alte Nörgler- und Neiderrolle, die einzige, die er mit seinem Ich zu erfüllen sich je die Mühe genommen hatte, nein, die ihm auf den Leib, die Seele zugeschnitten war, im Ruhestande fort, schob sich mit geballter Faust die Wände des öden Gebäudes entlang, das er zu verlassen gezwungen worden war, besuchte die Versammlungen Widersprechender, solcher, die sich lärmend verwahrten gegen ein Unrecht, das, wie sie es sonst an andern geübt hatten, jetzt an ihnen sich vollzog. Sicherlich, die Ruheständler waren übel daran, und den im Dienst Verharrenden trachtete die armselige Regierung, unfähig, die Verhältnisse selbst durch lautere Tatkraft zu bessern, auf Kosten der Gesamtbevölkerung immer wieder aufzuhelfen: aber war nicht Beamtenschaft überhaupt, ob betätigt oder verabschiedet, ein seelischer Mißstand, dem ein rechtlich und selbstbewußt denkender Mensch, wenn die alles verklärende Eitelkeit einmal von ihm abgefallen war, mit Überzeugung, mit Verachtung sich entziehen mußte in einem Staate, der, der sittlichen Triebkraft, stille Helden unscheinbarer Pflichterfüllung heranzubilden, längst ermangelnd, nur dem Schein- und Afterwesen sich als nährender Sumpfboden erwiesen hatte? Und jener, der wahrlich weniger als irgendeiner das Recht besaß, sich als einen Staatsdiener zu betrachten, da er nur auf Kosten der Allgemeinheit Jahre durchbummelt hatte, gebärdete sich jetzt, weil ihm die Möglichkeit verkürzt worden war, weiter vom Staate zu zehren, wie ein Märtyrer, rief Himmel und Hölle für sein vermeintliches gutes Recht auf, wühlte in Versammlungen der „Betrogenen"! Nein, mit diesem Krüppel hatte er, Hubert, wahrlich nichts gemein.

. . Immerhin, die Unzufriedenheit der Entlassenen war nicht unbegründet, wenn sie mit dem ihren das Los der Kleber und Streber verglichen, gar der in die Lücken rasch hineingestopften Günstlinge und Parteigänger, die sich ohne die ihren Vorgängern zugemuteten Enttäuschungen und Drangsale, ohne Vorbildung und Verdienst der mühelos erlangten Vorteile gesicherter Versorgung erfreuen durften. Unmutige Neugierde ließ ihn eine Frage tun. Mit wonniger Gehässigkeit ward sie beantwortet. „Jawohl, der alte Schuft lebt und gedeiht. Er hat sich mit bewährter Charakterlosigkeit wieder zur Verfügung gestellt. Und man kann ihn immer noch brauchen. Dem Erzschwindler ist bisher jeder aufgesessen." Und er nannte noch einige Namen, gefiel sich darin, die Unwürdigkeit ihrer wetterwendischen Träger mit den schärfsten Ausdrücken zu brandmarken. Hubert verfiel wieder in seine schweigende Ansprache (wobei er sich daran erinnerte, wie Freund Benedikter, der sonst eine so gewichtige Amtsmiene aufzusetzen verstand, Watziks Taubheit vertrauend, dem Ahnungslosen vor belustigten Ohrenzeugen mit bubenhaftem Behagen die gröbsten Schimpfworte versetzte): Und du selbst, der du dich jetzt so ereiferst über

alle die, denen gelungen ist, was dir hat mißraten müssen? Wo wäre deine Gesinnung geblieben, wenn du dich den neuen Machthabern aufzunötigen in der Lage gewesen wärest? Hast du denn einen Augenblick nur den Widerstand deines Gewissens erlebt gegen ein Weitermachen unter so von Grund auf geänderten Umständen, den Widerstand, den gar manche der von dir wegen ihres äußern Erfolges Beschimpften mit Bitterkeit in sich haben ertöten müssen, weil sie die nackte Notwendigkeit, um Weibes und der Kinder willen weiter zu dienen, vor sich sahen und vernünftig genug waren, sie ins Auge zu fassen?

Als Watzig endlich gegangen war, ließ Hubert, trotz dem kühlen Märztag, die Fenster öffnen. In seinen Plaid gehüllt, saß er schweigend und verstimmt. Da fühlte er einen warmen Kuß auf seiner linken Wange. Niki war an ihn herangeschlichen und drückte ihn nun, da er sich verraten hatte, nur um so inniger an sich.

(Fortsetzung folgt)

# Die Einsteinsche Gravitationstheorie

Von

## Gustav Mie

Mit gutem Grund fesseln physikalische Entdeckungen meistens nur dann die allgemeine Aufmerksamkeit, wenn sie durch praktische Anwendungen Einfluß auf die Gestaltung des menschlichen Lebens gewinnen. Das menschliche Leben — wo man es anpackt, ist es interessant! Aber es gibt auch rein wissenschaftliche, physikalische Theorien, die ein allgemeines menschliches Interesse beanspruchen dürfen, nämlich diejenigen Theorien, welche sich mit dem allgemeinen Bild der Welt befassen, der Welt, in der sich das Menschenleben abspielt. So haben an der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit Kopernikus, Kepler und Newton, schrittweise vorgehend, Theorien entwickelt, die trotz ihres streng physikalischen Charakters doch die gesamte Menschheit des westlichen Kulturkreises in Breite und Tiefe geistig gewaltig beeinflußt haben.

Es wird für das Verständnis meiner späteren Darlegungen gut sein, wenn wir eine kurze Weile den geistigen Prozeß betrachten, den diese drei Männer in der Menschheit hervorgerufen haben. Sie haben das geozentrische Weltbild der antiken Philosophie, das auch im Mittelalter die Geister beherrschte, vollkommen vernichtet und den Köpfen der Menschen ein neues Weltbild eingepflanzt. Was war das Wesentliche an dem alten Weltbild? Ich glaube dieses: daß nach ihm die Welt in mehrere, ihrem innersten Wesen nach vollkommen verschiedene Regionen zerfiel. Während die innerste Region, die von der Erde eingenommen war, von Natur überaus kompliziert und verworren war, so daß sich in ihr keine oder doch nur ver-

einzelte, einfache, vernunftgemäße, mathematische Gesetze erkennen ließen, zeigte im schärfsten Gegensatz dazu die äußerste Region, die der Fixsterne ein streng gesetzmäßiges Verhalten, sie führte ein überirdisches Dasein, voll göttlicher Ruhe, Klarheit und Ordnung, was man an dem ewig gleichbleibenden Bilde des Fixsternhimmels und an der ewig gleichbleibenden Rotation der Gestirne um die Erdachse erkennen zu dürfen glaubte; und die mittlere Region, die der Planeten, zeigte auch in ihrem Wesen eine mittlere Beschaffenheit, welche weder die Verworrenheit der irdischen Region, noch die vollendete Klarheit und Einfachheit der Fixsternregion hatte. An die Stelle dieses Bildes setzte das Werk von Kopernikus, Kepler, Newton das neue Weltbild der e i n e n überall wesensgleichen Welt, in welcher sich auf allen Gestirnen dieselben Stoffe und dieselben Kräfte wiederfinden, wie auf der Erde, in welcher die Erde selbst nur ein kleiner Geselle ungeheuer vieler wesensgleicher Genossen ist, in welcher die großen Bewegungen der Himmelskörper durch dasselbe Gesetz der Schwerkraft regiert werden, das wir auf der Erde an einem geworfenen Stein beobachten können. Während aber die Bewegungen der Himmelskörper, auch die der Erde, im großen durch einfache, klare Gesetze gelenkt werden, so herrscht im kleinen auch auf den anderen Himmelskörpern eine ähnliche Verworrenheit und Verzwicktheit der Erscheinungen, wie wir sie von unserer Erde kennen.

Dieses Weltbild ist durch die physikalischen und astronomischen Forschungen der folgenden Jahrhunderte weiter entwickelt und vertieft worden und scheint nun in eine neue Phase eintreten zu wollen. Immer mehr stellt sich durch unsere Forschungen heraus, daß die Einheitlichkeit der Welt noch tiefer geht, als man früher wissen konnte. Hinter dem scheinbar so verworrenen Getriebe der alltäglichen Naturvorgänge, hinter der Mannigfaltigkeit der Stoffe und Kräfte, aus denen die Welt aufgebaut ist, steckt verborgen e i n e grandiose Einheit, die gerade durch die neueren Forschungen der Physik immer deutlicher ans Licht gebracht wird. Auf diese Einheit im Wesen der Dinge weisen auch die von Einstein aufgestellten Theorien, die sogenannte Relativitätstheorie und die auf ihr aufgebaute Gravitationstheorie, hin. Man darf nicht etwa denken, daß diese Theorien für sich allein eine neue Phase der physikalischen Erkenntnis der Welt bedeuten; aus dem Zusammenhang mit der übrigen Entwicklung der physikalischen Theorien herausgerissen, würden sie kein allgemeines Interesse beanspruchen können, und nur die Mathematiker könnten ihren schönen Aufbau erkennen und bewundern. Betrachtet man sie aber im engen Zusammenhang mit der neueren Entwicklung der Physik überhaupt, so tritt die eben beschriebene Tendenz dieser Entwicklung an ihnen besonders deutlich und eindrucksvoll hervor. Das Ziel der folgenden Darlegungen ist: an der Hand der Einsteinschen Theorien die neuere Entwicklung unseres physikalischen Weltbildes darzustellen.

## Die Orientierung im Raum

Wir müssen mit einigen sehr allgemeinen Überlegungen beginnen und versuchen, über eine der ersten Voraussetzungen der Erforschung der Welt Klarheit zu ge-

winnen, nämlich über die Möglichkeit, uns in Raum und Zeit zu orientieren. Diese Orientierung beruht wesentlich auf dem Begriff der Kongruenz. Wir müssen beispielsweise angeben können, ob ein Raumpunkt B von einem Punkt A ebensoweit entfernt ist wie $B^1$ von $A^1$, m. a. W. ob die Abstände AB und $A^1B^1$ kongruent oder gleich sind, oder ob das nicht der Fall ist. Durch die Aussage, daß die beiden Abstände AB und $A^1B^1$ gleich sind, setzen wir beide in eine Beziehung zu einander, in eine Beziehung, die durch zwei Eigenschaften charakterisiert ist. Erstens steht nämlich jede Strecke mit sich selbst in dieser Beziehung, „jede Größe ist sich selbst gleich". Zweitens sind „zwei Strecken, die beide einer und derselben dritten gleich sind, auch unter sich gleich". Diese beiden Sätze, welche die Beziehung der Gleichheit charakterisieren, sind die beiden „Axiome" der Gleichheit. Für die praktische Meßkunde ergibt sich das Problem, eine physikalische Operation ausfindig zu machen, deren Ergebnis darüber entscheiden soll, ob die beiden Strecken AB und $A^1B^1$ gleich sind, oder nicht, eine Operation, die so gewählt werden muß, daß die beiden Axiome der Gleichheit immer erfüllt sind. Sicherlich könnte man mancherlei verschiedene Operationen ausfindig machen, welche dieser Bedingung gehorchen; man würde, je nachdem man die eine oder die andere Operation wählt, zu ganz verschiedenen geometrischen Anordnungen der Dinge im Raum kommen, und doch wäre jede dieser Anordnungen in sich widerspruchsfrei.

Wenn man sich dies recht überlegt, kann man sich wundern, daß diese Wahlfreiheit nicht eine entsetzliche Verwirrung zur Folge gehabt hat? In Wirklichkeit hat aber die Menschheit überall einen ganz bestimmten, allein als gültig anerkannten Weg eingeschlagen, um zu der erforderlichen physikalischen Operation zu kommen. Der Grund hierfür liegt darin, daß es in der materiellen Welt viele Körper gibt, die man als physikalisch unveränderlich annehmen darf. Solche Körper nennt man „starre Körper". Es seien irgend zwei Punkte eines starren Körpers zu einer Zeit 1. in einer Lage I mit $A_1$ und $B_1$ bezeichnet, dieselben Punkte zu einer Zeit 2. in einer Lage II mit $A_2$ und $B_2$. Dann schließt die Annahme, daß der Körper sich physikalisch nicht verändert, den Satz ein, daß der Abstand der beiden Punkte derselbe geblieben ist, also nach dem ersten Axiom der Gleichheit $A_1B_1 = A_2B_2$. Einen starren Körper mit zwei oder mehr markierten Punkten nennt man einen Maßstab. Um nun irgend zwei Punktabstände CD und EF miteinander zu vergleichen, verfährt man folgendermaßen: Man bringt den starren Maßstab in eine solche Lage, daß zwei der auf ihm markierten Punkte, sagen wir A und B, gerade mit den Punkten C und D in Deckung sind. In diesem Augenblick sind also einerseits A und C, andererseits B und D identisch, also $AB = CD$. Wenn die beiden Punktpaare zu physikalisch unveränderlichen Körpern gehören, so bleibt diese Gleichung auch nach der Trennung bestehen. Man bringt darauf den starren Maßstab zu dem Punktepaar EF, und zwar so, daß wieder zwei auf ihm markierte Punkte mit E und F in Deckung sind. Sind die markierten Punkte gerade wieder dieselben A und B, so ist $AB = EF$ und folglich nach dem zweiten Axiom der Gleichheit $CD = EF$.

Man sieht also, daß diejenige physikalische Operation, die praktisch allein zur Entscheidung der Frage in Betracht kommt, ob zwei Punktabstände einander gleich sind, darin besteht, daß man einen starren Maßstab mit den betreffenden Punkten zur Deckung, oder, wie man auch sagt, in Koïnzidenz bringt.

Erfüllt diese Operation nun die Bedingungen, die wir vorhin an sie gestellt haben? Darüber kann natürlich nur die Erfahrung entscheiden. Ich vergleiche zum Beispiel zwei Maßstäbe und finde $AB = CD$. Zu einer späteren Zeit vergleiche ich wieder und finde $AB$ und $CD$ von einander verschieden. Da heißt: entweder ist $AB$ nicht mehr $AB$, oder $CD$ ist nicht mehr $CD$, ich bin zu einem Widerspruch mit dem ersten Axiom der Gleichheit gekommen. Daraus ziehe ich den Schluß, daß die Operation, die ich zur Entscheidung über die Gleichheit zweier Strecken angewendet habe, nicht richtig gewählt war. Entweder der Maßstab $AB$ oder der Maßstab $CD$ oder auch alle beide durften nicht als unveränderlich angenommen werden. Denn wenn der Abstand der beiden Marken zur Zeit 2. (wo ich ihn etwa $A_2B_2$ nennen will) nicht mehr gleich dem Abstand derselben Marken zur Zeit 1. (den wir $A_1B_1$ nennen können) ist, dann ist auch der als Maßstab verwendete Gegenstand, der die beiden Marken $A$ und $B$ trägt, zur Zeit 2. nicht mehr genau derselbe wie zur Zeit 1. Und nun wird der Widerspruch, in den ich mit einem der Grundaxiome geraten bin, die Veranlassung zu einer mehr oder weniger weit ausgedehnten Experimentaluntersuchung. Hat sich einer der beiden Gegenstände oder haben sich gar beide geändert, so verlangt das Prinzip der Kausalität, daß diese Änderung eine bestimmte Ursache habe.

Bei der Erforschung dieser Ursache wird der menschliche Geist auch weiterhin fortwährend durch die Grundsätze und Axiome des Verstandes geleitet, die wie Leitsterne vor ihm leuchten. Aber das Eigentümliche dabei ist, daß die Verstandesprinzipien nicht genügen, um zu einem bestimmten Bild von der Welt zu kommen. Wollten wir uns auf einen rein verstandesmäßigen, streng mathematischen Standpunkt stellen, so würden wir immer unendlich viele Möglichkeiten finden, die Welt logisch widerspruchsfrei zu beschreiben. Wir haben das eben schon beim allereinfachsten Beispiel, der Untersuchung der Gleichheit zweier Abstände gesehen. Der Verstand allein gibt uns keine Anhaltspunkte dafür, welche Körper man als unveränderlich oder wenigstens als nahezu unveränderlich anzunehmen habe. Sondern hier tritt die menschliche Vernunft in Tätigkeit. Die Vernunft verlangt, daß die Beschreibung der Welt nicht allein verstandesmäßig richtig sei, sondern daß sie außerdem auch so einfach und klar durchsichtig sei, wie irgend möglich. Jede Komplikation, jede Veränderung, jede Verschiedenheit des Verhaltens, deren Annahme uns nicht durch die Beobachtungen aufgezwungen wird, muß als unnötige Willkür aus der Beschreibung der Dinge ausgemerzt werden. Beispielsweise: da es eine große Anzahl von Körpern gibt, die man, ohne in Widersprüche mit den Leitsätzen des Verstandes zu kommen, wenigstens mit großer Annäherung als unveränderlich ansehen k a n n, so m u ß man diese Körper auch als ungefähr unveränderlich ansehen, obwohl mit

den Grundsätzen des Verstandes allein auch andere kompliziertere Beschreibungen dieser Körper vereinbar wären.

Sind wir in einen Widerspruch mit den Axiomen der Gleichheit geraten, so können wir, wie wir eben gesehen haben, die Körper nicht mehr als vollkommen unveränderlich ansehen. Dann muß eine experimentelle Untersuchung zur Aufklärung über die Ursache der Veränderung führen, und bei dieser Untersuchung ist darauf zu achten, daß jede unnötige und willkürliche Komplikation in der Beschreibung des Tatbestandes vermieden wird. So kommt man schließlich zu dem Resultat, zum Beispiel: daß sich die Temperatur der Maßstäbe geändert habe; oder: daß in der Materie der Maßstäbe irgendwelche langsamen Veränderungen, entweder chemische Umlagerungen oder Ausgleich schwacher innerer Spannungen, vor sich gehen; oder auch vielleicht: daß sie sich durch den Einfluß der Schwerkraft verschieden deformieren können. Jedenfalls hat sich bisher gezeigt, daß es immer eine bestimmte Art der Beschreibung der Dinge gibt, die als allgemein gültig anerkannt wird, und jeder Physiker ist von der Überzeugung durchdrungen, daß es tatsächlich eine Art der Beschreibung gebe, welche nicht nur die einfachst mögliche ist, sondern welche auch zu einer die menschliche Vernunft befriedigenden Entwirrung der auf den ersten Blick so ungeheuer verworren scheinenden natürlichen Vorgänge führt. Diese Überzeugung, welche sich die menschliche Vernunft niemals rauben lassen wird, ist ein metaphysisches Prinzip der Naturforschung, ein Prinzip, welches sich nicht mathematisch formulieren läßt, welches aber doch von größter Wichtigkeit ist. Dieses Prinzip hat schon Kant (Kritik der reinen Vernunft, Anhang zur transzendentalen Dialektik, Von der Endabsicht der natürlichen Dialektik der menschlichen Vernunft) als einziges metaphysisches Prinzip der Naturwissenschaft anerkannt, es liegt jener sichtenden Tätigkeit der Vernunft zugrunde, von der wir eben so ausführlich gesprochen haben. Daß man aber entsprechend diesem Prinzip bisher immer wirklich zu einer, von allen Sachkundigen als allein richtig anerkannten Beschreibung der Natur gelangt ist, deutet darauf hin, daß das Prinzip in der Natur der Dinge objektiv begründet ist, daß, wie man sagen könnte, den Dingen eine Vernunft innewohnt.

Hat die nach diesem Prinzip geführte experimentelle Untersuchung ergeben, aus was für Ursachen man Änderungen eines Maßstabes anzunehmen hat, und wie groß man diese Änderungen rechnen muß, so setzt sich nunmehr die Operation, durch welche über die Gleichheit oder Ungleichheit von Punktabständen entschieden wird, aus folgenden Teiloperationen zusammen: Erstens bringt man zwei Punkte des Maßstabes in Koïnzidenz mit den Punkten, deren Abstand gemessen werden soll. Zweitens ermittelt man durch ein experimentelles Verfahren den physikalischen Zustand des Maßstabes, soweit er auf die Abstände seiner Punkte Einfluß haben kann. Drittens rechnet man aus, welche Punkte des Maßstabes bei einem fest angenommenen Normalzustand mit den Endpunkten des zu messenden Abstandes in Koïnzidenz kommen würden. Praktisch benutzt man nur Maßstäbe aus beinahe unveränderlichem Material, so daß die zweite und dritte Teiloperation nur zu einer kleinen

„Korrektur" des Resultats der ersten Teiloperation führen. Alle Operationen, aus denen sich nun die Messung zusammensetzt, sind von vornherein so eingerichtet, daß man bei Berücksichtigung aller Umstände niemals mehr zu einem Widerspruch mit den Axiomen der Gleichheit kommen kann.

Das nächste, was wir zu einer Orientierung im Raume brauchen, ist die Konstruktion von geraden Linien. Rein begrifflich ist die gerade Linie durch das folgende Axiom bestimmt: „Die geradlinige Verbindung zwischen zwei Punkten A und B ist eine einzigartige Verbindungslinie." Um die Bedeutung dieses Axioms der Einzigartigkeit näher zu erläutern, wollen wir uns eine beliebige Verbindungslinie zwischen A und B denken und auf ihr einige beliebige Punkte C, D, E anmerken. Wir werden dann eine andere Verbindungslinie zwischen A und B mit der ersten kongruent nennen, wenn man auf ihr entsprechende Punkte C', D', E' anmerken kann (vgl. Fig. 1), derart, daß die Abstände $AC = AC'$, $CD = C'D'$, $DE = D'E'$, $EB = E'B$, und zwar für jede beliebige Wahl der Punkte C, D, E auf der ersten Linie. Wenn es nun eine von ACDEB ganz verschiedene und

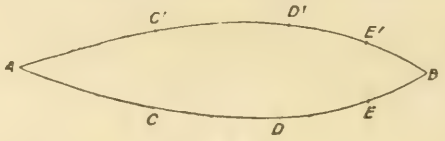


Fig. 1.

doch mit ihr kongruente Verbindungslinie AC'D'E'B gibt, so ist ACDEB nicht einzigartig, dann ist es keine gerade Linie, denn die geradlinige Verbindung ist einzigartig, nur mit sich selber kongruent.

Die Entscheidung darüber, ob eine Verbindungslinie zwischen A und B geradlinig ist oder nicht, ist also auf Kongruenzprüfungen zurückgeführt, und dieselbe physikalische Operation, welche über „gleich oder ungleich?" entscheidet, muß letzten Endes auch über „gerade oder krumm?" entscheiden. Nun muß die gerade Linie aber außer dem Axiom der Einzigartigkeit noch zwei andere Axiome befriedigen. Erstens m u ß es immer e i n e, aber auch n u r eine Verbindungslinie zwischen zwei Punkten geben, die den Charakter der Einzigartigkeit trägt, und die Teilstrecken, aus denen sie sich zusammensetzt, müssen ebenfalls einzigartige Linien sein. Zweitens müssen zwei gerade Linien an verschiedenen Stellen des Raumes, AB und A'B', wenn ihre Längen, d. h. die Punktabstände AB und A'B', gleich sind, vollkommen kongruent sein. Diese Axiome bedeuten eine Verschärfung der Bedingungen, denen die physikalische Operation zu gehorchen hat, durch welche über die Kongruenz entschieden wird. Denn wenn diese Operation zu irgendwelchen Widersprüchen mit den neuen Axiomen führt, so ist sie noch nicht richtig gewählt, selbst wenn die Axiome der Kongruenz erfüllt sind. Nehmen wir nun an, wir wären im Besitz zweier völlig unveränderlicher starrer Körper, so würden wir die geraden Linien durch Deckoperationen mit ihnen konstruieren. Wir würden zwei Punkte A und B des einen Körpers mit zwei Punkten des anderen in Deckung bringen und nun den ersten

Körper bei festgehaltenen A und B drehen. Eine krummlinige Verbindung von A und B in dem ersten Körper, ACDEB, kommt dabei mit anderen und anderen Verbindungslinien AC'D'E'B, AC''D''E''B in dem zweiten Körper nacheinander zur Deckung. Nur die geradlinige Verbindung, die sog. Drehungsaxe, behält immer dieselbe Lage im zweiten Körper. Auf diese Weise prüft man zum Beispiel die Geradlinigkeit eines Lineals durch Umklappen um seine Kante. Kommt man bei der Anwendung dieser Operation in Widersprüche mit den Axiomen der geraden Linie, so folgt daraus, daß die Annahme nicht richtig war, daß die Körper starr und unveränderlich seien. Man hat durch eine experimentelle Untersuchung Ursache und Größe der Änderungen zu ermitteln und an den konstruierten Geraden die nötigen Korrekturen anzubringen.

Es gibt aber noch eine zweite, ungemein wichtige Methode, gerade Linien praktisch zu konstruieren, nämlich die optische Methode. Wenn wir annehmen, daß die Luft oder, außerhalb der Erdatmosphäre, der leere Weltraum ein vollkommen gleichförmiges optisches Medium sei, dann muß die Bahn eines Lichtstrahls, der die Punkte A und B passiert, die beiden Punkte geradlinig verbinden. Denn wenn das Licht einen Weg wählen sollte, zu welchem noch andere Wege genau kongruent wären, dann müßte in dem Medium eine besondere Ursache vorhanden sein, durch welche gerade der eine Lichtweg vor den anderen mit ihm kongruenten von dem Lichtstrahl bevorzugt würde, das Medium könnte dann nicht optisch gleichförmig sein. Da das Licht erfahrungsgemäß scharf definierte Strahlen hat, so müssen diese Strahlen also in einem optisch ganz gleichförmigen Medium geradlinig sein. So prüft man beispielsweise ein Lineal auf seine Geradlinigkeit, indem man an der Kante entlang sieht; wenn der Lichtstrahl, der vom letzten Punkt der Kante kommt, die sämtlichen anderen Punkte der Kante streift, so ist sie geradlinig. Die Eigenschaft des Lichtstrahls, eine gerade Linie zu sein, findet bekanntlich in der Meßtechnik zahllose Anwendungen, alle Messungen im Weltraum beruhen auf ihr. Für unsere Betrachtungen ist wichtig zu bemerken, daß die beiden Methoden der praktischen Konstruktion einer Geraden experimentell ganz unabhängig voneinander sind. Trotzdem muß verlangt werden, daß sie in ihren Ergebnissen übereinstimmen. Dadurch wird die Kontrolle über die physikalischen Annahmen, die den beiden Methoden zugrunde liegen, aufs neue verschärft. Aber durch vielfaches Hinundherprobieren und Experimentieren ist man unter der Leitung des Prinzips unserer Vernunft, daß das physikalische Bild von der Welt einfach und klar durchsichtig sein muß, schließlich immer zu allgemein und zweifelfrei anerkannten Festsetzungen gekommen.

Wir wissen nun also, wie man gerade Linien zu konstruieren und auch, wie man sie zu teilen hat. Aber damit ist die Grundlage zu unserer Orientierung im Raum noch immer nicht fertig. Die geraden Linien müssen zu Ebenen zusammengeschlossen werden, in den Ebenen werden Winkel, Dreiecke und andere Figuren konstruiert, schließlich wird aus Ebenen und aus den Schnittlinien dieser Ebenen ein Koordinatennetz durch den ganzen Raum zusammengewebt. Bei diesen Kon-

struktionen treten wieder neue Axiome hervor, und zwar, ähnlich wie wir es bei der Konstruktion der Geraden gehabt haben, auch neue unabhängige Axiome, durch welche der grundlegenden Kongruenz-Operation neue Kontrollen auferlegt werden. Ein sehr wichtiges von diesen Axiomen ist das Axiom der Existenz von Ebenen. Eine ebene Fläche ist dadurch charakterisiert, daß die geradlinige Verbindung zweier beliebiger Punkte auf ihr mit allen Punkten immer ganz in der Fläche liegt. Das genannte Axiom sagt nun aus, daß man zwischen zwei sich schneidenden Geraden immer eine ebene Fläche ausspannen kann. Dieses Axiom erweist sich in der Einsteinschen Gravitationstheorie als besonders wichtig für die Nachprüfung unserer Kongruenz-Operation.

### Die Orientierung in der Zeit

Über die Einordnung der Dinge und Ereignisse in die Zeit lassen sich ganz ähnliche Betrachtungen anstellen. Auch hier beruht die Orientierung auf dem Begriff der Kongruenz. Es muß eine physikalische Operation ausfindig gemacht werden, die darüber entscheidet, ob der zeitliche Abstand zweier Momente A und B kongruent oder gleich ist mit dem zweier anderer Momente A′ und B′, oder ob das nicht der Fall ist. Diese physikalische Operation muß so gewählt werden, daß die Axiome der Gleichheit erfüllt sind. Man legt der Operation wieder die Annahme zugrunde, daß es unveränderliche materielle Systeme gibt. In solchen Systemen kann sich ein bestimmter Vorgang immer wieder in derselben Weise abspielen. Wenn der Anfang und das Ende eines solchen unveränderlichen Vorganges einmal mit den Zeitpunkten A und B, ein anderes Mal mit A′ und B′ in Deckung, in Koïnzidenz gebracht werden kann, dann sind die zeitlichen Entfernungen AB und A′B′ als gleich anzusehen. Ein unveränderlicher Vorgang, den man zum Zeitmessen gelegentlich benutzt, ist beispielsweise das Herunterrieseln des Sandes in einer Sanduhr. Gewöhnlich aber benutzt man die sich immer gleichbleibenden Schwingungen eines Pendels oder einer Federunruhe oder auch einer Stimmgabel. Indem die Schwingungen sich aneinanderreihen, liefern sie uns sofort einen in lauter gleiche Teile eingeteilten Zeitmaßstab. Stößt man bei diesen Messungen auf Widersprüche mit den Axiomen der Gleichheit, so muß man, immer geleitet durch das schon mehrmals angeführte Prinzip unserer Vernunft, experimentell die Ursachen ergründen, warum die Annahme von der Unveränderlichkeit des der Messung zugrunde gelegten Vorganges nicht richtig ist, und eine Korrektur ermitteln, durch welche wieder eine Übereinstimmung mit den Axiomen gewonnen wird. Da die Zeit eindimensional verläuft, kann es so scheinen, als ob wir nun fertig wären, denn die Umständlichkeiten der dreidimensionalen Geometrie des Raumes fallen hier weg. Aber das Schlußstück der Geometrie fehlt uns doch noch, die Orientierung im Raum und die Orientierung in der Zeit stehen auch miteinander im Zusammenhang.

### Das Kontinuum Raum-Zeit

Die Kongruenz-Operation sowohl im Raum wie in der Zeit beruht immer auf der Beobachtung von Koïnzidenzen. Nun müssen wir uns aber darüber ganz klar

werden, daß es keine räumlichen Koïnzidenzen für sich und keine zeitlichen Koïnzidenzen für sich gibt. Man kann nur feststellen, daß zwei verschiedene Dinge in (nahezu) demselben Moment an (nahezu) demselben Ort sind, oder daß zwei verschiedene Ereignisse, die sich an (nahezu) demselben Ort abspielen, in (nahezu) demselben Zeitmoment eintreten. Was man also zunächst beobachtet, sind immer nur räumlich-zeitliche Koïnzidenzen. Wollen wir feststellen, daß zwei Gegenstände zu zwei ganz verschiedenen Zeiten denselben Ort passieren, so müssen wir dazu erst noch eine physikalische Operation ausfindig machen, durch die wir darüber entscheiden, ob der zu zwei verschiedenen Zeiten beobachtete Ort im Laufe der Zeit als konstant anzusehen ist oder nicht.

Dieses neue Problem der praktischen Meßkunde, für das die Wissenschaft erst sehr spät eine befriedigende Lösung gefunden hat, kommt dem Nichtphysiker für gewöhnlich gar nicht einmal als Problem zum Bewußtsein. Im gewöhnlichen Leben, ja auch bei den meisten physikalischen Beobachtungen, nimmt man einfach einen mit der Erde starr verbundenen Gegenstand als Marke konstanten Ortes für alle Zeit. Die Operation, die darüber entscheidet, ob ein Körper seinen Ort beibehält oder nicht, besteht also einfach darin, daß man untersucht, ob seine Lage relativ zum Erdboden unverändert geblieben ist, wozu die gewöhnliche Kongruenz-Operation ausreicht. Aber diese allgemein gebräuchliche Methode kann nicht richtig sein! Denn wir wissen ja, daß sich die Erde bewegt, daß also die Punkte ihrer Oberfläche im Laufe der Zeit nicht konstanten Ort behalten. Wie ist dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis zu lösen?

Um das Problem der Bestimmung der Marke konstanten Ortes wissenschaftlich in Angriff zu nehmen, müssen wir einen neuen Begriff einführen, den der mechanischen oder der bewegenden „Kraft". Eine Kraft beobachten und beurteilen wir an ganz bestimmten Wirkungen, deren Schilderung im einzelnen der Gegenstand der Mechanik ist. Als einfaches Beispiel nenne ich die Deformation, welche eine Kraft an einem elastischen Körper, zum Beispiel an einer Feder, hervorruft. Um zwei mechanische Kräfte durch eine physikalische Operation auf Gleichheit prüfen zu können, geht man ganz ähnlich vor, wie in allen ähnlichen, bisher beschriebenen Fällen, man geht davon aus, daß es Körper gibt, deren mechanische Eigenschaften man lange Zeit hindurch als gleichbleibend annehmen kann und muß. Man nennt zwei Kräfte gleich, wenn sie an einem Körper, dessen mechanische Eigenschaften sich nicht ändern, beide dieselbe Wirkung hervorrufen, wenn sie beispielsweise einer Feder von unveränderlicher Elastizität beide die gleiche Deformation erteilen. Wenn an einem Körper mehrere Kräfte an (nahezu) derselben Stelle angreifen, so bringen sie dieselbe Wirkung hervor, wie eine bestimmte einzelne Kraft, diese Kraft bezeichnet man als ihre Summe. Da die Kraft nicht nur eine Größe, sondern auch eine Richtung hat, so hat man dabei die Summationsregeln für gerichtete Größen, die Regeln der sogenannten geometrischen Addition, anzuwenden. Wenn die Richtung aller Kräfte gleich ist, so wird die geometrische Summe identisch mit der gewöhn-

lichen arithmetischen Summe. Durch Summierung von 2, 3, 4 usw. gleichen und gleichgerichteten Kräften kann man sich eine regelrechte Kräfteskala herstellen.

Es seien nun die sämtlichen an einem Körper angreifenden mechanischen Kräfte gemessen worden, und es habe sich als ihre Summe im ganzen Null ergeben, es wirken also immer je zwei gleiche Kräfte gerade in entgegengesetzten Richtungen, dann sagen wir: „Die an dem Körper angreifenden Kräfte sind im Gleichgewicht." Als Marke konstanten Ortes sieht man in der praktischen Meßkunde einen Körper an, an welchem die bewegenden Kräfte im Gleichgewicht sind. Die physikalische Operation, durch welche man sich eine Marke konstanten Ortes verschafft, besteht darin, daß man zu den an einem Körper angreifenden Kräften noch andere Kräfte hinzufügt, so daß die Kräftesumme im ganzen Null wird. Wir werden im folgenden gleich ein Beispiel hierfür kennenlernen.

Die praktische Lösung des Problems, eine Marke konstanten Ortes herzustellen, ist, sobald man genaue Bestimmungen machen will, gerade so wie die im vorigen schon besprochenen Aufgaben der praktischen Meßkunde, noch mit manchen Schwierigkeiten verbunden, die durch experimentelles Hinundherprobieren gelöst werden müssen, bis schließlich keine Widersprüche mit den Axiomen der Raum- und Zeitgeometrie übrig bleiben. Es kommen dabei hauptsächlich einige neue Axiome in Betracht, die wir im folgenden kennenlernen werden.

Um die Raum-Zeit-Geometrie begrifflich beherrschen zu lernen, tun wir gut, uns an eine besondere mathematische Ausdrucksweise zu gewöhnen. Wir wollen uns irgendeinen Punkt eines materiellen Körpers in der Zeitfolge denken, das heißt: nicht nur in bestimmten Momenten: 0, $1^{sek}$, $2^{sek}$, usw., sondern kontinuierlich in allen dazwischen liegenden Zeitpunkten. Wir sagen dann: Der materielle Punkt beschreibt eine *Zeitlinie*. So beschreibt in der Wirklichkeit jeder materielle Punkt eine Zeitlinie, die von der unendlich fernen Vergangenheit ($t = -\infty$) bis zur unendlich fernen Zukunft ($t = +\infty$) reicht. Wir werden weiter im folgenden diejenige Zeitlinie, welche ein Punkt konstanten Ortes, ein „ruhender Punkt" beschreibt, als *zeitliche Gerade* (oder auch *Zeitgerade*) bezeichnen.

Denken wir uns ein materielles System, in welchem alle Kräfte im Gleichgewicht sind, derart, daß jeder Punkt des Systems konstanten Ort hat. Jeder Punkt beschreibt nun eine Zeitgerade konstanten Ortes (wir werden im folgenden sehen, daß es auch andere Zeitgeraden gibt), und man erkennt leicht, daß diese Geraden das folgende Axiom erfüllen müssen: *Der räumliche Abstand zweier Zeitgeraden konstanten Ortes ist in allen Momenten nach Größe und Richtung konstant*. Die Zeitgeraden konstanten Ortes müssen also, wie man nach Analogie der räumlichen Geometrie sagen könnte, *parallele Geraden* sein. Um dieses Parallelen-Axiom der Raum-Zeit-Geometrie zu verstehen, denke man sich die beiden materiellen Punkte A und B, welche die Zeitgeraden beschreiben in zwei verschiedenen Momenten $t_1$ und $t_2$ (s. Fig. 2). Wir wollen sie im ersten Moment $A_1$ und $B_1$, im zweiten Moment $A_2$ und $B_2$ nennen. Es ist dann klar, daß der räumliche Abstand $A_1 B_1$ nach Größe und Richtung gleich $A_2 B_2$ sein

muß, falls beide Punkte ruhen, das ist unser Axiom. Dieses Axiom führt zu einer Kontrolle darüber, ob wir bei der Wahl der Körper, die wir als unbeeinflußt von bewegenden Kräften angenommen haben, richtig vorgegangen sind, oder ob wir unsere Annahmen noch irgendwie korrigieren müssen. Dabei ist aber noch eines zu berücksichtigen. Nicht jeder Körper, dessen bewegende Kräfte im Gleichgewicht, also Null sind, braucht eine zu der Marke konstanten Ortes parallele Zeitgerade zu beschreiben. Er kann sich vielmehr auch relativ zu dieser Marke mit konstanter, immer gleichgerichteter Geschwindigkeit bewegen, das ist der Inhalt des Galileischen Trägheitsprinzips. Wir können in der zuletzt von uns benutzten Redeweise dieses Prinzip auch so ausdrücken: „Ein kleiner materieller Körper, auf welchen keine bewegenden Kräfte von außen wirken, beschreibt stets eine gerade Zeitlinie." Diese Zeitlinie ist der Zeitgeraden der Marke konstanten Ortes parallel, wenn der kleine Körper ruht, sie ist aber dagegen geneigt, wenn er sich bewegt, gleichen Zeitunterschieden entsprechen dann gleiche Ortsänderungen, weil seine Geschwindigkeit konstant ist (vgl. Fig. 2). Wirkt aber auf den Körper eine äußere Kraft, so ist die Zeitlinie, die er beschreibt, gekrümmt, dann entsprechen gleichen Zeitunterschieden im weiteren Verlauf immer größer werdende Ortsunterschiede, wenn die Kraft seine Bewegung beschleunigt, dagegen immer kleiner werdende Ortsunterschiede, wenn sie die Bewegung hemmt, wie es beispielsweise die Reibung tut.

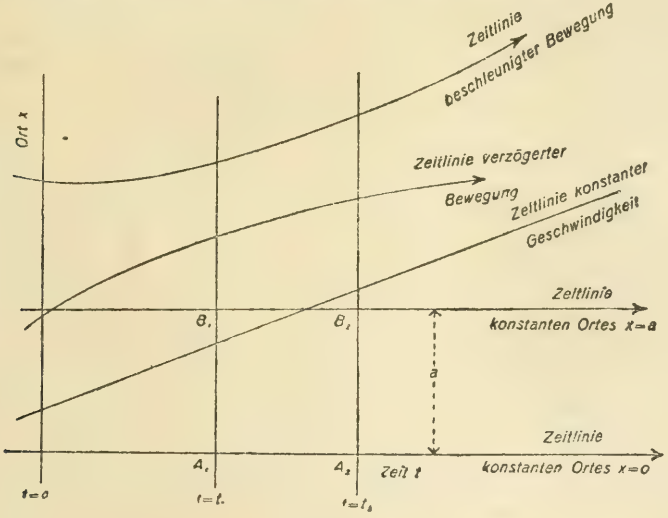



Fig. 2

Da man für den Körper konstanten Ortes kein anderes Merkmal angeben kann, als daß auf ihn keine äußere mechanische Kraft wirkt, so bleibt bei seiner Wahl eine gewisse Willkür bestehen. Man kann beispielsweise in Fig. 2 auch die schiefdurchgehende gerade Linie als Zeitlinie konstanten Ortes wählen und alle Körper, deren Zeitlinien mit ihr parallel gehen, als ruhend annehmen. Dann stellen die beiden mit $x = o$ und $x = a$ bezeichneten Zeitlinien natürlich Punkte von materiellen Körpern dar, die sich mit konstanter Geschwindigkeit bewegen. Be-

schleunigte Bewegungen wird man dagegen nicht als Ruhe oder als konstante Geschwindigkeit, gekrümmte Zeitlinien nicht als gerade Zeitlinien behandeln können.

Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß ein fester Körper, auf den von außen keine bewegende Kraft wirkt, außer der konstanten geradlinigen Vorwärtsbewegung auch noch eine Rotationsbewegung um irgendeine in ihm liegende Achse haben kann, wie beispielsweise ein Kreisel. Indessen ist diese Rotationsbewegung genau genommen nicht kräftefrei, weil dabei in dem Körper elastische Spannkräfte (Kohäsionskräfte) auftreten müssen, welche die mit der Rotation verbundenen Zentrifugalwirkungen aufheben. Nur die geradlinige Bewegung ohne Rotation ist wirklich kräftefrei, sie würde auch dann genau ebenso vor sich gehen können, wenn die einzelnen Teile des Körpers nicht durch Kohäsionskräfte zusammengehalten würden.

Die physikalische Operation, durch welche man sich eine Marke konstanten Ortes verschafft, ist leicht mit guter Annäherung auszuführen. Man bringt die Schwerkraft, welche an dem Körper, wie an jedem andern auch, angreift, durch eine Unterlage oder durch eine Aufhängung ins Gleichgewicht mit einer materiellen Gegenkraft. Sorgt man nun dafür, daß sonst keine äußeren Kräfte wirken, so kann man die Summe der an dem Körper angreifenden Kräfte als Null rechnen und ihn als Marke konstanten Ortes annehmen. Da ein solcher Körper seine Lage relativ zum Erdboden nicht ändert, kommen wir auf diese Weise zu der gewöhnlich gebräuchlichen Methode, von der wir schon oben gesprochen haben. Da aber in der Festsetzung der Marke konstanten Ortes, wie eben gezeigt wurde, immer eine gewisse Willkür liegt, so kann man sich nun schon denken, weswegen es möglich ist, daß die Astronomie im Widerspruch zu der meist gebräuchlichen Festsetzung annimmt, daß sich die Erde bewegt. Wäre diese Bewegung konstant und geradlinig, so würden die beiden Festsetzungen völlig gleichberechtigt sein.

Fig. 3.

Prüfen wir die gebräuchliche Festsetzung der Marken konstanten Ortes auf die Gültigkeit des Parallelenaxioms der Zeitlinien konstanten Ortes, so scheint sie ihm bei minder genauen Beobachtungen zu genügen. Aber feinere Experimente ergeben doch kleine Widersprüche. Wenn man in einem Turm von einem hochgelegenen Punkt A ein Lot herabläßt, so muß das untere Ende B des ruhig hängenden Lotes, wenn unsere Festsetzung richtig ist, relativ zu A stets dieselbe Lage haben: es muß sich stets in derselben Richtung „unter A" befinden. Läßt man von A aus einen Stein herunterfallen, wobei man vorsichtig darauf achtet, daß er nicht irgendeinen Stoß bekommt, so muß dieser Stein, da keine Ursache für eine seitliche Verschiebung vorhanden ist, genau in der Richtung der Schwerkraft herunterfallen, er muß ebenfalls jederzeit genau „unter A" sein. Die Ausführung des Versuches liefert aber das Resultat, daß der Stein (in Fig. 3: $B_2$) stets etwas östlich von dem unteren Ende des Lotes (in Fig. 3: $B_1$) unten ankommt. Dar-

aus folgt, daß in der Zeit, die von dem Moment $t_1$ des Loslassens des Steines bis zu dem Moment $t_2$ seiner Ankunft unten verstrichen ist, die Lage des Lotes $B_1$ oder der Ort des Steines $B_2$ oder alle beide relativ zu einer durch A in unveränderlicher Richtung gehenden Geraden geändert haben, daß sich dementsprechend die Richtung der Schwerkraft während dieser Zeit ein wenig gedreht hat. Eine genaue Untersuchung dieses Phänomens der östlichen Abweichung des fallenden Steines und auch der Ergebnisse anderer Versuche, wie zum Beispiel der Drehung der Schwingungsebene eines Foucaultschen Pendels, hat gelehrt, daß man eine ganz klare, der Vernunft einleuchtende Darstellung sämtlicher Beobachtungen, die immer in Übereinstimmung mit dem Parallelenaxiom der Zeitgeraden konstanten Ortes bleibt, nur dann bekommt, wenn man annimmt, daß die Erde um ihre Polarachse eine Rotationsbewegung ausführt, bei der sie sich in 24 Stunden einmal herumdreht. Wegen der Größe des Erdradius und wegen der langen Dauer einer Umdrehung weicht die Bewegung eines mit der Erdoberfläche starr verbundenen Körpers nur sehr wenig von einer konstanten geradlinigen Bewegung ab, und deswegen darf man in den meisten Fällen seine Zeitlinie als gerade ansehen und ihn als Marke konstanten Ortes wählen. Das gilt aber doch nur mit einer gewissen Näherung, bei genaueren Messungen muß man wegen der Krümmung der Bahn des Körpers kleine Korrekturen berechnen. Eine zweite, bessere Näherung für die Konstruktion des Raum-Zeit-Koordinatensystems bekommt man, wenn man den Fixsternhimmel als ruhend annimmt und die Erde sich um ihre Polarachse drehen läßt. Übrigens kann demnach auch die Voraussetzung, von der wir bei der meist gebräuchlichen Festsetzung des konstanten Ortes ausgehen, nämlich daß die äußeren Kräfte, welche an einem relativ zur Erde ruhenden Körper angreifen, sich das Gleichgewicht halten, nur mit einer gewissen Annäherung richtig sein. Diese Kräfte sind die Schwerkraft und die elastische Kraft der Unterlage oder der Aufhängung. Sie sind tatsächlich auf der rotierenden Erde unter sich nicht ganz im Gleichgewicht, denn es tritt zu ihnen noch der als Zentrifugalwirkung bezeichnete Trägheitswiderstand, den der Körper der Ablenkung seiner Bahn aus der Geraden bei der Kreisbewegung ständig entgegensetzt, hinzu, und die Schwerkraft überwiegt etwas über die elastische Kraft der Unterlage oder Aufhängung, weil sie noch die Zentrifugalkraft überwinden muß. Der kürzlich verstorbene ungarische Physiker Eötvös hat das Vorhandensein dieser Zentrifugalwirkungen durch sehr originelle Versuche direkt nachweisen können, und damit ist auch die Richtigkeit der eben aufgestellten Behauptung experimentell erwiesen worden.

Geht man davon aus, daß der Fixsternhimmel als Marke konstanten Ortes anzusehen ist, so kommt man in bekannter Weise durch die astronomischen Beobachtungen, immer geleitet von den Axiomen der Raum-Zeit-Geometrie, zu der Konstruktion eines Koordinatensystems, in welchem diese Axiome gültig sind, das ist das Kopernikanische System. Die astronomischen Beobachtungen, beispielsweise der Fixsternparallaxe und andere, führen dazu, daß man die Sonne als ruhend ansieht und die Erde auf einer nahezu kreisförmigen Bahn um sie herumlaufend. Das Koperni-

kanische Raum-Zeit-Koordinatensystem stellt nun schon eine dritte Näherung dar, eine Näherung, die bisher allen Ansprüchen gerecht wird. Allerdings weiß die Astronomie, daß die Fixsterne noch relative Bewegungen gegeneinander machen, und es kann wohl sein, daß man in späteren Zeiten bei äußerst verfeinerten Beobachtungen dazu gezwungen werden mag, auch der Sonne noch eine krummlinige Bewegung zuzuschreiben. Aber genau so, wie für die gewöhnlichen physikalischen Beobachtungen die erste Näherung, die ruhende Erde, völlig ausreicht, bei welcher höchstens bei einzelnen sehr feinen Beobachtungen eine kleine Korrektur wegen der Bewegung der Erde zu rechnen ist, so reicht für die gewöhnlichen astronomischen Beobachtungen die dritte Näherung, das kopernikanische Koordinatensystem völlig aus. Es ist zweifellos dasjenige Bezugssystem, welches uns allein ein klares, einfaches, vernunftgemäßes Bild von den Vorgängen in unserem Planetensystem ermöglicht. Das schließt natürlich nicht aus, daß man in späteren Zeiten bei sehr verfeinerten Messungen vielleicht in manchen Fällen mit einer kleinen Korrektur wegen der Eigenbewegung der Sonne zu rechnen haben wird.

Die Unbestimmtheit, welche uns bei der Festsetzung der Marke konstanten Ortes entgegengetreten ist, da wir jeden Punkt, dessen Zeitlinie eine Gerade ist, als konstanten Ort annehmen dürfen, bringt auch in dem anderen Problem, das wir zu besprechen haben, dem Problem, die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse an zwei verschiedenen Orten festzustellen, eine ähnliche Unbestimmtheit mit sich. Um von einem Körper an dem entfernten Ort B in einer Zentralstation A den Moment anzuzeigen, wann in B gerade ein gewisses Ereignis eintritt, dazu dient fast immer ein Lichtsignal. So werden insbesondere alle Ereignisse von anderen Gestirnen nur durch optische Signale auf der Erde bekannt. Nun ist der Moment, in welchem das Signal in der Station A ankommt, nicht derselbe, in welchem es den Ort B verlassen hat, denn das Licht braucht eine gewisse Zeit, um den Weg von B nach A zurückzulegen. Bekanntlich ist die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum 300 000 km/sec oder $3.10^{10}$ cm/sec, in der Luft, und in greifbaren Medien überhaupt ist sie etwas kleiner, sie ist dem sog. Brechungsquotienten umgekehrt proportional. Die Zeit, welche das Lichtsignal braucht, um von B nach A zu kommen, erhält man, wenn man die Entfernung AB durch die Lichtgeschwindigkeit dividiert. Sind der Körper, auf dem sich das Ereignis abspielt, und die Station, die das Signal bekommt, in Bewegung, so ist unter B derjenige Ort zu verstehen, den der Körper in dem Moment $t_1$ des Signalabganges hat, unter A derjenige Ort, den die Station im Moment $t_2$ des Signalempfanges hat. A und B sind also nicht gleichzeitige Orte, AB ist nicht der Abstand beider in einem Moment. Diese kurze Bemerkung zeigt schon, daß die beiden Probleme, die Festsetzung der Orte zu verschiedenen Zeiten und die Festsetzung der Zeiten an verschiedenen Orten unentwirrbar miteinander verknüpft sind und schließlich nur durch Kombination vieler verschiedenartiger Messungen gemeinsam gelöst werden können. Jedenfalls aber lassen sie sich durch genügende Messungen lösen, wenn man von einer bestimmten Marke konstanten Ortes ausgeht, wozu man beispielsweise die Sonne wählen kann. Man

kann dann von jedem Weltkörper und von jedem Ereignis in der Welt Ort und Zeit eindeutig bestimmen. Denken wir uns die ganze Welt in einem einzigen Moment, so bildet die Gesamtheit ihrer Punkte einen dreidimensionalen Raum konstanter Zeit, einen Querschnitt gewissermaßen aus dem vierdimensionalen Kontinuum, welches die Welt im Ablauf der Zeit darstellt. Von diesem dreidimensionalen Querschnitt sagt man, daß er zu der Zeitachse, welche die Marke konstanten Ortes bildet, senkrecht stehe. Legt man durch das vierdimensionale Kontinuum der Welt mehrere zur Zeitachse senkrechte Querschnitte, welche die Welt in mehreren einzelnen Momenten darstellen, so muß für sie das folgende neue Axiom gelten: Der zeitliche Abstand je zweier Punkte gleichen Ortes in zwei verschiedenen Räumen konstanter Zeit ist konstant gleich dem von den beiden Räumen begrenzten Abschnitt der Zeitachse. Einfacher ausgedrückt: An allen Orten der dreidimensionalen Welt gilt die gleiche Zeitrechnung. Dieses Axiom, das man „das Parallelenaxiom der Räume konstanter Zeit" nennen kann, dient mit als leitendes Prinzip bei der Aufstellung des Raum-Zeit-Koordinatensystems, an welchem wir uns in der Welt orientieren. Die beiden Parallelenaxiome, welche wir nun für das Raum-Zeit-Kontinuum kennengelernt haben, bringen es mit sich, daß in diesem vierdimensionalen Kontinuum eine Art euklidischer Geometrie herrscht, ähnlich der, welche man vom dreidimensionalen Raum kennt.

Wir wollen nun sehen, wie sich unsere Raum-Zeit-Orientierung ändert, wenn wir zu einer anderen Marke konstanten Ortes übergehen, wenn wir beispielsweise annehmen, daß die Sonne nicht ruht, sondern mit einer konstanten geradlinigen Geschwindigkeit durch den Weltraum eilt. Dann muß auch die Konstruktion des Raumes konstanter Zeit sich ändern. Um das einzusehen, wollen wir uns zwei Orte A und B denken, welche relativ zu der zuerst gewählten Marke konstanten Ortes beide ruhen. In B trete irgendein Ereignis ein, welches ein Beobachter auf A in einem Moment t, den er auf einer genauen Uhr abliest, wahrnimmt. Um den Moment zu berechnen, in welchem das Ereignis auf B eintrat, muß er von dem beobachteten Moment t noch die Zeit abziehen, welche das Licht braucht, um von B nach A zu kommen. Diese Zeit ist AB : c, wenn c die Lichtgeschwindigkeit ist, und der Moment t', in welchem sich das Ereignis in B abgespielt hat, ist demnach: $t' = t - \frac{AB}{c}$. Nun werde die Marke konstanten Ortes gewechselt, so daß sich die beiden Weltkörper A und B mit der konstanten geradlinigen Geschwindigkeit $v$ durch den Raum bewegen. Ich will beispielsweise annehmen, die Richtung $A \rightarrow B$ sei die Richtung der Geschwindigkeit. Während der Zeit $\tau$, welche das Licht braucht, um von B nach A zu kommen, hat sich A dem Ort, wo B sich beim Eintritt des Ereignisses gerade aufhielt, um die Strecke $v \cdot \tau$ genähert, die Zeit $\tau$ ist demnach kürzer als AB : c, sie ist jetzt gleich $(AB - v\tau) : c$. Eine leichte Rechnung ergibt $\tau = AB : (c + v)$, die Zeit t'', die der Beobachter jetzt für den Eintritt des Ereig-

nisses in B ausrechnet, ist also: $t'' = t - \frac{AB}{c}$. War vorher ein Ereignis, das sich in A in dem Moment abspielte, wenn die Uhr des Beobachters t' zeigte, gleichzeitig mit dem beobachteten Ereignis in B, so ist das jetzt nicht mehr richtig, jetzt ist ein Ereignis gleichzeitig, wenn die Uhr t'' zeigt. Man erkennt hieraus zweifellos, daß die Gleichzeitigkeit bei Wahl einer anderen Zeitachse anders anzusehen ist. Man kann sagen: Wenn man die Zeitachse „dreht" (vgl. Fig. 2), so muß auch der dazu senkrechte Raum konstanter Zeit „gedreht" werden. Es ist Einsteins unvergänglicher Ruhm, daß er als erster diese Abhängigkeit der Festsetzung der Gleichzeitigkeit von der Festsetzung der Marke konstanten Ortes ganz klar erkannt und ausgesprochen hat, wenn auch schon vor ihm H. A. Lorentz die Formeln, die zu der Umrechnung gebraucht werden, die Formeln der sogenannten Lorentz-Transformation, mathematisch entwickelt hatte. Die Deutung endlich als Drehung des Koordinatensystems im vierdimensionalen Kontinuum verdanken wir dem Mathematiker Minkowski, der überhaupt als erster die Idee durchführte, daß Raum und Zeit sich zusammen zu einem vierdimensionalen Kontinuum ergänzen.

Daß es möglich war, durch viele Jahrhunderte die gegenseitige Abhängigkeit der Bestimmungen von Ort und Zeit zu übersehen, erklärt sich durch die ungeheure Geschwindigkeit des Lichtes, welche bei allen Beobachtungen, die auf irdische Orte beschränkt sind, die Berücksichtigung der Zeitdauer der Lichtsignal-Übertragung wegen ihrer winzigen Kleinheit überhaupt unnötig macht. Denn bis auf derartig kleine Größen genau kann man im allgemeinen die Zeiten doch nicht bestimmen. Wir sind deswegen gewohnt, den Zeitpunkt eines Ereignisses mit dem Moment, in welchem wir es sehen, einfach zu identifizieren. Bei astronomischen Beobachtungen geht das aber nicht mehr. Zum ersten Male hat hier im Jahre 1673 der dänische Astronom Olaf Römer, als er den Durchgang des ersten Jupitermondes durch den Jupiter beobachtete, erkannt, daß man bei der Feststellung des Zeitpunktes dieses Ereignisses die Dauer der Übertragung des Lichtsignals in Rechnung setzen muß. Bekanntlich hat Römer aus seinen Beobachtungen als erster nachgewiesen, daß das Licht eine endliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit hat, und hat sie berechnet. Sobald man aber die Dauer der Übertragung des Lichtsignals mit in Rechnung setzen muß, treten auch die in den vorhergehenden Absätzen gebrachten Betrachtungen in Kraft, und man muß bei der Feststellung des Zeitpunktes eines astronomischen Ereignisses darauf achten, welche Marke konstanten Ortes man gewählt hat.

### Das Relativitätsprinzip

Wir haben gesehen, daß wir nach Festsetzung einer bestimmten Marke konstanten Ortes auch zu einem bestimmten vierdimensionalen Koordinatensystem für Raum und Zeit kommen, in welchem Ort und Zeitpunkt jedes Ereignisses in der Welt in bestimmter Weise anzugeben sind. Allerdings können wir den Nullpunkt für Ort und Zeit noch beliebig wählen, ferner auch die Richtungen der räumlichen Koordinatenachsen noch willkürlich festlegen, aber worauf es uns hauptsächlich ankommt, die

Richtung der Zeitachse und die „darauf senkrechten" Räume konstanter Zeit sind festgelegt. Welche Ereignisse in der ganzen Welt sich gleichzeitig abspielen, und was wir überall als denselben Ort zu allen Zeiten anzusehen haben, darüber sind keine verschiedenen Angaben mehr möglich. Wenn wir nun aber eine andere Marke konstanten Ortes annehmen, so wird unsere Orientierung in Raum und Zeit durchaus geändert. Daß ein materieller Körper, der vorhin konstant denselben Ort im Raume beibehielt, in unserer neuen Orientierung seinen Ort fortwährend ändert, ist klar. Merkwürdiger ist es, daß, wie gezeigt worden ist, auch zwei Ereignisse, die wir vorhin als gleichzeitig bezeichneten, in unserer neuen Orientierung nicht mehr gleichzeitig sind. Beides ist sehr schwer mit der gewöhnlichen Auffassung zu vereinigen, wonach Raum und Zeit zwei ganz voneinander getrennte Formen der Anschauung sind, wonach man also den Ort eines materiellen Punktes im dreidimensionalen Raum für sich müßte bestimmen können, und ebenso den Zeitpunkt eines Ereignisses im Ablauf der eindimensionalen Zeit. Deswegen glaubte man früher, daß man, wenn auch die Beobachtungen von rein mechanischen Vorgängen, also von Bewegungen und bewegenden Kräften keine Kenntnis des „absoluten Ortes" und der „absoluten Zeit" der Ereignisse liefern, daß man doch bei Hinzuziehung von optischen, elektromagnetischen und anderen physikalischen Beobachtungen schließlich zu absoluten Ort- und Zeit-Bestimmungen kommen würde. Sehr nahe liegt beispielsweise der Gedanke, daß man zu einer absoluten Bestimmung der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse kommen werde, wenn man nicht nur optische, sondern auch akustische Signale zur Anzeige entfernter Ereignisse benutzen könnte. Da die Lichtwellen und die Schallwellen von ganz verschiedener Natur sind, so könnte man erwarten, daß man aus den Ankunftszeiten der Licht- und der Schallsignale herausrechnen kann, ob man sich im Raume fortbewegt oder nicht. Dieser Versuch läßt sich aber leider nicht durchführen, weil die irdischen Entfernungen bei der ungeheuren Größe der Lichtgeschwindigkeit viel zu klein dafür sind. So hat man denn versucht, durch rein optische Beobachtungen die Bewegung der Erde im Weltraum, die ja sicherlich vorhanden ist, aufzufinden. Die berühmten Versuche von Michelson und seinen Mitarbeitern waren darauf berechnet, daß man diese Bewegung, deren Geschwindigkeit von den Astronomen genau angegeben wird, ganz sicher hätte feststellen müssen, wenn es richtig wäre, daß man durch optische Beobachtungen zu absoluten Ort- und Zeitbestimmungen kommen könnte. Aber bekanntlich haben die Versuche ein negatives Resultat gegeben. Es ließ sich aus ihnen nicht die geringste Spur einer Bewegung der Erde erkennen. Andere sehr sorgfältig angestellte Versuche anderer Forscher mit demselben Ziel, aber auf ganz anderen Überlegungen aufgebaut, gaben stets dasselbe negative Resultat. Wir sind daher zu der Folgerung gezwungen, daß die Grundgesetze, welche schließlich alle physikalischen Erscheinungen beherrschen, eine solche Form haben, daß sie unverändert dieselben bleiben, auch wenn man durch Anwendung der sog. Lorentz-Transformation auf eine andere Zeitachse übergeht. Dann erklärt sich auf einmal der negative Ausfall sämtlicher Versuche, durch welche man die Bewegung der Erde im Weltraum feststellen wollte, und

wenn unsere Folgerung richtig ist, werden alle derartigen Versuche, die man in Zukunft noch anstellen könnte, selbst bei tausendfach feineren Hilfsmitteln der Beobachtung dasselbe ergeben. Wir können den gewonnenen Satz, den man nun das Relativitätsprinzip nennt, auch in folgender Form aussprechen: „Es gibt für die Naturerscheinungen keine bevorzugte Zeitachse." So wie wir im dreidimensionalen Raum das Koordinatensystem beliebig drehen können, ohne daß irgendeine Lage in der Natur bevorzugt erschiene, so können wir in der vierdimensionalen Raum-Zeit auch die Zeitachse mitsamt dem zu ihr gehörenden Raum der gleichzeitigen Orte drehen, ohne daß man eine Lage finden könnte, für welche sich die Form der Naturgesetze anders, einfacher, gestaltete als für andere Lagen.

Wenn man das Relativitätsprinzip in der zuletzt ausgesprochenen Art formuliert, so könnte man meinen, daß es zu einer ganz absurden Konsequenz führte, nämlich dazu, daß man schließlich nicht mehr scharf zwischen zeitlichen und räumlichen Richtungen, also zwischen dem zeitlichen Ablauf eines Prozesses und seiner räumlichen Ausdehnung, zu unterscheiden vermöchte. Denn, wenn man mit Hilfe einer Lorentz-Transformation die Zeitachse beliebig drehen könnte, so sollte man meinen, man könnte sie auch schließlich in eine Richtung hineindrehen, die man vorhin als räumlich angesehen hatte, und umgekehrt. Das ist natürlich nicht möglich! Aber inwiefern schließt denn das Relativitätsprinzip diese Absurdität aus? Wir kommen hier zu einem mathematisch höchst interessanten Punkt der Minkowskischen Theorie vom vierdimensionalen Kontinuum Raum-Zeit. In der Minkowskischen vierdimensionalen Geometrie verhalten sich die rein zeitlichen Größen zu den rein örtlichen so, wie sich imaginäre Größen zu reellen Größen verhalten. Für den Nicht-Mathematiker sei bemerkt, daß man in der Mathematik unter der imaginären Einheit i diejenige Größe versteht, welche mit sich selbst multipliziert den Wert $-1$ ergibt: $i \cdot i = -1$; beispielsweise ist $2i \cdot 3i = -6$ usf. Diese „imaginären Zahlen" lassen sich nirgend in die Reihe der positiven und negativen, der sog. „reellen" Zahlen einreihen. Denn jede „reelle" Zahl gibt mit sich selber multipliziert, nach den Regeln der Arithmetik, einen positiven Wert. Die imaginären Zahlen liegen also stets ganz außerhalb des Systems der reellen Zahlen. So liegen in der Minkowskischen Geometrie die zeitartigen Richtungen auch ganz außerhalb des Bereiches der raumartigen Richtungen, und soweit man die Zeitachse auch drehen mag, so kommt sie niemals aus einem durch einen gewissen Kegel scharf begrenzten Gebiet heraus, während die zu ihr „senkrechten" raumartigen Richtungen stets außerhalb des von diesem Kegel umgrenzten Bezirkes bleiben. Durch diese Eigentümlichkeit der Minkowskischen Geometrie ist dafür gesorgt, daß „Zeit" und „Raum" auch in der „Raum-Zeit" stets prinzipiell ganz bestimmt voneinander unterschieden werden können. Dazu kommt noch eines: Jeder materielle Körper ist im Raum endlich begrenzt, dagegen ist seine Existenz in der Zeit nach Vergangenheit und Zukunft unbegrenzt. Er stellt also in der vierdimensionalen Raum-Zeit einen in zeitartiger Richtung sich nach beiden Seiten unbegrenzt erstreckenden Zylinder von endlichem räumlichen Querschnitt dar.

Der räumliche Querschnitt des Zylinders ist nichts anderes als die räumliche Figur des Körpers. Die Physik beschäftigt sich nicht mit irgendwelchen beliebigen vierdimensionalen Raum-Zeit-Figuren, sondern nur mit diesen zylinderartigen Gebilden, in welchen die zeitartige Richtung und die räumlichen Richtungen von vornherein ganz verschiedene Rollen spielen.

Gehen wir von diesen Einzelheiten wieder auf die allgemeine Bedeutung des Relativitätsprinzips zurück, so sehe ich diese darin, daß es eine formale Vorschrift für alle Naturgesetze sowohl der eigentlich materiellen Vorgänge, wie auch der nichtmateriellen Äther-Vorgänge darstellt. Daß es eine derartige allgemeine formale Vorschrift für sämtliche Naturgesetze geben kann, weist auf eine tiefliegende Einheit in allen Naturerscheinungen hin, der wir im folgenden nachzuspüren versuchen wollen. (Schluß folgt.)

# Der Todeslauf des Jägers Lari

Von

## Simo Eronen*)

Die Hetzjagd ging durch die endlosen Einöden des Hinterlandes von Ilomants gegen die Grenze des Landes. Lari hatte in einer verlassenen Holzfällerhütte übernachtet, hatte dann beim ersten Morgenröten mit seinem Hunde die Spur, die er erst spät am Abend zuvor verlassen, wieder aufgenommen, und schon fing der Februartag an, sich abermals dem Abend zuzuneigen.

Den ganzen Tag war Lari auf seinen Schneeschuhen gelaufen, ohne ein einziges Mal zu ruhen. Er hoffte, der Luchs würde endlich ermüden in dem weichen, tiefen Schnee, über den ihn der Hund jagte. Er hatte es eigentlich schon gestern erhofft, aber der Luchs war gestern nicht müde geworden und schien nach den Anzeichen auch heute noch nicht matt zu sein. Dann und wann war das Gebell während des Tages wie von einer und derselben Stelle gekommen, und dann war Lari wie ein Besessener gelaufen, um der Bestie den Todesschuß zu bringen. Aber immer war es eine Täuschung gewesen. Die unendlich vielen langgestreckten Hügel brachen das Gebell ringsherum, so daß man nicht genau mehr sagen konnte, woher die Laute kamen.

Der Luchs schien auch so schlau zu sein, wie es eben ein alter Luchs ist. Die Hetze ging hügelauf, hügelab. Die Bestie wand sich durch undurchdringliches Gestrüpp und vermied die offene Heide und das flache Moor. Dadurch ermüdeten der Hund

*) Die berechtigte Übertragung dieser für die neuere finnische Literatur charakteristischen Novelle ist von Hermann Stenberg. Ihr Dichter ist ein junger Karelier, der bisher durch einen Roman und einen Novellenband hervorgetreten ist, und der seine Stoffe vorzugsweise in den wenig erschlossenen und politisch bewegten Grenzgebieten sucht, deren finnische Bevölkerung einer Vereinigung mit Finnland zustrebt.

und der Jäger eher als der Luchs, der auf solchen dunklen Wegen im Vorbeilaufen immer noch eine Beute für seinen wütenden Hunger fand, während der Jäger und sein Hund an nichts Eßbarem vorbeikamen.

Lari spürte ein zehrendes Gefühl im Innern. Er biß die Zähne zusammen und stieß wuchtig beide Stäbe in den Schnee, als er einen kleinen Abhang hinabsauste. Die Kälte des frühen Morgens sang aus dem gefrorenen Schnee, und während des ganzen Tages kam die Sonne nicht völlig heraus. Es war die Nebelkälte, wie sie gewöhnlich einem starken und langwierigen Schneetreiben voraufgeht. Von der Sonne war nur ein gelbfahler, schwacher Schein zu sehen. Gegen Abend nahm die Kälte etwas ab, aber dadurch wurde das Wetter nur noch gefährlicher, denn der Nebel verdichtete sich, und die Sonne verschwand gänzlich. Dazu war der Wald von der langen Windstille ganz in Schnee und Reif gehüllt. Die schwächeren Bäume und Äste drohten unter der Last zu brechen, und wie eine ersehnte Erleichterung warfen sie diese Bürde ab, wenn sie der Jäger streifte.

Lari versuchte nicht mehr, den herabfallenden Schnee abzuschütteln, er war über und über weiß, von den aufragenden Spitzen seiner Stiefel bis zur Quaste seiner Pelzmütze war nicht eine dunkle Stelle mehr. Er hatte den Rock zusammengewickelt und an seinen Rucksack gebunden, über sein Hemd hatte er kreuzweis ein breites wollenes Tuch gewickelt. Die ausstrahlende Wärme des Körpers erfror auf dem Wolltuch zu dickem Reif, der auf den Schultern mit dem Fallschnee zu einem dichten Panzer vereiste. Das lose gebundene dicke Halstuch war ein fester Kragen geworden, der kurze Vollbart auf Wangen und Kinn war im Eise ganz verborgen. Rings um den Mund hingen Eiszapfen, die gegeneinander klirrten, und die Lari von Zeit zu Zeit abriß; dann und wann strich er mit dem gekrümmten Zeigefinger über die Augen, deren Brauen vom Eise spannten. Über den Kopf hatte Lari eine Schafsfellmütze gezogen, deren Rand dick mit Eis bedeckt und über den Ohren und im Nacken fest mit dem langen, dichten Haar zusammengefroren war. Vor dem Auftauen wäre es unmöglich gewesen, die Mütze vom Kopfe zu bringen. Über den Rücken gehängt trug Lari eine schlanke Kugelbüchse mit langem Rohr, Mündung und Schloß mit Leder sorgfältig überdeckt. Das Büchsenrohr war von einer dünnen, glänzenden Eishülle überzogen, und nur wo es beständig am Rocke scheuerte, schimmerte das dunkle Eisen heraus. Am Rucksackriemen war noch ein kleines Beil angebunden.

Lari lief weit vorgebeugt, der kurze, sehnige Körper bewegte sich in strengem Takte. Die Stäbe hielt er ungewöhnlich niedrig gefaßt, als wollte er sich dadurch noch tiefer bücken, um leichter sich durch die vom Schnee erdrückten Äste zu winden. Erst an offeneren Stellen reckte er sich aufrecht, machte einige kräftige Schritte, gleichzeitig mit beiden Stäben in den Schnee stoßend, aber sogleich drückte er sich wieder in die gebückte Stellung nieder. Der Blick war auf die Stapfen in dem weichen Schnee gebannt, weit nach vorwärts schauend; und wenn die Spur in übersehbaren Windungen führte, dann nahm Lari seinen Weg geradeaus und vermied nur das dichteste Unterholz.

Allmählich fingen die Spuren an, ungleichmäßiger zu werden. Der Luchs, dessen runde Stapfen von den tieferen des Hundes sehr leicht unterscheidbar waren, hatte sich während des Laufens oft gesetzt, und Lari schloß daraus, daß er am Ende doch schon müde geworden war. Gewiß war wohl auch der Hund schon müde, aber der Eifer Sepes war ohnegleichen. In langen, ebenmäßigen Sprüngen war er all die Zeit gerannt, wahrscheinlich war er der Bestie schon ganz nahe gewesen, hatte den Geruch schon recht frisch gespürt, und seine Jagdlust war davon aufs neue geweckt.

Aber was war das? Diese verdammte Bestie! Es war ihr geglückt, ein Eichhörnchen zu schnappen. Auf eine Fichte hinauf hatte das kleine Tier flüchten wollen, aber nur einige Ellen hoch war es gekommen, die Klauenspuren des Luchses waren auf der Rinde noch deutlich sichtbar, und auf dem Schnee lag das Schwanzbüschel der Harzschnauze. Es schien noch nicht lange her zu sein, daß das Eichhörnchen dem Nimmersatt zum Opfer gefallen war. Fluchend warf Lari das Schwanzbüschel fort und lief doppelt eifrig weiter, um der Spur zu folgen, die von nun an eine sanft steigende Böschung hinaufging. Das Laufen wurde nun anstrengender, und Lari mußte schwer atmen. Doch bald würde er den Böschungsrücken erreichen, wo ein Föhrenwald anfing. Lari hoffte, sein Sepe würde vielleicht schon dem Luchs so nahe gekommen sein, daß er aus dem Fichtendickicht fort und gegen Norden getrieben würde, wo nichts als hohe und schlanke Föhren standen, die erst in einer Höhe von fünfzehn Faden Äste ansetzten. Dort konnte man laufen wie durch eine Pfeilerhalle, dort hielten keine Äste mehr auf, und kein Schnee und kein Reisiggewirr schlug mehr in die Augen.

Lari stieß mit den Stäben die letzten kräftigen Stöße, um die Anhöhe zu erreichen. In demselben Augenblick fuhr mit einem Male durch seinen Leib ein ungewohnter Schmerz, und es flimmerte ihm vor seinen Augen. Er fühlte eine Unsicherheit in den Knien, und er fing an, am ganzen Körper zu schwitzen und zu zittern. Es ging nicht mehr weiter. Er kauerte auf die Schneeschuhe nieder und preßte beide Hände auf den Leib. Es war ihm, als würde ihm glühendes Eisen zwischen die Rippen hindurchgestoßen, das ihm einen quälenden Schmerz verursachte. In seinen Ohren sauste es, seine Wangen brannten, und vor seinen Augen sprühte Feuer.

Lari glaubte zuerst, dies käme vom Hunger. Morgens früh hatte er nur ein Stück Brot und etwas getrocknetes Elenfleisch gegessen. Er hatte wohl noch etwas Brot übrig im Rucksack, aber das hatte er sich für den Abend aufsparen wollen, weil er wahrscheinlich noch die nächste Nacht in der Einöde würde zubringen müssen. Hunger aber konnte es nicht sein, was Lari spürte, es war etwas ganz Ungekanntes, etwas, was er niemals zuvor gefühlt hatte. Er versuchte nach einer geraumen Weile, als das Stechen nachließ, aufzustehen, aber der Kopf schwindelte ihm noch, und in jedem Gliede verspürte er eine merkwürdige Mattigkeit und Kraftlosigkeit: alles schwankte um ihn herum, und er vermochte nicht, sich aufrechtzuhalten.

Dann dachte Lari daran, daß er im Rucksack einen Schluck Branntwein hatte, wie stets auf seinen Fahrten. Der würde helfen, er mußte doch vorwärts, was es auch kosten mochte. Mit zitternden Händen machte Lari den übereisten Rucksack von

seinem Rücken los, öffnete ihn und nahm aus der Flasche einen langen Schluck. Nur noch einen letzten behielt er zurück für den schlimmsten Fall. Der Branntwein fing an, das Blut zu beleben, und das Stechen hörte auf. Lari zog das gefrorene Wolltuch fester um seine Brust, schwang den Rucksack wieder auf den Rücken und trat auf die Schneeschuhe, um die Fahrt fortzusetzen.

Aber noch immer fühlte er sich so sonderbar kraftlos. Obschon es bis zur Anhöhe hinauf nur noch wenige Schritte weit war, fühlte er sich wie gebadet in Schweiß. Zum Glück gingen die Spuren jetzt gerade über die Föhrenheide. Langsamer kam er vorwärts, und mehrere Male hatte er Mühe, nicht zu taumeln und kopfüber in den Schnee zu fallen. Nur mit Hilfe der Stäbe hielt er sich auf den Schneeschuhen, die Füße waren schwer wie Blei.

Lari biß sich vor Wut über sich selbst in die Lippen und nannte sich einen Schwächling, der nicht imstande sei, sich auch nur zwei Tage auf dem Schnee zu halten. Wohl hundert Male hatte er dergleichen Fahrten gemacht und noch längere. War er nicht vier Tage lang in einem fort gelaufen mit nur ein wenig Rast in später Nacht, und morgens und abends einer Scheibe Brot als einzigem Essen! Und nun sollte ihn schon am zweiten Tage die Ermüdung überwältigen? Das wäre eine Schande für ihn. Noch niemals vorher war ihm ein Luchs entgangen, dem er einmal auf die Spur gekommen. Und auch diesmal sollte er es nicht. Vielleicht saß er schon auf einem Baume und lugte durch das Gezweig mit seinen gehässigen Katzenaugen auf den unten bellenden Sepe, lugte und knurrte mit tiefen Gurgeltönen, die Ohren angezogen und das Nackenhaar steif aufgerichtet.

Er versuchte, vorwärts zu kommen, aber er kam nicht von der Stelle. Wieder fingen ihm an die Ohren zu sausen, so unheimlich: es hörte sich an wie zehn verschiedene Laute, wie ein Zusammenklingen von entferntem Brausen der Stromschnellen, von Sturmtoben, von Kirchenglockenläuten und von grimmigem Hundebellen.

War das nicht eben das Bellen Sepes, das herübergellte? — Lari stand still und horchte, aber das Hundegebell hatte sich wieder verloren, und jetzt hörte er Kuhglockengeläute. Es war eine unheimliche Musik. Sein ganzer Körper glühte heiß wie im dampfenden Bade, und er lockerte das Wolltuch ein wenig. Aber nun spürte er das naßkalte Hemd lästig auf seiner Haut kleben.

Es war Lari, wie wenn dieselben Föhren immer wieder vor ihm ständen und ihn ansähen und ihre hohen Häupter über seine nutzlosen Anstrengungen schüttelten, sie schienen gar nicht hinter ihn gehen zu wollen.

Lari stieß beide Stäbe zugleich in den Schnee, so gewaltsam, daß er fast kopfüber gestürzt wäre. Sein Kopf schien ihm so schwer, es zog ihn nach der Erde, er vermochte nicht das Gleichgewicht zu behalten.

Dann fühlte er plötzlich, wie er in rasender Fahrt fortgerissen vorwärts eilte: Die Föhren flogen vorbei, und in den Ohren pfiff der Lufthauch entgegen. Sein ganzer Körper wurde ihm mit einem Male so leicht, es war, wie wenn ein ganz alter Schnee von seinen Schultern gefallen wäre und er wieder auf Schneeschuhen liefe

wie ein zwanzigjähriger rotwangiger Bursche. — Und dort vor ihm lief ein tiefatmendes Elentier, seine letzten Kräfte anspannend, immer wieder in dem tiefen Schnee taumelnd. Aber er jagte ja nicht hinter seinem Elentier her, es war doch ein Luchs — ein alter männlicher Luchs mit großen Pfoten! Doch gleichviel, wenn es nur vorwärts ging! — Lari stieß mit Eifer beide Stäbe ein und fiel plötzlich mit dem Kopf in den Schnee.

Als er sich aufgerafft und den Schnee ausgespuckt hatte, kniff er sich, ob er träume oder wache. Der Abend dämmerte schon, und in den Gipfeln der Föhren blies der nahende Sturm auf. Auf einmal wußte Lari, wo er war, und fing unruhig an, die Schneedecke zu untersuchen.

Die Spuren von Luchs und Hund waren nicht mehr sichtbar. Er war wie im Traume gelaufen und hatte die Spur verloren. Lari war wie niedergeschmettert, und eine vernichtende Ohnmacht ergriff sogleich wieder seine Glieder. Er kauerte auf die Schneeschuhe und horchte gedankenlos auf das Brausen des nahenden Schneesturmes. Dann war ihm, als hörte er durch das Sturmtoben das Bellen eines Hundes. Lari horchte, jeden Nerv aufs äußerste angespannt; ganz gewiß hörte er ein Gebell, scharf und abgerissen, und es schien auch nicht sehr weit herzukommen. Die Föhrenheide neigte sich hier, und das Bellen kam vom Rande des Abhanges her.

Lari sah schärfer um sich und erkannte, daß er an den Rand des großen Kiima-Moors gekommen war, das sich viele Meilen weit durch die Wälder zog. In dieser Gegend war das Moor ganz offen, und wahrscheinlich war der Luchs auf eine der letzten Fichten geklettert und hatte sich nicht auf das offene Moor gewagt.

Lari hielt die Hände wie einen Trichter an seinen Mund und schrie mit aller Kraft:

„— He — hei Sepe! Hierher!“

Ein ungestümes, freudiges Gebell hallte durch den Wald, das Laris Geist wieder aufmunterte. Der Alp hatte keine Macht mehr über ihn. Über Sepes Ruf vergaß er seine Ermüdung. Vor Erregung zitternd, schleppte er sich wieder auf den Schneeschuhen weiter dem Gebell nach und rief fortwährend:

„— Ich komme, Sepe, ich komme! Halte nur den windohrigen Burschen auf dem Baume fest, bis ich dort bin!“

Lari fühlte seinen Kopf jetzt ganz klar. Sepes Bellen hatte allen Fieberwahn daraus verjagt, nur ein einziger Gedanke hielt ihn aufrecht: Sepe läuft ingrimmig um eine Fichte herum, und der Luchs sitzt lauernd auf den Ästen, macht dann und wann eine Bewegung und starrt mit flammenden Augen Sepe unaufhörlich an.

Lari lachte grimmig und stieß vorsichtig und ganz langsam die Schneeschuhe vorwärts, während er sich mit beiden Stäben fest entgegenstemmte. Bei jeder Bewegung munterte sich Lari auf durch Zurufe an den Hund. Aber unerträglich langsam ging diese Fahrt. Eine Ewigkeit schon glaubte er Sepes Bellen von derselben Stelle zu hören, und noch waren die Fichten des Moorrandes nicht sichtbar. Ringsherum waren immer nur Föhren, langweilige Föhren, die alle von gleichem Aus-

sehen und gleicher Höhe waren. Einförmig sausten und sangen sie in dem immer gewaltiger brausenden Sturme.

Lari wurde ungeduldiger, er wollte schneller vorwärts, doch in seinen Versuchen taumelte er wie ein blinder, hilfloser Hund in den Schnee. — — Auf den Schneeschuhen ging es nicht mehr. Das sah Lari ein, aber er mußte zu seinem Hunde, er mußte den Luchs schießen, den er schon zwei lange Tage verfolgt hatte. Sepe würde ihn nicht mehr ansehen, wenn er sich als Schwächling zeigte. Ja — er muß es ihm zeigen! Lari konnte auf den Schneeschuhen nicht mehr das Gleichgewicht halten. Er griff zitternd nach den Fußriemen und fing dann an, vorwärts zu kriechen. Er sank bis zum Boden in den weichen Schnee. Wie von einem saugenden Wirbel gezogen, bohrten sich Laris Füße in die Tiefe, und irgend etwas wollte ihn ganz hinunterziehen. Lari kämpfte wie einer, der durch schwaches Eis gebrochen ist, er krampfte sich an die Fußriemen der Schneeschuhe an und spie den Schnee aus, der auf ihn fiel. Er atmete schwer, der Schweiß lief von seinen Wangen. Er versuchte, sich auf die Schneeschuhe auszustrecken und wieder vorwärts zu kommen.

Lari konnte nicht genau sagen, wie lange er sich auf solche Weise abmühte. Wenn er die Ohnmacht fühlte, drückte er den Kopf in den Schnee, um seine brennende Stirn abzukühlen, und das half für eine Weile. Dazwischen rief er nach Sepe, und wenn der Hund mit fröhlichem Bellen Antwort gab, so fühlte er sich wieder kräftig genug, um ein weniger weiter zu kriechen.

Mit einem Male spürte Lari, wie wenn ein Etwas von oben ihn festhielte. Er wollte sich mehrmals losreißen, aber er vermochte es nicht. Er drehte sich vorsichtig auf die Seite und sah auf. Er bemerkte, daß er in ein dichtes Fichtendickicht geraten war, und daß der Büchsenriemen in dem Gezweig hängen geblieben war. Mit vieler Mühe kam Lari los, und dann ging es wieder eine Weile kriechend weiter. Er wußte sich nunmehr nahe am Ziel.

Plötzlich sah er vor sich im Fichtenwalde eine querliegende, ungeheure Windbruchföhre. Irgend etwas bewegte sich im Dunkel am Stamm hin und her. Lari sah einen Augenblick lang zu. Das war doch Sepe! Endlich!

Er rief Sepe an. Sepe kam näher, leckte kosend Laris Gesicht, kehrte aber geschwind wieder zum Föhrenstamme zurück und bellte wütig, die Schnauze in die Höhe gerichtet und die Nackenhaare gesträubt.

Da also war der Luchs! Lari schaute aufwärts und sah vor sich eine Riesenfichte, beinahe die letzte am Saume des offenen Moores. Da saß der Luchs auf dem untersten Ast in lauernder Stellung. Seinen Kopf hatte er nach unten gestreckt, seine Augen glühten im Dunkeln, und aus seiner Kehle kam ein wütiges, abgebrochenes Knurren. Er war ungewöhnlich groß, augenscheinlich eine seltenere Abart. Es war ein gefährliches Tier. Lari wunderte sich, daß der Luchs sich nicht schon auf den Hund geworfen hatte. Das schien er auch offenbar zu beabsichtigen, und darum war er auch auf den untersten Zweigen sitzen geblieben.

Lari griff unruhig nach der Flinte auf seinem Rücken. Seine Hände zitterten vor Erschöpfung, aber er brachte doch seine Büchse schußfertig. Er saß auf seinen

Schneeschuhen, den Rücken an eine Fichte gelehnt, und suchte nach einer Stütze zum Auflegen. Er schob vorsichtig die Schneeschuhe quer vor sich. Mit den Ellenbogen stützte er sich auf die Schneeschuhe und legte die Büchse auf die Windbruchföhre. Aber als Lari abdrücken wollte, kroch die Bestie höher den Baum hinauf. Irgend etwas sagte ihr, daß der Hund nicht der gefährlichste Feind war, sondern das Wesen, das scheinbar so hilflos am Boden kroch. Ein paar Astkreise nur kletterte sie, dann war sie durch die unteren Äste verborgen. Inzwischen war es schon ganz dunkel geworden.

Lari versuchte zu zielen. Er hatte aber kein Zutrauen mehr zu sich selbst, obwohl er schon oft in fast nächtlicher Finsternis geschossen und dazu noch auf viel kleinere Tiere, oft bloß dem Gefühl nach, und hatte doch immer getroffen. Jetzt fühlte er, daß irgend etwas ihn verlassen hatte, und statt dessen war eine ungeheure Entmutigung und Verzweiflung über ihn gekommen. Zwei lange Tage hindurch hatte er gejagt, und jetzt, am Ziel, versagten seine Hände.

Lari rieb seine Stirn in dem kalten Schnee, er streckte die Arme aus, um das Zittern zu verdrängen, er versuchte, die Büchse so fest wie möglich zu halten, aber er konnte sein Vertrauen nicht zurückgewinnen. Er wird der Bestie vielleicht die Rückenhaare streifen, und erschreckt wird sie auf den Gipfel des Baumes klettern, dann wird sie oben sitzen, unerreichbar für ihn. Lari wollte weinen vor Wut.

Seine Vorstellungen von Gott und übernatürlichen Kräften waren sehr unklar. Er hatte sich immer nur auf seine Kraft verlassen und niemals jene Mächte um Hilfe angerufen, aber jetzt schienen sie sich ihm in den Weg zu stellen und ihm schweres Unrecht anzutun. Trotzig stemmte er sich gegen diese Gedanken an, er wollte es noch einmal versuchen. Morgen würde es zu spät sein. Es mußte heute und sogleich gelingen. Und in dieser neuen Anstrengung sah er die Bestie deutlich durch die Finsternis, wie sie vor Wut und Furcht auf dem Ast zitterte, wie die Augen loderten, die Zähne blinkten und die Kehle sich im Takt mit ihrem Knurren bewegte. Lari sah das alles nur einen Augenblick wie in einer Blitzbeleuchtung.

Dann schoß er.

Ein durchschneidendes Schreien klang. Der Luchs krümmte sich auf seinem Ast, dann schwankte er, krallte sich mit Klauen und Zähnen fest, aber brach sogleich zusammen und stürzte auf den Schnee herab.

Sepe stürzte sich auf den Luchs, der in dem losen Schnee unterzutauchen und unter dem Bauche des Hundes durchzukriechen versuchte, um seine Kehle zu fassen, aber der Hund warf sich schwer auf ihn und hieb seine Zähne in den Hals des Luchses. Der Wutschrei der Bestie ging allmählich in ein gurgelndes Knurren über, die zuckenden Tatzen streckten sich bebend, dann war es ganz still.

Lari lag noch immer auf dem Schnee, die Büchse noch immer zum Schusse gerichtet. Wie ein Traum war ihm der Sturz und Kampf des Luchses auf dem Schnee vor ihm erschienen. Er fühlte sich unsagbar glücklich. Aber jetzt war er unsäglich müde, er konnte überhaupt nicht mehr denken. Er wandte sich ein wenig seitwärts, wo eine kleine Fichte stand, an die er seinen Rücken lehnen konnte. Dann hörte er den Sturm oben in den Gipfeln der Bäume toben und sah die Schneewirbel

durch die Luft tanzen. Aber er dachte an nichts mehr. Ihm war es ganz warm und weich im Schoße des Fichtendickichts. Plötzlich fiel er wieder in das Mißtrauen und fürchtete, es könnte alles nur ein Traum gewesen und der Luchs nicht vom Baume gefallen sein. Er rief Sepe. Sepe bellte freudig und mühte sich, die schwere Beute heranzuschleppen. Er mußte einen Umweg machen, um die liegende Föhre zu umgehen, endlich brachte er den Luchs dicht zu seinem Herrn. Lari streichelte Sepe, der sich beglückt an ihn drückte und ihm freudig Hände und Gesicht leckte.

Tastend strich Lari über den Pelz des Luchses. Wie dicht war er doch! Er hatte ihn also doch geschossen! Und das Schicksal hatte ihn mit aller Macht hindern wollen. Lari lächelte stolz.

Dann kam wieder diese Schläfrigkeit. Die Augen wollten ihm immer zufallen, und so wunderliche Gedanken kamen ihm. Lari fühlte sich, wie wenn er auf einem weichen Grunde schaukelte. Unklar kam aus den Tiefen des Gehirns der Gedanke, daß er etwas tun müßte, er wußte nur nichts Bestimmtes. Feuer anmachen? Aber ihm war warm genug! Es war ihm, als läge er an einem Feuer, in dem die Baumstöcke brannten und das eine so schlaflockende und liebkosende Wärme sprühte. Ihm fehlte nichts mehr. Seine Gedanken waren plötzlich so leicht und huschten wie auf Flügeln in einen heiteren Morgen hinein. Alle Geschehnisse seines Lebens tauchten empor aus ihrem Dunkel in endloser Reihe. Lari erlebte sie alle noch einmal in rasender Eile, er war glücklich: Wie er ein kleiner Junge war und auf dem Hofe seines Vaters im Hemde herumlief und die einzige Henne vor sich herjagte. Laut gackernd rannte sie furchtsam vor ihm her, zuletzt flog sie auf, gerade vor seiner Nase. — Dann war die Henne verschwunden, und Lari zog aus auf neue Jagd mit einer Schlinge, die er auf dem Acker hinter der Scheune bei dem großen Ameisenhaufen legte. Dorthin pflegten die Birkhühner zu kommen, und der kleine Lari sah dreimal täglich nach. Einmal flatterte ein Birkhuhn, ein großes lebendiges Birkhuhn darin! Laris Herz klopfte, er warf sich wie eine Katze über das Birkhuhn und würgte es noch lange, als es schon ganz still dalag. Lari fürchtete, daß es sich nur tot stellte und wegfliegen würde, wenn er es losließe. Aber es war ganz tot, und Lari lachte über seine Angst. Er war stolz, als er mit dem Birkhuhn nach Hause kam. Es war zwar nur eine Birkhenne, eine graue unscheinbare Birkhenne, aber doch ein Birkhuhn und kein kleines Schneehuhn oder gar ein erbärmlicher Krammetsvogel.

Bild auf Bild flog in seinem Gehirn vorüber. Jagd, Jagd und immer Jagd; zuerst mit dem Vater, dann allein, erst mit Schlingen, bis er endlich eine Büchse bekam. Erst erlegte er Kleinwild, dann immer größeres.

Mit sechzehn Jahren verfolgte er zum ersten Male ein Elentier. Wild war diese Jagd. Lari hatte keinen Hund. Es war ein gewaltiges männliches Tier, das wie ein Pfeil vor Lari her floh, weit in die Einöde, aber Lari ließ nicht nach; er blieb dem Elentier unablässig auf der Spur, ob auch seine Knie vor Hunger und Ermüdung zitterten. Dann erreichte er es auf der großen Waldwiese, wo junge, kaum mannshohe Kiefern wuchsen. Das Elen fraß von jenen Bäumen die Sprößlinge und blökte wütend, als es Lari gewahr wurde. Lari verstand damals noch nicht, daß ein

großes Elen gefährlich war, wenn es zu blöken anfing. Er zielte mutig und schoß. Die Kugel war jedoch zu klein für ein so großes Wild, sie tötete nicht sofort. Und nun stürzte das Elen auf ihn zu, schlug mit seinem Geweih um sich und blähte die Nasenlöcher vor Wut. Lari glaubte schon, seine letzte Stunde sei gekommen, denn seine Büchse war nur ein Vorderlader, und es war nicht mehr möglich, sie so schnell wieder zu laden. Lari sah ganz deutlich die kleinen Augen grimmig funkeln. Er kletterte schnell wie ein Eichhörnchen auf einen Baum, die großen Hufe des Elens schlugen gegen den Baum gerade unter ihm. Die Borke flog weit herum. Und dann blökte das Elen wieder und sprang rings um den Baum und stampfte. Lari lachte über die sonderbaren Sprünge und lud seine Büchse wieder mit aller Ruhe. Und dann zielte er gerade auf das grimmige Glotzauge, das immerfort auf ihn stierte. Das Elen warf den Kopf zurück, taumelte und stürzte endlich blökend zu Boden. Das war eine gewaltige Beute, und von dem Fleisch hatte die ganze Familie noch lange zu essen.

Dann jagte Lari Vogelwild. Eine schwere Bürde Vogelwild war täglich die Beute. Lari baute Brettergerüste auf den hohen Bäumen. Bei jedem seiner Nachtlagerplätze in der Einöde hatte er einen solchen Anstand, und als der erste Schlitten fuhr, da brachte Lari die Vögel zum Händler und bekam dafür viel Geld und viel gutes Mehl. Sein Vater hatte kein Getreidefeld, nur ein kleines Kartoffelland in den mageren Steinäckern.

Im Winter stellte Lari den Ottern an den seichten Waldbächen nach. Der Boden unter den Fichtenwurzeln war reich an Höhlungen, wo sie sich verkriechen konnten. Er dämmte den Bach ab und zwang sie aus ihren Schlupflöchern hervor. Eine schlaue Bestie ist die Otter und vorsichtig, verdammt vorsichtig, sie kann stundenlang die Schnauze aus ihrem Loch herausstrecken, bevor sie ganz herauskriecht und zum Nachbarloch hinüberläuft. Aber schließlich muß sie es doch wagen, und dann hatte er sie. Für zwei Otterfelle ließ sich ein voller Sack Mehl einhandeln und Pulver und viele andere gute Sachen noch dazu.

Lari sah sich dann allein in seiner Stube. Vater und Mutter waren gestorben. Und Lari war es langweilig, es gefiel ihm besser im Walde als zu Hause. Er schlief am Feuer im Freien, dann überkamen ihn so wunderliche Gedanken, aber auch das gefiel ihm nicht mehr.

Dann begegnete er Aune, und sie lebten zu zweien zusammen in der Stube. Sie waren glücklich, und das Glück dauerte lange, viele Jahre. Drei Kinder kamen, sie hatten eine eigene Kuh, ein paar Schafe und ein Schwein. Aune pflegte die Kinder und das Vieh, webte Tuch aus der Wolle und nähte die Kleider für alle. Und immer hatte Aune ein warmes Essen fertig, wenn Lari von der Jagd aus der Einöde nach Hause kam, ein warmes Essen und ein heißes, dampfendes Bad. Und es war so herrlich nach dem Bade, mit Aune und den Kindern zusammen in der Stube zu sitzen.

Dann — Lari zuckte schmerzlich — dann war Aune und die Kinder und alles fort. Lari strengte sich an, um sich zu erinnern, wie das alles gekommen war, aber

er sah nur ein Grab: zuerst wurden die Kinder hineingelegt und dann auch Aune, sie kamen alle zusammen. Es war in dem furchtbaren Pestjahre, in dem so viele Menschen in den Dörfern starben. Und dann war es ganz still zu Hause: kein Bad, kein warmes Essen, keine Aune, keine Kinder — immer, immer war es einsam.

Und Lari ging wieder in den Wald, jagte den ganzen Tag und schlief die Nächte am Feuer. Die Föhren murmelten leise und trösteten ihn; das Einsamkeitsgefühl wich allmählich. Doch irgendwann in den Herbstnächten kam die Erinnerung an Aune und die Kinder wieder, und er weinte! Wenn Aune wiederkäme! — Und plötzlich sah er Aune und die Kinder und alles, was er im Glücke gehabt hatte. Aune winkte ihm am Zaune des Hofes, und er lief ihr entgegen über die Wiese mit einer Bürde Vogelwild auf dem Rücken. Er lief rasch, und die Füße trugen ihn wunderbar leicht. Er schwebte über der Erde hin, immer höher und höher, er sah alle die wohlbekannten Wälder unter sich. Die Sonne des Frühlingsmorgens hatte alles rot gefärbt. Von ferne hörte er das Balzen des Birkhuhns. Und Aune winkte ihm zu. Lari flog dahin. Er wiegte sich im Schweben. Und alles verschmolz in bläulichem Sonnenduft. Dann kam eine große Stille . . .

Der Sturm tobte durch den Wald, und die Schneewirbel jagten einander über die Moorweite.

Sepe hatte lange an der Seite des Luchses gelegen, dann erhob er sich unruhig, bellte und leckte Laris starre Hand, er drückte sich an seine Brust und winselte klagend.

# Ferdinand Gregorovius und Italien

## Ein Nachruf zu seinem 100. Geburtstag *)

Von

Paul Kehr

„Sempre nel cor l'Italia."

Am 19. Januar sind hundert Jahre seit Gregorovius' Geburt vergangen. Seiner zu gedenken, haben wir gerade jetzt allen Anlaß. Denn er ist einer der großen Mittler gewesen zwischen deutscher Wissenschaft und italienischer Kultur und einer jener genialen Interpreten unserer germanischen Romantik im Verhältnis zu Italien und Rom, das der Weltkrieg wie so vieles andere zerbrochen hat, dessen Zusammenbruch die Besten hüben und drüben betrauern, dessen Wiederherstellung

*) Aus einer Gedenkrede, die ich am 30. Januar in der Festsitzung der Deutsch-italienischen Vereinigung in Berlin gehalten habe. Eine voluminöse Geburtstagsgabe hat die Cottasche Buchhandlung, bei der die meisten Schriften von Gregorovius erschienen sind, gestiftet, indem sie Johannes Hönig zu einem stattlichen Werk über Ferdinand Gregorovius, den Geschichtsschreiber der Stadt Rom (Stuttgart und Berlin, 1921), veranlaßte, dem ich manche Belehrung verdanke. Meine kleine Skizze hat freilich nicht den Ehrgeiz, Neues vorzubringen; sie ist nur der einfache Ausdruck der dankbaren Verehrung für den Menschen und Schriftsteller Gregorovius, auf dessen Spuren in Rom und Italien ich lange gewandelt bin.

allen am Herzen liegen müßte. Ferdinand Gregorovius kann uns da mancherlei lehren.

Freilich die Zeiten, in denen er lebte und schrieb, waren andere als jetzt, und auch andere als in den Jahrzehnten vor dem Kriege. Noch war das junge Italien nicht die anspruchsvolle Großmacht von heute, welche ein fatales Schicksal über seine natürlichen und historischen Grenzen treibt, und freudiger und vertrauensvoller als späterhin öffneten dem Fremden sich die Herzen der Italiener. Aber auch die Deutschen von damals — es ist besser, wir gestehen es selbst — waren andere Menschen. Rom und Italien waren zu des jungen Gregorovius' Zeiten das Ziel der Edelsten und Besten der Nation, der Traum der Künstler, die Hoffnung der Gelehrten, die Sehnsucht der Gebildeten. Sie waren noch nicht die große Karawanserei des deutsch-italienischen Fremdenverkehrs mit seinen widerwärtigen und unwürdigen Auswüchsen.

Wenn Gregorovius so schnell die Herzen der Italiener gewann, so war das an sich, ganz abgesehen von seiner Persönlichkeit und von seiner Liebe für Land und Leute, sehr natürlich. Er ist schon als *Schriftsteller* einer der begeistertsten Vorkämpfer des jungen Italiens gewesen. Derselbe Mann, der das mittelalterliche Rom mit seinen großen Päpsten verherrlichte, begrüßte das Italien Viktor Emanuels und Garibaldis mit seiner vollen und herzlichen Teilnahme und sah in der Vollendung der italienischen Einheit ein großes und erhabenes Schicksal, dessen einzelne Akte er mit innerer Bewegung miterlebte. Indem er für die Sache des jungen Italiens Partei nahm und sich den Vertretern der nationalen Idee anschloß, hat er auf die öffentliche Meinung in Deutschland eine starke und nachhaltige Einwirkung ausgeübt und zu jener romantischen Idealisierung Italiens, seines Volkes und seiner Politik beigetragen, in welcher sich seine und die spätere Generation gefielen, und die am Ende zu einer bitteren Enttäuschung geführt hat. Obwohl er für seine Person sich durchaus nicht den üblichen Illusionen über das innerliche Verhältnis der Italiener zu Deutschland und zu deutschem Wesen hingegeben hat — es finden sich in seinen Tagebüchern und Briefen mehrere Stellen, wo er gegen die angeborene Neigung seiner Landsleute zur Selbsttäuschung über das Verhältnis von Kultur und Politik seine Stimme erhoben hat; noch im Jahre 1888 schrieb er: „Die Italiener achten uns jetzt, aber sie lieben uns nicht" — so ist doch schließlich seine literarische Produktion eine Huldigung an den Genius von Rom und Italien gewesen, und sie hat, in eine oft hinreißende Kunstform gekleidet, notwendig wie die Stimme einer verführerischen Sirene wirken müssen. Die Italiener haben also allen Grund, sich dieses begeisterten Fürsprechers ihrer Sache in Deutschland dankbar zu erinnern. Aber auch die, welche seinen politischen Standpunkt nicht teilten, konnten dem großen Schriftsteller nicht widerstehen, der die ihm erwiesene Gastfreundschaft mit den schönsten literarischen Früchten belohnte, mit seiner großen Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, welche bis auf den heutigen Tag eines der populärsten Werke geblieben und für viele gebildete Deutsche *der* Führer durch Rom und Italien gewesen ist, mit seinen zahlreichen historischen Darstellungen aus der italienischen Geschichte, noch mehr aber mit seinen wundervollen „Wanderjahren in Italien", mit seinem Buche über Korsika und den vielen zum Teil entzückenden Schilderungen der hesperischen Lande und Menschen. Ob er mit hohem Pathos schreibt oder mit anspruchsloser Feder schildert, immer liegt darüber eine innere Wärme, eine tiefe Sympathie und ein seltenes künstlerisches Verständnis. Uns sind diese kleineren Schriften lieber, dem Italiener sind jene mit dem großen heroischen Stil geschriebenen Werke kongenialer. Gregorovius' Sinn für die schöne Form, die Pracht seiner Sprache, die Glut seiner Leidenschaft wurden von den Italienern besser verstanden und gewürdigt als bei uns, die wir gewöhnt und ge-

neigt sind, über den Inhalt die Form zu vernachlässigen. Ich bin einmal — es sind nun 35 Jahre her — in dem rumpelnden Omnibus von Dalmontone nach Genazzano auf derselben Straße, auf der Gregorovius so manchmal in seine Villeggiatura gewandert ist, zusammen mit dem gelehrten Abbate Pressutti, dem Herausgeber der Regesten Honorius' III., gefahren; wir kamen auf die deutsche Literatur zu sprechen und auf unsere großen Historiker; er aber ließ nur Gregorovius gelten und erklärte stolz: „è uno dei nostri." Gregorovius erkannte die formale Überlegenheit der Italiener bereitwillig an. Schon im Anfang seines römischen Aufenthalts bekennt er: „Von den Italienern kann man viel lernen, ich meine von ihren Geschichtsschreibern." Seine eigenen älteren Sachen wollte er um ihrer formellen Mängel wegen nun nicht mehr gelten lassen, und aus der deutschen Literatur, meinte er sogar, könnten hier nur Lessing und Goethe bestehen. Das sind für den Schriftsteller Gregorovius sehr charakteristische Bekenntnisse. Indem er, der Ostpreuße, dieser inneren Übereinstimmung mit dem italischen Genius bewußt wurde, fand er leichter als andere Deutsche den Weg zum Herzen der Besten jenes Landes.

Aber Gregorovius gewann die Italiener für sich nicht allein durch seine Werke und durch die Innigkeit, mit der er die Sache des jungen Italiens ergriff, sondern nicht minder durch den Reiz seiner Persönlichkeit, durch die Urbanität seines Wesens und durch die Lauterkeit seines Charakters. Er war ein Mann von großem natürlichem Takt, von zurückhaltender Würde, zugleich von edler Humanität und universalster Bildung: diese Eigenschaften haben ihm drüben, wo der Fachgelehrte nicht eben viel gilt, in der vornehmen Gesellschaft, in der er, der politisch radikal, im Innersten aber Aristokrat war, mit Vorliebe verkehrte, wie in den Kreisen der Gelehrten, eine Stellung verschafft, wie sie vor ihm und nach ihm kaum einem anderen Deutschen zuteil geworden ist. Damals gab es auch in Italien noch ihm verwandte und gleichgestimmte Menschen von hoher Geistesbildung und von feinstem Geschmack, die sich ihm in herzlicher Freundschaft anschlossen und in wirklicher Intimität mit ihm empfanden. Wie innig ist z. B. sein Verhältnis zu dem Veroneser Grafen Paolo Perez, einem seiner ältesten italienischen Freunde, gewesen; er rühmt an ihm vor allem seine aristokratische Bildung und jenes bezaubernde Wesen, welches die Art italienischer Signori zu sein pflegt: „dieses ruhte bei ihm auf dem Grunde des Adels der Natur und herzgewinnender Anmut. In Paolo Perez spiegelte sich das innerlichste Empfinden des Dichters, die Melancholie des Denkers und die heitere Ruhe der reinsten und liebenswürdigsten Menschenseele" — so schildert Gregorovius den Freund, der doch nur sein eigenstes Wesen widerspiegelte. Eine ebenso treue Freundschaft verband ihn mit dem Bologneser Grafen Gozzadini und dessen Gattin. Folgenreicher aber für Gregorovius waren die Beziehungen, die er in Rom anknüpfte. Sein Aufenthalt dort fiel in eine Zeit hoher literarischer Kultur und einer Feinheit des geselligen Lebens, die nach den Ereignissen von 1870 zuerst durch die Politik zersetzt und später durch das Überwuchern der ökonomischen Interessen zerstört worden ist — denn auch das neue Rom unterlag dem Gesetze der modernen Zivilisation, die von der alten humanistischen Kultur durch das Stadium der Politik zur Herrschaft des Geldes herabgesunken ist. Damals aber waren unter den Trägern der großen Namen Roms hochgebildete Männer und starke Charaktere, wie der geistreiche Herzog Michelangelo Caetani von Sermoneta, dem Gregorovius sein Buch über die Lukrezia Borgia gewidmet hat, und mit dessen Tochter, der Gräfin Ersilia Lovatelli, der Archäologin, ihn bis zu seinem Tode eine zarte Freundschaft verband: in dem berühmten Salon im Palazzo Lovatelli bei Sant' Angelo in Pescheria, wo durch ein halbes Säkulum sich die geistige Aristokratie von

ganz Europa traf, war Gregorovius ein immer willkommener Gast *). Er wurde bekannt mit den Häuptern der römischen Aristokratie, mit Don Giovanni Torlonia, an dessen frühem Sarge der Reichtum und die Philosophie trauerten, „die sich selten zu einer Handlung vereinigen", mit Don Vincenzo Colonna, der ihm das berühmte Archiv seines Hauses öffnete, mit Don Agosto Ruspoli, der für Gregorovius das römische Bürgerrecht beantragt hat, vor allem aber mit dem großen Staatsmann Marco Minghetti, von dem er sagt, er sei einer der herrlichsten Menschen gewesen, die ihm in Italien teuer seien, ein Mann von so seltenen persönlichen Vorzügen, daß man in ihm sein Volk lieben müsse. Ihm, Gregorovius, aber war es die schönste Genugtuung, daß das Munizipium von Rom im Jahre 1872 die Vollendung der italienischen Übersetzung der Geschichte der Stadt Rom auf Kosten der Stadt beschloß, und daß es ihn 1876 einstimmig zum Ehrenbürger ernannte. Seitdem unterschrieb er seine Briefe gern als Civis Romanus, und er hat diese Auszeichnung als die höchste Ehre geschätzt, als die schönste Palme für seine Mühen, die er weder um eine Million noch um ein Herzogtum hingeben zu wollen erklärte.

Auch in den gelehrten Kreisen Italiens hat Gregorovius weit größere Anerkennung gefunden, als in der deutschen Heimat, wo seiner Geschichte der Stadt Rom anfangs eine recht kühle Aufnahme zuteil geworden ist. Selbst mit den geistlichen Herren wußte er, der Protestant, gute Verbindungen zu unterhalten, wie mit den Patres Tosti und Calefati in Monte Cassino, das den deutschen Gelehrten vor und nach ihm immer ein gastfreundliches Hospiz gewesen ist: auch Gregorovius hat dort oben auf dem Berge Sankt Benedikts in der stillen Einsamkeit der Klostermauern mehrere Wochen wie ein Benediktiner gearbeitet. Eine innige Freundschaft verband ihn mit dem trefflichen Archivar Tommaso Gar in Venedig, und auch mit den anderen Archivaren Italiens, mit Francesco Bonaini in Florenz, mit Cesare Cantu in Mailand, mit Frati in Bologna, Foucard in Modena, Trinchera und Capasso in Neapel, blieb er in enger Verbindung. Er war befreundet mit den großen Archäologen De Rossi und Fiorilli und mit den beiden berühmtesten Historikern des damaligen Italiens, mit Michele Amari, dem Geschichtsschreiber der Araber in Sizilien, und mit Pasquale Villari, dem Verfasser des Macchiavell und des Savanarola, die beide hernach Kultusminister geworden sind. Wie viele Namen müßte ich nennen, Namen, die uns zum Teil noch heute teuer und verehrungswürdig sind, wollte ich den Kreis seiner gelehrten und freundschaftlichen Beziehungen in Italien mit Vollständigkeit umschreiben. Sie sind nun alle tot, aber viele von ihnen habe ich noch gekannt, und sie haben dem Landsmann und in gewisser, freilich sehr eingeschränkter Hinsicht dem Nachfolger von Gregorovius vielleicht um des von ihnen hochgeschätzten Freundes willen Freundschaft und Sympathie erwiesen. Gregorovius erlangte auch die seltene Ehre der Mitgliedschaft der Lincei in Rom, und er hat an den Verhandlungen der berühmten Akademie tätigen Anteil genommen. Der Kultusminister Correnti berief ihn zusammen mit dem deutschen Archäologen Wilhelm Henzen unvergeßlichen Angedenkens in die Giunta, welche über die wissenschaftliche Organisation im neuen Rom Vorschläge machen sollte; von ihm rührt ein Plan her für die Ordnung und Inventarisierung der Archive in und außerhalb Roms, und ein Promemoria, worin er eine bessere Organisation der historischen Studien in Rom vorschlug durch die Herausgabe eines Archivio storico Romano und eines Codex diplomaticus urbis Romae. Bereitwillig stellte er seinen Rat und seine Erfahrung dem jungen Italien zur Verfügung, und wenn

*) Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli. Von Sigmund Münz. Berlin 1896, Gebr. Paetel. Diese und die in dem gleichen Verlag 1894 von H. von Petersdorff herausgegebenen Briefe an Hermann von Thile sind wichtige Quellen für Gregorovius' Verhältnis zu Rom.

selbst ihm die bittere Erfahrung schnöden Undanks nicht erspart geblieben ist, die Verehrung, das Ansehen, die Autorität, deren er sich in Italien erfreute, waren außerordentlich. Wir haben noch lange von diesem Vermächtnis, das er uns hinterlassen, gezehrt.

Deutschland und Italien, das ist die Summe seiner Gedanken und Hoffnungen bis in sein hohes Alter hinein, da dieser erstaunlich energische Geist sich einer neuen Aufgabe zuwandte, der Geschichte von Athen. Bis dahin aber beherrschte ihn jene eine Leidenschaft, sein Verhältnis zu Rom und Italien, ein Verhältnis, dem auch die Tragik nicht erspart geblieben ist. Niemand vielleicht vor und nach ihm hat so tiefe und ergreifende Worte für die ewige Sehnsucht der Deutschen nach der ewigen Stadt gefunden wie er. Immer wieder zitiert er das Wort des alten Prokopius über jene wesentlich germanische Krankheit, die ἐπιθυμία τῆς οἰκήσεως ἐν Ῥώμῃ, das leidenschaftliche Verlangen, in Rom zu leben. „Ich kann", so schreibt er noch im Jahre 1873, „nicht mehr den geistigen Zusammenhang mit der lateinischen Welt entbehren, denn diese ergänzt ja unsere eigene, die germanische." „Ich bin der moderne Janus," bekennt er der Freundin in Rom, „ein Gesicht ist gen Italien gerichtet, das andere gen Deutschland. Es gibt manchen, der behauptet, das eine lache, das andere weine. Aber das ist doch nicht wahr. Ich liebe herzlichst auch mein teures Vaterland. Doch wenn es ein nicht gewöhnlicher Reichtum ist, zwei Vaterländer zu besitzen, ein ursprüngliches und ein durch Adoption erworbenes, so will ich gestehen, daß ich dieses Privilegium mit genug schmerzlichen Gefühlen abzubüßen habe, denn immer von neuem muß ich in meinem Leben die Fabel von dem Gewebe der Penelope verwirklichen." Zweiundzwanzig Jahre hatte er in Rom gelebt, fast zum Römer geworden, da fühlte er trotz oder vielleicht auch wegen seiner großen Liebe zu Rom die Notwendigkeit der Trennung. Sein Lebenswerk, die Geschichte der Stadt Rom, war vollendet. „Es ist die Vorschrift der Weisen, zur rechten Zeit aufzuhören", so ermahnt er sich selbst. Anders als die Schwächlinge, die den Rückweg in die Heimat nicht mehr oder nicht zur rechten Zeit zu finden wissen — wie manches Talent hat Gregorovius und haben auch wir in Rom und in seinen Osterien zugrunde gehen sehen — er aber riß sich resolut los. „Da meine Arbeit endigt," so schreibt er in sein Tagebuch, „blüht Rom, welches zur Legende meines kleinen Lebens zu werden beginnt, für mich ab." Seine Mission war erfüllt. Freilich, es kostete Schmerzen. „Roma vale! Haeret vox et singultus intercipiunt verba dictantis" (Rom, lebe wohl; mir stockt die Stimme, und Schluchzen unterbricht meine Worte) — damit schließt sein römisches Tagebuch. Er blieb sich treu. Seinem jungen Freunde Sigmund Münz riet er später — und wieviel Wahrheit und Weisheit liegt darin! — nicht länger in Italien zu bleiben, als ein paar Jahre, „soviel eben als nötig ist, um die Hochschule der Lebenserneuerung zu absolvieren, dann aber einen festen Punkt zum Stehen im Vaterlande zu suchen, wo die geistigen Kulturströme doch gewaltiger und universeller sind als in Italien".

Mit den Jahren, seit er seinen dauernden Wohnsitz nach München verlegt hatte (1874), wurde sein Verhältnis zu Rom und Italien ruhiger, trotz der Schmerzen, die ihm die Veränderungen bereiteten, welche das ihm vertraute Stadtbild des mittelalterlichen Rom erlitt. „Rom ist nicht mehr das alte," klagt er, „denn jene unsagbaren Reize seines geschichtlichen Vergängnisses und seiner verzauberten Stille sind alle hinweggeweht. Ganze Strecken, wie jene klassischen Einöden hinter S. Maria Maggiore, sind vollkommen unkenntlich geworden; die schönen alten Alleen sind alle umgehauen, und überall wird gegraben und gewühlt. Da ich dem mittelalterlichen Rom angehöre, so empfinde ich über diese gewaltsame Metamorphose

einen gewissen Schmerz, obwohl ich mir sage, daß sie einsetzen mußte, wenn diese Stadt nicht ganz und gar in einen Monte Testaccio sich verwandeln sollte. So wandeln sich die Dinge, und der Wandel ist eben ihre Geschichte." Die Aufteilung der Villa Ludoviti zerriß ihm das Herz: „Es ist mein täglicher Jammer," schreibt er an Frau von Thile, „zu sehen, wie Rom jetzt von Wucherern, Spekulanten und Freigelassenen des Ghetto um und um gewälzt wird, denn meine große Leidenschaft war Rom", und an Münz: „Die Stadt gleicht einem alten Prachtteppich, welcher ausgeklopft wird, und darüber unter einer Wolke von Staub und Fetzen auseinander fällt. Die Wege meiner Vergangenheit sind hier verschüttet, umgewühlt und überbaut, und an die Stelle der majestätischen Ruhe ist der widerwärtige Lärm des modernen Lebens getreten, welches seine feste Gestalt sucht, aber noch in einem Menschenalter nicht gefunden haben wird." Es ist bekannt, daß er in offenen Sendschreiben an den Präsidenten der Accademia di San Luca gegen die Verwüstung des mittelalterlichen Rom durch die moderne Spekulation aufgetreten ist, aber es geschah in so maßvoller und in so vornehmer Form, daß er dafür die Zustimmung und das Verständnis auch der römischen Freunde fand. Trotzdem blieb ihm Rom und Italien die Heimat der reinen Menschlichkeit, das Land voll Licht und Luft, mit seinem schrankenlosen Kulturhorizont und der Klarheit der Formen, mit jenem großen Stil des ganzen Seins, den er in Deutschland „inter Getas et Gotos", wie er oft halb im Scherze sagte, schmerzlich vermißte, und Jahr für Jahr zog es den Alternden hinüber ultra montes, aber er lebte nun nur noch der Erinnerung. „Wie wundervoll", schrieb er zwei Jahre vor seinem Tode, „wie wundervoll war doch jene Zeit im alten Rom mit seiner geschichtlichen Götterdämmerung und jener zauberhaften Stille der Versunkenheit in Nirwana."

Gregorovius starb in München am 1. Mai 1891. Dem Sindaco von Rom sandten die Hinterbliebenen die von ihm selbst aufgesetzte Todesnachricht: „è morto Ferdinando Gregorovius cittadino Romano."

Was aber lehrt uns dieser deutsche civis Romanus, der ein großer Patriot war und sein Vaterland liebte, seine großen Männer ehrte und auf sie stolz war? Daß man ein aufrechter Deutscher sein kann und doch zugleich ein Kosmopolit im edelsten Sinne. Wie aber würde er, wenn er diese schweren Jahre mit ihren bittern Enttäuschungen erlebt hätte, urteilen und handeln? Wir können uns wohl vorstellen, wie groß sein Schmerz gewesen wäre, gerade Italien unter unsern Feinden und nach dem ungleichen Kampfe mit den Spolien des von andern besiegten Deutschlands beladen zu sehen. Aber ebenso sicher können wir sein, daß er einer der ersten gewesen sein würde, der trotz des tiefen und schier unüberbrückbaren Grabens, den der sogenannte Friede von Versailles auch zwischen Deutschland und Italien aufgerissen hat, zur Wiederherstellung der alten kulturellen Beziehungen die Hand geboten haben würde. Gewiß, mit jenem Takte und jener Zurückhaltung, die ihm eigen waren. Aber er würde von Neuem wiederholt haben, daß der germanische Geist die Verbindung mit der lateinischen Kultur nicht entbehren kann. Auch in Italien erheben sich Stimmen, die auf die Gemeinsamkeit unserer kulturellen Interessen hinweisen. Alle die guten Willens sind, sollten sich, Deutsche wie Italiener, hier zusammenfinden. Denn nicht ohne ernste Sorge sehen die, denen die geistigen Güter der Nation anvertraut sind, wie die Wogen des Materialismus, was uns an Kultur geblieben ist, bedrohen. Der menschliche Geist braucht heute mehr denn je inmitten dieses Ozeans von ökonomischen Interessen eine Insel, wo er der Kunst und der Wissenschaft und dem Kulte der Vergangenheit und der Erinnerung sich frei hingeben kann. Wohl ist auch Roms und Italiens alte Stellung in der Kulturgemeinschaft des Abendlandes, wenn nicht sogar gefährdet, doch eine andere geworden. Es

ist nicht mehr das Land der Toten und das große Museum des Abendlandes. Immer aber glauben wir, trotz aller Veränderungen und Gegensätze, an die unzerstörbare Kraft seiner alten Kultur und seiner Humanität, und hoffen zuversichtlich, daß noch lange gelten möge, was Gregorovius im Jahre 1872 an den Sindaco von Rom schrieb, daß Italien und Deutschland zu der hohen Mission berufen seien, als befreundete Geschwister mitzuschaffen an dem großen Friedenswerke der Kultur. Und so grüßen wir noch einmal den edlen Schatten von Ferdinand Gregorovius, der mit berechtigtem Selbstgefühl von sich sagen durfte: „Ich war hier ein Botschafter in bescheidenster Form, doch vielleicht in einem höheren Sinne als diplomatische Minister."

# Der Einfluß großer Katastrophen im Natur- und Völkergeschehen auf Weltanschauung und Glauben

Von

Hugo Elbertzhagen

Der schreibt, so hat ein deutscher Schriftsteller einmal gesagt, die größte Geschichte der Menschheit, der die Geschichte ihrer Sehnsucht schreibt. Diese Geschichte ist bereits geschrieben. Dante hat es in seiner Divina Commedia getan. Mit einem dieser Geschichte der Menschheit entnommenen poetischen Bilde leite ich die nachfolgenden Betrachtungen ein, da in ihm wohl das großartigste Ereignis, die gewaltigste Katastrophe unserem geistigen Auge sich darbietet, die auch auf die dadurch beeinflußte Weltanschauung und den darauf sich aufbauenden Glauben helles Licht ausstrahlen läßt: Gott der Herr schleuderte seinen schönsten und liebsten Engel, den Luzifer, der sich gegen ihn auflehnte und dadurch der Satan wurde, im Zorn auf die Erde. Der Sturz Luzifers war so stark, daß er bis mitten in den Erdball flog. Dort, im Mittelpunkt, barst aus Entsetzen vor dem Satan die Erde im Innern auseinander, es entstand die Hölle, das entflohene Erdinnere quoll an der äußeren Hülle der Erde entlang durch das Weltmeer hinauf und bildete gerade über der Stelle, wo der Satan in die Erde gestürzt war, den Berg der Läuterung. Auf dessen Stufen muß der Mensch nun wieder, nachdem er der Hölle Grauen kennengelernt hat, hinaufsteigen zum irdischen Paradiese, um von dort den Himmelsflug zu Gott antreten zu können. Der die ganze Hölle hinabgestiegene Mensch, der tief unten darinnen den Satan im Eise gefunden, klimmt an diesem hinauf, d. h. er bezwingt mit seinem Verstande das Böse und das Laster, besiegt den Satan und gelangt so wieder an das Licht und die Möglichkeit neuen Lebens.

Aus diesem Bilde ist die Lehre zu entnehmen, daß *gerade da*, wo das Böse mit der Welt in Berührung gebracht wurde, auch die Mittel gegeben wurden, um aus diesem Übel und Ungemach den Weg wiederzufinden zu Ordnung und Sitte, zu Gottes Liebe, Güte und Weisheit.

Wie wir aus dem gewaltigen Sturz Luzifers die Hölle entstehen, den Berg der Läuterung und darüber den Himmel sahen, so erkennen wir auch im wirklichen Leben, wie die Weltanschauung aller Art, die philosophische, ethische, wirtschaftliche Weltanschauung, durch die wirklichen großen Katastrophen beeinflußt worden ist, wie die politische Weltanschauung sich dadurch neugestaltet, wie der religiöse Glaube sich bildet oder umbildet. Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Schiffszusammenstöße und -untergänge, Bergstürze, Sturmfluten, Überschwemmungen, Kriege, Revolutionen

usw. — alles große Ereignisse und gewaltsame Erschütterungen im Natur- und Völkergeschehen, und sie alle haben ausgeübt, üben aus und werden auch in Zukunft ihren Einfluß in der hier unserer Betrachtung vorliegenden Richtung ausüben, werden auf Weltanschauung und religiösen Glauben allezeit mehr oder minder einwirken. Alle Wahrheit und alle Weisheit liegt in der Anschauung. Weltanschauung ist die Summe dessen, was der einzelne Mensch mit dem Verstande als die Wahrheit des bei der Menschheit und bei dem, worin diese Menschheit lebt, Angeschauten, Beobachteten erkannt hat oder erkannt zu haben vermeint. Weltanschauung ist die Weisheit, die der Mensch in bezug darauf für sich erworben hat; sie ist das Ergebnis seiner Auffassungen vom Geschehen in der ihn umgebenden Natur, in die er hineingestellt ist, und von dem Geschehen in dem Volke, in dem er lebt.

Glaube ist die Summe dessen, was der einzelne Mensch als die Wahrheit und Gewißheit in den vorgenannten Beziehungen erfühlt hat, ist das Ergebnis der Eindrücke, die Natur- und Völkergeschehen in seinem Gemüt dergestalt hinterlassen haben, daß dieses sich zu einer überpersönlichen Macht hingedrängt fühlt, die solches Geschehen hervorbringt oder zuläßt.

Weltanschauung also faßt die Eindrücke zusammen, die das Angeschaute auf den Verstand, Glaube die Eindrücke, die es auf das Gemüt macht. Da Verstand und Gemüt im einzelnen Menschen nahe beieinander wohnen, werden beide oft voneinander beeinflußt, Weltanschauung und Glauben durchdringen sich oft gegenseitig, gehen ineinander auf.

Mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum können hier nur die bedeutendsten katastrophalen Naturereignisse und Geschehnisse im Völkerleben berücksichtigt werden.

## I

Die Begriffe „Naturerscheinungen" und „Naturereignisse" werden vielfach, namentlich geschah dies früher, der eine statt des anderen, gebraucht: Erdbeben, vulkanische Ausbrüche usw. werden bald Naturerscheinung, bald Naturereignis genannt. Indessen wird letztere Bezeichnung meist dann angewandt, wenn die Plötzlichkeit und Unerklärbarkeit der Erscheinungen betont wird, und wenn von deren Wirkungen die Rede ist, wenn sie unvermutet eintrafen und in ihren Ursachen noch unerkannt und unberechenbar, mit mehr oder weniger stark auf die Verhältnisse des materiellen wie des Geistes- und Gemütslebens der Menschen wirkenden Folgen verbunden sind. Humboldt erinnert im „Kosmos" daran, wie die Naturwelt in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Volksstämmen so ganz anders auf die Gedanken- und Empfindungswelt eingewirkt hat, wie sinnliche Eindrücke und zufällig scheinende Umstände in jugendlichen Gemütern oft die ganze Richtung eines Menschenlebens bestimmen. Die Mythologie aller Völker, ihre früheste Weltanschauung, ihre früheste Religion, ihr frühester Glaube ist auf diesen Naturerscheinungen und Naturereignissen gegründet. Bis in die neueste Zeit hinein sehen wir, daß, nachdem längst der Naturforscher eifrig an der Arbeit war und den scheinbar geheimsten Pfaden der Natur oft erfolgreich nachging, Naturereignisse den Anlaß gaben, Weltanschauung und Glauben nachzuprüfen und zu berichtigen, da man zu merken glaubte, daß diese Naturereignisse und ihre Folgen auf das Geistes- und Gemütsleben der Menschen derartig einwirkten, daß man mit den bisherigen Ansichten und Gefühlen nicht mehr auskommen zu können meinte. Das Verhältnis der Naturereignisse zum Menschengeiste führt zu so mannigfaltigem Nachdenken und erfordert eine so ungeheure Menge Stoff aus allen Wissenszweigen, daß man kaum eine annähernd erschöpfende Untersuchung mit vollem Erfolge anstellen kann. Das ungemessene Gebiet der Gedankenwelt, befruchtet seit Jahrtausenden durch die treibenden Kräfte geistiger

Tätigkeit, zeigt in den verschiedenen Rassen und auf verschiedenen Stufen der Bildung bald eine heitere, bald eine trübere Stimmung des Gemüts, bald zarte Erregbarkeit und bald dumpfe Unempfindlichkeit für das Schöne. Der Sinn des Menschen wird zuerst auf die Heiligung von Naturkräften geleitet, später folgt er religiösen Anregungen höherer, rein geistiger Art.

Die großen Naturereignisse wirken teils ganz besonders auf den Verstand, teils auf die Phantasie. Diese haben in frühester Zeit die Mythologien und Religionen der Völker hervorgerufen, jene die Weltanschauungen in geistiger Beziehung. Bei allen die Phantasie der Menschen beeinflussenden Naturerscheinungen und Naturereignissen vergleicht der Mensch sich infolge der durch sie hervorgerufenen Furcht oder Verwunderung mit der Gewalt und Majestät der Natur und gewinnt das peinliche Gefühl seiner eignen Unbedeutendheit. Ein Bewußtsein seiner Unterordnung überkommt ihn. Wir können dabei an das Licht der Sonne denken, an die Phasen des Mondes, an Sonnen- und Mondfinsternis, an Blitz und Donner, aber auch an Erdbeben, feuerspeiende Berge, Überschwemmungen, Sturmfluten usw. So kam man zu den altasiatischen Gottheiten, so zu Zeus, Neptun, Vulkan, so zur nordischen und germanischen Götterwelt; endlich wurde *ein* Wesen angenommen, das sich in diesen Erscheinungen und Ereignissen kundtat, wovon z. B. 2. Mos. 19, 18, Psalm 18, 9, Jes. 29, 6 Zeugnis geben. Endlich wird auch unser christliches Zeitalter mit einem Naturereignis eingeleitet, das hier zudem als Beweis genommen wird für die Gottessohnschaft Christi, indem es im Evangelium Matthäi 27, 52 und 54 heißt: „Und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen. Aber der Hauptmann und die, die bei ihm waren und bewahrten Jesum, da sie sahen das Erdbeben und was da geschahe, erschraken sie sehr und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen." Aus der Weltordnung und aus der Größe und Schönheit, ja auch aus dem Grauenvollen der Natur wurde die Größe und die Güte Gottes bewiesen.

Die ausschließliche Einwirkung auf die Phantasie und das Gemüt hat bei vielen Ereignissen der verstandesmäßigen Erklärung Platz gemacht. Hier sind es besonders die Erdbeben und die vulkanischen Ausbrüche, die zum größesten Teile wegen ihres plötzlichen, unerwarteten Auftretens und ihrer schrecklichen Folgen in hohem Grade auf das Gemüt wirken und religiöse Gefühle wachrufen. Beide Vorgänge, Erdbeben und Vulkanismus, vollziehen sich schnell und stürmisch; sie sind zweifellos die beiden gewaltigsten Naturerscheinungen, die die Erde kennt. Beide sind in gleichem Maße umwoben von dem reizvollen Schleier des Geheimnisvollen und Schaurigen, das alles umgibt, was da aus der Erdtiefe zu uns heraufdringt. Großartigstes Schauspiel, schrecklichste Schönheit bietet der Vulkanismus. W. Branca sagte in seiner Rede zum Kaisergeburtstage an der Berliner Universität 1902: „Mit wildem Brüllen speit die Erde ihre eigenen Eingeweide hoch zum Himmel aus, mit ihnen Fangball spielend, stößt aus Schlund und Flanken in dicken Strömen glühendes Blut, und saucht mit ohrenbetäubendem Zischen und Brausen ätzenden Atem aus in die Luft. Demgegenüber treten die Erdbeben in schmuckloserm, einfachem Gewande auf; kurze Stöße, unterirdisches Grollen, damit ist ihre äußere Erscheinungsweise gekennzeichnet. Und dennoch bilden gerade sie die schmerzensreichste Geißel, mit der Allmutter Erde ihre Kinder züchtigt." Daß durch solche Ereignisse die Phantasie und das Gemüt in gewaltigem Maße erregt werden, ist klar; von ihnen soll nunmehr besonders die Rede sein.

Strabo und Pausanias nennen ein Erdbeben im Jahre 373 v. Chr., wodurch die blühende Stadt Bura in Griechenland vernichtet wurde, dann folgen unzählige andere bis zum Jahre 1586 in Japan, 1610 in der Provinz La Grita in Venezuela, 1647 in St. Jago, das Heinrich von Kleist in einer Erzählung „Das Erdbeben in Chile" er-

greifend beschreibt, 1657 in Callao und Lima, wobei 11 000 Spanier umkamen. Dann folgen die Beben von Arica in Peru 1715, im folgenden Jahre wurde die Stadt Pisca bei Lima, die eben erst neu erbaut worden war, zerstört, am 4. Februar 1797 das auch von A. von Humboldt großartig geschilderte Erdbeben von Riobamba in Peru usw., Fluß- und Seebeben ereigneten sich, teils mit gewaltigen Erdbeben verbunden, u. a. 1158, als die Themse plötzlich vollständig versiegte, 1755 das berühmte Erdbeben von Lissabon, auf das noch ganz besonders einzugehen ist, 1802 das Flußbeben des Orinocco, 1835 bei Concepcion, das ganz zerstört wurde, 1854 das bei Nipon. Auf die noch in der Erinnerung aller seienden Beben von San Franzisko und Messina in diesem Jahrhundert gehe ich später ein. „Es gibt", so sagt A. von Humboldt im Kosmos, „kein anderes Ereignis in den Verhängnissen des Menschengeschlechts, durch welches in wenigen Minuten so viele Tausende auf einmal den Tod finden, als durch die Erzeugung und den Vorübergang weniger Erdwellen, von Spaltungsphänomenen vorbereitet."

Von den vulkanischen Ausbrüchen sind es vornehmlich die des Vesuv und des Ätna, die verheerend gewirkt haben; durch den des Vesuv wurde im Jahre 79 n. Chr. Herkulanum und Pompeji vernichtet, wobei der ältere Plinius sein Ende fand. Genaueres weiß man dann erst wieder von einem solchen Ausbruch am 16. Dezember 1631, der bis zum 18. Dezember dauerte; 3000 Menschen starben in der Glut, und eine ganze Prozession von 400 Köpfen versank in ihr. Vom Ätna berichtet Pindar um das Jahr 450 v. Chr.; er singt von der dunkelbelaubten Bergmasse, von dem schneeigen Gipfel, der immerfort scharfen Frost hegt, von den Kratern, die tagsüber Wogen geröteten Rauches aufwirbeln, in finsterer Nacht aber wild prasselnd in purpurner Glut Felsgesteine bis zu des Meeres tiefgründiger Fläche hinabwälzen. Aeschylos kennt ebenfalls die Glutströme des Ätna, Strabo endlich, um Christi Geburt, liefert einen so klaren wissenschaftlichen Bericht, daß man es heute noch in knappen Worten nicht viel besser könnte. Der letzte größere Ausbruch des Ätna hat im Jahre 1892 stattgefunden.

Man versetze sich nun in Gedanken in das Los der Menschen, vor deren Augen all dies Ungeheuerliche hereinbricht: Erschütterung des Nervensystems, Nervenerkrankungen, aber auch Abstumpfung gegen Gefahr, Verwunderung über plötzliche Lähmungen, plötzlicher Verlust der Sprache, da der Schrecken so heftig eingewirkt hatte, aber auch Verwunderung über die umgekehrte Tatsache, daß infolge von Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen Gelähmte den Gebrauch ihrer Glieder wiedererhalten, wie dies z. B. bei dem Erdbeben von Brussa in Kleinasien im Jahre 1855 der Fall gewesen sein soll. Bekannt ist der merkwürdige Widerspruch der Menschenseele, der darin liegt, daß selbst durch so fürchterliche Ereignisse die Menschen nicht Mut und Lust verlieren, sich sofort wieder an derselben Stelle Häuser, Dörfer, Städte zu bauen, an der diese eben erst in den Staub sanken. Zum Teil liegt dies wohl an dem Hängen an der alten Heimatstätte, zum wesentlichen Teile trägt aber sicher die Erkenntnis dazu bei, daß man auch an einer anderen Stelle nicht gegen die Wiederkehr eines solchen Ereignisses gesichert ist.

Wie die Einwirkung eines sehr heftigen Bebens sich in hohem Maße auch auf die sozialen Verhältnisse der Menschen erstreckt, führt Branca in seiner obengenannten Rede aus. „Sie kann", so heißt es da, „so heftig sein, daß sie an diejenige einer Revolution erinnert." Auch auf verbannte Verbrecher wirkten solche großen Beben ein, indem sie diesen die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat eintrug. Aber nicht nur die schlechten Seiten der menschlichen Natur wurden durch solche Ereignisse enthüllt, sondern auch die guten: Beispiele höchster Selbstaufopferung von seiten der Hilfeleistenden, gesteigerte Hingabe für andere.

Ganz besonders ist von dem Erdbeben in Lissabon im Jahre 1755 zu reden. Die

Vorstellung von der Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit der Welteinrichtung geriet ins Schwanken, „die Gleichgültigkeit, mit der die Natur das Menschenleben und all seinen Zweck- und Wertinhalt zerstört, schien weit eher für eine blinde Notwendigkeit alles Geschehens, als für eine teleologische Anlage des Weltprozesses zu sprechen" (Windelband, Geschichte der Philosophie). Die Literatur über dieses Erdbeben ist sehr groß; vornehmlich haben Voltaire, Rousseau, Kant und Goethe in eindringlicher Weise sich geäußert. Das Erdbeben selbst schildert Branca also: „Lissabon, im Jahre 1755, erster November, Allerseelentag, vormittags um halb zehn, die Kirchen dicht gedrängt voll Menschen. Ein strahlend blauer Himmel und tiefer Frieden auf der schönen Erde. Da, plötzlich, unterirdisches Gedonner; gleich darauf ein Stoß, so stark, daß viele Kirchen und Häuser zusammenbrechen. Aus 300 000 Menschenkehlen schwillt zum Himmel ein einziger, entsetzlicher Verzweiflungsschrei. Ein dicker Staub entquillt der Stadt, die Sonne tief verschleiernd. Die Straßen plötzlich unpassierbar durch die vielen Trümmer. Nach zwei Minuten Pause ein zweiter Stoß. Nun wieder einige Minuten vollster Ruhe. Jetzt ein dritter; und von der Stadt, die damals 300 000 Seelen zählte, zwei Drittel in Trümmern, 30 000 Menschen tot." — Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" ist bekannt. Zu deren Schluß sagt er: „Der Knabe, der alles dies wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten." Daß Goethe als sechsjähriger Knabe so empfunden hat — es mag sein; aber in dieser im Alter wiedergegebenen und niedergeschriebenen Schilderung und Betrachtung ist auch seine gereifte Meinung zu erkennen. Allen Schriften der damaligen Zeit, zu Beginn der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ist zu entnehmen, wie die große Katastrophe den Vorsehungsglauben der Aufklärung herausforderte, und es ist lehrreich, die sich nun entspinnende Debatte zu verfolgen, da aus ihr auch die religiösen Wirkungen des Erdbebens erkennbar werden.

In Deutschland, England und Frankreich waren zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Richtungen des Optimismus maßgebend, der, wie sein Gegenteil nicht nur der Philosophie angehört, sondern auch eine religiöse Stimmung ist, denn Optimismus ist Glaube. Der Deutsche Leibniz und die Engländer Pope und Shaftesbury waren die Vertreter dieser Gedankengänge; bei ersterem gründet er sich auf die Logik, da der Glaube sich unter das Naturgesetz beugt, weil die Wahl Gottes an das logische Gesetz gebunden ist, bei letzteren beiden gründet er sich auf die Schönheit, ist also ästhetischer Natur. Gerade im Jahre, als das Lissaboner Erdbeben stattfand, hatte die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage über den Optimismus, besonders über den von Pope (in seinem Lehrgedicht Essay ou man) gestellt mit dem Thema: On demande l'examen du système de Pope, contenu dans la proposition: tout est bien. Im Herbst erschienen die Antworten, an deren Behandlung sich Gottsched, Lessing, Mendelssohn, A. F. Reinhard — dieser erhielt den Preis — beteiligten. Die furchtbarste Antwort aber erteilte das Erdbeben selbst, denn dieses zerstörte geradezu den Glauben der Menschheit. Voltaire übte dann eine völlig vernichtende Kritik des Optimismus. In seinem Poème sur le désastre de Lisbonne heißt es: „Wollt Ihr sagen, das ist die Wirkung der ewigen Gesetze, welche die Wahl eines freien und gütigen Gottes nötigen?" Auch als Strafgericht, sagt er, lasse sich das Erdbeben nicht verstehen — „Lisbonne est abîmée, et l'on danse à Paris"! Ebenso sei es ein Spott auf die Elenden, ihnen vorzuhalten, daß aus ihren

Leiden für die andern Trost erwachse, daß ihr Unglück das Glück eines andern Wesens sei; das sei nur der schwache Versuch eines stolzen Unglücklichen, der zufrieden scheinen wolle. Den Anhängern des Optimismus ruft Voltaire zu: „Ihr sagt, alles ist gut — aber das Weltall straft Euch Lügen", und weiter: „Wie soll man einen Gott begreifen, der, die Güte selbst, seine Güter an die geliebten Kinder verteilt und mit vollen Händen Unglück über sie ausgießt?" Mit scharfer Kritik zerstörte er den Anspruch auf Optimismus, auf eine versöhnende, erträgliche Betrachtung des Leidens. Die Illusion, als befähige der Optimismus wirklich zum Verständnis und Ertragen des Leidens, zerrann vor seinem Spott: „In der am besten geordneten von den möglichen Welten des Leibniz herrscht eine ewige Unordnung, ein Chaos von Unglück, und mischt reale Schmerzen mit eitlen Freuden."

Neben der Zustimmung, die Voltaire fand, erfuhr er auch heftigen Widerspruch, so namentlich durch Jean Jacques Rousseau in einem Briefe vom 18. August 1756. Daß dieser Brief auf Voltaire keinen Eindruck machte, ist kein Wunder, da er in der Hauptsache nur sentimentale Klagen enthält, die darin gipfeln, daß die Abwendung von der Natur zur Kultur an allem Elend schuld sei: „In bezug auf Lissabon werden Sie mir zugeben, daß nicht die Natur 20 000 sechs- und siebenstöckige Häuser dort angehäuft hat, daß, wenn die Menschen besser verteilt und in bequemen Wohnungen gewesen wären, der Schaden sehr viel geringer oder gleich Null sein würde." Als Voltaires Antwort auf die Einwände dieses Briefes wird gewöhnlich sein Roman Candide ou l'optimisme angesehen, doch datiert dieser erst aus dem Jahre 1759, während Voltaire den Brief selbst schon am 21. September 1756 beantwortet hatte. Um den Optimismus so recht verhöhnen zu können, muß der Held des Romans auch das Erdbeben von Lissabon überstehen. Der Schluß des Candide lautet: „travailler sans raisonner, c'est le seul moyen de rendre la vie supportable" — wir werden diesen Satz später wiederfinden. Im großen und ganzen kann man nur sagen, daß die ganze von Voltaire ausgesprochene Weltanschauung den Menschen nicht befriedigen kann, daß seine Skepsis den Menschen zweifelhaft macht am Wert und Existenz seines eigenen Lebens und ihn in die Enge eines philisterhaften Daseins hinunterzwingt. Der Zweifel an Gott wird zum Zweifel am eigenen Können. Dies aber führt zu einem kleinlich und kraftlos verlaufenden Leben.

In Deutschland ergriff kein Geringerer als Immanuel Kant in drei kleineren Schriften, die im Jahre 1756 aus Anlaß dieses Erdbebens entstanden, das Wort. In seiner „Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, das am Ende des 1755. Jahres einen großen Teil der Erde erschüttert hat", Königsberg 1756, der ersten dieser Schriften, erwägt er in einer „Schlußbetrachtung" den Sinn des Erdbebens. Wie Goethe und Voltaire lehnt er die Deutung des Unglücks als Strafgericht ab: „Diese Art des Urteils ist ein sträflicher Vorwitz, der sich anmaßt, die Absichten der göttlichen Ratschlüsse einzusehen und nach seinen Einsichten auszulegen." Kant bekämpft hier den Gedanken der Aufklärung, die Natur müsse ihren Zweck im Menschen haben, er zeigt, daß in der Harmonie der Weltordnung ihr Zweck zu sehen ist, dem das Ergehen der Menschheit eingeordnet wurde. Aber doch geht er weiter, da ihm das Unglück durch den Ausblick auf die jenseitige Zukunft des Menschen erklärlich und erträglich wird. Hier zuletzt spricht er denselben Gedanken aus, mit dem Voltaire sein vorhin genanntes Gedicht wie folgt schließt:

Un calife autrefois, à son heure dernière,
Au dieu, qu'il adorait, dit pour toute prière:
„Je t'apporte, ô seul roi, seul être illimité,
Tout ce que tu n'as pas dans ton immensité,
Les défauts, les regrets, les maux et l'ignorance;" —
Mais il pouvait encore ajouter l'espérance —

Das, was der Mensch in seiner Endlichkeit hat, ist neben Fehlern, Reue, Leiden und Unwissenheit die Hoffnung! Die von Kant gegebene Deutung des Unglücks konnte nicht genügen, und er ließ es selbst dabei auch nicht bewenden. Er macht doch wieder den Versuch, auch in der Geschichte einen Zweck der Naturereignisse zu erkennen und gibt der Frage sofort die praktische Zuspitzung: „Wozu treiben uns die Wege der Vorsehung an, und wozu laden sie uns ein?" Die Frage nach dem Sinn ist die Frage nach Gott, und diese Frage hat dann die praktische Bedeutung, wie man dem Unglück gegenüber seinen Glauben aufrechterhalten kann, wie wir es auf unser Gottesbewußtsein wirken lassen sollen. In der dritten über das Erdbeben veröffentlichten Schrift sagt Kant: „Ich bin demnach, und vielleicht ein Teil meiner Leser mit mir, überzeugt, und ich bin zugleich erfreut, mich als Bürger in einer Welt zu sehen, die nicht besser möglich war."

Vermutlich stammen aus dieser Zeit auch die Verse unseres großen Preußenkönigs:

— — „Verehren wir in Schweigen
Die Ordnung, die der Welt von droben ward zu eigen.
Zu eng ist unser Geist, das Irren ist sein Loos,
Und unergründlich bleibt der dunklen Tiefe Schoß.
Nur deß sind wir gewiß, trotz unsrer Katastrophen,
Der Himmel weiß viel mehr als alle Philosophen."

Die nächste Folge des Falles der teleologischen Naturbetrachtung war der Materialismus, in Frankreich bekanntlich sehr schnell, wogegen in Deutschland diese Folge durch die spekulative Naturphilosophie noch eine Zeitlang aufgehalten wurde: der Skeptizismus war das Ende. —

Seit dem Erdbeben von Lissabon ist wohl kaum ein so allgemeiner „Erdbebenschrecken", sind wohl kaum so schreckliche Revolutionen des Erdinnern über die Menschheit gekommen, wie in den katastrophenreichen Jahren 1906 und 1908. Die Ereignisse selbst sind noch in frischer Erinnerung: der Ausbruch des Vesuvs im März und April, die Zerstörung von San Franzisko am 18. April, der Untergang von Valparaiso und anderer chilenischer Orte am 16. August 1906 und schließlich die Zerstörung Messinas im Dezember des Jahres 1908 durch gewaltige Erdbeben.

Der Materialismus brachte es mit sich, daß den großen Naturereignissen kein großer Einfluß auf Weltanschauung und Glauben mehr eingeräumt wurde. So war denn auch diesmal ein Kampf der Geister, wie er um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ob des Erdbebens von Lissabon entbrannte, nicht wahrzunehmen. Die Welt war eben kühler und nüchterner geworden. Nur gelegentliche Beobachtungen werden gemacht, die denn allerdings bisweilen ganz sonderbarer Art sind. So wurde aus Neapel anfangs Mai 1906, nachdem auch die Tatsache des allmählichen Zurückkehrens in den Kreis des gewöhnlichen Lebens hervorgehoben worden, folgendes berichtet: Als man gelesen und gehört habe, wie die Bevölkerung der verschiedenen vom Vesuv bedrohten Städte ihre Stadtheiligen vergeblich gegen die vordringenden Lavamassen herangeführt, hätte man annehmen müssen, daß die Heiligenverehrung eine gewisse Einbuße erleiden würde. Davon sei indessen keineswegs die Rede: die ganze Stadt Ottajano und andere Ortschaften seien darüber einig, daß nur die heilige Anna, und wer sonst noch von Heiligen dort verehrt werde (deren Statuen doch wiederholt vor den Lavamassen zurückgeführt werden mußten), das Ende des Ausbruchs bewirkt, daß sie allein der Lava Einhalt geboten und ihre Stadt vor dem Untergange bewahrt hätten. Nach San Franzisko wurden Architekten aus aller Herren Länder berufen, und Planzeichner waren für viele Geschäftsblocks in vollster Tätigkeit: San Franzisko sollte herrlicher wieder auferstehen, als es vor der Zerstörung war! Das

Gleiche war mit Valparaiso und Messina der Fall — ganz, wie Voltaire gesagt hatte: travailler, sans raisonner!

Aber — es ist doch noch etwas dabei. Denn auch hier wieder zeigte sich, wie diese Ereignisse recht beträchtlich auf die Gemüter einwirkten. Zwar lehnte man die Idee von einem Strafgericht Gottes im allgemeinen auch hier wieder ab, denn man sagte sich, daß das Walten Gottes mit anderem als irdischem Maße gemessen werden müsse, und daß Gott dem gläubigen Gemüt auch dann als die Liebe und der himmlische Vater erscheine, „wenn er in Flammen und Erdbeben furchtbar daher fährt". Aber es wurde doch ausgesprochen, daß die Frage, in welcher Beziehung die Katastrophen zur Güte Gottes stehen, wenn ganze Städte, wie San Franzisko, Valparaiso und Messina in wenigen Sekunden Massengräber werden und Hunderte von Verwundeten bei lebendigem Leibe verbrennen müssen, nicht anders beantwortet werden könne, als daß man die Naturgesetze und das göttliche Walten nicht für gegensätzlich erkläre. Es gebe kein zwiefaches Wirken Gottes, ein natürliches und ein übernatürliches; nicht nur die Wissenschaft, sondern auch der Glaube fordere, anzunehmen, daß diese Naturkatastrophen so kommen mußten, und daß die Naturgesetze, mit anderen Worten der Wille Gottes, sie veranlaßt haben. Hinwiederum kann man auch wieder nicht diesen göttlichen Willen mit dem Naturgesetz gänzlich gleichstellen; man vermag sich die Freiheit des Willens, die doch auch Gott nicht vorzuenthalten ist, nur bei der Möglichkeit, verschiedene Entschlüsse zu fassen, vorstellen. Daher muß man auf ein völliges Begreifen der Naturkatastrophen verzichten und nach dem Worte des Apostels Paulus bekennen, daß Gottes Gerichte unbegreiflich und seine Wege unerforschlich sind. Wenn wir also Gottes Willen und Wege nicht begreiflich finden, so müssen wir uns doch in seinen Willen ergeben und — glauben. Goethe hat schon recht, wenn er sagt: „Wenn Gott Unglück über uns sendet, gleicht er einem erfahrenen Landmann, der den Busen seines Ackers mit der schärfsten Pflugschar zerreißt, um ihn himmlischem Samen und Einflüssen zu öffnen."

Wilhelm Bölsche in seinem „Weltblick", im Kapitel „Das Unberechenbare in der Natur" — und damit möchte ich die Betrachtung über die Katastrophen im Naturgeschehen schließen — sagt: „Wenn die Stöße des Unberechenbaren über die Erde zittern, wenn die Nadeln der Apparate taumeln und all unsere Kunst auf Stunden sich beugen muß wie ein Kornfeld, in das der Sturm schlägt — in solcher Stunde der Geister und Stürme geht doch auch Trost um: der Trost, wie tief die Welt ist, in Tiefen hinab, zu denen noch kein geistiges Senklot reicht. Und das zu wissen, ist doch auch gut." —

## II

„Wenn die Nadeln der Apparate taumeln!" — Zwei große Unterschiede bestehen zwischen den Katastrophen des Natur- und denen des Völkergeschehens: bei ersteren zeigt der Seismograph an, daß zu einer bestimmten Zeit ein Erdbeben stattgefunden *hat*, bei letzteren läßt der Seismograph Volksseele erkennen, daß eine Katastrophe kommen *wird*. Daß auch Menschen gleichsam seismographisch bezüglich Naturkatastrophen veranlagt sind, ist bekannt: Goethe klingelte seinen Diener Paul Götze einst mitten in der Nacht zu sich, hieß ihn sich zu ihm aufs Bett setzen und erklärte ihm, aus welchen Merkmalen er im Augenblicke das Geschehen eines besonderen Naturereignisses, eines Erdbebens, vermute; nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselben Nacht ein Teil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden sei. Der Diener hatte zu Goethe gesagt: „Ich glaube Ihnen aufs Wort." Ach, wenn doch auch denen, die gleichsam seismographisch eine Katastrophe im Völkergeschehen vorhergesagt, dieser Glauben aufs Wort entgegengebracht worden wäre, wieviel Unheil hätte wohl verhütet, wie oft hätten solche Katastrophen abge-

wandt werden können — denn sie könnten wohl vielleicht einmal verhütet werden, während man gegen die Naturereignisse machtlos ist. Dies ist der zweite Unterschied. Allerdings gibt es auch unechte Volksseelen-Seismographen, Propheten nach rückwärts, die, wenn eine Katastrophe im Völkergeschehen eingetreten ist, erklären, sie hätten immer behauptet, daß, wenn dies oder jenes geschehe, bzw. nicht geschehe, die Katastrophe sicher eintreten würde, während sie doch nachweisbar vorher stets ihre Meinung dahin äußerten, dies oder jenes dürfe nicht geschehen, bzw. müsse geschehen — geradezu das Gegenteil von dem, was sie nun sagen! Auch eine Wirkung der Ereignisse, aber eine sehr wenig schöne! Bei jeder Katastrophe im Völkergeschehen ist sie zu beobachten.

Erschütternde Ereignisse im Völkergeschehen haben mit denen in der Natur das gemeinsam, daß beider Ursprung auf eine Verschiebung der Bedingungen des augenblicklichen Zustandes zurückzuführen ist. „Der Vorübergang weniger Erdwellen, von Spaltungserscheinungen vorbereitet", von dem A. von Humboldt, wie oben gesagt, spricht, zeigt sich, wie in der Natur, so auch im Volksleben, führt hier wie dort zu Katastrophen; auch hier sind es oft einzelne Wellen, die erschütternd wirken, wie beim Erdbeben, oder einzelne Ausbrüche der Volksseele, wie bei den feuerspeienden Bergen. Immer wirken aber auch hier, wie in der Natur, diese Erschütterungen lange nach, und ihr Einfluß wird erst allmählich weniger fühlbar, ebbt ab. —

Die alten Historiker sagen uns für unsere Zwecke im allgemeinen nicht viel. Selbst von der Zeit der pragmatischen Geschichtschreibung — Thukydides — an, sind es mehr rückschauende Urteile, die geboten werden. Immer noch tragen die Merkmale, aus denen man auf Weltanschauung und Glauben schließen könnte, vielfach anekdoten-, sagenhaften und legendären Charakter, wie auch die hier mitheranzuziehenden Orakel in Delphi und anderen Orten mehr vorausschauende als tatsächliche Vorgänger solcher Einwirkungen wiedergebender Art sind. Die Bücher des Alten Testaments sind fast ganz auf den zürnenden, „eifrigen", strafenden Gott eingestellt, der „über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht", aber auch denen, die ihn lieben und seine Gebote halten, wohltut, auf einen Gott hin und wieder, der nur das Beste seines auserwählten Volkes wollte. Die Bücher des Neuen Testaments wiederum betrachten vorwiegend den Gott der Liebe und Barmherzigkeit, der diese Eigenschaften auch bei großen Katastrophen bewährt. Auch die alten Philosophen geben mehr metaphysische Erkenntnisse, die sie dann für das menschliche Leben fruchtbar zu machen suchen, aber fast immer ganz ohne auf vorhergegangene erschütternde Ereignisse im Volksgeschehen besondere Rücksicht zu nehmen. Bei den Tragikern und Lustspieldichtern ist es vielfach nicht anders. Warnungen vor drohenden Katastrophen finden wir wohl hier und da — echte, vorausschauende Seismographen der Volksseele. Thukydides und Cicero sind hier besonders hervorzuheben.

Wie bei den Naturereignissen, so sollen uns auch hier im wesentlichen nur die Erschütterungen der neueren Zeit beschäftigen: der Dreißigjährige Krieg, die französische Revolution, der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806, die Napoleonischen Kriege überhaupt, die Befreiungskriege, die Revolution vom Jahre 1848 und dann — der eben beendete Weltkrieg mit seinen Nachwirkungen. Denn die sonstigen schweren Unglücksfälle, wie Pest, andere Seuchen, Hungersnot, Streiks, Teuerung sind fast immer nur Begleitzustände, die zu besonderen Betrachtungen im Hinblick auf Weltanschauung und Glauben kaum Anlaß bieten. Die Zeit der Völkerwanderung ist hier deshalb nicht gesondert zu erwähnen, weil sie sich über eine zu große Dauer erstreckt und kaum irgendwie einheitliche Gesichtspunkte bietet. Die wandernden Völker, so namentlich die Vandalen, nahmen teilweise zwar das Christentum an, revidierten also gleichsam ihren Glauben, erfuhren jedoch dadurch keinen veredelnden Einfluß, wurden oft sogar trotzdem grausamer. Aus dieser Zeit

ragt besonders hervor der heilige Augustinus, der in seinen Konfessionen seine Lebens-, d. h. seine Herzens- und Seelengeschichte gibt. Indessen hatte das Christentum doch schon so viel Macht, daß Legenden entstehen konnten, die diese Macht bezeugten, wie die von der Gesandtschaft an den Hunnen Attila, bei der sich auch der römische Bischof Leo der Große befand: Der Hunnenkönig beschloß den Rückzug, da ihm neben dem römischen Bischof die Apostel Petrus und Paulus erschienen.

Daß die großen Veränderungen im sittlichen Leben stets mit denen des religiösen verbunden sind, im guten sowohl, wie im schlechten Sinne, zeigt sich besonders im Zeitalter der Reformation, dem der Dreißigjährige Krieg folgte; aus der veränderten Lage der Gesellschaft entstand ein neues Lebensideal. Die politische und wirtschaftliche Weltanschauung — diese hervorgerufen durch die furchtbare, über Deutschland hereingebrochene Not — traten in den Vordergrund, denn es galt, gegen die Nachbarn wieder festen Fuß zu fassen und wieder eigenes Leben zu führen. Die fürchterliche Verwilderung und Entartung der Sitten, die eingetreten war, ließ eine wahre Dichtung, die von dem ideellen Volksleben, beeinflußt durch die katastrophalen Wirkungen des langen Krieges, zeugen würde, nicht recht aufkommen. Neben der gelehrten Poesie, die besonders ertötend auf die echte, schöne Dichtkunst wirkte, traten zwar auch Dichter auf, die von bleibendem, innerem Wert sind, und die zum Ausdruck bringen, was die Zeit ihrem Innern abnötigte. So Friedrich von Logau, der in seinen Sinngedichten vielfach die Anschauung widerspiegelt, die damals die herrschende war; auch er aber weiß sich oft nicht zurechtzufinden im Glauben, von dem er sagt:

Lutherisch, Päpstlich und Calvinisch, diese Glauben alle drei
sind vorhanden; nur ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.

Im Simplicius Simplicissimus sind religiöse und politische Ansichten ausgesprochen, in denen trostvoll die Überzeugung hervorleuchtet, daß die edelsten Kräfte im deutschen Volke schlummern, und daß man seine einzelnen Stämme nur zu vereinigen brauche, um es wieder zur ersten Nation der Erde zu machen — ein in der Jetztzeit wahrlich zu beherzigender Hinweis! In den Schriften des Johann Michael Moscherosch finden sich wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte der schrecklichen Zeit, die Goethe, „die jammervolle Iliade des Dreißigjährigen Krieges" nannte; sie zeigen festen, vaterländischen Sinn und schlichte Frömmigkeit. Das evangelische Kirchenlied zeugte von dem festen Gottesglauben, den der Krieg nicht nur nicht hatte vertilgen können, sondern den er stärker und inniger hatte werden lassen; Simon Dach und Paul Gerhardt brachten es zur höchsten Vollendung. Aber auch der katholische Kirchenliederdichter, der Jesuit Friedrich von Spee, fand Töne starker Innerlichkeit, ebenso wie Johann Scheffler, der, bekannt unter dem Namen Angelius Silesius, Protestant gewesen, dann durch die Mystik zum Pantheismus und endlich zum Katholizismus geführt worden war. Reformation und Dreißigjähriger Krieg hatten bewirkt, daß Weltanschauung und Glauben vielfach durch die Kirche beeinflußt wurde, die sich in dieser Zeit gespalten hatte, und die auch fortan die politische Weltanschauung stark in ihren Bann zu ziehen wußte. —

Es ist etwas Wahres an der Behauptung, daß, da die Reformation in Frankreich nicht recht hatte zum Durchbruch kommen können, die Revolution unvermeidlich wurde: Die Erklärung der Menschenrechte wurde religiöses Bekenntnis! Unter dem Schutze des „höchsten Wesens" fanden die Verhandlungen der Nationalversammlung statt, und in Fleisch und Blut wurde die „Vernunft" in Gestalt einer bemalten Tänzerin auf den Altar gehoben. Der Gott, der zur Herrschaft kam, war der Gott der Phrase. Wenn wirklich Großes geschah, so muß man mit Carlyle (Criticae Essays, Mirabeau) bekennen, daß nie ein großes Werk von so kleinen Menschen

vollbracht wurde als damals. Aber die Wirkungen dieser ganzen Zeit geben doch Kunde davon, daß die erschütternden Erfahrungen der Revolutionszeit überall das in der Seele Tiefen schlummernde religiöse Gefühl gewaltig aufgeregt hatten. Doch wie der lebendige Glaube erwachte, so traten auch die längst als aufgegeben erachteten hierarchischen Bestrebungen hervor und die finsteren Leidenschaften des Fanatismus, des Glaubenshasses und des Aberglaubens. Die Folgezeit zeigte immer mehr kirchlichen Unfrieden, war innerlich verworren und zerklüftet. Sie war voller Gegensätze: reich an gesundem, religiösem Leben, aber ebenso reich an Weltsinn, Gleichgültigkeit, Unglauben und Verzweiflung, voll stiller Sehnsucht nach einer reineren Form des Christentums und wiederum unfähig zur Versöhnung der erbitterten kirchlichen Parteien, die nur durch das Gefühl der eigenen Schwäche und durch das Ruhebedürfnis des bürgerlichen Lebens danieder gehalten wurden. Goethe urteilt in der „Campagne in Frankreich": „Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten." Indessen — inmitten dieser ganzen gärenden Zeit der Revolution und nach ihr: Kant! Seine in der damaligen Zeit erschienenen Schriften „Kritik der Urteilskraft", die Schrift über „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", und die „Zum ewigen Frieden" legen auch mit Zeugnis ab davon, wie bei ihm die Revolution nachgewirkt hatte: Geringschätzung der Welt und ihrer Herrlichkeit, Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Unterschiede der Kultur und Bildung, absolute Schätzung der Treue und des guten Willens, Gleichstellung aller Menschen vor Gott. Die Lieblingsidee des alternden Kant vom ewigen Frieden ist ein Trugbild geblieben. Immerhin bedeutete die Revolution „ein Wachstum der Menschheit" im allgemeinen, wie Hebbel sagt, allerdings eine Krankheit. Aber es kommt ja auch so im Menschenleben hin und wieder vor, daß während des Krankseins und nach ihm ein Wachsen zu verzeichnen ist, ein Wachsen und eine Verjüngung! —

Der preußische König hatte am Ende des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ein deutliches Gefühl davon, daß sein Land bei jedem harten Zusammenprall mit der aus der Revolution verjüngt hervorgegangenen Macht Frankreichs schwer erschüttert werden würde. Dieses ängstlich machende Gefühl wurde maßgebend für die politische Weltanschauung jener Tage, die dann schließlich im Verein mit anderen Ursachen zum Zusammenbruch führte. Die Worte Friedrichs des Großen hatten sich nur als allzu richtig erwiesen: „Die Fürsten dieses Staates müssen ganz Nerv sein, oder sie sind verloren." Unter einem schlaffen Regiment, so sagte er, werde es in dreißig Jahren mit der Macht des preußischen Staates vorbei sein — im Jahre 1806 ist diese düstere Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Aber soviel hatte der große Monarch doch in seinen Landen gewirkt, daß sie „in verjüngten Formen neues Leben entfalten" konnten. Das preußische Volk zeigte bei diesem Niedergange die alte Kraft zur Arbeit, wenn sich auch Gegensätze, wie soziale Rührigkeit und politisches Starrwerden, nicht verkennen ließen. Schleiermacher, Fichte und Hegel waren die Männer, die die Preußen und Deutschen wieder emporrissen. Der Erneuerer unserer Theologie gab dem Gottesbewußtsein eine Stellung in der Welt des Gefühls, die über dem Gebiet des Wissens und Handelns liegt. Alle jene Männer, die diese Zeit, die als Gottesgericht angesehen wurde, bewußt durchlebt hatten, bewahrten eine gehobene religiöse Stimmung; sowohl im alten ererbten Glauben, wie im Suchen nach einem neuen. Fichte war auch nicht irre an seinem Volke geworden, als er ausrief: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend", und wenn er der deutschen Nation in seinen Reden an sie vorhielt: „Die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein." Und für diese Jugend, so stellte ihr Goethe die Forderung in dieser schweren, trostlosen Zeit, solle

es nur noch eine heilige Sache geben: im Geiste zusammenhalten und in dem allgemeinen Ruin das Palladium unserer Literatur bewahren! Der Grundgedanke von Goethes Weltanschauung war der alte geblieben, ja, hatte sich gerade jetzt so recht befestigt: der Mensch ist der Mittelpunkt der Schöpfung, nur seinetwillen besteht die Welt. Mit dem Faustwort: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm" hat er der Tat allein den Preis gegeben; sie allein erlöst den Menschen, führt den Sieg des Göttlichen über den Geist der Verneinung herbei — der immer Strebende findet schließlich den Ausweg aus allem Ungemach, wenn er sein Ich liebend der Allgemeinheit zuwendet. In den „Lehrjahren" sagt Goethe einmal, daß es der Charakter der Deutschen sei, daß sie über allem schwer werden; das ist richtig, richtig aber auch, daß sie sich aus diesem Schwerwerden herausarbeiten und immer wieder den Mut finden und fanden, die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Auch Beethoven, als er die Widmung der Eroika, die er dem Corsen zugedacht hatte, zerriß und mit Füßen trat, da er von den Gewalttaten des Despoten Kenntnis bekam, hat nicht aufgehört, weiter zu schaffen; trotz seiner „ungebärdigen Persönlichkeit", wie ihn Goethe nannte, war er doch von hoher, sittlicher Kraft. Diese trug ihn auch über alle eigenen Leiden und über die seines Volkes hinweg, sein sittliches Gefühl und sein unverwüstlicher Glaube an das Gute blieben auch in dieser Zeit sieghaft. —

Sanctus amor patriae dat animum, dieser Wahlspruch der vom Freiherrn vom Stein begründeten Monumenta Germaniae kennzeichnet die Lebensauffassung, die die Deutschen während der Napoleonischen und der Befreiungskriege beseelte. Der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: „wie herrlich waren wir einst", hatte die Lebensfackel wieder in die Hand genommen und riß mit seinem König das Volk wieder voll Hoffnung empor: Scharnhorst! Wenn Schlachten geschlagen wurden, so wirkten selbst die Nachrichten von Verlusten nicht niederdrückend. Alle Menschen waren auf das Höchste und Letzte vorbereitet, sie wollten lieber das tiefste Leid und Verderben, lieber die letzten ehrlichen Todeswunden ertragen, als länger die Schande der Knechtschaft. Der Ruf nach Freiheit, der damals natürlicherweise sehr laut erscholl, wollte oft eine Freiheit, die ja doch nie auf Erden sein kann, noch sein darf. Man bedachte oft nicht, daß, wenn man alles frei läßt, nichts frei bleibt. Fichte gewann mit seiner ethischen Strenge und Begeisterung mächtigen Einfluß auf Tausende von Jünglingen und Männern, und Stein und Ernst Moritz Arndt wirkten durch ihre unerschütterliche Hoffnungsfreudigkeit und sittliche Überlegenheit mit der Kraft des lebendigen Glaubens. Goethe indessen bemerkte wenig von dem jetzt wieder erwachenden religiösen Leben der Nation, aber auch ihm war es bitter ernst mit seinem strengen Wort: „Nur wer immer wirkt, vermag zu wirken; bald kommt die Nacht, wo niemand wirken kann." Innerhalb der deutschen Wissenschaft vollzog sich ein mächtiger Umschwung der gesamten Weltanschauung, seitdem sie sich immer mehr in das historische Leben vertiefte: man strebte nach der Einheit des nationalen Rechts. Savigny lehrte, daß die Entwicklung des Rechts nicht durch subjektive Ideen, sondern durch den sich in der Weltgeschichte offenbarenden Geist der Völker bestimmt wird. Und als im Jahre 1821 die Nachricht vom Ableben Napoleons nach Europa kam, da war die Wirkung doch die, daß viele, die dem Lebenden geflucht, sich von der Tragik seines Schicksals tief erschüttert fühlten. Der Timur, gegen den Goethe im West-östlichen Divan grimmig angegangen war, war dahingeschieden, aber aus den Myriaden Seelen, die dessen Herrschaft aufgezehrt hatte, war doch auch Segen hervorgegangen — dies ist doch wohl der Sinn des nicht nur für einen Lückenbüßer gehaltenen zweiten und letzten Liedes „An Suleika" im „Timur Nameh". —

Erst die schlimmen Erfahrungen des Jahres 1848 lehrte die einen die Geschichte als ein ewiges Werden begreifen und brachte den andern die Erkenntnis bei, daß

nur das geschichtlich Begründete im Staatsleben vernünftig ist. Was Savigny einst gesagt, behielt auch jetzt Geltung, daß nämlich Freiheit und Despotismus in jeder Staatsform möglich seien; denn jene bestehe überall, wo die Staatsgewalt die Natur und Geschichte in den lebendigen Kräften des Volkes achte, dieser, wo die Regierung nach subjektiver Willkür verfahre. Glauben und Religion wurde durch diese Revolution kaum beeinflußt. Fürst und Volk stand sich gegenüber, jeder Teil mit seiner ihm eigenen, fast ausschließlich politisch gerichteten Weltanschauung: der Fürst mit stillem Argwohn, das Volk mit blindem Glauben an die für zauberhaft gehaltene Wirkung der konstitutionellen Staatsform und mit kindlichem Vertrauen zu seiner eigenen untrüglichen Weisheit. In der großen Masse herrschte jedoch tiefe Sehnsucht nach ruhiger, friedlicher Arbeit. —

Diese Sehnsucht wurde indessen nicht erfüllt. Es kostete noch manche Kämpfe und viel Blut, bis des neuerstandenen Deutschen Reiches Herrlichkeit weithin erstrahlte. Und noch mehr Kämpfe mußten ausgefochten werden, und noch mehr Blut mußte fließen, bis dieses herrliche Reich in Trümmer sank! Schon vor dem Kriege und noch mehr, je länger er dauerte, standen sich zwei Welten gegenüber im deutschen Vaterlande, die Welt des nationalen Denkens und die des nur internationalen Fühlens. Das schöne Wort unseres Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“ ist gar bald vergessen worden, denn ein Teil des Volkes dachte gar nicht daran, deutsch zu sein. Das grauenvolle Wort vom Fall durch den Dolch der brüderlichen Heimat entbehrt durchaus nicht der Wahrheit; denn nur so konnte es kommen, daß die aus Lüge und Verrat geborene Katastrophe so gewaltsam, treulos und furchtbar hereinbrach. Nichts ist klarer als dies, daß unsere Feinde ihrer Rachsucht und ihrem Haß nur deshalb die Zügel so schießen lassen, indem sie uns eine Pein auferlegen, die an die Piranesischen Phantasien der „Römischen Kerker“ gemahnt, weil sie ganz genau wissen, was sie übrigens immer gewußt haben, daß nur durch Deutsche die Deutschen besiegt werden können, daß wir wohl den Feinden unterlegen, aber nicht von ihnen besiegt worden sind. Es wird je länger, je mehr klar, daß der Deutsche viel zu vertrauensselig, selbst Heuchlern gegenüber, oft zu treu gegen andere gewesen ist. Jetzt, nach dem Zusammenbruch, stehen sich die beiden Welten erst recht getrennt gegenüber, getrennt durch eine unüberbrückbare Kluft. Indessen scheint es fast, als wenn sich doch einmal eine bindende Brücke finden ließe, allerdings nicht insofern, als ob je beide Welten mit ihren verschiedenen Sitten, Auffassungen, Lebensanschauungen eines Sinnes werden könnten, aber doch dadurch, daß aus der Verzweiflung, von der beide Welten ergriffen sind, sich eine Brücke finden wird zur Zuversicht, zu dem Glauben an besser werdende Zeit. Johannes Müller in Elmau, der während der ganzen Kriegszeit in seinen Vorträgen und in seinen „Grünen Blättern“ seinem Volke helfend, fördernd und tröstend zur Seite gestanden hat, hat dieser Zuversicht, aber auch der Vorbedingung für sie, klaren und schönen Ausdruck gegeben: „Deshalb verzagen wir nicht, und wenn das über uns hereingebrochene Gottesgericht noch schlimmer kommt. Ja, wir müssen bitten, daß es nicht eher aufhört, bis es unserem ganzen Volke durch und durch gegangen ist, bis es endlich an sich selbst verzweifelt und Gott ergreift, bis wir alles Faule, Gemeine und Entartete an uns erkennen und alles Verdammliche verdammen, um neu geboren zu werden und neu zu beginnen.“ Das ist das Gleiche, was mir jüngst ein gedankenreicher, gottesfürchtiger Mann sagte, ein Diener der Kirche. Der hatte einmal im vorletzten Kriegsjahre geäußert: „Sollte es uns Deutschen in oder nach diesem Kriege schlecht gehen, so könnte ich dazu kommen, an meinem Herrgott zu verzweifeln.“ Als ich ihn nun nach unserm Zusammenbruch an dieses Wort erinnerte und fragte, wie er nun denke, sah er mich ruhig lächelnd an und meinte: „Ja, ist es uns denn schlecht gegangen?

Ich glaube, noch nicht, dazu müßte es erst noch viel schlimmer kommen!" — Nein, die Religion, der Glauben hat in dieser Katastrophe nicht gelitten, denn auf atheistische Phrasen kann man nichts geben; sie sind für die rohe Masse berechnet und sind zumeist nur der Ausfluß politischer Weltanschauungen und Ziele, aber nicht Zeugnis religiöser oder vielmehr religionswidriger Gefühle. So beruht denn auch Wilhelm Wundts Hoffnung, die auf eine bessere, staatliche und sittliche Zukunft der Menschheit gerichtet ist, auf der „Wiedergeburt des deutschen Geistes". (Kultur und Geschichte, letzter Band der Völkerpsychologie.)

Und so möchte auch ich den Zeichen, die die jetzige Weltanschauung und den jetzigen Glauben künden, den Ruf entnehmen, der uns zum Geist und zur Tat der Jahre 1813 und 1870 wiederkehren heißt. Die schweren Erschütterungen haben zumeist eine religiöse Erweckung gezeitigt. Bis jedoch ein ungetrübtes Bild gewonnen werden kann, wird es noch einige Zeit dauern; bis dahin —

„denkt Kinder und Enkel — und schüttelt das Haupt".

* * *

Naturereignisse und große Katastrophen im Völkergeschehen wirken in gleicher Weise unabwendbar und unbezwinglich, sie bringen neue Gedanken und vertiefen das religiöse Empfinden. Man erkennt an beiden, daß die Vernunft des Menschen und die Vernunft Gottes zwei sehr verschiedene Dinge sind. Da sich nun bisher immer gezeigt hat, daß die Menschen aus allen Katastrophen siegreich hervorgehen, so kann man nicht anders als am Optimismus festzuhalten. Nur der bringt wieder auf- und vorwärts. Bei den großen Naturereignissen kann man nur von einem Verhängnis sprechen, während sich in den großen Katastrophen des Völkergeschehens Verhängnis mit Schuld unzertrennlich zu verketten pflegen. Da, wo das Unheil einschlug, wo es die Menschen traf, da liegen auch die Keime zu neuem Leben, zum Wiederaufbau, und die Vorsehung hat, um mit einem Wort Goethes zu reden, tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. „Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Äste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten! Doch wir h o f f e n ' s , wir wissen's." Elpis, die Hoffnung

regt sich leicht und ungezügelt:
aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt — —
ein Flügelschlag — und hinter uns Konen!

# Eine Preisfrage

Hans von Bülow hat einmal das Wort geprägt: „Je preiser ein Werk gekrönt ist, desto durcher fällt es." Der Satz zeichnet sich weniger durch Sprachschönheit als durch die Richtigkeit der in ihm enthaltenen Erkenntnis aus. Es lohnt im allgemeinen nicht sehr, sich mit irgendwie preisgekrönten Kunstwerken abzugeben — es sei denn, daß man, von Haus aus neugierig veranlagt, die Wege aufzuspüren wünscht, auf denen sie zu dem Preis oder der Preis zu ihnen gekommen ist. Aber dazu braucht man sich wieder nicht bei den Werken selber aufzuhalten und kann sie ruhig trotz aller Preise sich selbst überlassen.

Zuweilen indessen ergibt sich doch einmal die Notwendigkeit, ausnahmsweise seine Aufmerksamkeit einem derartig ausgezeichneten Werk zuzuwenden. Einen solchen Anlaß bietet das Drama, das bei der letzten Verteilung mit dem sog. Kleist-Preis ausgezeichnet worden ist. Es heißt: „Pastor Ephraim Magnus", sein Verfasser nennt sich Hans Henny Jahnn. Erschienen ist es bei S. Fischer in Berlin; für die Zuerteilung des Kleist-Preises zeichnete als Obmann verantwortlich Herr Oskar Loerke.

Der Kleist-Preis ist wie der Fontane-Preis und ähnliche Stiftungen eine mehr oder weniger private Veranstaltung, Vereinssache, sozusagen eine interne Angelegenheit literarischer Kreise. Man könnte seine Verleihung somit den Beteiligten überlassen — wenn der Preis nicht immerhin als Kennwort den Namen Heinrichs von Kleist trüge, der schließlich nationaler Besitz ist, und wenn auf der andern Seite dieses Drama nicht Eigenschaften aufwiese, die erstens eine nähere Beleuchtung und zweitens im Verfolg dieser Beleuchtung einen unverblümten Einspruch dagegen nötig machen, daß Derartiges in die Nähe Heinrichs von Kleist gehoben wird. Wenn auch nur äußerlich durch einen Preis. . . . In diesem Falle sträubt man sich selbst gegen diese ganz äußerliche Verknüpfung.

Die nähere Beleuchtung des Werkes hat ihre Schwierigkeiten. Das Drama hat 267 Seiten, 2 Teile, keine besondere Akteinteilung. Es ist, wie der Titel andeutet, die Geschichte eines Gott suchenden Menschen, des jungen Ephraim Magnus, eines Pastorensohnes, der sein Ziel durch alle Tiefen des Lebens, vor allem aber durch Reden, zu erreichen sucht. Man ist von den Dramen der neuen Generation viel Kummer und Elend gewöhnt. Diese Pastorengeschichte aber übertrifft an Langeweile alles, was wir bisher auf der Bühne oder lesend erduldet haben. Sie ist wahrhaft monumental in der grauen Monotonie ihrer Monologe und Dialoge, aus denen nicht ein Funke erlebten Gefühls oder geformten Geistes leuchtet: die große Redekrankheit der Zeit hat sich selten so hemmungslos ausgetobt wie hier. Man muß lachen, wenn man zu Beginn des zweiten Teils die Anmerkung des Autors liest: „Wer am ersten Anstoß nahm, mühe sich nicht weiter. Ich habe noch viel zu sagen!" Er hat, weiß Gott, noch viel zu sagen; noch runde 150 Seiten geht das Gerede weiter. Rubiner, Toller, Steindorff wirken neben dieser gähnenden Öde wie spannende Hintertreppendramatik.

Immerhin, das allein wäre kein Grund zu protestieren. Die Menschen sind ja so verschieden, und die ständige Beschäftigung mit Literatur verdirbt die besten Gehirne: warum soll nicht einmal jemand die Monumentalität der Langeweile für würdig erachten, den Kranz eines Preises daran aufzuhängen? Man würde darüber lachen, zumal es sich um private Gelder handelt — und den Autor und seine Richter ruhig der Zeit und ihrer Wirkung überlassen. Einen Dilettanten und seinen Stumpfsinn verwandelt auch der schönste Kleist-Preis noch nicht in einen Kleist.

Aber dieses Drama enthält neben diesem seinem wesentlichsten Inhalt ein paar Szenen, bei denen die oben erwähnten Protestgefühle gegen die Verbringung seines Verfassers in die Nähe Heinrichs von Kleist einsetzen. Das Wesentliche dieser Szenen ist schwer wiederzugeben, nicht weil sie so ungeheuerlich wären (Leser, versprich dir bitte nichts!), sondern weil sie neben einer penetranten Neigung zur Koprolalie eine Gefühlsatmosphäre haben, die so peinlich krankhaft ist, daß man eigentlich nur mit Ausdrücken der Psychopathologie darüber berichten kann. Wüchsen diese Sexualismen aus einem robusten Überschuß an Gefühl wie bei Grabbe, aus vereister Glut wie bei Wedekind, wüchsen sie ferner vor allem mit einiger Notwendigkeit aus dem Gefüge des Dramas: sie bedürften keiner Rechtfertigung. Hier aber steigen sie aus der feucht-kalten, impotenten Vorstellungswelt eines kranken

Menschen, wandeln sich zu Verwesungsphantasien, vor denen auch ein beim Militär abgehärtetes Gemüt nach einem Kognak sucht; sie werden zurückgedrängt von pseudo-religiösen Diskussionen und brechen völlig zwecklos in der Ökonomie des Dramas doch wieder durch. Das böseste Beispiel ist gegen den Schluß hin eine Szene zwischen zwei Knaben, in Gegenwart des blinden Pastors. Sie ist mit halbwegs druckbaren Worten nicht wiederzugeben: man fragt sich sowieso immer von neuem, was sich wohl die Setzer dabei gedacht haben mögen. Diese Szenen stehen völlig beziehungslos neben dem übrigen; es wäre ein Kleines, sie zu beseitigen und nur das Gerede übrig zu lassen; sie sind es aber, die zuletzt doch die menschliche Atmosphäre, die das Ganze trägt, bestimmen. Und diese Atmosphäre ist so peinlich krankhaft für einen mit annähernd normalen Gefühlen ausgestatteten Menschen, so unsauber pathologisch, aus einer hilflos aufgepeitschten, nach allen möglichen Richtungen verirrten, halb impotenten, halb kindlich greisenhaften Sexualität gewachsen, daß man sich nur mit Mühe zum Weiterlesen zwingt (insonderheit angesichts des monumentalen Stumpfsinns im übrigen). Das Endergebnis aber sind ein paar Fragen, die hier formuliert seien — mit denen die übrigen Gefühle, die man empfindet, gleichzeitig mitgegeben sind.

Denn daß jemand solch ein Stück schreibt, mag hingehen. Gottes Diehstall ist groß, und es gibt überall verkrüppelte Seelen: warum soll ein Mensch mit verkümmerter Sexualität sich nicht auf dem Papier für seine kraftlos kranke Lust Befriedigung erträumen? Niemand hätte etwas dagegen; es gibt sicher noch ganz andere Dinge auf diesen Gebieten, von denen unsere normale Weisheit sich nichts träumen läßt.

Was für Gründe aber veranlassen:

a) den Verleger S. Fischer und seine Lektoren, ein Opus wie dieses anzunehmen und zu drucken? Was versprechen sie sich davon — oder von welcher der beiden Hälften dieses Dramas versprechen sie sich etwas, von der monumentalen oder von der anderen? Und welche Wirkungen (denn ein Verleger hat schließlich doch auch eine Art von Verantwortung seinen Käufern und Lesern gegenüber, wenn er schon nicht auf die anderen bei ihm erscheinenden Autoren Rücksicht nehmen will, unter denen in diesem Fall immerhin Männer wie Hauptmann, Stehr und Dehmel sind); welche Wirkungen also versprechen sie sich auf die Leser, und welche der beiden Hälften des Dramas soll wirken?

b) Wenn der Verlag dieses Zeug schon druckt, was für Gründe veranlassen Herrn Oskar Loerke, den wir als geschmackvollen Schriftsteller und Lyriker schätzen, dieses hilflose Gestammel einer peinlich kranken Seele, nachdem es einmal gedruckt war, durch die Verleihung eines seiner Verantwortung unterstellten Preises aus der relativen Verborgenheit des Fischerschen Verlagskataloges in das Licht der öffentlichen Beachtung zu zerren? Was verspricht er sich davon — und von welcher der beiden Hälften des Dramas verspricht er sich etwas, von der monumentalen oder von der andern? Und welche Wirkungen erwartet er auf den Leser, den er durch seine Preiserteilung verführt, und welche der beiden Hälften soll wirken?

Welche Antwort aber auch auf diese beiden Fragen erfolgen mag, falls überhaupt eine erfolgt: eines möchten wir uns kraft unseres Rechtes als Landsleute Kleists grundsätzlich verbitten: daß dessen anständiger Name als Reklameschild für derartige fatale Nichtigkeiten mißbraucht wird. Die Augen der Welt sind heute in einer Weise auf Deutschland gerichtet, die uns ein Recht gibt, von den Menschen, die an unserer Literatur, unserer Kunst mitwirken, ein etwas wacheres Verantwortungs- und Sauberkeitsgefühl zu fordern. Die Zeiten des Relativismus in diesen Dingen sind für uns vorüber: heute heißt es einstehen für das, was man tut oder

sagt — weil heute jeder für das Ganze genommen, jede Tat des Einzelnen dem Ganzen angerechnet wird. Das scheint in diesem Falle keinem von den Beteiligten zum Bewußtsein gekommen zu sein, so daß sich die Notwendigkeit ergibt, ihnen in dürren Worten klar zu machen, daß sie hier Schädlingsarbeit geleistet haben. Ganz abgesehen davon, daß sie, was ihnen sicher sehr fern gelegen hat, mit der Preiskrönung dieses Dramas eine erhebliche Stärkung der Bestrebungen gebracht haben, die darauf ausgehen, Kunst und Literatur wieder gesetzlicher Aufsicht zu unterstellen.

Paul Fechter.

# Berliner Kunstleben

Der Zeitraum Berliner Kunstlebens, über den diesmal zu berichten ist, hat im ganzen einen recht ruhigen Verlauf genommen. Er brachte keine Ausstellungen, durch die die Diskussion in lebhafte Schwingungen versetzt wurde. Er lenkte den Blick nicht auf neue Problemmöglichkeiten oder bedeutsame neue künstlerische Erscheinungen. Diese Feststellung ist keineswegs als Vorwurf gemeint. Nicht jeden Wochenschluß macht Gott die Zeche, und von den Segnungen jenes elektrischen Kunstbetriebs, der alle zwei, drei Jahre eine „Richtung" verbraucht, haben wir genug und übergenug erfahren. Übrigens braucht man sich nicht zu beunruhigen: in der Kunstliteratur wird bereits davon gemunkelt, daß der Expressionismus tot sei. Manchen wird es bedünken, daß er erst noch hätte anfangen sollen, recht zu leben.

An Extensität aber haben es die Ausstellungen des verflossenen Winters nicht fehlen lassen. Sie führten von der Kunst Chinas, die bei Friedmann und Weber die Majestät ihres Stilgefühls und die materialsichere Pracht ihrer Phantasie überlegen ausbreitete, zu modernen Holländern, die in der Nationalgalerie gezeigt wurden, und zu Vertretern neuester französischer Kunst, die beim „Sturm" als Gäste erschienen. Innerhalb des engeren Bereiches der Berliner Kunst spannte die Herbstausstellung der Akademie Künstler aus der Zeit Wilhelms I. mit solchen der letzten Generation in einen Rahmen zusammen.

Es war diese Ausstellung gewissermaßen die Nachfolgerin und die Ergänzung jener Bildnisausstellung im Frühling 1920, die sich den Lebenden verschlossen hatte (vgl. Deutsche Rundschau, Mai 1920). Dafür wurden diesmal nur Lebende versammelt, und da nach Alter und Kunstzugehörigkeit kein Unterschied bei der Auswahl gemacht worden war, so sah man, zuweilen in überraschenden und wohl nicht ohne Absicht geordneten Zusammenstellungen, Werke von bereits historisch, ja sogar von manchen schon unhistorisch gewordenen Malern und solche von Künstlern, die noch mitten im Sturm und Drang der Gegenwart stehen, nachbarlich nebeneinander. Das Porträt bildete diesmal nicht das ausschließliche Thema, aber doch das eigentliche Rückgrat der Ausstellung, und an ihm ließ sich die Entwicklung der Vorstellung vom Menschen in der deutschen Kunst während der jüngsten fünfzig Jahre lehrreich beobachten.

Die letzte historisch erlebte Zeit, die eine fest und stilvoll geprägte, im kulturellen Gemeingefühle verwurzelte Auffassung vom Menschen im Bildnisse niedergelegt hat, war die etwa die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts füllende Bürgerkunst. Die soziale Führung war in die Hand des durch größte Leistungen auf allen Gebieten legitimierten gebildeten Bürgertums übergegangen, nach dessen Geiste sich die Ideale und die Lebensformen der Zeit orientierten; auch die Könige begannen damals bürgerlich zu werden. Das Bürgerbildnis zeigt feine, ruhige, tüchtige Menschen von

sicherer Haltung, die, von Pathos und Mystik, wie von Affektation und Trivialität gleich weit entfernt, einer ausgeglichenen, an Werten reichen, mittleren Sphäre angehören; nicht selten trägt ein Anhauch von Romantik oder Sentimentalität in diese einen leichten Zug poetischer Schwärmerei, der auf ein ästhetisch eingestelltes Geschlecht hindeutet. Den malerischen Charakter bestimmt ein allgemein hochentwickelter, sehr durchgebildeter, fein beherrschter Geschmack, der seinen Geist und seine Schelmerei oft in reizenden Pointen bekundet. Gern wird der Mensch in dem Raume und unter dem Hausrat dargestellt, in und mit dem er lebt, und die der Maler als Besitz und Teil der bürgerlichen Existenz funktionell in das Bild einzuordnen versteht. So wirkt das Bürgerbildnis als der lichte und reine Spiegel eines mit sich und seiner Umgebung durchaus einigen Menschentums. Wie gediegen noch der handwerkliche Unterbau dieser Kunst war, bezeugt jene Masse von Bildnissen bürgerlichen Stils, die anonyme Wandermaler in Stadt und Land hinterlassen haben.

Aber die Bildung wird von der Halb- und Scheinbildung, die Arbeit vom Kapitalismus, das Bürgertum von der Bourgeoisie überwachsen, und das Bürgerbildnis wird zum Salonporträt. Im Salon, der als Name wie Einrichtung stets ein Fremdkörper im deutschen Gesellschaftsleben gewesen und geblieben ist, stellen der Herr und die Frau des Hauses sich zur Schau. Das Format wächst, die Sicherheit der Haltung ist in schneller Abnahme. Die typischen Elemente der Charakteristik, an denen die Bürgerkunst die individuellen Züge zu definieren gewußt hatte, geraten ins Schwanken. Der Raum wirkt als eine aufgebaute Dekoration, in die die Gestalten hineingesetzt sind. In der bekannten „kalten Schönheit" des Salons bildet das Porträt ein meist etwas anspruchsvolles Ausstattungsstück. Die malerische Behandlung gründet sich nicht mehr auf tiefreichende Handwerksüberlieferung, sondern nährt sich, oft mit vielem Geschicke, von historischen Vorbildern, von Tizian, van Dyck, Rembrandt. Das Atelier schmeckt überall durch. Im Norden wahrt der Offizier, der Beamte, der Gelehrte am längsten einen gewissen Charakter im Bildnisse; im Süden gewährt jene geistreiche, aber künstliche Atelieraufmachung Ersatz, die in Lenbachs Arbeiten zuweilen beinahe ans Geniale streift. Das ist die Bildniskunst der Zeit Wilhelms I.

Der Impressionismus, der letzte und durch seine ästhetische Verfeinerung höchste künstlerische Exponent der Bourgeoisie, hatte kein Interesse für den Menschen und kann insofern als bildnisfeindlich bezeichnet werden. Er behandelte auch das Porträt im Geiste des Stillebens. Pflanze, Landschaft, Tier, Mensch — alles ist im Auge des Malers gleichwertig, ja noch mehr: gleichartig; alles ist optisch-malerisches Problem, und nichts mehr. So wird das Bildnis entseelt; wir sind in der Großzeit der Naturwissenschaften, der Photographie, der exakten Analyse der sinnlichen Welt. Die Erneuerung und Differenzierung der malerischen Ausdrucksmittel, die die wesentliche Leistung des im Technischen genialen Impressionismus bildet, ist von ihm zur Deutung des Menschlichen kaum und jedenfalls nicht wesentlich ausgenutzt worden. Freilichtmalerei steht mit den Aufgaben des Bildnisses nicht in innerem Zusammenhange, die Betonung des Momentanen im Erscheinungsbilde, die es in den Bereich des Zufälligen hinabzieht, ist ihnen geradezu gefährlich. Dies um so mehr, als der allgemeine Amorphismus des sozialen und kulturellen Lebens die typischen Elemente der Menschenauffassung vollends hinwegschwemmt; es gibt keinen kulturell führenden Stand mehr und daher auch keinen anerkannten Höchsttypus des Menschen mehr, nach dem das Bildnis, bewußt oder unbewußt, sich geistig orientiert. Die Gestalten stehen in einer kulturellen Isolierschicht, vereinzelt, beziehungsarm oder beziehungslos; werden sie in Raum oder Landschaft gesetzt, so gehen sie als Lichtfarbenerscheinung darin ein, ohne sie zu erfüllen oder zu beherrschen. Der Bereich

des impressionistischen Bildnismalers ist die Oberfläche, mit deren Reizen er spielt. Slevogt weiß sie mit geistreichem Temperament in Bewegung zu setzen und in einen festlichen malerischen Glanz zu tauchen. Corinth aber, den man doch nur à la suite des Impressionismus führen darf, hat Interesse für das Charakteristische, besonders in jenen gesteigerten Formen, in denen es sich dem Grotesken nähert, und entfaltet in der Schilderung von Originalen ein breites Behagen. Den geschlossensten Menschentypus entwickelt unter den Malern dieser Gruppe Liebermann. Er gibt den nervösen Großstadt- und Intellektmenschen, gespannt und geladen, beherrscht und ruhelos, explosiv und gebrechlich. Seine Bildnisse sind scharf geschliffene Epigramme — nicht mehr, aber auch nicht weniger. Seine Farbenskala zieht sich im Bildnisse auf wenige einfache, zurückhaltende Töne zusammen, hinter deren kühler Vornehmheit der Mensch sich verbirgt. Der berufenste Erbe seiner Bildniskunst ist Konrad von Kardorff, der, man möchte sagen: mit der feinen Nüchternheit einer wohlwollenden Skepsis den wohlerzogenen, verbindlich-liebenswürdigen Menschen der guten Gesellschaft schildert.

Den Angelpunkt des Interesses der Akademie-Ausstellung bildete der Umschwung gegen diese Menschenauffassung, der von dem Geschlechte der Nachimpressionisten ausging, und der im Gegensatze der Persönlichkeiten und Werke sehr eindrucksvoll zur Geltung kam.

Mit Eifer, ja mit Leidenschaft wenden sich die Künstler zum Menschen zurück. Sie suchen ihn, drängen sich an ihn; all ihr Interesse sammelt sich aufs Seelische, das sie sich zu erbohren bemühen. Mensch will wieder zum Menschen sprechen; aber Menschensehnsucht und Menschenfremdheit kämpfen miteinander. Was gesucht wird, das ist sozusagen der Mensch an sich, der Mensch im Extrakt, der wesentliche Mensch, raumlos, zeitlos, entindividualisiert. Die Künstler verabscheuen die Anarchie, der das Bildnis dadurch verfiel, daß es den Menschen in seiner ganzen anspruchsvollen und beleidigenden Zufälligkeit nahm und gab, ohne sein Sein und seine Erscheinung durch Eingliederung in höhere Ordnungen und Beziehungen verständlich und bedeutend zu machen. Allein sie verkennen, daß das sogenannte Allgemeinmenschliche, eben weil es ein Allgemeines ist, leer und blaß bleibt, und daß es erst durch die definierenden Momente der Zeit, des Volkstums, der Klasse, der Individualität zur konkreten Gestalt verdichtet wird. Menschheit, Volk, Stamm, Familie, Individuum — so sagt Lagarde einmal — bilden eine Pyramide, deren Spitze dem Himmel näher ist als die Basis. Die Tragik der modernen Bildnismalerei liegt, wie mir scheint, darin, daß sie die Darstellung des Menschen, um sie der Gesetzlosigkeit zu entreißen, der Gestaltlosigkeit überantwortet oder, will sie dieser entrinnen, zur verzweifelten Fratzenhaftigkeit sich flüchtet. Die natürlichen Determinanten versagen. Oft genug ist es offenkundig die Menschenfremdheit, die den Charakter der Bildnisse bestimmt. Hans Purrmanns Porträts, bestehend in der emailartigen Reinheit ihrer Farbe, sind verlegen in der Charakteristik. Max Pechsteins dumpfe Menschen haben immer etwas von Tahiti oder dort irgendwoher. Aber die Sehnsucht zum Menschen drängt mit Macht. Die von den Impressionisten geliebkoste Oberfläche wird jetzt mißhandelt, um ihr seelischen Ausdruck abzuzwingen. Ludwig Meidner wühlt sie leidenschaftlich auf. Ernst Heckel gibt die Formen wie von einem ungeheuren Drucke zusammengepreßt. Wilhelm Kohlhoff löst sie in einem weichen, melancholischen Lichte auf, oft bis zur zerfließenden Unkenntlichkeit, aber in dem Bildnisse seiner Frau ist es ihm gelungen, eine zart-wehmütige Lichterscheinung von einer beinahe lionardesken Lieblichkeit festzuhalten. Der Raum wird auf die Fläche reduziert oder wenigstens durch Anwendung symbolischer Kunstmittel entindividualisiert; symbolische Kunstmittel spielen überhaupt eine große Rolle: an die Stelle realer Lichtquellen tritt oft

eine bedeutender Wirkung fähige innere Leuchtkraft der Farbe, Bewegung wird auf die Gestalt durch Bewegung der Formen übertragen, und der Ausdruckswert der wieder zu Ehren gekommenen reinen Farbe wird als Bildfaktor ausgebeutet. Der tätige, der bürgerliche, der gesellschaftliche Mensch ist fast verschwunden; wenn etwas den Bildnissen dieses Stiles gemeinsam ist, so ist es, lauter oder leiser, der Ausdruck des Leides.

Doch bemühen sich andere Maler dieser Generation, dem Bildnisse durch Konzentrierung der Form neue Werte abzugewinnen. Jäckel versucht, zuweilen mit glücklichem Erfolge, sie in großen Flächen zu monumentalisieren, in denen er ein energisches Seelenleben zusammendrängt. Klaus Richter, ein leidenschaftlicher, ja fanatischer Liebhaber und Sucher der Form, geht ihr bis in die letzten Verästelungen und Äußerungen nach und verliert sich leicht dabei, indem die Einzelform sich auf Kosten der Bildform selbständiger Existenz anmaßt, aber in der Schilderung vom Leben durchgearbeiteter, gehärteter und gefurchter Charakterköpfe ist er stark. Erich Büttner scheint zur Klasse der geborenen Porträtisten zu gehören, er hat den Blick und Griff für die individuellen Energien; wenn er seinen Vater vor seiner Werkstatt darstellt, so erlebt man den heute selten gewordenen Genuß, eine tüchtige Persönlichkeit im Zusammenhange ihres Schaffens aufgefaßt und gedeutet zu sehen. Hier hat der Maler die erforderlichen Determinanten gefunden und genützt, und alsbald wächst die individuelle Existenz aus eigener Kraft frei und leicht in den Bereich des allgemein Menschlichen hinein *).

Auf einer ganz anderen Ebene hat sich das Verhältnis der Bildnerei zur Menschenauffassung entwickelt. Solange der Bildhauer Hand in Hand mit der Baukunst wirkte und an der Raumgestaltung mitschuf, war er es, der die Vorstellung vom Menschen in erster Linie prägte. Der letzte europäische Plastiker, der auf sie tiefen Einfluß ausgeübt hat, ist wohl Bernini gewesen, in dessen Schaffen die innere Einheit der Künste noch einmal ihre universale Gestaltungskraft bewährte. Seitdem ist die Darstellung des Wandels in der Menschenform mehr und mehr auf die Malerei übergegangen, während die Bildnerei, auf sich allein beschränkt und zurückgezogen, den Menschen gewissermaßen zu isolieren und das Unveränderliche seines Wesens gegenüber dem Zeitstile zu wahren bestrebt gewesen ist. Das Verhältnis des Plastikers zum Menschen ist daher sicherer, unproblematischer geblieben als das des Malers. Die Menschen Fritz Klimschs begegnen sich alle in einem Kreise aristokratischer Geistigkeit, der, ohne sozial begrenzt zu sein, doch eine heimliche Gemeinschaft umschließt, und selbst der schillernden Persönlichkeit Tilla Durieux' weiß Ernst Barlach mit Meisterhand in fest geordneter Form habhaft zu werden. Die Bürgerkunst hat in der Plastik keinen selbständigen Bürgerstil hervorgebracht, sondern sie dem Klassizismus unterstellt, dessen lange nachwirkender und in wechselnden Formen sich erneuernder Einfluß das typische Vermögen und die typisierende Tendenz der Bildnerei gestützt und gestärkt hat. Die Schwäche des Klassizismus lag vornehmlich in der Unsicherheit und Kraftlosigkeit seines plastischen Gefühls, und man kann wohl sagen, daß der fruchtbare Kern aller modernen Bestrebungen in der Bildnerei im Aufbau des plastischen Werkes aus rein plastischen Werten zu suchen ist. Hierin geht die absolute Plastik der modernsten Radikalen so weit, daß sie den Menschen entmenschlicht, indem sie ihn nur noch als plastische Form auffaßt und darstellt, und es bietet daher ihr Verfahren dem Bildnisse wenig Aussichten. Ein guter Vertreter modernen bildnerischen Geistes im Bildnisse aber ist Totila

*) In den letzten Abschnitten dieser Darlegungen ist gelegentlich auf Künstler und Werke Bezug genommen, die an anderen Stellen als in der Akademie-Ausstellung zu sehen waren.

Albert, der durch seine Werke in der Akademie, der Sezession und vor allem seine Sammelausstellung in der Juryfreien die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Er baut seine Köpfe durchaus aus echt plastischen Formen auf, die durch die lebendige Beziehung der Flächen zueinander funktionellen Wert empfangen und als Ganzes ein stark fühlbares plastisches Volumen ergeben. In den Büsten Artur Holitschers, Arno Nadels und vor allem der Albert Einsteins hat er konzentriertes, nach innen gewandtes Schauen, in sich ruhendes geistiges Sein sehr eindrucksvoll dargestellt. In der Sezession bildete die monumentale Abgeschlossenheit seines Einstein-Kopfes einen fesselnden Gegensatz zu der Bronzebüste des Schriftstellers Stuckenberg von Josef Thorak, in der fliehende und drängende Formen zu einer geistreichen, nervös-angespannten, nach außen strebenden Lebendigkeit zusammenwuchsen.

Diese Herbstausstellung der Sezession hat sich nach meinem Gefühle zu einem Triumphe Corinths gestaltet. Nicht etwa in dem Sinne, daß er mit durchweg überlegenen und unanfechtbaren Werken vertreten gewesen wäre. Es gehört zum Wesen dieses Künstlers, der unbedenklich zupackt, wo er interessiert ist, daß er ebenso oft — und vielleicht selbst öfter — fehl wie richtig greift, und es schwankt die Skala seines Schaffens von vorzüglichen Werken bis zu solchen, die an den Kitsch streifen. Sein Triumph beruht auf der Ursprünglichkeit, Unbedingtheit und Ganzheit seiner Persönlichkeit. Was er darstellt, hat er erlebt, und was er erlebt, erlebt er intensiv. Er bejaht, genießt, feiert das Sein in all seinen Erscheinungen. Er liebt das Derbe, das Animalische, die Masse. Es scheint, daß er in jedem Bilde die Schönheit der Welt neu entdeckt, und er stürzt sich auf sie mit unstillbarem Hunger. Er ist erfrischend in seinem Lebensappetite und beneidenswert in seiner unverwüstlichen Lebenskraft. Sein Altersstil löst alle Formen in rauschende Farbenakkorde, die er mit hemmungslosem Temperament über die Fläche ausströmt. Ein mondgelb durchrieselter blauer See in dunklem Bergrahmen, eine Flut leuchtender Blumen, ein dunkler Frauenkörper von einem weißrosigen Gewande umspielt: all diese Bilder vermitteln ein unwiderstehliches Existenzgefühl. Ihr um alle Wirkung unbekümmertes, immer aus tiefer Lebensquelle gespeistes Da-Sein reißt den Beschauer an sich und mit sich.

Und durch diese wurzelechte Kraft hat der nun mehr als Sechzigjährige die jüngeren Nebenbuhler schlagen können, die neben ihm in der Sezession erschienen, obgleich so mancher darunter gewählter, feiner und geschmacksicherer ist. Franz Heckendorf ist ein Lebensbejaher wie Corinth. Bei Neumann war von ihm eine mazedonische Landschaft zu sehen: gut gebaut, von strahlender Heiterkeit der Farbe wirkte sie wie eine glückliche Vision. Auch der lieblichen Anmut seiner Madonna in der Sezession konnte man sich nicht entziehen. Aber ihm fehlt Corinths Fähigkeit, sich in und mit jedem Werke zu erneuern. Er wiederholt sich; die hintereinander geschichteten, bunt bewegten Bergzüge, mit denen er die Fläche zu füllen liebt, und die Figürchen, die er hineinsetzt, erstarren zum geschickt verwandten Requisite, die Landschaft wird zum Landschaftstheater, und die lebensfrohe Naivität, die idyllische Liebenswürdigkeit dieses Künstlertemperaments droht zur Geste zu werden.

Aber andere Begabungen geraten in Gefahr, sich durch falsche Philosophie zu verderben. Philosophische Malerei ist selten gute Malerei. Viele modernste Bilder erinnern an jene wissenschaftlichen Texte, die in Anmerkungen ertrinken; sie bedürfen umständlicher Interpretation, und das Geschlecht der Bildererklärer hat noch nie so gute Tage gehabt wie jetzt. In dem gedachten Falle scheint mir Willi Jäckel zu sein, der sich als eines der stärksten Talente der jüngeren Generation ausgewiesen hat. Er hatte in der Sezession ein Bild „Kosmische Liebe“: zwei schwere,

plumpe Gestalten aus Dunkel in einen Lichtkreis aufsteigend, schwebend oder hängend; Lichtringe und Lichtbündel, Nimben, strahlende Nebel und allerlei schwer erkennbare, formlose Formen. „Kosmische Liebe" — man muß sich wohl an den Titel halten, denn zu einem Bilde dieser Art gehört er wie die Beischrift zu mittelalterlichen Gemälden. Kosmos als Weltordnung ist für die Malerei undarstellbar; denn wenn Novalis einmal sagt: „Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge", so trifft das für die bildende Kunst in besonderem Maße zu. In ihr können als „kosmisch" (wenn denn das Modewort schon gebraucht werden soll) nur diejenigen Formen und Erscheinungen wirken, deren innere Ordnung zu einem solchen Grade überzeugender Gesetzmäßigkeit und höchster Ausdruckskraft gesteigert ist, daß sie als ein Ausfluß oder als ein Symbol einer höheren, allgemeinen Ordnung erscheint. Kosmisch in diesem Sinne kann man etwa alle lebendiger Religion entfließende Kunst nennen, insofern sie die gesamte Erscheinungswelt als Werk und Offenbarung einer höchsten Kraft spiegelt. Kosmisch ist ein romanischer oder gotischer Meisterbau, indem er den Kampf und das Widerspiel der Kräfte in der gesetzlichen Freiheit eines Rhythmus ausgleicht, in dem wir einen Weltrhythmus zu erkennen glauben. Kosmisch ist die Gebärde des das Licht erschaffenden Gottvaters Michelangelos, in der der im All waltende geheime Schöpferwille Gegenwärtigkeit angenommen zu haben scheint. Was aber Jäckel als „Kosmische Liebe" bringt, das scheint so etwas sein zu sollen, wie eine Liebe jenseits von Zeit und Raum und Menschlichkeit — eine mühsame, blutleere Konstruktion, die, fürchte ich, aus der Afterphilosophie der Künstlerateliers und der Kunstliteratur geboren ist.

An anderer Stelle war eine graphische Arbeit desselben Künstlers zu sehen, die „Inneres Schauen" versinnlichen wollte in einem bis zur Grimasse verzerrten Kopfe mit schiefem Munde, aus dessen Augen Strahlen dringen, während der Schädel sich krümmt und baucht und zu platzen droht. Wie dies Motiv in künstlerischem Sinne und in den Grenzen der Kunst zu behandeln sei, das lehren jene unvergleichlichen Buddhastatuen, von denen die früher erwähnte China-Ausstellung manches vorzügliche Beispiel bot. Hier ruhen alle Formen in sich, kehren alle in sich zurück, münden alle in einen Umriß, der sich mit sanfter, doch unerschütterlicher Bestimmtheit gegen die Außenwelt abschließt, und wie mit leisen mystischen Akkorden orchestrieren sie die tiefe Versunkenheit des göttlichen Hauptes, dessen Lächeln die starre Fremdheit des völlig Weltabgewandten zeigt. Hier ist es im höchsten Sinne die Form, die das Motiv trägt und ausspricht, die Einzelform, wie das Zusammenwirken der Formen, und nichts ist mehr Zufälligkeit und nichts Gewaltsamkeit. Aber was Jäckels Blatt vermittelt, das ist nur etwa ein krampfhafter Wille zum inneren Schauen, dem die Erfüllung, dem die Gnade versagt bleibt, und jeder Versuch, das seelisch-künstlerische Erlebnis zu erzwingen oder zu vergewaltigen, scheitert an seiner inneren Unwahrhaftigkeit. Es ist doch in jedem echten Kunstwerke eine große, zur Ehrfurcht zwingende Natürlichkeit und eine erstaunliche Einfachheit und Logik der angewandten Kunstmittel. Dergleichen war in den starken Zeichnungen Ernst Barlachs zu spüren, die die Ausstellung der „Freien Sezession" brachte. Da war unter anderem ein Stürzender, auf weiter, flacher Erde, unter großem Himmel: der Himmel scheint ihn herabzudrücken, die Erde unter ihm zu weichen, sein Schatten ihn mit ausgebreiteten Armen an sich zu ziehen — das ist nicht ein Stürzender, das ist Sturz, elementarer Vorgang, Erlebnis einer Katastrophe.

Die „Juryfreie Ausstellung" verdient als ausstellungstechnische Leistung eine ehrende Erwähnung. Gewöhnt, in Ausstellungen dieser Art einer chaotischen Anhäufung von Ausschußware zu begegnen, fand man sich hier auf das angenehmste

überrascht, indem die große, zufällig zusammengeströmte Masse der Arbeiten, glücklich und übersichtlich geordnet, die Ausstellung als Ganzes zum Bilde gestaltet und jedem Künstler gebührende Wirkungsmöglichkeit gegönnt war. Das Hauptverdienst an dieser Leistung gebührt, so viel mir bekannt, dem Maler Hermann Sandkuhl. Die Ausstellung erschien als eine Art zweiter Auflage der Großen Jahresausstellung, indem sich auch hier von der gefälligen Routine und dem solide geschulten, doch persönlichkeitsschwachen Akademismus bis zu einem zügellosen Subjektivismus, der unfrei bleibt, weil er sich nicht zu begrenzen vermag, alle Möglichkeiten und Richtungen begegneten. Viele bekannte Künstler hatten sich eingestellt, mancher war überraschend gut vertreten. Von Totila Alberts Kollektion war bereits die Rede. Der Bildhauer Igor von Jakimow fesselte hier auch als Maler durch seine schneidige, rassig-herbe Formgebung und Charakteristik. Die Bildnismalerin Auguste von Zitzewitz erregte durch die Herzhaftigkeit und Gradheit ihrer Menschenauffassung und ihrer Verwendung der Kunstmittel Beachtung. Doch ist hier nicht der Ort, die Kunstwerke dieser sehr umfangreichen Ausstellung im einzelnen durchzugehen, deren Wert vornehmlich in der Vervollständigung und der Ergänzung des durch die regelmäßigen Ausstellungen vermittelten Bildes der Kunstbewegung lag.

Als eine Ausstellung von Rang ist auch die der Akademie zu bezeichnen, die der „Mode und Farbe" galt. Ausgehend von der wichtigen Verwendung echter Farben baute sie ein buntes und lustiges Theater der Mode und des Luxus auf, das durchaus auf die klare, reine, starke Farbe abgestimmt war. Der Geschmack, der diese Schaustellung beherrschte, sprach beredt dafür, welche Vorteile die Industrie sich von der engen Verbindung mit den Künstlern zu versprechen hat, und er stellte der von Bruno Paul geleiteten Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums, die den Hauptanteil am Werke hatte, ein gutes Zeugnis aus. Rein künstlerisch ist die bedeutsamste Erfahrung der Ausstellung wohl darin zu suchen, daß sie die Befähigung der modernsten Malerei für das Dekorative sehr entschieden bestätigte. Hier, wo die Fläche ihr volles Recht behauptet, dem freien Spiele der Laune, ja selbst der Verwegenheit reicher Spielraum vergönnt ist, die Farbe ihre schmückende Kraft ungehindert entfalten und als Selbstzweck auftreten darf, geben die künstlerischen Temperamente sich natürlich und anspruchslos, finden sie sich leicht in den Stil und schaffen eine liebenswürdig-phantastische, sich selbst sorglos genießende Welt, die freilich zur Tragödie unseres Volkslebens in erschütterndem Gegensatz steht. Es nahm an den von Georg Walter Rößner, Georg G. Kolbe, Ernst Scherz und anderen ausgeschmückten Räumen ein, daß sie durchaus den Stil von Gelegenheitsarbeiten festhielten, diese aber künstlerisch zu adeln verstanden.

Zwei deutsche Künstler, die als Opfer des Krieges geblieben sind, wurden durch Gedächtnisausstellungen geehrt. Wilhelm Morgners Werk wurde in der Kunsthandlung von Neumann, August Mackes im früheren Kronprinzenpalais durch die Nationalgalerie zur Schau gebracht.

Wilhelm Morgner war aus Soest gebürtig. Unter den Einflüssen, die auf ihn gewirkt haben, macht sich besonders der van Goghs erkennbar, aber des Holländers pathetische Aufwühlung der Formen wird bei ihm leicht zur ornamentalen Zerfaserung der Landschaft. In der Zeit um 1911 und 1912 macht sich die innere Unruhe dieses Temperaments in Experimenten verschiedenster Art Luft. Er bedeckt die Fläche mit Farben, die, von aller Form abgelöst, nur durch sich selbst zu wirken versuchen. Die Farben sind brennend, schreiend: ein Blutrot, ein Purpurblau, ein Giftgrün, denen zuweilen ein ruhigeres Braun sekundiert, sind in breiten nackten Streifen über die Leinwand ausgegossen. Die Malerei wird auf ihre primitivste Möglichkeit zurückgeschraubt. Aber in anderen Bildern beginnen diese kahlen

Farbflächen sich wieder zu gliedern, sie werden differenziert, in Teile zerlegt, von Licht bewegt und finden sich zu Formen und Gestalten zusammen. Das Brio dämpft sich ab, die Töne werden zarter, sie tragen eine Traumstimmung, in der farbige Schattengestalten schweben. Religiöse Motive werden behandelt; eine Himmelfahrt: Regenbogenglanz aufwärts drängender Farben und körperlos leichter Figuren; ein frühlingsblumenhafter Einzug in Jerusalem. Man kann auf diesen Bildern kaum von Gestalten, gar nicht von Charakteren sprechen; alles bleibt nur Anschlag farbiger Akkorde, deren Reiz in einer gewissen Süßigkeit des Kolorits liegt. Aber in seinen Bildnisköpfen ringt Morgner heftig und selbst mit Verbissenheit um das Charakteristische, zu dessen Bewältigung er in Form und Farbe nach den verwegensten Mitteln, bis zum völlig Unmöglichen und Grotesken, greift. Eine starke Begabung, die mit Leidenschaft suchte, und die sich doch nie hat ganz finden können, die sich das Äußerste abzugewinnen versuchte, aber in Experimenten zu erschöpfen drohte: das ist etwa der Eindruck, den man von Morgners Werk und Persönlichkeit mitnimmt.

Der Rheinländer August Macke hat noch an den Impressionismus angeknüpft und ist dann anscheinend über Cézanne weitergegangen. In seinen Bildern ist es immer Sommer. Immer blüht und singt die Farbe. Er hatte einen ganz ursprünglichen Sinn für die Farbe, der sich selbst genug war. Er behandelte die Farbe als eine Kostbarkeit; eine Katze malt er wie ein entzückend farbiges Spielzeug, ein Strohhut wird unter seinem Pinsel zum puren Sonnengolde. An der Farbenpracht von Papageien kann er sich kaum satt sehen. Mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers malt er die bunten Herrlichkeiten eines Modeladens oder eines Modeschaufensters, in die sich etwa eine Dame vertieft, die selbst so ein reizend farbiges Schaustück ist. Eine heitere und selbst kindliche Lebensfreude erscheint als der innerste Kern dieser Künstlerpersönlichkeit; sie hat ihren anziehendsten Ausdruck vielleicht in einer kleinen Landschaft von 1912 gefunden, die von den sie belebenden Menschen aus sommerlichem Glück heraus gedichtet zu sein scheint. Um die Form bekümmert er sich wenig. Ist dies eine Baumgruppe? Nein, es ist ein jubilierendes Grün, das heitere Mädchengestalten umschlingt. Aber in späterer Zeit muß er doch wohl das Bedürfnis nach strengerer formaler Zucht empfunden haben, und er versucht es mit dem Verfahren des Kubismus. Doch da legt es sich wie eine Lähmung über ihn, die Bilder erstarren unter einem dem Maler wesensfremden Zwang, und die einem Schema unterworfene Farbe büßt das ungebunden Tänzerische ein, das ihren Reiz bildete. In dieser Entwicklung scheint Macke gestanden zu haben, als er abberufen wurde.

An beiden Künstlern, besonders aber an der problematischeren Persönlichkeit Morgners, ist die Gefahr zu beobachten, die in der Aufnahme sich überstürzender Einflüsse liegt. Bewegung ist immer höchst willkommen, aber man kann auch zu viel davon haben. „Le préjugé de la nouveauté" hat einmal ein französischer Kritiker treffend als ein Erbübel der modernsten Kunst bezeichnet. Das Neue wird nicht sowohl besonnen gewertet und unterschieden, als vielmehr übernommen, nur weil es eben das Neue ist. Die Entwicklung der Künstler vollzieht sich dann oft in scharfen Gegensätzen, in jähen Brüchen, die ihre Kraft aufzehren. Picasso, der Erzkubist, soll jetzt auf Ingres schwören, und von seinen noch vor kurzem als beglückende Erneuerung gefeierten kubistischen Bildern hören wir nun von einem ganz Fortgeschrittenen, sie seien in den meisten Fällen „ein schauerlicher Tiefenunsinn" gewesen, „ein Gekrakel, in dem die künstlerisch bemühte Welt die neue Raummystik sah". Wo das Neue so belustigend schnell veraltet und vom Neuesten überholt wird, hätten die Künstler wohl alles Interesse, ihm mit Vorsicht

und Zurückhaltung zu begegnen, allein vor nichts scheinen sie sich mehr zu fürchten, als daß sie für hinter ihren Kameraden zurückgeblieben gehalten werden könnten. Deutschen Künstlern werden diese Tendenzen besonders gefährlich, weil sie sich auch auf das, was als Anregung hingeworfen wurde oder selbst nur als Laune entstand, gewöhnlich mit einem grimmigen Ernste werfen und es systematisch breitschlagen und aushämmern; alsbald eilt die Kritik, die in steter Angst lebt, sich vor den Künstlern zu blamieren, mit tiefsinnig-begeisterten Interpretationen dem Neuen zu Hilfe, und das Publikum, das auch nicht gern als „rückständig" gelten mag, nimmt die neuen Offenbarungen begierig, wenngleich meist etwas fassungslos, entgegen. Die Künstler zahlen mit ihrem Talente, mit einer inneren Haltlosigkeit, die sich in Experimenten verzehrt, und das Publikum wird durch unendliche Kunsterklärungen und Kunstführungen systematisch zur Instinktlosigkeit erzogen. Das Neue ist an sich weder gut noch schlecht, erst die Anwendung macht es dazu; erstrebenswert ist daher eine Künstlererziehung, die die künstlerische Arbeit auf sicheren Grund stellt, damit sich der Künstler nicht an das Neue verliere, sondern befähigt werde, ihm die Elemente abzugewinnen, die Kraft und Eigenart seiner Begabung zu steigern vermögen. Wenn dennoch die von Reichs wegen zur Pflege des Kunstlebens berufene Stelle es für angezeigt hält, sich als Prediger und Verteidiger des Neuen tel quel zu betätigen und Publikum und Kritik zu frommer Scheu davor zu ermahnen, so scheint sie mir die Bedürfnisse und Gefahren des deutschen Kunstschaffens und Kunstlebens in bedenklicher Weise zu verkennen und selbst ein Opfer des „préjugé de la nouveauté" zu sein.

Französische, holländische und italienische Künstler haben sich mit Ausstellungen in Berlin eingefunden, durch die sie in einer deutlichen und achtungswürdigen Weise bekundet haben, daß sie mit dem verächtlichen und vergeblichen Plane einer geistigen Blockade Deutschlands nichts zu schaffen haben wollen. Unter diesen Ausstellungen erscheint mir die der italienischen Künstlergruppe „Valori plastici" als die bedeutsamste, weil sich in ihr positive Ziele und ein disziplinierter Wille bezeugen. Sie wurde von Werken de Chiricos, Carràs, Morandis und Francavillas bestritten. In Italien ist der Futurismus entstanden, von dessen Zielen und Erlebnissen Theodor Däubler in seinem Büchlein „Im Kampfe um die moderne Kunst" mit der Wärme persönlichen Anteils erzählt hat. Auf den Fernerstehenden wirkte er als der gellende Protest romanischen Temperaments gegen die Künstlichkeit, die Trivialität, die innere Unwahrhaftigkeit des Zeitalters, als die Reaktion einer Jugend gegen unerträglich gewordenen Druck, der jedes Mittel willkommen war, um den satten Dünkel der Zeitgenossen zu kränken, zu verwirren, aufzupeitschen. Von Wert und Leistung des Futurismus zu sprechen erübrigt sich, da sich nun zu zeigen scheint, daß unter dem Tumulte der revolutionären Kundgebung ein ernster Aufbauwille sich konsolidiert hat. Denn von den Künstlern der „Valori plastici" kommt Carrà geradenwegs vom Futurismus her, und auch die andern werden wohl, jeder in seiner Weise, einmal durch seine Feuertaufe gegangen sein. Es ist betont worden, daß die Bezeichnung „Valori plastici" im allgemeineren Sinne bildender Werte zu nehmen sei; mich dünkt, man kommt dem Streben dieser Maler am nächsten, wenn man sie wirklich als Verfechter und Verwender plastischer Werte versteht, da nichts für sie charakteristischer ist, als ihr starker Sinn für Plastik, für Plastik des Raumes und Plastik der Erscheinungen im Raume. Nachdem der Futurismus Raum und Zeit bizarr durcheinandergeschüttelt hat, wird hier das Raumproblem wieder isoliert und mit strengen Mitteln auf elementare Grundformen zurückgeführt. Carrà bildet gern kastenartige Innenräume, aber auch in seiner Landschaft wird die Raumform so energisch aufgebaut, daß Erde und Himmel in erster Linie die Funktion von Boden

und Decke zu haben scheinen: so körperhaft-kubisch wird der Raum empfunden; es ist eine sehr bewußte Abkehr vom Schweifen ins Unbegrenzt-Formlose zur begrenzten, in sich geschlossenen Räumlichkeit. Die größte Überraschung bot hier de Chirico, indem ein alter Kunstinstinkt des italienischen Volkstums in seinen Werken fröhlich und unverhohlen Wiederauferstehung feiert. Wie die Quattrocentisten Mittelitaliens in leidenschaftlicher Entdeckerfreude die neugefundenen Mittel zur Definition des Raumes verwandten und immer von neuem ausprobierten, im selben Geiste konstruiert auch de Chirico seine Bildräume, strenger jedoch noch als jene und ohne den festlichen Spieltrieb jenes jungen Geschlechtes. Auch die breit gegliederten Flächen seiner Farbe stellt er in den Dienst der Raumarchitektonik. Die Farbe dieser Maler ist durch modernste Schulung zu großer Geschmeidigkeit entwickelt; sie ist kräftig und sonor bei de Chirico und Carrà, zart und differenziert in den Stilleben Morandis, naturfrisch in den Landschaftsstudien Francavillas; sie belebt die Werke mit einem sinnlichen Reize, der gelegentlich, wie in den Heringen de Chiricos oder in seiner im Lichte sich fein erwärmenden Gestalt Merkurs und in Morandis besten Stücken, einen hohen Grad erreicht. Doch bleibt die Grundgesinnung der Arbeiten im ganzen durchaus konstruktiv, und zu ihr paßt auch die Behandlung der menschlichen Gestalt, die als rein geometrisches Gebilde aufgefaßt wird. Der vorherrschende Eindruck, den man hiernach empfängt, ist der, daß diese Italiener sich der Grundelemente malerischer Darstellung erneut zu versichern streben und Farbe und Form entschlossen, ohne Rücksicht auf andere Möglichkeiten, auf dies Ziel einstellen. Insofern kann man sie wohl als Primitive bezeichnen, ohne daß man sie doch der Koketterie mit Archaismus und künstlichem Primitivismus bezichtigen dürfte; und wenn de Chirico in seinem „lehrenden Merkur" sich sogar mit der Figurenverteilung des Quattrocentos eng berührt, so mag man bis auf weiteres annehmen, daß es die innere Verwandtschaft der Formgesinnung ist, die hier und dort zu ähnlichen Ergebnissen geführt hat. Das Rationale in der Formulierung und Begrenzung der Probleme und die energische Zucht des künstlerischen Willens sind es, die den Werken der „Valori plastici" Halt, Wert und Interesse geben; man fühlt ein Ethos darin, und daß die Fühlung mit der Überlieferung nicht gescheut wird, das ist ein günstiges Zeichen: denn Neues in der Kunst ist nur dann fruchtbar, wenn es Kraft und Blut der Vergangenheit in sich aufnimmt und sie durch Überwindung verjüngt. So wie wir die Kunst der Italiener hier kennen lernten, als einen gelegentlichen und mehr oder weniger doch zufälligen Ausschnitt, muß man wohl auch in ihr ein Experiment sehen; aber das ist der Unterschied, daß hier nicht drauflos experimentiert wird um des Experimentierens willen, sondern daß die Mittel zur Erreichung bestimmter künstlerischer Ziele, wie es scheint, bewußt und planmäßig studiert werden. Und das wäre ein bedeutender und verheißungsvoller Fortschritt.

Albert Dresdner.

# Berliner Theater

Das durch den Raummangel bedingte Hinausschieben und Zusammendrängen des Berichtes über die letzten Bühnenaufführungen bringt immerhin den Vorteil mit sich, über einige Stücke nicht mehr schreiben zu brauchen. Denn die Nachprüfung der haftengebliebenen Eindrücke erlaubt es schlechterdings nicht, von einigen Werken mehr zu sagen, als daß ihre Herausbringung völlig überflüssig war.

Daß von dieser Feststellung in erster Linie Schauspiele der revolutionären jüngeren Dichter betroffen werden, mag der bedauern, den es angeht.

Die Lage hat sich sonderbar verschoben. Die so laut und bombastisch angekündigte neue Kunst ist auf den Berliner Bühnen zum wenigsten als Erfüllung nicht erschienen. Das Bedürfnis jedoch nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten, die tiefe Sehnsucht nach Verinnerlichung, das Ringen um Darstellung seelischer und geistiger Werte hat die befeuert und entzündet, die erst auf der zweiten Linie mitzuwirken haben: die Regisseure.

Und so sehen wir hier eine Bereitstellung neuer verfeinerter Mittel, an denen vielleicht ein junger Dichter entbrennen kann. Jedenfalls ist man geneigt, mehr von Jeßners, Bergers und Fehlings Regieleistungen zu sprechen, als von Hasenclevers und Zechs Stücken.

Wir haben wohl das neue Theater gewonnen und vielleicht auch den verwandelten Zuschauer, aber die neue Dichtung ist infolge ihres Steckenbleibens in der verflachenden Politik und dem Mißverstehen der hohen Begriffe unserer starken und nur zu bereiten Erwartung fast alles schuldig geblieben. Augen, deren Argwohn stark genug ist, sehen wohl deutlich, daß diese Abart neuer Kunst schon gestorben ist, wenn auch ihre Kammerdiener das Ableben noch verheimlichen möchten.

* * *

Über das zeitweilige Vorwiegen der Bühnenleistungen gegenüber dem Dichtwerk, das Verhältnis von Spielleiter und Schauspieler wird in anderem Zusammenhange zu reden sein. Was im „Staatstheater" von Leopold Jeßner und Ludwig Berger für die Inszenierung der Klassiker, Shakespeare, Schiller und Goethe, geschaffen ist, muß als so bedeutsam gewertet werden, daß dadurch vielleicht ein neuer Meilenstein der Entwicklung gesetzt werden kann. Um so schärfer aber tritt der Gegensatz des vorläufig noch unzulänglichen Ensembles zutage, der am stärksten in Goethes „Torquato Tasso" fühlbar wurde, da weder eine Prinzessin noch ein Antonio auf der Bühne standen. Hier blieb die Spielleitung auch die Luft der Renaissance schuldig.

(Nebenbei bemerkt, ist es auch ein Schönheitsfehler der äußeren Regie, wenn Maximilian Harden Freikarten ausgerechnet für die ehemalige Kaiserloge erhält. Das geht nun einmal nicht, aus Gründen innerer Schicklichkeit, Herr Intendant! Von Harden dürfen wir Takt nicht erwarten, von dem Leiter des Staatstheaters müssen wir ihn verlangen.)

Shakespeares „Sturm" kommt von allen Stücken, die unter dem Namen dieser rätselhaften Gestalt gehen, der Bewegung in den seelischen Tiefen unserer Zeit am nächsten. Die unumschränkte Herrschaft des Geistes, der magischen Kraft über alle Geschöpfe der Mitte und der Tiefe konnte nicht hinreißender zum Ausdruck gebracht werden als hier in der Gestalt des Prospero. Ludwig Berger gab mit seinem Fingerspitzengefühl jedem das Seine und unterschied die beiden Reiche sehr wirksam. Das Geisterreich hatte eine beschwingte Unwirklichkeit und durchleuchtete auch wirksam die Sphäre der kleinen Menschlein, wenn der große Magier die Fäden ihrer Schicksale verknotet und entwirrt. Von sehr starkem Eindruck war Kortners Caliban, der freilich mehr ein tumbes Scheusal als der tückische Gegenspieler aus der Tiefe war.

Shakespeares tolle „Komödie der Irrungen" erlebte in der „Volksbühne" eine Neubelebung von hinreißendem Tempo durch Jürgen Fehlings glänzende Inszenierung. Wieder ergab sich, daß man mit Entzücken und ohne Hemmung das reine Theater genoß, selbst wenn es im für unser Gefühl etwas groben Kleide des doppelten Qui quo pro einherschreitet.

Max Reinhardt, der wieder ein so tätiges Interesse an seinen alten Bühnen nimmt, daß Eingeweihte schon von dem baldigen Ende des Interregnums sprechen,

fühlte das Bedürfnis, seine unvergeßliche Aufführung des „Kaufmanns von Venedig“ im Deutschen Theater der Probe des „Großen Schauspielhauses“ auszusetzen. Der Erfolg blieb ihm versagt. Denn während in der alten Aufführung in von Liebe, Laune und Musik trächtiger Luft das ewige Venedig leibhaft und unsichtbar erstand, tötete das groteske Bild, an transparente Postkartengreuel gemahnend, das Harold Beugen mit schwach entzündeter Gehirnphantasie dem Riesenraum als Hintergrund gesetzt hatte, gerade die Idee „Venedig“, an der Reinhardt nach den Aussagen der „Blätter des Deutschen Theaters“ hauptsächlich lag. Und die Szenen in Porzias Residenz Belmonte zerflatterten im leeren Raum. Wir sahen zwei Shylocks: Werner Krauß und Eugen Klöpfer. Der Shylock von Krauß war von aufreizend jüdischer Art und ließ sich an der Darstellung des verfluchten Wucherers genügen, dessen Herz nie eine Stimme menschlicher Regung, sondern nur den Klang des Goldes hört, und der am Schluß zwar in den Staub gedrückt ist, aber sicherlich zu neuen Geschäften sich aufraffen wird. Klöpfer hingegen gab der Gestalt das, was wir eigentlich von Krauß erwartet hatten: die Steigerung des Shylock zur Idee des getretenen und in der Verfolgung hart und böse gewordenen Judentums. Er verläßt nach der Gerichtsszene in halbem Wahnsinn die Bühne, ohne die Möglichkeit eines anderen Lebens, denn hier hat sich ein Schicksal erfüllt.

Trotz manchen sehr starken Eindrücken überwog in der Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orleans“ im „Deutschen Theater“ doch das Befremden über die mangelnde Empfindung für Stil, die dem Schillerschen Drama durch Bruno Taut einen kubistischen Rahmen gab. Das geht einmal nicht zusammen; die Aufführung unter Karlheinz Martins Regie war straff und kräftig, die Bildwirkung mancher Szenen überraschend eindrucksvoll. Aber beide Hälften, die Bühnenbilder und die Aufführung, blieben unvermählt. Sehr merkwürdig wirkten die Versuche, durch ständig wechselnde Lichteffekte die Stimmung der einzelnen Szenen symbolisch zu unterstreichen. Daß hier Möglichkeiten liegen, wissen wir schon von früheren Versuchen, aber das, was Taut anstellte, ist im Grunde unkünstlerisch und aufdringlich. Zwingt mich die Darstellung nicht in ihr unterschiedenes Gefühlsklima hinein, so wird das auch dadurch nicht gelingen, daß bei einer Schuld- und Gefühlsatmosphäre es rot, in mystischen Augenblicken blau und in solchen der Erdnähe grün aufleuchtet. Das ist überspitzte Theorie, ohne jede Fühlung mit dem Leben. — Die Jungfrau gab Helene Thimig, ganz einfach, ein schlichtes Kind, sobald der Geist sie verläßt, oft von einer erschütternden innerlichen Gotik. Nur sollte sie die Rolle stimmlich eine Oktave tiefer nehmen.

* * *

Die Leitung der „Volksbühne“ darf auf diesen Winter wieder mit wahrer Befriedigung zurückblicken. Auch die jüngste Aufführung bestätigte ihr ehrliches Ringen und eine geschickte Hand. Jürgen Fehling inszenierte Sophokles „Antigone“, sehr sparsam, fast karg in der äußeren Einkleidung, dafür mit um so stärkerem Streben nach der großen Linie und Verinnerlichung. Die Aufführung war etwas zu gedämpft, es fehlte der Mut zu den großen Leidenschaften der Antike. Mary Dietrich, die endlich wieder einen Regisseur gefunden zu haben scheint, der aus ihren wundervollen Mitteln das Rechte herauszuholen weiß, gab die Antigone, im Stil des Ganzen bleibend und nicht wie zuweilen durch Pathos ausbrechend, für die Ödipustochter zu gehalten. Interessant war die Meisterung der Chöre, die durch geschickte Verteilung auf Einzelsprecher und Halbchöre neben dem unisono mit und ohne Unterstützung durch Musik durchweg zu voller Wirkung kamen. Bedenklich aber erscheint das motivische Ankündigen des Auftretens einzelner Personen durch die Musik. — Soweit mit unseren Mitteln das Problem der Chöre gelöst

werden kann, ist es wohl hier gelöst. Der Hymnus auf Eros, den Herrn der Welt, der mitten aus schwerster menschlicher Verstrickung sich erhob, war von wundervoller Wirkung. Es war ein Jauchzen darin. — Die Übersetzung, von Carl Amelung, befremdet gelegentlich durch eine etwas wohlfeile Rhythmik. Der Gesamteindruck aber war stark und nachhaltig, und aus diesem innerlichsten Stück des Sophokles brach ein seltsames Gefühl großer Nähe.

Im „Großen Schauspielhause" wurde der Versuch gemacht, „Die Passion" der Brüder Greban aus dem Jahre 1452 dem Gefühl unserer Tage in Lebensfühlung zu bringen. Das ungeheuer umfangreiche Werk — es zählt 34 575 Zeilen — ist von Wilhelm Schmidtbonn in stärkster Kürzung und guter Übertragung für die deutsche Bühne bearbeitet. In dieser Zustutzung mußte die Lehrzwecke verfolgende Einleitung und theologische Umkleidung der Franzosen fallen. Der Kern, das Leben, Leiden und der Kreuzestod des Heilands, blieb. Manches war von stärkster Wirkung, und eine Wiederbelebung der Mysterienspiele für unser Gefühl erscheint nicht undenkbar, wenn das mächtig anwachsende religiöse Gefühl nach dem einfachen Ausdruck greifen wird. Der Aufführung fehlte nichts — außer dem Zuschauer. Und den wird man vorerst in Berlin noch nicht finden.

Man sollte aber auch hier endlich den Versuch machen, eins der schönsten mittelalterlichen deutschen Spiele, den „Ackermann aus Böhmen", dem Theater zu gewinnen. Aus solcher Verinnerlichung kann auch die Möglichkeit der Teilnahme für die Passion erwachsen.

Dem Leiden und Sterben des Heilands folgte die menschliche Passion in der Aufführung von Georg Büchners „Woyzeck" (Deutsches Theater). Das geniale Werk ist in den letzten Jahren häufiger in Berlin gespielt worden, und zwar immer in der Fassung, die ihm Karl Emil Franzos aus den beiden erhaltenen Handschriften in der ersten Gesamtausgabe der Werke Büchners gegeben hatte. Franzos mußte, um die Handschrift lesbar zu machen, mit chemischen Mitteln arbeiten, ohne sie jedoch ganz entziffern zu können. Das ist nun Georg Witkowski durch Anwendung neuer chemischer Verfahren geglückt, und die beiden Handschriften bergen nun keine Geheimnisse mehr. Da stellte es sich denn heraus, daß unzweifelhaft der Name des armen Helden nicht Wozzeck, sondern Woyzeck zu lesen ist. Franzos' Bearbeitung — um eine solche handelt es sich auch jetzt, da beide Handschriften stark von einander abweichen — brauchte im wesentlichen nicht verändert zu werden, aber wertvolle Ergänzungen konnten hinzutreten, so daß das Bild sich zu einem geschlossenen Ganzen rundete. Die von Max Reinhardt selbst geleitete Aufführung mit Klöpfer in der Titelrolle war trotz einer nicht zureichenden Marie mit sehr eindrucksvollen, nach der Mitte der Bühne zusammengedrängten Bildern und einer außerordentlich geschickten Abtönung der Geräusche ein großer und starker Genuß. Es ist eine Unmöglichkeit, nach diesem Aufschrei eines fast stummen, gemarterten Menschen, der von heißem Blut durchpulst ist, diesem furchtbaren Protest gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, in dem mehr revolutionäres Temperament steckt, als in dem gesamten Geschreibsel der Jüngsten, von den letzten Aufführungen dieser Art Stücke zu reden.

* * *

Den stärksten Eindruck des Theaterwinters vermittelten die Aufführungen zweier dramatischer Dichtungen von Rabindranath Tagore, „Das Postamt"*) (Volksbühne) und „Der König der dunklen Kammer" (Kammerspiele), die erste in einer ausgezeichneten Inszenierung durch Jürgen

*) Buchausgabe bei Kurt Wolff, München.

Fehling, die andere leider in einer unzulänglichen, phantasiearmen Darbietung. Um den großen und weisen Inder weht eine Luft, die uns mit Ehrfurcht sein Reich betreten läßt. Es erscheint alles so einfach, so selbstverständlich, so leicht greifbar. Und ist doch die letzte Verwandlung des Geistes, die nach Durchleidung der anderen Stufen und Klärung durch die großen Erkenntnisse die Sprache der durchsichtigen Klarheit spricht. Ein Gefühl seltsamer Unzuständigkeit will uns beschleichen: wir fühlen uns ihm nah, wir müssen den Gesetzen nach ihm nah sein, aber trennend erhebt sich der Osten gegen den Rest vom Westen in uns, und trennend bleibt das Blut. In Deutschland wird zurzeit so unendlich viel über Tagore geschrieben, und das Mißverhältnis zwischen Rede und Verständnis wird nur offenbarer. Eins der besten Bücher über den größten Revolutionär, den Indiens kämpfendes Volk besitzt, weil er den Geist und die Seele seiner Landsleute entzündet hat, ist das auf diesen Blättern schon gewürdigte Werk von Emil Engelhardt *), dem die Deutung der beiden Dichtungen viel verdankt. — Im „Postamt" wird der kranke Knabe Amal, ergreifend dargestellt von Lucie Mannheim, von seinem Pflegevater auf Rat eines büchergläubigen Arztes von der Sonne und der Verbindung mit der Außenwelt ängstlich ferngehalten, weil er sonst Schaden nehmen würde. Aber die Sehnsucht in die Ferne und nach den blauen Bergen sprengt ihm fast das schwache Herz, und es gelingt ihm, mit allen Vorübergehenden von dem Fenster seines Gefängnisses, des Hauses, Fühlung zu bekommen. Und niemand von ihnen, die erst dem Knaben widerstreben, der Milchmann, das Blumenmädchen, der Wachmann, ja selbst der polternde Dorfvorsteher, der ein böses Spiel mit dem Heiligsten des Kindes treiben will, bleibt unbeschenkt. Denn Amal wirft einen verklärenden Schimmer von Gold und Güte über alle, die ihm nahen, so daß ihr tägliches Treiben ihnen schön und voller Geheimnisse wird. Das tiefste Sehnen des Knaben richtet sich auf das gegenüberliegende Postamt, für ihn der Mittelpunkt des Weltgeschehens, und er wünscht nichts heißer, als vom König einen Brief zu erhalten. Als der Vorsteher dem nun auch vom Licht Abgeschlossenen in bösem Scherz ein leeres Blatt als Brief des Königs bringt, ertönen dumpfe Schläge ans Tor, das zusammenkracht, als es sich nicht gleich öffnet, und herein kommt der Bote des Königs, der dem kranken Kinde seinen Leibarzt sendet, der die Fenster weit zu öffnen heißt. Und in der Erwartung des Königs und der Erfüllung seines höchsten Wunsches schlummert Amal in die Ewigkeit hinüber. Wir brauchten gar nicht nach einer symbolischen Ausdeutung zu greifen. So voll tiefer Schönheit und von so sicherer Charakteristik in sparsamen Strichen ist das Ganze. Der tiefere Sinn wird offenbar, wenn wir in dem Knaben Amal die Seele und in dem König den Tod erkennen. Alles wahrhaft Große und Tiefe ist einfach. Auch die Fabel des zweiten Stückes ist unkompliziert.

Die Königin Sudarschana kennt ihren Gemahl, den König der dunklen Kammer, nicht von Angesicht zu Angesicht, da er ihr nur in der Dunkelheit naht. Auch niemand seiner Untertanen hat ihn gesehen. Selbst bei dem höchsten Feste zeigt er sich nicht. So zweifeln alle an ihm, seine Untertanen, die fremden Könige und seine Gemahlin. Die einen leugnen sein Dasein, die anderen, so Sudarschana, meint, er verberge sich, weil er häßlich sei. Auf ihr Bitten, das zu leidenschaftlichem Fordern übergeht, will er sich ihr im Lichtesglanze des Festes zeigen, aber sie würde ihn nicht erkennen. Sie, wie alle, besteht die Probe nicht. Sie meint, nur der glänzende falsche König könne er sein, dem auch das Volk anhangt, und den die fremden Fürsten zum Aufruhr gegen den wahren König benutzen. In dem entfachten Brande versucht alles zu fliehen, und Sudarschana steht in der dunklen Kammer noch einmal ihrem Gemahl gegenüber. Aber gedemütigt durch ihren Fehlgriff, in verzweifelter

*) Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph. Berlin 1921, Furche-Verlag.

Auflehnung findet sie nicht den Weg zu ihm und muß ihn verlassen. Die Könige verlangen, daß sie, die von ihrem Vater hart empfangen wird, einen von ihnen erwähle. Sie will sich töten, da wird der wahre König angekündigt, und die Fürsten entfernen sich einer nach dem anderen bis auf Kanchi, der aber im Kampf unterliegt.

Und nun beginnt der Leidensweg der Königin zurück zu dem König der dunklen Kammer. Sie geht ihn tapfer durch alle Demütigungen und Erniedrigungen, bis sie endlich wieder in der Dunkelheit vor ihm steht, und ihr Los aus seiner Hand empfangen will. Sie kann jetzt seinen Anblick ertragen, und der König öffnet die Tür zum Licht.

Auch Sudarschana ist die Seele, der König der dunklen Kammer, die tiefste unserer Einsamkeiten, ist die letzte, höchste Wahrheit, ist, wenn wir noch tiefer greifen wollen, Buddha, zu dem die Seele den Weg nur findet, wenn sie die Flitter-, Tages- und Modewahrheiten richtig erkennt und durchschaut, so daß sie das ernste Angesicht ohne Schauder sehen kann, zu dem der Weg durch Demut und Leiden führt, zu dem man nur gelangt, wenn man das eigene Begehren zur Ruhe gebracht hat. Die einzelnen Personen des Werkes lassen sich gleichfalls ohne Zwang als Symbole nehmen. Aber man tritt der poetischen Schönheit des Werkes zu nahe, läßt man sich nicht an dem Durchscheinen der inneren Mächte durch die Welt der Körper genügen. Den letzten Gehalt vermag nur das Gefühl oder der schauende Geist zu ergründen.

* * *

Auf daß uns nur ja nichts erspart bleibe, ist eine kunstbeflissene Gemeinschaft auf den Gedanken gekommen, die Werke, die der Leitung der „Volksbühne" zur Aufführung vorgeschlagen werden, aber aus irgendwelchen Gründen nicht auf die Bretter gelangen, im „Neuen Volkstheater" herauszubringen. Und so mußten wir denn zu Ostern Paul Zechs „Verbrüderung" über uns ergehen lassen. Der begabte Lyriker ist hier einem Wortrausch unterlegen, in dem jede gedankliche Klarheit, jeder Aufbau, jede Linie untergeht. Sonst wäre zu bemerken, daß sein Evangelium ungefähr besagt, daß nur der zum neuen brüderlichen Menschentum gelangen kann, der mindestens wegen Wechselfälschung oder Kindesmord im Zuchthaus gesessen hat. Der Ekel an dem ewigen leeren Gerede, den lebensfernen, blutlosen Gestalten, deren Gefühle Zeitungsphrasen und Schlagworte, deren Leidenschaften Krämpfe sind, ist durch das Übermaß des Gebotenen, dem immer doch nur ein Schema zugrunde liegt, zu einer verhaltenen Wut gestiegen, deren mildester Ausdruck das Schweigen ist. — Daß Walter Hasenclever auch zu dieser Zunft gehört, der Zunft der ewigen Literaten, wußten wir schon. Daß er ihr treu blieb, beweist sein neues Stück „Jenseits" *) (Kammerspiele), das ins dritte Reich hineinpfuscht und Geister bemüht — so wie ein Hasenclever sich Geister vorstellt — aber selbst die Geister tot redet. Ein stümperhafter Amateur-Spielleiter nahm diesem Erzeugnis auch noch seine wenigen, sehr bescheidenen Möglichkeiten. — Zur selben Klasse gehört auch Heinrich Eduard Jacobs Schauspiel „Beaumarchais und Sonnenfels" (Neues Volkstheater), das nach einem bühnengerechten Vorspiel und einem geschickten ersten Akt — und diese Vorzüge seien dankbarlichst anerkannt — die revolutionäre Redemühle in Bewegung setzt und in bekannten Flachheiten leerlaufend endet.

* * *

*) Buchausgabe bei E. Rowohlt, Berlin.

Der Versuch, die Komödie „Der Frauenmut“ (Lessingtheater) des im Kriege gestorbenen Schwaben Hermann Essig auf der Bühne durchzusetzen, mußte scheitern, trotzdem die Spielleitung Emil Linds alles aufgeboten hatte, was nur in den Kräften des Theaters lag. Letzten Endes liegt der Mißerfolg des Werkes im Menschlichen seines Dichters. Diese Sorte schwäbischer Sonderart blieb so tief in den eigenen Gebundenheiten, in dem Unausgeglichensein und menschlichen Peinlichkeiten stecken, daß sein Dichten tatsächlich nur ihn selbst, nicht einmal seine eigenen Landsleute, geschweige denn uns angeht. Das Unglück will, daß er sich auch noch bemüßigt fühlte, zu seiner Komödie eine Einführung zu schreiben, die man nur mit dem stärksten Unbehagen lesen kann. Das Stück geht auf einen historischen Vorfall zurück. Die Männer des schwäbischen Städtchens Schorndorf wollten ihre Heimat im Jahre 1688 dem französischen General und Mordbrenner Mélac ausliefern. Da riß die tapfere Frau des Bürgermeisters Künkelün die Gewalt an sich und verteidigte mit Erfolg die Stadt mit den tapferen Frauen gegen die Franzosen. Essig beginnt zuerst ganz komödienmäßig mit der Sitzung der feigen Stadtväter, die nicht nur ihre Stadt, sondern auch ihre Weiber den Franzosen zur gefälligen Benutzung überlassen wollen. Frau Künkelün gewinnt in der Verkleidung als Schreiber den lebendigsten Eindruck von der Erbärmlichkeit der Männer, insonderheit ihres Ehegesponstes. Nur einer, der schiefe und blöde Ritter Roland, bewährt sich als Mann von Ehre und Mut. Er liebt die schöne Frau Bürgermeisterin. Das würde mit dem historischen Ablauf Stoff zu einer saftigen Komödie geben. Aber leider bekommt dieser Ritter Roland von Essig eine doppelte Rolle zugeteilt: er ist zugleich auch der symbolisierte Frauenmut. Und nun beginnt ein wildes Durcheinander von Symbol und Wirklichkeit, daß in ihm alle Ansätze zur Durchführung der Komödie untergehen, Ansätze, die wirklich zur Ausnutzung herausfordern. So die Szenen zwischen dem großen Tolpatsch — aber so ungefüge ist er nur, weil er eben ein Symbol ist — und der Frau Künkelün, bei der Liebeserklärung und einem nächtlichen Besuch, bei dem die dralle Magd die Rolle der Herrin spielen muß. Dann geht der Ritter nächtens in einer Tarnkappe bei allen Frauen Schorndorfs um, die es, da ihre Eheherren eingesperrt sind, recht kräftig „männert“, aber man erfährt nicht, ob der Ritter oder das Symbol seinen Spaß an ihnen hat. Als Symbol stürzt er endlich in der höchsten Not Mélac von den Zinnen, und als Mensch heiratet er — die dicke Magd. Das soll alles so lustig sein, und ist doch nur geistlos, wirr und voll gewollter Laune, die durch die Beimengung autochthoner schwäbischer Derbheit und einer kalten Sinnlichkeit nicht eben lustiger wird.

* * *

Eine peinliche Angelegenheit ist das neue Stück von Wilhelm Speyer, die Komödie „Rugby“ (Theater in der Königgrätzer Straße). Ohne Albert Steinrück, Paul Bildt und Erika Gläßner hätte man es nicht zu Ende sehen können. Diese skrupellose und dabei so unehrliche Mache nimmt von allen Gerichten, die von anderen Köchen mit Erfolg serviert sind, ob sie nun Shaw, Bahr oder Sternheim heißen. Das Ganze ergibt ein unangenehmes Gemisch von Taktlosigkeiten, Unsauberkeit, üblen Witzen, Flachheiten und verlogener bourgeoiser Rührseligkeit. Man darf nicht daran denken, daß Speyer einst ein Büchlein schrieb, das „Wie wir einst so glücklich waren“ hieß. Er siedelt seine Leute auf einem Gut in der Mark an, während der Ölberg näher läge. Das Gefühl wehrt sich gegen diese Verfälschung ebenso wie gegen die geschmacklosen Witze über Mutterschaft und Ehe. Ist es nötig, zu bemerken, daß das Stück in Berlin volle Häuser macht?

* * *

Die Verpflichtung des „Staatstheaters", Ringenden zum Durchbruch zu verhelfen und kühne Versuche anzustellen, hat Leopold Jeßner mutig bejaht. Daß dadurch das Bild der Winterleistung der von ihm geleiteten Bühne bunt und unheitlich geworden ist, auch die Ebene des inneren Wertes nicht gewahrt blieb, ist kein stichhaltiger Einwand. Ob aber eine Verpflichtung auch gegenüber Ernst Barlach und seinem Drama „Die echten Sedemunds" *) zu Recht bestand, kann nach der Aufführung nicht mit gutem Gewissen bejaht werden. Barlach schrieb einmal in einem Briefe, daß seine Dichtwerke ihm in Schaffenspausen seiner strengen Bildnerarbeit eigentlich gegen seinen Willen zuwüchsen. Sie sind für ihn notwendige Entladungen, Bekenntnisse, die ihren Sinn erfüllt haben, wenn er sich durch sie innerlich befreit zu haben meint. Ein weiteres Interesse scheint er ihnen nicht entgegenzubringen, und sicherlich liegt ihm nichts daran, von der Bühnenprobe für sein weiteres Schaffen zu lernen. Sonst hätte er auch kaum den Besuch der „Josephslegende" seinem Premierenabend vorgezogen. Bliebe zu untersuchen, ob sein Bekenntnis so hoch über ihn gewachsen ist, daß es unsere Sache wird. Das muß verneint werden. Denn die innere Auseinandersetzung mit dem beschränkten, in Eigensucht verhafteten Spießertum einer mittleren Stadt, die einen wesentlichen Teil seines Stückes ausmacht, ist eine Sache von vorgestern. Nicht einmal der Stachel, daß diese Spießer aus meiner Vaterstadt Güstrow herstammen und ich einzelne Personen wohl mit ihrem bürgerlichen Namen nennen könnte, ist stark genug, mich innerlich damit zu befassen. Auch der an sich wirksame Einfall, die satten Burschen durch einen toten Löwen, das „Kafferngewissen", aus ihren wohlbehüteten Grenzen zu jagen und endlich zu unheimlicher Selbstentlarvung zu bringen, trägt diesen Teil des Werkes nicht, und die Symbolik bleibt dünn und unlebendig. Doch Barlach war es wohl mehr darum zu tun, sich mit dem Vaterproblem auseinanderzusetzen. Das tut er in einer etwas zu weiten Erfassung der Spielarten: der alte Sedemund als der schlechte, der „verlorene Vater", ein anderer, der seinem unehelichen Kind einen Lumpen zum Vater kauft, der arme Schneider Mankmoos, der seine Kinder bei der toten Mutter allein läßt, und endlich Herr Grude, der Gegenspieler der Sedemunds, der den wahren Vater darstellt, trotzdem sein Kind erst erwartet wird. Die Söhne als Richter ihrer Väter, das ist stark und tief. Und ist neben der einen Szene, in der das dritte Reich leibhaft wird und den alten Sedemund zu schauerlichen Geständnissen und einer grausamen Demaskierung seiner Mitmenschen treibt, der Gewinn des Abends. Denn auch die reichhaltige Auswahl der verschiedensten Frauenarten, die alle eine stumme oder laute Anklage gegen Väter und Männer bilden, bleibt schematisch. Und die Gegenüberstellung der Grudes als der neuen Lebendigen gegen die Sedemunds, die Bürger von gestern, deren einzig Sehender, der junge Sedemund, freiwillig ins Irrenhaus geht, aus dem Grude, der nie verrückt war, fröhlich entspringt, ist zu billig für den aufgebotenen Apparat. Außer der erwähnten Szene ist in sonderbarem Gegensatz zu Barlachs wundervollen Plastiken gar keine Dichtigkeit in dem Stück. Schade ist es, daß auch Barlach der Neigung, die man sonst gerade bei Malern häufig findet, nachgibt, sich an oberflächlichen, nicht immer geschmackvollen Wortspielen zu ergötzen. Der Eindruck des Ganzen bleibt recht zwiespältig, um so mehr, als es der Regie nicht glückte, das Durchleuchten des dritten Reiches durch das Spiel der Wirklichkeit fühlbar zu machen.

* * *

Die Engländer kommen mit Oscar Wildes funkelnder Komödie „Ein idealer Gatte" in einer sehr guten Aufführung (Lessingtheater), in der dieses

*) Buchausgabe bei Paul Cassirer, Berlin.

im Grund billige, um ein paar glänzende Aphorismen herumgeschriebene Stück seine Theaterlebendigkeit bewährte, und mit Bernard Shaws aus einer Laune heraus verfaßten — um nämlich Ellen Terry den Beweis zu liefern, daß man auch ihr, der jungen Großmutter, noch ein Stück schreibe — zum Teil sehr lustigen Komödie „Kapitän Braßbounds Bekehrung“ (Volksbühne) zu Worte, in der die Männer allesamt gegenüber der prachtvollen Frauengestalt der Lady Cicely eine so herrlich dumme Rolle spielen, die Russen durch Leonid Andrejews Schauspiel „Jekaterina Iwanowna“ (Theater in der Königgrätzer Straße). Andrejew gestaltet mit feiner Hand das Schicksal einer Frau, die durch das Mißtrauen ihres eifersüchtigen Gatten, der grundlos die freilich nicht treffende Pistole gegen sie richtet, seelisch getötet wird und nun haltlos die Bahn der Dirne taumelt. Hier wird an tiefe weibliche und seelische Probleme gerührt, und hier wird auch gestaltet, freilich aus der furchtbaren russischen Gelähmtheit heraus.

* * *

Die Frage: Regisseur oder Schauspieler, ist von Max Pallenberg längst gelöst worden. Auch von Arnold Rieck in dem ebenso unwahrscheinlichen wie tollen Einbrecherschwank von Hans Bachwitz und Hans Sturm „Die Mausefalle“ (Lustspielhaus). Ob Pallenberg nun „Die Sache mit Lola“ hat oder als „Das weiße Lämmchen“ auftritt (Komödienhaus), das ist unsagbar gleichgültig, ebenso gleichgültig, wer die Stücke schreibt oder inszeniert. Denn Stück und Regie sind ja doch von Pallenberg. Er ist sicherlich einer der stärksten und größten Schauspieler, die Deutschland überhaupt hat, und man mag bedauern, daß er seine Kraft nicht an größeren Aufgaben mißt. Aber wie soll man mit dem rechten, der in den immer düsterer werdenden Zeiten Tausenden das Gottesgeschenk des wirklich lösenden Lachens beschert? R. P.

# Chronik des Auslanddeutschtums

Von Zeit zu Zeit ist es gut, eine Heerschau abzuhalten. Die Truppen zu prüfen und zu vergleichen, sie mit einander bekannt zu machen, ist für einen geschlagenen Feldherrn unbedingtes Erfordernis — der Weltkrieg ließ den Mittelmächten leider selten genug Zeit dazu. Jetzt ist das ganze deutsche Volk geschlagen, weite Volksteile befinden sich in „Gefangenschaft“ oder sie sind, wie die Deutschösterreicher, „interniert“. Da gilt es, die geistigen Waffen zu prüfen; dieser Prüfung dienen deutsche Tage. Daß solche überall in der Welt im letzten Jahre abgehalten wurden, ist somit ein weiteres Zeichen dafür, daß das deutsche Volk sich wieder zu sammeln beginnt.

Am 10. und 11. Januar d. J. fanden sich die Vertreter deutsch-amerikanischer Vereine aus allen Teilen der Vereinigten Staaten in Chicago zusammen und gründeten als Ersatz für den im Jahre 1917 aufgelösten Nationalverband einen „Deutsch-Amerikanischen Bürgerbund“ (German-American Citizen's League of U. S. A.), welcher in den amerikanischen Bürgern deutscher Herkunft das Gefühl für ihre bürgerlichen Rechte und deutsch-amerikanisches Bewußtsein stärken soll. Der systematischen Verfälschung der amerikanischen Geschichte durch englische Agenten soll nunmehr ein Ende gemacht werden dadurch, daß die Verdienste des deutschen Elementes am Aufbau der Vereinigten Staaten ihre gerechte Würdigung finden. Eine

Entschließung in 14 Punkten stellt sich klar und unzweideutig auf den Standpunkt des amerikanischen Staatsbürgers und verlangt von diesem aus eine Reihe von für die Vereinigten Staaten höchst einschneidenden gesetzgeberischen Akten. Sodann drückt sie die Sympathie der Amerikaner deutschen Ursprungs für alle durch die Pariser Friedensschlüsse unter Fremdherrschaft gekommenen Rassegenossen und weiterhin auch für das gequälte irische Volk aus. Hierdurch hebt sich diese neue Vertretung der Amerikaner deutscher Herkunft hoch über die bisherige Zersplitterung und Kleinlichkeit deutscher Vereinsarbeit empor auf das Niveau internationaler Politik und verlangt im Interesse der Menschheit allgemeines Selbstbestimmungsrecht und Abstellung aller Grausamkeiten, die im Gefolge des Versailler Friedens über die Welt gekommen sind. Endlich werden eine Reihe von kulturellen Forderungen erhoben, denen alle Reichsdeutschen und alle übrigen Deutschen nur zustimmen können.

Auch die Deutschen des jetzt rumänisch gewordenen Teiles des Banates haben am 13. und 14. März d. J. einen großen Volkstag in Temesvar abgehalten, der erfreulicherweise die Gründung der „Deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft" herbeiführte. Diese Organisation umfaßt alle als Deutsche sich Bekennenden ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit oder Religionsbekenntnis. Sie soll die einheitliche Vertretung des gesamten deutsch-schwäbischen Volkes nach außen hin sein und alle seine kulturellen, wirtschaftlichen und nationalpolitischen Belange wahren und fördern, sie vor Störungen schützen und der großen allgemein deutschen Kultur würdig angleichen. Allen Teilen der Volksgemeinschaft soll überdies ein wirksamer Rechtsschutz geboten werden. Der Aufbau selbst ist interessant; er gliedert sich in Nachbarschaften, Ortsgemeinschaften, Bezirksgemeinschaften, Gaugemeinschaften und Volksgemeinschaften. Die Nachbarschaft als kleinstes Glied umfaßt die deutschen Seelen eines Teiles der Gemeinden, z. B. einer Gasse oder eines Häuserblockes, und wird durch selbstgewählte Obleute geleitet. Wähler und wählbar ist jeder männliche Deutsche vom 21. Lebensjahre ab. Diese Nachbarschaften sollen nicht mehr als 100 Seelen umfassen; im allgemeinen soll die Nachbarschaft „einer Familie gleichen, deren Mitglieder in herzlichem Einvernehmen leben und wirken, sich gegenseitig unterstützen, Freud und Leid teilen, festen Zusammenhalt und rege Geselligkeit pflegen und Zwistigkeiten friedlich regeln". Entsprechend gliedert sich die deutsch-schwäbische Volksgemeinschaft bis in ihre höchste Spitze, den Volksrat, der die oberste Leitung des ganzen schwäbischen Volkes in Rumänien hat, ein deutsch-schwäbisches Volksprogramm festlegt und zu den das ganze schwäbische Volk betreffenden politischen und sonstigen Fragen Stellung nimmt. Die Kosten dieser umfangreichen, das ganze Volk umfassenden Organisation und der völkischen Einrichtungen werden durch eine fortschreitende Volksabgabe beschafft, welche die Nachbarschaft einsammelt. Der Schlüssel der Volksabgabe wird durch den Volksrat für das folgende Jahr festgestellt, die Stufen betragen für 1921 6, 10, 25, 50, 100 und 200 Lei (zu 80 Pf.).

Mit der Gründung der deutsch-schwäbischen Volksgemeinschaft ist die Kluft, welche die Banater Deutschen zu trennen drohte, überbrückt. Ohne Zweifel war für sie das Beispiel der Siebenbürger Sachsen maßgebend, die durch Selbstbesteuerung seit langem eine achtunggebietende Kulturrüstung aufzubauen und aufrechtzuerhalten vermochten. In Siebenbürgen sind deutsche Volkstage — dort nennt man sie Vereinstage — seit Jahren im Schwange. Im Hochsommer pflegen die großen Vereine des Landes gemeinsam ihre Tagungen abzuhalten, begleitet von Volksfesten, Theateraufführungen und sonstigen kulturellen Veranstaltungen. Der Nutzen solcher gemeinsamen Tagung — ganz abgesehen von der Erledigung schwebender Tagesfragen und von der Besprechung gemeinsamer Richtlinien — ist für einen von Fremdvölkern umgebenen Volksstamm einleuchtend. Wenn irgendwo, so muß hier

das Gefühl der Gemeinsamkeit aus den Versammlungen sich entwickeln; wenn irgendwo, so ist es hier möglich, der den Deutschen anhaftenden Neigung zum Sichabkapseln, zum Separatismus auf allen Gebieten entgegenzuwirken. Die Führer lernen sich untereinander, die Jugend lernt die Führer kennen, und so verwächst das Volk, das ja vielfach weit getrennt auseinander siedelt, zur wahren Gemeinschaft durch persönliches Erleben.

Ist das ganze deutsche Volk heute nicht in der Lage der Siebenbürger Sachsen? Sein geschlossenes Siedlungsgebiet ist jetzt auf 14 Staaten aufgeteilt; es entbehrt also der gemeinsamen Verwaltung und erst recht einer irgendwie zum Schutze gegen äußere Feinde geeigneten Wehrmacht. Innere Gegensätze bedrohen zudem das Reich und Deutschösterreich. Die sonstigen Grenzpfähle sind aufgerichtet, um die natürlichen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme zu vertiefen und die Einheit unseres Volkes endgültig zu zerstören. Dreimal in der Geschichte haben sich solche Absplitterungen schon vollzogen; zur Renaissancezeit ging Holland verloren, später die Schweiz und Luxemburg; um die Seele Elsaß-Lothringens bangen viele.

In diesem Sinne begrüßen wir die Tagung des Deutschen Schutzbundes, die zu Pfingsten in Klagenfurt die Vertreter von rund 90 Verbänden des geschlossenen deutschen Sprachgebietes und der unter den herrschenden Verkehrsverhältnissen erreichbaren Auslanddeutschen zu einer Tagung vereinigt. Auf dem historischen Boden der Kärntner Volksabstimmung soll auch über die Abstimmungen in Schleswig, Ost- und Westpreußen und Oberschlesien berichtet werden. Vertreter aller anderen Grenzgebiete werden miteinander über kulturelle und wirtschaftliche Fragen, über Frauen- und Jugendarbeit, über die gemeinsamen kirchlichen Interessen beider Konfessionen, über Fragen der Presse und der Vereinsorganisation beraten. Im Vordergrunde wird aber die Frage des Wiederzusammenschlusses Deutschlands und Deutschösterreichs stehen. Daß ein im Reich beheimateter Verband für seine Tagung einen Ort in der alpenländischen Republik gewählt hat, daß Hunderte von Reichsdeutschen teilnehmen werden, ist eine denkbar starke Bejahung der Anschlußforderung, die die Deutschösterreicher erheben. Sie ist gleichzeitig eine der wenigen Taten, die Reichsdeutsche tun können.

Die gleichzeitig am Pfingstsonntag in Klagenfurt stattfindende Tagung der „Südmark", des größten völkischen Bundes der Alpenländer, und die am Pfingstmontag in Salzburg beginnende gemeinsame Tagung der in Verschmelzung begriffenen beiden Vereine: Verein für das Deutschtum im Ausland (Berlin) und Deutscher Schulverein (Wien) sind weitere beredte Zeugen für den Wunsch nach innerer und äußerer Vereinigung. In den Tagen des vormärzlichen Jammers waren die Feste der Studenten, der Sänger und Turner Mittelpunkte, von denen Kraftwellen durch das ganze Volk gingen, und es scheint, als ob in den Tagen unserer Erniedrigung solche Versammlungen eine der jüngst vergangenen Generation unverständliche Bedeutung wieder erringen würden.

Abgeschlossen 8. April 1921. Sylvanus.

# Luftfahrt-Rundschau

Zu bestimmten Zeiten zieht die den Luftverkehr verkörpernde Kurve immer automatisch etwas an. Interessant und lehrreich zugleich ist das Bild während der Zeit der Leipziger Messe. Drei Firmen haben sich in den Verkehr geteilt: die „Deutsche Luftreederei", der „Lloydluftdienst Sablatnig" und der „Rumpler-Luftverkehr". Eine gute Wetterlage und ein reger Zuspruch begünstigten den gesteigerten

Luftverkehr, der ohne jeden Unfall verlief. Die folgenden Zahlen verteilen sich auf die Zeit vom 5. bis 14. März und umfassen in der Hauptsache die Strecke Berlin—Leipzig, wobei bemerkt sei, daß die Linie München—Nürnberg—Leipzig, die Rumpler versorgte, einbegriffen ist. In dem genannten Zeitraum wurden insgesamt 275 Personen, 2100 kg Zeitungen und 1039 kg Post befördert. Diese Zahlen sind sehr erfreulich, wenn es auch auffallen muß, daß so wenig Post befördert wurde, denn die Vorteile der Postbeförderung auf dem Luftwege liegen auf der Hand: Flugzeit Berlin—Leipzig eine Stunde, Leipzig—München vier Stunden. Aber hier scheint die Deutsche Reichspost nicht ganz auf dem Posten zu sein, weniger die oberste Leitung als die unteren Stellen, außerdem weiß das Publikum allem Anschein nicht viel von den Postbeförderungsmöglichkeiten auf dem Luftwege. Es wäre noch die außerordentliche Pünktlichkeit des Flugplanes zu erwähnen, und daß der Preis für einen Flug 750 M., für Hin- und Rückflug Berlin—Leipzig 1200 M. kostete. In Leipzig selbst nahmen viele Messebesucher eine Kostprobe in Gestalt eines kurzen Rundfluges.

In unserem bescheidenen Luftverkehr stecken zum überwiegenden Teil umgebaute alte Kriegsmaschinen, zum Teil Neubauten (Sablatnig). Alle Maschinen haben aber noch Motoren aus der Kriegszeit. Da diese Motoren bekanntlich sehr teuer arbeiten, denn sie verbrauchen für die PS.-Stunde etwa 225 g Benzin plus 10 % Öl, so sind die Betriebsunkosten eines 200-PS.-Benz, der vielleicht vier Passagiere befördert, sehr hoch, abgesehen von allen anderen Unkosten, die man bei einem Unternehmen unter die allgemeinen Handelsunkosten rechnet. Ganz überschläglich berechnet, wobei ich der Einfachheit halber 250 g annehme, braucht der 200-PS.-Benz für eine Stunde 50 kg Benzin plus etwa 5 kg Öl! Wir kranken eben daran, daß wir noch nicht den billig arbeitenden Friedensmotor haben, der nicht in einem Minimum von Zeit auf mehrere Tausend Meter Höhe zu klettern braucht, bei dem es wie im Kriege auf den Verbrauch nicht ankommt, sondern der bei sparsamstem Verbrauch gute Geschwindigkeit und eine tragfähige Maschine sichert. Ich glaube, daß im Laufe der kommenden Jahre die PS.-Zahlen auf die Hälfte bis ein Drittel sinken werden und dann auch die friedlichen Luftverkehrsforderungen erfüllen. Dann werden aber ganz andere Verbrauchszahlen für Betriebsstoff herauskommen. Der Friedensmotor ist eben noch nicht gefunden, und so lange das nicht der Fall ist, muß der Preis für einen Platz im Verkehrsflugzeug verhältnismäßig teuer sein. Alles ist teuer, die Löhne, die allgemeinen Unkosten, das Material, das Benzin, das Öl; der Begriff „billig" gehört zu einem Requisit aus längst vergangenen schöneren Tagen.

In allen Ländern kehren die Versuche immer wieder, ganz große tragfähige Flugzeuge zu bauen. Es liegt in diesen Versuchen der klare Sinn, den Luftverkehr durch große Ladefähigkeit rentabler zu gestalten. Man setzt dann allerdings die Tatsache, daß der Luftverkehr Allgemeingut der Menschen bereits ist, daß er schon ebenbürtig neben der Eisenbahn und dem Schiff steht, also unerfüllte Zukunftsträume und erstrebbare Ziele, als Faktum in die Rechnung ein. Ich erwähnte wohl gelegentlich einmal eine deutsche Konstruktion, die der Zeppelinwerke in Staaken, die mit 1000 PS., auf vier Motoren verteilt, 14 Personen befördern will. Bietet eine solche Konstruktion in den äußeren Formen der Zelle dem Nichtkenner kein anderes Bild, als es ihm ein etwas ins Riesenhafte ausgewachsenes Flugzeug bietet, so kommen die Konstrukteure aller Länder allmählich zu den sonderbaren Formen und schier phantastischen Ausmaßen. Die italienischen Capronіwerke haben ein Riesenflugboot fertiggestellt, das man wohl als dreifachen Dreidecker bezeichnen kann. Die äußere Form weicht ganz und gar von den bisher üblichen Formen ab; wenn man als Laie das Bild sieht, drängt sich einem die Frage auf, wo hinten und wo vorne ist. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, will ich ein paar Zahlen

nennen: Die Motorenstärke erreicht mit acht 400-PS.-Liberty-Motoren 3200 PS. Das Boot ist 22 m lang, 4 m hoch und 3 m breit. Die Maschine hat 33 m Spannweite und ist eine Holzkonstruktion, hat Sitzplätze für 100 Passagiere, Betriebsstoffbehälter für 5 Stunden, Post, Laderäume, einen Kommandantenstand usw. Den Riesen steuern zwei Piloten, die ihre Befehle vom Kommandanten als mechanisch-elektrische Sichtbefehle erhalten. Unbelastet wiegt der Koloß 2900 kg, mit Volllast, Post, Gepäck und Hilfsschwimmern kommt er auf rund 14 600 kg. Für den Laien sind das wahrhaft phantastische Zahlen, man schüttelt vielleicht ungläubig den Kopf, wenn man hört, daß Capronissime, das italienische Riesenflugboot, bereits nach einem angeblich sehr leichten Start mit einer 100 Passagieren entsprechenden Sandsackbelastung kurz und niedrig, aber ausgezeichnet geflogen ist! Es kann ohne weiteres als unwesentlich angesehen werden, wenn man weiter hört, daß das Flugboot bei einem zweiten Fluge bei der Landung sich den Bootsboden eindrückte. Es kann natürlich nicht alles sofort vollkommen sein, was auf dem Konstruktionstisch und als Modell gut aussah, solche Versuchskonstruktionen werden noch manchen Bruch machen müssen.

Wenn solche Riesenkonstruktionen auch an sich für die Allgemeinheit noch nicht brauchbar sind, so steckt in ihnen ein ungeheurer Wert, eine unendliche Fülle von Anregungen, Erfahrungen, die ihrerseits wieder andere zum Nachdenken und Bessermachen anregen. Es muß einem allerdings nicht so gehen wie uns Deutschen, die der Feindbund in Fesseln legte. Dem Staakener Riesenbau der Zeppelinwerke gab man die Bauerlaubnis, vielleicht dachte man, es würde doch nichts. Man gab auch großmütig die vier erforderlichen Motoren frei. Als man aber sah, daß die deutsche Konstruktion gut war, daß die Maschine auch flog, da nahm man den wehrlosen Deutschen die vier Maybachmotoren wieder fort, man beschlagnahmte sie als ehemaliges Kriegsfluggerät, das dem Zugriff des Schandvertrages von Versailles unterliege. Die Motoren mußten also wieder herausgerissen werden, und seitdem steht die Riesenzelle wie ein wesen- und herzloses Etwas da. So erdrosselt die Entente die deutsche Luftfahrt! Das sollte in alle Welt hinausposaunt werden. Im übrigen scheint man in englischen Luftfahrtkreisen mit der Politik der Luftfahrtüberwachungskommission durchaus nicht einverstanden zu sein. Die englische Fachpresse sagt auf jeden Fall der „Illük“ manches wenig freundliche Wort, auch über den Wahnsinn und die Gemeinheit mit den Staakener Zeppelinwerken, ein solches Verfahren raube dem Ausland die deutschen Erfahrungen!

Auf unseren Flugplätzen regt sich ein bescheidenes Leben. Es braucht zwar nicht gerade ein törichter Akrobat zu sein, der durch seine Mätzchen den hohen Luftfahrtgedanken sabotiert. Im vorigen Jahre erging ein Preisausschreiben, das insgesamt mit 50 000 M. dotiert war, es galt als sogenannter „Sicherheitswettbewerb“ der Erhöhung der Sicherheit des Luftverkehrs und stand unter dem Protektorat der „Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt“, war leider auch bisher in den Händen einer zu einem Knochengerüst zusammengeschrumpften „Luftsportkommission“. Im Rahmen dieses Sicherheitswettbewerbs wurden neulich in Johannisthal Fallschirme vorgeführt, die gegenüber vorhandenen an sich Neues nicht boten. Wie weit überhaupt der Fallschirm im Luftverkehr ein Sicherheitsfaktor ist, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Der Vergleich mit der Korkweste auf dem Ozeandampfer dürfte stark hinken, der Dampfer sinkt nämlich allmählich, während das Flugzeug im Augenblick abstürzt. Wenn ich aber einen Passagier, ehe er einsteigt, mit dem Fallschirm umgürte, ihm genau sage, wie er über Bord gehen muß, kurz, ihm alles genau klar mache, was sein kann, wie er das alles überhaupt merkt usw., usw., dann wird er mir wahrscheinlich erwidern: „Nehmen Sie mir das Ding wieder ab, ich fahre mit der Eisenbahn . . .“ Man stelle sich vor: in der Passagierkabine sitzen,

vor Wind und Wetter geschützt, Männlein und Weiblein, elegant angetan und mit Fallschirmen umgürtet, der Pilot gibt ein Alarmzeichen, d. h. auf deutsch „Alles aussteigen", und die Passagiere werden untereinander plötzlich höflich, jeder sagt zum anderen „Nach Ihnen, bitte . . ." Vielleicht denken die Reste der Luftsportkommission einmal über den Unterschied nach zwischen einem Feindflieger, der mit dem Tode Blindekuh spielt, dessen Flugzeug aus Gründen feindlicher Gegenwirkung Feuer fängt, und der abspringt, ohne nachzudenken, und einer Anzahl friedlicher Luftpassagiere, die gemütlich in der gepolsterten Kabine bei elektrischem Licht sitzen und vielleicht von tausend Fällen ein halbes Mal vor einer ähnlichen Notwendigkeit stehen können.

Nach meiner Überzeugung liegt des Pudels Kern jeder Sicherheit des Luftverkehrs, abgesehen von technischen Vervollkommnungen aller Art, in einem fein durchdachten Feuerschutz und einer wirksamen Abwehr gegen Vergaser- und sonstige Brände während des Fluges und in der Feuersicherheit der Erdanlagen.

Die Zahlen der Messeflüge, die ich eingangs erwähnte, stimmen freudig und hoffnungsvoll. Wenn der Erfolg auch stückweise mühsam errungen werden muß, wir machen eben kleine Schrittchen. Eine Meldung aus Südamerika über die Glanzleistungen der Junkersmetallflugzeuge mußte etwas reduziert werden. Die hervorragende Leistung, ein Flug von 3700 km bei Temperaturschwankungen zwischen Minus und Plus 45 Grad, besteht, es ändert sich nur die Zeit, in der der Flug geschafft wurde. Der Leiter des Luftamtes, Geheimrat Bredow, geht im Flugzeug auf Dienstreisen, er gibt das gute Beispiel, wirkt bahnbrechend und sammelt Erfahrungen in der Praxis des planmäßigen Luftverkehrs. Wir haben uns gegenüber dem Vernichtungswillen der Entente bisher behauptet und werden es weiter tun. O. L.

# Literarische Rundschau

## Deutschland und Irland während des Krieges

Es ist für die Leitung der „Deutschen Rundschau", auf deren Blättern während des Krieges Sir Roger Casement geschrieben hat, eine erfreuliche Pflicht, eines Mannes zu gedenken, dem die ehrenvolle Aufgabe zugefallen war, in engster Verbindung mit dem irischen Freiheitskämpfer zu arbeiten, dadurch, daß er das deutsche Waffenschiff nach Irland führen und Casement die Waffen übergeben sollte.

Mit dieser verantwortungsvollen Aufgabe war Kapitän Karl Spindler betraut, der uns nun in einem außerordentlich reizvollen Buche *) von seiner kühnen Fahrt berichtet. Von ihm und seiner Tat sei später berichtet. Im Vordergrund des Interesses stehen die Beziehungen zwischen Deutschland und Irland während des Weltkrieges.

Mit dem vollen und gültigen Recht des Kriegführenden ergriff Deutschland die Gelegenheit, England an einer empfindlichen Stelle zu treffen, dadurch, daß es den vorbereiteten irischen Aufstand durch die Hinüberschaffung des irischen Führers, Sir Roger Casement, der durch ein deutsches U-Boot nach Irland gebracht wurde, und durch Bereitstellung von Waffen und Munition unterstützte.

*) Das geheimnisvolle Schiff. Die Fahrt der „Libau" zur irischen Revolution. Erster authentischer Bericht über die Entstehung der irischen Oster-Revolution von 1916 im Zusammenhang mit Sir Roger Casement. Von Kapitän Karl Spindler. Berlin 1921, August Scherl.

Englands Feind war und wird immer Deutschlands Freund sein. Daß darüber hinaus aber Bande starker Sympathie und tiefster Achtung für das von dem Feinde der Welt so unerhört und grausam geknechtete, heldenhafte irische Volk die deutschen und irischen Herzen verbinden und jetzt mehr denn je das Gefühl das deutsche Volk an Irlands Seite weist, da unser beider Platz nicht im Völkerbund, sondern bei der vom lebendigen Recht getragenen Vereinigung vergewaltigter Völker ist, das sei mit Nachdruck hervorgehoben. Um so nachdrücklicher, als die Franzosen, die in einer Unterstützung Irlands mit Sympathiekundgebungen ein probates Mittel politischen Druckes auf ihren Bundesgenossen England, nichts weiter sehen, mit der bekannten großen französischen Geste und den nur zu bereiten Phrasen sich als Freund Irlands aufspielen. Wie soll auch ein Volk im Herzen den Freiheitskampf der Iren mitempfinden können, dessen Hände für alle Ewigkeit dadurch besudelt sind, daß es die Unterdrückung eines Feindes bei Bestehen eines unsittlichen Friedensvertrages mit sadistischer Grausamkeit durch farbige Henker zu unerträglicher Form steigert?

Die Ausrüstung und Führung des kleinen Dampfers, der Waffen nach Irland bringen sollte, wurde dem deutschen Handelsschiffkapitän Spindler übertragen, der so lange als Reserveoffizier der deutschen Marine ein Vorpostenboot in der Nordsee gehabt hatte. Das Unternehmen wurde umsichtig und mit möglichster Geheimhaltung ins Werk gesetzt. Daß es gescheitert ist, dafür hat neben so vielem andern der ehemalige Präsident Wilson die Verantwortung, der trotz der damals — 1916 — noch bestehenden Neutralität der Vereinigten Staaten der englischen Regierung seine durch üble Manipulationen gewonnene Kenntnis des Planes verriet. Der Plan war den Engländern in allen Einzelheiten bekannt.

Wenn es Kapitän Spindler und seinen famosen Leuten trotzdem gelungen ist, dreimal die englische Blockade zu durchbrechen und zur befohlenen Zeit mit der elenden Schlurre, die ihm gegeben war, am verabredeten Treffpunkt mit Sir Roger in einer Bucht Irlands zu sein, so beweist auch diese Tat wieder schlagend, wie die Fahrten der „Möwe", „Wolf", „Seeteufel", die Überlegenheit des deutschen Seemanns über den englischen. Aber was an Tatkraft, Mut, Selbstverleugnung und unerschütterlicher Ruhe bei Führer und Mannschaft nötig war, um diese Aufgabe durchzuführen, davon macht sich der Laie keinen Begriff. Es ist zu wünschen, daß dieses Buch in möglichst viele Hände kommt, vor allem in die der jungen Generation. Denn auch dieses Buch ist ein hohes Lied von deutscher Kraft, deutschem Wagemut und Können und deutscher Pflichttreue, die nichts als die Sache kennt und des eigenen Lebens nicht achtet. Das wird um so deutlicher, als Kapitän Spindler ganz schlicht erzählt, die Gefahren eher verkleinert oder mit Humor verkleidet.

Sir Roger konnte die Verbindung nicht aufnehmen, denn infolge des amerikanischen Verrats war er schon gefangen. So blieb Spindler nichts anderes übrig, als zu versuchen, nach Hause oder nach Spanien zu kommen. Er wurde endlich, als ihm der erneute Durchbruch fast schon gelungen war, doch gefaßt. Was vorher ging und nun folgte, was Spindler und seine Leute nach der Gefangennahme und in englischen Lagern erlebt haben, das ist keine Ruhmestat englischen Heldentums. Diese Schilderungen möge man selber nachlesen.

Als Spindler die Unmöglichkeit des Entkommens sah, beschloß er, sein Schiff in die Luft zu sprengen, nachdem der kaltblütige Entschluß, noch einen englischen Dampfer mit hinunterzunehmen, vereitelt wurde. Alle seine Leute blieben bis zum letzten Augenblick bei ihrem Führer, trotzdem sie annehmen mußten, daß die Sprengung ihren sicheren Tod bedeutete. Nur dadurch, daß die Munition infolge der durch das gewaltige von der Sprengung bewirkte Leck einströmenden Wasser-

massen nicht explodierte, wurde das Leben der Tapferen gerettet. Das Schiff ging mit wehender Flagge in Ehren zu Grund.

Kapitän Spindler und seine tüchtigen Leute haben bisher nicht den Dank gefunden, der ihnen gebührt. Aber das Bewußtsein, als tapfere deutsche Männer mit der Tat am großen Werke mitgeschafft zu haben, wird ihnen mehr sein als äußere Anerkennung.

Wie stark das Gedächtnis jeder tapferen Tat auch heute in den Zeiten der Kleinen und Erbärmlichen auf empfängliche Menschen wirkt, bewies die Versammlung der Deutsch-Irischen Gesellschaft, die viel stärkere Unterstützung aller anständigen Deutschen als bisher finden müßte, aus Anlaß der fünfjährigen Wiederkehr des Tages der irischen Osterrevolution, in der Kapitän Spindler einer begeisterten Zuhörerschaft von seiner Fahrt erzählte. Die gleichen Gefühle löst auch die Lektüre seines Buches aus: Hier ist ein Mann, nehmt alles nur in allem!

R. P.

## Der französische Nationalismus

Zwischen den Deutschen und den übrigen Nationen besteht eine Kluft, die nicht erst durch den Weltkrieg geschaffen ist; sie ist vielmehr entstanden durch eine Verschiedenheit im Charakter und in der Geschichte, und diese äußert sich vor allem in einer großen deutschen Schwäche, in einem Mangel an eigentlichem Nationalgefühl und Nationalstolz, wie er keinem andern Volk der Welt anhaftet. Wie sehr uns dies fehlt, fühlen wir am meisten, wenn wir das entgegengesetzte Extrem, Frankreich, betrachten. Diese Nation hat ihre Geschichte wirklich als ein einheitlicher Volkskörper erlebt, während von den Deutschen der eine dies, der andere jenes Stück Vergangenheit in Fleisch und Blut aufgenommen hat. Daher bei den Franzosen ein Nationalismus, der dem Durchschnittsdeutschen, dem Mann aus dem Volke bei uns, völlig unverständlich ist, es sei denn, daß er in französischer Gefangenschaft war; und selbst dann ist er geneigt, den Nationalhaß der Franzosen erst den Zerstörungen dieses Krieges zuzuschreiben. Wie systematisch dieser Nationalismus, der im Franzosen von altersher lebendig ist, seit 1870/71 gesteigert und genährt worden ist, stellt das vorliegende Werk *) mit großer Sachlichkeit und Sorgfalt fest. Diesen Nachweis, wie der Nationalismus auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens sich zur Geltung brachte und so das Denken und Fühlen der gesamten Nation durchtränkte, konnte es nur als Sammelwerk lückenlos erbringen. Dazu haben verschiedene Autoren verschiedenwertige Abhandlungen beigesteuert. Joachim Kühn analysiert gründlich in dem umfangreichen ersten Kapitel den Nationalismus, wie er auf der Basis früherer Jahrhunderte unter dem steten Anreiz des Revanchegedankens das politische Leben der dritten Republik beherrschte und in Gambetta, Deroulède, Freycinet und vor allem in Delcassé führende Persönlichkeiten fand, wie aber auch sogenannte Wahrer des Friedens vom Schlage Ribots und Carnots ihm dienten. Nicht weniger gründlich führt Hermann Platz uns durch das französische Denken der Vorkriegszeit: Taine, Boutroux, Bergson, Gustave Le Bon und Georges Sorel, Maurice Barrès, Paul Bourget, Péguy, Maurras ziehen, kurz, aber treffend skizziert an uns vorbei. Ihm folgt Hermann Grube, der die Tätigkeit der französischen Freimaurer in eigenartiger Weise beleuchtet; diesem Otfried Eberz, der beweist, daß Vertreter der gallikanischen Kirche es den Freimaurern an nationalem Fanatismus zum mindesten gleichgetan haben. In der französischen Schule hat der Revanche-

*) „Der Nationalismus im Leben der dritten Republik." Herausgegeben von Joachim Kühn. Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn von Schoen. Berlin 1920, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

gedanke, in der Geschichtsschreibung der Nationalismus den Ton angegeben, wie Paul Rühlmann und Wolfgang Windelband in zwei kürzeren Aufsätzen nachweisen. Geistvoll formulieren sodann Joachim Kühn und Hermann Platz bei Betrachtung der schönen Literatur den Unterschied zwischen den negativ und positiv nationalistischen Werken, zwischen der aggressiven Revancheliteratur und der mehr nach innen gerichteten, im besseren Sinne nationalen Dichtung, die mit den Regionalisten (Mistral) Hand in Hand geht. Von gröberer Agitation berichtet Marie Luise Becker: Die französische Bühne als Verhetzungsmittel. Und nachdem Matthias Salm noch dem französischen Angriffsgedanken in der französischen Militärliteratur seit 1871 nachgegangen, macht uns Joachim Kühn zum Schluß mit den ungeheuerlichen Ausartungen bekannt, zu denen sich der französische Nationalismus in seiner letzten Phase verstiegen hat — — Ausartungen, die komisch anmuten müßten, wenn es sich nicht um das tragische Schicksal von Nationen handelte. Die seelische Entwicklung des Franzosentums ist im ganzen so treffend zusammengefaßt, daß der Leser nicht weiß, was er mehr bewundern soll, die lichtvolle Schilderung oder das lichtvoll Geschilderte. Daß gegen diese in ihrer Art bewundernswerte Organisation der geistigen Kräfte eines ganzen Volkes die neudeutsche Krämerpolitik und die gepanzerte Faust der Ära Wilhelms II. nicht ausreichten, wird jedem klar. Darüber hinaus gibt das Buch Hinweise, wie ein geistiger Aufbau des deutschen Nationalgefühls möglich wäre. In den gleichen Fehler eines Übernationalismus zu verfallen, hat der Deutsche kein Talent.

Franz Fromme.

# Politische Rundschau

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser der „Deutschen Rundschau" gelangen, wird vielleicht schon entschieden sein, ob das Verhängnis Europas nunmehr endgültig seinen Lauf nimmt. Unsere Sozialdemokratie hat lange Jahre davon geträumt, daß der 1. Mai Weltfeiertag werde. Vielleicht werden wir ihn künftig als Jahrestag unseres Sturzes in das Elend begehen können. Mit der Zeit wird dann ein Volk nach dem andern Grund haben, ihn mit uns zu begehen und ein Welttrauertag daraus werden. Offensichtlich steht Europa dicht vor dem Abgrunde. Noch bebt es vor dem Sprunge in die Tiefe zurück. Aber der hitzige Reiter, der es zur Stunde reitet, Frankreich, möchte ihn wagen, und Frankreich hat die Macht dazu.

Verursachung und Verkettung der großen Tragödie des Weltkrieges wird immer deutlicher vor unsern Augen. Sie verliert aber darüber nichts von ihrer Furchtbarkeit, während man sonst wohl zu sagen pflegt, daß die Dinge ihren Schrecken verlieren, wenn man ihnen nur ins Gesicht zu sehen vermag. Ihre Furchtbarkeit steigert sich im Gegenteil, je weiter sie sich entfaltet und je genauer wir in ihr Getriebe hineinblicken dürfen. Wir suchen und erkennen noch nirgends einen Anhaltspunkt, von dem aus sich das Verderben wenden läßt. Die peinliche und aufregende Schilderung, die Gerhart Hauptmann im Jahre vor dem Kriege von dem Tage hindurch währenden Untergange eines modernen Riesendampfers entwarf, liest sich heute wie ein dichterisches Ahnen und Symbolisieren des Schicksals der ganzen europäischen Menschheit.

Ihren Ursprung hat die Untergangsstimmung am tiefsten im Bewußtsein, daß die Menschheit mitten im Toben der Elemente führerlos ist. Weder die Feinde Deutschlands noch Deutschland selbst und seine Verbündeten haben im Kriege und haben bisher Männer gefunden, die mit dem Einblicke des Genies in den Zusammenhang der Ereignisse das Maß notwendiger Tatkraft gegenüber ihrer Umwelt, der

im eigenen Lager so gut wie der fremden, aufbringen. War das wilhelminische Zeitalter nur eine örtliche Erscheinung, eine auf unser Vaterland beschränkte Depression des öffentlichen Geistes? Oder ist es nicht doch als Weltzeitalter einzuschätzen? Wenn wir Briand oder Lloyd George oder Wilson mit Bethmann Hollweg vergleichen, so mag es Gradunterschiede im Willen, in der Gewandtheit, auch in der Fähigkeit politischer Witterung zwischen den vier Männern geben; eigen ist ihnen doch allen drei die Nachgiebigkeit gegen sich elementar äußernde Stimmungen in der Bevölkerung ihres Landes, der Verzicht auf selbständiges staatsmännisches Handeln gegenüber den Drohungen der Extremen. Das letzte halbe Jahrhundert hat in zunehmendem Maße gemeint, ohne führende Männer auskommen zu können. Im Entzücken darüber, daß der wirtschaftliche Fortschritt unaufhaltsam schien, redete man sich zunächst vor, daß das Streben aller Völker, ihre wirtschaftlichen Interessen in Übereinstimmung zu bringen, d. h. in Wahrheit das Verlangen aller einzelnen danach, der Erwerbsgier jede Schranke aus dem Wege zu räumen, die Kriegsgefahr ein für allemal entfernen und die Einheit des menschlichen Geschlechtes begründen werde. Das war die liberale Wendung des die Bedeutung der großen Persönlichkeit in der Geschichte verkennenden Geistes. Ihr folgte die sozialistische Lehre von dem rein gesetzmäßigen, mechanischen Ablauf des Weltgeschehens. Die Unterrichtsstunde, die uns daraufhin die Geschichte gegenwärtig erteilt, schmeckt bitter. Wenn wir uns überlegen, was in Deutschland an Politikern nach Bethmann Hollwegs Sturz einstweilen nachgekommen ist, und wenn wir bedenken, daß die Ententeländer den gleichen Abstieg vermutlich noch vor sich haben, so erwehren wir uns kaum des Druckes, der sich uns auf Herz und Seele legt.

Den Staatsmann kennzeichnet, daß er das Gefühl für die politischen Kräfte, auf deren Widerspiel das inner- und überstaatliche Leben beruht, und die seinen Verlauf bestimmen, im Blute hat. Dieses Kennzeichen trägt keiner der Verantwortlichen unseres Zeitalters an sich. Als der Weltkrieg ausbrach, hörten wir gelegentlich betonen, daß den Krieg gewinnen werde, wer am längsten die Herrschaft über seine Nerven bewahre, oder wer über die letzte Milliarde verfüge oder was sonst an derartigen Einfällen zum besten gegeben wurde. Man war damals nicht ohne Empfindung dafür, daß ein Krieg heute, da er die ganzen Völker aufbietet, nicht mehr nur auf den Schlachtfeldern und durch die Generale entschieden wird. Die Feldzugspläne waren auf beiden Seiten losgelöst von den politischen Problemen, woraus der Krieg erwuchs, und auch ohne sorgfältige Abschätzung der noch nicht von der militärischen Organisation erfaßten Volkskräfte entworfen worden. Darum schlugen sie hüben und drüben fehl; die Truppenmassen rannten sich bis zum Spätherbst 1914 fest. Es begann das mühselige Nachholen des Versäumten, das Ringen um den Balkan und die Wiederaufnahme der Versuche, auch Österreich-Ungarn zu balkanisieren, die Abschnürung des deutschen Volkes und die Zerstörung der englischen Handelsschiffahrt, die Mobilisation der Industrie und der Notenpresse, die propagandistische Einwirkung auf die öffentliche Meinung der gesamten Welt wie auf die Bevölkerung Mitteleuropas insbesondere. In alledem überflügelte die Entente die Mittelmächte allmählich und machte damit zuletzt alle Überlegenheit der militärischen Leistung auf deutscher Seite zuschanden.

Über solch eindrucksvoller Erfahrung hätte wohl bis zum Ende des Schlachtens und Mordens auf den Schlachtfeldern aus der frühen Empfindung eine klare Einsicht reifen können. Das Publikum tut denn auch schon, als wenn es sich um eine Binsenwahrheit handle und neigt zur Ungeduld, wenn sie ihm mit mehr als zwei Worten nochmals vorgetragen wird. Dennoch fehlt offenbar alles daran, daß die Politik der Mächte sie beachtet. Sonst müßte sie davon ausgehen, daß der Scheinfriede, dessen wir uns erfreuen, nur eine Fortsetzung des Krieges unter veränderten Bedingungen

und mit anderen Mitteln ist, und daß sich die Welt wieder genau so wie vor hundert und zweihundert Jahren um die Zeit der Jahrhundertwende in einer Gärung befindet, die damals je ein Menschenalter brauchte. Die Entente ist in den Irrtum der Generalstäbe beider Teile zu Kriegsbeginn zurückgefallen, als ob der Marsch Fochs hinter unseren um ihre Zucht und Selbstbeherrschung gekommenen Truppen her, und als ob die sich darauf gründende militärische Übermacht Frankreichs den Weltlauf nun allein und ausschließlich zu bestimmen und zu regeln vermöge. Sie will sich keine Rechenschaft mehr darüber geben, welche Kräfte sonst noch das heutige Weltbild mitgestalten, und kann andererseits doch nicht umhin, wenigstens unwillkürlich auf diese immer wieder einmal zu reagieren. Daraus droht ihr und uns in dieser Stunde das Verderben.

Unsere Gegner heischen von dem deutschen Volke, daß es sich besiegt erkläre und ein dementsprechendes seelisches Verhalten an den Tag lege. Das deutsche Volk in seiner übergroßen Mehrheit ist dazu nicht bereit. Nicht als wenn es sich noch über die ungeheure Schwächung täuschte, die es sich selber zufügte, als es sich im Sommer und Herbst 1918 von der amerikanischen Psychose an der Front und in der Heimat den Sinn verwirren ließ und seine Wehr mit eigener Hand zertrümmerte. Aber das Bewußtsein ist in ihm lebendig, daß es damit nicht alle seine Kraft zerstörte, und daß es sich schuldig ist, mit dem linken Arme seine Sache weiter zu führen, nachdem der rechte ihm abgeschlagen ist. Jeden Tag spürt es deutlicher, daß seine größere wirtschaftliche Tüchtigkeit, die organisatorische Begabung der Führer seiner Wirtschaft, die Arbeitsamkeit seiner Bauern, der gewohnheitsmäßige Fleiß seiner Arbeiterschaft und seines Handwerks, die Pflichttreue seiner Beamten, der Bund zwischen seiner Wissenschaft und Wirtschaft, die Güte seiner Schulen, gewisse seelische Eigenschaften, die es der tausendjährigen Einwirkung seines Staates und seiner Religiosität verdankt, auch noch etwas in der Welt bedeuten. Wo sie im Kriege an ihrer Bewegungsfreiheit gelitten hatten oder wohl auch versehrt worden waren, zeigen sie sich jetzt nach und nach wieder in ihrer natürlichen Leistungsfähigkeit. Indem wir vor dem Kriege nicht nur über diese Vorzüge, die Voraussetzung unserer wirtschaftlichen Stärke, sondern auch über eine ebenmäßige kriegerische Gewalt verfügten, erlangten wir jenes Übergewicht in der Welt, das schließlich fast alle andern gegen uns zusammenführte, und dank dem wir beinahe trotzdem den Sieg im Kriege davongetragen hätten. Das Übergewicht ist gebrochen. Aber die wirtschaftliche Stärke ist geblieben und in voller Erholung begriffen.

Was uns 1918 den Erfolg zum Schlusse doch noch entrang, war neben unserer vorhin schon festgestellten, im Vergleich zur Entente geringeren Beweglichkeit, die uns beim nachträglichen Aufgebot aller nicht in die militärische Mobilisation einbezogenen Volkskräfte eignete, ein besonders auffälliges Versagen im Gebrauche des Machtfaktors, der sich rasch als der dritte große Machtfaktor heutiger Kriegführung nächst den Heeren und der wirtschaftlichen Leistung auswies, in der Beherrschung der öffentlichen Meinung, in der Stimmungsmache daheim und bei den andern. Daß sein Gewicht völlig auf die feindliche Seite hinüberfiel, brachte unsern Aufmarsch ins Wanken und riß uns zuletzt zu Boden. Nachdem uns aber der Versailler Ausbeutungsvertrag aufgezwungen worden ist, fühlt die Welt nicht mehr so einheitlich gegen uns wie früher. In einem Punkte ist die Einigkeit freilich noch unerschüttert. Die Franzosen haben den Versailler Vernichtungsfrieden darauf gebaut, daß unsere Schuld am Kriege res judicata, das Urteil darüber rechtskräftig sei. Wir empfinden ganz deutlich, daß die Pyramide des Friedens damit auf ihre Spitze gestellt ist. Es scheint uns, daß sie so nicht stehen bleiben kann und also fallen und in Stücke zerschlagen muß. Aber wir erlebten es noch eben in London wieder, daß Lloyd George der französischen Meinung glatt beipflichtete, und wir vernehmen

aus den Vereinigten Staaten, daß auch Harding, von der öffentlichen Meinung seines Landes getragen, darin den Franzosen Deckung gewährt. Auch wo man sich sonst ein Herz gefaßt hat und uns wegen dessen, was uns unsere Feinde antun, Mitleid bezeigt oder wieder das Tüchtige an uns anerkennt, läßt man über unsere Schuld am Kriege noch kaum mit sich sprechen. Unser Volk hat sich noch erst klar zu machen, was das bedeutet, und wie schwer diese Last auf uns wuchtet. Die Anstrengungen, sie zu heben und von uns zu wälzen, wachsen. Täuschen wir uns nicht darüber, daß es eine ganze Weile lang eine Sisyphusarbeit bleiben wird. Aber wir dürfen deshalb nicht von ihr ablassen. Sie muß getan werden. Sie wird auch getan werden, wenn es unseren Feinden nur nicht inzwischen gelingt, uns vor die Welt auf das Übermaß unseres Jammers über die materiellen Nachteile des Vertrags hin als Drückeberger hinzustellen. Alle Völker leiden unter den Nachwehen des Krieges. Die Übertreibung an dieser Stelle könnte die Welt aufs neue gegen uns verbünden.

Es würde unsern Gegnern die Früchte, die ihnen unsere späte, aber gründliche Niederlage auf den Schlachtfeldern in den Schoß warf, vermutlich verbürgen, wenn sie sich klar machten, daß, so groß auch unsere Niederlage ist, umgekehrt ihr Sieg keineswegs durchschlug, keineswegs vollkommen war. Es ist ein Teilsieg geblieben, und sie rennen mit dem Kopf gegen die Wand, wenn sie beständig seine Tragweite überschätzen. Konnten sie wirklich vergessen, wie oft sie in den vier Kriegsjahren daran waren, eine Verständigung mit uns zu suchen, weil sie andernfalls selbst niederzubrechen fürchteten? Die Kraft, die uns damals innewohnte, ist nicht mit einem Schlage von uns genommen worden. Als Simson die Locken weggeschnitten wurden, blieb er doch noch fähig, seine triumphierenden Feinde unter den Trümmern des von ihm zum Einsturz gebrachten Hauses zu begraben. Das deutsche Volkstum hat in seinen jüngsten Erlebnissen mehr als einen Zug mit dem seltsamen Helden des Alten Testaments gemein.

Demgegenüber, was soeben von der tatsächlichen Geltung unseres Volkes auch noch nach dem Versailler Vertrag in der Welt gesagt wurde, darf ebenso nachdrücklich hervorgehoben werden, daß Frankreich den Krieg wirtschaftlich deshalb nicht weniger verloren hat, weil es das Schlachtfeld am Ende des Krieges behauptete. Die geringere Wirtschaftstüchtigkeit der romanischen Völker ist von je die schwache Stelle in ihrem Aufstreben zur Großmachtgeltung gewesen. Spanien hat sich, abgesehen von seiner peripherischen Lage, die ihm ebenfalls einen Strich durch die Rechnung machte, eben durch diese Schwäche nicht auf der Höhe halten können, auf die es durch so hervorragende Herrscher wie Karl V. und Philipp II. hinaufgehoben worden war. Als es aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Frankreich dank der staatsmännischen Leistung Richelieus, der diplomatischen Mazarins und Lionnes, der militärischen Turennes und Condés, der persönlichen Ludwigs XIV. in der Führerschaft Europas abgelöst wurde, hat gleich an der Schwelle französischer Größe Colbert mit vollkommener Klarheit durchschaut, woran es der französischen Nation immerdar fehlen würde. Folgerichtig ist Frankreichs Geschichte seitdem eine sprunghafte Folge von Anläufen zu imperialistischer Beherrschung des gesamten europäischen Festlandes geblieben, denen regelmäßig ein Zurücksinken in einen Zustand der Erschöpfung folgte. Seine Wirtschaft vermochte nicht die notwendigen Mittel zur Erhaltung der erworbenen Macht bereitzustellen. Entsprechend mangelte es ihm auch an Menschen. Heute kann die andere romanische Großmacht, Italien, vielleicht darauf hoffen, daß sie bei der wirtschaftspolitischen Reorganisation der aus dem Zerfalle der habsburgischen Monarchie hervorgegangenen Kleinstaaten Deutschland den Vorsprung abgewinnen und sich dadurch ein ausbeutefähiges Vorland schaffen werde. Dagegen, wohin sich auch Frankreich wendet, es vermag sich keine gleiche Aufgabe zu setzen. Denn es liegt abseits von all den europäischen Gebieten, die dem-

nächst den Mutterboden für den Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft abgeben könnten. Um Rußland werben Engländer und Deutsche, um den Südosten Deutsche und Italiener, daneben ebenfalls Engländer. Frankreich aber kommt nicht heran. Die Bismarcksche Bereitschaft, ihm in Afrika zu einer wahrhaft bedeutenden kolonialen Sendung zu verhelfen, hat es ebenso in den Wind geschlagen, wie um 1670 die Leibnizische, damals noch rechtzeitige Mahnung, sich in Ägypten festzusetzen. Damals wie heute verbohrt es sich in das triebhafte Verlangen nach dem linken Rheinufer und der Niederhaltung Deutschlands und nimmt darüber nicht wahr, wie rasch sich seine aufgepeitschten Kräfte durch den Einsatz am falschen Orte verspritzen und verzehren.

So haben wir es denn heute bei der Wertung der europäischen Machtverhältnisse mit der Gleichung: Kriegerische Gewalt (Frankreich) = wirtschaftliche Stärke (Deutschland) zu tun. Frankreich kann uns vergewaltigen; es kann uns nicht sich dienstbar machen. Aber selbst, wenn es das könnte, käme es nicht zu dem Ziel, von dem die Mehrzahl der Franzosen gegenwärtig träumt. Eine große Nation darf sich nicht wirtschaftlich von einer andern aushalten lassen, wie es jetzt Frankreich auf Grund unserer Wehrlosigkeit für sich von uns beansprucht. Gewiß nutzt auch England die Arbeitskraft und den Reichtum anderer Völker schon lange zur Steigerung seiner Macht aus. Diese beruht jedoch vorweg auf seiner eigenen Leistung. Der Unterschied ist entscheidend. So wird es dabei sein Bewenden haben: der Krieg hat in Wahrheit auf dem europäischen Festlande nur eine Art Gleichgewicht wiederhergestellt. Würden sich Frankreich und Deutschland gemeinsam darum bemühen, es zu organisieren, so hätte die Welt Hoffnung, schon nach einigen Jahren wieder zur Ruhe zu kommen. Der deutsche Außenminister ist sich des Sachverhalts bewußt und arbeitet mit einer nicht zu beirrenden Zähigkeit und auch allem Anschein nach mit Geschick daran, ihm zum Ausdruck zu verhelfen. Aber Frankreich verweigert die Mitwirkung. Da es vielmehr wieder in den Spuren Ludwigs XIV. und Napoleons eine Militärherrschaft über das Festland erstrebt, so treiben beide Völker immer tiefer in das Verderben hinein.

Frankreich ist sich auf der Bahn, die es betreten hat, alles andere als seiner selbst sicher. Die französische Phantasie ist voll von Beängstigungen vor deutschen Aufstandsversuchen und mehr noch vor dem erfolgreichen Brüten einzelner Deutscher, durch Erfindungen etwa auf dem Gebiete elektrischer Fernzündung oder der Erzeugung giftiger Gase, von einem Tage auf den andern die ganze militärische Zurüstung Frankreichs zu entwerten. Uns Deutschen kommt der Gedanke nicht, daß uns umgekehrt auf ähnliche Art unser Vorsprung in der wirtschaftlichen Leistung streitig gemacht werden könnte. Bleibt uns die Möglichkeit, weiterzuarbeiten, so ist uns nicht bange um unsere Zukunft. Wir fürchten einzig, daß uns Frankreich in seiner Eifersucht und in seiner wirtschaftlichen Not mit ins Elend ziehen wird. Diese Sorge läßt uns mit Beklemmung dem 1. Mai entgegenharren. Was wird nach ihm aus unserer Arbeit werden?

Englands Verhalten zu dem festländischen Problem Frankreich-Deutschland ist von Anfang an so widerspruchsvoll gewesen, daß wir von dort kaum noch eine Förderung erwarten dürfen. Als die russische Revolution im Frühjahr 1917 nicht den Kriegswillen Rußlands erneuerte, sondern den Bolschewismus hochbrachte, und als gleichzeitig die Niederlage der beiden Westmächte in der gewaltigen Doppelschlacht bei Arras und am Damenwege sowie in der Champagne jeden Zweifel an dem Ausmaße der natürlichen Widerstandskraft des deutschen Volkes ausräumte, wurde England verhandlungsbereit. Es war der rechte Augenblick. Mit seinem durch viele Jahrhunderte gezügelten und geschulten Empfinden für die treibenden Kräfte des Weltgeschehens begriff es ihn. Es ahnte, daß die Frage nach dem Anteile der

einzelnen Völker an der Herrschaft über die Erde und die Meere und an dem Gewinne aus der Weltwirtschaft vorerst vor der noch bedeutsameren Frage zurücktrat, ob überhaupt noch Weltwirtschaft und Weltherrschaft stattfinden werde. Die englische Regierung wagte aber keine Tat. Gleich den übrigen im Kampfe liegenden Nationen ohne großen Führer an der Spitze, erwies sich auch die englische Nation als der Gefangene der Politik, die ihre Minister in den Jahrzehnten vor dem Kriege getrieben hatten. Schon im August ließ sich Lloyd George durch den französischen Kriegsfanatismus von seinen allzu vorsichtigen Versuchen, dem Frieden einen Weg zu ebnen, abdrängen. Er verleugnete sie sogar. Dasselbe Spiel wiederholte er im Winter 1918/19 in Versailles, und zum dritten Male ist es im Winter 1920/21 über die Bretter, die diesmal wirklich die Welt bedeuten, gegangen. Trotz der Klugheit und Festigkeit, womit sich die Engländer auch diesmal dagegen wehren, daß ihr Schicksal zwangsläufig wird, ist der Boden unter ihren Füßen seit dem Frühjahr 1917 brüchiger geworden. Die politische Maschinerie wird durch Reibungen in Indien, in Vorderasien und Irland immer wieder behindert. Das Verhältnis zu Frankreich bedarf beständig neuer Regulierung. Vor allem aber wird der Zustand der englischen Wirtschaft täglich kritischer. Wie soll sie aufrechterhalten werden, wenn sich Rußland und Mitteleuropa noch auf lange hinaus nicht wieder mit ihr einspielen?

Die Gärung, in die die Welt mit der Jahrhundertwende abermals geriet, und deren erste, allen fühlbare Entzündung der Weltkrieg gewesen ist, ist wesentlich wirtschaftlichen Ursprungs. Sie ist eine Folge der kapitalistischen Entwicklung. Schon die Gärung vor hundert Jahren, die mit der französischen Revolution 1789 ihren Anfang nahm, hatte eine verwandte Ursache. Damals galt es den Durchbruch der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Er glückte. Der Kapitalismus und nicht die Häupter der Hl. Allianz waren die echten Sieger von 1815. Diesmal dagegen steht der Kapitalismus in der Abwehr. Das kapitalistische System wird den Zumutungen, die an es gestellt werden, nicht mehr gerecht; es geht aus den Fugen. England ist das Heimatland zugleich und die Hochburg des Kapitalismus. Seine wirtschaftliche und politische Geltung ist von dem Bestande des kapitalistischen Systems abhängiger, als die jedes andern Landes. Die Krisis des Kapitalismus wird sich deshalb menschlichem Ermessen nach in England entscheiden. Hätte England 1917 sofort zugegriffen, als es die Notwendigkeit dazu zuerst verspürte, so hätte es den Gang der Dinge vielleicht in der Gewalt behalten. Nachdem es inzwischen schon drei Gelegenheiten versäumt hat, bemerken wir kaum noch, wie dem Unheil Einhalt geschehen soll. England sieht sich unmittelbar vor dem Tage, der zum Verhängnis des Festlandes zu werden droht, vor dem 1. Mai, unter dem Druck des schwersten Arbeiterausstandes, den seine Volkswirtschaft jemals überstehen mußte. Seine Regierung rief, um ihn zu beschwören, Truppen in solchem Umfange auf, daß sie ihrer eigenen Erklärung nach nur zur Durchkämpfung der beiden wichtigsten außenpolitischen Ereignisse der englischen Geschichte des letzten halben Jahrhunderts vor dem Kriege, der Angliederung Ägyptens und der Unterwerfung der Buren, gleiche Vorkehrungen für nötig erachtet hat. Wie lange noch, und sie wird sich in das Ringen mit dem innern Feinde der englischen Wirtschaft ebenso tief und lebensgefährlich verstrickt finden, wie 1914 in das mit ihrem stärksten außenpolitischen Nebenbuhler. So rächt es sich, daß sie sich 1917 nicht rechtzeitig aus den Bindungen löste, in die sie sich kurzsichtig eingelassen hatte. Sie ist nicht mehr Herr ihrer Handlungen.

England beugte sich 1917 vor der Kriegsraserei der Franzosen. Aber den Anstoß dazu gab ihm damals noch nicht sowohl die Meinung, es mit ihnen nicht verderben zu dürfen — eine Meinung, die heute mit sichtlichem Grunde eine größere Rolle in den englischen Erwägungen spielt — als die Erkenntnis, daß sich Wilson und also die

Vereinigten Staaten hinter Frankreich stellten. Wilsons Ablehnung der päpstlichen Friedensvermittlung hat Ende August 1917 die Welt im Kriege festgehalten. Auch heute scheint es wieder, daß Englands politisches Verhalten gegenüber dem europäischen Festlande letzten Endes davon bestimmt wird, wessen es sich von den Vereinigten Staaten versieht. Nach dem Einsturze der deutschen Macht fühlt England sich die Amerikaner zunächst auf seinen Fersen. Die Macht der Vereinigten Staaten ist noch in den Anfängen ihrer Entwicklung begriffen. Ihre natürliche Stärke täuscht über diese Tatsache den Beobachter leicht hinweg und hat vor allem uns in allen Phasen des Krieges wie der seit vorher verflossenen Zeit regelmäßig aufs neue irregeführt. Entweder erwarteten wir zuviel von Amerika, oder unsere Scheu vor ihm war zu groß. Die englische Staatskunst dürfte treffender in ihrem Urteil sein. Sie hat sich noch nie eine schwere Kränkung des reizbaren amerikanischen Empfindens zuschulden kommen lassen. Wenn die Interessen beider Völker aufeinander treffen, weicht sie vorerst gerne aus und hält namentlich solche Stellungen nicht, die, als im amerikanischen Machtbereich gelegen, auf die Dauer doch nicht zu halten sind, wie bitter sie vielleicht auch im Augenblicke die Räumung ankommt. Andererseits umkreist sie den Nebenbuhler in den letzten Jahren offensichtlich mit wachsendem Mißtrauen. Der Sorge vor uns und vor Rußland einstweilen ledig, kann sie daran denken, ihre Beziehungen zu Frankreich wie zu Japan gegen die Vereinigten Staaten auszunutzen. Aber sie läßt die Washingtoner Regierung nur fühlen, daß sie den Trumpf unter ihren Karten hat. Sie überschätzt die Sicherheit, mit der Karte auch stechen zu können, nicht. So scharf, wie es uns im Kriege däuchte, ist der Gegensatz zwischen Japan und Amerika nicht, und vor allem ist er noch nicht so dicht vor dem Zwang zur Austragung. Vollends ungewiß ist, ob sich Frankreich gegen die Vereinigten Staaten gebrauchen lassen wird. Es ist an England gebunden; aber jeder Zuwachs an Macht, dem ihm die Engländer in Mitteleuropa zugestehen, lockert das Band automatisch. Und noch bedeutungsvoller ist, daß gerade jedes Anfassen des Verhältnisses der Vereinigten Staaten zu Europa durch England Frankreich auf die Stelle hinweist, wo es das Band seiner eigenen Abhängigkeit von England vorläufig noch am leichtesten zu zerreißen vermag. Englands jähes Zurückweichen vor dem Zusammenspiel Wilsons und der französischen Kriegspartei im Hochsommer 1917 hat Frankreich darüber ein für allemal die Augen geöffnet. Unbedingt muß von uns unter diesem Gesichtspunkt Vivianis gegenwärtiges Werben um Harding gewürdigt werden. Es ist zwar mit seiner Spitze gegen uns gerichtet, aber tiefer gewürdigt ist es ein Wettlauf mit England um die Gunst der Vereinigten Staaten. England ist sich darüber klar und arbeitet Viviani auf seine stillere Art offenbar mit dem äußersten Nachdruck entgegen. Die amerikanischen Politiker haben den Vorteil davon und scheinen sich ihn um so weniger entgehen lassen zu wollen, als sie darum Bescheid wissen, daß nichts törichter wäre, als amerikanischerseits eine gewaltsame Entscheidung zwischen England und den Vereinigten Staaten heraufzubeschwören oder zu beschleunigen. Die organisierte Kampfkraft der Vereinigten Staaten ist noch nicht sonderlich hoch einzuschätzen. Sie braucht, um verwendungsfähig zu werden, Zeit. Je vorsichtiger Harding auftritt, desto zuverlässiger erbringt er den Beweis, daß er ein urteilsfähiger Politiker ist. Offene Augen nach außen, kräftiges Zufassen im Innern erscheint als die gegebene Politik für Amerika noch auf längere Zeit hinaus.

Sollte dieselbe Losung nicht auch die gegebene Politik für uns sein, soweit uns unsere Feinde noch die Möglichkeit eigener politischer Betätigung lassen? Das Anschwellen der Anschlußbewegung in Österreich lehrt uns, daß bei allem Schutt, den der Ausgang des Krieges häufte, doch auch neue Wege in die Zukunft vor uns frei geworden sind. Solange damit gerechnet werden durfte, daß sich die Zusammen-

fassung der Masse der Westslawen in einem mit uns auf Gedeih und Verderben verbundenen habsburgischen Staatswesen aufrechterhalten ließe, mußten wir den Ratschlägen Bismarckscher Staatsweisheit gemäß den Drang bemeistern, auch die in Österreich einbezogenen Teile unseres Volkstums uns zur Erhöhung unserer mitteleuropäischen Wirkungsmöglichkeiten staatlich anzugliedern. Das habsburgische Staatswesen hat die Prüfung des Weltkrieges nicht bestanden. Die Westslawen sind daraufhin fürs erste in das Lager unserer Feinde übergegangen. Aber sie werden sich dort nicht geborgen finden. Die Westmächte haben Österreich-Ungarn balkanisiert. Sie werden es in Zukunft vielleicht wirtschaftlich ausbeuten. Aber sie werden die Völker dort nicht wieder aufrichten und vorwärts bringen. Helfen kann ihnen nur die deutsche Nation. Das ist unsere mitteleuropäische Sendung. Im Kriege ist sie uns wieder zum Bewußtsein gekommen. Geht die Gefahr unseres gemeinsamen Unterganges mit Frankreich an uns vorüber, so wird es unser vornehmstes Streben werden müssen, die Deutschen in Österreich uns zu verbinden und dann das Vertrauen zwischen uns und den Slawen sowohl der vergangenen österreichisch-ungarischen Monarchie wie des Balkans zu pflegen, auch zum Vermittler zwischen den Magyaren und ihnen zu werden. Wir werden zu versuchen haben, ob sich die Brücke weiter hinüber bis zu den Rumänen, Albaniern und Griechen und bis zu unserem treuesten und ehrlichsten Freunde der wilhelminischen Jahre, den Türken, schlagen läßt. Auf diese Art würden wir an unserm Teile das festländische Gleichgewicht wieder unterbauen und festigen.

Ist jedoch mit dem Durchlassen dieses fernen Lichtstrahls durch das dräuende Gewölk der Gegenwart nicht schon zuviel geschehen? Vielleicht kann unsere Stimmung in der gegenwärtigen Stunde gar nicht entsagend genug auf die Schwierigkeiten gesammelt werden, die uns mit dem 1. Mai zu erdrücken drohen.

Pertinacior.

Erinnerungen. Von Ernst von Plener. 2. Band. Parlamentarische Tätigkeit 1873—91. Deutsche Verlagsanstalt, 1921.

Vor einem Jahrzehnt erschien der erste, Ernst v. Pleners Lehr- und Wanderjahre behandelnde, im Aprilheft 1911 der „Deutschen Rundschau" gewürdigte Band seiner Erinnerungen; dasselbe Jahr brachte die „Ernst v. Plener, dem österreichischen Patrioten, Redner und Staatsmann, zum 70. Geburtstag (18. Oktober 1911)" von den besten Landsleuten gewidmete, durch eine Charakteristik Pleners von Heinrich Friedjung bereicherte Sammlung seiner Reden, deren Wert und Bedeutung die „Rundschau" (Juli 1912) knapp zu kennzeichnen suchte. Und nun überrascht uns Plener in demselben Jahr, in das sein 80. Geburtstag fällt, mit der Fortsetzung seiner Erinnerungen, die, die ersten 18 Jahre seines Wirkens als Abgeordneter umfassend, über die innere und äußere Geschichte Österreichs in diesem Zeitraum sachkundiges, wahrhaftiges, überlegenes Zeugnis geben. Von der Egerer Handelskammer als Nachfolger seines in das Herrenhaus berufenen, um Heimat und Verfassung hochverdienten Vaters, des ehemaligen Finanzministers Ignaz v. Plener, in den Reichsrat gewählt, war Ernst v. Plener von Anbeginn wirtschaftlichen Aufgaben und den böhmischen Fragen zugewendet; in den konfessionellen Kämpfen bekannte er sich zu einem „vernünftigen Josephinismus"; mit der Weltpolitik hatte er in langjähriger diplomatischer Tätigkeit in Paris und London, als Kollege von Kalnoky, sich gründlich vertraut gemacht, und sozialpolitische Bestrebungen verbanden ihn frühzeitig mit Schmoller und dessen Kreise. Die Kandidatenrede von 1873 offenbarte nach Pleners heutigem Urteil „bereits den ganzen späteren Politiker; den traditionellen Deutschösterreicher, den gemäßigten Liberalen mit starkem staatlichen Sinn und mit einem sozialpolitischen Einschlag, der nicht den populären Schlagworten folgt und eine fortschreitende und zugleich erhaltende Richtung vertritt. So haben sich gewisse Grundanschauungen des jungen Mannes auch im späteren Leben ziemlich unverändert erhalten, wohl deshalb, weil sie der eigenen Persönlichkeit entsprachen". So fest umschrieben Art und Gedankengang Pleners aber in seinen Anfängen war, niemals hat er sich überhebend eingebildet, ausgelernt zu haben: Blatt um Blatt zeigen seine Erinnerungen, wie er unablässig an sich gearbeitet, in Theorie und Praxis, im Verkehr mit

Wählern und Abgeordneten nicht müde geworden, seine Kenntnisse zu erweitern, seine Meinungen zu überprüfen, seine Fähigkeiten durch Studium und Übung zu entwickeln. Ehrlich sagt der Mann, der ein Großmeister parlamentarischer Beredsamkeit nicht nur in Österreich geworden, daß er nur allmählich zu voller Freiheit des Ausdrucks gelangt sei; man wird an ähnliche Bekenntnisse in Friedrich Theodor Vischers „Lebensgang" erinnert, der jahrelang auf der Lehrkanzel, nur bis ins einzelne vorbereitet, sprach, bis er zur Überzeugung kam, „eine Rede sei keine Schreibe" und sich zur Improvisation erzog. Die Periode, in die Pleners parlamentarischer Aufstieg fällt, war eine Glanzzeit des österreichischen Reichsrates jener Jahre, in denen nach Kurien gewählt worden war. Wilde Leidenschaften, wie sie sich in Volksvertretungen, die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen, Gehässigkeiten, wie sie E. M. de Vogüé in dem Roman Les morts qui parlent berichtet, gehörten dazumal zu den Seltenheiten. Und Zustände, wie sie Otto Lecher in seinem Büchlein „Der Abgeordnete" ziemlich treu nach dem Urbild des österreichischen Parlaments im 20. Jahrhundert schildert, waren am Ausgang des 19. Jahrhunderts nicht die Regel. Gleichwohl sollten Plener Engherzigkeit und Rivalitäten vor Augen kommen, die er als vornehme Natur übersah und durch die Macht seiner Begabung überwand. Die Menschlichkeiten der Führer in der eigenen Partei wie unter den Gegnern hinderten ihn nicht, ihren Leistungen und Talenten gerecht zu werden. Seine Charakteristiken von Herbst, Giskra, Sturm, Rieger, Gregr, Heinrich Clam, Dunajewski, Hohenwart, Hausner und vielen anderen Deutschen, Polen, Tschechen haben nichts von der Schärfe, mit der Bamberger große und kleine Kollegen kennzeichnet; sie sind auch milder, als Tocquevilles Erinnerungen aus der Nationalversammlung der zweiten Republik. Wo Plener liebt, kann er, wie bei seinen Preisliedern auf Schmeykal, Eduard Sueß und Tomaszczuk, begeistert, und wo er, wie bei niedrigen Naturen (Freiberg, Halban) oder ränkesüchtigen Gegnern (Taaffe, Steinbach) den Stab bricht, sehr deutlich werden. Auch den Dünkel des Führers des böhmischen Großgrundbesitzes, Fürst Carlos Auersperg, fertigt er, nicht nur im Text, nach Gebühr ab: als Plener gewahr wurde, daß Auersperg, bevor er den Abgeordneten den Handschlag abnahm, einen Handschuh anzog, um die Berührung mit nackten Plebejerhänden zu meiden, tat Plener demonstrativ ein gleiches, bevor er dem Fürsten seine Hand hinhielt: eine Lektion, die Auersperg seinem Lehrmeister nie vergaß. Persönliches über Brautstand und Ehe mit Baronin Marie Eötvös, und seinen Verkehr (Kronprinz Rudolf; Andrassy; Tisza; Taaffe; heimische und fremde Staatsmänner; Finanzleute; Gelehrte usw. betreffend) ließe sich, wenn der Raum reichen würde, noch in Fülle ausheben. So wichtig und dankenswert für die Geschichtsschreibung dieser Epoche diese Beiträge Pleners zur Zeitgeschichte aber auch bleiben: den Nachdruck legt Plener nicht auf diese Dinge. Sachlich folgt er den großen Ereignissen, die zum Berliner Kongreß, zur Okkupation Bosniens, zu den Irrungen im böhmischen Landtag, zur Schwächung, Spaltung und dem Niedergang der ehedem so mächtigen Linken führten. Die Fehler im eigenen Lager, von denen Plener mehr als einmal vergebens abriet, beschönigt er nicht; ohne Selbstgefälligkeit weist er aber auch auf alles Große hin, was die deutsche Staatspartei gewollt und vollendet; auf den Stolz, den — nach einem von ihm übernommenen Wort Rankes in dessen Wallenstein — die Träger der Überlieferungen einer alten Großmacht mit Recht erfüllt; auf die Gewalt der „politischen Beredsamkeit, als Äußerung des ganzen Mannes, die sich in ihrer tatsächlichen Wirkung über andere geistig noch so hochstehende Leistungen erhebt". Geschrieben war Band 2 dieser Erinnerungen vor dem Zusammenbruch der Monarchie; der druckreif vorliegende Schlußband soll zu den entscheidenden Ereignissen des Oktober 1918 führen. Hoffentlich erscheint er vor Pleners 80. Geburtstag. Langlebig wie sein Vater, der weit über 90 Jahre alt wurde, wird Ernst v. Plener sich und anderen damit die dauerhafteste Festgabe bescheren und sein literarisches und politisches Wirken noch lange nicht abschließen. Anton Bettelheim.

Am russischen Hof in den Jahren der Deutschen Reichsgründung. Von Freifrau H. v. Taube, geb. Gräfin Keyserling. Berlin 1921, Kentaur-Verlag.

Ein junges Hoffräulein führt eifrig und gewissenhaft ihr Tagebuch; die Großfürstin Helene, jene reizvolle, geistreiche und hochdenkende württembergische Prinzessin, ist ihre Herrin, und auch die erste Hofdame, Editha v. Rahden, steht auf dieser seltenen Ausnahmestufe. Die Tagebuchschreiberin (sie ist die Tante des Philosophen) hatte auf dem estnischen Edelsitz Raikül von ihrem Vater, dem bedeutenden Bismarckschen Jugendfreund, eine ungewöhnliche, sorgfältige Erziehung erhalten, sie war mit der Ilias und mit Ossian, mit der Pflanzenkunde und Philosophie groß geworden. So durchzieht feine Kultur die elegante Oberflächlichkeit der Petersburger Hoferistenz. In den Jahren 1870/71 zeigten der Kaiser, die Großfürstin und vereinzelte andere offen ihre deutsche Sympathie, aber ebenso offen trat die Abneigung gegen Deutschland in den weiten Kreisen der Gesellschaft und der Armee zutage. Mehrere kleine Züge weisen auf diese Strömung, aber aus dem späteren

Botschafter Keudell sprach die Weisheit der Wilhelmstraße: „Rußland ist der einzige Freund, auf den wir fest rechnen."

Manche mündliche geschichtliche Überlieferung lebte noch in dieser Umwelt, so über den Freiherrn vom Stein: „Auch er war fürchterlich grob . . ." In Kamennoi (dem kaiserlichen Inselpalais) war eine Szene bei Tisch mit der Kaiserin-Mutter, der Gattin Pauls, einer württembergischen Prinzessin. Sie sagte etwas über die deutschen Fürsten, Stein fuhr auf und schrie sie an: „Ja, Ihre Herrn Vettern und Onkeln haben das Land an den Abgrund des Verderbens gebracht, sprechen Sie mir nicht von ihnen." Die Kaiserin mußte es wohl einstecken, antwortete in aller Freundlichkeit: „Baron, ich danke Ihnen für die Lehre." „Und ein furchtbarer Aristokrat war dieser Stein bei allen seinen liberalen Tendenzen." Bezeichnendes enthalten diese Seiten über die spätere Kaiserin Friedrich, deren Erinnerung nicht nur erstaunlich verblaßt, auch offenkundig verfälscht in der heutigen Generation weiterlebt. Der General von Werder schilderte sie als eine „selten kluge und liebenswürdige Frau . . . sie hat wunderbare Augen, und wenn sie spricht, strahlen diese so ungeheuer, dabei hat sie einen reizenden Mund, so daß sie ganz bezaubernd sein kann. Sie spricht mit einem als Mensch, nicht allein als Fürstin, so obenhin einige Worte, sondern eingehend und geistvoll." Jetzt lebe sie fast zu sehr als Mutter, nur für die Familie, so hätte sie ihn unlängst nicht empfangen, um dem Bad des jüngsten Kindes beizuwohnen.

Otto von Taube, der in der literarischen Welt wohlbekannte Sohn der Tagebuchverfasserin, hat die Aufzeichnungen in geschmackvoller Form, sorgfältig herausgegeben, und doch bleibt er uns manches schuldig. Wir wünschen nähere Einzelheiten über die drei Hauptfrauengestalten, werden jedoch auf die vor fast 20 Jahren erschienenen dicken Bände über den Grafen Alexander Keyserling gewiesen. Jedes Werk müßte ein abgeschlossenes Ganzes bilden, einige der Photographien sind überflüssig, Einleitung und Schluß wären notwendig, wie auch eine Inhaltsübersicht. Viele werden sich auch an den häufigen und langen Stellen in französischer Sprache stören; hier wäre die Übersetzung angezeigt gewesen, denn die Sprache eines Ausländers ist nicht sakrosant. Es hätte sich gelohnt, diese Schönheitsfehler auszumerzen, denn die eingehend geschilderte Umwelt ist eine ungewöhnliche und anziehende, die junge tagebuchschreibende Hofdame ist eigenartig und sympathisch.

Marie von Bunsen.

Maubeuge, Aisne, Verdun. Das VII Reservekorps im Weltkriege von seinem Beginn bis Ende 1916. Nach persönlichen Erlebnissen und auf Grund der Kriegsakten von v. Zwehl, General der Infanterie z. D., vordem Kommandierender General des VII. Reservekorps. Berlin 1921, Karl Curtius.

In einem handlichen, mit zahlreichen vortrefflichen Karten, Skizzen und Bildern ausgestatteten Bande führt uns der nicht nur als Truppenführer, sondern auch als Schriftsteller bekannte und geschätzte General v. Zwehl die Kriegserlebnisse seines VII. Reservekorps in wichtigen Zeitabschnitten des Weltkrieges im Westen in plastischer Weise vor. Wir lernen die Einwirkung der Anordnungen höherer Stellen auf die Kriegführung, deren Entschlüsse und die Leistungen der Truppen würdigen. Es wird jedem deutschen Herzen wohl tun, sich in den Geist unseres unvergleichlichen Heeres von 1914 versetzt zu sehen, das sich dem Feinde an innerem Wert weit überlegen zeigte. Wir begleiten das Korps vor Maubeuge, das, obwohl nur lose umstellt, nach achttägiger Berennung mit 40 000 Mann Besatzung und 400 Kanonen kapituliert. Der Bezwinger der Festung kann seinen Truppen nicht Ruhe geben. Er führt sie in Eilmärschen nach dem Damenwege und schließt nach dem Rückzuge von der Marne gerade rechtzeitig eine zwischen der 1. und 2. Armee klaffende Lücke. In der dreitägigen Schlacht an der Aisne vom 13. bis 15. September 1914 behauptet das Korps seine Stellungen. Der Ansturm weit überlegener französischer und englischer Kräfte bricht sich an ihnen. Es folgt die Schilderung der Stellungskämpfe an der Aisne-Front, aus der das Korps im Herbst 1915 herausgezogen wurde, um bei Verdun eingesetzt zu werden. Hier übernahm General v. Zwehl den rechten Flügelabschnitt auf dem östlichen Maasufer. Er schildert in seinem Buche die wechselvollen Kämpfe vor der Maasfeste vom ersten glücklichen Ansturm bis zu den Rückschlägen vom Herbst 1916, die eine Folge der Entziehung von Kräften zugunsten anderer Fronten waren. Den Angriff auf Verdun an sich billigt der Verfasser, nicht so die Art der Ausführung, von der er glaubt, daß ihr auf dem westlichen Maasufer besserer Erfolg beschieden gewesen wäre. Auch sonst übt er an den Maßnahmen des Armeeoberkommandos zum Teil sehr berechtigte, wenn auch, seiner Art entsprechend, stets maßvolle Kritik. Es ist ein erziehendes Buch, das uns der General beschert hat. Es läßt die Geistesarbeit des Stabes, vor allem des Führers hervortreten, und erstreckt sich, entsprechend dessen Weitblick, über diese hinaus in das große allgemeine Getriebe des Weltkrieges. Frhr. v. F.-L.

Herbert Eulenberg. Mein Leben für die Bühne. Berlin 1919, Bruno Cassirer.

Eine Reihe recht ungleichwertiger Sachen und Sächelchen hat Eulenberg in dem hübsch ausgestatteten Band vereinigt. Interessant und für seine Schaffensart aufschlußgebend ist gleich der erste Aufsatz „Wie ich gespielt werden möchte", ein Beitrag zur Psychologie des Dramatikers. Die ältere beherzigenswerte „Warnung für unsere jungen Dramatiker": „Hütet euch vor Hebbel!" ist wieder abgedruckt, während der „Traum" über „Staatliche Theaterschulen" einen Notstand unserer heutigen Theaterkultur grell beleuchtet und Ratschläge zu seiner Abhilfe erteilt, die nicht ohne weiteres zu verwerfen sind, wenn sie auch in manchem über das Ziel hinausschießen. Aber wer überhaupt etwas Neues will, muß übertreiben, um wenigstens einen Teil seiner neuen Ideen durchsetzen zu können. Die Plaudereien über Shakespearesche und Hebbelsche Gestalten bleiben an der Oberfläche haften, tiefer dringen die „Ibsenaufgaben", besonders dem Schauspieler sehr lesenswert. In der bekannten „Schattenbilder"-Art werden Dichter und Theaterleiter (besonders fein Immermann und Brahm) konterfeit, und den Beschluß bilden kleine Stücke über darstellerische und bühnentechnische Probleme. Warm tritt auch Eulenberg für einen jungen Faust gegenüber dem alten würdigen Hoftheater-Geheimrat auf der Bühne ein, und seine Ehrenrettung der gemalten Hintergründe mit weiten Perspektiven, in denen besonders die Barocktheater groß waren, dürfte in den Zeiten der Stilbühnen und — der unerschwinglichen Verteuerung jeglichen, auch des kleinsten Materials auf fruchtbaren Boden fallen. Alles in allem: ein nie langweiliges, geistreiches, hie und da einmal auch geistvolles Buch mit vielen Anregungen für den Theaterfachmann, den Schauspieler und das Publikum.

Wolfgang Stammler.

Grimmelshausen. Saggio su „L'avventuroso Simplicissimus" da Rodolfo Bottacchiari. Torino 1920. Casa Editrice Giovanni Chiantore.

In der ersten Hälfte dieser klaren, geistvollen Studie behandelt der belesene Verfasser den Zusammenhang der Grimmelshausenschen Schriften mit den allgemeinen europäischen und den besonderen deutschen Strömungen jener Jahrhunderte; die zweite Hälfte befaßt sich näher mit Inhalt, Gedankengang und Charakter des Simplicius Simplicissimus selbst. Dabei ist zu bewundern, mit welchem liebevollen Verständnis hier ein Denker lateinischen Geblütes gerade den gotischen Geist begreift und würdigt, der den Hauptwert des Romans ausmacht. Und fast wie ein Hinweis auf unsere hoffnungsarme Zeit klingt es, wenn er (S. 154) vom Westfälischen Frieden, von Grimmelshausens Pessimismus und vom Werte des „Simplicius Simplicissimus" schreibt: „Er fühlt, daß Deutschland wieder auferstehen wird durch die Wenigen, die einzig in sich selbst, in der Innerlichkeit ihres Glaubens und ihrer Kraft die Möglichkeit finden werden, das Wunder zu vollbringen."

Franz Fromme.

Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Von O. Kreuzer. Bamberg 1920, Verlag des Bamberger Tagblattes.

Erfreulich wäre es, erschienen in recht vielen unserer uralten Städte ähnliche Kulturmonographien. Gern liest man über das Leben jener Übergangszeit, morsch, überständig versank die bischöfliche Regierung, neue Menschen, neue Kreise traten hervor. Da wirkten opferbereite, glühende Theaterliebhaber, Graf Julius von Soden, der Freiherr von Lichtenstein; in dieser kaum mittelgroßen Stadt gab es 36 private Gemäldesammlungen. Einige Jahre über war Bamberg Mittelpunkt unserer Romantik; Tieck, Steffens, Karoline Schlegel, vor allem Hegel arbeiteten und träumten dort, von der ehrwürdigen katholisch-historischen Schönheit umgeben. Als Theaterkomponist, Architekt und Dekorationsmaler wirkte hier E. T. A. Hoffmann und verliebte sich leidenschaftlich und hoffnungslos in die blutjunge Julie Marc.

v. B.

Der Aufstieg. Aus dem Leben einer Tänzerin. Von Grete Wiesenthal. Berlin 1919, E. Rowohlt.

Das Buch soll „etwas von der Zartheit und dem Glück der Kindheit fassen", und dies ist der anmutig und natürlich schreibenden jungen Tänzerin gelungen. Sehr fesselnd, diese Entwicklung in dem recht bescheidenen, aber doch innerlich reichen Künstlerhaus. Als sie, noch ein kleines Kind, zum ersten Male auf dem Lande im Freien tanzen sah, berauscht sie „die Bewegung der Füße, ich meinte, daß sie miteinander sprächen". Trotz der ge-

diegenen Anschauungen des Elternhauses setzte sie es durch, auf die Operntanzschule zu kommen. Auch hier erlebte das überaus empfindlich auf die Sinnenwelt achtende kleine Mädchen farbige Phantastik, aber es umgab sie Schematismus, alltägliche Prosa, nur wenige ihrer Kolleginnen verstanden ihre heiße Liebe zum Tanz. „Im Grunde sind die meisten Ballettänzerinnen liebenswürdige Bürgerinnen, die nach der ersten Zeit des Flitters und des Wohllebens nur eine Sehnsucht haben, nämlich zu heiraten und treue Frauen und Mütter zu werden." Die Heranwachsende beschäftigte sich mit Literatur, ihre ungewöhnliche musikalische Begabung entwickelte sich im Familienkreis, sie lebte ein verklärtes Leben. Trotzdem der Ballettmeister in ihr nur eine etwas unbequeme Elevin ersah, wurden andere von ihrer Eigenart angezogen. Dann, noch in der ersten lichtesten Jugend kam ihr der Erfolg. Marie von Bunsen.

The Brook Kerith by George Moore. Leipzig 1920. Tauchnitz Edition.

Dem Verfasser geistvoller, gefürchteter Kunstkritiken, fein realistischer, dem englischen Leserkreis gewagt scheinender Romane wurde vor 18 Jahren eine Bibel geschenkt. Seither war dieses Buch sein steter Begleiter, Mittelpunkt seiner literarischen Interessen, Ausgang ernster Studien, und der Niederschlag dieses inneren Erlebnisses ist die vorliegende biblische Erzählung. . . . Seine Darstellung des Lebens von Jesus von Nazareth wird schwerlich Bibelgläubigen zusagen. Anfänglich ist Joseph von Arimathia der Held, er schildert seine Erlebnisse in dem Essener Kloster, seine Bekanntschaft mit dem Wundertäter Jesus, dem kommenden Messias. Als dieser anscheinend auf dem Kreuze starb, brachte Joseph ihn nach seiner Grabstätte, es war jedoch nur ein Scheintod, er verbarg den Bewußtlosen, pflegte ihn, brachte ihn nach seiner langsamen Genesung an den Bach Kerith, wo er wieder als Hirt unter den Essenern weilte. Seine Heilslehre verinnerlichte und vertiefte sich; daß er sich als Messias, als Gottes Sohn betrachtet hatte, erschien ihm als eine nunmehr abzubüßende Schuld. . . . Unterdessen waren die „Christen", die gläubigen Anhänger des „Auferstandenen" eine Macht geworden, Paulus kam zu den Essenern, begegnete sich mit Jesus von Nazareth, hielt diesen für einen Irrsinnigen und zog nach Europa, um den von den Toten erstandenen Christus zu verkünden.

Es ist keine rationalistische Auslegung, dazu ist der Ton dieser Erzählung trotz aller selbstherrlichen Auffassungsfreiheit zu ehrfürchtig und bewundernd. Viele, die mit ähnlichen Empfindungen dem Evangelium gegenüberstehen, werden sich am eigenartigen Buch erfreuen. B.

Die vier Verliebten. Roman von Felix Moeschlin. Leipzig, Grethlein & Co

Der Verfasser des „Königschmieds", des „Amerika-Johann" und des „Hermann Hitz" hat einen neuen Roman geschrieben. Er spielt in der Gegenwart, hat aber gottlob nichts mit dem Kriege zu tun, denn er ist schon vor 1914 verfaßt. Den Schauplatz bildet das gute, alte Basel, und die Luft der Heimat ist es, die uns Moeschlin atmen läßt. Die Geschichte ist sehr frisch und flott erzählt, die Umwelt anschaulich wiedergegeben und namentlich die Natur reizvoll geschildert. Der Grundton ist leicht humoristisch, und an diesen Abschnitten haben wir unsere Freude; weniger geglückt sind die Partien, in denen der Verfasser uns tragisch kommt, insbesondere deshalb, weil die Charaktere, die er in schwere Probleme verstrickt, zu wenig tief gefaßt und nicht glaubhaft genug herausgekommen sind. Wir stoßen uns an einigen psychologischen Unwahrscheinlichkeiten und an einem gewissen Schematismus der Handlung. Ein junger begabter Maler und sein heiteres Rösli einerseits, ein junger ernster Ingenieur und seine tüchtige, schwerblütige Martha mit ihrer verhaltenen Leidenschaftlichkeit anderseits sehen, ohne noch verlobt zu sein, in sich zwei künftige Ehepaare. Da ereignet sich plötzlich ein Frontwechsel. Der Ingenieur wendet sich, obwohl sich ihm tags zuvor die stolze Martha hingegeben hat, dem lebenslustigen, etwas koketten Rösli zu und macht sie zu seiner Frau. Der Maler zieht in die Weite und wird ein berühmter Mann, der verlassenen Martha mißlingt ein Selbstmordversuch, und durch ein treffliches Original von Spitalarzt sowie schließlich durch ihr Kind wird sie der Welt zurückgewonnen. Das Ingenieurspaar fühlt sich in seiner Ehe bald kreuzunglücklich, und schließlich kommt doch noch zu allgemeiner Befriedigung zusammen, was von Haus aus füreinander bestimmt war. Neben ausgezeichneten Abschnitten von eigener Prägung stehen solche, die nur Schablone sind; im ganzen haben wir schon Besseres von Moeschlin gelesen und erwarten wieder Besseres von ihm. Harry Mayne.

# Vom Geiste der Völker

## Die Schuldfrage

Man möchte verzweifeln. Kaum je, solang es eine Geschichte gibt, ist eine mit unerhörtester Systematik ausgestreute, den ganzen Erdball überwuchernde Lügensaat wie die von Deutschlands alleiniger Schuld am Ausbruch des Weltkrieges so üppig aufgegangen. Die Zeitgenossen haben es zu oft gelesen; sie mußten glauben, was ihnen mindestens dreimal täglich schwarz auf weiß verabreicht wurde. Sie hören es noch heute bei jeder Gelegenheit von Leuten, die an der Verewigung dieser Legende ein Lebensinteresse haben. Und vor allem: so steht es im Vertrag von Versailles. Wenn diese Unterlage des Kartenhauses angetastet wird, stürzt das ganze Kartenhaus ein. Wehe den Zauberkünstlern! Lloyd George spricht zwar, in einer Anwandlung nüchternen Nachdenkens, von dem Verhängnis des Hineintapsens — was eine alleinige Schuld Deutschlands selbstverständlich ausschließt; aber mit der Beständigkeit der Wetterfahne, die seinem Wappen vorbehalten bleibt, verbessert er sich rasch wieder, wenn es ihm der Augenblick zu erfordern scheint, und trumpft mit der chose jugée auf. Auch er wird noch erfahren, daß diese chose jugée kein rocher de bronce, sondern Flugsand ist.

Man müßte verzweifeln, gäbe es in Europa nicht einige aufrechte und gerechte Männer, die mit unerschütterlicher Ausdauer an der Bekämpfung des „internationalen Falles Dreyfus" arbeiten. Den allermutigsten vielleicht, iustum et tenacem propositi virum, darf man E. D. Morel nennen, den Herausgeber der „Foreign Affairs". Europa hat Grund, ihm dankbar zu sein, weil er unermüdlich für die Entgiftung der politischen Verhältnisse eintritt. Deutschland hat besonderen Grund dazu, weil er sich der deutschen Sache mit höchster Unparteilichkeit annimmt. Wie schlagend ist wieder, was er im April-Heft seiner Zeitschrift zur Entlastung Deutschlands an Tatsachen zusammenstellt:

### „Was wir seit dem Kriege gelernt haben"

„Warum muß diese Legende von dem deutschen Anschlag, ein argloses Europa mit Krieg zu überziehen, von allen ehrlichen, weitblickenden Geistern revidiert werden? Weil sie, unhaltbar bei Ausbruch des Krieges, seitdem durch Bekenntnisse und Enthüllungen albern geworden ist. Weil wir — neben andern Dingen — jetzt wissen, daß das zaristische Rußland sich seit dem Frühjahr 1909 tätig auf den Krieg vorbereitet hat, und daß von 1912 bis 1913 und im Frühjahr 1914 diese Vorbereitungen eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hatten. Weil wir jetzt wissen, daß die Ermordung des österreichischen Thronfolgers der krönende Akt einer serbischen Militärorganisation war, welche die serbische Regierung in der hohlen Hand hielt, und deren Politik es war, Österreich zum Krieg herauszufordern. Weil wir jetzt wissen, daß die auswärtige Politik der serbischen Regierung von Petersburg diktiert wurde Weil wir jetzt wissen, daß das zaristische Rußland im Februar vor Kriegsausbruch entschlossen war, die Frage der Meerengen im frühesten Augenblick zu forcieren — und das bedeutete Krieg. Weil wir jetzt wissen, daß der russische und der französische Generalstab mit der Zustimmung des Zaren formell übereingekommen waren, eine russische allgemeine Mobilmachung solle als gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung gelten. Weil wir jetzt wissen, daß die russische allgemeine Mobilmachung insgeheim schon zwei Tage im Gange war, ehe sie verkündet wurde, und daß französische offizielle Stellen darum wußten. Weil wir jetzt wissen, daß der britische und der französische Generalstab auf einen Krieg mit Deutschland acht Jahre lang tätig hingearbeitet hatten, ehe der Krieg ausbrach, mit so völliger Festlegung der strategischen Pläne, daß sogar die Erfrischungen für die britischen Truppen auf ihrem Durchmarsch durch Frankreich angegeben waren. Weil wir jetzt wissen, daß in ähnlicher Weise die britische Admiralität mit Unterstützung der französischen Admiralität zu einem Kriege mit Deutschland gerüstet hatte, und daß der verstorbene Erste „See-Lord" zweimal dem König einen plötzlichen Angriff auf die deutsche Flotte ohne eine Kriegserklärung in Verbindung mit einer Landung an der pommerschen Küste nahe legte Weil wir jetzt wissen, daß man zu einem anglo-russischen Flottenabkommen im April vor Kriegsausbruch gelangt war, und daß russische und britische Flottensachverständige daraufhin mit der Erörterung gemeinsamer Operationspläne gegen Deutschland in der Ostsee begannen. Weil wir jetzt wissen, daß Deutschland große Mengen Getreide an Frankreich und Rußland bis unmittelbar vor dem Kriege verkaufte; daß die deutsche Flotte bei Kriegsausbruch zerstreut war; daß hohe deutsche

Offiziere des Landheeres und der Flotte noch wenige Tage vor der Katastrophe Urlaub erhielten.

* * *

An der Verdunkelung dieses Tatbestands hat Frankreich das wesentlichste Interesse. Wenn ihm das offizielle England auch noch unverbrüchlich Gefolgschaft leistet — bei einzelnen aufgeklärten Engländern ist längst eine merkliche Abkühlung der Sympathien für „la noble France" eingetreten. Hören wir, wie sich Robert Dell in einer Zuschrift an die amerikanische „Nation" über die „Französische Gefahr für Europa" ausspricht:

„Die Wahrheit ist, daß die Franzosen noch immer zwei unvereinbare Dinge verlangen: die wirtschaftliche und politische Vernichtung Deutschlands und eine gewaltige Entschädigung. Sie wollen noch nicht zugeben, daß sie zwischen Rache und Entschädigung wählen müssen und nicht beides haben können. . . . Meiner Ansicht nach sollte die britische Regierung, während sie auf ihren eigenen Imperialismus verzichtet der französischen Politik viel fester und konsequenter entgegentreten, als sie es bisher getan hat. Denn Frankreich ist — leider! — eine größere Gefahr für Europa geworden, als Deutschland je war. . . . Sogar Clemenceaus karthaginiensischer Friede war für Marschall Foch nicht karthaginiensisch genug; der will die „militärische Grenze" Frankreichs bis zum Rhein ausdehnen. . . . Welche Besorgnisse Frankreich auch für die Zukunft haben mag — und es brauchte keine zu haben, wäre der Friede gerecht gewesen — kein Mensch mit gesunden Sinnen kann vorgeben, Frankreich sei jetzt in Gefahr von deutscher oder irgendeiner andern Seite, und wenn Marschall Foch auf einem aktiven Heer von 800 000 Mann und einer zweijährigen Dienstzeit besteht, kann es nur sein, weil er aggressive Absichten hat. . . . Das heutige Frankreich ist eine militaristische und imperialistische Macht, und — was das Beunruhigendste ist — dies ist eine Rückkehr zur alten französischen Tradition. Denn, wenn man es auch zu vergessen geneigt ist, Frankreich ist im Verlauf eines großen Teils seiner Geschichte die aggressivste Macht in Europa gewesen. Was wir jetzt mitmachen, ist die Wirkung des Siegs auf ein von Natur aus kriegerisches Volk."

* * *

In der „Cincinatier Freien Presse" schreibt F. W. Elven (20. März 1921):

„Im Frühjahr 1914 tat ein japanischer Staatsmann gelegentlich einer zwanglosen Unterhaltung mit einem Mitgliede der deutschen Botschaft den Ausspruch: „Schade, daß über Deutschland das Todesurteil verhängt ist." Das war vor dem Doppelmord in Serajewo. Der Ausspruch fiel in einer Zeit, wo die Welt sich äußerlich des tiefsten Friedens erfreute. Wo besonders die deutschen Staatsmänner, wie aus unwiderlegbaren Beweisen hervorgeht, mit der Möglichkeit eines Krieges nicht rechneten, auf die Friedensliebe Frankreichs und die Freundschaft des Zaren vertrauten. Aber heute weiß man, daß jener japanische Staatsmann recht hatte — daß das Todesurteil über Deutschland gefällt war. Man weiß das aus den Akten der russischen Geheimarchive, und man weiß es aus Dokumenten, die der Franzose Fernand Gouttenoire de Toury zusammengestellt und jüngst in Buchform veröffentlicht hat. Auf Grund dieser Dokumente erbringt der Verfasser den Beweis, daß Raymond Poincaré, der damalige Präsident der französischen Republik, als der eigentliche Entfesseler des Weltkrieges betrachtet werden muß. . . . Aus den Veröffentlichungen Gouttenoires und dem Bericht Sasonows an den Botschafter Benckendorff ergibt sich mit absoluter Gewißheit, daß man in Paris, Petersburg und London im Jahre 1912 direkt und zielbewußt auf den Krieg hinzuarbeiten begann, den man bis dahin von langer Hand vorbereitet hatte. Die Staatsmänner Frankreichs, Rußlands und Englands stolperten nicht in den Krieg, wie Lloyd George vor einiger Zeit behauptet hat. Sie schritten mit Überlegung hinein. Das Stolpern besorgten andere."

* * *

Mögen die Lügen sich auch noch geraume Zeit behaupten; mag der einzelne auch die Paradieseshelle der Wahrheit nicht mehr erleben — er fühlt doch, daß es Tag werden muß. Nichts kann ihn aufhalten.

Wir verzweifeln nicht.

Ringwaldt.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Ludwig Klages, Seminar für Ausdruckskunde, Kilchberg bei Zürich. — Hofrat Dr. Richard von Schaukal, Wien. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Gustav Mie, Halle (Saale). — Simo Eronen, Finnland. — Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Paul Kehr, Gen.-Direktor der Staatsarchive, Berlin. — Reg.-Rat a. D. Hugo Elbert-hagen, Berlin. — Dr. Paul Fechter, Berlin.

# Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Arcos.** — Das Gemeinsame von René Arcos. Übertragen von Friderike Maria Zweig. Mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel. 175 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Bahr.** — Essays von Hermann Bahr. 2. Aufl. 255 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

**Baumgarten.** — Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914. Beiträge zur Beurteilung der Schuldfragen. Von Generalmajor a. D. Artur Baumgarten. Crusius. 226 S. u. 12 Kartenskizzen. Berlin, August Scherl, G. m. b. H.

**Baux.** — Etudes sur le combat par Charles Baux, Capitaine d'inf. Préface du Maréchal Foch. F. 96 P. Paris 1921, Payot & Cie. (5 Fr.)

**Becher.** — Um Gott von Johannes R. Becher. 330 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

**Becker.** — Deutschlands Zusammenbruch und Auferstehung. Erneuerung der Staatsgesinnung. Von Dr. Otto Becker. 151 S. Berlin 1921, Carl Heymanns Verlag. (15 M., gbd. 20 M.)

**Berendsohn.** — Der Impressionismus Hoffmannsthals als Zeiterscheinung. Eine stilkritische Studie von Walter A. Berendsohn. 52 S. Hamburg 1920, Wissenschaftlicher Verlag W. Gente. (3,60 M.)

**Bettelheim.** — Im Zeichen des alten Burgtheaters von Helene Bettelheim-Gabillon. 246 S. mit Abb. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Bierbaum.** — Briefe an Gemma von Otto Julius Bierbaum. 226 S. München 1921, Georg Müller. (35 M.)

**Bleh.** — Von nordischem Urwilde. Geschichten von Wild, Steinen und Menschenherzen von Fritz Bleh. 16 Bildtafeln, 281 S. Leipzig 1921, R. Voigtländer. (Gbd. 20 M.)

**Bohn.** — Die Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung. Ein Buch für Nervöse und Gemütskranke von Dr. med. Wolfgang Bohn. 116 S. Leipzig 1920, Max Altmann. (5 M., gbd. 7,50 M.)

**Brandler.** — Die Sintflut kommt wieder! Ein Nachweis der Wiederkehr auf Grund astronomisch-geologischer Feststellungen von Karl Brandler-Pracht. Berlin 1920, Futuria-Reform-Verlag. (5 M.)

**Braun.** — Aktaion, Tragödie von Felix Braun. 96 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Brunet.** — La Constitution Allemande du 11 VIII 1919 par René Brunet. Préface par Joseph-Barthélemy. 364 P. Paris 1921, Payot & Cie.

**Bühler.** — Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen herausgeg. von Johannes Bühler. 16 Bildtafeln u. 528 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

**Burkhardt.** — Chinesische Kultstätten und Kultgebräuche von Martha Burkhardt. Mit 53 Bildern u. Zeichn. der Verfasserin. 175 S. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag.

**Cornelius.** — Elementargesetze der bildenden Kunst. Grundlagen einer praktischen Ästhetik von Hans Cornelius. 3. Aufl. 247 Abb., 11 Tafeln u. 203 S. Leipzig 1921, B. G. Teubner. (15 M., gbd. 20 M.)

**Croker.** — The Pagoda Tree by B. M. Croker. 279 S. Leipzig 1921, B. Tauchnitz (Edition Vol. 4547). (7,50 M.)

**Curtius.** — Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Von Ernst Robert Curtius. 255 S. Bonn 1921, Friedrich Cohen Verlag. (30 M., gbd. 38 M.)

**Dauthendey.** — Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande. Von Max Dauthendey. 150 S. München 1921, Albert Langen. (18 M., gbd. 26 M.)

**Deutschland,** Südtirol und Italien. Von einem südtiroler Politiker. 31 S. Bozen-Meran 1921, Südtiroler Zeitungsverlag. (Auslieferung F. Volckmar, Leipzig.)

**Dschuang-Dsi.** — Gleichnisse. Ausgewählt und übertragen von Walter Salenstein. 140 S. Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag.

**Eberlein.** — Deutsche Maler der Romantik von Kurt K. Eberlein. 127 S. Jena 1920, Eugen Diederichs. (18 M.)

**Egloffstein.** — Wiedergeburtslehre, Sonnenreligion und Christentum. Von Friedr. Graf von und zu Egloffstein. 68 S. Leipzig, Max Altmann. (1,50 M.)

**Engel.** — Goethe. Der Mann und das Werk. Von Eduard Engel. 11. bis 14. Aufl. 2 Bde. 955 S., 39 Abbild. Braunschweig 1921, Georg Westermann.

**Fetzer.** — Lehrgang zur Bildung des Klangbewußtseins. Von Thusnelde Fetzer. 59 S. Stuttgart 1921, J. G. Cotta Nachf. (7 M.)

**Fischer.** — Orientalische und griechische Zahlensymbolik. Ein Beitrag zu meinem System der alttestamentlichen Zahlenwerte von Prof. Oskar Fischer. 58 S. Leipzig, Max Altmann. (3 M.)

**Fischer.** — Das Vollwirkliche und das Als-ob. Von Ludwig Fischer. 108 S. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn. (15 M.)

**Flake.** — Dinge der Zeit, Buchausgabe der „Fünf Hefte" von Otto Flake. 238 S. München 1921, Roland-Verlag (Dr. Alb. Mundt). (Gbd. 26 M.)

**Flaubert.** — Ein schlichtes Herz. Von Gustave Flaubert. Übertragen von Ernst Hardt. 60 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Foch.** — Essai de psychologie militaire par J. R. Ancien élève de l'Ecole supérieure de guerre. 208 P. Paris 1921, Payot & Cie. (6 Fr.)

**Gentizou.** — L'Allemagne en République par Paul Gentizou. 254 P. Paris 1920, Payot & Cie. (5 Fr.)

**Gewerkschaftsbewegung. Die Internationale Gewerkschaftsbewegung.** Organ des Internationalen Gewerkschaftsbundes. Nummer 1. Januar 1921. Amsterdam, Vondelstraat 61. (Jährlich 6 holl. Gulden.)

**Gleich.** — Rudolf Steiner als Prophet. Ein Mahnwort an das deutsche Volk von Gerold v. Gleich, Generalmajor z. D. Ludwigsburg 1921, J. Aigners Hofbuchhandlung. (2,20 M.)

**Goerke.** — Videant Consules. Das psychophysiologische Gebot als staatswissenschaftliche Grundlage der deutschen Wiedergeburt. 255 S. Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag. G. m. b. H.

**Gött.** — Emil Gött. Sein Anfang und sein Ende. Aufzeichnungen seiner Mutter Maria Ursula Gött. 84 S. München 1921, C. H. Beck. (9,50 M.)

**Grimm-Much.** — Buddhistische Weisheit. Von Georg Grimm und Hans Much. 102 S. Leipzig, Max Altmann. (7 M., gbd. 9,50 M.)

**Hahn.** — Die Bibse. Groteske Satiren von Arnold Hahn. 98 S. München 1921, Albert Langen. (7,50 M., gbd. 13,50 M.)

**Hahn.** — Streifzüge durch Sowjetrußland. Eigene Erlebnisse und Erfahrungen aus dem Lande der Bolschewiken von Dr. Wilhelm Hahn. 95 S. Wien 1921, Moritz Perles Verlag. (8 M.)

**Hammann.** — Der mißverstandene Bismarck. 20 Jahre deutscher Weltpolitik. Von Otto Hammann. 204 S. Berlin 1921, Reimar Hobbing.

**Hanne.** — Freies Christentum. Für Denkende und Suchende kurz dargestellt von Lic. Dr. J. R. Hanne. 176 S. Hamburg 1921, W. Gente, Wissenschaftl. Verlag. (15 M.)

**Hansen.** — The Unrepentant Northcliffe. A. Reply to the London „Times" of October 19, 1920 by the „Unrepentant Hun" Ferdinand Hansen of New York. Hamburg, Overseas Publishing Co.

**Hartmann.** — **Großdeutsch oder Kleindeutsch?** Von Ludo Moritz Hartmann. 32 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes.

**Hasenclever.** — Jenseits. Drama von Walter Hasenclever. 85 S. Berlin 1921. Ernst Rowohlt

**Heim-Grützmacher.** — Oswald Spengler und das Christentum. Zwei kritische Aufsätze von Carl Heim und Richard H. Grützmacher (Professoren D. D der Theol.) 73 S. München 1921, C. H. Beckʼsche Verlagsbuchhandlung.

**Hermberg.** — Der Kampf um den Weltmarkt. Handelsstatistisches Material. Herausgegeb. vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Bearbeitet von Dr. Paul Hermberg. 135 S. Jena 1920, Kommissionsverlag. (25 M.)

**Hirschfeld.** — Institut für Sexualwissenschaft, begründet von San.-Rat Dr. Magnus Hirschfeld. Das erste Jahr (1. VII. 19. bis 30. VI. 20). 20 S. Berlin 1920.

**Hirt.** — Der Heereszug Gottes von Carl Emerich Hirt. 118 S. Wien 1921, Wiener Literarische Anstalt.

**Hönig.** — Ferdinand Gregorovius der Geschichtsschreiber der Stadt Rom von Johannes Hönig. 551 S. Stuttgart 1921, J. G. Cottasche Buchhandlung. (55 M. gbd. 68 M.)

**Horand.** — Der Cheruskerʼ Not. (Thusneldas Rache.) Ein Völkischer Sang des F. M. Horand. 70 S. Halle a. d. S., Verlag Dr. Ferdinand Münter.

**Huber.** — Kaiser Wilhelms Schuld und Sühne. I. Teil. Die Wahrheit über Bismarcks Entlassung. Von Prof. Huber u. Fralba aus einer französischen Originalschrift herausgegeben. Leipzig 1921, Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung.

**Huch.** — Alte und neue Gedichte von Ricarda Huch. 73 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Hünefeld.** — Insel der Verbannung. Hohenzollern im Exil. Stimmungsbilder aus Holland von E. G. Freiherrn von Hünefeld. 31 S. Berlin, Karl Curtius. (3 M.)

**Japikse.** — Die Stellung Hollands im Weltkrieg politisch und wirtschaftlich von Dr. N. Japikse. Nach der Handschrift übersetzt von Dr. K. Schwendemann. 384 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (40 M.)

**Jerome.** — All roads lead to Calvary by Jerome. K. Jerome. 311 S. Leipzig 1921, B. Tauchnitz (Edition Vol. 4546). (7,50 M.)

**Johansson.** — Die Rottöpfe. Die Geschichte eines Geschlechts aus der Wildnis. Von Adolf Johansson. 277 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (20 M., gbd. 28 M.)

**Kahr.** — Reden zur bayrischen Politik. Ausgewählte Reden des bayr. Ministerpräsidenten Dr. von Kahr. (Polit. Zeitfragen, 2. Jahrg. Heft 22/24.) München 1920, Verlag der Polit. Zeitfragen.

**Kallenberg.** — P-Strahlen. Das Neuland des sidarischen Pendels von Friedrich Kallenberg. 133 S. (Mit zahlreichen Abbild.) Leipzig 1920, Max Altmann. (12 M., gbd. 15 M.)

**Kappstein.** — Schillers Weltanschauung von Theodor Kappstein. 217 S. (Philosoph. Reihe, 8. Bd.) München 1921, Rösl & Cie. (Gbd. 14 M.)

**Kappstein.** — Goethes Weltanschauung von Theodor Kappstein. 201 S. (Philosoph. Reihe, 6. Bd.) München 1921, Rösl Verlag. (Gbd. 14 M.)

**Kaßner.** — Englische Dichter von Rudolf Kaßner. 187 S. Leipzig 1920, Insel-Verlag.

**Keller,** Gottfried. — Reclams Universalbibliothek.
- — Der grüne Heinrich, Roman. 2 Bde. 1028 S. Nr. 6161—70.
- — Pankrez der Schmoller, Erzählung. 72 S. Nr. 6171.
- — Romeo und Julia, Erzählung. 100 S. Nr. 6172.
- — Die 3 gerechten Kammacher. Frau Regel. Kleider machen Leute. Nr. 6173/74.
- — Spiegel, das Kätzchen. Der Schmied seines Glückes. 94 S. Nr. 6175.
- — Die mißbrauchten Liebesbriefe, Erzählung. 99 S. Nr. 6176.
- — Dietegen Erzählung. 83 S. Nr. 6177.
- — Das verlorene Lachen. 125 S. Nr. 6178/79.
- — Der Narr auf Manegg. Hadlaub. 136 S. Nr. 6180/81.
- — Der Landvogt von Greifensen, Novelle. 131 S. Nr. 6182/83.
- — Das Fähnlein der 7 Aufrechten, Novelle. 90 S. Nr. 6184.
- — Ursula. Novelle. 90 S. Nr. 6185. (Jede Nummer 1,50 M.)

**Keller.** — Schriften von Gottfried Keller, Inselbücherei Nr. 320—29. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

**Kemmerich.** — Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft. Von Dr. Max Kemmerich. München-Tiessen 1921, Verlag Jos. C. Huber. (3,50 M.)

**Kesler.** — Notizen über Mexiko von Harry Graf Keßler. 142 S. 2. Aufl. Leipzig 1921, Insel-Verlag.

**Kestenberg.** — Musikerziehung und Musikpflege von Leo Kestenberg. 141 S. Leipzig 1921, Quelle & Meyer. (12 M.)

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

# Französische Feldherren im Weltkriege

Von

## General von Zwehl

Unter den entscheidenden Realitäten des Krieges steht in der Regel die Wahl des Oberbefehlshabers obenan. Wenn auch der Zauber der Persönlichkeit, ihr unmittelbarer Einfluß auf das kämpfende Heer bei den Massenaufgeboten der Jetztzeit stark gegen die früheren Zeiten zurückgetreten ist, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu bringen, wird doch vielfach die Sicherung des Sieges bedeuten. Allerdings kann kein Mensch aus Ton Funken schlagen, an der Unzulänglichkeit der Mittel muß auch das Genie scheitern.

Wir haben den Krieg verloren. Sind wir dem überlegenen Scharfsinn, dem größeren und doch sicheren Wagemut, der Entschlußkraft und Ausdauer in schwierigen Lagen gegnerischer Feldherren erlegen? Welche ihrer Entschlüsse und Taten haben ihnen den Endsieg verschafft?

Mit dem englischen Feldherrn braucht man sich zur Beantwortung dieser Fragen kaum zu beschäftigen. Feldmarschall French geriet mit dem englischen Expeditionskorps bei Beginn der Operationen scharf ins Gedränge, wurde stark von den Verhältnissen getragen und befand sich in einem Abhängigkeitsverhältnis unklarer Art, das zu entscheidenden Entschlüssen keinen rechten Raum ließ. Er hatte als Richtschnur von seiner Regierung die Weisung erhalten, auf keinen Fall das Expeditionskorps aufs Spiel zu setzen. Danach hat er verfahren und die Sicherung seiner Ausschiffungspunkte zu den Verbindungen über See ängstlich gewahrt. Anfang September 1914 erreichte seine Sorge, sie zu verlieren, einen hohen Grad; aber er hat der Wiederaufnahme der Offensive Anfang September zugestimmt, sie, wenn auch zögernd, ohne Schwung, doch unterstützt. Der General Haig, sein Nachfolger als englischer Oberbefehlshaber, ist, soweit es in die Öffentlichkeit gedrungen ist, ein williger und treuer Genosse der verschiedenen französischen obersten Führer gewesen. Den Ton scheint er in dem Konzert der Beratungen nicht angegeben zu haben. Der amerikanische General Pershing noch weniger.

Die eigentliche Kriegsleitung war auch, ehe ein gemeinsamer Oberbefehl bestand, in der Hauptsache bei den Franzosen. Wie sind die Feldherrneigenschaften der Generale Joffre, Nivelle, Pétain, Foch und Franchet d'Espérey zu beurteilen?

Diese kurze Studie wird sich nur mit den einzelnen Trägern der Kommandogewalt beschäftigen. Der Graf Schlieffen hat schon in einem geistvollen Auf-

satz geschildert[1]), daß das Feldherrntum sich nicht immer in einer Person zu verkörpern brauche, daß vielmehr in den großen Kriegen von 1866 und 1870/71 der Feldherr aus einem Triumvirat, König Wilhelm, Bismarck und Moltke, bestanden habe. Von einem solchen Triumvirat müsse allerdings wenigstens einer, „wie der bräunliche Hirtenknabe David, der die Philister besiegen sollte, von Samuel zum König, d. h. zum Feldherrn gesalbt sein". — Für den modernen Feldherrn wird es noch nicht einmal immer genügen, daß er etwas von dem Salböl Samuels abbekommen hat. Er bedarf außer einer guten Operationsabteilung vieler durch Scharfsinn ausgezeichneter Mitarbeiter, wenn er nicht scheitern soll: Leiter des Nachrichten-, Eisenbahn-, Verpflegungswesens, des Munitionsnachschubes usw., kurz, eines brauchbaren Stabes, und wenn er ihn nicht vorfindet, muß er ihn sich schaffen. Aber schließlich laufen doch alle Fäden im Feldherrn zusammen, und er ist der Träger der Verantwortung, des Ruhmes oder des — — abfälligen Urteils.

* * *

Nach der Ansicht des Feldmarschalls Moltke sind Fehler beim ersten Aufmarsch oft im Laufe eines ganzen Feldzuges nicht wieder gut zu machen. Ob der General Joffre, der den Oberbefehl an der französischen Front im Sommer 1914 hatte, der Urheber des Aufmarsch- und Operationsplanes ist, ob beides von einem Kollegium, vielleicht dem obersten Kriegsrat, endgültig festgelegt ist, steht dahin. Wie in allen Bundeskriegen mag der Ausgleich der verschiedenen Absichten und Wünsche zwischen Frankreich, England und Belgien schwierig gewesen sein. England hatte schon Mitte Juli seine Flotte unter dem Vorwand einer Probemobilmachung um Portland vereinigt, wollte aber vor dem eigenen Volke wie vor der Welt sein unschuldsvolles Gesicht wahren und mußte einen recht wirksamen Grund für seine Kriegserklärung schaffen. Belgien war auch ungenügend vorbereitet und zunächst auf den Schutz seines Landes bedacht. — Die erste Entwicklung des französischen Heeres erfolgte längs der Grenze von Belfort über Epinal[2]), Verdun, Douziers, Vervins. — Dieser Aufmarsch erheischte sofort eine Änderung, als der deutsche Vormarsch durch Belgien erkennbar wurde. Es traf den General Joffre aber keineswegs unerwartet, als das deutsche Ultimatum in Brüssel übergeben wurde. Wir hatten durch zahlreiche Indiskretionen dafür gesorgt, daß mit dieser Möglichkeit der Generalissimus von vornherein rechnete, eine besondere „Variante" sah die damit nötigen Änderungen schon vor, der kaum begonnene, noch im Rollen befindliche Aufmarsch, das dichte Eisenbahnnetz des Landes ermöglichten auch die Verlängerung der Front bis an die Sambre. Die Entwicklung nach Norden vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Mit dem deutschen Vormarsch noch nördlich der Maas und der Sambre rechnete aber der General Joffre zunächst nicht. Er glaubte von dort wohl auch an keine Gefahr, weil die englische Armee mit dem Sammelpunkte Avesnes die Deutschen abwehren könne. Ferner durfte das rechtzeitige Eintreffen von Truppen aus

[1]) Graf Schlieffen, Gesammelte Schriften. Berlin 1913, E. S. Mittler & Sohn.
[2]) Zum Verständnis genügt die Benutzung eines Atlasblattes.

Marokko, Algier und der zunächst an der italienischen Grenze verbliebenen Verbände gerechnet werden. Ausdrücklich hervorzuheben ist, daß für das Eintreffen der englischen Armee sowie deren Einsatz ein genauer Plan ausgearbeitet war, in welchem sie als Armee W bezeichnet worden ist [3]).

Mit einer zuwartenden Defensive ließ sich der als eigentliches Kriegsziel bezeichnete Wiedergewinn Elsaß-Lothringens nicht erreichen, Frankreich hatte auch mit der Verteidigungstheorie im Jahre 1870/71 zu schlechte Erfahrungen gemacht, es kann deshalb Joffres Entschluß, wie er in dem Operationsentwurf ausdrücklich vorgesehen war, nach vollendetem Aufmarsch den Angriff auf der ganzen Linie zu beginnen, selbst vor der nachträglichen Kritik wohl bestehen. Man mußte den geflissentlich heraufbeschworenen Waffengang beginnen und etwas wagen.

Auch in Deutschland ist es als das Gegebene betrachtet, daß die Franzosen angreifen würden; die andere Möglichkeit, hinter der Befestigungslinie an ihrer Ostfront unseren Angriff abzuwarten, um, sobald wir sie vielleicht durchbrechen würden, über unsere Marschspitzen herzufallen, ist zumeist und mit Recht als Utopie angesehen.

Obgleich Joffre am 13. August Nachrichten erhielt, daß der Gegner auch nördlich der Maas vorgehe, setzte er am 14. August eine Offensive in der Richtung auf Mörchingen—Saarburg an. Gegen das Oberelsaß war schon vorher ein Teilvorstoß unternommen, der vorübergehend Mülhausen zwar erreichte und auch bei einer späteren Wiederholung keinen wesentlichen örtlichen Gewinn brachte, während der größere Angriff gegen Mörchingen—Saarburg bis zum 20. August mit einer Niederlage endete. Auch das machte den französischen Generalissimus nicht an seinem Entschlusse irre. Er ließ die geplante Hauptoffensive, mit zwei Armeen die gegnerische Front durch Belgisch-Luxemburg zu durchbrechen, nicht fallen, sondern befahl am 21. August die Fortsetzung, noch immer in der Hoffnung, daß seine 5. Armee im Verein mit den Belgiern und Engländern seine linke Flanke decken würde. Er hoffte im weiteren Fortschreiten dieses Vorstoßes die deutschen Verbindungen über Lüttich zu durchschneiden und alle gegnerischen Kräfte, die nördlich der Maas vorgegangen waren, entweder zur schleunigen Umkehr zu veranlassen oder gegen die holländische Grenze, namentlich den Maastrichter Zipfel abzudrängen. Der Plan wagte viel, bei richtigem Verhalten des Gegners alles, denn er rechnete nicht mit der Widerstandskraft der gegnerischen, der nicht ausreichenden Kampfkraft der eigenen Truppen. Also war er verfehlt, die Masse der nördlich der Maas vorgehenden deutschen Kräfte war unterschätzt, und der eigene Angriff geriet von vornherein ins Stocken. — Da die französische linke Flügelarmee an der Sambre bei Charleroi stark ins Gedränge geriet, die Engländer sich von Westen umfaßt sahen und zurückgehen mußten, war der Plan gescheitert, etwa zwei Drittel der verbündeten Heere zum Rückzuge genötigt. Die Belgier hatten sich, von Antwerpen angezogen, dorthin versammelt, mit dem wenig tröstlichen Versprechen, von dort im geeigneten Augenblicke wieder vorzubrechen, eine Zusage, die sie bekanntlich nicht zu erfüllen ver-

[3]) v. Kuhl, Der Marnefeldzug 1914. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

mochten. Das arge französische Mißgeschick hat natürlich zu einer harten Kritik des Aufmarsches eingeladen. Es wird eine stärkere Rückwärtsstaffelung auf dem nördlichen Flügel befürwortet. Damit hätten die Franzosen von ihrer geplanten schnellen Offensive mit starken Kräften absehen müssen. Eine näherliegende Bemängelung ist die Offensive aus dem Loch von Belfort gegen Mülhausen, der größere Erfolge unmöglich beschieden sein konnten. Sie hat zwar nur ein Korps mit einigen Reserve-Divisionen verbraucht, die aber sicher an anderer Stelle wirksamer hätten verwendet werden können. Indessen hat der Angriff seinen Zweck glänzend erfüllt, indem er unsere 7. Armee veranlaßte, dagegen anzugreifen, Kräfte zu verbrauchen und ihre Verwendung auf dem rechten deutschen Heeresflügel zu erschweren. Vielleicht hat die französische Offensive im Oberelsaß somit entscheidend auf den Gang des Krieges eingewirkt. Die Kritik sollte also in dieser Hinsicht maßvoll sein, der Erfolg spricht gegen sie, so bedauerlich es auch ist, daß die deutsche Oberste Heeresleitung sich nicht den Gedanken zu eigen machte, Süddeutschland würde am besten und sichersten durch Erfolge in Belgien und Nordfrankreich geschützt.

Aus dem erlittenen Fehlschlag heraus den ganzen Joffreschen Plan zu verurteilen, scheint wenig angemessen. Er rechnete aber nicht mit zwei Gefahrpunkten: einmal mit der Zahl der deutscherseits zur Umfassung angesetzten Korps, zweitens täuschte er sich über die Zeit, die nötig war, um in rein frontalem Ringen den Gegner auf weite Strecken vor sich herzutreiben. Die modernen Kämpfe sind bei Truppen von angemessener innerer Festigkeit, wenn sie nicht mit starken Flankenbedrohungen verbunden sind, höchstens ein mühsames, langwieriges Ringen; Angriffe, die nicht anhaltend durch frische Kräfte genährt werden können, geraten ins Stocken, und aus der hüben und drüben sich unvermeidlich ergebenden Erschöpfung versumpfen sie im Stellungskrieg. Selbst eiserner Wille der Leitung, oft wiederholte Angriffsbefehle können daraus nicht befreien. Inwieweit die Anklagen des französischen Generalissimus berechtigt sind, daß viele seiner Unterführer versagt, die allgemeine Angriffsfähigkeit der Truppen nicht genügt hätte, bleibt dahingestellt.

Um sich der drohenden Umfassung seines linken Flügels zu entziehen, mußte Joffre sein Heer, soweit es nördlich und nordwestlich Verdun entwickelt war, mit einer Rückwärtsschwenkung zurücknehmen, Versuche, durch Teilkämpfe (St. Quentin und Guise) den gegnerischen Vormarsch zu verlangsamen, konnten keinen Erfolg haben.

Joffre entschloß sich, dies durch eine Gegenoffensive aus der Gegend von Amiens zu unternehmen, wo er rechtzeitig starke Kräfte zusammenzuziehen hoffte. Der Entschluß zu dieser Unternehmung soll am 25. August gefaßt sein und die Vereinigung von zwei Armeekorps, fünf Reserve-Divisionen und ein Kavallerie-Korps geplant haben. Mit diesen Kräften erwartete Joffre einen Erfolg gegen die Deutschen. Die Unternehmung rechnete noch weniger mit den tatsächlichen Verhältnissen als der Versuch des Durchbruchs in Belgisch-Luxemburg. Die den Führer beratenden Personen des Eisenbahndienstes müssen versagt haben, oder das ganze Hauptquartier befand sich in starker Täuschung über den deutschen Angriffswillen. Amiens wurde

zu früh vom Gegner bedroht, der Aufmarsch kam nicht zur Vollendung, was schon an Truppen eingetroffen war, wurde geworfen, die Ausschiffungen mußten eingestellt oder zurückverlegt werden. Hier liegt ein offenbarer Fehler der höheren Führung vor. — Da Joffre den richtigen Entschluß gefaßt hatte, sich nicht durch eine Umfassung seiner linken Flanke schlagen zu lassen, ist der Versuch, mit untauglichen Mitteln der drohenden Gefahr zu begegnen, nicht zu rechtfertigen. Inwieweit er dabei politischen Rücksichten, namentlich der schlechten Stimmung der Regierung und im Lande erlegen ist, mag sein Geheimnis bleiben. Der englische Feldmarschall French hatte wohl seine guten Gründe, wenn er am 29. August an seine Regierung berichtete: „Ich kann nicht sagen, daß ich dem weiteren Verlaufe des Feldzuges in Frankreich hoffnungsvoll entgegensehe." Das Vertrauen zu der Fähigkeit der französischen Führung war erheblich vermindert. Indessen ist der Eindruck des operativen Mißgriffs schnell verwischt durch das „Wunder", das sich kurze Zeit später an der Marne abspielte. Dort gelang es zwar nicht durch eine eigentliche Schlachtentscheidung auf dem linken Flügel der Franzosen, sondern durch eine unzutreffende Auffassung der Lage und dementsprechend unglückliche Maßnahmen bei der vom rechten deutschen Flügel als zweite fechtenden Armee den deutschen Vormarsch nicht allein endgültig zum Halten zu bringen, sondern in einen Rückzug zu verwandeln.

Es ist nicht die Absicht dieser kurzen zusammenfassenden Betrachtung französischen Feldherrntums, in Einzelheiten der Entwicklung des „Marnewunders" einzutreten. — Sicher ist, daß Joffre schon am 5. September entschlossen war, nicht allein hinter die Seine, sondern, wenn nötig, noch weiter südlich zurückzugehen. Nur mit Mühe ist er zu dem Entschluß gekommen, jetzt einen Vorstoß gegen die rechte deutsche Flanke unter gleichzeitigem Angriff gegen die deutsche Front zu unternehmen. Ob die dringlichen Anträge des Generals Gallieni dabei entscheidend waren, also nicht Joffre, sondern jener als der eigentliche Retter Frankreichs anzusehen ist, darüber gehen auch im eigenen Lager die Ansichten auseinander. Sicher ist, daß Joffre bedenklich geschwankt hat, und daß die Vorstellung im französischen Volke, er habe mit dem Adlerblick des Feldherrn die gegnerische Blöße erkannt und sie zu einem tödlichen Stoß benutzt, keineswegs zutrifft. Dies um so weniger, als eine Blöße, da, wo sie der Feldherr hätte erkennen können, gar nicht bestand, nämlich auf dem deutschen rechten Flügel. Im Gegenteil, dort erlitten die Franzosen einen Mißerfolg; auch an keiner anderen Stelle errangen sie einen Sieg — sondern Deutschlands Heer zog nach einem großen Erfolg bedauerlicherweise ab. — Aber Joffre war trotz allem der sieggekrönte Feldherr.

Den sogenannten Sieg auszunützen bot sich keine Gelegenheit. Dafür trifft den Führer keine Schuld, denn er konnte bei dem Zustand seiner Truppen nur folgen, soweit er keinen ernsten gegnerischen Widerstand fand. Mittels des guten Eisenbahnnetzes an irgendeiner Stelle der Front schnell eine starke Stoßtruppe zu bilden, kam nicht in Frage, er war froh, mit blauem Auge davongekommen zu sein.

Damit ist die eigentliche Feldherrntätigkeit des Generals Joffre im wesentlichen erschöpft. Während der Herbstmonate 1914 waren seine Bemühungen, den deutschen rechten Flügel zu umfassen, erfolglos. Es gelang zwar, die linke Flanke dauernd so weit zu verlängern, daß die gegnerischen Umfassungsbestrebungen fehlschlugen und sich schließlich in vergeblichen Versuchen, den französischen Nordflügel frontal zu durchbrechen, verbluteten. Auch die passive Abwehr gelang nur in schweren Krisen.

Es begann der Stellungskrieg. Für operative Entschlüsse war nur insoweit Raum, als es sich um die Auswahl von Fronten handelte, auf die sich die Durchbruchsversuche richten sollten. Joffre hat es an den verschiedensten Stellen der Front versucht, solange er für die Leitung der Operationen die Verantwortung trug. Er ist überall gescheitert. Er hat den Gegner allerdings mehrfach stark geschädigt, schien auch dem Ziele nahe zu sein, weil er über eine starke Überlegenheit verfügte. Die Offensiven 1915 in der Champagne, bei Arras, an der Lorettohöhe, bei Lille, an der Combrehöhe-Priesterwald endeten durchweg mit Fehlschlägen oder mit Vorteilen, die in keinem Verhältnisse zu den aufgewendeten Mitteln und den erlittenen Verlusten standen. Waren die Punkte falsch gewählt? Ich glaube nicht, daß man Joffre diesen Vorwurf machen kann. Es lag in den Verhältnissen, die deutsche Infanterie war in ihrer inneren Kraft noch ganz ungebrochen, wenn auch vielleicht infolge starken Abgangs an unteren Führern aus dem Friedensstande weniger widerstandsfähig als bei Kriegsbeginn. Mehrfach, namentlich im Herbst 1915, hat zwar die Entscheidung auf des Messers Schneide gestanden, als die Deutschen den Schwerpunkt der Kräfte nach dem Osten verlegten und deshalb die Westfront stark von Reserven entblößt hatten. Schwer verständlich ist aber, weshalb Joffre keinen Angriff aus Verdun heraus versucht hat, wo die deutsche Front auffallend schwach war, und wo er leicht die wichtige Bahnlinie Diedenhofen—Sedan hätte durchschneiden und damit unsere Verbindungen stark verwirren können. — Sicher scheint indessen, daß sich Joffre, wie viele andere hohe Führer beider kämpfenden Parteien, im Jahre 1915 noch in einer gewissen Unklarheit darüber befand, welche geringen Aussichten der frontale Durchbruch unter den modernen Kampf- und Waffenverhältnissen überhaupt hat. Der größte gelungene Durchbruch des Weltkrieges, derjenige von Gorlice-Tarnow, stieß auf einen Gegner, der wenig widerstandsfähig war, vor allem weil er fast gar keine Artilleriemunition mehr besaß. Ob Joffre dies wohl erkannt, aber doch unmöglich bei seiner Überlegenheit an allen Kräften und Material in passiver Abwehr verharren konnte, also irgendwo angreifen mußte, ist unerheblich. Erfolge waren dem Feldherrn nicht beschieden, trotz aller mit seinem Namen gezeichneten schwungvollen Tagesbefehle; seine Verluste waren schwer.

Im Jahre 1916 hatte sich die Lage im großen für Frankreich nicht geändert. Der deutsche Angriff auf Verdun traf Joffre überraschend, und die Regierung scheint ihm daraus einen besonderen Vorwurf gemacht zu haben. Die französischen Quellen bringen darüber Nachrichten, die vielleicht Richtiges mit offenbar Falschem ver-

mischen [4]). Danach soll Joffre am 10. Februar „aus guter Quelle" eine Nachricht über den bevorstehenden deutschen Angriff erhalten haben. Das ist möglich, da der Beginn auf den 12. Februar festgesetzt war, aber aus Witterungsrücksichten — es war sehr unsichtiges, regnerisches Wetter — tageweise durch das Stichwort „morgen innerer Dienst" bis zum 21. Februar verschoben wurde. Es war unangebrachte Nachgiebigkeit auf artilleristische Sonderwünsche und deshalb ein deutsches Unglück. Während dieser Zeit liefen mehrere Leute von einem in erster Linie stehenden Korps zum Feinde über, die von der gar nicht zu verheimlichenden Absicht Mitteilungen machten. Wenn aber behauptet wird, daß am 15. Februar ein vom 14. datierter Befehl des Deutschen Kronprinzen in Feindeshand geraten wäre, so klingt das schon deshalb wenig glaublich, weil zu dieser Zeit kaum noch Befehle von Wichtigkeit, den Angriff betreffend, erlassen sein werden. Es war alles schon erheblich früher genau geordnet, am 14. bedurfte es keiner Ergänzung der Befehle mehr. Aus den Kriegserinnerungen des Generals Dubois, damals Oberbefehlshaber der 6. Armee, läßt sich folgern, daß französischerseits mehr mit einem Angriff der Deutschen zwischen Somme und Oise gerechnet wurde; ein örtlicher deutscher Vorstoß an der Somme bei Frize scheint als Einleitung eines größeren Angriffs angesprochen zu sein. Da bei Verdun nach derselben Quelle sich 168 Bataillone Infanterie, 388 Feld- und 244 schwere Geschütze befanden, die Festung, namentlich die vorgeschobenen Stellungen in einundeinhalbjähriger Arbeit gut ausgebaut waren, läßt es sich verstehen, daß Joffre dort noch nichts befürchtete, als wir mit etwa 80 Bataillonen und 1000 Geschützen angriffen. Er täuschte sich aber über die Wirkung des Vorstoßes. Die Besatzung und die höheren Führer wurden schwach, der in der französischen Mitte das Kommando führende General de Langle de Cary verlor die Nerven und ordnete den Rückzug auf das westliche Maasufer an. Da griff Joffre ein, befahl mit allem Nachdruck zu halten und rettete dadurch die auch nach anderen französischen Nachrichten recht kritische Lage. Den Oberbefehl im Maasgebiet übernahm der General Nivelle. Der Zähigkeit des Generalissimus haben es die Franzosen zu danken, daß ihnen ein wenn auch nicht entscheidender, so doch aus Rücksichten des Prestige bedenklicher Mißerfolg bei Verdun erspart geblieben ist.

Geringer wurde der monatelange Kampferfolg der Alliierten in der Sommeschlacht 1916 bewertet. Er stand auch hier allerdings in keinem Verhältnis zu den Opfern und den aufgewendeten Mitteln. Die Feldherrnkunst Joffres hatte sich in den Augen Frankreichs erschöpft. Die Regierung wollte größeren Einfluß auf die Operationen haben. Weder der Scharfsinn Joffres in Erkennung der Gefahr bei Verdun hatte befriedigt, noch die Hoffnungen, die man auf die Somme-Offensive setzte, waren verwirklicht worden. Die Engländer machten bei den Beratungen über die Fortsetzung der Offensive schon im Spätherbst 1916 Schwierigkeiten, weil die Truppen ruhebedürftig wären.

[4]) Französisch-englische Kritik des Weltkrieges von Herrmann v. Kuhl (Berlin, E. S. Mittler) bringt die Einzelheiten nach Pierrefeu, Mangin und Erklärungen in den Kammersitzungen.

Der aus den Kämpfen vor Verdun bekannte General Nivelle trat an Joffres Stelle. Er hatte während des ziemlich ergebnislosen Kriegsjahres 1916 im Oktober und Dezember zwei Teilerfolge gegen stark abgekämpfte deutsche Truppen am Douaumont und bei Fleury errungen. Man hielt ihn dadurch zum Generalissimus für geeignet. Es war, wie sich bald ergab, insofern eine Täuschung, als er mit seinem Hauptschlage, den er gegen den deutschen, beiderseits Noyon gegen Paris vorgeschobenen Bogen führen wollte, kein Glück hatte. Der Gegner zog am 15. März 1917 in die rückwärts ausgebaute Siegfriedstellung ab. Alle umfangreichen Vorbereitungen für einen Angriff mit gewaltigem Aufwand von Material erwiesen sich als hinfällig. Es galt einen neuen Angriffsplan zu entwerfen, ihn wenigstens soweit zu ändern, daß er auf die veränderte Lage paßte. Daraus entstanden Anfang April die Angriffe bei Arras durch die Engländer, die nicht unerhebliche Erfolge hatten, aber doch nicht entfernt einen Durchbruch darstellten, sowie an der Aisne und in der Champagne. Die Erfolge waren allgemein gering, an der Aisne waren sie unter besonders schweren Verlusten kaum nennenswert. — Nivelle war damit abgetan. Gegen seine Angriffsabsichten waren ohnehin schon Gegenvorstellungen geltend gemacht. Nach dem Fehlschlag sank sein vorher großes Ansehen schnell. Es war die Zeit des Tiefstandes der französischen Kriegsbegeisterung, mit den Meutereien ganzer Divisionen, die durch Massenerschießungen zur Ordnung gebracht wurden, und bei denen sich die Tatkraft eines neuen französischen Generalissimus im richtigen Lichte zeigte.

Das war der General Pétain. Inwieweit ihm bei der Wiederaufrichtung der Manneszucht, bei der Stählung der Widerstandskraft des französischen Heeres ein persönliches Verdienst, oder ob dies mehr der Regierung zukommt, ist nicht genau bekannt. Der erzielte Erfolg ist jedenfalls mit der Zeit seiner Kommandoführung verknüpft. Die Franzosen haben es immer verstanden, um großer Ziele willen sich von kleinlichen Sentimentalitäten frei zu halten und mit rücksichtsloser Strenge, brutaler Härte durchzugreifen. Auch im Sommer 1917 ist so verfahren, dem Defaitismus, der im Heere bedenklich um sich gegriffen hatte, ein schnelles Ende bereitet. Erleichtert ist es dadurch, daß von der bitteren Not, von dem Hunger, der Deutschland zermürbte, in Frankreich wenig zu merken war. Zudem konnte das schwindende Vertrauen auf Sieg durch die in sichere Aussicht gestellte amerikanische Hilfe gestärkt werden. Die eigentlichen Schlachtenerfolge Pétains waren gering. Die zu ihm in keinem Unterordnungsverhältnisse stehenden Engländer gewannen in Flandern, die Franzosen an der Laufaux-Ecke, am Chemin des Dames und bei Verdun rein örtliche Vorteile. Der große Durchbruch aber war ihm ebensowenig beschieden wie seinen beiden Vorgängern. Er scheint ihn auch nicht einmal erwartet und erstrebt zu haben. Die Ausnutzung des den Engländern geglückten überraschenden Vorstoßes bei Cambrai am 20. November 1917, in dem zum ersten Male die Tanks eine wesentliche Rolle spielten, gelang auch ihm nicht, und bald darauf sahen sich die Engländer durch einen deutschen Gegenstoß der mühsam errungenen Erfolge wieder beraubt. Bei der mangelnden Übereinstimmung in der Befehlsführung wäre es aber

wenig angebracht, Pétain daraus einen Vorwurf machen zu wollen, höchstens den, daß er nicht schon den entschiedenen Versuch gemacht hat, einen einheitlichen Oberbefehl herzustellen. Als ein Verdienst Pétains muß man es aber verbuchen, daß er Ende 1917 und Anfang 1918 von weiteren Einzelvorstößen absah, auf Erhöhung der inneren Kraft des Heeres in Erwartung der ihm bevorstehenden Kämpfe bedacht blieb. Wann und wo ihn und die Engländer der deutsche Angriff 1918 treffen würde, darüber ist er im Dunkel geblieben. Unter seiner Führung trat die schwerste Krisis für die Alliierten ein.

Dem fast zum Durchbruch gesteigerten Rückschlage, den die Franzosen und Engländer im Frühjahr 1918 erlitten, war es vorbehalten, den einheitlichen Oberbefehl unter Einschluß der Amerikaner, die nun in großer Stärke erschienen, herzustellen. Die Erfolge von der Vereinheitlichung des Oberbefehls einzuheimsen, war dem jetzt als Nationalheld verherrlichten General Foch beschieden.

Foch kommandierte bei Kriegsbeginn das XX. französische Korps. Er hatte an den unglücklichen Kämpfen in Lothringen teilgenommen, ohne die Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Rolle begann in den Tagen der Marneschlacht, die sich aber weit ab von ihm abspielte. Er führte die 9. Armee, die bei Fère Champenoise-Sézanne von dem Gardekorps und den Sachsen am 9. September 1914 nicht allein hart bedrängt, sondern direkt geschlagen war. Ob ihn dafür eine Schuld trifft, oder ob die durch längere Rückzüge und Märsche stark mitgenommenen Truppen dem deutschen Ansturm erlagen, soll hier nicht genau untersucht werden. Jedenfalls bewies er eine bramarbasierende Zähigkeit, als er nach seiner Niederlage angeblich Joffre meldete: „Mein Zentrum gibt nach; mein rechter Flügel weicht. Lage glänzend. Greife morgen an." General Baumgarten-Crusius [5]) bemerkt dazu ganz zutreffend: „In Frankreich verherrlicht ihn dafür die Akademie. Bei uns hätte man den Arzt gerufen." Herr Raymond Poincaré hat nämlich bei der Einführungsrede des Marschalls Foch in der Akademie gerade die Führertätigkeit des Oberbefehlshabers der 9. französischen Armee während der Marneschlacht am 9. September in überschwänglicher Weise gelobt. Foch hat dagegen keinen Widerspruch erhoben. Allerdings sind die rednerischen Exkurse des ehemaligen Präsidenten in die Geschichte oft sehr anfechtbar, das beweisen auch seine Hetzreden, in denen er Deutschland die Schuld am Weltkriege zuschieben möchte. Die Schilderung Poincarés ist aber neuerdings durch den bei der Niederlage Fochs beteiligten Kommandierenden General des 9. Armeekorps General Dubois, als ganz unzutreffend nachgewiesen, ja man ist berechtigt, die Anordnungen der Armeeführung, d. i. Foch, als wenig glücklich anzusehen [6]). — Da aber deutscherseits der Rückzug infolge verkehrter Auffassung der Lage auf Veranlassung des A. O. K. 2 angetreten wurde, blieb Foch am 10. September nicht allein ein Angriff erspart, er konnte auch einer für das ganze französische Heer wahrscheinlichen Niederlage aus dem Wege gehen.

[5]) Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914. Berlin, Verlag Scherl.
[6]) Deux ans de Commandement sur le Front de France. Paris, Charles Lavanzelle, Band I, S. 195 ff.

Ähnliche Ausdauer bewies er bei den Kämpfen an der Yser im Herbst 1914, als French von den Deutschen hart bedrängt das Schlachtfeld räumen wollte. Die Auseinandersetzungen zwischen Foch und French in dieser Angelegenheit bewegen sich in der gleichen Richtung wie zwischen Bülow und Bernadotte im Jahre 1813, bei denen Bülow verlangte, daß ihre Knochen südlich, nicht aber nördlich von Berlin bleichen sollten. Die Standhaftigkeit des Generals Foch siegte zum zweitenmal, er hatte viel Glück, was sich zu seinem Ausspruch verdichtet hat, eine Schlacht würde nur durch die widerstandsfähigen Nerven gewonnen. Eine Ansicht, die ebenso oft zutrifft, wie sie sich als unrichtig erwiesen hat. Daß es z. B. Napoleon bei Leipzig oder bei Waterloo-Belleallance an Nervenkraft, an Willen, sich nicht für besiegt durch einen Rückzug zu bekennen, gefehlt hätte, wird niemand behaupten wollen — es möge hier nur Napoleon angeführt werden, weil Foch ein besonders ausgeprägter Bewunderer des großen Korsen ist. Während der Kriegsjahre 1915 bis 1917 ist der spätere Generalissimus nicht besonders hervorgetreten, er war teils Armeeführer, teils Chef des Generalstabes der französischen Armee und hat als solcher sich immer bemüht, für die Bereitstellung starker Reserven zu sorgen. Seine Bemühungen sind nicht immer von Erfolg gekrönt gewesen. Erst vor Amiens kam der deutsche Angriff im Frühjahr 1918 zum Halten, hauptsächlich weil unsere Angriffsdivisionen sich verbraucht hatten, auch nicht überall unsere von harten Entbehrungen erschöpften Truppen der Versuchung widerstanden, sich an den reichen erbeuteten Vorräten gütlich zu tun. Die berühmten Reserven des Generals Foch konnten erst eine Rolle spielen, als die Amerikaner ihre gewaltigen Massen in die Wagschale warfen. — Übrigens ist aus der Tätigkeit des Generals als Chef des Generalstabes seine Sorge hervorzuheben, die er für die rechte Flanke der Verbündeten hatte, wenn die Deutschen unter Verletzung der Neutralität durch die Schweiz vorgehen sollten. Er hat dorthin den Oberst Weygand, seinen ersten Vertrauten und langjährigen Stabschef entsendet, um mit der Schweiz einen Operationsplan für diesen Fall zu vereinbaren. Eine, wie sich herausgestellt hat, höchst überflüssige Sorge. Vielleicht hat auch Frankreich „nur so getan", um in der Schweiz gegen uns Stimmung zu machen, gegen die „treulosen boches" zu hetzen, oder gar um mal auf den Busch zu klopfen, ob die Schweiz nicht vielleicht bereit wäre, gegen uns zu marschieren, auch ohne daß von uns eine Neutralitätsverletzung vorläge. Diese Sache ist noch dunkel.

Schon gelegentlich des Kommandowechsels Nivelle-Pétain ist dafür eingetreten worden, Foch den Oberbefehl über das französische Heer zu übertragen. Als Grund davon abzusehen, soll sein vorgerücktes Lebensalter gegolten haben; er ist 1851 geboren und wurde als verbraucht, in Theorien befangen angesehen, war auch deshalb auf den im Vergleich zum Oberbefehlshaber unwichtigen Posten als Generalstabschef abgeschoben. Nach dem großen Desaster im Frühjahr 1918 fiel auf ihn Clemenceaus Wahl. Am 3. April wurde er zum „Oberbefehlshaber der französisch-englischen-amerikanischen und belgischen Streitkräfte an der Ostfront" ernannt. — Eine Einschränkung gab es noch für seine Machtvollkommenheit. Bei dem in Beauvais vollzogenen Abkommen wurde nämlich festgesetzt: wenn einer der Oberbefehlshaber die

vom General Foch erlassenen Befehle für die ihm unterstellten Truppen als wichtigen Lebensinteressen zuwider ansehen sollte, hätte er das Recht, unmittelbar die Entscheidung seiner Regierung anzurufen. Da diese Einschränkung des Oberbefehls an sich als selbstverständlich anzusehen ist, kann man ihn als tatsächlich unbeschränkt betrachten. Es ist auch nichts bekannt geworden, was auf besondere Reibungen und Unbotmäßigkeiten schließen ließe. Die im Laufe des Sommers eintreffenden portugiesischen Verbände, sowie die italienischen Divisionen haben sich anscheinend willig unter Fochs Oberbefehl gestellt, vermutlich auf Grund besonderer Abmachungen. Weder die Portugiesen noch die Italiener haben aber besondere Lorbeeren geerntet.

Wie Pétain und Haig im März 1918 überrascht wurden, so ging es Foch im Mai am Chemin des Dames. Diese Front war ziemlich schwach besetzt, sie galt für von Natur sehr stark, und sie war es auch. Trotzdem gelang der deutsche Vorstoß in glänzender Weise und drang auf eine Entfernung durch, wie er in einem schnellen Zuge überhaupt im Westen noch niemals geglückt war. Erst hinter der Marne kam der Franzose dazu, sich wieder zu setzen. Eine tiefe Beule war in die französische Front gestoßen, die Verluste an Gefangenen, Geschützen und Material nahmen einen beträchtlichen Umfang an. Auch bei La Forté Milon und am Ourcq konnten rechtzeitig nur sehr dürftige Reserven herangebracht werden, nur Kavallerie rettete die Lage. Die deutsche Offensive konnte nur dadurch zum Halten kommen, daß es ihr am Nachschub frischer Kräfte fehlte. Wenige Divisionen hätten einen entscheidenden Erfolg erringen können. — Foch nahm den Schlag mit Fassung auf, auch weitere kleinere Mißerfolge an anderen Stellen der Front. Er wollte oder mußte warten, bis der nach Amerika namentlich von Lloyd George gerichtete Notschrei seine Wirkung ausgeübt hatte. Insoweit die Zurückhaltung nicht durch die bittere Not erzwungen war, es scheint fast so, ist seine Standhaftigkeit, sich nicht im kleineren Bataillieren vorzeitig zu erschöpfen, anzuerkennen. Die aus Paris ihm zugetragenen Ängste haben ihn kalt gelassen, er hat die Sicherung der Hauptstadt als gewährleistet erklärt. — Der Erfolg hat bewiesen, daß er damit auf dem richtigen Wege war.

Auch nachträglich wird Foch diese Zurückhaltung als ein besonderes Verdienst angerechnet. Der General Buat, jetzt Chef des französischen Generalstabes, bemerkt anläßlich einer Besprechung des Hindenburgschen Werkes „Aus meinem Leben" mit echt französischer Überhebung: Hindenburg hätte die Strategie Fochs nicht verstanden, sich in der Hoffnung gewiegt, die gegnerische Front zu durchbrechen, während Foch gewußt hätte, wie schnell sich der Soldat wieder erholt, wenn er einige Tage bei guter Nahrung außerhalb des Feuers Ruhe fände. Natürlich waren diese Tatsachen den Deutschen nicht minder bekannt als Foch. Leider konnten wir sie aber aus Mangel an Kräften nur in höchst geringem Maße anwenden. — Herr Buat kramt diese Weisheit auch wohl nur für ein verständnisloses Laienpublikum aus.

Erst Mitte Juli entschloß sich Foch zu einem großen Schlage[7]). Schon An-

[7]) Die folgende Darstellung lehnt sich zum Teil an die Schrift an: Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront, vom General v. Zwehl. Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn. Dort finden sich verschiedene taktische Einzelheiten, die das über Foch abgegebene Urteil erläutern.

fang Juli hatte er sichere Nachrichten, daß die Deutschen in der Champagne und über die Marne einen großen gleichzeitigen Vorstoß machen wollten, um den vorspringenden Bogen von Reims mit der Stadt und dem Forêt de la Montagne de Reims abzuschnüren. Der französische Oberfeldherr hat richtig erkannt, daß die den Deutschen obliegenden Aufgaben durch das Überschreiten der Marne, durch das Gelände bei Reims und den starken Stellungsausbau in der Champagne außerordentlich erschwert wären, daß ihr Angriff nur langsam fortschreiten könne, und daß er ihn am besten durch einen groß angelegten Flankenstoß abwehren, in eine entscheidende Niederlage verwandeln könne. Die deutsche Stellung, von Soissons nach Château-Thierry verlaufend, zeigte die Front nach Westen; wenn er sie eindrückte, kam er seinem Gegner in Flanke und Rücken. Je weiter dieser vorgedrungen war, um so wirksamer wurde der Erfolg. Dieser Plan war so handgreiflich naheliegend, daß ihn der einfachste militärische Verstand *finden mußte*. Wir können ihn also nicht weiter anstaunen. Auch die deutschen maßgebenden Führer hatten die ihnen drohende Gefahr keineswegs übersehen. Trotzdem war aber von der Obersten Heeresleitung das Wagnis übernommen, wohl in der Hoffnung, daß auch in diesem Augenblick die Überraschung gelingen, und dies den Gegner veranlassen würde, zum Schutze von Reims seine Kräfte in der passiven Abwehr zu verbrauchen. Überläufer, Gefangene, die verräterische Angaben machten, hatten das ängstlich gehütete Geheimnis preisgegeben.

Um das Verdienst des Generals Foch an dem einfachen Plane noch zu vermindern, meldet sich aber auch der *General Mangin*, der Führer der bei dem Flankenstoß vorwiegend in Frage kommenden 10. französischen Armee, als der eigentliche Urheber, an. Er hatte die Schwäche dieser gegnerischen Stellung rechtzeitig, d. h. schon Ende Juni, erkannt und die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Die Vorbereitungen für den großen Flankenstoß wurden begünstigt durch den ausgedehnten Wald von Villers-Cotterets. In ihn konnten allein bei der Armee Mangin 321 Tanks von erprobter Brauchbarkeit herangeführt werden. Diesem Kampfmittel etwas Ebenbürtiges entgegenzustellen, war den Deutschen nicht gelungen. Es hat sich als das Verhängnis unserer noch immer guten Infanterie erwiesen; unsere Linien wurden durchbrochen und Verwirrung bis in die Reserven und die Befehlsstellen der höheren Kommandobehörden getragen. Wenn aber auch Mangin als eigentlicher Urheber des naheliegenden Planes anzusehen ist, so soll das die Verdienste des Generalissimus nicht beeinträchtigen, denn er hatte dafür die Verantwortung, war auch der Ausführende. Der General Pétain, Oberbefehlshaber des französischen Teils der Ententeheere, scheint den Gedanken nämlich nicht völlig in sich aufgenommen zu haben, denn als die Deutschen über die Marne vorgingen und Gelände gewannen, erfaßte ihn die Sorge, und er hielt Verstärkungen, die sich im Marsche nach dem entscheidenden Flügel befanden, an. Foch brachte aber den Mißgriff wieder in Ordnung, so berichtet Mangin.

Foch konnte seinen Flankenstoß richtig ansetzen. Zwar brachte er nicht die Erfolge, die dem Feldherrn vorgeschwebt haben mögen. Die Hoffnung, der 7. deutschen

Armee ein Cannä zwischen Marne und Oesle zu bereiten, hat sich dank der Tapferkeit der deutschen Truppen nicht verwirklicht. Aber den Einbruch konnten sie vor allem den Tanks und dem stark überlegenen Feinde gegenüber nicht verhindern. Etwa siebzig deutsche Divisionen verbrauchten sich in dem Kampf und dem schrittweisen Rückzuge hinter die Oesle und Aisne. Dieser Verlust, auch der an Geschützen und Material, traf die Deutschen schwer, wenn wir auch vor einer Katastrophe damals noch bewahrt blieben. Das war im letzten Drittel des Monats Juli.

Noch während der Kampf im Laufen war, aber als Foch die günstige Entwicklung erkannte, versammelte er die verschiedenen Oberbefehlshaber der Ententeheere, Pétain (Franzosen), Douglas Haig (Engländer), Pershing (Amerikaner), zu einer Bekanntgabe seiner operativen Absichten. Er betonte die zugunsten der Alliierten veränderte Gesamtlage: das moralische Element der Truppen, 1917 so herabgekommen, durch die Rückschläge im Frühjahr 1918 weiter vermindert, hätte sich wieder gehoben, die amerikanischen Verstärkungen mit monatlich 250 000 Mann hätten den Verbündeten die Überlegenheit gegeben. Foch hätte einschalten können, daß sie schon längere Zeit bestanden hätte, und daß sich im Sommer schon 1¼ Millionen Amerikaner an der Front befanden. — Er hielt nunmehr den Augenblick für gekommen, ohne Zeitverlust die allgemeine Offensive aufzunehmen. Fünf Einzeloperationen sollten mit kurzen Zwischenräumen die deutschen Armeen in Unordnung bringen, die Verwendung der Reserven stören und dem Gegner die Zeit zur Wiederauffüllung der Verbände nehmen. Die erste Operation war im Zuge und sollte ein Zurückdrängen des Gegners über die Oesle und Aisne erreichen. Mit der zweiten wollte er den bedrohlichen deutschen gegen Amiens vorgetriebenen Bogen in ähnlicher Weise abschnüren, wie er es an der Marne mit Erfolg ausgeführt hatte, mit der dritten den vorspringenden deutschen Winkel bei St. Mihiel beseitigen. Als eine vierte Operation sollten die Engländer das nördliche Kohlengebiet zurückerobern und als fünfte ebenfalls von den Engländern in Flandern ein großer Angriff gemacht werden.

Die Operationsziele sind hier so angegeben, wie sie sich fachtechnisch darstellen. Nach Mangin sollen die Darlegungen Fochs mehr auf die wieder zu erobernden Eisenbahnverbindungen zugespitzt gewesen sein, was aber nicht recht verständlich wäre. Es kam vielmehr zunächst darauf an, die Deutschen aus den einzelnen Geländeteilen zu vertreiben, sie zu schlagen und dabei stark zu schädigen. Die Wiedergewinnung und Wiederherstellung der Eisenbahnen ergab sich dann von selbst.

Der hier angedeutete Plan beruhte auf der vorhandenen großen Überlegenheit an Menschen, Geschützen, Munition, Tanks, Fliegern, kurz allem, was zum Kriege nötig ist. Seine Durchführung gelang, also war er gut. Er war auch, was zu fordern ist, sehr einfach, aber gegeben. Deshalb ist unverständlich, wie man ihn bewundern, wie man seinen Schöpfer unter die Reihe der Feldherren eingliedern will, als Vertreter der größten und schwierigsten Kunst im menschlichen Tun. Wie man keinen Menschen bewundert, der, mit einem modernen Mehrlader bewaffnet, seinen Gegner, der nur einen Knotenstock führt, zu Boden streckt, ebensowenig läßt sich des

Generals Foch Feldherrningenium anstaunen. Er mag es besitzen, es ist möglich, aber er hatte keine Gelegenheit, es in einer riesigen Parallelschlacht, bei der er bald in der Mitte, bald im Süden oder Norden der großen Stellungsfront den Gegner zurückdrängte, der staunenden Welt vorzuführen. Bleibt die Ausführung im einzelnen, die Bereitstellung der Truppen, des massenhaften Schießbedarfs und Materials aller Art. Bei dem Überfluß, der in dieser Hinsicht auf seiten der Ententeheere bestand, bot die Bewältigung keine Schwierigkeiten. Insoweit sie hervortraten, mußten sie von den Hilfskräften des Generalissimus, oft kaum hervortretenden Personen im Mikrokosmus eines modernen Heeresgetriebes, überwunden werden.

Beurteiler, die gern auslegen, wenn das nicht geht, unterlegen, haben aus dem Plan die Absicht herauslesen wollen, Foch hätte beabsichtigt, die deutsche Front auf beiden äußersten Flügeln zu umfassen und dann dem Gegner ein Sedan allergrößten Stils bereiten wollen. Ich vermisse dafür jeden Anhalt. Im Gegenteil, er hat sich überall mit Vorliebe Punkte ausgesucht, an denen er ausspringende Bogen der deutschen Front umfassen, auf den Flanken eindrücken und dann auch weniger bedrängte Stellen zermürben oder zum Rückzuge mit allen seinen verderblichen Folgen zwingen konnte. Mehrfach besonders an der Marne und bei Amiens, Montdidier wie bei St. Mihiel haben unsere Maßnahmen dem Gegner sein Verfahren erleichtert. An Nachschub, namentlich an Amerikanern, die sich mit naiver Frische und Unerschrockenheit in den Angriff stürzten, weil sie noch nicht wußten, „wie es zuging", fehlte es nicht. Am 1. November 1918 waren über zwei Millionen Amerikaner an der Front oder schon nach Frankreich eingeschifft. Als an den wichtigsten Punkten Erfolg erzielt, damit ein starker Verbrauch der gegnerischen Reserven erreicht war, schwand die Widerstandskraft der Deutschen. Auch nur annähernd vernichtet war sie nicht, sie wurde es erst durch die aus der Heimat in das Heer getragene innere Zersetzung. Die französische wie englische Angriffskraft war erschöpft. Das Ingenium des feindlichen Feldherrn hatte Deutschland nicht überwunden.

Der zum Marschall von Frankreich beförderte Foch mag das trotz aller für jeden ernstdenkenden Mann ekelhaft wirkenden Schmeicheleien, mit denen man ihn überschüttet, selbst empfinden. Sein Verhalten bei den Waffenstillstandsverhandlungen wie nach dem Friedensschluß, der keinen Frieden gebracht hat, beweist das. Nicht allein die tausend niedrigen Quälereien, mit denen sein Trabant, der General Nollet, Chef der Kontrollkommission, uns bedrängt, bezeugen es. Man wird in Foch auch einen Hauptbefürworter der sogenannten Sanktionen vermuten dürfen, die diesen ruhmlosen Feldherrn ruhmlos unverteidigte Orte am Rhein „erobern" ließen. Man kann es ihm gönnen, sich an diesen billigen Lorbeeren zu erwärmen, vor der ernsten Beurteilung und vor der Geschichte können sie nicht bestehen.

Schließlich ist noch kurz des Generals Franchet d'Espérey zu gedenken. Er befehligte im Frühjahr 1917 eine Heeresgruppe an der Oise und Somme. Er erhielt Anfang März Nachrichten, die ihm klar machten, daß die Deutschen den

gegen Noyon vorspringenden Bogen der Front zu räumen beabsichtigten, um auf die Sehne der Siegfriedstellung zurückzugehen. Eine Maßregel dieser Art und Ausdehnung, die dafür von den Deutschen mit der üblichen Sorgfalt getroffenen Vorbereitungen, namentlich die Zurückführung und rückwärtige Ansiedlung der Bewohner, blieb bei dem gut organisierten Nachrichtenwesen den Franzosen unmöglich verborgen. Es ist sogar verwunderlich, daß die Absicht nicht viel früher mit größerer Sicherheit erkannt wurde und zu einer empfindlichen Störung des Rückzuges durch einen starken Angriff eingeladen hat. Franchet d'Espérey ist in diesem Sinne bei dem damaligen Oberfeldherrn Nivelle vorstellig geworden, hat aber eine Ablehnung erfahren, weil seine Meinung über die deutschen Absichten keinen Glauben fanden. Franchet d'Espérey ist mit der Anweisung abgefertigt, andauernd den Gegner zu beunruhigen, seinen Abzug im Auge zu behalten und wenn er wirklich abzöge, ihm stark nachzudringen. Damit war natürlich nicht viel Erfolg zu erwarten. Truppen, die lange im Graben gelegen haben, müssen durch anderen, stärkeren Antrieb nach vorn gebracht werden. Französische Quellen schildern eingehend die durch den deutschen Rückzug im Hauptquartier des Generals Nivelle hervorgetretene Überraschung. Nivelle befand sich im Irrtum, und sein Unterführer ließ bessere Einsicht erkennen.

Eine selbständige Aufgabe winkte Franchet d'Espérey auf dem Balkan, denn unter seiner Führung ist die Zerstörung der bulgarischen Front durch den am 15. September 1918 begonnenen Angriff bei Monastir durchgeführt worden. Der Erfolg war ein vollständiger. Allerdings ist er der alliierten Armee durch die Bulgaren sehr leicht gemacht worden. Sie waren nicht allein vollkommen kriegsmüde, sondern entschlossen, nicht mehr weiterzukämpfen, als sie der Angriff traf. Daß dem französischen Oberbefehlshaber dies bekannt war, kann als sicher gelten. Ein die Bewegungen und die Angriffe stark erschwerendes Berggelände, mit ausgesprochen starken Abschnitten hätte die Widerstandskraft der Bulgaren zwar unterstützen sollen. Aber die jahrelangen Entbehrungen, erbärmliche Verpflegung, elende Bekleidung und Ausrüstung der Truppen, wahrscheinlich auch Bestechungskünste, die geringe Zahl der das Gerippe der Verteidigung bildenden deutschen Truppen — es waren nur drei deutsche Bataillone mit einer Anzahl Maschinengewehren und Batterien an der Front — führten zu einem vollständigen Zusammenbruch. Lösung von Feldherrnaufgaben kam für den französischen Oberbefehlshaber nicht mehr in Frage, es galt nur die im Entstehen begriffene Auflösung des Gegners durch einfaches Vorgehen zu vollenden. Schon Wochen vorher war der Entschluß der bulgarischen Truppen bekannt, daß, wenn am 15. September 1918 der Krieg nicht beendet sein würde, die Armee ohne Kampf nach Hause gehen wolle. Ob sie es getan hätte, wenn der Angriff seitens der Entente noch hinausgeschoben worden wäre, mag zweifelhaft sein, aber er gab den Rest, daran ändert auch die Erscheinung nichts, daß an einzelnen Stellen, wo tatkräftige Führer befehligten, ein geringer Widerstand geleistet worden ist. — Franchet d'Espérey kann zwar den Ruhm beanspruchen, auf

dem Balkan den Endsieg besiegelt zu haben, aber nicht als Feldherr, sondern als äußerlicher Vollstrecker eines schon über den Gegner gefällten Todesurteils.

* * *

Nach dieser flüchtigen Skizze scheint die Ansicht berechtigt, daß sich unter den französischen Oberbefehlshabern keiner befindet, der auf den Ruhm Anspruch erheben kann, unter die Zahl der Feldherren eingereiht zu werden, den Titel eines grand capitaine zu verdienen. Wenn einer von ihnen vielleicht Gelegenheit hatte, sich diesen Titel ehrlich zu verdienen, auch die Nachwelt zu zwingen, dies Urteil abzugeben, so war es Joffre. Er hat aber nicht die Erkenntnis gehabt, daß sich der Gedanke einer sofortigen Offensive durch Belgisch-Luxemburg nicht mit einer angemessenen Sicherung seiner linken Flanke vereinigen ließ. Er hatte nicht das richtige Verständnis für den langsamen Verlauf, das oft tage- und wochenlange Ringen gegen einen innerlich starken, wohlgefügten Gegner. In den ersten Wochen des Krieges ließ er oder seine Gehilfen eine richtige Würdigung von Zeit und Raum vermissen, und wenn er doch das „Marnewunder" erleben durfte, so verdankt er das neben den Fehlern seines Gegners dem blinden Zufall, wenn man will dem Glück und der Einwirkung Gallienis. Da das Glück nach Moltke auf die Dauer nur dem Tüchtigen hold ist, hat es ihm während seiner zweijährigen Kommandoführung keine größeren Erfolge mehr gespendet. Aber er hat mit einer anerkennenswerten Ausdauer standgehalten, er hat seine großen Mittel nicht nutzlos vergeudet, auch das ist Ruhm, wenn auch kein großer, weltgeschichtlicher.

Die anderen hohen und höchsten französischen Führer haben ähnliche Verdienste, aber noch weniger Gelegenheit gehabt, Feldherrningenium zu zeigen, auch nicht der Marschall Foch, an dessen Namen sich der Endsieg der Alliierten über das durch die Masse der Gegner erdrückte, ausgehungerte, von innerem Hader zerfressene, von dem sterbenden Österreich ganz ungenügend unterstützte Deutschland knüpft. Wir haben keinerlei Anlaß, die feindliche Feldherrnkunst zu bewundern, denn wir sind nicht ihr, nicht etwa aus mangelndem Verständnis für das Wesen des Krieges erlegen, sondern der gewaltigen Übermacht und dem inneren Hader der Heimat.

Die deutschen Führer hatten mehr Gelegenheit, Feldherrneigenschaften zu zeigen. Am meisten der jüngere Moltke. Daß er versagt hat, ist genügend oft erörtert, man soll der Versuchung widerstreben, immer wieder in den alten Wunden zu wühlen. Was Hindenburg-Ludendorff in Ostpreußen geleistet haben, ist echtes Feldherrntum und wird als solches gelten, so lange es eine Kriegsgeschichte gibt. — Die Art, wie Falkenhayn von West nach Ost die Kräfte verschob, wie er zwei Jahre hindurch die feindliche Überlegenheit meisterte, ebenso. Mag man es auch zum Gegenstand kritischer Untersuchungen machen, ob er den glänzenden Sieg von Gorlice-Tarnow besser am Narew oder am Njemen ausgenutzt hätte, oder ob der Angriff auf Verdun besser an einer anderen Stelle geführt worden wäre. Sein Siegeszug durch Siebenbürgen zeigt geniale Größe. Man kann ihn ohne Übertreibung der Operation Bonapartes im Jahre 1796 in Italien an die Seite stellen.

Das siegestrunkene Frankreich hört es nicht gern, der alle unsere Führer täglich beschimpfende Radikalismus bestreitet es, und doch ist es wahr: Im ganzen kann auch unsere obere Führung den Vergleich mit dem Gegner wohl bestehen, mag sie auch nach dem verfehlten Kriegsbeginn an der ihr zufallenden Riesenaufgabe gescheitert sein:

„Was du von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück."

# Demodynamik

Von

## Martin Mächler

### Das Prinzip der Polarität

Der Magnet wird von zwei Polen gehalten. Die Erde wird von zwei Kräften, dem Schwung und der Schwere, bewegt und getragen. Das Leben ist von der irdischen Materie umgesetzte und ausgeglichene Sonnenenergie. Tote und lebendige Natur lassen sich also auf zwei einfache Prinzipien zurückführen: Dynamik und Statik. Schon die Weisheit der Griechen suchte nach dem Urgrunde und dem Ursprung der Welt und des Lebens. Sie kam bei diesem heißen Bemühen zu entgegengesetzten Annahmen. Während der eine der Weisen behauptet, Urgrund und Wesen der Natur sei die Ruhe, und alle Bewegung sei nur Schein, tritt der andere in scharfen Gegensatz dazu und erklärt, daß alles Bewegung sei und alle Ruhe nur scheinbar. „Du steigst in denselben Fluß hinab, und es ist doch nicht derselbe Fluß, in den du zum zweiten Male hinabsteigst, du bist derselbe, und du bist es nicht." Und ein anderer spricht das tiefe Wort vom Streit als dem Vater aller Dinge und lehrt, die Welt entstehe aus dem ewigen Kampf zwischen dem Warmen und dem Kalten, zwischen dem Dunklen und dem Lichten, zwischen dem Bewegten und dem Unbewegten. Uralte Weisheit also hat bereits die Elemente in der Hand, über die auch die Naturerkenntnis unserer Tage nicht hinausgekommen ist. Uralter Weisheit war zunächst je einer der Pole, wurde dann die Polarität alles Geschehens überhaupt bekannt.

Was die Natur lehrt, zeigt auch das Schicksal. Das Gesetz der Körper ist auch das Gesetz der Seelen, und in jedem Einzelwesen ist wieder der seelische Antrieb das dynamische, seine Körperlichkeit das statische Element. Was vom Einzelwesen gilt, gilt auch von der Gruppe. Jede Gemeinschaft muß, um Gemeinschaft sein zu können, dynamisch bewegt und statisch gehalten sein. Jede Entwicklung im Individuum wie in der Gemeinschaft vollzieht sich nach den Gesetzen des Gegensatzes zwischen Kampf und Ruhe, Bedürfnis und Befriedigung, Wirkung und Gegenwirkung. Jedes Ziel ist nur scheinbar. Das Leben liegt nicht, wie es den Lebendigen scheint, in der Erreichung des Ziels, sondern in der Bewegung zum Ziele. Jedes Ziel muß ein neuer Antrieb werden, wenn anders das Leben nicht stagnieren soll. So beim Einzel-

wesen, so bei der Gemeinschaft. Das Leben der Gemeinschaft ist Bewegung. Je primitiver die Gemeinschaft ist, je weniger sie sich ihren eigenen Organismus und seine Aufgaben vorzustellen vermag, desto mehr hat sie das Empfinden, diese Aufgabe beruhe in der Erreichung eines Zieles: beispielsweise in der Schaffung einer bestimmten Volkszahl, in der Entwicklung einer bestimmten Kraft des Angriffs oder der Abwehr, in der Eroberung eines bestimmten Nahrungsmittelspielraumes oder in einem mehr oder weniger hohen Grade seiner Ausnutzung. In der Tat spielen alle diese Ziele für das Leben der Gemeinschaft eine außerordentlich hohe Rolle. Nur wäre es falsch, zu glauben, daß sie die ausschlaggebende Rolle spielen. In Wirklichkeit zeigen sie nicht auf eine Einseitigkeit des Gemeinschaftslebens hin, sondern beweisen seine Doppelseitigkeit. Das Streben ist der eine, das Ziel der andere Pol des Gemeinschaftslebens, beide gleich notwendig, beide gleich wichtig.

Je länger wir nachgedacht haben, desto mehr sind wir zur Annahme der Einheit und der Einheitlichkeit des Weltdaseins und des Weltgeschehens gelangt. Alles Sein ist Energie. Am Anfang steht als das schlechthin unerklärliche Prinzip die Kraft. Was wir als Ding im materiellen oder im geistigen Sinne bezeichnen, ist nichts anderes als ein bestimmter Zustand der im ewigen Fluß befindlichen Urkraft. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Jedes Ding ist ein Symbol und ein Zustand der ewigen Kraft, die das Wesen alles Daseienden ausmacht. Diese im Fluß befindliche Kraft, dieses Grundprinzip alles Vorhandenen wollen wir hier unter dem Begriff der Dynamik verstanden wissen. Natur und Seele, die beiden großen Gegensätze, die wir als den Inhalt der Welt und des Lebens empfinden, sind dynamische Zustände, Ergebnisse der Auswirkung derselben Kraft. Schon Spinoza ging von der Annahme einer und derselben Substanz aus, die er dem Dasein der Welt zugrunde legte. Diese Substanz war ihm das potenzielle Prinzip der Welt. Er nannte es deus sive natura, Gott-Natur. Geist und Materie bezeichnete er als etwas Akzidenzielles, als die beiden polaren Attribute dieser einen und einheitlichen Substanz Gott-Natur. Nichts, was da war, erschien ihm unbeseelt, nichts Beseeltes erschien ihm möglich, ohne den materiellen Gegenpol. Das All war ihm eine geheimnisvolle Kraftäußerung, und diese Kraft trug in sich ein dynamisches und ein statisches, ein seelisches und ein materielles, ein bewegendes und ein bewegtes, ein werdendes und ein gewordenes, ein fließendes und ein starres Attribut.

Was der Makrokosmos im großen, ist der Mensch, der Mikrokosmos, im kleinen. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Das große All dynamisch bewegte Materie, statisch zusammengehaltene Seele, und der kleine Mensch Gleichnis des Makrokosmos: dynamisch, seelisch angetrieben und statisch, materiell ausgeglichen durch seinen Körper. Auch Schopenhauer setzt ein solches polares Prinzip als den Urgrund der Welt. Der Wille ist bei ihm das dynamische, die Vorstellung das statische Prinzip, das der Welt zugrunde liegt.

Wie Welt und Einzelwesen bewegende Kraft und bewegte Materie, wie sie Wille und Vorstellung sind, so vollzieht sich notwendigerweise jeder Natur- und Lebensvorgang zwischen den beiden Polen Dynamik und Statik.

Wie jedem Weltgeschehen, so liegt dieses Prinzip auch unserem Gemeinschaftsleben zugrunde. Die Gemeinschaft ist für den Menschen das zoon politikon, das höhere Ich, die übergeordnete Individualität. Wie wir die Welt in der Unendlichkeit und Unfaßbarkeit ihrer Erscheinungen als eine Individualität, als eine einheitliche Kraftäußerung auffassen können, die sich aus seelisch-dynamischen Antrieben und körperlich-materiellen Dingen als den Auswirkungen dieser Antriebe zusammensetzt, so können wir auch nicht nur jedes beseelte Einzelwesen, sondern auch die beseelten Gesamtwesen, die wir in den menschlichen Gemeinschaften (ethnisches und geographisches Individuum) vor uns haben, als seelisch-dynamisch bewegte, statisch-materiell in Erscheinung tretende Individualitäten auffassen. Damit ist ihr Wesen, damit ihr Inhalt, ihre Aufgabe, damit ist das, was wir als ihr Ziel bezeichnen, erkannt und gedeutet. Wie die Kraft, welche die Welt bewegt, ihren Ausdruck findet in den materiellen Erscheinungen, die unser Weltbild, unsere Vorstellung ausmachen, wie die Kraft, welche die einzelne Individualität beseelt, ihren Ausdruck in der Körperlichkeit des Individuums findet, so findet die Kraft, von der die Gemeinschaft bewegt wird, ihre Gestaltung in der Gemeinschaftsform. Die Körperlichkeit der verschiedenen Individuen ist der adäquate Ausdruck der Verschiedenheit ihrer seelischen Dynamik. Sie durchläuft den Weg von der gestaltlosen zur gestalteten Materie, zeigt uns schon in dem, was wir infolge des Mangels an scharfen Beobachtungsinstrumenten, infolge des Mangels an Schärfe unserer Sinne und ihrer Hilfsmittel als unbeseelte Materie zu bezeichnen gewohnt sind, namentlich in den Kristallformen, bereits Wunder der Gestaltung, erhebt sich dann aufsteigend durch die Gestaltungsformen der niederen bis zum höchsten Lebewesen zu immer höherem Formenausdruck, und wir erkennen, wie eine immer intensivere, immer feinere, immer gesteigerte seelische Dynamik sich in immer feiner gebauten, immer komplizierter zusammengesetzten körperlichen Gegenpolen statisch ausgleicht.

Die gleichen Erscheinungen, die der Naturforscher am Weltganzen, die der Anthropologe am einzelnen Menschen beobachtet, kann der Volkswirt an den menschlichen Gemeinschaftsformen erkennen. Jede menschliche Gemeinschaftsform ist aus statischen und dynamischen Elementen zusammengesetzt. Beide Reihen von Elementen stehen einander gleichwertig polar gegenüber und machen in ihrer Vereinigung das Gemeinschaftsleben aus. Beide sind gleich notwendig, beide gleich wichtig. Durch die Erforschung nicht nur der Natur, sondern auch der Geschichte zieht sich ein starker Gegensatz der Betrachtungsweise hindurch. Immer stehen auf der einen Seite die idealistischen, auf der anderen Seite die materialistischen Betrachter. Niemals finden wir eine Betrachtungsweise, die sich darüber klar ist, daß wir, wenn wir die Welt, den Menschen, die Geschichte nur als Idee auffassen, ebenso einseitig bleiben, wie wenn wir die Welt, die Menschen und die Geschichte nur als Materie ansehen. Es fehlt bisher die polare Betrachtungsweise. Wir sprechen absichtlich nicht von einer monistischen Art der Betrachtung, weil das mißverständlich sein könnte. Denn unter Monismus könnte man leicht Einheit der Materie verstehen und somit als Monismus einen konsequenten Materialismus bezeichnen. Das ist unsere Absicht

nicht. Welt, Mensch und Gemeinschaftsleben sind unserer Meinung nach aus zwei gleichwertigen Elementen, dem dynamischen und dem statischen, dem seelischen und dem materiellen, zusammengesetzt. Wir verwerfen deshalb ebenso die spiritualistische wie die materialistische Betrachtungsweise und halten dafür, daß eine polare Methode an ihre Stelle gesetzt werden muß.

Wir haben bisher noch nicht gelernt, das, was wir als Naturforscher und Anthropologen bereits erkannt haben, auch auf Geschichte und Staatskunst zu übertragen, den Staat ebensosehr als Seele wie als Körper, als Dynamik wie als Statik, als Geist wie als Materie anzuschauen. Und doch ist dies die einzige Betrachtungsweise, die ihm in Wahrheit gerecht werden kann. Was wir an den aufsteigenden Stufen seelischer Dynamik und der adäquaten Komplizierung der diesen einzelnen Stufen zugehörigen Körper in der Natur erkannten, das erkennen wir auch in der Geschichte der menschlichen Gemeinschaftsbildungen. Auch hier entspricht der Primitivität, der geringen Kraft und Feinheit des seelischen Antriebes, die Primitivität und Einfachheit des gesellschaftlichen Körpers, zu dem der Antrieb führt. Auch hier macht je nach dem Grade der Dynamik der Gesellschaftskörper die verschiedensten Gestaltungsformen durch. Er steigt auf von der zuerst durch das Mutterrecht und später durch das Vaterrecht zusammengehaltenen Großfamilie zum Stamm, vom Stamm zum Territorialstaat, vom Territorialstaat zum modernen Staat, vom modernen Staat zur Großmacht. In der Großmacht haben wir die höchste bisher erreichte Organisation zu erblicken. Der Ausdruck der Dynamik ist auf den unteren Stufen der Gemeinschaftsbildung die Wanderung, auf den höheren Stufen der Gemeinschaftsbildung der Verkehr. Das Element der Statik ist auf den unteren Stufen der Gemeinschaftsbildung der Jagdgrund, der Nahrungsmittelspielraum, der Weideplatz für die Herden, der Raum, der die zur Ernährung der Horde notwendigen Früchte zu tragen vermag. Es ist auf den höheren Stufen der Gemeinschaft die feste Siedlung mit einer entsprechenden Produktionsgrundlage, und zwar entsprechend der Intensität und dem Rhythmus der Dynamik, aufsteigend vom losen Gauverband zum fester gegliederten Dorf (Agrarwirtschaft) und noch weiter zur fest organisierten Stadt (Handwerk), und es ist schließlich auf den höchsten Stufen der Gemeinschaftsbildungen, die wir bereits als die Stufe der Weltstaaten bezeichneten, die Großsiedlung, die Weltstadt (Industrie). Wir haben also im ganzen Aufstieg der menschlichen Gemeinschaftsformen aus den barbarischen Hordengemeinschaften heraus zu halbkultivierten Großfamilien, zu kultivierten Territorialstaaten und modernen Staaten und schließlich zu zivilisierten Großstaaten immer die dynamischen und die statischen Elemente deutlich vor Augen. Dem dynamischen Element der Wanderung entsprechen die lockeren statischen Formen, welche die Gemeinschaft der Nomaden in ihren Jagdgründen, welche die ersten Herdenbesitzer und Ackerbauer in ihren gemeinsamen Weideflächen und Fruchtfeldern besitzen. Dem dynamischen Element des Verkehrs und Handels, d. h. dem dynamischen Element der Kultur und der Zivilisation, entspricht die dörfliche und die städtische Siedlung und schließlich die weltstädtische Großsiedlung.

Wir sagten im Anfang unserer Betrachtungen, daß das Wesen der Weltkörper in zwei Kräften, ihrem Schwung und ihrer Schwere, beruht. Es ist eine eigenartige Doppelbewegung, zu der sie von diesen Kräften veranlaßt werden. Jeder Weltkörper und wahrscheinlich auch jedes Weltsystem rotiert, d. h. bewegt sich um sich selbst, und zirkuliert, d. h. bewegt sich um einen Zentralkörper. Unserem einzig auf unsere schwachen Sinne gestützten Erkenntnisvermögen ist im Grunde nur die Rotation und die Zirkulation der Erde und der übrigen Wandelsterne des Sonnensystems erkennbar. Eine Rotation der Sonne haben wir erkannt, eine Zirkulation unseres Zentralgestirns vermögen wir bereits nicht mehr festzustellen. Was darüber hinaus möglich ist, ist einzig ein Schluß aus der Analogie. Wir führen die Tatsache der Rotation und der Zirkulation der Himmelskörper hier aber nicht aus Gründen der Naturerkenntnis, sondern aus Gründen der Erkenntnis wirtschaftlicher Bewegungsvorgänge aus der Analogie an. Wie wir behaupten, daß das Naturgesetz auch das Geistesgesetz ist, so können wir auch den Naturvorgang als Gleichnis für den Wirtschaftsvorgang gebrauchen. Auch im Leben der Völker nämlich zeigt sich dieser Rotations- und Zirkulationsvorgang, lassen sich innere und äußere Bewegungen feststellen (z. B. innere und äußere Politik). Jede menschliche Gemeinschaft muß sich, wenn anders sie sich im Zustande des Wachstums befindet, mittels solcher inneren und äußeren Bewegungsvorgänge auswirken. Der Überschuß an dynamischer Kraft, den die innere Bewegung erzeugt, wird in äußere Dynamik umgesetzt. Hört die äußere Dynamik auf, dann ist das ein Beweis dafür, daß nicht mehr ein produktives Plus von innerer Dynamik vorhanden ist, sondern daß sich die betreffende Wirtschaftsgemeinschaft einer Unterbilanz ihrer inneren Bewegungskraft gegenübersieht. Die Folge davon ist ein Stagnieren und Absinken der betreffenden Wirtschaftsgemeinschaft. Sie erstarrt auf dem Halbkultur- oder Zivilisationsgrade, den sie einmal erreicht hat, und sinkt allmählich von diesem ab, oft unter jahrhunderte-, ja unter jahrtausendelangem Bewahren der äußeren Kultur- und Zivilisationsformen, aber immer verbunden mit dem völligen Mangel an produktiver Kraft, diese Form mit neuem lebendigen Inhalt zu erfüllen und weiter zu entwickeln. Dieser Zusammenbruch der inneren Kraft braucht nicht ein Nachlassen, ein Älterwerden dieser Kraft selbst zu bedeuten, sondern die Kraft kann auch durch äußere Einwirkung gebrochen werden. Den Beweis für diese These bilden diejenigen Kultur- oder Zivilisationsvölker, die es ehedem zu hoher Blüte gebracht haben und nun vor unseren Augen entweder in jahrtausendelangen Stillstand verfallen sind oder sich im Begriff befinden, von ihrer einmal erreichten Kulturhöhe mehr oder weniger schnell abzusinken. Besonders sprechend sind die Beispiele der chinesischen und der indischen Menschengemeinschaften und für die an letzter Stelle genannte Entwicklung die Schicksale der unter der gemeinsamen Flagge des Osmanentums vereinten Menschengemeinschaften. Aus dem Schicksal der absinkenden Völker wird uns die Bedeutung der von uns geschilderten polaren Demodynamik klar. Ein Volk kann nur dann leben und sich entwickeln, wenn es einen Überschuß an innerer Dynamik aufzubringen vermag, der sich in äußere Dynamik umsetzt. Sobald der

innere Faktor versagt oder gebrochen wird und infolgedessen der äußere Faktor aufhört oder aufhören muß, tätig zu sein, geht die Kultur oder Zivilisation des betreffenden Volkes unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen. Wie stark jedes gesunde und lebenskräftige Volk die Notwendigkeit empfindet, seine innere Bewegung in äußere umzusetzen, beweisen uns eben die Wanderungen, von denen wir im vorigen Abschnitt gesprochen haben. Bei diesen Wanderungen greift das zirkulierende Volk naturnotwendig in die rotierende oder die zirkulierende Bewegung anderer Volksgemeinschaften ein. Die Naturnotwendigkeit des Krieges erweist sich also zwingend aus der polaren Demodynamik. Wir kommen mithin zu dem Schlusse, daß die imperialistischen Bestrebungen der großen Weltvölker nichts weiter bedeuten als die notwendige Ausnützung ihrer rotierenden in zirkulierende Kräfte.

Wir fragen uns nun: Ist es notwendig, daß der Zusammenstoß, dessen Naturgegebenheit wir soeben erkannten, gewaltsam erfolgt? Wir erkannten die innere Bewegung eines Volkes als notwendig, wir sahen, daß bei einem aufblühenden Volke ein Überschuß sich in Zirkulation, in äußere Bewegung umsetzen muß. Wir sahen namentlich an den großen Zirkulationsbewegungen, wie sie beispielsweise die Kolonisierungsfahrten der Griechen, der Zug Alexanders des Großen, die Eroberungszüge des römischen Imperiums, die Kreuzzüge des Mittelalters und die Eroberungszüge der modernen Weltreiche uns bieten, daß diese Bewegungen stets zu gewaltsamen Zusammenstößen führten, daß die dynamische Intensivierung des einen Volkes stets das dynamische Absinken eines anderen Volkes bedeutete. Ist es möglich, diesen Vorgang umzuwandeln? Wir antworten: es ist möglich. Es ist möglich, nicht durch ein Aus-der-Welt-schaffen der äußeren Demodynamik überhaupt, sondern einzig durch eine Veredelung, durch eine Kultivierung, durch eine Erhöhung dieser Demodynamik. Auch dies Spiel materieller Kräfte, das wir als Demodynamik bezeichnen, ist ja nur der materielle Gegenpol eines geistig-dynamischen Vorganges. Das in ihm enthaltene geistige, vorstellende Element aber kann allein dazu berufen sein, sein Regulativ zu werden. Wie den höheren Stufen der Entwicklung nicht mehr die Wanderung, sondern der Verkehr entspricht, so muß sich auf den höchsten Stufen der Kultur — das behaupten und hoffen wir zuversichtlich — die zirkulierende Demodynamik, die sich bisher gewaltsam auswirkte, zu Verkehrsvorgängen erhöhen lassen, die sich nicht mehr im Kriege, sondern in friedlicher Durchdringung auszuwirken vermögen.

In der allmählichen Umbildung der Wanderung über die Stufen der Eroberung und der Kolonisation hinweg zum Verkehr und in der allmählichen Verfestigung des statischen Prinzips über lose Gemeinschaftsformen, die sich nur locker an den Boden binden, hinweg zu festen Gemeinschaftsformen, die denselben Grund und Boden jahrtausendelang behalten und kultivieren, liegt der Lauf aller Kultur, liegt die Aufgabe jeder Zivilisation beschlossen. Es handelt sich bei dem Aufwärtsentwickeln derjenigen Gruppe des Menschengeschlechts, die als sein gegenwärtiger Kulturträger anzusehen ist — es ist im ganzen Laufe der Geschichte zur gleichen Zeit immer nur ein solcher vorhanden gewesen — immer um eine allmähliche

Organisierung beider Prinzipien. Im einzelnen Individuum steht dem übermächtigen Drange des dunklen Willens die Kraft der klaren Vorstellung entgegen, die es ihm ermöglichen kann, den triebhaften und übermäßigen Charakter des Willensdranges zu zügeln, zu ordnen, vernünftigen Zwecken untertan zu machen. Innerhalb der Menschengruppen steht dem zügellosen Bewegungsdrange, dem Wanderdrange, der Habsucht, der Eroberungsgier, den schrankenlosen Expansionsbestrebungen ein klares Element der Statik entgegen, das den Menschen darauf hinweist, von allen Ländern der Erde gerade das Land, in dem er gegenwärtig wohnt, zu kultivieren und zu lieben, das ihn lehrt, die eigene Wohnung so anzulegen und zu organisieren, daß ihm und denen, in deren Gemeinschaft er zu leben genötigt ist, eine sinnvolle und zweckmäßige Siedlung gewährleistet wird. In dem mehr oder weniger zweckmäßigen Ausgleich der beiden eben beschriebenen Elemente liegt die mehr oder minder zufällige oder sinngemäße, gewaltsame oder friedliche Entwicklung der Völker. Wir sehen die Völker fortschreiten, bewegt von dynamischen Antrieben, die fast noch gar kein statisches Element in sich aufzunehmen vermochten, zu einer organisierten Dynamik, die bereits ganz und gar mit statischen Elementen durchsetzt ist und von ihnen zusammengehalten wird. Die Organisation des Weltverkehrs, wie er im Jahre 1914 bestand, ist vielleicht das größte Beispiel einer solchen von statischen Elementen durchsetzten dynamischen Erscheinung, das die Geschichte des Menschengeschlechts jemals erblickt hat. Daß innerhalb der kleinen Menschengruppe, die gegenwärtig die Kultur trägt und alle schöpferischen Elemente in sich vereinigt, nämlich innerhalb der Gruppe Westeuropa, dynamische Kräfte, die statisch gebändigt schienen, mit wütender Gewalt losbrechen und das mühsame Werk von Jahrhunderten innerhalb eines Teils Westeuropas einreißen konnten, lehrt uns, wie triebhaft mächtig diese dynamischen Gewalten in der Kultur vorhanden sind, auch unter der Decke der Zivilisation sich äußern, zeigt, daß es sich hier tatsächlich um Urgewalten handelt, die in vollkommenen Einklang mit den statischen Elementen zu bringen der Menschheit kaum je gelingen kann. Trotzdem erkennen wir klar, daß auf den Stufen ungebändigter Dynamik eine Kultur nicht möglich ist, sondern daß das eigentliche Wesen der Kultur gerade in der Organisation der dynamischen Kräfte besteht. Wie es die Aufgabe des Einzelwesens ist, den dunklen Willen durch die helle Vernunft zu regulieren, so ist es die Kultur- und Zivilisationsaufgabe der Gemeinschaftswesen, den vorhandenen dynamischen genügende statische Elemente entgegenzusetzen, damit sie der Menschheitsentwicklung und dem Menschheitsaufbau und nicht der Menschheitszerstörung dienen können. Das ist auch die große Lehre, die uns alle Demodynamik gibt. Was beim einzelnen Ethik ist, die vernunftgemäße Zügelung blinder Willensantriebe, ist beim Gemeinschaftswesen Politik im höchsten Sinne des Wortes, nicht eine Politik der Zufälligkeiten und der Gelegenheiten, nicht eine Politik des Augenblicks, über der unausgesprochen das Wort geschrieben steht: „Nach uns die Sintflut!“, sondern eine Politik, die ihr Wesen und ihren Namen mit Recht aus der Architektur zu nehmen vermag und sich als Staatenbau und Weltbau äußert. Wir erkennen, und die letzte Katastrophe hat uns das besonders grausam

gezeigt, daß, so sehr wir versucht haben, die Dynamik, die aller Völkerentwicklung zugrunde liegt, zu stabilisieren, die sinnvoll ordnende Statik sich noch immer nicht der dunkel empordrängenden Dynamik anzugleichen vermag. Hier liegt also die Aufgabe der Zukunft. Es ist notwendig, die dynamischen Elemente kennenzulernen, von denen die Menschheitsgruppen bewegt wurden und bewegt werden, und es ist nötig, den Lauf der statischen Kräfte zu verfolgen, durch deren ordnendes Eingreifen Kultur und Zivilisation entstand. Sinn der Zukunft aber ist es, aus den Erfahrungen, die sich in diesen Erkenntnissen spiegeln, die Gedanken für die Organisierung der Dynamik zu gewinnen, die ihr mit einem gleichwertigen Element der Statik beides zugleich, Entwicklung und Ruhe, gewährleistet.

## Das dynamische Prinzip

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand eine starke Reaktion der erleuchtetsten Köpfe gegen die idealistische Philosophie statt. Nicht nur Fichte, Schelling und Hegel wurden zum alten Eisen geworfen, sondern auch Immanuel Kant war verschüttet und vergessen, und die Stimme seines großen Schülers und Vollenders Arthur Schopenhauer verhallte ungehört. Das Prinzip der Energie war entdeckt, das Arbeitsäquivalent der Wärme aufgefunden worden, und man glaubte, die Welträtsel gelöst zu haben. Niemand hat dieser Empfindung selbstbewußteren Ausdruck verliehen, als Karl Büchner in seinem „Kraft und Stoff" benannten Buche, das, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, eine Art Bibel der damals modernen materialistischen Weltanschauung wurde. Kraft und Stoff, so lautete die Lösung des Welträtsels. Von Ewigkeit her bewegte Massen mußten schließlich im Laufe der Jahrmillionen zu den Ergebnissen führen, die wir heute als Weltall und Menschheit bezeichnen, und zu denen wir selber gehören. Woher der Stoff stammte, wie die Bewegung in den Stoff hineinkam, wie es möglich war, daß sich auf einer bestimmten Stufe der Bewegung das kreisende Atom in eine lebendige Zelle verwandelte, wie der biologische Prozeß der Zellen schließlich Zellgewebe schaffen konnte, in denen sich selbst anschauendes Leben, Selbstbewußtsein, erwachte, die Größe und Dunkelheit aller dieser Rätsel sah man nicht oder wollte sie nicht sehen, und die Aufrichtigsten unter den Materialisten beharrten auf ihrer Weltanschauung, mit der Begründung, daß sie das letzte Erkennbare darstelle, und daß man über alles, was jenseits dieser Erkenntnis liege, mit Dubois-Reymond ein siebenfaches „Ignorabimus" schreiben müsse.

Wir sind heute längst vom materialistischen Wissensstolze zurückgekehrt. Kant und Schopenhauer haben uns unverlierbar bewiesen, daß gerade das, was der Materialismus als das Sicherste erklärte, nämlich die Materie, das Allerunsicherste sei. Die Materie selbst kennen wir gar nicht. Was sie in Wirklichkeit außerhalb der Grenzen unserer eigenen Erkenntnis ist, wissen wir nicht. Was die Materie ist, wenn wir nicht sind, ist uns unbekannt. Alles, was wir Materie nennen, ist nichts weiter als eine von den Anschauungsformen unseres Denkapparates abhängige Vorstellung. Alle Eigenschaften der Materie, ihre Farbe, ihr Geruch, ihr Geschmack, die

Empfindungen, die sie uns vermittelt, ja selbst ihre Lage und Bewegung im Raume, sind nicht in der Materie, sondern in uns und in unseren Vorstellungsformen zu suchen. Was dem, was wir als Gehör, Geruch, Geschmack, Farbe, Gefühl, Gesicht, Bewegtheit empfinden, auf seiten der Materie selbst entspricht, entzieht sich unserer Kenntnis und muß sich ihr entziehen; denn wir sind für die Erkenntnis der Materie einzig auf unsere Vorstellungsformen angewiesen. Nicht die Materie selbst ist es, die wir kennen, sondern wir wissen nur, wie die Materie uns erscheint. Im Grunde genommen befindet sich eben mein Kopf nicht im Raume, sondern der Raum bloß in meinem Kopfe, ist die Zeit kein objektiver Bewegungsablauf, sondern nur meine subjektive Vorstellung vom Bewegungsablauf der materiellen Welt.

Mit dieser Analyse unseres Vorstellungsvermögens ist ein Materialismus im Sinne Büchners oder Haeckels für uns abgetan. Wir wissen, daß wir sind, und nehmen an, daß auch das, was wir uns vorstellen und wodurch uns unser Sein zum Bewußtsein kommt, etwas sein müsse, und wenn wir auch in der Formel „Kraft und Stoff" eine schlüssige Aussage über letzte Erkenntnismöglichkeiten erblicken, so tun wir das nicht in dem Sinne, daß wir glauben, ein körperlicher Anstoß, auf die träge Masse der Materie ausgeübt, sei der Weltschöpfer gewesen, sondern wir legen, wie uns selbst, so auch der Welt eine geistig-materielle Polarität zugrunde und nennen deshalb ihr letztes Prinzip Demodynamik und Statik, womit wir als letzten Grund aller Erkenntnis die geistig-materielle Polarität des Seienden ausgedrückt haben möchten.

Wenn wir diese natürliche Schöpfungslehre, die der Annahme einer Offenbarung ebenso fern steht wie dem Glauben, durch Erfahrungen über die Materie letzte Lösungen geben zu können, in ihren Konsequenzen verfolgen, so fällt uns zum mindesten die Tatsache auf, daß die Erde von einem beständigen dynamischen Überschuß lebt, den sie von der Sonne empfängt. Würde diese Energie — Stoff in unserem Sinne scheint der Erde bei dem Vorgange nicht vermittelt zu werden — der Erde auch nur einen Tag fehlen, so müßte sie zugrunde gehen. Woher die Sonne ihre Energie empfängt, wissen wir nicht. Wir können aber aus der Analogie schließen, daß auch sie irgendwoher mit einem von unbekannter Kraftquelle gespeisten Energieüberschuß genährt wird, um sich selbst und ihre Wandelsterne schwingen und tragen zu können. Wo im All dieses große dynamische Feuer lodert, ist uns unbekannt. Daß aber ein ständiger Energieüberschuß dieser Art von Ewigkeit zu Ewigkeit vorhanden sein muß, lehrt uns Entstehung und Existenz des Weltalls unbedingt.

Der Energieüberschuß im All ist also die große Unbekannte, ist das x-dynamische Prinzip, das die Welt trägt und bewegt. Was sich hier jenseits der Grenzen unserer Erkenntnis vollzieht und höher ist als alle Vernunft, das findet seine Widerspiegelung in allen Vorgängen der materiellen und geistigen Natur. Dynamischer Überschuß in der Erdmaterie setzt sich zunächst in pflanzliches, dann in tierisches Leben um, schafft aus den obersten Vertretern der Tierheit den Menschen. In seinem Gehirn ist der Natur nach jahrtausendelanger Entwicklung ein dynamisch-statisches

Meisterwerk gelungen, das es zu einem seiner selbst bewußten Spiegel der übrigen Schöpfung macht. Hatte das natürliche Spiel von Dynamik und Statik selbst auf den höchsten Gipfeln des Erreichten bisher in den Tierindividuen nur ein dumpfes Artbewußtsein zu erzeugen vermocht, hatte es nur zu einer undeutlichen Spiegelung der Welt geführt, die von dem einzelnen Tier nur so weit erfaßt und überblickt wurde, wie für die Zwecke der Erhaltung seines Lebens und der Fortpflanzung seiner Art unbedingt und unmittelbar notwendig war, so war es ihm im menschlichen Gehirn nach der immer sich vervollkommnenden Instinktauslese von unendlichen Zeiträumen geglückt, ein Instrument herzustellen, in dem nicht nur das Artbewußtsein so vollkommen festgelegt war, wie es in den Tier- und Pflanzenhirnen festgelegt ist, sondern in dem sich dazu noch das eigene Spiegelbild, das Selbstbewußtsein, fand. Der Mensch allein konnte in sein Hirn hineinblicken, gleichsam wie in die unergründliche Klarheit einer unbewegten Wasserfläche, und was er darin erblickte, das war er selber. Das Selbstbewußtsein, feierlichster, höchster, unüberbietbarer Schöpfungsakt, spätestes der erschaffenen Wunder, war in die Welt getreten! Mit dieser höchsten Erkenntnis aber zugleich klaffte ein ungeheurer Riß durch die Schöpfung. Der große Gegensatz zwischen Individuum und Art, zwischen Selbstbewußtsein und Artgefühl, zwischen Individualität und Sozialität war gegeben, und außerdem stand sich die Polarität alles Geschaffenen, die Polarität zwischen Geist und Materie, zwischen Seele und Welt zum ersten Male in ihrer vollen Unvereinbarkeit und doch wieder in ihrer ganzen Untrennbarkeit einander gegenüber. Wir haben an anderer Stelle bereits ausgeführt, daß alle Bewegungen der Weltkörper sich als Rotation und Zirkulation, als innere und äußere Umdrehung vollziehen. Auch der Mensch, der Mikrokosmos, war seiner Art nach genötigt, die Dynamik, die sein eigenes Ich bewegte, umzusetzen in äußere Dynamik, mittels deren er mit den anderen Individuen in Berührung trat. Das Selbstbewußtsein in die innere Dynamik, die Rotation des Menschen, sein bei ihm zum Geselligkeitstrieb erhöhtes Artbewußtsein, sein Energieüberschuß, seine äußere Dynamik, seine Zirkulation. Die erste Aufgabe der inneren Dynamik, des Ichbewußtseins, ist die Selbsterhaltung, die erste Aufgabe des Artbewußtseins, der äußeren Dynamik, des Energieüberschusses, ist die Fortpflanzung. Was Wunder also, daß die erste Einflußsphäre, die der Energieüberschuß des Mannes suchte, das Weib war, daß die äußere Dynamik des Weibes sich in arterhaltende Beziehungen zum Manne umsetzte! Die Geschlechtsgemeinschaft ist sonach die Keimzelle der Gesellschaft, die Geschlechtsgemeinschaft zunächst mit überwiegendem Einfluß des Weibes, wie sie sich in den ältesten und bekannten Gemeinschaftsformen, in denen das Mutterrecht gilt, beweist. Ist die Geschlechtsgemeinschaft einmal hergestellt, so tritt sie als ein in ihrer Art vollendetes Ganze auf, und es ist innerhalb dieses Ganzen die Entwicklung beider menschlicher Grundtriebe, der Selbsterhaltung wie der Arterhaltung, wenigstens nach den primitivsten Erfordernissen, gewährleistet. Wie jedes vollendete Ganze, wie der Makrokosmos im Unendlichen, wie jedes Gestirn im großen, wie der Mensch, der Mikrokosmos, im kleinen, so zeigt auch diese erste Ganzheit der Gemeinschaftsform rotierende und

zirkulierende Bewegung. Die innerliche Rotation setzt sich in ihr, wir sagten es schon, in die Erhaltung der alten und die Erzeugung neuer Individuen um. Der Energieüberschuß, den diese innere Rotation erzeugt, setzt sich in äußere Dynamik, in Zirkulation, um, und wenn wir in der nach dem Mutterrecht regierten Geschlechtsgemeinschaft den ersten Demos zu erblicken haben, den die menschliche Gesellschaft auf den frühesten Stufen des Selbstbewußtseins aufweist, so können wir diesen nach außen hin wirkenden Energieüberschuß als den ersten Grad der Demodynamik auffassen. Durch diesen Energieüberschuß wird es der Menschengemeinschaft möglich, die Frage zu stellen, wie die Selbsterhaltung sich mit noch längerer Lebensdauer, mit noch stärkerer Erkräftigung, mit noch höherem Lebenslustgefühl des Einzelnen durchsetzen lasse, wie die Arterhaltung, die ja der Verewigung des vom naiven Menschen als höchstes Gut empfundenen Lebens dient, sich durch Erzeugung und Erhaltung einer immer größeren Zahl immer kräftiger und immer lebensfähiger ausgestalteten Individuen noch höher und höher steigern lassen könne. Beide Fragen sind nur auf dem Wege der äußeren Dynamik zu lösen. Der Energieüberschuß, die Zirkulation, beginnt sich zu betätigen, indem er der Geschlechtsgemeinschaft lebenfördernde äußere Güter in beständig höherem Maße zuzuführen versucht. Diese neue Zufuhr äußerer Güter steigert ihrerseits wieder die innere Dynamik, und diese setzt sich dann aufs neue in gesteigerte äußere Energieüberschüsse um. Gelingen kann diese ständig erforderliche Zufuhr äußerer Güter nur auf dem Wege des Kampfes. Dieser Kampf muß sich vollziehen, entweder durch die Aneignung und Umbildung von Naturschätzen, sei es, daß diese in Grund und Boden, in Pflanzen oder Tieren bestehen oder in der Bekämpfung anderer ebenfalls in innerer und äußerer Bewegung befindlicher Menschengemeinschaften, denen ihre Güter dann im Wege des Raubes enteignet und der eigenen Lebensgemeinschaft zugeführt werden. Diese Betätigung der äußeren Dynamik, des Energieüberschusses, spielt mit Naturnotwendigkeit dem männlichen Geschlecht die Herrschaft in die Hände. War auf den Stufen der Gesellschaftsentwicklung, die vorwiegend von innerer Dynamik bewegt, der reinen Selbst- und Arterhaltung dienten, das Mutterrecht die gegebene Rechtsnorm, so setzt mit der Betätigung des äußeren Energieüberschusses, der Entwicklung und Steigerung der Individual- und der Artbedürfnisse mit Naturnotwendigkeit das Vaterrecht ein. Die natürliche Arbeitsteilung weist das Weib darauf hin, den Erfordernissen der inneren Dynamik Rechnung zu tragen, die vor- und nachgeburtliche Sorge für das Kind zu übernehmen und die wirtschaftliche Arbeit zu leisten, die wie Saat und Ernte, Hausbau und Kleiderverfertigung der primitiven Selbsterhaltung dient. Aufgabe des Mannes dagegen wird es, für die Organisation der Gemeinschaft als solcher befehlend oder gehorchend, kämpfend oder verteidigend Sorge zu tragen und die Gemeinschaft im Kampfe mit dem äußeren Feind, sei dieser nun in den Widerständen der Natur oder einer anderen Menschengemeinschaft zu suchen, zu steigern und zu entwickeln. Das Weib setzt also die notwendigen Beziehungen der Gemeinschaft zur Natur fort, der Mann dagegen beginnt Kulturträger zu werden.

# Feiglinge

Eine Geschichte aus dem irischen Aufstande

von

## Daniel Corkery*)

### I

Rossadun ist ein Vorgebirge an der Küste von Kerry. Es endigt in zwei abgestumpften Spitzen, die aussehen wie unförmige Finger einer Riesenhand aus einem skandinavischen Märchen. Nur ist der nördlichere größer als der andere, hat mächtigere Klippen und ragt höher in die Winde und Wolken. Und doch wählten die Leute in der alten Zeit, als das Christentum noch jung war im Lande, diese nördlichere Spitze, um sie Gott zu weihen, und bauten dort ihre kleine Steinkirche aus vier unansehnlichen Mauern, und auf dem Friedhofe zwischen der Kirche und dem jähabstürzenden Rande der Felsklippe begruben sie ihre Toten. Von dieser alten Kirche sind nur noch verfallene Reste übriggeblieben, und es müssen wohl schon Jahrhunderte vergangen sein, seit dort zum letzten Male eine Messe über das Meer klang. Aber die vielen Grabkreuze, von denen manche ganz neu sind, zeugen davon, daß die Bewohner von Rossadun noch heute ihre Toten dort begraben neben denen, die schon über tausend Jahre dort ruhen. Doch sind einige Grabkreuze viel zu prächtig und viel zu neu, als daß sie recht zu der Umgebung stimmten, besonders eines, auf dem die Inschrift steht:

Dem Andenken von John O'Riordan aus Neu-Inn,
errichtet von seinem Sohne Michael John O'Riordan
aus Portland in Amerika.

Aber dort an der nördlichen Spitze, mitten unter all den andern Grabkreuzen wird man bald ein viel größeres Kreuz errichten, ein viel prächtigeres als alle jene, die mit amerikanischem Gelde bezahlt worden sind. Es wird über dem Grabe von Thomas O'Mlodhachain errichtet werden, und die Inschrift wird in echtem Gälisch künden, daß er im Gefängnis von Mountjoy für ein Land starb, für das schon so viele andere, junge und alte, ihr Leben gegeben haben. Auf solche Weise ist Thomas O'Mlodhachain für immer heimgegangen nach jener Nordspitze von Rossadun, und er liegt dort nicht weiter als einen Steinwurf von der Stelle, wo er geboren wurde.

Auch der Oberst Hastings ist wohl für immer heimgekehrt nach seinem alten grauen, wetterfesten Hause an der Südspitze, und es war gerade an demselben Tage, daß diese beiden Männer nach Rossadun heimkehrten, der Rebell und der Colonel. Und ein verklärter Jüngling, des Obersten einziger Sohn Edward Pendrift Hastings, war vor ihnen heimgegangen und sah sie beide kommen, aber es war weder auf der

*) Deutsche Übertragung von Joseph Grabisch.

Südspitze bei seinem Vater, noch auf der Nordspitze bei seinem Jugendgenossen, sondern er lag in einem Soldatengrab nicht weit von Arras.

## II

An jenem Tage, an welchem der arme zermarterte Rebell heimgebracht wurde, war über dem Lande ein hellgrauer Nebel, der die Sonne verbarg und viele Sonnen hätte verbergen können. Bis Capaban hatten ihn die jungen republikanischen Freiwilligen aus Dublin begleitet und von da ab auch die Freiwilligen von Rossadun. Der Leichenzug ging dann westwärts auf dem einsamen, windigen, beschwerlichen Wege aus Felsstein und Schiefer, der immer enger wurde und endlich nur ein Pfad noch war in der steinigen Heide, bis er in den Friedhof mündete auf der Spitze des Vorgebirges. Und dort schien es, als wären es drei Leichenbegängnisse: In der Mitte des Weges marschierten in gleichmäßigem Schritt unter Pfeifen und Trommeln und verhüllten Fahnen die zusammengeballten Reihen der Freiwilligenabteilungen der ganzen Gegend, allzu zahlreich und mit zuviel Trotz im Gesicht, um von den Polizisten behindert zu sein, die bis an die Zähne bewaffnet an jeder Wegbiegung rudelweise aufgestellt standen. In der Mitte wurde der Sarg getragen, eingehüllt in die leuchtenden Farben der Republik. Wie ein reichverzierter Kleinodienschrein stand er gegen den tiefgrauen, nebeligen Hintergrund. Und zu beiden Seiten der in gleichmäßigem, geschultem Tritt marschierenden Freiwilligen ging ein ungeordneter Haufe Landvolk aus der Umgegend: Männer, Frauen und Kinder, da und dort sah man von den Hügeln einen alten Bauer auf seinem Pferde kommen mit leuchtenden Augen und einem Gesicht, das von miterlebten Kämpfen und vielen altvergangenen Heldenfeiern Zeugnis gab. Allmählich fügten sich diese Reiter, und danach auch die ganze Menge, nach dem Tritt der Freiwilligen, wie von selber in irgendeine Ordnung, und schließlich war alles ein einziger schweigender Zug von inwendig gekehrten, trotzigen Gedanken, der in den Nebel hineinschritt.

Die Landleute von Capaban und Rossadun konnten nicht so gut den Tritt halten wie die hohläugigen Männer, die den Leichnam aus Dublin gebracht hatten, so sehr sie sich auch bemühten, denn seit Thomas O'Miodhachain sie vor zweiundeinhalb Jahren verlassen hatte, waren sie lässiger geworden in den militärischen Übungen, und mancher unter ihnen, der jetzt ganz unbeholfen einhertappte, hatte das Gefühl, daß der Tote in ihrer Mitte diese Nachlässigkeit ihrer äußeren Haltung bemerkte und ihn irgendwie deswegen rügte. Ja, die Dubliner konnten besser Tritt halten — aber es war nicht das allein, wodurch sie vor den andern auffielen, sondern es war dies, daß sie wußten, was es heißt, in einer Gefängniszelle zu Mountjoy zu verhungern, das wußten die Leute an der entlegenen Küste von Kerry nicht. Die Dubliner Freiwilligen kannten die mancherlei Weisen, wie die Rebellen sterben: den Tod im offenen Kampfe, den Tod im Morgengrauen vor den Flintenläufen, den Tod am Galgen — sie wußten, daß der Hungertod mehr Mut fordert als jeder andere Tod, daß es ein langes und einsames Sterben ist. Als sie nun jetzt in ungebrochenem Schweigen marschierten, ohne den Blick nach links oder nach rechts zu wenden,

schienen die Lippen von allen gleichmäßig dünn und gepreßt, die Gesichter gleichmäßig bleich und hart, und mit gleichmäßigem Ausdruck schritt ein jeder in dem Schweigen seines Alleinseins. Und irgendwie bei dem gleichmäßigen Weiterschreiten den Hügel hinauf, ohne den Tritt zu verlangsamen oder zu beschleunigen, sprang dieses Wissen darum, wenn einer im Gefängnis stirbt, wie dieser Sohn ihres eigenen Nachbarn, von den Dubliner Männern über auf den ganzen langen Zug und machte sie alle einheitlich im Schweigen und im Trotz. Sogar von einiger Entfernung konnte man es noch sehen, wie irgendetwas Ernstes, Furchtbares und Drohendes von einem zum andern ging, und wenn nicht die Musik der Pfeifen gewesen wäre, so würden sie alle aufgeschrien haben vor Schmerz.

## III

Oberst Hastings saß hoch in seinem Einspänner, er sah nichts und schrie nicht auf, er hörte nicht einmal die wilde Musik, die über das Meer und vom Moor her schrillte. Er war im Kriegsministerium in London gewesen und fuhr jetzt nach Hause in fröstelndem Schweigen, und weil sein Weg den Weg des Zuges kreuzte, so wäre er geradenwegs in den Leichenzug hineingefahren, wenn ihn nicht sein Diener, der alte Morris Dinien, am Ärmel gezupft und zu ihm gesagt hätte: „Dort die Leute — das ist das Begräbnis —“

„Was für ein Begräbnis“ — und der Oberst starrte finster auf die dunkle Menge, die mit gleichbleibendem Ernste sich vorwärtsbewegte.

„Das Begräbnis des Sinnfeiners,“ antwortete der Diener furchtsam, „Tom O'Miodhachains Begräbnis, des Burschen, der in Dublin im Gefängnis starb. Sie werden uns nicht durchlassen —“

Jetzt erst merkte der Oberst vielleicht etwas von der unheimlichen strengen Wucht des dahinschreitenden Zuges.

„Meinetwegen“, murmelte er mit einem so seltsamen Tonfall, wie wenn seine Stimme erwürgt würde, so daß der Diener befremdet aufsah.

Und so saßen sie da, der Oberst zwei Kissen höher als sein Diener, während der Trauerzug an ihnen vorbeizog. Und von den farblosen Blättern fielen die Nebeltropfen hörbar herab.

Wäre der Oberst nur halb so alt gewesen, so würde er sich vielleicht mit den bleichen Männern in Reih und Glied gestellt haben und würde mit ihnen marschiert sein, sein Gesicht war starr verhalten wie ihre Gesichter, seine Lippen dünn und geschlossen, seine Augen stählern hart. Und die Stimme, die eben so ungewohnt gemurmelt hatte, ging gut zusammen mit seinem Blick, der nichts Menschliches mehr hatte und ganz neu an ihm war. Und dieses sternengleiche Leuchten, diese Abseitigkeit von dem sonstigen warmen Leben machte ihn irgendwie ähnlich den jungen Männern aus Dublin. Der Diener, der es gewagt hatte, ihn anzurühren, hatte einen Wutausbruch oder doch eine Zurechtweisung erwartet. Er hatte noch gut in Erinnerung die letzte Begegnung zwischen seinem Colonel und dem Rebellen. Es war bei der Musterung in Rossadun, der einzigen, die dort gehalten wurde. Der

Oberst hatte eine Rede gehalten, er hatte ihnen vorgestellt, daß er seinen einzigen Sohn ins Feld schicken werde, er hatte die jungen Burschen des Ortes aufgefordert, freiwillig vorzutreten und dem Beispiele seines Sohnes zu folgen. Aber nicht einer war vorgetreten. Wie waren die Augen des Obersten damals aufgelodert, wie hatte er vor ungeheurer Erregung gezittert und seinen Kopf in die Luft geworfen.

„Dann will ich euch sagen, was ihr seid: Feiglinge!" Aber dann war Tom O'Miodhachain mit einem Sprunge über das Geländer gesetzt und hatte gerufen:

„Feig ist, wer geht!
Feig ist, wer bleibt!
Feig ist, wer geht!
Feig ist, wer bleibt!
Hundesöhne, alle zusammen!"

Und dann hatte Thomas O'Miodhachain mit seiner linken Hand die Schulter des Obersten gepackt und mit der rechten nach dessen Sohn gezeigt, der bleich und schweigend daneben stand: „Da ist der Feigling, der geht — Sie sind ein Feigling, Sie und Ihresgleichen!"

Dann hatte ihn der Oberst abgeschüttelt und seine Peitsche erhoben.

„Schlag mich!"

Dann waren viele junge Burschen über die Geländer gesprungen, der Polizeiinspektor hatte den Obersten nach seinem Einspänner gebracht, demselben, auf dem er jetzt fuhr, seine Anhänger hatten eine dicke Schutzmauer um ihn gebildet und waren mit ihm abgezogen, die Leute von der Musterung waren zurückgeblieben wie Sieger auf einem Schlachtfelde und hatten wie mit einer Stimme gesungen:

„Die grüne Fahne weht voran,
Kam'raden ziehen in den Tod."

— — — — — — —

Es war klug von Thomas O'Miodhachain, nach diesem Auftritt Rossadun zu verlassen, und er war nach Dublin gegangen.

An all das hatte der alte Diener gedacht, als er den Obersten am Ärmel zupfte, aber als er jetzt seines Herrn Stimme hörte, da dachte er sich, daß jener etwas Furchtbares in London gehört haben müsse, und scheu sah er unter seinen Brauen hinüber in ein eisiges Gesicht.

Der Oberst war in London im Kriegsministerium gewesen, um irgendetwas zu erfahren über den Tod seines Sohnes, man glaubte, er würde sogar nach Frankreich fahren. Aber er war viel eher zurückgekommen, als er erwartet wurde, stumm, eisig und verstört.

## IV

Bis sie anhielten, um den Zug vorüberzulassen, hatte der Oberst kein Wort gesprochen und hatte weder einen Blick nach links noch nach rechts gewandt, er hatte nicht einmal die Augen erhoben, und er erhob seine Augen nicht einmal dann, als eine halbe Meile von seinem Hause entfernt das altersgraue Schloß gegen den Rand des grauen Meeres sich abhob. Er hatte immer nur vor sich hingestarrt, und er

wäre mitten in die Menge hineingefahren, wenn ihn der Alte nicht angeredet hätte. Morris Dinien bemitleidete seinen Herrn in ehrlicher Anhänglichkeit, und doch mußte er einen Kampf mit sich selbst durchkämpfen, um seinen Mund nicht aufzutun. Gern wäre er in ein lautes Klagen um den toten Jungen ausgebrochen, und er würde Worte gesagt haben, mit denen kein Hastings sich hätte mehr Luft machen können. Er hatte den Jungen gekannt, er hatte ihn geliebt und liebte ihn um seines harten Geschickes willen noch mehr, über das ihm Gedanken kamen, die er niemals aussprechen durfte.

Bis in undenkliche Zeiten zurück war in jeder Generation bei den Hastings immer ein dünner Tropfen irischen Rebellenblutes aufgetaucht. Wie bei vielen andern Militärfamilien waren die Geschichtsberichte sehr vielfarbig. Da war die Geschichte von einem, der für König Jakob bei Boyne gekämpft hatte, dann von einem, der mit den „Wilden Gänsen" gegen die Engländer bei Fontenoy gefallen war, dann von einem, der das Hab und Gut der Katholischen geschützt hatte zu einer Zeit, wo dies als Hochverrat galt, dann war einer, der gegen die Vereinigung mit England gestimmt hatte, und das Schicksal hat Sorge dafür getragen, daß alles Romantische in der Geschichte dieser Familie immer mit diesem schnellerfließenden Blute verbunden war, das den sicheren Pfad nicht gehen mochte. Als der junge Erbe in das Trinity-College kam, da lernte er irisch sprechen und Worte der Auflehnung reden. Die alten Leute in seiner Heimat schüttelten die Köpfe und sagten lächelnd: ein echter Hastings. Dann kam der Krieg, und der junge Mann kehrte heim und trat unter die Fahnen. Er zeigte wenig Luft für den Dienst, aber er lehnte sich nicht auf dagegen. In einer jeden Offizierfamilie im Lande geschah das Gleiche, es war schließlich bloß Tradition. Und einmal in Uniform ging er durch die Tretmühle des Dienstes, hochgemut und unbekümmert, so daß der alte Oberst in seiner Freude den Gästen immer die Briefe seines Sohnes vorlas und sie dann geräuschvoll auf den Tisch zu legen pflegte mit den Worten: ein echter Hastings! Aber als der Aufstand kam, und die sechzehn Führer, unter denen der junge Hastings einige in den Dubliner literarischen Kreisen gut gekannt hatte, einer nach dem andern erschossen wurden, da las der Oberst seinen Gästen nicht länger mehr die Briefe vor, die er aus Frankreich bekam, denn sie waren sehr kritisch und widersetzlich und enthielten gelegentlich kleine Gedichte und Sonette auf Irland — ein echter Hastings.

## V

Der Leichenzug war beinahe vorübergegangen, kleine Gruppen von fünf oder sechs Frauen in schwarzen Tüchern und schwarzen Überwürfen drängten sich unruhig nach vorn, um die Zeremonien und das Salutschießen deutlich sehen zu können, sie hatten es allzu eilig, um noch ein Wort zu reden. Da hörte man ganz unvermittelt eine rauhe Männerstimme unzusammenhängende Sätze ausstoßen: „Ich bin ebenso wert hinter dem Sarge zu gehen wie ihr — Tom O'Miodhachain wird mich nicht fortjagen — der Herr sei seiner Seele gnädig! Ich bin ein ebenso guter Irländer wie irgendeiner unter euch — auch Tom O'Miodhachain würde das sagen!" Dann

folgte ein Schluchzen und dann wieder ein Aufschrei, leidenschaftlicher noch als der erste: „Seht nicht meine Uniform an — geht euch nichts an — bessere Männer als ich haben sie getragen und haben sie tragen müssen — seht nur nicht drauf — geht euch nichts an!“ — Dann war wieder Schweigen. Müde alte Männer, die an Stöcken gingen, und kleine Mädchen kamen am Ende des Zuges vorbei und drängten nach vorn, zu ernst gestimmt, um auf das Aufschreien eines betrunkenen Soldaten zu achten: „Ich will für mein Land sterben — ebenso wie irgendein anderer unter euch — aber ich bin verstoßen — die jungen Burschen wollten mich nicht unter sich leiden — ich würde eine Schande sein für sie — der alte Soldat würde eine Schande für sie sein!“ — Und in diesen Worten lag eine wilde Wut und eine ungeheure Fassungslosigkeit.

Das Pferd des Obersten ging jetzt in langsamem Schritt und tastete mit unsicheren Vorderfüßen den jähen Weg abwärts. Der Oberst sah ihn für einen Augenblick leer vor sich, aber plötzlich kam eine mächtige unordentliche Gestalt in Khaki mit einem rotgedunsenen feuchten Gesicht, die der Menge nachstarrte, die Arme weit in die Luft reckte wie ein Blinder, der tappend und tastend einen ungewohnten Weg zu gehen versucht. Und immer wieder rief diese Gestalt: „Seht nicht auf meine Uniform, seht weg, geht euch nichts an — bessere Männer als ich haben sie anziehen müssen!“ Doch die Menge war jetzt fast von ihm weg, er drehte sich um, rannte den Steilhang hinab, wo die beiden Wege zusammenkamen, und wollte sich dort ins weiche Gras legen. Als er den Obersten sah, da raffte er sich auf und reckte sich gerade, ein seltsamer, verstörter Blick kämpfte in seinen Augen, und seine nassen Lippen bewegten sich ein wenig. Er machte seine Ehrenbezeugung, und dann, wie wenn es nicht genug gewesen wäre, riß er seine Mütze vom Kopfe, hielt sie mit beiden Händen vor die Brust, wie das Volk tut bei einer Prozession. Der Oberst fuhr kalt vorüber, sah mit starren Augen geradeaus, wie wenn er nichts gesehen oder gehört hätte. Dann brach die trunkene Stimme wieder hinaus, warm und zitternd vor Mitleid: „Glauben Sie es nicht, Herr, er war kein Feigling, nein, er war keiner. Er war es ebensowenig wie der Junge, den wir unter dem Hügel begraben haben. Er war ein Mann, er war gut zu den Leuten, und wenn es um sein eigenes Land gewesen wäre, so hätten sie ihn nicht wegen Feigheit zu erschießen brauchen — beim gekreuzigten Heiland nein — sie hätten ihn nicht wegen Feigheit zu erschießen brauchen.“

Der Oberst in seinem Wagen fuhr auf wie ein getroffenes Wild, blind und taub vor Wut. Er packte die Peitsche und schlug los auf das Tier, das zwischen den beiden Deichseln aufbäumte und den Kopf vorausstreckte. „Nach Hause, nach Hause!“ stieß er endlich undeutlich und gurgelnd hervor. Das Pferd machte einen Satz nach vorn und flog wie der Wind.

Und nun liegt der Oberst in dem alten grauen Hause auf der Südspitze fast so tief vergraben wie Thomas O'Miodhachain auf dem Friedhofe auf der nördlichen Spitze begraben liegt oder wie sein entehrter Sohn in einem unkenntlichen Grabe eingescharrt in Frankreich. Gott sei auch ihm gnädig!

# Das Erdöl, die Weltpolitik und Deutschland

Von

Prof. H. O. Schlawe

Die Erdölerzeugnisse sind zu einem der ausschlaggebendsten Faktoren für die Entwicklung der Weltpolitik nach dem Kriege geworden. Darzulegen, wie dies gekommen, wie die Erkenntnis dafür zunächst nur in wenigen Köpfen entstanden, dann aber in die Öffentlichkeit und nunmehr in immer weitere Kreise gedrungen ist, und welche Wirkungen sie bereits ausgelöst hat, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Die Weiterentwicklung ist geradezu zwangsläufig. Zu ihrer Beurteilung sollen einige Unterlagen gegeben werden. Der Leser möge sich dann selbst ein Urteil bilden über das, was der vorläufige Abschluß sein wird, man darf sagen, sein muß. Er wird dann auch erkennen, was Deutschland nach seinem Zusammenbruch unter dieser Zwangsläufigkeit zu leiden gehabt hat und noch zu leiden haben wird, ohne dagegen irgendein anderes Mittel zur Verfügung zu haben als das, was wohl von allen Seiten gepriesen, aber nur von wenigen angewendet wird: die Vorbereitung und spätere Verwirklichung der inneren Sammlung und Stärkung, eine Reformation an dem nunmehr vielköpfigen Haupte und den noch viel vielköpfigeren Gliedern.

Es müssen auf diesen Seiten notwendigerweise einige Zahlen angeführt werden, wenn dies auch nur in möglichst geringem Maße geschehen soll. Nun haben aber absolute Zahlen wohl Wert für den Fachmann, während dem Laien ein wenigstens einigermaßen vorstellbarer Maßstab geboten werden muß, an dem er die absolute Zahl messen kann. Dieser Maßstab mag die im Jahre 1913 in Deutschland eingeführte Gesamtmenge von Erdölerzeugnissen sein, die sich auf 1 282 256 t belief und im letzten Jahre auf ungefähr die Hälfte gefallen ist. An dieser Zahl gemessen, kann er sich ein Bild davon machen, was es heißt, daß unsere Gegner in den letzten sechs Kriegsmonaten 1 012 000 t Benzin und 2 068 000 t Heizöl, ohne den Eigenbedarf der amerikanischen Kriegs- und Transportflotte, zu ihrer Verfügung hatten, während wir auf die einigen hunderttausend Tonnen angewiesen waren, die wir aus Rumänien, Galizien und den erst im Kriege erzeugten Ersatzstoffen erhielten.

Die Bedeutung des Leuchtöls, einst das wichtigste Erdölerzeugnis, ist zu einem großen Teile geschwunden. Die früher minder wichtigen sowie die, mit denen man ursprünglich überhaupt nur wenig anfangen konnte: Benzin, Gasöl, Rückstände der Destillation, sind an die erste Stelle getreten, im Kriege wie in der Friedenswirtschaft. Benzin für Kraftfahrzeuge, Flieger, Luftschiffe, Tanks, Gasöl als Treiböl für Dieselmotore in U-Booten, Rückstände als Heizstoffe, vor allem für

Schiffskessel. Ohne genügende Mengen von Benzin keine Heranführung von Reservetruppen im letzten entscheidenden Augenblick, kein entsprechender Nachschub bei Daueroffensiven, keine Fliegergeschwader, keine Tankwagenwellen; ohne Heizöl keine schnelle Herüberbeförderung der neuen Armee von jenseits des Meeres, kein ausreichender Schutz der „Convoys" gegen die U-Boot-Angriffe. „Auf der Woge des Erdöls sind unsere Feinde dem Siege entgegengeführt worden", das haben sie selbst erklärt, und es ist wahr im vollsten Sinne des Wortes. Denn ohne die Erdölwoge hätte ihre Auguftoffensive sich totgelaufen wie die unsrigen. Ob die nahe Zukunft große Landkriege bringen wird, ist mindestens zweifelhaft. Möglich jedoch, vielleicht sogar in Aussicht, sind große Seekriege. Und in diesen hat, wenn alles andere gleich ist, nur die Macht Aussicht auf Sieg, die über durchaus sichere und entsprechend große Mengen von Erdölerzeugnissen verfügt, weil bei sonst gleichwertigen Schiffen die ölbeheizte Flotte einer kohlenbeheizten gewaltig überlegen ist. Nach einer Angabe des britischen Marineattachés in Washington aus dem Winter 1920 sollten 36 Prozent der gesamten britischen Kriegsflotte, und zwar die modernsten Einheiten, für Ölfeuerung eingerichtet sein; Ende 1920 sollten nach anderer, allerdings unverbürgter Angabe aus den 36 Prozent 95 Prozent geworden sein. Sicher ist, daß der größte Teil der britischen Kriegsschiffe mit öl beheizt wird. Die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten ist ausschließlich für Ölheizung eingerichtet, und ähnliches gilt für die japanische Kriegsflotte. Die Rückstellung von Ölfeuerung auf Kohlenfeuerung ist in gewisser Hinsicht bei Handelsschiffen unschwer, bei Kriegsschiffen jedoch nur unter mancherlei Verzichten, durch Umbauten oder gar nicht durchzuführen.

Es wird wohl nun niemand bestreiten, daß eine Macht, die nicht zur See Krieg führen kann, in der Jetztzeit nicht als wirkliche Großmacht anzusprechen ist. Somit sind Großmächte auch nur die, die auch im Kriegsfalle unbedingt und sicher über Erdöl verfügen. Zu diesen Mächten gehören Frankreich, Italien und Japan nicht. Frankreich ist selbst nach Ausbau seiner Kriegsflotte eine Großmacht nur so lange, als es mit keiner über Erdöl verfügenden anderen Großmacht in den Kampf gerät, Italien ist überhaupt keine wirkliche Großmacht, und Japan befindet sich, wenigstens vorläufig, in der gleichen Lage wie Frankreich. Von der Möglichkeit eines isolierten japanischen Angriffskrieges gegen die Vereinigten Staaten zu sprechen, heißt die Wichtigkeit des Erdöls im modernen Seekrieg vollkommen verkennen. Denn Japan verfügt mit Sicherheit nur über etwa 300 000 t jährlicher Rohölgewinnung, d. i. noch nicht ein Achtel des Heizölverbrauches der britischen, französischen und italienischen Flotte in den letzten sechs Kriegsmonaten. Nur eine Macht könnte Japan, wenn auch nur mit gewissen Einschränkungen, das notwendige Erdöl zu einem Angriffskriege gegen die Vereinigten Staaten zur Verfügung stellen, und dies wäre England. Die weiteren Folgerungen möge der Leser ziehen.

Nun werden Kriege heute nicht um des Krieges willen geführt; aber das Wort ist geprägt worden: „Erdölherrschaft heißt Weltherrschaft." Und dies ist wahr, weil freie Verfügung über reichliches Erdöl für jede Großmacht eine der Vorbedingungen des Sieges im Kriege und eine der Grundlagen für die Ent-

wicklung der Gesamtwirtschaft im Frieden darstellt. Dies letztere im einzelnen nachzuweisen, ist kaum noch notwendig. Denn es beruht auf altbekannten Tatsachen, wie der fortschreitende Ersatz tierischer Zugkraft durch maschinelle nicht nur für Zwecke der Beförderung, sondern auch für den Landbau. Die zunehmende Anzahl der Motorpflüge, der Kraftschlepper wie auch der Ersatz menschlicher Arbeitskräfte durch Maschinen in der Landwirtschaft sind an erster Stelle durch reichliche Belieferung mit Benzin bedingt. Gleiches gilt für die immer mehr zunehmende Verwendung von Explosions- und Verbrennungsmotoren, für die Ausbreitung der Luftschiffahrt und des Flugwesens zu friedlichen Zwecken. Die Vermehrung maschineller Betriebe in der Welt, ganz gleichgültig, auf welchem Industrie- und Gewerbegebiet, erfordert neue Mengen von Schmierölen, die zum allergrößten Teile bisher nur aus Erdöl hergestellt werden. Die Handelsschiffahrt geht immer mehr von der Kohlenfeuerung zur Ölfeuerung über, und das ist bei den Vorteilen, die diese gegenüber der ersteren bietet und nicht nur für die großen Passagierdampfer, sondern auch für die gewöhnliche Frachtschiffahrt, nicht verwunderlich. Die Hauptvorteile sind: Raumgewinn für Reisende und Ladung, erhebliche Ersparnis an Kosten, größere Geschwindigkeit, schnelleres Einnehmen der Heizstoffe, große Verringerung der Heizeranzahl. Ein zahlenmäßiges Bild der Überlegenheit der Ölfeuerung über die Kohlenfeuerung ergeben die ersten Fahrten der großen Passagierdampfer „Olympic“ und „Aquitania“ von 22 000 t, nachdem sie für Ölfeuerung eingerichtet worden waren. Die Geschwindigkeit wuchs auf 22 Knoten, der tägliche Heizstoffverbrauch belief sich auf 610 t Heizöl gegen 950 t Kohlen. Als Bunkervorrat konnten 10 000 t Öl für 12 Tage, also für Hinreise nach Amerika und Rückreise, mitgenommen werden. Die Einnahme des Öls nahm 6¾ Stunden in Anspruch, während für die Kohlen 3½ Tage erforderlich waren. Die Heizeranzahl konnte um 153 vermindert werden. 300 Passagiere sowie 1000 t Güter konnten mehr mitgenommen werden. Die Vergrößerung der Geschwindigkeit und die Verkürzung der Zeit des Bunkerns gestatteten 21 jährliche Reisen statt 20. Der zu erwartende jährliche Mehrertrag wurde mit 1,3 Mill. Doll. errechnet. Ähnlich liegen die Verhältnisse für Frachtdampfer. Es darf gesagt werden, daß Kohlenfeuerung im Schiffahrtsbetriebe nicht mehr wettbewerbsfähig gegen Ölbefeuerung ist, insofern die Anschaffungskosten der Fahrzeuge nicht schon erheblich abgeschrieben sind und die Belieferung mit Öl sichergestellt ist. Unter normalen Verhältnissen ist dieses letztere der Fall, denn für die Abgabe von Öl an Schiffe bestehen schon jetzt in 206 Häfen der Welt die notwendigen Anlagen. Zu erwähnen wäre noch, daß im Jahre 1920 von den in Lloyds Register eingetragenen Schiffen von über 100 t bereits 16 Prozent für Ölheizung eingerichtet waren. Von den Handelsschiffen der Vereinigten Staaten waren nach den Angaben des U. S. Bureau of Naval Departement of Commerce für Ölfeuerung eingerichtet:

1919: 762 Schiffe mit 3 510 465 Bruttoregistertonnen,
1920: 1365 Schiffe mit 6 462 411 Bruttoregistertonnen.

Von den letzteren gehörten 946 mit 4 334 428 Bruttoregistertonnen dem U. S. Shipping Board.

Aber mit der Verdrängung der Kohle durch Öl für die Dampferzeugung ist die Wichtigkeit des Erdöls für die Schiffahrt noch nicht zum Abschluß gelangt. Denn mag der Dampf durch Verbrennung von Kohle oder Öl erzeugt werden, so liegt in beiden Fällen eine Verschwendung der Wärmeenergien beider Heizstoffe vor. Die ausgiebigste Verwendung des Öls wird durch seine Verbrennung zur unvermittelten Erzeugung von Kraft im Verbrennungsmotor, im Dieselmotor, erreicht. Die Wirtschaftlichkeit des Dieselmotors ist der der Dampfmaschine um fast das Doppelte überlegen. Daneben geht die für den Schiffahrtsbetrieb ganz besonders wichtige erhebliche Ersparnis an Raum und Wegfall der Kessel. In der „Industrie- und Handelszeitung" war kürzlich zu lesen, daß schon jetzt ein Motorschiff von 13 000 t im vorteilhaftesten Betrieb und vier weitere, ebenso große, im Bau sind. 25 bis 30 Prozent des Weltschiffsraums sind infolge des Rückganges der Weltwirtschaft aufgelegt, aber unter den aufgelegten Schiffen befindet sich keines der vorhandenen Motorschiffe, sie können den unglaublichen Rückgang der Frachten am längsten aushalten. Dem Motorschiff scheint die Zukunft zu gehören, und das ist ein schwacher Trost in unserem Unglück, denn wir haben eine neue Flotte zu bauen.

Aus dem Gesagten dürfte die überwältigende Bedeutung des Erdöls für die Weltwirtschaft im allgemeinen, aber für die Seeschiffahrt in Sonderheit einwandsfrei hervorgehen, und deshalb muß jeder seefahrende Staat, auch wenn er nicht an Krieg denkt, dafür sorgen, daß seine Schiffe Öl erhalten und es überall und zu gleichen Bedingungen wie die Wettbewerber einnehmen können. Ein Reich, das die notwendigen Seestützpunkte in der ganzen Welt besitzt und über eigenes Erdöl verfügt, ist fast unangreifbar im Seekrieg und hat gute Aussichten für den Sieg im friedlichen Wettbewerb der Völker. Damit wird dann, wie schon gesagt, Erdölherrschaft tatsächlich zur Weltherrschaft. Nun sind aber beide Bedingungen in der Gegenwart für keines der beiden großen angelsächsischen Reiche erfüllt. Das britische Reich verfügt wohl über die notwendigen Seestützpunkte, aber nicht über genügende Mengen eigenen Erdöls. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika dagegen verfügen über 60 bis 70 Prozent des gewonnenen Erdöls der Welt, es fehlen ihnen jedoch die Seestützpunkte im Osten, abgesehen von den Hawaiinseln und den Philippinen, in Afrika, in Australien und in der Nähe der europäischen Küsten. In beiden Beziehungen hat der Weltkrieg für die Vereinigten Staaten keine Änderung gebracht, wohl aber für Großbritannien. Einerseits hat sich die Zahl seiner Stützpunkte vermehrt, andererseits aber erhielt es, wenn auch noch kein Erdöl, so doch Erdölvorkommen, die es innerhalb eines Zeitraumes von vielleicht 10 Jahren im Kriege wie im Frieden von der Ölbelieferung durch die Vereinigten Staaten unabhängig machen können und damit eine sichere Grundlage für seine Seebeherrschung schaffen.

Im Jahre 1913 belief sich die Welterdölgewinnung auf 50,9 Mill. t. Davon entfielen auf die Vereinigten Staaten 33,1 Mill. t, nicht ganz 65 Proz., und auf Großbritannien oder besser gesagt, seine Kolonien, denn in Großbritannien gibt es kein Erdöl, 1 Mill. t oder etwa 2 Proz. Die in Ausbeutung begriffenen damaligen britischen Vorkommen lagen zerstreut in Birma, Persien, Kanada, Mexiko. Diese

Verhältnisse haben sich nunmehr wesentlich geändert. Denn wenn der britische Anteil an der Welterdölgewinnung des Jahres 1919 auf 4,5 Proz. gestiegen war (im Jahre 1920 ist er wieder auf 2,3 Proz. zurückgegangen), so hat seine Beteiligung an den bekannten Erdölvorkommen der Welt von 1913 bis 1919 den Riesensprung von 2 Proz. auf 65 Proz. nach britischer, auf 75 Proz. sogar nach amerikanischer Angabe gemacht. Diese neuen Vorkommen sind gesichert durch Besitz, Protektorate, Mandate, Staatsverträge oder Konzessionen an britische Unternehmungen. Sie erstrecken sich von Borneo über Birma, Persien, Mesopotamien, Palästina, Ägypten, Rumänien bis nach Nord-, Zentral- und Südamerika, auf Trinidad, in Mexiko, Kanada, Kolumbien, Venezuela, Peru und andere Gebiete, und sind fast alle seit dem Jahre 1913, d. h. während des Krieges und nach ihm, erworben worden.

Die gewaltige Bedeutung des Erdöls für die Kriegführung ist den britischen Staatsmännern und der britischen Admiralität schon in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges zum Bewußtsein gekommen, und als dies geschah, haben sie sich in für damalige Verhältnisse großzügiger Weise sofort in den Besitz eines wichtigen Erdölvorkommens gesetzt, das Großbritannien während des Krieges die wertvollsten Dienste geleistet hat. Es handelt sich um ein persisches Erdölvorkommen, und die Vorgänge bei seiner Besitzergreifung und Ausbeutung durch England sind zu bezeichnend, als daß sie hier nicht gewürdigt werden sollten.

Die Erdölvorkommen im südlichen Persien sind seit langem bekannt. Aber erst im Jahre 1901 wurde von dem Australier d'Arcy bei Kasr-i-Schirin in der Luftlinie etwa 180 km von Bagdad nahe der türkisch-persischen Grenze eine Bohrung bis auf 1000 m niedergebracht. Sie blieb trotz der sehr günstigen äußeren Anzeichen erfolglos, und d'Arcy setzte deshalb neue Bohrungen in der Gegend von Schuschter, mehr südlich, in der Luftlinie etwa 250 km von der Mündung des Schatt-el-arab an. Die erste sehr reiche wurde 1908 fündig, aber daß großer Erfolg zu erwarten war, hatte sich schon zwei Jahre früher gezeigt. Dies mag mit dazu beigetragen haben, daß im Jahre 1907 Großbritannien den bekannten Vertrag mit Rußland über Teilung der beiderseitigen Interessensphären in Persien abschloß, wodurch ihm die reichen südpersischen Ölgebiete zufielen. Im Jahre 1909 wurde die britische „Anglo-Persian Oil Company" gegründet, die jedoch zunächst nicht über die für eine Ausbeutung im großen Stile notwendigen Mittel verfügte. Für diese sorgte die britische Regierung. Zunächst wurde im Jahre 1913 auf Veranlassung Churchills eine Untersuchungskommission nach den südpersischen Ölfeldern gesandt, zu der ein Admiral und der später noch mehr bekanntgewordene Erdölgeologe Professor Cadman gehörten. Die Ergebnisse der Untersuchung waren derartig günstig, daß im Mai 1914 ein Vertrag zwischen dem britischen Schatzamt und der Admiralität einerseits und der „Anglo-Persian Oil Company" andererseits dem Parlament vorgelegt wurde, durch den die Regierung sich verpflichtete, einen Betrag von 2 200 000 Pfund Sterl. in Aktien und first debentures einzubringen. Dafür erhielt sie das Recht der Ernennung von zwei Mitgliedern des „Board of Directors" mit einem Vetorecht in Angelegenheiten allgemeiner Politik und in Fällen, wo die Tätigkeit der Gesell-

schaft mit der äußeren und militärischen Politik in Berührung treten konnte. Die Anlagen, mit denen der Vertrag dem Parlament vorgelegt wurde, enthalten manches Bedeutende. Ein Teil von ihnen wurde der Öffentlichkeit vorenthalten. Immerhin wurde der großen Wichtigkeit des Vertrages für die Zwecke der Flotte Erwähnung getan, und bedeutsam sind namentlich die nachfolgenden Zeilen, welche der Denkschrift entnommen sind, mit der der Vertrag dem Parlament vorgelegt wurde, weil sie in wenigen Worten enthalten, was die Richtlinien Großbritanniens bei seinem jetzigen Vorgehen in der Erdölpolitik sind:

„The policy of the Admiralty with regard to the provision of oil is to spread its contracts as much as possible over widely separated fields. Thus in time of war if some areas should be closed others will remain open. But while it is not desirable to draw all our supplies from one source, it is essential that the fields over which his Majesty's Government will have control shall be so developed that in times of emergency they will be able to supply at short notice any deficiencies that may arise through failure of deliveries elsewhere."

Der Vertrag wurde am 17. Juni 1914 vom Parlament genehmigt, also nur ganz geringe Zeit vor Ausbruch des Krieges. Schon im Jahre 1911 war eine Ölleitung bis nach Mohammerah an der Mündung des Schatt-el-arab gebaut worden, durch die während des Krieges nicht weniger als 1 550 000 t Erdöl geflossen sind. Diese Leitung vor der Zerstörung zu schützen, war eine der ersten Kriegsmaßnahmen Großbritanniens gegen die Türkei. Diese erklärte den Krieg am 29. Oktober 1914, aber schon am 19. Oktober war eine indische Brigade nach der Mündung des Schatt-el-arab abgegangen, landete am 3. November, und damit war die Ölleitung gesichert. Nur am 5. Februar 1915 wurde die Leitung auf 4½ Monate unterbrochen, und während dieser Zeit mußten 144 000 t Erdöl, die nicht abbefördert werden konnten, verbrannt werden. Jedenfalls hatte die weise Voraussicht und Energie britischer Staatsmänner sich rechtzeitig eine nicht unerhebliche Menge Erdöl zu sichern gewußt, und heute beläuft sich die Ausbeute dieser Ölfelder auf ungefähr 1 Mill. t jährlich. Die aufgewendeten Staatsmittel haben sich wahrlich reichlich bezahlt gemacht.

Aber auch an einer anderen Stelle der Welt waren britische Maßnahmen getroffen worden. An der mexikanischen Westküste hatte im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der Engländer Pearson, jetzt Lord Cowdray, wegen seiner Verdienste während des Krieges, Ölkonzessionen erworben, eine Raffinerie und eine Eisenbahn erbaut. Die Absicht war, die Versorgung der britischen Pazifik-Flotte sicherzustellen. Als später deren Belieferung von Persien aus gesichert war, konnte das Unternehmen aufgegeben werden, zumal das Vorkommen im Vergleich zu dem an der mexikanischen Ostküste nur unbedeutend war.

Ähnliches wie das von England unternommene, ist wohl auch von Deutschland geschehen. Aber welch ein Unterschied in der Behandlung! Die Privatinitiative deutscher Großbanken, der Deutschen Bank und der Diskonto-Gesellschaft, hatte sich zur Entwicklung der rumänischen Erdölindustrie im deutschen Interesse entschlossen

und schöne Erfolge erzielt, ohne jegliche Geldunterstützung von seiten des Reiches. Als aber wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges beim Reichsmarineamt angeregt wurde, große Vorräte von Heizöl anzukaufen, die damals die deutschen Raffinerien in Rumänien schwer belasteten, konnte man sich nicht dazu entschließen. Möglicherweise war es die Befürchtung, vom Reichstage nicht die dazu erforderlichen Millionen erlangen zu können. Die Lieferung von rumänischen Erdölerzeugnissen versagte, als Rumänien im September 1914 zu einer unseren Feinden freundlichen Neutralität überging und die Ausfuhr von Erdölerzeugnissen teils untersagte, teils erschwerte.

Ähnliche Maßnahmen wie Großbritannien und Deutschland haben die anderen Großstaaten nicht getroffen. Rußland verfügte über genügendes Erdöl im Inlande. Frankreich und Italien hatten keins, ihre Beteiligung an der ausländischen Erdölindustrie war ganz unbedeutend. Japan verfügte über ein bescheidenes Vorkommen von weniger als 200 000 t Gewinnung jährlich.

Erst der Krieg hat Frankreichs Augen bezüglich der Wichtigkeit des Erdöls geöffnet. Dies wird dadurch bewiesen, daß es einerseits seiner Initiative zu danken ist, daß die großen, bis dahin sich als Gegner gegenüberstehenden Konzerne, der amerikanische „Standard Oil"-Konzern, die britisch-niederländische „Royal Dutch-Shell"-Gruppe und die britische „Anglo-Persian Oil Co." sich zur gemeinsamen Arbeit behufs intensivster Auswertung ihrer Betriebs-, Beförderungs- und Verteilungsmittel vereinigten, denn nur so konnte die große Erdölwelle rechtzeitig in Bewegung gesetzt werden, andererseits benutzte Frankreich einen kritischen Augenblick des Jahres 1916, um sich im sogenannten Sykes-Picot-Vertrag auszubedingen, daß das Wilajet Mossul in Mesopotamien mit seinem voraussichtlich sehr reichen Erdölvorkommen in seine Interessensphäre falle. Was Großbritannien sich für dieses Zugeständnis hat bezahlen lassen, ist nicht bekannt geworden, aber man kann es sich vorstellen. Vielleicht wurde dadurch Frankreich zum Durchhalten in einem Augenblick versagender Hoffnungen bewegt. Das Zugeständnis war nicht von langer Dauer, denn fünf Jahre später, in dem zwischen Lloyd George und Millerand abgeschlossenen Vertrage von San Remo vom April 1920, der eine Art Verschmelzung englischer und französischer Erdölinteressen herbeiführen sollte, hat Frankreich nach dem Text des Vertrages seine Ansprüche wieder aufgegeben, und zwar gegen ein Butterbrot, denn während festgelegt wurde, daß die Erdölausbeutung in ganz Mesopotamien unter ausschließlich britischer Vorherrschaft (control) stehen solle, erhielt Frankreich nur eine geringe Kapitalbeteiligung und ein Versprechen auf eine gewisse Menge des gewonnenen Öls. Es ist wohl anzunehmen, daß Lloyd George und Millerand wegen des Erdöls allein nicht zusammengekommen waren. Das beweist schon die nachträgliche Ausführung des Vertrages, die, soweit es bis jetzt überhaupt dazu gekommen ist, in keiner Weise den Vertragsbestimmungen entspricht. Deshalb liegt die Annahme durchaus nahe, daß in San Remo auch über anderes als Erdöl verhandelt worden ist, und daß Deutschland den Preis für die Aufgabe Mossuls seitens der Franzosen zu zahlen

hat. Bezeichnend sind die Abmachungen über Rumänien. Die dortigen deutschen Belange und auch die Ausbeutung der staatlichen Ölfelder sollten hälftig zwischen Frankreich und England geteilt werden. Die damalige rumänische Regierung widerstand auf das energischste der ohne ihre Kenntnis getroffenen Abmachung und gab die staatlichen Ölfelder einfach nicht heraus. So blieben nur die Unternehmungen der „Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft" und der „Deutschen Erdöl-Aktiengesellschaft" zur Teilung übrig. An einer zum Konzerne der Letztgenannten gehörigen Gesellschaft hatten die Franzosen schon eine Beteiligung, diese wurde vergrößert, der Rest ging in belgische Hände über mit nomineller rumänischer Beteiligung. Die dem Konzern der „Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft" angehörige Gesellschaft „Steaua Romana", die größte rumänische Erdölgesellschaft, gelangte nominell zu 51 Proz. in rumänische und zu je 24½ Proz. in französische und englische Hände. Tatsächlich steht sie unter vollkommener britischer Kontrolle und mehr als das, unter Kontrolle der britischen Regierung, denn die kontrollierende englische Gesellschaft ist die „Anglo-Persian Oil Co.". Nur in Polen räumten die Engländer den Franzosen den Vortritt ein. Aber auch dort zeigen sich schon Wettbewerbsbestrebungen der „Royal Dutch"-Gruppe und sogar ein gewisser Widerstand der polnischen Regierung gegen Ansprüche der Franzosen, die nach Ansicht der Polen die Souveränität des Landes einschränken. Die Schwäche der Franzosen ist, daß sie weder über die persönlichen, noch über die technischen Mittel verfügen, um sich einigermaßen großzügig auf dem Gebiete der Erdölindustrie im Auslande zu betätigen, selbst in dem ihnen zugefallenen deutschen Pechelbronn zehren sie vorläufig noch von der deutschen Hinterlassenschaft. So wird denn Frankreich trotz San Remo nach wie vor auf fremde Belieferung zur Deckung seiner Erdölbedürfnisse angewiesen sein, und damit bleibt es im Frieden wie im Kriege in Abhängigkeit von anderen und Mächtigeren.

Gegen den Vertrag von San Remo haben Italien und die Vereinigten Staaten Einspruch erhoben. Über den ersten konnte man mit Achselzucken hinweggehen, über den letzteren allerdings nicht. Er ist eine schwer zu knackende Nuß und war nur der Auftakt zu dem Vorgehen der Vereinigten Staaten, von dem sehr viel zu sagen sein wird. Aber ehe dazu übergegangen werden kann, muß von einem in den letzten Jahren zur Ausbeutung gekommenen neuen gewaltigen Erdölvorkommen gesprochen werden, das schon gegenwärtig eine gewichtige Rolle spielt, dessen Bedeutung für die Weltpolitik noch in Zunahme begriffen ist, und von dem in der Hauptsache die Heizölwelle ausgegangen ist, die uns zu Boden gerissen hat. Dies ist das mexikanische Erdölvorkommen, das, was die Ergiebigkeit der bisher in Ausbeutung genommenen Ölfelder und der einzelnen Bohrungen betrifft, als das reichste aller bisher bekannten Ölgebiete angesprochen werden muß. Die Ausbeutung begann um die Mitte des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts. Von 1913 bis 1920 stieg die mexikanische Förderung von 6,7 Proz. auf 21,5 Proz. der Weltgewinnung. Dabei hängt die zur Ausfuhr verfügbare Menge nicht von der Möglichkeit der Förderung von Rohöl ab, die gegenwärtig fast unbegrenzt erscheint, sondern nur von der Mög-

lichkeit der Abbeförderung des gewonnenen Rohöls durch Leitungen zur Küste und verfügbaren Schiffsraums. Wie viele Jahre dies anhalten wird, ist allerdings etwas unsicher geworden, die Ansichten darüber sind verschieden; aber sollte das gegenwärtig in Ausbeutung begriffene Gebiet auch erschöpft werden, so sind sehr viel größere Gebiete noch gänzlich unberührt. Die Ausbeutung erfolgt zur Mehrheit durch verschiedene große amerikanische Konzerne. Neben diesen arbeiten aber auch britische Belange, die „Royal Dutch-Shell"-Gruppe, der „Pearson"-Konzern, und auch der der „Anglo-Persian Oil Co." ist bereits vertreten. Die Beteiligung anderer fremder und einheimischer Kapitalien ist unbedeutender. Die größte Menge des gegenwärtig gewonnenen mexikanischen Erdöls ist benzinarm und ohne weiteres oder nach nur unbedeutender Destillation als Heizöl verwendbar. So ist Mexiko der Heizöllieferer par excellence der Welt. Die stetigen Streitigkeiten zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten sind bekannt. Die letzte Krise entstand durch die neue Verfügung Carranzas, durch deren Bestimmungen über das Eigentumsrecht des Staates an den Untergrundschätzen, dem rückwirkende Kraft gegeben wurde, die Erdölgesellschaften sich schwer geschädigt fühlten, und zwar mit gewisser Berechtigung. Carranza ist beseitigt worden. Aber auch seinen Nachfolgern ist es bisher nicht gelungen, die Ansprüche des Staates mit denen der Erdölgesellschaften zu vereinigen. Bezeichnenderweise scheinen die britischen Gesellschaften jetzt ihren Frieden mit der mexikanischen Regierung gemacht zu haben, während der Widerstand der amerikanischen Gesellschaften, die in ihren auf die Beseitigung Carranzas gesetzten Hoffnungen enttäuscht worden sind, schärfere Formen angenommen hat und nunmehr auch von der amerikanischen Regierung, die sich früher zurückhaltend gezeigt hatte, unterstützt wird. Sie hat deshalb auch die Regierung des neugewählten Präsidenten Obregon noch nicht anerkannt und die offiziellen Beziehungen zur mexikanischen Regierung durch einen Botschafter noch nicht wieder aufgenommen. Für die Vereinigten Staaten ist das mexikanische Erdölvorkommen nicht nur wegen seiner allgemeinen weltwirtschaftlichen Bedeutung von Wichtigkeit, sondern auch, weil Mexiko das Land ist, aus dem es seinen gegenwärtigen Fehlbetrag an Erdöl deckt, und auf das es für seine eigene zukünftige Versorgung an erster Stelle rechnet.

Im ersten Halbjahr 1920 wurden aus Mexiko ausgeführt von amerikanischen Gesellschaften etwa 10,7 Mill. t, von britischen etwa 1,3 Mill. t, von anderen etwa 2,4 Mill. t. Im ganzen Jahre 1920 dürften die Vereinigten Staaten etwa 12 Mill. t Erdöl aus Mexiko eingeführt haben, und wie noch später zu zeigen sein wird, hängt von der mexikanischen Rohöleinfuhr die gesamte amerikanische Ausfuhrmöglichkeit von Erdölerzeugnissen ab. Jedenfalls stehen sich in Mexiko britische und amerikanische Erdölinteressen bereits so scharf gegenüber, daß die Möglichkeit eines Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien in der Presse vielfach erörtert wird, und als im Dezember vorigen Jahres mexikanische Pressevertreter beim Industrieminister vorsprachen, um sich nach der Lage der Erdölkonzessionsfrage zu erkundigen, verlangten sie u. a. zu wissen, was er über einen früher oder später ausbrechenden Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien denke,

da „die beiden das reichste Erdölvorkommen der Welt, das ist Mexiko, kontrollieren wollten". Der Minister wich der Frage aus, gab aber zu, daß zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien eine „markante Kontroverse" bestehe.

Es liegt nun die Frage nahe, was denn die Vereinigten Staaten während des Krieges und nach ihm getan haben, als sich ihre Verbündeten neue Erdölvorkommen sicherten, alte unter sich aufteilten und damit ihre Erdölherrschaft in bedrohlicher Weise zu untergraben begannen. Von der Kriegspsychose befangen, hatte man die aufziehende Wolke zunächst überhaupt nicht bemerkt, sondern sich damit begnügt, die eigene Gewinnung nach jeder Möglichkeit zu steigern, teils um dem gewaltigen Bedarf des Vierverbandes, der späteren Assoziierten, zu entsprechen, und teils um den über alle Erwartungen gestiegenen Eigenverbrauch zu befriedigen. Im Eingang ist auf die Ursachen des großen Anwachsens des Erdölverbrauchs in der Weltwirtschaft hingewiesen worden. Für die Vereinigten Staaten gelten nun diese Ursachen ganz besonders. So hatten die Vereinigten Staaten im Jahre 1912 6 Mill. Kraftwagen, im Jahre 1920 waren es bereits über 8,6 Mill. (Deutschland Kraftwagen am 1. Feb. 1920 52 192). Der Eigenbedarf der Vereinigten Staaten an Benzin belief sich im Jahre 1919 auf 60 Mill. t. Die Vergrößerung der Kriegsflotte, der Bau einer ganz neuen, für Ölfeuerung eingerichteten Handelsflotte verlangten Riesenmengen von Heizöl, und die große Zunahme an maschinellen Betrieben aller Art vermehrte entsprechend den Bedarf an Schmieröl. So wurde denn die Eigengewinnung nach Möglichkeit gesteigert und das trotzdem noch Fehlende aus Mexiko eingeführt. Im Jahre 1913 belief sich, wie bereits erwähnt, die Weltförderung an Erdöl auf 50,9 Mill. t, wovon 33 Mill. t oder 64,5 Proz. auf die Vereinigten Staaten entfielen. Im Jahre 1919 war die Weltförderung auf 66,7 Mill. t gestiegen, wovon 46 Mill. oder 69 Proz. aus den Vereinigten Staaten. Das bedeutet eine Zunahme an der Weltförderung von 4½ Proz., aber eine Zunahme der eigenen Förderung um 40 Proz. Dies Ergebnis der amerikanischen Anstrengungen war sicherlich glänzend. Trotzdem traten in den Jahren 1919/20 Verhältnisse ein, welche die Gesamtlage als recht bedenklich erscheinen lassen mußten. Zunächst konnte man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Vereinigten Staaten aus einem Erdölausfuhrland zu einem Erdöleinfuhrland geworden waren. Denn die Einfuhr aus Mexiko übertraf die Gesamtausfuhr der Vereinigten Staaten im Jahre 1920 um etwa 3,7 Mill. t, trotzdem dieses Jahr mit 63,5 Mill. t das Rekordjahr der bisherigen jährlichen Förderung ist. Daneben trat eine sehr fühlbare Erdölknappheit ein, die sich in den Vereinigten Staaten ganz besonders drastisch äußerte. Namentlich in den Staaten an der Westküste, die infolge ihrer großen Entfernung von den Kohlenfeldern des Ostens an erster Stelle auf Erdölerzeugnisse als Trieb- und Heizstoff angewiesen sind. Die greifbaren Vorräte, die sich im allgemeinen stets um eine für etwa 6 Monate ausreichende Menge bewegt hatten und 1915 sogar für 7,2 Monate ausgereicht hätten, reichten 1919 nur für 3,7 Monate, im Mai 1920 sogar nur noch für 2,9 Monate. In Kalifornien konnten die Benzinlieferungsverträge selbst der größten Konzerne

nicht aufrechterhalten werden, und die Vertriebsgesellschaften führten scharfe Rationierungsbestimmungen ein. Ebenso groß wie der Benzinmangel war der Mangel an Heizöl im Laufe des Jahres 1920. Eine große Tochtergesellschaft der „Standard Oil Co." stellte an der Westküste auf 5 Monate die Belieferung ihrer Kunden ein. An einem Tage des Mai vergangenen Jahres konnten 120 Schiffe an den Häfen der Ostküste wegen Mangel an Heizöl nicht auslaufen, darunter 42 allein im Hafen von New York. Schiffe, die durch den Panamakanal fahren wollten, mußten mit Leuchtöl statt mit Heizöl befeuert werden. Ein Ausfuhrverbot für die pazifischen Häfen wurde verlangt und von der Regierung nur unter Hinweis auf gewisse Bestimmungen der Verfassung und zu nehmende außenpolitische Rücksichten abgelehnt. Der Erdölknappheit im vergangenen Jahre scheint gegenwärtig durch den großen Rückgang der wirtschaftlichen Gesamtlage in den Vereinigten Staaten, vor allem durch das Auflegen zahlreicher Schiffe, abgeholfen zu sein. Aber diese bleibt weiter drohend und nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern mit ihnen, als dem bisherigen Hauptlieferer, für die ganze Welt.

Die Erdölknappheit, die von ungewöhnlich großen Preiserhöhungen begleitet war — erreichte doch pennsylvanisches Rohöl den bis dahin als unmöglich erachteten Höchstpreis von 6,10 Dollar je Faß — lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit in den Vereinigten Staaten auf die Erdölfrage, um so mehr, als in kurzer Aufeinanderfolge drei hervorragende Männer sich in öffentlichen Ansprachen unter verschiedenen Gesichtspunkten zu ihr äußerten. Direktor Manning, Leiter des U. S. Bureau of Mines, machte eindringlich darauf aufmerksam, daß bei gleich fortschreitendem Erdölverbrauch die Vorkommen der Vereinigten Staaten in 15 bis 20 Jahren erschöpft sein würden. Er ermahnte deshalb zu sparsamerer und wirtschaftlich besserer Ausnutzung der Vorkommen wie der Erzeugnisse. Etwas später wies Admiral Benson, der Präsident des U. S. Shipping Board, d. h. der leitende Beamte der von der Regierung während des Krieges geschaffenen großen Handelsflotte, auf die unbedingte Notwendigkeit des Heizöls für Bedürfnisse der Kriegs- und Handelsflotte hin, schilderte das britische Vorgehen zur Beschlagnahme der neuen Erdölvorkommen der Welt und forderte die Regierung zum Einschreiten gegen Großbritannien auf. Er malte die Lage in so schwarzen Farben und stellte die britischen Maßnahmen als dermaßen gegen die Interessen der Vereinigten Staaten gerichtet dar, daß es nicht verwunderlich gewesen wäre, wenn einer der Hörer gefragt hätte: „Ja, warum haben wir denn geholfen, die deutsche Flotte, den gefährlichsten Gegner Großbritanniens, zu zerstören?" Nach dem Geologen und dem Seeoffizier als Leiter der staatlichen Handelsflotte wandte sich nun ein Vertreter des größten Konzerns an die amerikanische Öffentlichkeit in einer Rede, die er auf einem Kongreß der Erdölindustrie in San Franzisko, d. h. in dem durch die Erdölknappheit meist gefährdeten Staate, hielt. Es war dies Mr. J. C. Bedford, Vizepräsident der „Standard Oil Co. of New Jersey", d. i. gewissermaßen die Zentralleitung des Standard-Oil-Konzerns. Mr. Bedford war am besten imstande, die Gesamtlage zu übersehen. Denn bis Ende 1919 hatte er die Vereinigten Staaten in dem unter französischem

Vorsitz stehenden Komitee vertreten, welches gewissermaßen das Oberkommando der Erdölarmee und -flotte unserer Feinde gewesen war. Auch er schilderte das die amerikanischen Interessen so sehr schädigende Vorgehen Großbritanniens, wies darauf hin, daß Großbritannien grundsätzlich jede Betätigung von nicht britischen Interessen in von ihm in irgendeiner Form mit Beschlag belegten Erdölgebieten ausschließe, während es selbst in den Vereinigten Staaten ungestört und in großem Maßstabe arbeite wie z. B. der Shell-Konzern gerade in Kalifornien. Er teilte mit, daß Sir Edgar Mackay, einer der hervorragendsten britischen Erdölleute, ihm vor kurzem gesagt habe, daß die Vereinigten Staaten in 10 Jahren jährlich 500 Mill. Faß Öl von Großbritannien zu beziehen und dafür jährlich zwei Milliarden Dollar zu bezahlen haben würden. Er verlangte ein energisches Vorgehen der Regierung und setzte melancholisch hinzu: „We have been caught napping." Zu bemerken wäre, daß alle die drei hervorragenden Männer dringend auf die Notwendigkeit der Erwerbung neuer Erdölvorkommen hingewiesen und dafür die weitestgehende Unterstützung der Regierung verlangt hatten.

In der Tat darf man sagen, daß, was den Erwerb neuer Vorkommen betrifft, die Vereinigten Staaten im Schlummer überrascht worden waren, denn die Regierung Wilsons hatte der Entwicklung mit gekreuzten Armen zugesehen. Immerhin legte sie im Mai 1920 dem Senate einen Bericht über die Erdölfragen vor, in dem bezüglich Großbritanniens gesagt wurde:

„Die Politik des britischen Reiches geht dahin, fremde Staatsangehörige von der Einflußnahme auf Ölvorkommen des britischen Reiches auszuschließen und andererseits zu versuchen, auf Ölvorkommen in anderen Ländern Einfluß zu gewinnen."

Der in diesem Satze enthaltene Vorwurf gegen die britische Regierung ist sicherlich begründet. So z. B. waren sämtliche Bestimmungen des bei Kriegsbeginn erlassenen „Defence of Realm Act" außer Kraft gesetzt worden mit Ausnahme derer, die jegliche Übertragung britischer Erdölinteressen an Nichtbriten verboten. In Birma waren Nichtbriten von Anfang der Ausbeutung an, d. h. schon seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, ausgeschlossen worden, und eine gleiche Ausschließung verfügte der Vertrag von San Remo auch für Mesopotamien. Tatsächlich war schon vor Abschluß des Vertrages von San Remo, seit dem Kriege, kein Nichtbrite zu Studien und Schürfungen in Mesopotamien zugelassen worden. Von offiziöser Seite wurde in Washington erklärt, das gesamte britische Vorgehen sei „particularly aggressive". Daß unter solchen Umständen die Erregung weitere Kreise ergriff, ist leicht verständlich. Immerhin war sie noch nicht so groß, daß Großbritannien nicht den Versuch machen konnte, sie durch eine öffentliche Erklärung seines Botschafters in Washington zu beschwichtigen. So mußte denn Sir Auckland Geddes bei einem ihm zu Ehren im Mai 1920 in New York gegebenen Festessen feierlichst zum Ausdruck bringen, daß Großbritannien weder ein Welterdölmonopol anstrebe, noch überhaupt aus militärischen Rücksichten handle. Wohl war das letztere

für den, der die Akten der Gründung der „Anglo-Persian Oil Co." kannte — und sie waren veröffentlicht worden — schwer zu glauben. Aber das Vorgehen des britischen Botschafters war nichts Ungewöhnliches, denn britische Staatsmänner haben sich weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart jemals gescheut, allgemein als richtig erkannte, ihnen aber unbequeme Dinge öffentlich abzuleugnen, um dadurch, dank des weltweiten Einflusses der englischen Presse, Axiome zu schaffen, die gläubig hingenommen werden, solange dies im britischen Interesse liegt, oder solange ihre Unwahrheit nicht tatsächlich zutage tritt. Allerdings war die Wirkung der Erklärung diesmal nicht tiefgehend und anhaltend, und es ist bezeichnend, daß derselbe Sir Auckland Geddes kaum ¾ Jahre später in London vor Vertretern der amerikanischen Presse auf die Verschärfung des britisch-amerikanischen Ölstreites hinweisen mußte und dabei sogar die Möglichkeit eines daraus entstehenden Krieges zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten andeutete.

Einigermaßen auffallend blieb unter diesen Umständen bis dahin die Zurückhaltung, man möchte sagen, der Langmut der Regierung und der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten. Sie läßt sich jedoch unter mannigfachen Gesichtspunkten erklären. Zunächst war die Aufmerksamkeit durch die bevorstehende Präsidentenwahl in Anspruch genommen, ferner war es einigermaßen schwierig, plötzlich umzusatteln und den Verbündeten, an dessen Seite man vermeintlich für die Freiheit der Welt und die Rettung der Zivilisation gekämpft hatte, als gefährlichen Gegner oder mindestens unfairen Wettbewerber darzustellen. Schließlich war die Erdölindustrie nicht volkstümlich. Die Regierung hatte den großen Erdöltrust aufgelöst, ohne daß dies vollkommen gelungen wäre. Im Auslande gewährte sie der amerikanischen Erdölindustrie keinerlei Förderung, zeigte sich, während sie den heimischen Trust bekämpfte, ihr sogar feindlich. Sie schritt nur dann ein, wenn dem einzelnen amerikanischen Bürger Unrecht geschah, oder wenn ein besonderer Fall von ungleichmäßiger Behandlung (discrimination) amerikanischer Bürger vorlag; das Volk aber sah nur die großen Gewinne der Erdöltrusts und vergaß die ungemeinen Verdienste, die sich der erste unter ihnen, die „Standard Oil Co.", um die Entwicklung der Industrie, die ausreichende Versorgung mit Erdölerzeugnissen und die Verbilligung dieser durch die geradezu wundervoll aufgebaute und bis ins kleinste ausgeklügelte Organisation der Beförderung, der Verarbeitung und des Vertriebes nicht nur um die Vereinigten Staaten, sondern um die ganze Welt erworben hatte. Daß dabei Späne gefallen sind und fallen mußten, ist bedauerlich; aber trotzdem bleibt das Verdienst der „Standard Oil Co." bestehen, denn was wäre die Welt heute ohne Erdöl, und wieviel verfügbares Erdöl wäre vorhanden ohne die „Standard Oil Co.", den Bahnbrecher der Erdölindustrie?

Nach der Präsidentenwahl nahm die Erregung in den Vereinigten Staaten sichtlich zu. Namentlich als erkannt wurde, daß trotz der angestrengtesten Bohrtätigkeit während des Jahres 1920 keine ihr entsprechende Vermehrung der Förderung zu erreichen war. Aber trotz dieser Erregung verhielt sich die große politische Presse in den Vereinigten Staaten wie in England nach wie vor zurückhaltend. Sie zeigte

damit großen politischen Takt. In der Fachpresse dagegen waren ab und zu recht kräftige Worte zu lesen.

Besonderen Eindruck machten in den Vereinigten Staaten, aber auch in England einzelne auf dem Kongreß des amerikanischen Petroleuminstituts gehaltene Reden, der vom 16. bis 18. November 1920 in Washington abgehalten wurde. Auf diesem Kongreß sollte auch der britische Fachmann, Sir John Cadman, der auch beim Erdölabkommen von San Remo mitgewirkt hatte, erscheinen und den britischen Standpunkt darlegen. Er erschien aber nicht; dagegen sprach Mr. W. C. Teggle, Präsident der „Standard Oil Co. of New Jersey", über die Erdölprobleme der Welt und kam, nachdem er sich zu der Ölknappheit geäußert hatte, zu folgenden Schlüssen: „Manche fremden Regierungen legen absichtlich denen Hindernisse in den Weg, die geneigt wären, bei der Ausbeutung der neuen Erdölvorkommen mitzuhelfen. Wenn jedoch fremde Regierungen darauf bestehen, ihre Politik der Nationalisierung von Ölländereien fortzusetzen und den Besitz des Untergrundes den Regierungen vorzubehalten, wenn sie auf ihren Versuchen bestehen, ihre eigenen Ölvorkommen zu ihrem zukünftigen Vorteil zurückzubehalten, während sie sich auf die Vereinigten Staaten behufs Deckung eines großen Teils ihrer gegenwärtigen Bedürfnisse verlassen, dann hat dieses Land keine andere Wahl, als die Haltung jener fremden Regierungen zur Kenntnis zu nehmen und zum Zwecke des notwendigen Selbstschutzes das Inkrafttreten von Gegenmaßnahmen ins Auge zu fassen, die geeignet sind, unsere Hilfsquellen an Öl für unser eigenes Volk vorzubehalten." Ähnlich äußerten sich andere Redner und deuteten damit in klarer Weise auf die Möglichkeit eines Ausfuhrverbots von Erdölerzeugnissen nach den andeutungsweise bezeichneten Ländern, zu denen Großbritannien an erster Stelle gehört, hin. Tatsächlich ist dann auch zu Beginn dieses Jahres im Senat und Kongreß ein Gesetzentwurf eingebracht worden, der vom Marinesekretär unterstützt wurde und den Präsidenten verpflichten sollte, auf einen spätestens bis 1. Juli d. J. zu erstattenden Bericht des Präsidenten des U. S. Shipping Board die Ausfuhr von Erdöl und Erdölerzeugnissen nach allen Ländern zu verbieten, in denen oder in deren Kolonien, Protektoraten oder Mandaten Angehörigen der Vereinigten Staaten die Erwerbung oder Ausbeutung von Erdölvorkommen sowie die Verfrachtung von Erdölerzeugnissen nicht gestattet würde. Alles dies würde für Großbritannien und Frankreich zutreffen. Der Entwurf ist bisher nicht zum Gesetz geworden. Immerhin bedeutet er eine gefährliche Drohung, denn durch ihre Ausführung würden die Vereinigten Staaten nur unwesentlichen Schaden erleiden, während sie Großbritannien im Frieden einen äußerst schweren Schlag versetzen und es im Seekriege zu einem großen Teile entwaffnen würde.

In Amerika ist Wilsons Regierung vielfach vorgeworfen worden, daß sie in der Erdölfrage gar nichts getan und nicht einmal das unausgesetzte Drängen ihrer eigenen Beamten beachtet habe. Dieser Vorwurf trifft nicht zur Gänze zu, denn abgesehen davon, daß sie im Innern Maßnahmen behufs Schaffung von Erdölreserven und sparsamerer Ausnutzung der in Ausbeutung befindlichen Ölgebiete getroffen hat, ist sie seit Mai 1920 ziemlich energisch gegen Großbritannien aufgetreten. Aller-

dings ist der Inhalt der ersten amerikanischen Noten erst durch das im April veröffentlichte Weißbuch Miscellaneous Nr. 10 (1921) über den Notenwechsel bezüglich wirtschaftlicher Rechte in den Mandatsländern bekannt geworden. Diesem zufolge ist die erste, sich mit Mesopotamien und seinem Ölvorkommen befassende Note des amerikanischen Botschafters in London an den britischen Minister des Äußern am 12. Mai v. J. ergangen. Ihr folgte, ehe noch die erste beantwortet worden war, eine zweite Note des amerikanischen Botschafters vom 28. Juli. Darauf antwortete das britische Auswärtige Amt am 9. August, und schließlich traf in London die Note des amerikanischen Staatssekretärs vom 20. November ein, die bekannt wurde und wie ein Donnerschlag durch die Welt dröhnte. Lange wurde sie nicht beantwortet. Auch die britische Presse hüllte sich in Schweigen. Es scheint, daß in der Zwischenzeit der schon mehrfach genannte Sir John Cadman nach den Vereinigten Staaten gesandt wurde, um Grundlagen für den Ausgleich der entgegengesetzten Interessen zu finden. Dies ist nicht gelungen und konnte es auch nicht, was noch auszuführen sein wird. Jedenfalls erfolgte am 28. Februar die britische Antwort, deren vorzeitige Veröffentlichung in der amerikanischen Presse, wie seinerzeit in den „Times" zu lesen war, in London ein wenig verschnupft hatte. Das amerikanische Staatsdepartement scheint sich mit seiner Antwort auf die Note vom 28. Februar mehr beeilt zu haben, denn wie der „Exchange Telegraph" am 7. April mitteilt, soll bereits eine neue Note in der Mesopotamienfrage an England gerichtet worden sein, die den Standpunkt der nunmehrigen Regierung darlegen wird und, soviel bis jetzt durchgesickert ist, den Beweis liefert, daß die Harding-Regierung den von der Wilson-Regierung in der Erdölfrage eingeschlagenen Weg nicht zu verlassen gedenkt.

Auf den Inhalt des Notenwechsels näher einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum. Der Ton ist schärfer, als zwischen Freunden und Verbündeten üblich, die Anschauungen stehen sich schroff gegenüber, und es zeigt sich noch kein Ansatz zu einer Annäherung der beiderseitigen Standpunkte. Die Vereinigten Staaten erheben schärfsten Einspruch gegen die Abmachungen von San Remo, erklären sie als unvereinbar mit dem neuen internationalen Prinzip der Mandatserteilung, verlangen, daß die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Mandatsländer an erster Stelle im Interesse von deren Bewohnern entwickelt werden, beanspruchen für alle Völker das gleiche Recht, sich an dieser Entwicklung zu beteiligen, und erklären in förmlicher Weise, daß die Vereinigten Staaten als Teilnehmer am Kriege und als Beitragende zu dessen glücklichem Ausgange ebensowenig wie der kleinste aller Teilnehmer von der Erörterung irgendeiner der Folgen des Krieges oder von der Beteiligung an den Rechten und Privilegien ausgeschlossen werden können, die durch die im Friedensvertrage geschaffenen Mandate gesichert sind. Es ist einleuchtend, daß dieser Anspruch der Vereinigten Staaten sich nicht nur auf Mandatsfragen beschränken kann, sondern sich auf alle als Folge des Vertrages von Versailles entstandenen anderen Fragen bezieht. Die Beantwortung der amerikanischen Noten war keine leichte Aufgabe für das britische Auswärtige Amt, denn das Abkommen von San Remo stand in zu schroffem Gegensatz zu früheren Zusagen und

dem Mandatsprinzip. Deshalb zerlegte man die Antwort in zwei Teile. Im ersten wurde mit Genugtuung darauf hingewiesen, daß sich die britische Regierung, was die Anwendung des Mandatsprinzips betrifft, in vollster Übereinstimmung mit der amerikanischen befindet, immerhin mit einem allerdings nur beiläufig erwähnten Unterschied, dem nämlich, daß die britische Regierung in den Mandatsländern nur den Völkern, die Mitglieder des Völkerbundes sind, Gleichberechtigung zuerkennen wolle. Dieser Unterschied ist für die Vereinigten Staaten recht erheblich, da sie nicht dem Völkerbund angehören. Im zweiten Teil der Note vom 28. Februar, der die in den Abmachungen von San Remo über die Ölfelder von Mesopotamien getroffenen Bestimmungen behandelt, wird dann darauf hingewiesen, daß sie mit der Mandatsfrage überhaupt nichst zu tun haben. Die britische „Turkish Petroleum Co." habe die Ölkonzessionen für ganz Mesopotamien von der ottomanischen Regierung vor dem Weltkriege erworben, und die 25 Proz. deutscher Interessen an dieser seien den Franzosen übertragen worden, die bedeutende Interessen in Mossul gehabt und die Verlegung einer Ölleitung durch ihr Mandatsgebiet zum Meere zugelassen hätten. Wichtiger als diese tatsächliche Unrichtigkeit ist es, daß die britischen Noten die gesamte Kontroverse aus dem engen Rahmen der Mandats- und Mesopotamienfrage herausheben und auf ihre weltwirtschaftliche Bedeutung hinweisen. Sie stellen es als unbestreitbar hin, daß die Vereinigten Staaten über $^1/_{12}$ der in Ausbeutung begriffenen Ölfelder der Welt und über 80 Proz. von deren gegenwärtiger Förderung verfügen, während der britische Anteil an dieser nur 4,5 Proz. beträgt. Daraus wird für die britische Regierung das Recht hergeleitet, sich eigene Ölfelder zu sichern und damit die Gesamtfrage nach ihrer wahren, aber auch verhängnisvollen Bedeutung gewertet. Zu erwähnen wäre noch, daß in den britischen Noten auch zum Angriff übergegangen wird; sie weisen darauf hin, daß die Vereinigten Staaten alle Nichtamerikaner und Nichtphilippiner von der Ausbeutung der Staatsölländereien auf den Philippinen ausschließen, daß sie nach der Besetzung von Haiti englische Erdölkonzessionen als ungültig haben erklären lassen, und daß die Vereinigte-Staaten-Regierung die gegenwärtige Regierung von Costa Rica gedrängt habe, eine von der früheren Regierung einer britischen Gesellschaft erteilte Erdölkonzession zurückzuziehen.

Es wird der amerikanischen Regierung leicht werden, die Ausführungen der britischen Februarnote über die mesopotamischen Ölfelder zurückzuweisen. Denn die britische Behauptung, der „Turkish Petroleum Co." sei eine Konzession für die Ölfelder in den Wilajets Mossul und Bagdad, geschweige denn für ganz Mesopotamien, erteilt worden, ist unrichtig. In Wahrheit liegt die Sache so, daß im letzten Monat vor dem Kriege der „Turkish Petroleum Co." eine Zusage für die Erteilung der Konzession für Mossul und Bagdad gemacht worden ist, ohne daß ein Vertrag abgeschlossen worden wäre, und die damals bereits zu Recht bestehenden Konzessionen des Konzerns der Deutschen Bank, die in die „Turkish Petroleum Co." eingebracht werden sollten, sind in Wirklichkeit niemals in den Besitz dieser über-

gegangen. Den Beweis hierfür können die Amerikaner mit deutscher Hilfe leicht erbringen.

So ist denn die britisch-amerikanische Ölstreitfrage, die nun seit mehr als einem Jahre auch in offizieller Form eröffnet ist, einer Lösung auch nicht um Fingersbreite nähergekommen; im Gegenteil, sie hat sich verschärft. Wird sich eine Lösung finden lassen, ohne zu ernsten Verwicklungen zu führen? Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist dafür die größte Gewandtheit der britischen Staatsmänner erforderlich, denn es ist schwierig, zu Verhandlungen zu schreiten, wenn ein Spiel mit offenen Karten ausgeschlossen ist, weil der eine nicht seine wirklichen Absichten, der andere nicht seine wirklichen Befürchtungen enthüllen kann, und hierzu kommt noch, daß jedes Hinausschieben einer Lösung die amerikanische Stellung schwächt und die britische stärkt. Wie schon erwähnt, liegen die Verhältnisse so, daß, wenn heute die Vereinigten Staaten die Ausfuhr von Erdöl nach Großbritannien untersagen, die britische Wirtschaft im Frieden einen schweren Schlag erfährt, denn Großbritannien, ohne Kolonien und ohne das im Auslande von britischen Schiffen eingenommene Öl zu rechnen, hat im Jahre 1920 ungefähr 3 Mill. t Erdölerzeugnisse aus den Vereinigten Staaten eingeführt, und davon die Hälfte Heizöl. Im Kriege zur See aber würde der Verlust des amerikanischen Erdöls Großbritannien so ziemlich wehrlos machen, denn von den mexikanischen Bezügen wäre es bei der Beherrschung des Karaibischen Meeres durch die Amerikaner wohl abgesperrt, und die nur unter Gefahren heranzuschaffenden indischen, persischen und niederländischen Mengen dürften bei weitem nicht ausreichen. Verfügt hingegen Großbritannien über 5 bis 10 Jahre ruhiger Arbeit in Mesopotamien, so verbessert sich nach menschlicher Voraussicht seine Erdöllage mit jedem Jahre, um es schließlich für seinen Erdölbedarf in Krieg und Frieden vollkommen unabhängig von den Vereinigten Staaten zu machen. Werden die Vereinigten Staaten diese Entwicklung ruhig mit ansehen? Das ist die eigentliche und so schwerwiegende Frage.

Deutschland hat in seiner jetzigen Lage kein Interesse an einer Verschärfung des amerikanisch-britischen Erdölstreits und noch weniger an einem sich daraus entwickelnden neuen Weltkriege, denn das eine wie das andere kann Deutschland nur erneute, noch größere Leiden schaffen, wie noch zu zeigen sein wird, und deshalb muß Deutschland wünschen, daß die beiden Rivalen um die Erdölvorkommen der Welt sich auf irgendeiner Grundlage einigen. Diese ist aber noch nicht im entferntesten zu sehen, und die einzige, in der amerikanischen Fachpresse erschienene Andeutung „Mexiko für Amerika, Mesopotamien für Großbritannien" ist für das letztere unannehmbar und bei der Stimmung Mexikos gegen die Vereinigten Staaten auch undurchführbar. Wie ernst es aber den Vereinigten Staaten bei ihrem gegenwärtigen Vorgehen ist, beweisen zwei neuerliche Vorgänge. Zunächst ist es ihnen in der Tat gelungen, die von der britischen „Amory"-Gesellschaft in Costa Rica für den ganzen Staat erlangte Erdölkonzession als ungültig erklären zu lassen, wofür sie Costa Rica bei seinem Grenzstreite mit Panama unterstützten und die Bezahlung der 25 Mill. Dollars, die seinerzeit von Roosevelt als Entschädigung für das zur Fertig-

stellung des Panamakanals von Columbia abgetretene Gebiet versprochen, aber niemals bezahlt worden waren, in sichere Aussicht stellten. Ferner richtete, wie aus Washington berichtet wird, das Staatsdepartement der Vereinigten Staaten am 19. April eine Note an die niederländische Regierung, in der zum Ausdruck gebracht wurde, daß die Lösung des Erdölproblems nur durch Anwendung des Grundsatzes gegeben sei, daß alle Nationen gleicherweise an der Ausbeutung der im Besitz einzelner Nationen befindlichen Erdölgebiete teilnehmen. Der Zweck dieser Note war, die Bemühungen der „Standard Oil Co." zu unterstützen, die, während in den niederländischen Kammern über den Gesetzentwurf beraten wurde, durch den die Ausbeutung der äußerst wertvollen staatlichen Ölfelder von Djambi auf Sumatra einer unter Beteiligung der Regierung und der „Bataafschen" Gesellschaft (Konzern der Kgl. Niederländischen Gesellschaft zur Ausbeutung von Erdölvorkommen, gewöhnlich „Royal Dutch" genannt) zu gründenden holländischen Gesellschaft übertragen werden sollte, plötzlich mit dem Antrage an die niederländische Regierung herangetreten war, der „Standard Oil Co." einen Anteil an den Djambi-Ölfeldern zur Ausbeutung zu überlassen. Diese Wünsche der Amerikaner sind verständlich, denn während Großbritannien durch den „Royal Dutch-Shell"-Konzern und die „Burmah Oil Co." über erhebliche Mengen von Erdöl im fernen Osten verfügt, sind die Vereinigten Staaten davon ausgeschlossen, und das ist für ihre Seegeltung im pazifischen Ozean von größter Bedeutung.

So geht denn die Entwicklung des Welterdölproblems seit den ersten Alarmrufen in den Vereinigten Staaten zwangsläufig weiter; ein daran gänzlich unbeteiligtes Land wie Holland wird schon in den Strudel gezogen. Ein anderes, allerdings stark beteiligtes Land, und *das ist Frankreich*, nutzt die Lage für sich aus, und diese Ausnützung berührt auf das tiefste *die Lebensinteressen unseres unglücklichen Vaterlandes*.

Wer sich auf schwere Streitfälle oder gar auf einen möglichen, wenn auch noch fernen Krieg vorbereitet, sucht Stützen; als solche kommen für Großbritannien Erdölländer wie Rußland, Polen, Rumänien, für Großbritannien *und* die Vereinigten Staaten Machtfaktoren, das sind Frankreich und Japan, in Betracht. Krassin erklärte kürzlich, daß es sich bei dem Handelsabkommen mit England an erster Stelle auch um Erdölausbeutung gehandelt habe. Aus Warschau wurde am 2. Mai gemeldet, daß der letzte polnische Vorschlag, 51 Proz. der Aktien der großen galizischen Staatsraffinerie der französischen Regierung zu überweisen, in französischen Regierungskreisen großen Beifall finde, weil diese in der Hauptsache darauf bedacht seien, *sich eine bestimmte Menge von Erdölerzeugnissen für den Kriegsfall zu sichern*, und in Rumänien herrscht Großbritannien, zusammen mit Frankreich, im Erdöl. Was die Machtfaktoren betrifft, so ist England Japans sicher; um Frankreich bewerben sich jetzt die beiden großen Gegner, und zwar ganz offen die großen Erdölkonzerne und hinter den Kulissen die Regierungen.

Die „Standard Oil Co." hatte sich fremden Staaten gegenüber bis in die neueste Zeit stets ablehnend und schroff verhalten. Sie gewährte nichts, verlangte

aber auch nichts und verließ sich auf ihre eigenen Kräfte. Noch im Dezember 1919 bemühte sich Frankreich aufs äußerste, die großen Konzerne, die im Kriege unter französischer Führung gemeinsam gearbeitet hatten, auch weiter zusammenzuhalten. Aber es mißlang, weil die „Standard Oil Co." ziemlich scharf ablehnte. Sie weigerte sich auch, die von Frankreich gewünschten langfristigen Kredite zur Beschaffung von Erdölerzeugnissen zu gewähren, welche die niederländisch-britische „Royal Dutch-Shell"-Gruppe entgegenkommend bewilligte. Um so auffallender schien es, als im Herbste 1920 die „Standard Oil Co." zusammen mit der sich zur französischen Erdölbank auswachsenden „Banque de Paris et des Pays-Bas" die „Standard Franco-Américaine" gründete und sich gegen ihre Gepflogenheit mit 49 Proz. des Aktienkapitals begnügte. Allerdings wurde von verschiedenen Seiten behauptet, daß die „Standard Oil Co." über den ausschlaggebenden Einfluß in der „Banque de Paris et des Pays-Bas" verfüge, und es wurde ferner darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Bank der „Matin", der „Figaro", die „Revue des Deux-Mondes" und die Revue „Je sais tout" mehr als nahe stehen. Mr. J. C. Bedford wurde gefeiert und hielt Reden. Soll man glauben, daß es sich dabei um den französischen Erdölmarkt handelte und dies in einem Augenblick der Erdölknappheit? Der Gedanke, daß das Ziel die Einflußnahme auf die französische öffentliche Meinung war, liegt nur allzu nahe. Die „Royal Dutch-Shell"-Gruppe hatte im Gegensatz zur „Standard Oil Co." stets gute Beziehungen zu und in Frankreich gehabt. Auch in der Frage der Erdölkredite war es ihm entgegengekommen. Sie bedurfte deshalb keiner Neugründungen. Dagegen mußte der britische Regierungskonzern, die „Anglo-Persian Oil Co.", den Anschluß an Frankreich erst schaffen, und so gründete er denn im November v. J. zusammen mit einem Großbankier griechischen Ursprungs und einer französischen Schiffahrtsgesellschaft die „Compagnie générale des huiles de pétrole" mit 100 Mill. Frs. Kapital. Nach außen wurde die Gründung mit der Notwendigkeit erklärt, bei der wachsenden Erdölgewinnung des Konzerns Vorsorge für die Zeit treffen zu müssen, in der die Beförderungs- und Betriebsverträge mit der „Royal Dutch-Shell"-Gruppe abliefen. So hatte denn neben der niederländisch-britischen „Royal Dutch-Shell"-Gruppe, in der übrigens nach allgemeiner Annahme der britische Einfluß überwiegt, auch der britische Regierungskonzern in Frankreich Fuß gefaßt und arbeitete dort für britische Interessen.

Was zwischen den britischen und französischen Staatsmännern hinter den Kulissen vorgegangen ist, wissen wir nicht. Aber aus den Geschehnissen dürfen Schlüsse gezogen werden. Vor jeder Besprechung zeigte sich Lloyd Georges Haltung gegenüber den aberwitzigen Forderungen Frankreichs widerstrebend. Vertrauensselige deutsche Kreise rechneten auf Lloyd George, und dann fiel er um. Das Spiel ist viermal wiederholt worden, und die Frage liegt nahe, ob Briands überzeugende Redegabe Lloyd George zu dem Wechsel seiner Überzeugungen gebracht haben, oder ob es nicht vielmehr der hohe Preis gewesen ist, den Frankreich jeweils für die Nachgiebigkeit Großbritanniens gezahlt hat. Daß solche Preise gezahlt worden sind.

ergibt sich aus Briands Antwort auf die erzürnte Frage eines Deputierten wegen der Überlassung Palästinas an Großbritannien: Für Konzessionen habe man Gegenkonzessionen gewähren müssen. Frankreich stellt Wechsel auf die Zukunft aus, und Großbritannien überließ ihm dafür Deutschland. Es hatte seine guten Gründe dazu, einerseits weiß England ganz genau, daß aus Deutschland auch im günstigsten Falle nicht viel Geld herauszuholen ist, andererseits braucht es sich vor dem Siege des Kommunismus noch nicht zu fürchten, das hat das Auseinanderfallen des britischen Arbeiter-Dreiverbandes bewiesen. Und schließlich ist Großbritannien dabei, mit schon sich zeigendem Erfolge, seine finanzielle Lage aus eigener Kraft wiederherzustellen. Dies ist die eine Seite der Frage, und auf der anderen steht das letzter Dinge die Existenz Großbritanniens bedrohende Gespenst des Erdölkonflikts mit den Vereinigten Staaten. Diese Erwägungen mußten zwingend die Entscheidung Lloyd Georges zugunsten Frankreichs herbeiführen, und so geschah es. Die Entscheidung fiel gegen Deutschland aus, das nichts zu bieten hatte.

Frankreich ist in der glücklichen Lage Italiens vor dem Kriege, es befand sich im engen Bunde mit dem einen und liebäugelte mit dem anderen. Deutschland half ihm, die Folgen von Adua und Aigues-Mortes zu überwinden, aber in Algeciras unterstützte es Frankreich und erhielt dafür Tripolis, ohne daß sich Deutschland, trotz seiner freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei, widersetzt hätte. Italien streckte die Hände nach beiden Seiten aus und erhielt sie von beiden Seiten gefüllt. Ähnliches tut jetzt Frankreich, und bisher mit dem gleichen Erfolge, solange es nichts Unmögliches verlangt, wie z. B. den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Völkerbund. Hier mußte Vivianis Sendung scheitern, weil, abgesehen von allen anderen Hindernissen, im Völkerbund die große Erdölfrage sicherlich zuungunsten Amerikas entschieden worden wäre, dafür liegen die Gründe auf der Hand. So mußte denn, solange es nur um Deutschland ging, auch Hardings Entscheidung gegen uns ausfallen. Der Verlust eines Absatzgebietes und Betrachtungen über den Verfall Zentraleuropas wogen gering gegen den drohenden Verlust der Erdölbeherrschung der Welt. In die Wage der Weltherrschaft kann Frankreich ein neues Brennusschwert werfen, Deutschland aber nichts, gar nichts, und deshalb wurde es geopfert. Die „Wiener Arbeiter-Zeitung" hatte recht, als sie nach der Besetzung Düsseldorfs schrieb: „Mesopotamisches Erdöl wird mit dem Schweiß und dem Blut deutscher Arbeiter bezahlt." Und daß die Führer dieser Arbeiter dies noch immer nicht voll eingesehen haben und noch immer auf den Erfolg irgendeines deutschen Entgegenkommens gegenüber Frankreich rechnen, ist ein Beweis für ihr mangelndes Verständnis der weltpolitischen Lage. Diese aber ist in ihren für uns wichtigen Hauptzügen in wenigen Sätzen zusammenzufassen. Die in Frankreich maßgebende Klasse und das französische Volk, in dessen großer Mehrheit der Geist Ludwigs XIV. wieder erwacht ist, streben nach der Herrschaft auf dem Kontinent, dazu muß Deutschland endgültig vernichtet werden; sind dabei noch Geld oder andere Werte aus ihm herauszuholen, um so besser. Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen vor einem schweren Konflikt, der möglicherweise

mit den Waffen ausgefochten werden muß, und für dessen Ausgang Frankreichs Stellungnahme von großer Bedeutung sein kann, deshalb bewerben sich beide um Frankreichs Gunst. Endgültig wird dieses seine Wahl erst treffen, wenn es sehen wird, zu wessen Gunsten die Schale sich neigt; am liebsten wird es sich auf die Seite stellen, deren Sieg seine Vorherrschaft auf dem Kontinent am wenigsten gefährdet. Bis dahin aber kann Frankreich sowohl von England wie von den Vereinigten Staaten in sehr weiten Grenzen verlangen, was es will; gegen Versprechungen seinerseits wird es ihm gewährt werden, vor allem, wenn dies auf Kosten des zerschmetterten, machtlosen Deutschlands geschehen kann. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse beider angelsächsischen Reiche wirken als zeitweilige Hemmungen, können aber den Ausschlag nicht geben.

Möchte Deutschland doch nur einen Schluß aus allen Vorgängen ziehen, die sich seit dem Waffenstillstande abgespielt haben, den, daß es sich auf niemand in der ganzen Welt verlassen kann, als nur auf sich selbst. Die Feinde nehmen uns den Leib, Gut und Ehre, aber eines können sie uns nicht nehmen: Erziehung und Wissenschaft. Erziehen wir unser Volk zur inneren Stärke und Geschlossenheit, schreiten wir fort durch Wissenschaft und Technik, dann, mag es auch Jahrzehnte, mag es Geschlechter dauern, werden wir dahin kommen, wo wir 1914 standen, und dann größer und gefestigter als damals sein.

# Die Einsteinsche Gravitationstheorie

Von

Gustav Mie

(Schluß)

## Die Fernewirkungstheorie

Die schwer zu überwindende Auffassung, daß man örtliche und zeitliche Bestimmungen scharf voneinander müsse scheiden können, hängt eng zusammen mit einer noch immer sehr verbreiteten und ebenfalls schwer zu überwindenden Auffassung vom Wesen der Materie, von der ich jetzt sprechen will. Nach dieser Auffassung, die sich seit der Entwicklung der Newtonschen Mechanik und mit ihr zugleich immer mehr in den Köpfen der Physiker festgesetzt hat, besteht die Materie aus lauter scharf begrenzten Einzelteilchen, die durch leere Zwischenräume voneinander getrennt sind. Man hat hier das Wort „leer“ in dem Sinne „physikalisch nicht existierend“ zu verstehen, das soll heißen: „die leeren Zwischenräume sind niemals die Schauplätze von objektiv erkennbaren physikalischen Vorgängen, alles, was man beobachtet, spielt sich ganz allein in den von den materiellen Teilchen eingenommenen Raumgebieten ab.“ Nun müssen aber zwischen den einzelnen durch die leeren Zwischenräume völlig

voneinander getrennten materiellen Teilchen physikalische Wechselwirkungen stattfinden. Man kommt dadurch notgedrungen zu der Vorstellung, daß „Fernkräfte" möglich sind, welche die einzelnen Teilchen durch die leeren Zwischenräume hindurch unvermittelt aufeinander ausüben. Diese unvermittelten Fernkräfte verbinden die materiellen Körper so miteinander, daß jede Änderung, die in der Konfiguration beliebig entfernter Körper eintritt, an dem Beobachtungsort auch schon in demselben Moment an der Veränderung der von den Körpern ausgehenden Fernewirkungen wahrzunehmen ist. Nach dieser Auffassung, die wir entweder „die extreme Atomtheorie" oder auch „die Fernewirkungstheorie" nennen können, muß man also die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse ganz unabhängig von jeder Ortsbestimmung feststellen können. Nach der Fernewirkungstheorie ist die Zeitmessung absolut. Wenn sie richtig wäre, so müßte sich bei der Wahl der Marken konstanten Ortes ein bestimmtes Koordinatensystem als „das bevorzugte" System erweisen.

## Der Äther

Den ersten schweren Schlag erlitt die Fernewirkungstheorie durch den Sieg der Wellenlehre des Lichtes über die Newtonsche Emissionstheorie im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durch die Arbeiten von Young und von Fresnel. Denn die Wellenlehre des Lichtes schließt die Aussage ein, daß in dem ungeheuren leeren Weltraum, in welchem die Gestirne nur einzelne, winzige materielle Oasen bilden, doch noch etwas passieren kann. Um die Schwierigkeit, welche dieser Sachverhalt für die extreme Atomtheorie mit sich bringt, zu beseitigen, nahm man bekanntlich lange Zeit hindurch an, daß der Weltraum eben nicht „leer" sei, sondern daß er von „einem hypothetischen Medium" erfüllt sei, welches eine ganz ähnliche atomistische Konstitution habe, wie irgendein greifbares elastisches Medium, und welches man den „Äther" nannte. Es ist bekannt, zu welchen Schwierigkeiten diese Flickvorstellung vom materiellen Äther führte, mit deren Hilfe man krampfhaft die alte Anschauung von der Materie zu retten suchte, bis sie endlich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts definitiv gestürzt wurde.

Das Wesentliche an dieser Entwicklung der Wissenschaft wird nur der erfassen können, der den Begriff des „Leeren" klar erfaßt hat. Gerade hier kleben noch immer sehr viele an den alten irreführenden Vorstellungen der Fernewirkungstheorie. Wir müssen daran festhalten, daß der wissenschaftliche Sprachgebrauch des Wortes „leer" sich mit „gleichförmig" oder „homogen" deckt. Ein vollkommen homogenes Raumgebiet ist „physikalisch nicht wahrnehmbar", eben deswegen nennen wir es „physikalisch leer". So nennen wir beispielsweise einen Körper „optisch leer", wenn er optisch keine Ungleichförmigkeiten aufweist. Dann ist er an sich völlig unsichtbar, man sieht nur seine Grenzen, also die Stellen, wo die optische Homogenität unterbrochen wird. Die Luft wäre vollkommen unsichtbar, sie wäre optisch leer, wenn sie nicht beigemengte trübende Partikelchen als optische Inhomogenitäten enthielte.

Wenn man sich einmal genauer überlegt, woher es kommt, daß die greifbare Materie auf mannigfache Weise an sich wahrnehmbar ist, daß sich ihre Existenz uns sozusagen unmittelbar aufdrängt, so wird man finden, daß dies letzten Endes immer darauf zurückzuführen ist, daß die greifbaren Körper aus Atomen bestehen, daß also der von den Körpern eingenommene Raum eine ungeheure Menge höchst kontrastreicher Inhomogenitäten enthält. Es ist kein Zufall, daß die auffallende Tatsache, daß Materie an sich wahrnehmbar ist, schon in längst vergangenen Zeiten scharfdenkende Philosophen zu der Konzeption der Atomtheorie geführt hat, die erst in den letzten Jahren nun auch experimentell verifiziert werden konnte. Wo sich also Materie befindet, ist der Raum nicht „leer", da ist er von ungeheuer vielen, sehr kontrastreichen Inhomogenitäten, den Atomen „erfüllt".

Die Raumgebiete, in denen die Atome fehlen, erweisen sich als gleichförmig, als an sich nicht wahrnehmbar, wir nennen sie deswegen schlechtweg „leer". Ist es nun aber richtig, wenn die Fernewirkungstheorie „leer" ohne weiteres als gleichbedeutend annimmt mit „nicht-existierend", und wenn sie behauptet, daß außer greifbaren Körpern, die aus Atomen zusammengesetzt sind, nichts existieren könne? Soll das Wort „existieren" mehr sein, als ein leeres Geräusch unserer Sprechorgane, so kann man mit diesem Satz nur den *einen* Sinn verbinden, daß der leere Raum niemals der Schauplatz physikalischer Ereignisse werden könne. Dem widerspricht die Möglichkeit der Existenz von Lichtwellen im leeren Raum. Sind wir nun aber dadurch gezwungen zu schließen, daß dieser Raum nicht leer sei, sondern noch von den Atomen des sogenannten Lichtäthers erfüllt, wie uns die Fernewirkungstheorie glauben machen will? Ich denke doch: Nein! Auch in einem leeren, d. h. atomfreien, Raum sind physikalische Ereignisse denkbar, das heißt: Störungen seiner Homogenität, und zwar auch äußerst zarte und so wenig kontrastreiche Störungen, wie die Lichtwellen. So würde man beispielsweise aus der Tatsache allein, daß in der Luft Schallwellen auftreten können, niemals auf die atomistische Natur der Luft haben schließen können, im Gegenteil, die Theorie der Schallwellen wird meistens so entwickelt, als ob die Luft ein „kontinuierliches", d. h. homogenes, elastisches Medium sei. Zur Atomtheorie kommen wir durch ganz andere Erfahrungen, vor allem die, daß die Luft greifbar ist und sich von Ort zu Ort transportieren läßt. Entfernt man aber alle Atome aus einem Raumgebiet, so bleibt, wie man aus vielen Erfahrungen weiß, nichts zurück, was sich noch greifen und transportieren läßt, der Raum ist dann leer, das heißt durch und durch homogen. Aber dies „Leere" kann sich mit physikalischen Vorgängen, beispielsweise mit Lichtwellen erfüllen, es kann der Schauplatz physikalischer Erscheinungen werden. Insofern das Leere physikalisch existiert und Objekt der Naturforschung ist, nennen wir es auch noch heutigentags den *Äther*.

Zur Erforschung der Natur des Äthers führt aber nicht allein die Untersuchung der Lichtwellen, wir haben dazu noch wirksamere Mittel. Man kann sich das wieder durch einen Vergleich mit der Physik der Luft klar machen. Man kann in der Luft mechanische Kraftwirkungen wahrnehmen, beispielsweise beim Winde an einem

Körper, an welchem sich der Wind staut. Um den Wind in dem ganzen weiten „Feld" in der Umgebung dieses Körpers zu beschreiben, muß man die Richtung des Windes in den einzelnen Punkten angeben können. Linien, welche man so zieht, daß sie überall gerade die Richtung des Windes an der betreffenden Stelle haben, kann man nach dem Sprachgebrauch der Physik als die Linien des vom Wind erfüllten Feldes oder kurz als die Feldlinien bezeichnen. Bringen wir einen festen Körper in ein durchweg homogenes Windfeld, das heißt in ein Gebiet, in welchem der Wind überall gleiche Richtung und Stärke hat, so wird er die Homogenität stören, die Feldlinien des Windes werden am Körper abgelenkt, und zwar unsymmetrisch, so daß sie vor dem Körper anders verlaufen als hinter ihm. Diese Störung der vorher gleichförmig verlaufenden Windlinien ist die Bedingung dafür, daß der Körper eine Kraft, einen Winddruck erfährt. Je größer die Unsymmetrie der Störung ist, die er hervorbringt, um so größer die Kraftwirkung, die er erfährt. Wir könnten nun durch Beobachtung derartiger Kraftwirkungen die Gesetze des Windes studieren, ohne etwas davon zu wissen, daß die Luft greifbare Materie und der Wind eine Bewegung dieser greifbaren Materie ist. Ich glaube, daß in der Tat die Menschheit den Begriff des Windes, als eines Zustandes der Luft, den man an gewissen Kraftäußerungen beobachtet, viel früher gehabt hat, als die Erkenntnis, daß die Luft ein greifbarer Körper ist. Um die Gesetze des Windes wissenschaftlich zu erfassen, muß man freilich noch eine zweite Zustandsgröße der Luft mituntersuchen, daß ist die elastische Spannung oder der sogenannte „Druck" der Luft. Die Gesetze der elastischen Spannung und des Windes, und die Wechselwirkung beider Zustände bilden den Gegenstand der Dynamik der Luft. Die Luftwellen, die wir als Schall wahrnehmen, sind periodische Druck- und Windschwankungen, die genau den Gesetzen der Dynamik gehorchen und mit Schallgeschwindigkeit im Raum forteilen. Man könnte die Dynamik der Luft rein auf Grund der experimentellen Erfahrungen, die man an den beiden Zustandsgrößen Wind und elastische Spannung macht, aufbauen und ziemlich weit entwickeln, ohne etwas davon zu wissen, daß die Luft ein greifbarer Körper ist. Die Physik des Äthers kann naturgemäß über dieses Stadium überhaupt nicht hinauskommen, weil er seinem Wesen nach ungreifbar ist. Aber bis auf diesen Unterschied sind die Methoden seiner Erforschung ganz ähnlich denen der Physik der Luft. Auch im Äther können Zustände eintreten, die sich durch Kraftäußerungen an Körpern zu erkennen geben, wenn man sie in das von dem Zustand erfüllte Gebiet einführt. So kann der Äther einen elektrischen Zustand annehmen, der, ähnlich wie der Wind, überall eine charakteristische Richtung hat, und man kann das von diesem Zustand erfüllte Gebiet, das sog. elektrische Feld, durch die Feldlinien graphisch darstellen, welche überall in der Richtung des elektrischen Zustandes verlaufen. Bringt man in ein elektrisches Feld ein elektrisch geladenes Körperchen hinein, so stört dieses die Feldlinien, und zwar unsymmetrisch, so daß das Feld auf der Vorderseite des Teilchens anders aussieht als auf der Rückseite. Die Folge dieser Unsymmetrie ist eine Kraftwirkung, welche das Teilchen erfährt, und zwar in der Richtung des elektrischen Feldes, in welches es eingeführt ist. Will man die Gesetze des elektrischen

Zustandes erforschen, so muß man noch einen zweiten Zustand, den der Äther zeigen kann, hinzunehmen, den sogenannten magnetischen Zustand. Die Gesetze, welche die Wechselwirkung der beiden Ätherzustände regeln, zeigen sehr weitgehende Analogien zu den Gesetzen der Wechselwirkung zwischen der elastischen Spannung und dem Wind in der Luft, und die Wissenschaft vom Äther, welche sich auf diesen experimentell erforschten Gesetzen aufbaut, ist in vieler Hinsicht der Dynamik der Luft sehr ähnlich, man nennt sie deswegen auch die Dynamik des Äthers oder die Elektrodynamik. Das Analogon zu den Schallwellen sind hier die Lichtwellen. Der Vorgang des Lichtes besteht erwiesenermaßen in periodischen Schwankungen des elektrischen und des magnetischen Ätherzustandes, die mit Lichtgeschwindigkeit durch den Raum forteilen.

### Äther und Materie

So ist nun das Weltbild der Physik gegenüber dem alten Weltbild der Fernewirkungstheorie völlig umgewandelt. An die Stelle der wesenlosen leeren Zwischenräume, welche an den physikalischen Vorgängen völlig unbeteiligt bleiben und welche durch die Fernkräfte einfach überbrückt werden, ist nun ein sehr aktives Medium getreten, das freilich an sich selbst nicht wahrnehmbar und insofern „leer" ist, das aber in alle Vorgänge, die wir an den greifbaren Körpern wahrnehmen, auf mannigfache Weise tätig eingreift, weil es nach seinen eigenen, ihm innewohnenden Gesetzen die Kraftwirkungen von Partikel zu Partikel überträgt. Dieses Medium, das Leere oder der Äther genannt, ist in dem ganzen Weltall durch und durch einheitlich, und gerade der durchaus einfache und einheitliche Charakter des Äthers ist der Grund dafür, daß überall im Weltall dieselben Naturgesetze herrschen. Diese Einheitlichkeit in der Welt ist ein Beispiel dafür, wie sich „Vernunft" in den Dingen zeigt. Ohne sie wäre eine Naturwissenschaft vom Weltall unmöglich.

Nun erhebt sich aber sogleich die große Frage, in welcher Beziehung denn Äther und Materie zueinander stehen. Man darf sich nicht wundern, daß sich die Ideen der Wissenschaft nur schrittweise ganz allmählich von der Begriffswelt der Fernewirkungstheorie fortentwickeln. In der Vorstellung vieler Naturforscher sind noch heute die Atome, oder genauer gesagt, die Elementarteilchen, aus denen sich die von uns so genannten Atome aufbauen, Fremdkörper, die in den leeren Raum, den Äther, sozusagen eingesprengt sind. Immerhin ist aber allgemein die Erkenntnis durchgedrungen, daß diese Fremdkörperchen immer in einem physikalischen Zusammenhang mit dem Äther stehen, in der Weise, daß sie einerseits den umgebenden Äther elektrisch erregen und andererseits in einem Kraftfeld des Äthers Kraftwirkungen erleiden. Die Verkoppelung zwischen materiellen Teilchen und Äther, welche dies beides bewirkt, wird „elektrische Ladung" genannt. Es gibt danach keine materiellen Elementarteilchen, die nicht elektrisch geladen wären, und zwar hat jedes Teilchen eine ganz konstante, für alle Zeiten unveränderliche Ladung. Die sogenannten Atome sind aus einer ganzen Anzahl solcher geladener Elementarteilchen aufgebaut, die teils positiv, teils negativ elektrisch sind, so daß denn die Summe aller Ladungen im Innern des Atoms Null ergibt und das Atom im ganzen ein nicht elektrisch ge-

ladenes Gebilde zu sein scheint. Trotz der engen und unwandelbaren Verkoppelung der materiellen Elementarteilchen mit dem Äther wird ihnen doch manchmal noch ein sehr selbständiges Dasein zugeschrieben. Man rechnet so, als ob der Zustand und die Beschaffenheit der Elementarteilchen selber von dem Zustand, den der Äther an dem Ort hat, wo sie sich befinden, gar nicht beeinflußt würde, als ob sie harte, glatte, gegen den Äther scharf begrenzte Teilchen wären. Ob wirklich das Zusammenleben von Materie und Äther so äußerlich sein kann? Es gibt allerdings Tatsachen, welche hierfür zu sprechen scheinen. So das Verhalten der Teilchen in einem elektrischen Feld. Wenn man beispielsweise zwei gleichnamig geladene Teilchen sich einander nähern läßt, so daß sie in immer stärkere elektrische Zustände des Äthers hineingeraten, so muß den Teilchen dabei freilich zur Überwindung ihrer Abstoßungskraft Energie in Form von Arbeit zugeführt werden. Aber diese Energie wird keineswegs von den Teilchen selber verzehrt und zu irgendeiner inneren Veränderung benutzt, vielmehr geben die Teilchen die Energie sofort an den Äther weiter, und das elektrische Feld, welches bei der Annäherung der Teilchen intensiver wird, verbraucht sie vollständig. Die Teilchen selber bleiben ganz unverändert. Es ist gerade so, als ob zwischen den Teilchen eine elastische Feder wäre, welche sich bei ihrem Zusammenrücken immer stärker spannt und alle beim Zusammenschieben zugeführte Arbeit verzehrt, während die Teilchen selber von dem Vorgang ganz unberührt bleiben. Umgekehrt, wenn die gleichnamig geladenen Teilchen auseinandergehen: Alsdann entspannt sich der Äther wieder etwas und gibt Energie an die Teilchen zurück, aber diese geben die Energie, ohne etwas davon für sich zu gebrauchen, nach außen als Arbeit weg.

Lange Zeit war man denn auch ganz überzeugt, daß die materiellen Elementarteilchen ein sehr selbständiges Dasein hätten, man hielt sie sogar für ganz unveränderlich, für starr, wie die alte extreme Atomistik. Aber diese noch von den Fernewirkungstheorien übernommene Auffassung hat sich, jedenfalls so, nicht halten können. Sie ist schon durch das Relativitätsprinzip gestürzt. Starrheit des Teilchens würde nämlich bedeuten, daß eine Kraftwirkung, welche das Teilchen zuerst auf der einen Seite erreicht, sich in demselben Moment auch schon auf der entgegengesetzten Seite äußerte, daß also mit einem Wort die Übertragung einer Kraft durch das Teilchen hindurch momentan geschähe, wie durch eine Fernewirkung von einem Pol des Teilchens bis zum Gegenpol. In einem aus ungeheuer vielen starren Elementarteilchen aufgebauten materiellen Körper müßten sich infolgedessen für die Zeitdauer der Übertragung von Kräften durch ihn hindurch Gesetzmäßigkeiten ergeben, die mit dem Relativitätsprinzip nicht in Einklang zu bringen wären, weil es nach der Relativitätstheorie keine momentan erfolgende Übertragung einer Kraft geben kann. Man stelle sich, um das einzusehen, einmal den extremen Fall vor, daß der Körper ganz dicht aus lauter einander unmittelbar berührenden starren Teilchen zusammengesetzt wäre. Er wäre dann selber starr, und eine ruckweise Verschiebung seines einen Endes wäre von einer ruckweisen Verschiebung am anderen Ende begleitet, die in genau demselben Moment erfolgte. Mit Hilfe eines starren Körpers

könnte man so ein Zeitsignal momentan übertragen, man käme demnach zu einer absoluten Definition der Gleichzeitigkeit an zwei verschiedenen Orten, was mit dem Relativitätsprinzip unvereinbar wäre.

Diese Überlegung läßt uns einen Blick in das tiefste Wesen des Relativitätsprinzips tun, es ist ein universelles Prinzip, welches gleicherweise für die Vorgänge im Äther wie für die Vorgänge in jeder greifbaren Materie Gültigkeit beansprucht, und aus dessen Gültigkeit wir gleicherweise für die Gesetze der im reinen Äther sich abspielenden Vorgänge wie für die Gesetze der Physik der Materie gewisse Schlüsse ziehen können. So weist uns das Relativitätsprinzip bestimmt darauf hin, daß wir die scharfe Unterscheidung zwischen Äther und Materie fallen lassen müssen, was uns auch schon durch andere Überlegungen nahegelegt worden ist. Die Physik muß den Standpunkt der extremen Atomtheorie, der Fernewirkungstheorie, definitiv zu überwinden trachten. Das Weltbild, dem die neuere Entwicklung der Wissenschaft zustrebt, läßt sich kurz vielleicht folgendermaßen skizzieren: Es gibt nur eine einzige einheitliche Weltsubstanz, den Äther. Die materiellen Elementarteilchen sind keine Fremdkörper in ihm, sie sind nur Stellen, wo im Weltäther ganz besondere, jedenfalls ungeheuer intensive Zustände herrschen, die kraß gegen den umgebenden „leeren" Raum abstechen, wo der Äther nur wenig von seinem normalen gleichförmigen Verhalten abweicht. Man kann die materiellen Elementarteilchen als Knotenstellen im Äther bezeichnen, wo ungeheure Energiemengen in winzig kleinen Bereichen zusammengeballt sind. Obwohl sie sehr kontrastreiche Inhomogenitäten im Äther darstellen, so sind sie doch gegen das Leere, das sie umgibt, nicht scharf abgegrenzt, denn sie laufen außen in das elektrische Feld aus, welches, wie wir gesehen haben, untrennbar mit ihnen verbunden ist. Die Bewegung eines Teilchens ist ein Vorgang, den man in mancher Hinsicht mit der Übertragung eines Energiestoßes in Form einer einzigen kurzen Welle durch den Äther vergleichen kann. Nur bleibt bei der Übertragung der Energieknoten die Energie stets in demselben kleinen Volumen beisammen, während sie sich in dem Fall der Stoßwelle im Lauf der Zeit immer mehr seitlich ausbreitet.

Diese neue Vorstellungsweise von der einen einheitlichen Weltsubstanz, in welcher die „mit Materie erfüllten" Stellen von den „leeren" Stellen sich lediglich durch die enorme Intensität der dort herrschenden Zustände unterscheiden, und in welcher das ganze Geschehen in all seinen komplizierten Verwickelungen letzten Grundes durch ganz wenig mathematisch klare Gesetze geregelt ist, findet in den universellen Gesetzen der Gravitation und in der Theorie, die Einstein daraus entwickelt hat, weitere Stützen.

## Die Schwerkraft

Außer den beiden schon besprochenen Zuständen, die der Äther annehmen kann, dem elektrischen und dem magnetischen Zustand, gibt es noch einen dritten, der mit jenen beiden ersten, wenn wir nur nach unseren alltäglichen wissenschaftlichen Erfahrungen urteilen, kaum je in Wechselwirkung zu treten scheint, es ist das der

Gravitationszustand. Jeder materielle Körper erregt in seiner Umgebung ein Schwerefeld oder ein Gravitationsfeld, ähnlich wie ein elektrisch geladener Körper ein elektrisches Feld erregt. Der Unterschied zwischen beiden Ätherzuständen besteht darin, daß das Auftreten des Schwerefeldes nicht wie das des elektrischen an das Vorhandensein von elektrischen Ladungen gebunden ist. Auch „ungeladene" Atome, die um sich herum kein elektrisches Feld haben, erregen doch ein Schwerefeld. Und zwar hängt die Intensität des erregten Schwerefeldes von einer Größe ab, die man die schwere Masse des materiellen Körpers nennt. Im allgemeinen sind die Schwerefelder außerordentlich schwach, die Kraftwirkungen, durch welche man ihre Existenz erfährt, nehmen erst dann deutlich bemerkbare Größen an, wenn der erregende Körper eine sehr große schwere Masse hat. So hat die Erde um sich herum ein starkes Schwerefeld, und jeder Körper, der sich in diesem Schwerefeld befindet, erfährt eine Kraftwirkung in der Richtung auf das Erdzentrum zu. Dagegen ist das Schwerefeld eines Steines oder eines anderen kleinen Körpers so schwach, daß man es für gewöhnlich nicht bemerkt. Nur durch besonders empfindliche Versuchsanordnungen kann man es nachweisen. Wie groß die Kraft ist, die ein materieller Körper in einem bestimmten Gravitationsfeld vom Äther erfährt, zum Beispiel im Schwerefeld der Erde, das hängt ebenfalls wieder von seiner schweren Masse ab. Man bestimmt somit die schwere Masse eines Körpers, indem man sein „Gewicht" bestimmt.

Die Schwerkraft hat den Theoretikern, besonders seitdem man die elektrischen Kraftwirkungen (und zugleich die magnetischen) klar durchschauen gelernt hatte, sehr viel Kopfzerbrechen gemacht. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß man die Kraftwirkung zwischen zwei geladenen materiellen Körpern vollständig erklären kann durch Aufnahme oder Abgabe von Energie durch den Äther. Die Arbeitsleistung, welche mit Verschiebungen der geladenen Körper infolge der vom Äther auf sie ausgeübten Kräfte verbunden ist, kommt stets ganz den Energieänderungen des Äthers zugute. Will man diese Überlegungen auf die Schwerewirkungen übertragen, so kommt man zu sehr sonderbaren Schlüssen. Zunächst müssen wir bedenken, daß es für die Schwerewirkungen nicht zwei verschiedene Arten der Koppelung Materie-Äther gibt, wie im Falle des elektrischen Ätherzustandes, wo wir die zwei entgegengesetzt wirkenden Koppelungen positive und negative Ladung haben. Es gibt nur eine einzige Art von schwerer Masse, und das Gravitationsfeld zwischen zwei voneinander getrennten schweren Körpern ist sehr ähnlich dem elektrischen Feld zwischen zwei Körpern, welche gleichnamige elektrische Ladungen tragen. Nähert man zwei gleichnamig geladene Körper einander, so nimmt die Energie des elektrischen Ätherzustandes zu; nähert man zwei schwere Körper einander, so muß in derselben Weise die Energie des Gravitationsfeldes zunehmen. Das heißt aber: man führt dem Äther Energie zu, wenn man zwei schwere Körper einander nähert. Man sollte also erwarten, daß man, um die beiden Körper einander zu nähern, Energie als Arbeit zusetzen müßte, daß, mit anderen Worten, zwischen den beiden Körpern eine abstoßende Kraft wirkte, ganz so, wie es bei zwei gleichnamig elektrisch ge-

ladenen Körpern ist. Gerade das Gegenteil ist der Fall, zwischen den beiden schweren Körpern besteht eine anziehende Kraft, die Erde zieht beispielsweise einen Stein an. Nähert man den Stein der Erde, so gewinnt man Energie als Arbeit, obwohl zugleich auch der Äther im Gravitationsfeld Energie aufnimmt.

Wo kommt diese Energie her? Darauf ist nur eine Antwort möglich, und, soviel ich weiß, hat M. Abraham diese Antwort zuerst gefunden. Die Energie kommt aus den schweren Massen selbst hervor.

Hier müssen wir also definitiv den Standpunkt der alten extremen Atomtheorie aufgeben, nach welchem die Elementarteilchen der Materie selbständige Fremdkörper in dem Leeren sind. Im Gravitationsfeld werden die materiellen Elementarteilchen selber von dem Zustand des Äthers, der gerade an ihrem Orte herrscht, wesentlich beeinflußt. Lassen wir beispielsweise einen Stein sinken, so bringen wir ihn durch Annäherung an die Erde in ein Gebiet, wo ein etwas anderer Gravitationszustand herrscht, ein anderes Gravitationspotential, wie man sagt. Dadurch werden die sämtlichen materiellen Elementarteilchen des Steines, seine sämtlichen Energieknotenstellen, etwas verändert, sie passen sich dem neuen Gravitationszustand des Äthers an, und dabei tritt aus allen etwas Energie aus, diese Energie, die wir so aus den Energieknotenstellen herausziehen, gewinnen wir außen als die Arbeit, die uns der Stein beim Sinken liefert. Heben wir den Stein in die Höhe, so saugen seine Elementarteilchen selbsttätig wieder Energie ein, und wir müssen diese Energie durch Arbeitszufuhr liefern. Da auch der Stein selber ein, wenn auch nur schwaches Gravitationsfeld erregt, so wird bei seinen Lageänderungen auch der Gravitationszustand in dem benachbarten Teil der Erde ganz schwach geändert. Diese ganz geringfügigen Änderungen genügen, um die Elementarteilchen der materiellen Stoffe des Erdbodens zu einer geringfügigen Abgabe oder Aufnahme von Energie zu veranlassen, durch welche die mit dem Heben oder Senken des Steines verbundene Energieänderung des Äthers im Gravitationsfeld gerade ausgeglichen wird.

Für jemanden, der sich mit der im vorigen Abschnitt geschilderten Auffassung von der Natur der Materie vertraut gemacht hat, wird es nicht schwer sein, diese Theorie von den Kraftwirkungen des Gravitationsfeldes zu verstehen. Man kann sogar sagen, daß es eigentlich schwieriger ist, zu verstehen, warum man nicht ähnliche Einflüsse der Ätherzustände auf die in ihm befindlichen Energie-Knotenstellen in den elektrischen und magnetischen Feldern ebenfalls beobachtet. Wir werden wohl annehmen müssen, daß auch in diesen Fällen Einflüsse vorhanden sind, aber so gering, daß sie sich der Beobachtung entziehen. Beim Gravitationsfeld sind die Einflüsse dagegen verhältnismäßig beträchtlich, so daß sie sogar dazu führen, daß das Vorzeichen der Kraftwirkung sich umkehrt, wie wir es gesehen haben.

Welcher Art mögen nun die Einflüsse sein, welche der Ätherzustand am Orte eines materiellen Elementarteilchens auf dieses Teilchen ausübt? Diese Frage ist es, welche für den Gravitationszustand durch die Einsteinsche Theorie der Gravitation beantwortet wird.

## Die Einsteinsche Theorie der Gravitation

Eine Grundannahme der Einsteinschen Gravitationstheorie ist, daß sich die ganze Veränderung der materiellen Teilchen beschreiben läßt als eine Veränderung der Maßeinheiten für Längen und Zeiten sowohl wie für die sämtlichen Zustandsgrößen des Äthers in den Energieknotenstellen und in den Zwischenräumen. Das Verhältnis der neuen Maßeinheiten im Gravitationsfeld zu den Maßeinheiten im gravitationsfreien Gebiet ist in ganz einfacher Weise aus dem sogenannten Potential des Gravitationsfeldes zu berechnen. Das Gravitationspotential ist also diejenige Größe, welche für sämtliche Änderungen in der Materie maßgebend ist.

Alle Teile eines materiellen Körpers, sowohl die Energieknoten als auch die Zwischenräume, erfahren also in einem Gebiet, in welchem das Gravitationspotential überall denselben Wert hat, lauter ganz gleiche Verzerrungen und Volumenänderungen, alle physikalischen Ereignisse eine gleichmäßige Verkürzung oder Verlängerung der Zeitdauer, alle elektrischen Ladungen, Stromstärken, alle elektrischen, magnetischen, Gravitations-Fehlstärken und Potentiale werden in bestimmten Verhältnissen geändert, welche von dem Wert des Potentials des Gravitationsfeldes, in welches man den Körper hineingebracht hat, abhängen.

Wenn man nun das Verhalten des materiellen Körpers und die Ereignisse, die sich in ihm abspielen, in der Weise beschreibt, daß man den sämtlichen Zahlen, welche Längen, Zeiten, physikalische Größen angeben, nicht die gesetzlich festgelegten Einheiten zugrunde legt, sondern wenn man neue Einheiten wählt, die zu den legalen Einheiten in den Verhältnissen stehen, nach welchen alles in dem Gravitationsfeld geändert ist, so wird man dann das ganze Verhalten der Materie und alle Ereignisse in ihr im Gravitationsfeld durch genau dieselben Zahlen beschreiben, wie es in demselben Körper im gravitationsfreien Raum unter Benutzung der richtigen legalen Einheiten wäre.

Dieses Prinzip wollen wir als *das Prinzip der Relativität des Gravitationspotentials* bezeichnen.

Man kann das Prinzip noch einfacher formulieren, wenn man beachtet, daß die Veränderungen, welche mit dem Vorhandensein eines bestimmten Gravitationspotentials verbunden sind, universeller Art sind, weil sie auf einer Veränderung der physikalischen Natur des Weltäthers selber beruhen. Führt man in das betrachtete Gebiet einen anderen Körper ein, so erfährt er Veränderungen in genau denselben Verhältnissen, wie der erste Körper. Wir wollen nun Maßstäbe, Uhren, Elektrometer, Galvanometer, Silbervoltameter, Normalwiderstände und andere Meßinstrumente, die in einem gravitationsfreien Raum ganz genau mit den legalen Einheiten verglichen sind, in das Gravitationsfeld an die betrachtete Stelle einführen. Alle Meßinstrumente werden durch den Einfluß des Gravitationszustandes im Äther in der Weise abgeändert, daß sich ihre Angaben nun auf die neuen abgeänderten Einheiten beziehen. Wenn wir mit diesen Meßinstrumenten die Messungen an dem betrachteten materiellen Körper machen, ohne den Einfluß des Gravitationsfeldes durch Berechnung von Korrekturen aus den Zahlen herauszuschaffen, so nennen wir die

so gewonnenen Größen nach Einstein *natürlich gemessen*. Eine natürlich gemessene Zahl bezieht sich also immer auf die neuen, durch den Einfluß des Gravitationszustandes abgeänderten Einheiten. Im Gegensatz dazu wollen wir die mit Rücksicht auf die Veränderungen im Gravitationsfeld korrigierten Größen als *rationell oder vernunftgemäß gemessen* bezeichnen. Eine vernunftgemäß gemessene Zahl bezieht sich also auf die richtigen legalen Einheiten.

Wir können nun *das Prinzip von der Relativität des Gravitationspotentials* in folgender Weise aussprechen: In einem von Gravitationszuständen erfüllten Raum-Zeit-Gebiet, das so klein ist, daß man das Gravitationspotential mit genügender Genauigkeit im ganzen Gebiet als konstant ansehen kann, werde das Verhalten der Materie und die physikalischen Ereignisse mit natürlich gemessenen Größen beschrieben. Diese Beschreibung stimmt dann zahlenmäßig genau mit derjenigen überein, die das Verhalten des Körpers und den Ablauf der Ereignisse in ihm in einem gravitationsfreien Gebiet in rationell gemessenen Größen wiedergeben würde.

Der Satz von der Relativität des Gravitationspotentials ist noch keineswegs für die Einsteinsche Theorie charakteristisch. Mehreren anderen Gravitationstheorien, die ungefähr gleichzeitig entstanden sind, ist dieser Satz, der sich bei einer genaueren mathematischen Untersuchung des Gegenstandes ziemlich leicht darbietet, von ihren Urhebern ebenfalls zugrunde gelegt worden. Es scheint, als ob eine brauchbare Gravitationstheorie ohne ihn wohl nicht zu machen ist, aber er läßt noch sehr viele Möglichkeiten im einzelnen frei. Die eben erwähnten Theorien nehmen meistens an, daß das Gravitationspotential eine Größe sei, die durch eine einzige Zahl vollständig zu beschreiben ist, ähnlich wie der Druck eines Gases oder die Temperatur eines Körpers. Die Feldstärke der Gravitation ist dann das Gefälle dieses Potentials, eine Größe, die außer einem Zahlenwert auch noch eine Richtung im Raum hat und erst durch Angabe von beidem vollständig charakterisiert ist. Man nennt eine Größe, zu deren Beschreibung eine einzige Zahl genügt, einen Skalar, eine Größe, die außerdem noch eine Richtung hat, einen Vektor. Die Gravitationstheorien, von denen wir jetzt gerade sprechen, lassen sich also als Theorien mit skalarem Gravitationspotential kennzeichnen. Nach ihnen müßte die ganze Veränderung eines kleinen materiellen Körpers im Gravitationsfeld in einer gleichmäßigen Kontraktion oder einer gleichmäßigen Ausdehnung bestehen, wobei außerdem das Zeitmaß der Vorgänge in dem Körper in demselben Verhältnis wie die räumlichen Dimensionen verkleinert oder vergrößert wird und auch die Maße für die physikalischen Größen sich alle in bestimmten Verhältnissen ändern. Mit einem Wort: der Körper und alle Vorgänge in ihm unter dem Einfluß des veränderten Gravitationszustandes des Äthers blieben nach diesen Theorien dem unveränderten Körper im gravitationsfreien Raum und den Vorgängen in ihm immerhin geometrisch ähnlich. Die Einsteinsche Theorie steht auf einem etwas anderen Standpunkt. Sie nimmt an, daß der veränderte Gravitationszustand des Äthers auch eine Formänderung der Materie mit sich bringt, daß sich also die Maßeinheiten für die räumlichen Dimensionen der

materiellen Körper in verschiedenen Richtungen verschieden ändern. Eine kleine materielle Kugel verändert sich, wenn sie aus dem gravitationsfreien Raum in ein Gravitationsfeld kommt, nach der Einsteinschen Theorie in ein kleines Ellipsoïd. Außerdem ist die Veränderung des Zeitmaßes der Vorgänge in dem materiellen Körper eine andere, als die Veränderung der räumlichen Dimensionen. Wenn wir uns der Ausdrucksweise der vierdimensionalen Geometrie für das Raum-Zeit-Kontinuum bedienen, so können wir die Maßveränderungen, welche die räumlichen und zeitlichen Dimensionen durch den Einfluß des Gravitationszustandes nach der Einsteinschen Theorie erfahren, im ganzen dadurch beschreiben, daß wir eine vierdimensionale Kugel in ein vierdimensionales Ellipsoïd übergehen lassen. So wie sich dabei die Strecken in der ursprünglichen Kugel verändern, sollen sich alle Maßverhältnisse in der Materie durch den Einfluß des Gravitationszustandes ändern. Eine derartige gleichförmige Deformation eines Kontinuums, die sich durch den Übergang einer Kugel in ein Ellipsoïd beschreiben läßt, bezeichnet man in der neueren Physik als Tensorgröße. Zur Beschreibung eines vierdimensionalen Tensors braucht man im allgemeinen zehn Zahlen. In der Einsteinschen Theorie ist das Gravitationspotential ein vierdimensionaler Tensor, zu seiner Angabe genügt also nicht mehr, wie in den älteren Theorien, eine einzige Zahl, sondern im allgemeinen sind dazu nicht weniger als zehn Zahlen erforderlich.

## Die experimentellen Konsequenzen der Einsteinschen Theorie

Wir wollen nun sogleich aus dem eben Gesagten einige Konsequenzen ziehen. Wenn der Gravitationszustand des Äthers eine Veränderung nicht nur der räumlichen Dimensionen der Teilchen der Materie, sondern auch des Zeitmaßes der sich in ihnen abspielenden Vorgänge mit sich bringt, so muß sich das in den Vorgängen auf der Sonnenoberfläche zeigen, weil das Gravitationspotential dort ganz andere Werte annimmt als auf unserer Erde mit ihrem verhältnismäßig doch nur schwachen Schwerefeld. Beispielsweise werden die lichtaussendenden Atome und Moleküle auf der Sonne zwar ganz dieselben Schwingungen ausführen, die sie bei entsprechenden Gasdrucken und Temperaturen auf der Erde machen würden, aber alle mit einer ganz kleinen Veränderung der Schwingungsdauer in einem bestimmten Verhältnis, welches man aus der Größe des Gravitationspotentials auf der Sonne berechnen kann. Nach der Einsteinschen Theorie ist diese Veränderung eine kleine Vergrößerung der Schwingungsdauern, und man muß demnach erwarten, daß in dem Spektrum der Sonne alle Spektrallinien gegenüber den entsprechenden Spektrallinien von irdischen Lichtquellen ein klein wenig nach der Seite der längeren Wellen, oder wie man kurz sagt: „ein klein wenig nach Rot", verschoben sind. Trotz des starken Gravitationsfeldes der Sonne ist die nach der Theorie zu erwartende Wirkung so klein, daß man sie nur vielleicht gerade noch eben mit den feinsten experimentellen Mitteln der Neuzeit wahrnehmen kann. Es ist deswegen nicht verwunderlich, daß die Beobachter sich bisher darüber noch nicht einig sind, ob der von der Theorie angesagte Effekt der

Rotverschiebung vorhanden ist oder nicht. Die ersten Beobachtungen schienen zu ergeben, daß er nicht vorhanden sei, aber neuerdings hat man an der Bonner Sternwarte Beobachtungen gemacht, die darauf hinzudeuten scheinen, daß dieses negative Resultat nur durch gewisse Fehlerquellen vorgetäuscht ist, und daß der theoretisch berechnete Effekt wirklich da ist. Man wird jedoch gut tun, auch dieses Ergebnis noch nicht als definitiv sichergestellt anzunehmen. Voraussichtlich werden wohl noch einige Jahre vergehen, bis genügendes Beobachtungsmaterial vorliegt und die Frage endgültig entschieden wird.

So interessant aber die Frage auch an sich ist, über eines müssen wir uns klar sein, daß nämlich durch ihre Beantwortung eigentlich noch nicht speziell über die Einsteinsche Theorie der Gravitation entschieden wird. Freilich, wenn die Beantwortung negativ ausfiele, so wäre klar, daß die Einsteinsche Theorie in ihrer jetzigen Form nicht haltbar wäre. Wenn aber die Beantwortung positiv ausfiele, so wäre damit noch nicht viel entschieden. Auch nach den meisten Theorien mit skalarem Gravitationspotential hätte man ebensowohl für die zeitlichen, wie für die räumlichen Längen in der Materie im Gravitationsfeld Veränderungen zu erwarten. Nach diesen Theorien müssen zeitliche wie räumliche Längen sich in demselben Verhältnis ändern, während eine Theorie mit Tensorpotential, wie die Einsteinsche, für die zeitlichen und für die räumlichen Längenänderungen verschiedene Verhältnisse voraussagt. Durch eine Beobachtung der Veränderung von Schwingungsdauern, also von zeitlichen Längen allein, kann man noch nicht entscheiden, ob das Gravitationspotential ein Skalar oder ob es ein Tensor ist.

Ein Effekt, der dazu führen kann, diese Frage zu beantworten, ist die Brechung des Lichtes durch ein Vakuum, in welchem ein starkes Gravitationsfeld vorhanden ist. Wenn durch den Einfluß eines starken Gravitationspotentials die Eigenschaften des Äthers in der Weise verändert werden, daß die Wellenlänge einer Lichtart, welche ein Atom aussendet, nach einem anderen Verhältnis verlängert oder verkürzt wird als die Schwingungsdauer derselben Lichtart, so heißt das nichts anderes, als daß die Geschwindigkeit des Lichtes infolge des vom Äther angenommenen Gravitationszustandes verändert wird. Denn die Geschwindigkeit des Lichtes ist das Verhältnis der Wellenlänge zur Schwingungsdauer. Aus dieser Überlegung folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß die Lichtgeschwindigkeit in einem von Materie freien Raum überall denselben Wert haben muß, wenn das Gravitationspotential ein Skalar ist, daß dagegen die Lichtgeschwindigkeit in einem leeren Raum, in welchem der Äther einen starken Gravitationszustand hat, nach Maßgabe des Gravitationspotentials sich ändern muß, wenn dieses Potential ein Tensor ist. Weiter lehrt nun die Optik, daß eine Veränderung der Lichtgeschwindigkeit stets mit Lichtbrechung verbunden ist. Das Verhältnis aus der Lichtgeschwindigkeit im ganz reinen Vakuum zu der in dem betreffenden Medium ist maßgebend für die Größe der Ablenkung der Lichtstrahlen, wenn sie aus dem Vakuum in das Medium eintreten, man nennt diese Verhältniszahl den Brechungsexponenten. Daraus folgt: Wenn das Gravitationspotential ein Skalar ist, so kann im Vakuum niemals Licht-

brechung eintreten, nur die Anwesenheit von Materie vermag alsdann Lichtbrechung hervorzurufen; wenn dagegen das Gravitationspotential ein Tensor ist, so macht ein intensiver Gravitationszustand den von Materie freien Äther selbst zu einem lichtbrechenden Medium. Ist das Gravitationspotential ein Tensor, so muß die Sonne zufolge ihres starken Gravitationsfeldes im leeren Raum von einer lichtbrechenden Hülle umgeben sein, deren brechende Kraft nach außen hin langsam abnimmt, umgekehrt proportional der Entfernung vom Sonnenzentrum. Diese brechende Hülle reicht viel weiter als die Gashülle der Sonne, deren Anwesenheit natürlich auch eine Lichtbrechung bedingt, eine Lichtbrechung, die aber auf die nächste Nähe des Sonnenkörpers beschränkt ist.

Diese Folgerung aus der Gravitationstheorie zeigt besonders deutlich ihren universellen Charakter. Während wir zuerst das Hauptgewicht auf die Änderungen legten, welche die greifbare Materie im Gravitationsfeld erfährt, so haben wir nun experimentell prüfbare Aussagen über Veränderungen bekommen, die das Gravitationsfeld im Leeren hervorbringt. Es gibt eben nur *eine* einheitliche Weltsubstanz; die greifbare Materie ist nur eine besondere Modifikation des Äthers, der uns im Leeren rein entgegentritt.

Von ganz besonderem Interesse sind die Resultate einer englischen Forschungsexpedition, welche bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsternis im Mai 1919 in Brasilien und in Mittelafrika untersucht hat, ob die Sonne von einer weit in den leeren Raum hinausreichenden brechenden Hülle umgeben sei. Es wurden photographische Aufnahmen vom Sternhimmel in der Umgebung der verfinsterten Sonne gemacht, und dasselbe Stück Fixsternhimmel wurde einige Wochen später, als die Sonne von dieser Stelle weggerückt war, wieder aufgenommen. Beim Ausmessen der Platten zeigte sich, daß alle Sterne auf den bei der Sonnenfinsternis gemachten Aufnahmen scheinbar eine kleine Verschiebung vom Sonnenzentrum weg erlitten hatten. Damit ist bewiesen, daß Lichtstrahlen, welche die Umgebung der Sonne passieren, ein wenig zum Sonnenzentrum hin abgelenkt werden. Es fragt sich, ob diese Lichtbrechung durch eine die Sonne umgebende Gashülle oder ob sie durch den Gravitationszustand des Äthers bedingt ist. Die englischen Forscher haben berechnet, daß man, um die beobachtete Lichtbrechung mit Hilfe einer Gashülle zu erklären, dieser Atmosphäre noch in weiter Entfernung von der Sonnenoberfläche eine Dichtigkeit zuschreiben müßte, die unmöglich ist. Außerdem zeigen die Beobachtungen, daß die Ablenkung des Lichtes mit der Entfernung, in welcher der Strahl an der Sonne vorbeigeht, umgekehrt proportional abnimmt, wie man es erwarten muß, wenn die lichtbrechende Hülle nicht aus Gas, sondern aus dem durch den Gravitationszustand optisch veränderten Äther gebildet ist. Wäre es eine Gashülle, so müßte die Brechung des Lichtes nach einem ganz anderen Gesetz abnehmen, und die Messungen müßten das trotz der großen Unsicherheit, die ihnen wegen der winzigen Kleinheit des Effektes natürlich anhaftet, unbedingt erkennen lassen. Ich glaube deshalb, daß die Forscher der englischen Expedition recht haben, wenn sie die beobachtete Lichtbrechung dem Gravitationszustande des Äthers in der Umgebung der Sonne zu-

schreiben. Geben wir das zu, so ist damit für die Theorie der Gravitation mit einem Tensorpotential entschieden. Was nun endlich die Größe der gefundenen Lichtbrechung betrifft, so stimmt sie innerhalb der allerdings noch ziemlich weiten Fehlergrenzen mit dem Werte überein, den Einstein aus seiner Theorie vorherberechnet hat. Wir müssen die Messungen der englischen Expedition demnach alles in allem als eine vorzügliche Bestätigung der Einsteinschen Gravitationstheorie bezeichnen durch einen neu aufgefundenen optischen Effekt, der schon an sich allgemeines Interesse erwecken muß.

Wenn das Gravitationspotential eine Tensorgröße ist, welche im allgemeinen erst durch Angabe von zehn Zahlen völlig gekennzeichnet wird, so müssen auch die Gravitationskräfte viel komplizierter sein, als man bisher dachte. Nach der Newtonschen Theorie soll das Potential eine skalare Größe sein, die durch e i n e n Zahlenwert schon völlig gegeben ist, und die Gravitationskraft ist durch das Gefälle dieses Skalars sowohl der Größe wie der Richtung nach gegeben. Es hat sich bekanntlich gezeigt, daß sich aus dieser einfachen Theorie die Keplerschen Gesetze der Planetenbewegungen als notwendige Folgerung ergeben, und man wird daher umgekehrt die Gültigkeit der Keplerschen Gesetze als einen Beweis dafür ansehen müssen, daß die Gravitationskraft wirklich nicht komplizierter ist, als die Newtonsche Theorie annimmt. Sollte das nicht ein bündiger Beweis gegen jede Theorie mit einem Tensorpotential, also auch gegen die Einsteinsche Theorie sein? Bei genauerem Eindringen in die Theorie zeigt sich, daß das nicht der Fall ist. Wenn man die 10 Kraftwirkungen berechnet, welche dem Gefälle der 10 verschiedenen Bestimmungsgrößen des Tensorpotentials entsprechen, so zeigt es sich, daß unter ihnen eine einzige so ungeheuer überwiegt, daß die anderen neun dagegen so gut wie Null sind. Die eine an Bedeutung so ungemein hervorstechende Bestimmungsgröße des Gravitationspotentials ist diejenige, welche angibt, in welchem Verhältnis sich das Zeitmaß aller Vorgänge in dem vom Gravitationspotential erfüllten Äther verändert. Daß gerade diese Bestimmungsgröße vor allen andern so hervorsticht, hängt damit zusammen, daß die zeitartigen Richtungen in der Natur eine ganz andersartige Rolle spielen als die raumartigen, worüber ich früher *) ausführlich gesprochen habe. Damit erklärt es sich, daß die Einsteinsche Gravitationstheorie, die auf den ersten Blick verglichen mit der Newtonschen so sehr viel komplizierter zu sein scheint, im wesentlichen doch zu denselben einfachen Gesetzen der Gravitationskräfte führt. Aber es bleibt immer der Unterschied bestehen, daß diese Gesetze nach der Einsteinschen Theorie insofern nur Näherungsgesetze sind, als man nach ihr außer der einfachen Newtonschen Gravitationskraft noch Nebenkräfte erwarten muß, die nach ganz anderen Gesetzen wirken, die man nur wegen ihrer außerordentlichen Zartheit im allgemeinen gar nicht bemerkt. Diese zarten Nebenkräfte müßten aber die Folge haben, daß die Keplerschen Gesetze der Planetenbewegungen nicht ganz genau stimmen, nach der Einsteinschen Theorie müßten also äußerst verfeinerte astronomische Beobachtungen Abweichungen von diesen Gesetzen erkennen lassen. Bei dem augen-

*) Deutsche Rundschau. 47. Jhrg. Heft 8, Mai 1921, S. 184.

blicklich erreichten Grad der Feinheit der Beobachtungen ist allerdings bei den Planeten, deren Bahn von einem Kreise nur wenig abweicht, noch keine Möglichkeit vorhanden, einen Einfluß der Nebenkräfte der Einsteinschen Theorie aufzufinden. Anders ist es bei solchen Planeten, deren Bahn eine ausgesprochene Ellipse ist. Nach der Newtonschen Gravitationstheorie müßte diese Bahn mathematisch genau elliptisch sein, der Planet müßte nach jedem Umlauf genau dieselbe Bahn wieder beginnen und zu Ende laufen. Wie eine genauere Berechnung ergibt, würden die Nebenkräfte der Einsteinschen Theorie diese Bewegung in der Weise stören, daß der Planet nach einmaligem Durchlaufen der ellipsenförmigen Bahn nicht ganz genau zu seinem Anfangspunkt zurückkommt, und daß nun die nächste Bahn eine Kurve wird, die zwar genau dieselbe Form hat wie die erste, die aber gegen die erste Ellipse um einen kleinen Winkel gedreht ist; um denselben Winkel ist dann wieder die dritte Bahnellipse gegen die zweite gedreht und so fort. Es ist, kurz gesagt, nach der Einsteinschen Theorie zu erwarten, daß die große Hauptachse der Bahnellipse des Planeten sich im Lauf der Zeit langsam im Raume dreht. Einstein hat diesen Effekt für einen Planeten mit ausgesprochen elliptischer Bahn, nämlich den Merkur, berechnet, und er hat gefunden, daß sich die große Hauptachse der Merkurbahn nach seiner Theorie im Laufe von 100 Jahren um 45 Bogensekunden drehen müßte. Nun ist tatsächlich ein derartiger Effekt an der Merkurbahn beobachtet worden, und zwar dreht sich ihre große Hauptachse in demselben Drehungssinn, wie ihn die Einsteinsche Theorie verlangt, nach den Berechnungen von Leverrier in 100 Jahren um ungefähr 43 Bogensekunden. Innerhalb der Fehlergrenzen haben wir also eine vorzügliche Übereinstimmung mit der Einsteinschen Theorie. Man hat natürlich für die merkwürdige Anomalie der Merkurbahn, die nun schon seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt ist, lange nach Erklärungen gesucht, und man hat gefunden, daß sie sich auch mit der einfachen Newtonschen Theorie in Einklang bringen läßt, wenn man annimmt, daß zwischen Sonne und Merkur noch bewegliche Massen kreisen. In der klaren Luft der Tropen beobachtet man gleich nach Sonnenuntergang am Westhimmel einen blassen Lichtschein, der sich in der Richtung der Ebene der Planetenbahnen, der Ebene des „Tierkreises", erstreckt; diesen Lichtschein, das Zoodiakal-Licht genannt, hält man für den Reflex von kosmischen Staubmassen, die zwischen Sonne und Merkurbahn um die Sonne kreisen. Ob diese Staubmassen so beträchtlich sind und ob sie gerade eine solche Verteilung im Raume haben, daß sie die beobachtete Anomalie der Merkurbewegung bewirken, darüber kann man nur Hypothesen machen. Mir scheint es plausibler, anzunehmen, daß die Einsteinsche Theorie der Merkuranomalie die richtige ist, und daß die kosmischen Staubmassen demnach nur geringen Einfluß auf die Merkurbewegung haben. Untersucht man die anderen modernen Gravitationstheorien, so findet man, daß auch die Theorien mit skalarem Potential nicht genau mit der alten Newtonschen Theorie übereinstimmen. Die alte Fernewirkungstheorie Newtons legte ihren Berechnungen die Annahme zugrunde, daß sowohl der Trägheitsfaktor eines Körpers, seine sog. träge Masse, als auch seine schwere Masse, beide absolut konstant seien,

ebenso also selbstverständlich auch ihr Verhältnis. In den Ätherheorien läßt sich diese Annahme nicht halten. Sowohl die träge, wie auch die schwere Masse eines Körpers sind ein klein wenig veränderlich, wenn sich seine Geschwindigkeit ändert, und vor allem, wenn er Gebiete von verschiedenem Gravitationspotential im Äther passiert. Da die Veränderlichkeit der trägen und der schweren Masse verschiedenen Gesetzen folgt, so ist auch das Verhältnis beider ein wenig veränderlich. Dieser Umstand muß eine kleine Abweichung von den Keplerschen Gesetzen zur Folge haben, die sich beim Merkur ebenfalls als eine langsame Drehung der großen Hauptachse seiner Bahnellipse äußern würde. Indessen wäre der Effekt, den man aus dem geschilderten Grunde bei skalarem Gravitationspotential zu erwarten hätte, viel kleiner, als der am Merkur beobachtete Effekt. Ein Effekt von dieser Größe kann nur durch die Nebenkräfte hervorgebracht werden, welche nach einer Theorie mit Tensorpotential zu erwarten sind. Wenn wir also die Annahme machen, daß zwischen Sonne und Merkur keine störenden Massen von beachtbarer Größe kreisen, so läßt sich die Anomalie der Merkurbewegung nur durch eine Theorie mit Tensorpotential erklären, und speziell die Einsteinsche Gravitationstheorie ergibt genau den beobachteten Betrag der Anomalie.

### Das Prinzip von der Relativität des Gravitationsfeldes

Der Leser wird sich schon gefragt haben, was denn Einstein dazu veranlaßt haben möge, die scheinbar so einfache Theorie des skalaren Potentials aufzugeben und das scheinbar so komplizierte Tensorpotential einzuführen. Um diese Frage zu beantworten, wenden wir uns jetzt dem Gravitationsfeld zu, in welchem das Gravitationspotential ein Gefälle hat und dementsprechend auch eine Kraft oder, wie man sagt, eine Feldstärke der Gravitation auftritt. Was man im allgemeinen direkt beobachtet, ist ja gerade die Feldstärke. Das Potential, dessen Gefälle die Feldstärke ist, wird aus ihr nachträglich berechnet. Wir fragen nun: Bringt auch die Anwesenheit einer Feldstärke der Gravitation an sich schon eine Veränderung der Natur des Äthers mit sich? Die Einsteinsche Theorie verneint diese Frage. Die Feldstärke ist weiter gar nichts, als nur ein Gefälle des Potentials, und macht sich nicht anders bemerkbar als dadurch, daß der Einfluß des Potentials von Punkt zu Punkt sich ändert, weil es sich selber ändert. Auch diese Auffassung der Feldstärke ist an sich noch nicht das Charakteristische der Einsteinschen Theorie, denn sie läßt sich ebensogut auch in anderen Gravitationstheorien, gleichgültig, ob mit skalarem oder mit Tensorpotential, vertreten. Der wesentliche Unterschied besteht aber darin, daß in allen anderen Theorien der Satz von der Relativität des Gravitationsfeldes seine Gültigkeit verliert, sobald man das betrachtete Gebiet so groß nimmt, daß man das Gravitationspotential in ihm nicht mehr als konstant behandeln kann, daß dagegen in der Einsteinschen Theorie das Relativitätsprinzip auch in größeren Räumen erhalten bleibt.

Wir wollen in einem Raum-Zeit-Gebiet, in welchem ein Gravitationsfeld vorhanden ist, alle Messungen in Raum und Zeit vornehmen, ohne wegen der Ver-

zerrungen der Maßstäbe durch den Einfluß des Gravitationspotentials irgendwelche Korrekturen anzubringen, wir wollen mit einem Worte alle Längen in Raum und Zeit „natürlich" messen; weiter wollen wir nach den oben besprochenen Methoden mit Hilfe der natürlichen Messungen auch die geraden Linien natürlich konstruieren, insbesondere die Zeitgeraden als diejenigen zeitlichen Linien, welche materielle Körper beschreiben, die dem Einfluß des Schwerefeldes widerstandslos überlassen sind und sich demnach nach der „natürlichen" Definition „kräftefrei" bewegen. Wenn wir uns dann mit Hilfe eines so gewonnenen „natürlichen" Koordinatennetzes in Raum und Zeit orientieren, so werden wir, vorausgesetzt, daß die Einsteinsche Theorie in der Wirklichkeit zutrifft, finden, daß alle physikalischen Vorgänge in dem betrachteten Gebiet nach genau denselben Gesetzen ablaufen wie in einem gravitationsfreien Gebiet. Man kann also, wenn die Einsteinsche Theorie richtig ist, aus den Beobachtungen innerhalb dieses Gebietes überhaupt nicht entscheiden, ob ein Gravitationsfeld in ihm vorhanden ist oder nicht.

Das ist das Prinzip von der Relativität der Gravitationswirkungen, welches ganz allein in der Einsteinschen Gravitationstheorie erfüllt ist und sie gegen alle anderen Theorien charakterisiert.

Denken wir uns eine wissenschaftliche Expedition, mit allen Mitteln der modernen Forschung ausgerüstet, in einem Coupé, aus welchem man nicht hinausblicken kann. Dieses Coupé möge sich in dem Gravitationsfeld einer Zentralsonne frei bewegen. Ein außenstehender Beobachter wird dann sagen, daß das Coupé auf einer elliptischen Bahn, die mehr oder weniger stark gekrümmt ist, um die Sonne herumsaust, wobei seine Fahrt beim Näherkommen zur Sonne beschleunigt, beim Entfernen von ihr verzögert wird. Die Forschungsexpedition wird aber weder die Gravitationskräfte in ihrem Coupé bemerken, noch irgendwelche Zentrifugalwirkungen infolge der Bahnkrümmung spüren, noch die Beschleunigung oder die Verzögerung der Bewegung an irgendwelchen Trägheitswiderständen wahrnehmen. Denn wenn irgendwelche Körper einer Kraft widerstandsfrei überlassen sind, so hebt sich die Wirkung der Kraft immer gerade mit dem Trägheitswiderstand genau auf. Wenn ein Fahrstuhl frei herunterstürzte, so würden während des Fallens die Fahrgäste die Empfindung haben, daß keine Schwerkraft mehr existiert, weil ihr Trägheitswiderstand die Schwere dann gerade kompensierte. Damit die Forscher in dem Coupé von der Fahrt im Schwerefeld ihrer Zentralsonne keine Kraftwirkungen spüren, ist nur eines nötig, nämlich, daß das Verhältnis der schweren Masse zu der trägen Masse für alle Körper gleich ist. Wenn diese Bedingung nicht erfüllt wäre, so würden verschiedene Körper, wenn sie dem Einfluß der Schwerkraft frei überlassen wären, verschiedene Bahnen beschreiben, sie würden gegeneinander eine ungleichförmige Bewegung zeigen, was im gravitationsfreien Raum ohne Kraftwirkungen unmöglich wäre. In der Einsteinschen Theorie ist also zunächst, wie übrigens auch in den anderen neuen Gravitationstheorien, die Bedingung erfüllt, daß träge Masse und schwere Masse einander proportional sind, wie es den Beobachtungen entspricht. Nun könnten die Forscher in dem Coupé aber versuchen, die

Bewegung durch optische Versuche zu erkennen. Eine gleichförmige Bewegung ist, wie der Erfolg des Michelsonschen Versuches gelehrt hat, absolut allerdings auch durch optische Versuche nicht nachzuweisen. Indessen könnte vielleicht doch die Ungleichförmigkeit der Bewegung sich erkennen lassen. Wenn zum Beispiel, während das Coupé gerade eine starke Beschleunigung erfährt, ein Lichtstrahl quer hindurch ginge, so müßte die Bahn dieses Lichtstrahls, wenn sie in Wirklichkeit geradlinig wäre, den Teilnehmern der Forschungsexpedition krummlinig erscheinen. Denn wenn man den Lichtstrahl einige mit dem Coupé starr verbundenen Marken passieren ließe, welche eine genaue gerade Linie bilden, und wenn diese Marken mit dem Coupé zusammen während der Zeit, die der Lichtstrahl braucht, um von der ersten bis zur letzten zu kommen, sich beschleunigt voranbewegten, so würde der Lichtstrahl in einem beschleunigt wachsenden Abstand an ihnen vorbeigehen, er würde relativ zu der geraden Linie, welche die Marken bilden, den Anblick eines Parabelbogens darbieten. Diese scheinbare Krümmung der Bahn des Lichts müßten die Forscher mit genügend feinen optischen Apparaten beobachten, um so die beschleunigte Bewegung ihres Coupés festzustellen und zu messen. Nach der Einsteinschen Theorie der Gravitation soll aber ein derartiger Versuch genau wie der Michelsonsche Versuch ein negatives Resultat ergeben. Wie ist das möglich? Offenbar nur dann, wenn das Licht im Gravitationsfeld gewissermaßen die Fallbeschleunigung der materiellen Körper mitmacht, so daß es im Lauf der Zeit, während welcher es von der ersten bis zur letzten Marke kommt, zugleich mit dem Coupé zu der Zentralsonne herunterfällt und so immer gerade die vorgezeichneten Marken trifft. Dann würde die Bahn des Lichtstrahls für die Beobachter im Coupé eine gerade Linie sein, und sie würden auch optisch ihre beschleunigte Bewegung nicht nachweisen können. In Wirklichkeit würde die Bahn des Lichtstrahls aber eine krumme Linie sein, das heißt: das Licht würde im Gravitationsfeld eine Brechung erfahren. Das ist nun gerade, was die Einsteinsche Theorie behauptet, und um die Lichtbrechung im Gravitationsfeld zu bekommen, war Einstein gezwungen, seiner Theorie ein Tensorpotential zugrunde zu legen, wie wir oben gesehen haben. Die Brechung des Lichts im Gravitationsfeld muß ferner nach dem Prinzip der Relativität zu den Gravitationskräften in einer ganz bestimmten Beziehung stehen, und es ist von den verschiedenen möglichen Theorien mit Tensorpotential eine zu wählen, in welcher diese Beziehung gerade erfüllt ist. Daß die Beobachtungen der englischen Expedition von 1919 für die Lichtbrechung gerade denjenigen Wert ergeben haben, den Einstein aus dem Prinzip der Relativität der Gravitationsfelder vorausberechnet hatte, darf als eine starke Stütze für die Richtigkeit des Prinzips angesehen werden. Wir dürfen annehmen, daß auch durch optische Versuche in dem Coupé nichts von den Wirkungen des Gravitationsfeldes nachzuweisen ist. Geht man in dieser Weise weiter, und verlangt man, daß schließlich jeder Versuch, den die Forscher in dem Coupé anstellen, auf was für einem Gedanken er auch beruhen möge, ein negatives Resultat habe, so kommt man zwangsläufig zu der von Einstein im Jahre 1915 veröffentlichten Gravitationstheorie.

Auf e i n e s sei noch hingewiesen: Wir können die Erde selbst, da sie infolge der

Gravitationswirkung um die Sonne herumläuft, als ein Einsteinsches Coupé betrachten, und können auf ihr selber die Versuche anstellen, die wir soeben in unsern Gedanken der fingierten Forschungsexpedition anvertraut haben. Wir haben oben davon gesprochen, daß man die Rotation der Erde um ihre Achse an einer ganzen Reihe von Versuchen, an der Abweichung des fallenden Steines vom Lot, an der Drehung des Foucaultschen Pendels, an den Ergebnissen der Eötvösschen Versuche über die Zentrifugalkraft der Erdrotation, nachweisen kann. Man könnte sich auch optische Versuchsanordnungen ausdenken, die bei Anwendung genügend feiner Mittel positiv die Erdrotation müßten erkennen lassen, weil es sich hier nicht um eine Bewegung von Körpern handelt, die einem Gravitationsfeld frei überlassen sind, sondern um eine Bewegung, die ihnen durch die feste Verbindung mit der Erde, also durch materielle Kräfte, aufgezwungen wird. Die Frage liegt nun sehr nahe — und ich glaube sicher, daß die meisten Physiker vom Fach sich diese Frage schon gelegentlich vorgelegt haben werden —, ob man nicht auch die Bewegung der Erde auf ihrer nahezu kreisförmigen Bahn um die Sonne herum durch ähnliche Beobachtungen in einem Laboratoriumsraum auf der Erde selbst sollte feststellen können. Versuche, durch die man die Zentrifugalkraft der Erde auf ihrer Bahn ermitteln könnte, sind nicht möglich, weil diese Zentrifugalkraft durch die Schwerewirkung der Sonne ganz genau kompensiert wird. Und in ähnlicher Weise müssen alle Versuche, die auf rein mechanischer Grundlage beruhen, negative Resultate geben. Es kämen dann optische Versuche in Betracht, etwa eine Modifikation des Michelsonschen Versuches, den man speziell dahin umarbeiten müßte, daß er nicht die Bewegung der Erde an sich, sondern vielmehr die fortwährende Änderung der Richtung dieser Bewegung erkennen ließe. Nach der Einsteinschen Theorie beeinflußt der Gravitationszustand jedoch die optischen Eigenschaften des Äthers gerade so, daß jeder Effekt, den man sich ausdenken könnte, immer gerade kompensiert würde, so daß man immer dasselbe Resultat erhielte, das sich bei einer im gravitationsfreien Raum ruhenden Erde ergeben würde. In dieser Weise muß, wenn die Einsteinsche Theorie richtig ist, jeder Versuch, die Bewegung der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne im Laboratorium nachzuweisen, einen negativen Erfolg haben.

Woher weiß man denn, daß die Erde tatsächlich um die Sonne herumläuft? Dadurch, daß man in seinen Beobachtungen nicht auf irdische Laboratorien beschränkt ist. Richtet man das Auge auf die Vorgänge im Weltall, so findet man eine Menge von Tatsachen, welche man ganz allein dadurch zu einem klaren, unsere Vernunft befriedigenden Weltbild verarbeiten kann, daß man eine Bewegung der Erde um die Sonne auf einer aus den Beobachtungen genau zu berechnenden nahezu kreisförmigen Bahn, daß man mit einem Wort: das kopernikanische Koordinatensystem annimmt.

## Das erweiterte Prinzip von der Relativität der Gravitationswirkungen

Die letzten Überlegungen haben uns an die Frage herangeführt: Wie erkennen wir überhaupt die Existenz von Gravitationsfeldern? Warum begnügen wir uns

nicht mit der Konstruktion von „natürlichen" Koordinatensystemen und beschreiben die Welt, ohne die Gravitation überhaupt einzuführen? In der Tat könnte es nach dem Prinzip von der Relativität der Gravitationsfelder fast so aussehen, als ob die Einführung der Gravitation nur eine unnötige Komplikation unseres Weltbildes bedeutete. Das ist aber natürlich doch nicht so, ich will im folgenden zeigen, daß die Konstruktion eines „natürlichen" Koordinatensystems im Einsteinschen Coupé nur dann möglich ist, wenn wir uns bei dieser Konstruktion auf ein kleines Raumgebiet beschränken, und daß sich die „natürlichen" Geraden, wenn man sie über ein großes Gebiet außerhalb des Einsteinschen Coupés fortsetzen will, überhaupt nicht zu einem Koordinatennetz zusammenschließen.

Wir wollen uns eine große Massenkugel denken, welche im Weltraum ruht, diese Kugel werde ich im folgenden einfach als die Erde bezeichnen. Wir sehen also zunächst der Einfachheit halber sowohl von der Rotation der Erde um ihre Achse, als auch von ihrer Kreisbewegung um die Sonne ab. Sollte es wünschenswert sein, so kann man beides später immer noch dem Bilde, das wir uns jetzt konstruieren wollen, hinzufügen, für jetzt aber wollen wir unsern Blick ganz auf das Gravitationsfeld konzentrieren, das diese schwere Kugel um sich herum im Äther erregt. Als Nullpunkt, von dem aus ich alle räumlichen und zeitlichen Strecken rechne, nehme ich den Mittelpunkt der Erde zu der Zeit Null, ich nenne diesen Raum-Zeit-Punkt 0. Die kontinuierliche Punktfolge, die man bekommt, wenn man sich den Erdmittelpunkt C in der ganzen Zeitfolge denkt, bildet eine zeit-artige Gerade, welche ich als Zeit-Koordinatenachse wähle (Fig. 4). Mit Hilfe von Uhren, starren Maßstäben, Theodoliten usf. denke man nun durch geschickte Geodäten nach den Methoden der gewöhnlichen Geodäsie, ohne irgendwie auf den Einfluß des Gravitationszustandes im Äther auf die Meßinstrumente und auf die Lichtstrahlen Rücksicht zu nehmen, in einem Raum konstanter Zeit, etwa im Moment Null, ein kartesisches Koordinatensystem konstruiert. Ich habe in den ersten Abschnitten dieser Arbeit ausführlich darüber gesprochen, wie man sich bei dieser Konstruktion einmal durch die Grundsätze des Verstandes, die als die Axiome der Geometrie formulierbar sind, und zweitens durch das Prinzip der menschlichen Vernunft, die ein klares Bild von der Welt verlangt, leiten läßt. Erfahrungsmäßig kommen wir so zu einem räumlichen Koordinatensystem, das in der ganzen wissenschaftlichen Welt als das einzige berechtigte System anerkannt wird. Es sei hier bemerkt, daß dieser glatte Verlauf der Konstruktion, wenn die Einsteinsche Theorie recht hat, eigentlich ein trügerischer Schein ist. Könnte man die Messungen so genau machen, daß der Einfluß des Gravitationszustandes im Äther auf die Meßinstrumente noch innerhalb der Grenzen der Meßgenauigkeit läge, so würde man auf Schwierigkeiten stoßen, die nicht ganz einfach, jedenfalls nicht ohne erst theoretische Erwägungen über das Gravitationsfeld anzustellen, gelöst werden könnten. Indessen, da auch die allergenauesten Messungen, die wir machen können, den Einfluß des Gravitationsfeldes nicht erkennen lassen, so dürfen wir sagen, daß die „natürlich" konstruierten Geraden in dem Raum kon-

stanter Zeit innerhalb der Fehlergrenzen der Messungen mit den vernunftgemäßen Geraden zusammenfallen.

Wir wollen weiter die vereinfachende Annahme machen, daß die Erdkugel als zeitlich vollkommen unveränderlich beschrieben werden kann. Nach dem Prinzip unserer Vernunft m u ß die Naturwissenschaft sie dann auch als unveränderlich beschreiben. Haben die Geodäten die Erde nun einmal für die Zeit Null vermessen, so ist sie damit auch für alle Zeiten vermessen. Man bekommt das Koordinatensystem in einem anderen Raume konstanter Zeit, sagen wir zur Zeit Eins, indem man die entsprechenden Koordinatenlinien immer durch dieselben materiellen Punkte hindurchlegt, wie zur Zeit Null. Ebenso ist es zur Zeit Zwei usf.

In der schematischen Zeichnung Fig. 4 sollen die zur Zeitachse (Weltlinie des Erdmittelpunktes C) senkrechten Geraden die Räume konstanter Zeit repräsentieren und die auf ihnen vermerkten Punkte die festen „trigonometrischen" Punkte, durch welche die Geraden des Koordinatennetzes hindurchgelegt sind.

Um nun das Koordinatennetz durch die Konstruktion der zeitartigen Netzlinien zu vervollständigen, haben wir uns nach dem auf S. 176 („Deutsche Rundschau", Maiheft) ausgesprochenen Parallelenaxiom von den Geraden konstanten Ortes zu richten. Danach haben wir die zeitliche Linie, die ein Punkt A beschreibt, der vom Erdzentrum C aus gerechnet immer dieselbe Lage hat, als Zeitgerade zu bezeichnen. Das ist die durch den im Raum $t = 0$ befindlichen Punkt A parallel zur Zeitachse gelegte vernunftgemäße Gerade. Wir wollen nun durch denselben Punkt auch eine natürliche Zeitgerade legen. Zu dem

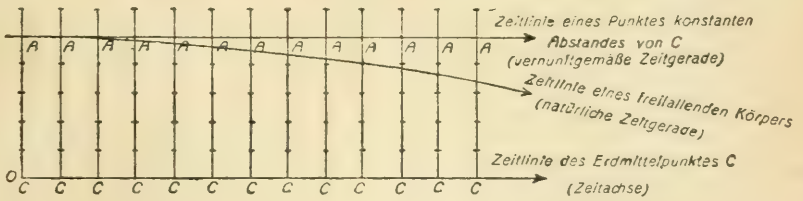



Fig. 4.

Zweck lassen wir einen Körper, der bis zur Zeit $t = 0$ im Punkte A ruht, in diesem Moment los, so daß er der Schwerkraft in der folgenden Zeit frei überlassen ist. Er beschreibt nun eine natürliche Zeitgerade, die anfänglich zur Zeitachse parallel geht, darauf aber nach und nach immer schneller an die Zeitachse näher herankommt. Die natürliche Zeitgerade befolgt also das Parallelenaxiom nicht. Die Folge davon ist, daß sie durch die in den Koordinatenräumen $t = 1$, $t = 2$ usw. dem Punkte A in $t = 0$ entsprechenden Netzpunkte der in diesen Räumen konstruierten Koordinatennetze nicht richtig hindurchgeht, sondern an ihnen vorbeikreuzt, und zwar je länger je weiter ab, so daß schließlich die Abweichungen ganz groß werden. Wir sehen hieraus, daß in der Tat die natürlich konstruierten Geraden, sobald man sie auf ein großes Gebiet ausdehnen will, sich nicht mehr zu Koordinatennetzen zusammenschließen. Deswegen muß man sie durch andere Gerade ersetzen, über deren Wahl in unserm Fall nach dem, was ich oben angeführt habe, kein Zweifel sein kann. In-

dem man nun die Zeitrechnung auf diese „vernunftgemäß korrigierten" Geraden bezieht, werden die natürlichen Geraden zu krummen Linien gemacht, der Körper, der frei dem Gravitationsfeld überlassen ist, wird jetzt also nicht mehr als ruhend angesehen, sondern als beschleunigt bewegt, demnach „wirkt eine Kraft auf ihn", die Gravitationskraft, die man durch Messung der Beschleunigung empirisch untersuchen kann, und deren Gravitationspotential man, wenn genügend Beobachtungsmaterial vorliegt, berechnen kann. Alle diese Operationen vollziehen sich ganz zwangsläufig, nachdem einmal das vernunftgemäße Koordinatensystem gefunden ist.

Ziehen wir dagegen nicht die ganze Umgebung der Erdkugel in den Bereich unserer Betrachtung, sondern beschränken wir uns auf ein kleines Einsteinsches Coupé, welches wir vom Punkte A zur Zeit $t = 0$ herunterfallen lassen, so können wir sehr wohl die natürlichen Geraden im Innern dieses Coupés als die Zeitgeraden benutzen. Denn, wenn das Coupé so klein ist, daß überall in ihm die Schwerkraft dieselbe Intensität hat, so behalten alle in ihm frei schwebenden Körper in der Folge der Zeiten konstante Abstände. Innerhalb dieses kleinen Gebietes erfüllen also die natürlichen Geraden das Parallelenaxiom mit genügender Genauigkeit, man kann sie folglich zur Konstruktion eines Koordinatennetzes in Raum und Zeit benutzen, und man wird deswegen, solange man von der ferneren Umwelt nichts beobachtet, auch nichts von dem Gravitationsfeld und der beschleunigten Bewegung in ihm bemerken.

In dieser Betrachtungsart nach dem Prinzip der Relativität der Gravitationswirkungen schaltet man also das Gravitationsfeld dadurch, daß man die bisher in der Wissenschaft allein gebräuchliche vernunftgemäße Definition der Geraden verläßt und statt dessen mit den „natürlich" definierten Geraden operiert, aus der Beschreibung der Vorgänge ganz aus.

Es ist mathematisch nun nicht unmöglich, diese Betrachtungsweise auch auf weite Gebiete auszudehnen, wenn man einfach gewisse Axiome der Raum-Zeit-Geometrie, die man in der gewöhnlichen praktischen Meßkunde als unumgänglich notwendig ansieht, fallen läßt und so den Begriff des vierdimensionalen Kontinuums etwas weiter faßt als die gewöhnliche praktische Physik. Es handelt sich hier besonders um die Axiome von der Existenz ebener zweidimensionaler Flächen (S. 173, „Deutsche Rundschau", Maiheft) und ebener dreidimensionaler Räume, sowie um die Parallelenaxiome der Geraden konstanten Ortes (S. 176) und der Räume konstanter Zeit (S. 181). Läßt man Geometrien zu, in welchen diese Axiome fehlen und durch kompliziertere Eigenschaften der Geraden ersetzt werden, so kann man, wenn man die Einsteinsche Theorie als richtig annimmt, bei Benutzung der natürlichen Definition von Geraden und von Strecken das Gravitationsfeld selber vollständig aus der Betrachtung eliminieren. Es ist dann durch die besonderen Eigentümlichkeiten der vierdimensionalen Geometrie des Äthers ersetzt. Diesen mathematischen Satz will ich das verallgemeinerte Prinzip von der Relativität der Gravitationsfelder nennen. Der Satz kann wohl nur von einem mathematisch geschulten Verstand wirklich erfaßt werden, andererseits muß man aber sagen, daß

nur der, welcher diesen Satz erfaßt hat, den tiefen geistigen Gehalt der Einsteinschen Gravitationstheorie ganz erschöpft.

### Die sogenannte allgemeine Relativität

Ich will nun noch kurz schildern, auf welchem Wege Einstein mathematisch vorgegangen ist, um den Satz von der Relativität der Gravitationswirkungen auf das Gravitationsfeld selber auszudehnen. Wenn man sich, wie die anderen neueren Gravitationstheorien, auf die Relativität des Gravitationspotentials allein beschränkt, so ist das Prinzip mathematisch mit sehr einfachen Mitteln durchzuführen. Die Verallgemeinerung aber, die Einstein dem Prinzip gegeben hat, führt zu ungeheuer tiefdringenden mathematischen Untersuchungen. Um im folgenden das mathematische Problem zu schildern, muß ich einige mathematische Ausdrucksweisen benutzen. Ich werde diese aber alle so erläutern, daß, wie ich hoffe, auch ein Nichtmathematiker das Wesentliche wohl verstehen wird.

Wir wollen uns einmal denken, es sei durch geeignete physikalische und geodätische Arbeiten gelungen, in dem Stück der Welt, das uns beschäftigt, ein geeignetes Koordinatennetz in Raum und Zeit auszuspannen, welches den Axiomen unseres Verstandes und den Forderungen unserer Vernunft genügt. Ich will die Koordinaten, durch welche man einen Raum-Zeit-Punkt in diesem System festlegt, mit x, y, z, t bezeichnen. Ferner denken wir uns auch die sämtlichen Größen, welche man zur Beschreibung des physikalischen Zustandes des Weltäthers nötig hat, das Gravitationspotential, die Gravitationsfeldstärke, die elektrischen und magnetischen Potentiale und Feldstärken und was für Zustandsgrößen es sonst vielleicht noch geben könnte, durch geeignete Buchstaben bezeichnet, wie es in der Mathematik üblich ist. Es seien ferner die Naturgesetze, denen diese Zustandsgrößen gehorchen, mathematisch formuliert uns gegeben. In diesen Naturgesetzen spielen die Koordinaten x, y, z, t die Rolle der unabhängigen Veränderlichen und die Zustandsgrößen die Rolle der abhängigen Veränderlichen. Denn die Konstruktion unseres physikalischen Bildes von der Welt besteht darin, daß man die Zustandsgrößen der Weltsubstanz für jeden Punkt in Raum und Zeit in dem von uns betrachteten Bereich der Welt zahlenmäßig berechnet, oder daß man wenigstens die Anleitung zu dieser Berechnung gibt. Mathematisch drückt man dies dadurch aus, daß man sagt: die Zustandsgrößen sind als Funktionen der Raum-Zeit-Koordinaten zu berechnen. Zu dieser Berechnung brauchen wir eben die Naturgesetze, welche die kausalen Zusammenhänge der verschiedenen Zustände untereinander in Raum und Zeit angeben. Solche Zusammenhänge drückt der Mathematiker in sogenannten Differentialgleichungen aus. Wir brauchen diese Differentialgleichungen selber hier nicht, aber wesentlich für die folgende Betrachtung ist, daß sie nach der Forderung unserer Vernunft eine sehr durchsichtige, klare und einleuchtende mathematische Form haben müssen. Wenn das nicht der Fall ist, so sind entweder die Koordinaten oder die Zustandsgrößen nicht so gewählt, wie es von der Naturforschung verlangt werden muß.

Wir wollen uns nun Ort und Zeit einmal auf eine andere Weise angegeben denken. Es seien p, q, u, v vier Größen, die man durch irgendwelche ganz beliebig gegebene mathematische Formeln aus den vier Größen x, y, z, t berechnen kann. Ich will das in der üblichen Weise einmal dadurch ausdrücken, daß ich schreibe:

$$p = f_1\,(x, y, z, t),\quad q = f_2\,(x, y, z, t),\quad u = f_3\,(x, y, z, t),\quad v = f_4\,(x, y, z, t).$$

Hier sollen die vier „Funktions"zeichen $f_1$, $f_2$, $f_3$, $f_4$ irgendwelche Rechenoperationen bedeuten, durch welche (x, y, z, t) miteinander verknüpft werden. Ich nenne diese vier Gleichungen die Transformationsformeln, durch welche man von (x, y, z, t) zu (p, q, u, v) übergeht. Eine Bedingung sollen die Rechenoperationen der Transformationsformeln erfüllen, nämlich daß sie zu eindeutigen Ergebnissen führen, in der Weise, daß einem bestimmten Wertesystem reeller Zahlen für x, y, z, t auch immer ein und nur ein Wertesystem reeller Zahlen p, q, u, v entspricht und umgekehrt. Wenn das der Fall ist, so können wir jeden Punkt in Raum und Zeit anstatt durch Angabe seiner Koordinaten x, y, z, t ebensogut auch durch Angabe der entsprechenden Zahlen p, q, u, v fixieren. Mit anderen Worten: Wir können auch die p, q, u, v als Koordinaten nehmen. Ziehen wir eine Linie, auf welcher drei von diesen Koordinaten überall einen konstanten Wert haben, beispielsweise $p = c_1$, $q = c_2$, $u = c_3$, wo $c_1$, $c_2$, $c_3$ ganz bestimmte Zahlenwerte sind, auf der also nur die vierte Koordinate, in unserm Fall v, kontinuierlich alle möglichen Werte durchläuft, so nennt man eine solche Linie eine Koordinatenlinie, in unserem Falle eine v-Koordinatenlinie. Betrachten wir das Koordinatennetz der x, y, z, t als geradlinig, so sind die Koordinatenlinien der p, q, u, v natürlich krummlinig. Ändert man die Konstanten, welche je eine Koordinatenlinie bestimmen (in unserem Beispiel $c_1$, $c_2$, $c_3$), stufenweise, so bekommt man für jede Koordinate eine ganze Schar von Koordinatenlinien, im ganzen also vier Scharen, welche zusammen ein Koordinatennetz mit richtigen Netzknoten bilden. Beispielsweise schneiden sich die vier Linien:

1) $q = c_2$, $u = c_3$, $v = c_4$ (p-Linie)
2) $p = c_1$, $u = c_3$, $v = c_4$ (q-Linie)
3) $p = c_1$, $q = c_2$, $v = c_4$ (u-Linie)
4) $p = c_1$, $q = c_2$, $u = c_3$ (v-Linie)

in dem Netzknoten $p = c_1$, $q = c_2$, $u = c_3$, $v = c_4$. Von einem regelrechten kartesischen Koordinatennetz unterscheidet sich das Netz der p-q-u-v-Linien nur dadurch, das es krummlinig ist. Fig. 5 stellt zur Erläuterung des Gesagten ein zweidimensionales krummliniges Koordinatennetz dar.

Nun wollen wir unsern Standpunkt plötzlich einmal ganz ändern. Wir wollen die Linien des Koordinatensystems (p, q, u, v) als Gerade annehmen und die Teilung, welche die Linien im Netz haben, wenn die Stufen, um welche wir die Werte $c_1$, $c_2$, $c_3$, $c_4$ sich im Netz von Linie zu Linie ändern, konstant sind, als gleichmäßige Teilung. Mit einem Wort: Wir wollen das soeben konstruierte Koordinatennetz als richtiges kartesisches Koordinatennetz ansehen. Obwohl dieser Standpunkt vielleicht mit der Forderung, die Welt möglichst vernünftig und klar zu schildern, nicht in Einklang stehen mag, so kommt er sicherlich mit den Verstandes-

axiomen nicht in Widerspruch. Denn die Axiome kommen schließlich, wenn man sie alle zusammenfaßt, auf die Behauptung hinaus, daß die Konstruktion eines regelrechten Koordinatennetzes mit Hilfe von gleichmäßig geteilten Geraden ausführbar sei. Haben wir nun ein solches Koordinatennetz, so müssen umgekehrt die Axiome der Geometrie alle erfüllt sein. Rein mathematisch angesehen, ist also die durch unser Netz gegebene Kongruenz-Operation und die Definition der Geraden sicherlich einwandfrei, wenn sie es auch, vom Standpunkt des Naturforschers gesehen, vielleicht nicht ist. Sehen wir das Koordinatennetz der (p, q, u, v) als kartesisch an, so ist natürlich das Netz der (x, y, z, t) krummlinig.

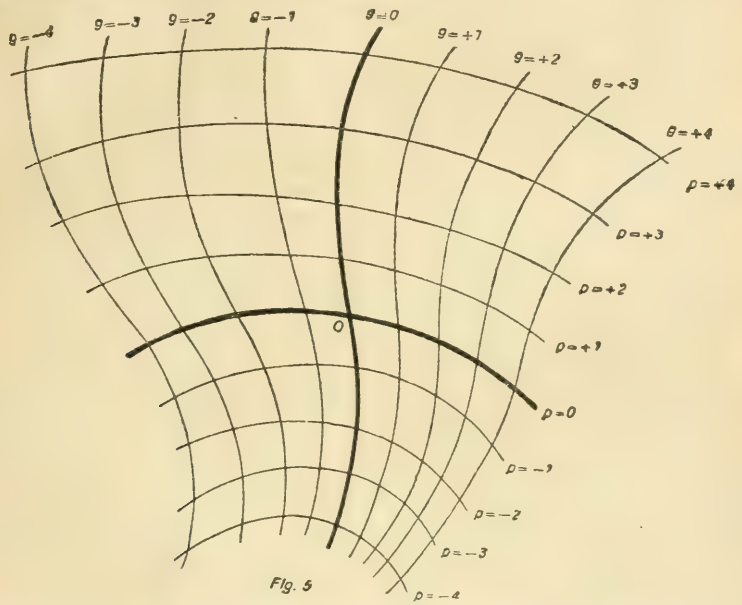


Fig. 5

Um einen Punkt C in Raum und Zeit, der entweder durch Angabe seiner Werte (x, y, z, t) oder auch (p, q, u, v) bezeichnet sei, werde nun unter Benutzung eines genauen Meßgerätes, jedoch ohne Korrekturen wegen eines etwa vorhandenen Gravitationsfeldes zu berechnen, eine kleine vierdimensionale Kugel herumgelegt, also eine „natürlich" konstruierte Kugel. In dem Koordinatennetz (p, q, u, v) betrachtet, wird diese natürlich konstruierte Kugel im allgemeinen die Form eines Ellipsoïdes zu haben scheinen, weil Längen, welche „natürlich" gemessen einander gleich sind, wie z. B. die Kugelradien, nach der Kongruenz-Operation dieses Koordinatensystems verglichen, verschieden lang sind. Betrachte ich das Koordinatensystem der (p, q, u, v) als richtiges kartesisches Koordinatensystem, so bin ich zu der Annahme gezwungen, daß hier ein Gravitationsfeld vorhanden ist, welches eine kleine vierdimensionale Kugel in der Materie zu dem in dem (p, q, u, v)-System gemessenen Ellipsoïd deformiert. Aus den zehn Bestimmungsstücken des gemessenen Deformationsellipsoïdes ergeben sich die zehn Zahlen, durch die das Tensorpotential der Gravitation charakterisiert ist. Dieselbe Betrachtung kann ich durchführen, wenn ich

das erste Koordinatensystem (x, y, z, t) als das richtige kartesische Koordinatensystem ansehe. Dann bekomme ich aber ein anderes Gravitationspotential, und zwar gerade dasjenige, welches in den vorhin erwähnten die Naturgesetze darstellenden Differentialgleichungen als das Gravitationspotential auftritt. Ich kann nun das Gravitationspotential des ersten Koordinatensystems mit Hilfe der Transformationsformeln, welche die (x, y, z, t) mit den (p, q, u, v) verbinden, aus dem für dieses zweite Koordinatensystem gefundene Gravitationspotential berechnen. Denn man muß aus den Transformationsformeln die Verbiegungen und Deformationen berechnen können, welche man dem einen Koordinatensystem erteilen muß, um es in das andere überzuführen, folglich muß man auch berechnen können, in welcher Weise sich die Deformation eines materiellen Körpers in Raum und Zeit ändert, wenn man von dem einen Koordinatensystem zum andern übergeht. Die entsprechende Umrechnung kann man darauf für die Feldstärke der Gravitation und schließlich auch für alle anderen Zustandsgrößen des Äthers durchführen. Denn man kann mit Hilfe der gewonnenen Werte des Gravitationspotentials in beiden Koordinatensystemen jede Zustandsgröße von ihrem natürlich gemessenen Wert auf den Wert umrechnen, den man als den vernunftgemäßen zu bezeichnen hätte, wenn das betreffende Koordinatensystem das richtige kartesische Koordinatensystem wäre. Da man nun mit Hilfe der Transformationsformeln das Gravitationspotential im einen System aus dem andern System berechnen kann, so muß man auch die Zustandsgrößen im einen System aus den Zustandsgrößen im andern System berechnen können.

Wir denken uns diese Rechnungen für die sämtlichen Zustandsgrößen durchgeführt und die gewonnenen Ausdrücke in die Differentialgleichungen der Naturgesetze an Stelle der Zustandsgrößen des ersten Systems eingesetzt. Man hat dann die Differentialgleichungen, durch welche die Zustandsgrößen des zweiten Systems miteinander nach Raum und Zeit kausal verbunden sind. Natürlich werden wir in diesen Gleichungen auch die unabhängigen Veränderlichen x, y, z, t mit Hilfe der Transformationsgleichungen durch die p, q, u, v ersetzen, es ist das eine Rechnung, die keine prinzipiellen Schwierigkeiten bietet.

Die Rechnungen, die wir eben geschildert haben, mögen ungeheuer langwierig sein und zu ungeheuer langen und komplizierten Formeln führen, sie sind aber durchführbar, und ich will annehmen, wir hätten nun die Naturgesetze in dem neuen Koordinatensystem gewonnen. Im allgemeinen werden wir erwarten dürfen, daß je nach der Wahl des Koordinatensystems die Naturgesetze entweder einfach und klar, mathematisch durchsichtig oder aber kompliziert und gekünstelt aussehen, und wir hätten nach dem Prinzip unserer Vernunft uns für dasjenige System als das vernunftgemäße zu entscheiden, in welchem die Naturgesetze die schönste und klarste Form haben.

Diese Entscheidung bekommen wir aber auf diesem Wege n i c h t, falls die Einsteinsche Theorie richtig ist. Diese Theorie ist nämlich auf der Forderung aufgebaut, daß nach Durchführung all der langwierigen und komplizierten Rechnungen, die ich eben geschildert habe, im Schlußresultat alle hinzugetretenen Faktoren und Sum-

manden sich wegheben, in der Weise, daß die Form der Naturgesetze in einem beliebigen (p, q, u, v)-Koordinatensystem schließlich wieder ganz dieselbe ist, wie in dem (x, y, z, t)-Koordinatensystem, von dem wir ausgegangen sind. Um es anders auszudrücken: Die Einsteinsche Theorie ist auf dem Postulat aufgebaut, daß man das Resultat all der geschilderten komplizierten Transformationsrechnungen ganz einfach dadurch vorwegnehmen kann, daß man an die Stelle der Koordinaten (x, y, z, t) und an die Stelle der Zustandsgrößen in diesem ersten System die entsprechenden Koordinaten (p, q, u, v) und die entsprechenden Zustandsgrößen dieses zweiten Systems in die Differentialgleichungen der Naturgesetze einsetzt. Kurz gesagt, lautet also das Postulat der Einsteinschen Gravitationstheorie:

Die Naturgesetze haben in allen, ganz beliebig gewählten Raum-Zeit-Koordinatensystemen dieselbe Form.

Das ist der Satz von der „allgemeinen Transformierbarkeit der Koordinaten", den man auch „das allgemeine Relativitätsprinzip" nennt. Wie es möglich gewesen ist, eine Form für die Naturgesetze zu finden, die ihm wirklich genügt, das kann man einem Nicht-Mathematiker nicht gut auseinandersetzen. Ich glaube, viele von meinen Lesern werden wohl staunen, daß es überhaupt möglich ist, solch ein Postulat zu erfüllen, ja ich glaube, auch viele Fachleute werden zugestehen müssen, daß sie damals, als Einstein noch nach der richtigen Form suchte, sehr stark an der Möglichkeit eines Erfolges zweifelten. Der Verfasser dieses Aufsatzes muß bekennen, daß er selber zu diesen Zweiflern gehört hat. Einstein hat viele Jahre gebraucht, bis das Problem zu der Klarheit durchgereift war, die der Lösung vorhergehen muß. Schließlich fand er aber den Weg, indem er sich auf gewisse geometrische Untersuchungen von Mathematikern, die sich mit der allgemeinsten Geometrie mehrdimensionaler Kontinua beschäftigt hatten, insbesondere von dem genialen Riemann, stützte. Er füllte die zunächst rein mathematischen Gedankenkonstruktionen dieser Forscher mit physikalischem Inhalt und gewann so schließlich seine Theorie.

Was ist nun mit dem Satz von der allgemeinen Transformierbarkeit der Koordinaten gewonnen? Nur wenn dieser Satz gilt, so gilt auch der Satz von der Relativität des Gravitationsfeldes. Denn, wenn wir die Naturgesetze in einem Einsteinschen Coupé unter Benutzung lauter natürlicher Messungen formulieren, so ist das eben nichts anderes, als daß wir von einem vernunftgemäßen Koordinatensystem zu einem krummlinigen Koordinatensystem übergehen. Ist doch die zeitliche Linie, welche das Zentrum des Coupés im Gravitationsfeld beschreibt, eine gekrümmte Zeitlinie, die wir aber als „natürliche Gerade" in unserem „natürlichen" kartesischen Koordinatensystem als Zeitachse wählen. Der Satz von der Relativität der Gravitationswirkungen sagt aus, daß wir durch Transformation auf dieses krummlinige Koordinatensystem für die Naturgesetze genau dieselbe Form bekommen, als ob es ein richtiges kartesisches Koordinatensystem wäre, in welchem nur das Gravitationsfeld ein anderes ist, als in dem Koordinatensystem, von dem wir ausgegangen sind. In unserem Fall, wenn das krummlinige System durch Benutzung der natürlichen unkorrigierten Messungen gewonnen wird, ist der ihm ent-

sprechende Gravitationszustand der eines ganz gravitationsfreien Gebietes. Der Satz, daß wir bei Zugrundelegung lauter natürlicher Messungen im Einsteinschen Coupé physikalische Gesetze beobachten, die vollkommen übereinstimmen mit den Gesetzen in einem gravitationsfreien Gebiet, ist also weiter gar nichts als der Satz von der allgemeinen Transformierbarkeit der Naturgesetze.

Zweifellos hat die Einsteinsche Theorie durch diese Formulierung des ihm zugrunde liegenden Prinzips die mathematisch klarste Fassung bekommen, die man ihr geben kann, und es ist verständlich, daß alle diejenigen Forscher, deren Geist mehr mathematisch orientiert ist, dieser Fassung vor der mehr physikalischen Fassung, die wir unter dem Namen des Prinzips von der Relativität der Gravitationswirkungen kennengelernt haben, den Vorzug geben. Das bringt aber die Gefahr mit sich, daß die physikalische Bedeutung des Prinzips mißverstanden werden kann.

Wie schon oben erwähnt worden ist, würde man, falls die Naturgesetze nicht die Eigenschaft der allgemeinen Transformierbarkeit hätten, an der Form der Gesetze in dem jeweils gewählten Koordinatensystem erkennen, ob das System das vernunftgemäße ist oder nicht, weil unsere Vernunft nur dasjenige Koordinatensystem als das „richtige" anerkennen würde, in welchem die Gesetze die einfachste und klarste Form haben. Wenn aber das Prinzip der allgemeinen Transformierbarkeit erfüllt ist, so sind nach dem Kriterium der Form der Naturgesetze alle Koordinatensysteme gleichberechtigt. Man findet deswegen vielfach die Meinung verbreitet, daß nach der allgemeinen Relativität alle Koordinatensysteme gleichberechtigt seien, daß man beispielsweise jetzt nicht mehr sagen könne: „Das kopernikanische Koordinatensystem ist das richtige, das ptolomäische ist falsch", weil beide in gleichem Maße willkürlich gewählt seien. Die Verbreitung dieser Meinung, die man eigentlich als die „relativistische" Auffassung bezeichnet, hat sicherlich viel dazu beigetragen, das Interesse weiter Kreise an der Einsteinschen Gravitationstheorie wachzurufen. Aber trotzdem und trotz der Zuneigung Einsteins selber zu der relativistischen Auffassung glaube ich bestimmt sagen zu dürfen, daß sie nicht haltbar ist, weil sie die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Naturforschung verkennt. Es ist nicht richtig, daß die Form der Naturgesetze die einzige Norm wäre, nach welcher die Vernunft über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit eines Weltbildes entschiede. Ich will das an einem drastischen Beispiel erläutern, das ich schon in einer früheren Arbeit einmal gebraucht habe.

Ich denke mir ein sorgfältig gearbeitetes Lineal, dessen Kante eine genaue gerade Linie darstellt. Jeder vernünftige Mensch wird zugeben, daß es einen ganz bestimmten Sinn hat, wenn man sagt: „Die Kante ist gradlinig", so wie es auch einen ganz bestimmten Sinn hätte, wenn man etwa nach sorgsamer Nachprüfung das Vorhandensein kleiner, genau angebbarer Fehler des Lineals, kleiner Abweichungen der Kante von der Geradlinigkeit, behaupten würde. Was kann dagegen die Theorie der allgemeinen Relativität einwenden? Kann sie etwa sagen, daß ich mit derselben Berechtigung ein Bezugsystem in Raum und Zeit annehmen kann, in welchem die Kante meinetwegen schlangenförmig hin- und hergewunden erscheint

oder sich sogar, wenn man will, im Lauf der Zeit hin- und herschlängelt? Gewiß: Man könnte ein derartiges Bezugssystem nach der Einsteinschen Gravitationstheorie konsequent und mathematisch einwandfrei durchführen. Man würde bei der Wahl dieses Bezugssystems behaupten, daß an der Kante des Lineals entlang ein Gravitationsfeld mit sehr stark wechselnden Werten des Potentials vorhanden wäre, das dementsprechend starke Deformationen in der Materie des Lineals hervorbrächte und ihm so die Schlangenwindungen aufprägte, die uns allerdings bei unseren „natürlichen" Messungen an der Kante entgingen. Dieses Gravitationsfeld würde zugleich starke Unterschiede in der Lichtbrechung bedingen und dadurch bewirken, daß ein Lichtstrahl, anstatt gerade zu gehen, sich den Schlangenwindungen der Kante anschmiegte, daß wir also auch bei der „natürlich" angestellten optischen Prüfung von den Windungen der Kante nichts bemerkten. Das Merkwürdige ist, daß sich nach der Einsteinschen Theorie ein derartiges absurdes Gravitationsfeld, wie wir es uns eben an der Linealkante denken, vollkommen in die Beschreibung der Dinge einpassen würde, insofern sowohl für dieses Feld, wie für alles, was in ihm passiert, z. B. für das Licht, das an der Kante entlang geht, die allgemeinen Naturgesetze f o r m a l ganz die gleichen wären, wie die überall geltenden Gesetze. Die Einsteinsche Theorie der Gravitation läßt also, wie man sieht, mehr Möglichkeiten zur Beschreibung der natürlichen Vorgänge offen als die alte Gravitationstheorie. Sollte daraus nun aber folgen, daß diese verschiedenen Beschreibungen gleichwertig sind? Ich denke, das eben gebrachte Beispiel genügt uns, um auf diese Frage mit „Nein" zu antworten. Niemals wird ein vernünftiger Naturforscher sich darauf einlassen, der Beschreibung des sich schlängelnden Lineals, von dessen Schlangenbewegungen wir aber gar nichts bemerken, irgendeinen Wert zuzuerkennen. Es genügt unserer Vernunft eben nicht, daß rein formal die allgemeinen Grundgesetze der physikalischen Erscheinungen einfach und klar aussehen, auch die Dinge selbst müssen einfach und klar beschrieben werden. Sicherlich kann es unter Umständen gelegentlich von Nutzen sein, wenn man von der Möglichkeit Gebrauch macht, die uns die Einsteinsche Theorie darbietet, irgendeine Erscheinung auch einmal auf andere Weise zu beschreiben, als es nach dem allgemeinen Gebrauch üblich ist. Ein Beispiel dafür bietet uns ein im Gravitationsfeld fallendes Einsteinsches Coupé. Wir können da, um die Vorgänge im Innern des Coupés zu beschreiben, von dem Gravitationsfeld und von der Fallbeschleunigung absehen. Aber wir müssen uns dabei dann doch immer darüber klar sein, daß wir in solchen Fällen von der allgemein gültigen Beschreibung der Vorgänge bewußt abgehen und eine mehr oder weniger willkürliche Fiktion einführen. Wir fingieren beispielsweise in dem Einsteinschen Coupé, daß in ihm das Gravitationsfeld Null sei, obwohl „in Wirklichkeit" eines vorhanden ist, umgekehrt haben wir in dem abschreckenden Beispiel des sich schlängelnden Lineals Gravitationsfelder fingiert, wo „in Wirklichkeit" keine vorhanden sind. Die Erfahrung der physikalischen und geodätischen Praxis lehrt uns, daß darüber, was man vernünftigerweise als gerade Linie anzusehen hat, wo man „wirkliche" Gravitationsfelder hat und wie groß ihre Intensität ist, bisher noch immer Einhelligkeit erreicht

worden ist. Ich habe in einem früheren Kapitel dieser Arbeit ausführlich gezeigt, wie man auf einer Massenkugel, als welche man sich die Erde denken kann, mit Uhren, Maßstäben und Theodoliten ein allgemein gültiges Koordinatensystem in Raum und Zeit bestimmt und das Schwerefeld ausmißt. Wir haben noch früher auch gesehen, wie man die Rotation der Erde um ihre Achse beobachtet, wie man feststellt, daß die Erde um die Sonne kreist. So wird die Wissenschaft zwangsläufig zu dem kopernikanischen Koordinatensystem geführt, und keine noch so fein spintisierende Theorie wird dieses durch lange praktische Erfahrung gefundene System jemals beseitigen können, oder auch nur irgendetwas ändern. Man braucht, um diesen Satz auszusprechen, kein Prophet zu sein, es genügt, wenn man sich nur einmal deutlich vorstellt, nach welchen Prinzipien der Geodät und der Astronom arbeiten.

Der Vollständigkeit wegen darf aber nicht verschwiegen werden, daß die Konstruktion dieses kopernikanischen Koordinatensystems, so wie es jetzt vorliegt, die Annahme involviert, daß unsere Meßgenauigkeit noch nicht über einen gewissen Grad hinaus gediehen ist. Ich habe das schon bei der Besprechung des Gravitationsfeldes einer großen Massenkugel hervorgehoben: Ich habe dabei angenommen, daß der Einfluß des Gravitationspotentials auf Maßstäbe, Uhren und auf den Gang der Lichtstrahlen so gering ist, daß man zur Konstruktion des Koordinatensystems in einem Raum konstanter Zeit die „natürlichen" Messungen ohne Korrektion verwenden kann. Man wird sich die Frage vorlegen müssen: Wie werden wir verfahren, wenn die Meßgenauigkeit ausreicht, um es bemerkbar zu machen, daß die natürlich konstruierten räumlichen Geraden sich tatsächlich nicht zu einem Koordinatennetz zusammenschließen? Nach was für Prinzipien wird man die Messungen dann korrigieren, um Gerade zu bekommen, die zur Konstruktion eines Koordinatennetzes tauglich sind? Werden da nicht gewisse Willkürlichkeiten bleiben? Da es sich um ganz minimale Korrekturen handelt, würde selbst im ungünstigsten Fall das durch die Praxis der Messungen eingeführte Koordinatensystem im wesentlichen von diesen Willkürlichkeiten unberührt bleiben. Aber ich glaube sogar behaupten zu können, daß man selbst bei äußerst verfeinerten Messungen niemals in die Verlegenheit kommen wird, im allerkleinsten prinzipienlos und willkürlich verfahren zu müssen. Ich habe selber vor einiger Zeit die Möglichkeit eines Weges gezeigt, auf welchem man immer zu einer Festlegung der Maßstäbe im Gravitationsfeld kommt, ohne daß sich jemals etwas ergeben könnte, was den Forderungen der Vernunft widerspräche. Dieser Weg wird wahrscheinlich ohne große mathematische Schwierigkeit auszubauen sein und dürfte wohl geeignet sein, auch in der praktischen Geodäsie und Astronomie die Einsteinsche Theorie einfach an die Stelle der alten Newtonschen Gravitationstheorie einzusetzen, falls die Ergebnisse der Messungen, die wir in den nächsten Jahren zu erwarten haben, zu einem Siege der Einsteinschen Theorie führen.

## Schlußwort

Ich habe in allen meinen Ausführungen den Standpunkt des beobachtenden und messenden Naturforschers vertreten. Den mathematischen Gehalt der Theorie zu

erschöpfen, war nicht möglich, schon aus dem Grunde, weil die Mathematik ihre eigene Sprache hat, ähnlich wie unter den Künsten die Musik. Man kann nicht in die Gedankenwelt einer Symphonie eindringen, indem man eine Beschreibung von ihr liest, und sei sie von einem noch so ausgezeichneten Musikschriftsteller. Man muß die Symphonie hören. Je intensiver man sie Ton für Ton aufnimmt, und je tiefer man die Beziehungen der Töne zu einander versteht, um so mehr dringt man in die Gedankenwelt des Werkes ein. So kann man auch die Gedanken einer mathematischen Theorie nur dann erfassen, wenn man sich in das mathematische Werk selber versenkt, man erfaßt sie um so besser, je energischer man jeden einzelnen Schluß, jede einzelne Formel nachdenkt und je tiefer man all die Beziehungen der mathematischen Ausdrücke untereinander durchschaut.

Wer sich in dieser Weise in die Einsteinsche Theorie der Gravitation einarbeitet, der wird sich schwerlich eines eigentümlichen Eindruckes erwehren können. Es ist, als ob sich hinter dieser Welt unserer gewöhnlichen Naturforschung, der Welt, die wir, gebunden an die festen Formen unseres Verstandes und unserer menschlichen Vernunft, nach strengen nüchternen Methoden beschreiben, ein feines geistiges Spiel mathematischer Ideen verberge, das in gewisser Hinsicht frei ist von der menschlichen Gebundenheit und seine eigenen Gesetze hat. Die neue Entwicklung der Physik führt uns, wie ich zu zeigen gesucht habe, überall zur Erkenntnis der großen Einheit in den Dingen, die wir mit dem Namen des Äthers bezeichnen, zugleich zeigt sich in der Physik des Äthers, die schließlich all den verworrenen und verzwickten Einzelerscheinungen zugrunde liegt, im Gegensatz zu dieser Verworrenheit eine wunderbare mathematische Klarheit und Harmonie. Die geradezu mystische Schönheit der Gesetzmäßigkeiten in der Ätherphysik tritt uns nicht allein in der Gravitationstheorie (die ja immerhin noch der experimentellen Bestätigung bedarf) entgegen, sondern auch in anderen Entdeckungen der neueren Physik, besonders jenen, die man unter dem Namen der Quantentheorie zusammenfaßt. Wenn man sich in diese Gesetzmäßigkeiten vertieft, wenn man insbesondere in den mathematischen Aufbau der Einsteinschen Gravitationstheorie wirklich eindringt und die Zusammenhänge der in der physikalischen Welt beobachteten Gravitationserscheinungen mit den wunderbar durchgeistigten geometrischen Untersuchungen Riemanns und seiner Nachfolger scharf durchdenkt, so wird man unwillkürlich an Gedankengänge der alten Philosophen erinnert, und man meint, um so zu sagen, Klänge von der ewigen Harmonie der Sphären zu vernehmen. Aber die Sphärenmusik ertönt nicht, wie bei den Alten, in einer überirdischen Welt, die über den Dunst der Erde erhoben ist, sondern im Innern der ganzen Welt, hinter den überall gleich verworrenen Dingen verborgen, hörbar nur für ein fein geschärftes Ohr.

Damit werden wir zu den Betrachtungen im Beginn dieser Arbeit zurückgeführt. Damals, als Kopernikus, Kepler, Newton das neue Weltbild schufen, war eine Zeit allgemeiner Gärung in der westeuropäischen Welt. Damals wurde der ganz in das Innere gerichtete Geist des Mittelalters verdrängt durch einen neuen Geist, den mehr nach außen gerichteten Geist der einfachen vernünftigen Klarheit, wie er sich

in den rationalistischen Philosophien des achtzehnten Jahrhunderts und auf seinem Höhepunkt in dem auf die Aufklärung folgenden Idealismus offenbarte. Zu dieser allgemein geistigen Entwicklung bildete auf dem Gebiet der Physik die Entwicklung der Atomtheorie und der Fernewirkungstheorie mit ihrer einfachen, leicht verständlichen Klarheit die Parallele. Diese Epoche geht jetzt zu Ende. Dafür scheint mir die Gedankenarmut der Welt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die furchtbare politische Weltkatastrophe, in der wir jetzt leben, zu sprechen. Was sich entwickeln will, ist uns, die wir in der Entwicklung stehen, dunkel. Aber ich möchte bei meinen Lesern die Frage anregen, ob nicht vielleicht die neue Entwicklung des physikalischen Weltbildes, die Überwindung der extremen Atomtheorie und das Hervortreten der großen Einheit im tiefsten Innern der Welt mit ihrer mathematischen Harmonie, die Parallele zu dem sein kann, was sich sonst in anderen Gebieten des geistigen Lebens in der Menschheit neu gestalten will?

# Die Krücke

## Novelle

von

## Richard von Schaukal

(Fortsetzung)

### IV

Der Arzt drang darauf, daß Hubert Bewegung machte, zumindest an die Luft ginge. Sonst hätte man eben einen Wagen gemietet, wäre täglich ausgefahren. Jetzt, da nur protziges Schiebergesindel, wenn es nicht vorzog, staubaufwirbelnd im Automobil dahinzusausen, sich ein solches Abenteuer zu gönnen in der Lage war, blieb dem Zeitgenossen der verwirklichten Freiheit und Gleichheit, der sein Vermögen an Kraut, Rüben und Steuern verausgabte, nichts übrig, als die Natur zu Fuß aufzusuchen. „Zu Fuß", das hieß in Huberts Fall auf Krücken. Und kurz entschlossen, wie es seine Art war, wenn er lange vor der scheinbaren Unmöglichkeit gezaudert hatte, alles das herausfordernd, was er wie Schmach scheute, humpelte er denn eines Tages, die Kinder zu Seiten, die kurze Treppe hinab und durch den bereits grünenden Vorhof zum Gittertor hinaus auf die Straße, den Waldhügeln entgegen, die er sonst in leichter Jägerkleidung gern durchstreift hatte. Er hatte für den ersten Ausgang die Uniform gewählt und alle Ordensbändchen angelegt. Er bangte bloß vor dem Zusammentreffen mit Bekannten. Renz, der blonde Airedaleterrier, sprang kläffend voraus. Es ging die Gartenplanke entlang, hinter der allabendlich der „Heurigen"-Rummel lärmte, zwischen umpfählten Grundstücken, wo bereits Blütenbäume bräutlich standen, in die Weinhügel. Das „gelbe Haus" tauchte

vor ihnen auf, ein schlichtes einstöckiges Gebäude in Barockstil, das mit den zwei feinen Säulen seines schlanken Vorbaus zart und duftig vom reinen Himmel sich abhob. Links senkte sich die Landschaft zum seichten Bach hinab, Rebstock an Rebstock, bis jenseits des Gerinnes Obstbäume gemach emporstiegen, rechts flimmerte der von den unzähligen Stangen zerstückte Horizont blaßviolett um die hellgrünen Gewächse, vorn aber, hinter dem gelben Haus war nur wolkenlose Höhe, Weite, Wölbung. Aufatmend blieb er stehen, die Kinder ließen leise seine Finger fahren und eilten an die breite Ziegelmauer des Herrschaftsparks, auf deren Rand sie sich zu schwingen pflegten, um, behaglich gekitzelt von der jähen Tiefe unter ihnen, in die von Glassplittern glitzernden Fugen, auf die wimmelnden Kressen darin hinabzusehen. Er aber stand und blickte verloren in die Ferne. Er dachte an Parsifal, der am Karfreitag seinen Hader mit Gott bekennt. Wie Parsifal mochte er sich sagen, daß er es im Streiten der Treue nicht habe ermangeln lassen, daß aber Gott ihm Treue mit Untreue lohne. Da fiel sein Blick auf die Kinder, um deren blonde Häupter die lind wärmende Sonne verklärenden Glanz ergoß. Da sie bemerkten, daß er nach ihnen hinsah, lächelten sie ihm froh entgegen, und Dorl rief zärtlich: „Papa, komm, schau doch die lieben kleinen Kressen!“ Aber schon auch hatte sie sich erinnert, daß dem Mühseligen jede überflüssige Anstrengung zu ersparen wäre, und kletterte eilig von der Mauer herab, der zu nahen, in dem dort vom Regen tief ausgewaschenen steinigen Wege dem Humpelnden beschwerlich fallen mußte. Huberts geschmeidiger Körper hatte sich mit dem Gebrauch der Krücken bereits abgefunden, er empfand nicht, was andere beim Verfolgen seiner Bewegungen mit ängstlicher Teilnahme Brauen und Oberlippe hochziehen ließ. Und in diesem Augenblicke war ihm das Herz zu sanfter Nachgiebigkeit, zu Wohlwollen bewegt, er holperte rasch hinan und legte sich dann, während auf seinen freundlichen Wink die Kleine beschämt ihren Mauersitz neben dem auch schon sprungbereit knienden Knaben wieder erklomm, mit beiden Armen breit auf den moosigen Ziegelrand. Die Lederpolster der Krücken, die er hatte nach vorn gleiten lassen, ragten starr vor seinen Schultern.

Da er sich in die kleine Kräuterwelt zwischen den Spalten versenkte, die wahrlich eine Welt war, unabhängig fast von der größeren über ihr, dem hohen Himmel, gar dem im Tal unten fern schimmernden Strom und den blassen blauen Bergen am Rande, jubelten plötzlich die Kinder: Ein Marillenkäfer! (So hießen sie scherzhaft die niedlichen, braunen, halbkugeligen Tierchen, die der Volksmund Marienkäfer getauft hat.) Behutsam ließ Niki das winzige Wesen auf eines seiner feinen Fingerchen steigen. Es kroch eine Weile den ungewohnten Weg entlang, dann hob es mit eins die glänzenden Decklein, entfaltete zwei wunderzarte Flügelchen und entschwirrte. Sie sahen ihm nach. . . . Die Gegend lag einen Augenblick unterm Schatten einer leichten Wolke. . . . Hubert richtete sich auf und stieß die Krücken hart gegen die Steine. Schweigend folgten ihm die Kinder heim.

Am Eingang des Gartens stand Mama. Wie klein und blaß ihr grauer Kopf sich ausnahm! „Du siehst nicht gut aus, Mama.“ Damit unterbrach er ihre innige Begrüßung. Er wußte, ohne es erfahren zu haben, daß sie ihn den ersten Ausgang,

so gerne sie ihn darauf begleitet hätte, aus Rücksicht allein mit den Kindern hatte machen lassen, und war ihr dankbar dafür, obwohl er, wenn überhaupt wen, gerade sie dabei würde geduldet haben, freilich sich hätte Zwang antun müssen, etwa auch reden, wo er lieber geschwiegen hätte. Niemand kannte ihn besser als Mama, und er wiederum war dessen gewiß. Trotzdem war die alte Vertraulichkeit nicht mehr zwischen ihnen aufgetan. Mama zögerte mit manchem, was sie auf dem Herzen hatte, und er, der ihr's ansah, entbürdete sie nicht durch eine entgegenkommende Frage. Auch war die Fülle seiner Zärtlichkeit auf die Kinder ergossen, und ihnen neidete sie die Mutter nicht, obwohl sie manchmal mit Wehmut sich den Verlust eingestand. Daß sie seiner sicher, daß er ihr treu geblieben war, vermochte sie demgegenüber nicht als Gewinn zu schätzen. Und ihm, der ihrer oft mit überquellender Rührung gedachte, verschloß eine trotzige Scheu den Mund, dem sie die geringste Kunde solcher Gesinnung als Glück würde gedankt haben.

Grete war in der Küche beschäftigt und trat mit gelassener Heiterkeit — eine Miene, die sie, wie er feststellte, vor Mama wie vor einer Fremden zur Schau trug — aus der Türe, da sie in das Haus eingingen. Sie hatte längst auf ihn verzichten gelernt, nicht ohne eigene Schuld, da sie, ungleich ihm, der sonst dem Augenblicke, der Stunde sich dahinzugeben neigte, Erlebnisse in sich nachdunkeln ließ und seinen raschen Ton nicht traf. Mama war gebeten worden, den festlichen Tag — die Kinder liebten „Feste" — mit ihnen zu verbringen. Grete ließ sich bis zur Stunde des wie stets zu solchen Gelegenheiten verzögerten Essens nicht sehen. Ihn ärgerte das immer wieder. Er konnte ihren guten Willen, der sich mit solchem raumgreifenden Eifer geltend machte, bloß in Gedanken feststellen, nicht herzlich würdigen, besaß keine Schonung für ihre unglückselige Art, sich von ihrem Wirken erdrücken zu lassen. Wie er Krankheit nicht mit Mitleid, sondern mit Abscheu neben sich ertrug — an sich selbst mit solcher Ungeduld, daß er sie überwand —, so war ihm alles Unzulängliche lästig, während er das Vollkommene geradezu anbetete. Er konnte einen unbekannten Menschen um der geschlossenen Form willen, in der er sich darstellte, überschätzen, eine Frau wegen sorgfältiger Haartracht rühmen und vertrug an Vertrauten nicht den Schatten einer Nachlässigkeit. Grete, so sehr sie sich zusammenzunehmen verstand, wenn es darauf ankam, ließ sich daheim in ihrem Anzug gehen. Das peinigte ihn. Und obwohl sie es wußte und unangenehm empfand, war ihrem Wesen doch der innere Formtrieb versagt, der erzwang, wozu ihr der Wille mangelte. Das stand in seltsamem Widerspruch zu ihrer geistigen Gelassenheit, die ein richtiges Fühlen für alles Sittliche adelte. Sie war eine bei tiefsten Bedürfnissen, die der innerlich einsam reifenden lange unklar blieben, von früh an vernachlässigte reine Natur, der der sanfteste und festeste Erzieher notgetan hätte. Dagegen war sie an eine heftige, unduldsame Kraft geraten, die in sorgfältigster Pflege ihre Fülle mächtig hatte entfalten dürfen. Ihn hatte ihre Anmut gefesselt, die echt mädchenhafte Sprödigkeit mit bildsamer Klugheit verband. Unter leeren, einförmigen Geschöpfen eines aufeinander abgespielten Kreises war sie frisch und herb, wenn auch etwas verkünstelt aufgetaucht: er sah in ihr einen tauglichen Gegenstand seiner erzieherischen Herrschsucht,

und er liebte sie um ihrer vollkommenen Weiblichkeit willen. Sie war, wie seine Mutter, die mißtrauisch und unfroh beobachtete, was sich da entspann, bald mit unbeirrbarer Wertung feststellte, ein „Schatz", eine Fülle ungehobenen lauteren Gutes. Es mochte an ihm gelegen sein, daß manches, was sich schon hatte an die Oberfläche heben wollen, wieder in sie versank, da es mit Geduld erpflegt werden wollte, sich nicht herrisch bannen ließ. Aber mehr lag an ihr, die schon zu fertig, zu selbstsicher in seine Macht geraten war, der sie sich nicht unterwerfen konnte, obwohl sie ihr je und je erlag. Sie besaß eine stille Zähigkeit, sich zu behaupten, gegen die sein Unwille vergeblich anrannte. Was sie an ihm bewunderte, war das rein Geistige. Im Sittlichen hatte er sich, ungebärdig wie er war, zu oft Blößen gegeben. Er achtete dessen nicht, da er, selbstbewußt, nichts auf das Urteil anderer gab. Aber ihr gegenüber war er ein ewig Werdender, trotz seiner Fülle zu unfertig, als daß sie sich, wie es oft über bedeutende Frauen unbeträchtliche Männer vermögen, ihm mit ihrem Sein ergeben hätte. Sie behielt sich mit ihren Mängeln im Schatten seines ihr entwachsenden Wipfels. Die Wurzeln berührten einander nicht, aber die Stämme, obwohl sie sich nie aneinandergeschmiegt hatten, strebten so eng benachbart empor, daß kaum ein Zweig sich hätte dazwischendrängen können.

Die Festlichkeit des Mahles, dem, wie seit Monaten schon, die Fleischspeisen fehlten, bestand in der Vielfältigkeit des Gemüses und einer im Gegensatze zu seinem sonstigen spärlichen Auftreten reichlicheren Reismenge. Auch gab es außer den zugezählten süßen Schnitten und Äpfeln etwas Käse. Hubert schenkte den begeisterten Kleinen in die Silberbecher von seinem Rotwein. Aus dem Garten waren Veilchen geholt und in kleinen Glasgefäßen auf den Tisch gestellt worden. An den Veilchen entstand ein ärgerlicher Auftritt, der den Tag über drückend fortwirkte. Hubert hatte sich einen Augenblick vorgebeugt an dem feinen Duft geweidet. Grete sagte gegen die Mutter gewendet: „Wir haben heuer so viel Veilchen im Garten gehabt wie niemals." Und zu Hubert: „Du hast das wohl gar nicht gemerkt?" Der Vorwurf galt seiner geringen Neigung, sich draußen zu ergehen. Und sie fügte hinzu: „Die Wiese war eine Zeitlang ganz blau." Aber Niki bemerkte mit weinerlicher Stimme: „Ja, wenn die Frau Novak nicht alle abgerissen hätte!" „Wieso?" fragte Hubert erregt. „Und mit einem Korb!" fügte der Kleine mehr traurig als entrüstet hinzu. „Ich hab' dir doch gesagt, Niki, daß du dem Papa nichts davon sagen sollst!" — „Nein. Mir hast du nichts gesagt, Mama", wehrte sich errötend der wahrheitsliebende Knabe. „M i r hat's die Mama gesagt", mischte kleinlaut Dori ins Gespräch. — „Wie kommt die Frau Novak dazu . . .?" Frau Novak war die Hausmeisterin, eine fleißige, aber gewinnsüchtig-engherzige Person, die Grete nicht leiden mochte, obwohl sie ihr Achtung nicht versagte. „Warum hast du dir das gefallen lassen?" „Das ist nichts Neues", sagte Grete. „Da hätt' ich mir manches nicht gefallen lassen dürfen." — „Du sollst dir auch nichts gefallen lassen . . . Und wenn du's tust, so werde ich's doch nicht dulden . . ." — „Dann hättest du längst einschreiten müssen. Übrigens wärst du gar nicht einmal dazu berechtigt." — „Das möcht' ich doch sehen!" — „Das ist Sache des Hausherrn, nicht deine. Du hast mit ihr nichts

zu tun." — „Frechheit laß' ich mir nicht bieten." — „Es ist keine Frechheit." — „So? Uns die Veilchen wegzupflücken! Ich habe den Garten gemietet!" — „Da wäre manches von Anfang an anders abzumachen gewesen. Und es ist sowieso ihr Ärger, daß wir für die große Wohnung noch immer dasselbe bezahlen wie früher." — „Ihr Ärger? Wessen Ärger? Was soll das heißen?" — „Lassen wir das . . ." — „Nein, das lassen wir nicht. Was bedeutet das?" — „Du kennst doch die Leute . . ." — „Ich weiß nicht, was du meinst. Also bitte, erklär' mir das." — „Da ist nichts zu erklären. Du weißt so gut wie ich . . ." — „Nichts weiß ich. Aber jetzt möcht' ich wissen, was da eigentlich vorgeht." — „Nichts geht vor . . ." — „Dann red' nicht herum." — „Du weißt, daß ich niemals herumrede." — Gretes Nerven, von der abspannenden täglichen Kleinarbeit erschöpft, hielten die Spannung nicht aus. Sie kämpfte mit Tränen, was sie nur noch mehr erregte, und ihre peinvolle Scham über die heftige, grobe Art, wie Hubert sie vor der Schwiegermutter und den Kindern heruntermachte, wehrte sich erliegend gegen den seiner selbst nicht mehr Mächtigen. Sie nahm zu einem Mittel Zuflucht, das stets die entgegengesetzte Wirkung auf ihn übte: statt ihn einzuschüchtern, erbitterte ihn das Verachtung und den Haß des Geschlechts gleichzeitig kündende Drohen ihrer starr auf ihn gehefteten Augen. Er war entrüstet über die Tatsache, daß man sich in der eigenen Behausung von untergeordneten Kräften hatte bieten lassen, was man zu verwehren Recht und Macht besäße, gerührt von des Kindes verschwiegenem Schmerz, der plötzlich zutage getreten war, verletzt von der sonderbaren Andeutung seiner Frau, als ließe sie eine abfällige, ja geringschätzige Beurteilung einer im Verhältnis zur Größe der Wohnung und der Steigerung aller Bedürfnisse wohlfeilen Mietzinszahlung immerhin gelten, vor allem aber ward er durch die ausweichende Art, wie Grete solchen Auseinandersetzungen zu begegnen unternahm, von Antwort zu Antwort nur immer mehr aufgebracht. Mama hatte mit Angst und Unbehagen das heftige Gespräch verfolgt und vergeblich den richtigen Augenblick zu erfassen getrachtet, ihm eine andere Wendung zu geben. Der Eintritt des Dieners unterbrach es. Grete benützte die erwünschte Gelegenheit, sich zu entfernen. Schweigend aßen die andern weiter. Hubert hatte das Bedürfnis, den übeln Eindruck seiner Maßlosigkeit zu verwischen. Da der Diener wieder gegangen war, brummte er: „Aber es ist auch zu arg, was sich Grete alles gefallen läßt!" — „Vor allem von dir", sagte Mama, erhob sich und suchte Grete auf. Einige Minuten später traten beide wieder ein; Dorl schmiegte sich scheu teilnehmend an die Hand der neben ihr Platz nehmenden Mutter. Hubert würgten Reue und Groll. „Ich werde der Novak den Standpunkt klar machen", sagte er trotzig. „Das unterlaß lieber", bemerkte Grete mit Nachdruck. Und Mama meinte: „Ihr seid auf den guten Willen der Leute angewiesen." — „Und es ist ihr ja mehr oder weniger offenbar vom Hausherrn zugestanden", fügte Grete hinzu. „Sie bricht doch auch den Flieder und bezieht die Kirschen." — „Von den Kirschen weiß ich, aber der Flieder ärgert mich jedes Jahr." — „Und hast es doch jedes Jahr hingehen lassen, weil dagegen eben nichts zu machen ist." — „Sie verkauft wahrscheinlich die Veilchen!" — „Zweifelst du daran?" — Jetzt kam es ihm so recht zu

Bewußtsein, wie erbärmlich doch der Zustand wäre, den er zu dulden hatte, weil er von Anfang an versäumt hatte, ihn zu hindern. Frau und Kinder freuen sich an der lieblichen Farben- und Dufterscheinung des sonst nur kärglich blühenden Gartens; ein Weib erscheint, gegen das als gegen die Hausmeisterin die Mietleute, schon um der gestundeten Erhöhung des Mietzinses willen zur Schüchternheit verpflichtet, nicht aufzumucken wagen, stellt einen Korb hin und räumt gelassen vor ihren traurig entsagenden Augen den ganzen reizenden Schmuck des kahlen Wiesenhanges ab. Und er konnte nicht umhin, den Traum seines Herrentums vor den dankbar glänzenden Augen seines Nikolaus zu beschwören. „Ja, mein lieber Niki", sagte er. „Wenn dein Papa könnte, wie er wollte, hätte er einen Park, in dem er mit euch täglich stundenlang spazieren ritte, auf seinem braunen Irländer zwischen euern glänzenden Ponys und hinter uns zwei Reitknechte auf ebenso herrlichen Pferden, und dann kämen wir an dem See vorbei, wo unsere Schwäne lautlos an das Ufer heransegelten, und . . ." „Erzähl' doch den Kindern nicht solche Sachen, Hubert", unterbrach ihn Grete. „Es wäre richtiger, ihnen andere Aussichten zu eröffnen." Und Hubert fiel sogleich ein: „Wenn es auf die Mama ankäme, säßen wir schon längst in drei kleinen Zimmern irgendwo in einem kleinen Nest und . . ." Aber er empfand alsbald, wie sehr er ihr durch solche Herabsetzung der richtigen Einsicht in ihre Umstände unrecht täte, und fügte plötzlich lächelnd hinzu: „Sie hat ja eigentlich recht, die Mama, denn wir sind arme Teufel geworden, und ein Krüppel wie euer Papa hat am allerwenigsten Ursache, von Pferden zu sprechen." Nun war es an Niki, sich schmeichelnd an den geliebten Vater zu drängen. Mama aber sagte: „Euer Papa ist schon als Kind ein großer Märchenerzähler gewesen, und ihr wißt ja, daß es in den Märchen immer ganz anders zugeht als im wirklichen Leben. Da wandert der junge Schäfersohn in die Welt hinein und gewinnt die schönste Prinzessin und das halbe Königreich." Und sie stand auf und gab ihrem alten Sorgenkind einen stillen Kuß auf den gelichteten Scheitel. „Jetzt aber, Kinder, seid ihr dem Papa die Erfüllung aller Märchen seiner Kinderzeit." Und sie ergriff die Hände der beiden Kleinen, die von all dem Erlebten ahnungsvoll erschauerten, und legte sie sanft um seinen gebeugten Nacken.

## V

Es nützte nichts, einmal mußte der Anfang gemacht werden: Hubert entschloß sich, Niki von der Schule abzuholen, ihn damit zu überraschen. Als er sich der Haltestelle der elektrischen Straßenbahn näherte, gab der Wagenlenker eben das Zeichen zur Abfahrt. Aber von dem Schaffner auf den Heranhumpelnden aufmerksam gemacht, wartete er. Hubert gedachte daran, wie der und jener Wagenführer, wenn er am Morgen mit seinem Knaben gelaufen kam, ohne zu zögern losgefahren war, so daß sie, da er dem Kinde während der Fahrt aufzuspringen verwehrte und selbst nicht ein schlechtes Beispiel geben mochte, obwohl er dem Kleinen noch hätte hinaufhelfen können, mit verdrossenem Verzicht den Zug sich vorbeibewegen lassen mußten. Es hatte ihn diese Rücksichtslosigkeit immer erbittert, da es den Bediensteten, wenn sie etwa Zeitung lasen, die Pfeife auszurauchen oder sich noch miteinander zu unter-

halten hatten, sogar auf ein paar Minuten nicht ankam. Diesmal empfand er das schonende Harren des Aufmerksamen bloß peinlich, zumal da auch sämtliche Insassen des ersten Wagens neugierig ihm entgegenstarrten. Er war in bürgerlicher Kleidung und hatte im städtischen Mantel die Krücken noch nicht so sicher unter den Schultern. Fast wäre er beim hastigen Einsteigen ausgeglitten. Wohlwollend half ihm der Schaffner, der sich als ein Bekannter erwies. Der Sitz vorn an der Türe war noch frei; er stampfte, während sich der Wagen bereits in raschere Bewegung gesetzt hatte, eilig darauf los, weder nach rechts noch nach links blickend, das Einglas fest im Auge (er bedurfte des Glases zum Lesen, und da er den „Zwicker" haßte und Brillen aus Eitelkeit außer Hause nicht trug, war ihm das Monokel, das auch für ihn trotz jahrelanger Gewohnheit etwas Herausforderndes an sich hatte, bei seinem Zustand zur Notwendigkeit geworden). Nachdem er die Krücken in die Ecke gelehnt und einen Band Shakespeare hervorgezogen hatte, war noch das Fahrscheinlösen abzumachen, wobei er sich von dem bekannten Schaffner eines teilnehmenden Gesprächs zu gewärtigen hatte. Trotz vorgeschriebener Demokratie blieb ihm der „Herr Baron" nicht erspart, und nun hatte er Rede zu stehen. Wie es denn geschehen sei, das Unglück? Nun, er wäre beim Abspringen ausgerutscht und unter den Wagen geraten. Kopfschütteln und die Feststellung: „Ja, das verfluchte Abspringen!" Aber er hatte weiter zu melden, wie hoch unterm Knie das Bein ihm abgenommen worden war, und ob es denn wirklich notwendig gewesen wäre, und ob er viel Schmerzen ausgestanden und wie's die Gnädige aufgenommen hätte. Mit freundlichem Lächeln ließ er alle Fragen über sich ergehen, gab nach Möglichkeit Bescheid und trachtete nur, so leise zu sprechen, daß nicht auch die Mitreisenden an dem Vergnügen teilnähmen. Aber es erhob sich eine männliche Gestalt hinter ihm, er ahnte bangend, daß es ihm gälte, und richtig, Herr Bratenauer, der Möbelfrächter, hatte sein Sprüchlein herzusagen und einen Händedruck mit Ehrerbietung in Empfang zu nehmen. Aber auch Frau Martinek, die Händlerin von der Ecke, mußte — bei Gott mit einer Art von Knix! — sich die Ehre geben. Inzwischen war er den Schaffner losgeworden. Endlich durfte er seinen Shakespeare aufschlagen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, seine Aufmerksamkeit dem geliebten „Sturm" zu widmen. An der nächsten Haltestelle, vom Barackenspital kommend, stiegen zwei jüdische Ärzte in militärischer Uniform ein, die knapp neben ihm sich aufpflanzten und eifrig einen „Fall" besprachen. Zwei ebenso unangenehme Stimmen hinter ihm hatten Politik getrieben, von der sie eben zur Börse abschwenkten. Hinten im Wagen verkündete eine schrille Weiberstimme, daß sie sich irgendetwas jetzt nicht mehr werde gefallen lassen: „Die Zeiten san vorüber, meine Liebe!" — Ein junges Mädchen, das später an ihn herangedrängt wurde, hielt ein Heft einer allerneuesten literarischen Zeitschrift in den Händen; die Nähte ihrer Handschuhe waren aufgetrennt, die Stöckel ihrer Schuhe schief einwärts vertreten. Ihr Gesicht sah er nicht erst an. Auf der Straße gab's das gewohnte Bild: gemeine Häuser, häßliche Menschen und arme Zugtiere, dazwischen immer wieder Automobile mit zurückgelehnt rauchenden Insassen. Endlich war er am Ziel. Er schwang sich geschickt auf den Krücken hinab und lenkte, vor-

sichtig die durcheinander fahrenden Straßenbahnwagen und sonstigen Gefährte vermeidend, auf den Bürgersteig.

Es waren sonderbare Gefühle, die ihn bewegten, als er sich wieder in dem hoch von Häuserwänden eingeschlossenen Hofe der alten Anstalt befand. Arglos hüpften Sperlinge auf dem von einigen Kastanienbäumen bestandenen eingezäunten kahlen Grasfleck, der die Mitte des stillen Platzes einnahm. Sich gegenüber sah er die plumpe schwarze Tafel, die in breit aufgesetzten weißen Buchstaben den Namen „Gymnasium" trug; ein dicker Punkt endigte die altmodisch ehrwürdige Reihe. Wie oft hatte er harrend diesen guten jovialen Punkt betrachtet, der ihn stets träumerisch in die eigene Schulzeit entführte. Denn hierher war er ja selbst gewandert acht Jahre lang, manchmal — zu mathematischen Schularbeiten — mit Angst, meist mit dem unklaren Behagen des Selbstverständlichen, oft, zumal an schönen Frühlingstagen, im leichten hellbraunen Überrock, mit seltsamer Lust, nie mit Abneigung. Er liebte die enge, steile Treppe mit den von unzähligen Kinderfüßen ausgetretenen Steinstufen, liebte die Absätze der Stockwerke, die, nach den Schulklassen verteilt, Abschnitte des aufsteigenden Lehrganges bedeuteten, liebte die schmalen, mit klappernden Steinfliesen belegten Gänge, die nüchtern gestrichenen breiten, niedrigen Türen, auf deren tiefen Dielen man als Zuspätkommender noch einen Augenblick zu verweilen pflegte, dem geheimnisvoll gedämpften, manchmal von der beherrschenden Stimme des Lehrers überflogenen lebendigen Geräusche da drinnen zu lauschen; er hatte den anhaltenden Schall der vom Schuldiener mächtig gerührten Glocke geliebt, die oft Befreiung kündigte, nicht selten aber auch Verzweiflung bedeutete, wenn ihr durchdringender Klang unabwendbar, unerbittlich die noch nicht beendigte, mit qualvoller Hast zuletzt in Sprüngen geförderte Arbeit zerschnitt (er hatte es als Barbarei empfunden, als, wie ihm Nikolaus bedauernd berichtete, statt der alten treuen Gefährtin so vieler Geschlechter ein elektrisches Läutewerk eingerichtet worden war). Heute wollten ihm, der unterm Torbogen seine Zigarette rauchte, diese heimlichen Erinnerungen nicht recht hervorschwärmen, er hatte zu viel mit der Überwindung des Zeitraumes zu schaffen, der ihn vom letztenmal, da er hier gewartet hatte, schied. Heiter hatte er damals den wie stets mit frohem Lächeln auf ihn zueilenden Niki unter den Arm genommen und seinen schweren Bücherpack am Henkel ergriffen, war mit ihm in angelegentlichem Schulgeplauder zur Haltestelle geschritten, vorsichtig nach allen Seiten die Gefahren des Straßenüberganges überschauend. Und am Nachmittage war ihm das Unglück zugestoßen, da er nach vollbrachter lästiger Höflichkeitspflicht heimwärts eilte. Inzwischen war ihm sein geliebter Bub, den er niemals jemand anders, ungern sogar seiner Frau anvertraut hatte, zur Selbständigkeit entwachsen: die Kindheit, das fühlte er trotz der herzlichen Anhänglichkeit, die ihm der Knabe bewahrte, war vorüber, war von jenem Unfall grausam geendigt worden, der das unbedingte süß vertrauende und selig gewährte Abhängigkeits- und Hutverhältnis zwischen den beiden zerrissen hatte. Denn bis dahin war Niki ganz sein, war völlige Hingabe, ein Stück Weltordnung gewesen; ohne den Papa zur Schule zu fahren, hatte Unmöglichkeit geschienen, nun aber

war das Kind, das Grete nicht stets hatte begleiten können, erst versuchsweise, allmählich öfter, endlich immer allein zur Stadt gefahren, hatte sich anfangs unsicher-neugierig, dann mit wachsendem Selbstbewußtsein, der Aufgabe froh, in das Neue hineingefunden, das es längst als etwas Selbstverständliches hinzunehmen sich gewöhnt hatte.

Das Glockenzeichen ertönte. Einige Mütter und Kinderfräuleins, die da und dort in kleinen Gruppen gestanden hatten, machten unwillkürlich ein paar den Ankömmlingen entgegenführende Schritte vorwärts, der und jener Hund zog drängend an seiner Leine. Hubert richtete sich straff empor. Er fürchtete sich ein wenig vor der erbarmungslosen Neugier der Knaben, die ihn hier zumeist in Reiterstiefeln gesehen hatten. Schon erschienen eilig, hüpfend die Vorzügler. Allmählich schob sich Häuflein nach Häuflein der Entlassenen aus dem engen Tor, dessen zweiter Flügel von einem älteren Zögling eröffnet worden war. Ängstlich fast forschten Huberts Blicke nach seinem Buben. . . . Da durchfuhr's ihm warm: die lässig-weiche Gestalt des Hochaufgeschossenen schritt heran. Noch hatte ihn der Knabe nicht bemerkt. Huberts Auge hing an den wiegenden Bewegungen des Harmlosen. Plötzlich, wie angezogen, schlugen sich die gutmütigen Augen zu ihm auf, und ein Strom von Freude und Weh überflutete die offenen Züge. Im nächsten Augenblick lag ihm Niki an der Brust und umschlang mit dem einen Arm, ihn zärtlich zu sich herabziehend, seinen Nacken, während die Rechte unbewußtermaßen wie sonst das schwere Bücherbündel der gern zulangenden Hand des Vaters überantwortete. Sogleich aber auch wollte er es wieder an sich nehmen, denn hart hatte die Stand suchende Krücke auf dem Pflaster aufgestoßen. „Laß nur. Ich kann schon", meinte Hubert, selig über den Eindruck, den er auf seinen Buben gewirkt hatte. Und nun wandelten sie wieder Seite an Seite, und Niki wußte sich so geschickt dem an der Krücke zugreifenden Arm anzuschmiegen, daß es schien, als bestände gar kein trennendes Stück Holz zwischen ihnen.

Als sie um die Ecke des grauen Gebäudes bogen, zog ein leiser, wehmütiger Klang ihrer beider Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine kleine Mundharmonika, die ein bettelnder Soldat mit zitternden gelben Händen an seinen Lippen entlang zog. Der armselige Mensch saß an der Erde. Beide Beine fehlten ihm vom Knie abwärts. Er war blind, und der jämmerliche Rest seines in eine zerschlissene Feld-uniform gehüllten Körperchens bebte in Nervenkrämpfen. Im Schoße lag ihm die Kappe. Ein vierschrötiger junger Mann, den Wickelgamaschen und ein grauer Militärmantel auch als „Heimkehrer" kennzeichneten, sagte laut zu seinem ländlichen Begleiter: „Hast g'hört, die Spitäler wer'n ab'baut? Damit no' mehr solche 'rumsitzen und wogeln (wackeln)." Hubert schauderte. Er blieb stehen und holte mühsam seine Börse hervor. Eilig, beschämt, riß er einen Geldschein hervor und gab ihm Niki, der sich scheu über den traurigen Musikanten beugte. Dann drängte er sich wieder innig an den Vater. „Ja, mein guter Niki, es gibt ärgere Krüppel als deinen Papa." Und da sie eben vor der Dreifaltigkeitskirche standen, zog er den Knaben unmerklich nach der Schwelle hin. „Wir wollen Gott danken, daß es so ist

und daß wir einander haben." Sie traten in den dämmerigen Raum, in dem nur wenige Beter standen. „Niederknien kann ich nicht, aber du tust es für mich, nicht wahr? Und bitt auch für die Großmama und die Mama und unsre Dorl." Schweigend, während Niki andächtig kniete, betrachtete Hubert die stille, ragende Halle. Sein Herz war weich. Da sich der Knabe auf sein Zeichen erhoben hatte, küßte er ihn stumm. Er wollte ihm eine Freude bereiten und sah die Schaufenster entlang, an denen sie vorüberkamen. Aber die ausgestellten Dinge, Eßwaren, Kleidungsstücke, Schmucksachen, waren sämtlich so teuer, daß er sich nicht dazu entschließen konnte, irgendwo vorzusprechen. Unauffällig zwischen einem großen Wäschegeschäft und einem überfüllten Kamm- und Parfümerieladen zwängte sich eine schmale Altbücherhandlung, deren Besitzer ihm von früher bekannt war. „Schauen wir dahinein", sagte er und wußte sich der freudigen Zustimmung des kleinen Bücherfreundes sicher. In dem engen Raume, der bloß durch die Türe Licht erhielt, häuften sich aus den Borden quellend Bücher vom Boden bis an die Decke. Herr Brecher begrüßte den seltenen Gast mit schlichter Ehrerbietung und sichtlicher Freude. Nur ein bescheidener Blick streifte die veränderte Erscheinung. Alsbald aber nahm er Anlaß, sich glückwünschend des frischen Knaben zu freuen und also Freude zu bereiten. „Was haben Sie Schönes, Herr Brecher?" fragte Hubert, und der kurz geschorene, fast kahle Kopf des magern Antiquars wanderte bereits über seine Schätze hin, davon er diesen und jenen Stoß vor seinem erfahrenen Besucher auseinanderlegte. Hubert wählte ein niedliches, lateinisch-deutsches Wörterbuch in Duodezformat mit gelbem Schnitt und eine mit saubern Kupfern geschmückte Weltumseglung für den begeisterten Nikolaus und einen wohlerhaltenen Band der „Bibliothèque rose" für Dorl. Aber er konnte sich's nicht versagen, noch einen biegsamen grünen Lederband, den Vicar of Wakefield, mitgehen zu lassen. In gehobener Stimmung traten sie wieder in den Sonnenschein, der die belebte Gasse erfüllte. (Schluß folgt.)

# Das Verhältnis der germanischen Mystik zum Staatsgedanken der Gegenwart

Von

## Eugen Meyer

Wenn ein Gemeinwesen alle seine Gedanken und Ziele zu schriftlichen Bestimmungen formuliert hat, wenn es in diesem Gemeinwesen nichts mehr gibt, was nicht durch geschriebenes Gesetz oder Reglement geordnet wäre, dann tritt — mag es sich um Staat oder Kirche handeln — ein eigentümlicher Zustand ein: es besteht scheinbar keine materielle Verantwortlichkeit mehr. Wer jenen alles regelnden Bestimmungen genug tut, glaubt überhaupt genug getan zu haben; er hält sich von jeder weiteren Verantwortung frei. Es scheint, als gäbe es kein Gewissen mehr

außerhalb des Appells an den gesetzlichen Gehorsam. Aber in den allerbesten, den seelentiefsten Gliedern der Gemeinschaft regt sich die unendliche Sehnsucht, sie suchen mehr, als sie finden, sie wollen Höheres leisten, als man von ihnen fordert; das Sichtbare genügt ihnen nicht, sie streben zum Verborgenen, sie sind auf das Geheimnisvolle aus. Sie werden Mystiker. Das ist eine geschichtliche Erscheinung:

Mitten in die Blütezeit der römischen klassischen Jurisprudenz, als jegliches Rechtsverhältnis bis in die kleinste Einzelheit hinein geregelt schien, fällt der Ausspruch Ulpians, daß die Rechtswissenschaft nicht nur die Kenntnis der menschlichen, sondern auch der göttlichen Dinge sei. Ulpians Zeitgenosse aber war der Neuplatoniker Plotin, der Urheber aller westeuropäischen Mystik. Von ihm war vor allem Augustinus beeinflußt. Augustins Schrift de civitate Dei eröffnet das Wirken jener gewaltigen, das gesamte öffentliche Leben des Mittelalters beherrschenden Kulturgemeinschaft der römisch-katholischen Kirche, deren Glied schließlich auch der weltliche Staat, das „heilige" römische Reich wurde. Diese Kirche schuf sich ihre Satzungen: das kanonische Recht stellte die Bedingungen fest, unter denen die römische Kirche den Staat beherrschte. Nach und nach erwuchs ein kasuistisches System, das alle Einzelheiten der geistlichen Herrschergewalt und ihrer Inhaber ebenso genau regelte, wie die Pflichten der unterworfenen Laien vom Kaiser bis zum Knecht. Wieder schien es, als ob unter Beseitigung des Gewissens die materielle Verantwortlichkeit des Einzelnen durch den formalen Gehorsam abgelöst sei. Aber wiederum meldete sich in den Seelen der Menschen die unendliche Sehnsucht, senkte ihre Wurzeln in unergründliche Tiefe und trieb ihre Schößlinge in raum- und zeitlose Höhe. Der heilige Franz von Assisi, Wolfram von Eschenbach, die ruhelosen Kreuzzügler kündeten, daß die Beobachtung des Gesetzes den Menschen von den Nöten des Gewissens nicht befreie. Dann geschah es, daß deutsche Gottsucher Lehren predigten, die ihnen und vielen ihrer Anhänger und besonders Anhängerinnen höher standen als das geistliche Recht, ja als die Kirche: das waren die Mystiker Meister Eckehard, Tauler und Seuse. Sie waren keine Politiker. Alles Weltliche stand ihnen weit zurück vor dem Seelenheil, und doch haben sie mittelbar die ungeheuerste politische Wirkung ausgeübt. Ein geheimnisvoller Glanz hatte das Kaisertum der Hohenstaufen umwoben. Die Dichtung hatte an dieser mystischen Herrlichkeit ihren Anteil gehabt. Nicht sowohl die Seele des Einzelnen als die gesamte Volksgemeinschaft war von diesem Glanze in goldenes Licht getaucht worden. Nun war das alles vorbei. Das Kaisertum der Hohenstaufen war dahin, die schreckliche, kaiserlose, wüste Faustrechtszeit war angebrochen. Es schien mit der politischen Bedeutung des Deutschen zu Ende zu gehen. Da wandte sich die christliche deutsche Mystik an die Seelen der Einzelmenschen mit der Hoffnung, innerlich in ihnen ein himmlisches Reich aufzubauen, das nicht von dieser Welt sei. Gott zu „schauen", ja durch geheimnisvolle Kräfte (facultates occultae) mit Gott „eins zu werden", das war das Ziel und die Hoffnung der deutschen Mystik. Wenn wir heute über den Mangel politischen Sinnes bei den Deutschen klagen, so ist jene Jahrhunderte zurückliegende tiefreligiöse Abkehr vom weltlichen Wesen eins der Symptome und zugleich eine der Ursachen der weltfremden Stellung selbst der gebildeten Deutschen gegenüber den Staatsnotwendigkeiten. Aber diese Abkehr der Besten vom Politischen, vom „Reiche" dieser Welt, begünstigte das Entstehen partikulärer Gemeinschaften, in denen tüchtige, rein realistisch denkende Praktiker ihr Arbeitsgebiet suchten und fanden. Es entsteht die Macht der Territorialherren, vom Reichsfreiherrn bis zum weltlichen Kurfürsten durch und durch praktisch gerichteten Menschen. Je mehr es mit dem „Reiche" zu Ende geht, desto kräftiger entwickeln sich die „Länder". Die Kaiser bedürfen der „Hausmacht", mögen sie Luxemburger oder Habsburger sein. Mehr und mehr erfüllt sich seit dem Anbruch der neuen Zeit

und dem Verschwinden der mittelalterlichen Einrichtungen der Staatsgedanke mit dem Kleinen, rein Sachlichen: Seit der Reformation treten die „Landeskirchen" neben die heilige, katholische, römische Kirche. Im Territorialstaat ist von irgendwelchen Ideen des Grenzenlosen, Geheimnisvollen keine Rede, die Mystik hat in ihm keine Stätte, es sei denn in der Privatliebhaberei der Fürsten für Alchymisten, Nekromanten und Astrologen. Das religiöse Element, das durch den Hofprediger in die Politik gebracht wurde, ist rein diesseitiger Art, es befruchtete die Schul- und Hochschulbildung, schaffte gelehrte — meist orthodoxe Präzeptoren und Beamte, denen die „Melioration" des Landes das Hauptziel und eine derbe, tüchtige Familien- und Schulerziehung in bibelfester Frömmigkeit das Mittel zur Erreichung dieses Ziels war. Beides zusammen und dazu die Füllung der fürstlichen Kasse bildeten die kameralistischen Themata bis an das Ende des 17. Jahrhunderts. „Mystik" scheint in dieser kameralistischen „Staats"idee nicht da zu sein, wenigstens nicht in Deutschland. Das romantische Staatsbild des zweiten Teils der Fausttragödie ist scheinbar ungeschichtlich. Nur scheinbar; denn den Hang zum Ewig-Unergründlichen kann keine Regierung aus dem deutschen Volkscharakter tilgen. Er lebte, wenn auch latent, doch in allerhand Formen weiter. So zeigte er sich in jener Zeit in der Faustsage, die Goethes Tragödie zugrunde liegt, sodann in der Theosophie Jakob Böhmes, endlich in der Wüste nach dem Dreißigjährigen Kriege in Leben und Werk Hans Jakob Christoffels von Grimmelshausen, im abenteuerlichen Simplizissimus. Hier aber war die Grundlage jenes idealistischen Individualismus gelegt, auf den spät — als man der „Aufklärung" sich entwand — die Staatsphilosophie zurückkommen sollte. Nach seiner eigenen Angabe hat Cartesius am Geburtstage Schillers im Feldlager zu Neuenburg a. d. Donau 1621, erfüllt von der Flachheit des französischen Hedonismus und der unendlichen Tiefe des deutschen Denkens, zuerst sein „cogito, ergo sum" empfunden und alsbald auch ausgesprochen [1]). Die cartesianische „clarté française" ist von der Mystik weit entfernt; aber der Anflug der deutschen Tiefe entwickelte sich bei Spinoza — der von Cartesius ausging — zu dem „amor dei intellectualis", der in der Erkenntnis ruhenden Liebe Gottes, dem höchsten und seltensten Ergebnis des anschauenden Wissens, der Erkenntnis dritter Ordnung. Die geheimnisvolle Unergründlichkeit dieser Erkenntnisart ist der deutschen Mystik eng verwandt. Sie ist für das Staatsrecht der Gegenwart von hoher Bedeutung, wie das vom Verfasser bereits früher einmal des Näheren auseinander gesetzt ist [2]). Sie ist die Mutter jener Weltanschauung, die in Goethes Wanderjahren Wilhelm Meisters zur Staatsidee des „Bandes" geführt hat und sich als Polarität von Ideal und Wirklichkeit im öffentlichen Recht bezeichnen läßt.

Es war uns zunächst nicht beschieden, Früchte aus dieser Saat zu ernten. Spinoza blieb nach Schleiermachers Ausspruch „einsam und unerreicht, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht". Das Zeitalter der Aufklärung begann, und wenn man Spinoza als den tiefsten der Aufklärer bezeichnet hat (Schopenhauer, Hammacher), so hat man etwas Geistreiches, aber Paradoxes und Unrichtiges gesagt. Das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus hat mit Spinoza wenig, mit der deutschen Mystik aber gar nichts gemein. Der Einfluß der „Aufklärung" auf die Staatsidee und das öffentliche Recht war ungeheuer. Unter Mitwirkung englischer, noch mehr aber französischer und belgischer politischer Gedankenkomplexe hat sie unser gesamtes Staatsleben durchdrungen. Es ist nicht Gegenstand der gegenwärtigen Erörterung, diesen Einfluß darzustellen und zu würdigen. Nur soviel muß gesagt werden: sie beruhte auf einem Naturrecht, das der Eigenart des deutschen Volkes widersprach. — Die Zeit der Aufklärung fühlte ihren „Beruf zur Gesetzgebung": vom kasuistischen

[1]) Kronenberg, Gesch. d. Idealismus, Bd. I, S. 98.
[2]) Aufsatz des Verfassers in der „Deutschen Rundschau", Januar 1920, S. 72 ff.

allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten bis zum doktrinären BGB., von der Unzahl der „konstitutionellen" Verfassungen bis zur Kreis- und Städteordnung und der Regelung der Zwangsversicherung, von der unglaublichen Menge der Gewerberechtsbestimmungen bis zu den neuesten Arbeitsordnungen, endlich bis zum unerträglichen Übermaß der kriegsgesetzlichen Maßnahmen, die kein Mensch mehr in sich aufzunehmen imstande war. Der allmächtige Staat war zur Gesetzgebungsmaschine geworden, ein Motor mit ungeheurer Tourenzahl, der sich totarbeitete. Recht, Recht Recht, wieder Recht, bis niemand mehr weiß, was Recht ist, papiernes Recht. Gegen diese Überflutung, deren Folge wiederum der Ersatz materieller Verantwortung durch formale Regelbefolgung wurde, bäumte sich die deutsche Romantik auf: die Philosophie Schellings und Schleiermachers, die Argumente Savignys gegen die Fähigkeit seines Zeitalters zur Erzeugung geschriebenen Rechts. Mehr: es entstand eine mystische Staatsphilosophie, von der wir später zu reden haben werden. Zu einer neuen politischen Ära deutscher Mystik kam es aber nicht.

Das Zeitalter der Aufklärung war zunächst von der Epoche der kantischen Staatsphilosophie abgelöst worden, der Philosophie des preußischen Staats, wie dieser selbst einer weltgeschichtlichen Erscheinung. Der kategorische Imperativ verlangte mehr als nur den Gehorsam gegen die geschriebenen Gesetze. Er stellte den ganzen Menschen und Staatsbürger unter den Befehl des Gewissens, das ihm gebietet, dem gemeinen Wohl zu dienen. Jede einzelne Handlung soll er darauf prüfen, ob sie mit den Interessen der Allgemeinheit verträglich ist. Hier war für eine mystische Sehnsucht, mehr zu leisten, als gefordert wird, kein Raum; denn es schien unmöglich, auch nur diesen Forderungen zu genügen. Kantisch war die glänzende Epoche der Bureaukratie von 1808 bis 1848, kantisch das preußisch-deutsche Heer von 1813 bis 1918, bis es zusammenbrach, kantisch die Arbeitsleistung des deutschen Volkes, bis es hungrig und müde die Hände sinken ließ.

Das zweite Gesicht der kantischen Philosophie war die Kritik unseres Erkenntnisvermögens, eine schonungslose, alles zermalmende Untersuchung mit dem Ergebnis cogito, ergo nescio, quid sit[3])! Unser Erkenntnisvermögen kann uns keine Gewißheit darüber geben, ob Gott, Freiheit, Unsterblichkeit existieren, ja, ob überhaupt irgendetwas von dem existiert, was wir uns vorstellen. „Das Ding an sich", das wir hinter jeder Erscheinung vermuten, ist unserem menschlichen Verstande unerreichbar. Mit Recht ruft Heine gegenüber diesem schauerlichen Ergebnis aus:

„Gott ist alles, was da ist, und Zweifel an ihm ist Zweifel an dem Leben selbst, es ist der Tod[4])."

Goethe aber hatte vor solcher Kritik Grauen und fand den, der sich damit abgebe, den „Kerl, der spekuliert", vergleichbar mit einem „Tier auf dürrer Heide". Diese Dürre war es, die dem kantischen, preußischen Staatsgedanken zum Unheil gereichte. Die Neigung, also auch die Liebe zum Staate, die hohe, frohe Staatsgesinnung, fiel nach Kant aus dem Bereich des Sittlichen heraus, Pflicht war alles; die Freude fehlte. „Patriae inserviendo consumor", ich habe wenig frohe Stunden im Staatsdienste gehabt, bekennt Bismarck. Die Tragödie des Dienstes war noch nicht „Tragische Freude, zu dienen" (Fr. Th. Vischer) geworden. So zerscheiterte die kantische, preußisch-deutsche Staatsidee, eine der gewaltigsten, weltgeschichtlichen Ideen; so starb sie am 9. November 1918.

Ist nach diesem 9. November 1918, diesem entsetzlichen Todestage einer Staatsidee, ein neuer lebensfähiger Staatsgedanke möglich? Wir bejahen diese Frage, wenn wir es für denkbar halten, daß eine Staatsidee mit der Mystik vereinbar ist,

[3]) Kritik der reinen Vernunft 1787, II, S. 585 unten, 586.
[4]) Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Dürselen-Ausgabe, Bd. 4, S. 76.

und sind gezwungen, sie zu verneinen, wenn wir ebendies für unmöglich halten. Denn: was bleibt dem Deutschen jetzt noch übrig als die Sehnsucht, das Suchen, das Streben, die Hoffnung, daß das Grenzenlose „erreicht", das Verborgene „geschaut" werde! Eines der edelsten Opfer des Weltkrieges — Hammacher — ist mit der Überzeugung gestorben, daß die echte Mystik mit dem modernen Staat unvereinbar und unsere Zivilisation dem Untergange geweiht sei[5]). Er hat sich aber selbst kritisiert, als er den tapferen Satz Spinozas, mit dem er sein Werk im März 1914 abschloß:

„Der freie Mensch denkt an nichts weniger als den Tod; und seine Weisheit ist nicht ein Nachsinnen über den Tod, sondern über das Leben."

nur für den Geist des einzelnen Menschen gelten ließ und nicht auch für den Geist einer Gemeinschaft von Menschen, eines Volkes. Er gilt auch für diese. Zur Rechtfertigung dieser Ansicht müssen wir etwas weiter ausholen: Der deutsche klassische Idealismus, soweit er von Lessing, Herder und Goethe repräsentiert wird, befand sich in einem ernsten Gegensatze zu Kant. Er lehnte den kritischen Teil der Lehren Kants — die Kritik der reinen Vernunft — wegen des darin verborgenen Skeptizismus und die Staats- und Sittenlehre Kants wegen der Freudlosigkeit des zugrunde liegenden Pflichtbegriffs ab. Selbst Schiller verschloß sich den Bedenken seiner Weggenossen nicht. Ihre Universalität glich einem geschlossenen Kreise, den sie auszufüllen trachteten. Das „anschauende Wissen" Spinozas war das Ziel ihres Wirkens, die Staatsutopie des Bandes in den Wanderjahren gibt davon Kunde, Hermann und Dorothea desgleichen. Außenwelt (Natur) und Individualität (Geist) werden miteinander verschmolzen. Friedrich Schlegel glaubte, ebenso wie Novalis, diese Universalität (zyklische Philosophie) darzustellen; aber beide irrten sich. Sie setzten ihre Individualität nicht innerhalb eines geschlossenen Kreises in Marsch, sondern auf einer geraden Linie, die Faktum an Faktum reiht, aber niemals zur Unendlichkeit gelangen kann. Ihr „Ich" befindet sich auf einem Wege, auf welchem es „die blaue Blume" sucht, aber nimmer findet. So ist auch ihre Staatsphilosophie eine Mystik des schrankenlosen Subjektivismus. In Jarcke, Baader und Adam Müller entartete diese Mystik vollends: Geistlichkeit, Papst, Konzilien, als die Inhaber der göttlichen Geheimnisse, sind zur Entscheidung der staatlichen Streitfälle berufen. von Haller und Stahl endlich gelangen auf der mystischen Grundlage des Gottesgnadentums zur Rechtfertigung des Legitimitätsgedankens und eines kirchlich geleiteten Geburtsständestaats. Ihnen allen ist eigen, daß sie unter dem Subjekt ein Menschen-Ich verstehen, dem sie Übermenschliches mit dem Geheimnis der Schöpfung, ja mit der Idee einer Präexistenz in die Wiege legen. Diese Mystik ist für die Gegenwart erledigt. Aus ihr kann eine lebensfähige Idee des deutschen Staats der Gegenwart oder Zukunft nicht erhofft werden.

Aber es gab außer dieser Richtung in der deutschen Romantik noch eine andere. Auf dem Umwege über den Subjektivismus Fichtes hängt sie mit der Schlegelschen und der Restaurationsphilosophie zusammen. In der Staatsweisheit der ersten, unverfälscht-neuspinozistischen Epoche Schellings emanzipiert sie sich in Schelling selbst, in Howedis und Steffens vom Subjektivismus und sieht den Staat als organisches Wachstum an. Dieses Wachstum entwickelt sich, und diese Entwicklung nennt man Staats- und Rechtsgeschichte. Man erkennt den Zusammenhang zwischen der Schellingschen Naturphilosophie und der historischen Schule mit ihrem Widerwillen gegen das papierne Juristenrecht. Friedrich Wilhelms des Vierten Ausspruch, es solle zwischen ihm und seinem Volke kein Blatt Papier stehen, fällt in diesen Anschauungskreis seines Ministers Savigny. In diesem Anschauungskreis war aber ein Widerspruch

[5]) Hammacher, Hauptfragen der modernen Kultur, 1914.

verborgen. Wenn die historische Schule kein Naturrecht anerkennt, so begnügt sie sich mit Beziehungen, sie ist „Relativismus". Schelling aber lehrte: „Sei absolut!" Mystisch an beiden ist die Unausfüllbarkeit ihres Umfangs: die geschichtliche Entwicklung hat weder Anfang noch Ende, und Schellings Absolutes bleibt leer. So war der Boden für Hegels Wirklichkeitsstaat vorbereitet. Die politische Geschichte vollzieht sich in der Abwandlung: These — Antithese — Synthese; was ist, war notwendig, ist also vernünftig. Der Staat wird zur höchsten Realisation der Vernunft, also zum „Gott". Worin aber besteht das Geheimnis der Ablösung politischer Kontraste? Warum folgt der Aktion die Reaktion? Ist der bei Hegel rein dialektische Ausgleich des politischen Widerspruchs kausalgesetzlich gerechtfertigt? Hegel gibt uns keine Auskunft. Schopenhauer verspottet ihn und perhorresziert unter Empfehlung eines reaktionären, despotisch-bureaukratischen Systems jede Beteiligung eines Denkers an der Politik. Der Wille zum politischen Leben ist ihm verwerflich, wie der Wille zum Leben überhaupt.

Inzwischen hatte der soziologische Evolutionismus, der sich im Anschlusse an die naturwissenschaftlichen Evolutionshypothesen Darwins, Haeckels und Lamarcks — Goethe und Hegel für sich anrufend — erhob, eine optimistische Staatsidee in den Schriften von Marx, Engels und Lassalle geschaffen. Ihre kausalgesetzliche Begründung findet sich in Marx' berühmtem Hauptwerk „Das Kapital". Durch die natürliche Tendenz des Kapitals, zu wachsen und sich zusammenzuschließen, soll schließlich der Einzelunternehmer, der den Arbeiter nach dem „Wertgesetz" ausbeutet, überflüssig und durch eine den gerechten Lohn jedem sichernde gesellschaftliche Form der Produktion ersetzt werden. So wird die Antithese Agrarstaat — Industriestaat durch die Synthese sozialistischer Staat abgelöst; das Währungsgeld wird zum Arbeitsgeld, die Ehe wird zur Wahlverwandtschaft, die Familienerziehung zur Staatserziehung, die Berufswahl zur Gesellschaftsangelegenheit, die ungeregelte Wirtschaft zur Zwangswirtschaft. — In diesem System scheint es kein Geheimnis mehr zu geben. Es hat seine biologische Grundlage in den Ergebnissen der Naturwissenschaft. Daß diese Grundlage selbst unlösbare Rätsel, Geheimnisse über Geheimnisse in sich birgt, wird übersehen. Wären nur Erfahrungen mittels wiederholter sinnlicher Wahrnehmung, sowie Logik und Mathematik die Quellen der Staatskunst, dann gäbe es freilich in der Staatskunde nichts Geheimnisvolles, sie wäre dann aber zu einer Wissenschaft von Beziehungen, zum Relativismus degradiert. Dann wäre die Abneigung Nietzsches gegen die Politik, die erst neuerdings in Verbindung mit Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen" als deutsche Volkscharaktereigenschaft dargestellt wurde [6]), berechtigt.

Alle diese Ansichten von der Unvereinbarkeit der Mystik [7]) mit der politischen Wirklichkeit unserer Zeit — Schopenhauer, Nietzsche, Hammacher, Mann auf dem einen, Marx, Engels, Lassalle auf dem anderen Flügel — scheitern an einem ewiglebenden Beispiel: an Bismarck. Bismarck nannte bekanntlich das Wichtige, aber im Wege sinnlicher Wahrnehmung nicht Erfaßbare in der Politik: „imponderabile." Dieser treffende Ausdruck ist die Bezeichnung eines idealen Zusammenhanges des Gegebenen mit dem Gefühlten, oder des politischen Wirklichkeitssinnes mit dem politischen Gefühl, des Bewußten mit dem Unbewußten in der Staatskunst. Der Feinfühligkeit auf der Grundlage des Rätselhaften gibt der Ausdruck „imponderabile" einen treffenden Namen. Diese Feinfühligkeit war eine der Hauptursachen aller Erfolge Bismarcks. Sie ist — so erstaunlich dies klingen mag — aus Bismarcks Religion erwachsen, seine Religion aber war von

[6]) Dresdner, Tyske Kulturbreve, Samtiden, Dezemberheft 1919, S. 577, Kristiania.
[7]) Den protestantischen Pietismus vermag ich nicht als echte germanische Mystik anzuerkennen. Dazu ist er zu dünn.

den mystischen Elementen der Naturphilosophie durchtränkt. Schelling hat das Mysterium, das in der Religion zur Wirklichkeit führt, so ausgedrückt: „Jesus sei eine geschichtliche Persönlichkeit, deren Biographie schon vor seiner Geburt niedergeschrieben sei." Er hat die Präexistenz mit den naturgegebenen Existenzvoraussetzungen identifiziert. Das gilt von jedem Genie: Geheimnisvoll spricht in den Naturgleichnissen des Neuen Testaments die Ahnenreihe ländlicher Vorfahren der galiläischen Ackerbaulandschaft und erzeugt in dieser Geistersprache die erhabenste Moral als die Saat für unendliche Ernten. Ebenso geheimnisvoll sprechen in den wunderbaren Naturschilderungen der Briefe Bismarcks an Braut und Gattin die grundherrlichen Vorfahren des Schreibers, etwa der gemütvolle Karl Alexander von Bismarck, der Gemahl einer Urenkelin Derfflingers, der er nach ihrem Hinscheiden 1771 eine wundervolle, viel zu wenig bekannte Totenklage im Geiste des klassischen Idealismus schrieb. — Diese geheimnisvolle Repräsentation der unendlichen Ahnenreihe im Genie wird von dem genialen Menschen gefühlt; er ist nicht mehr er selbst, sondern in ihm spricht und wirkt die Ewigkeit. Das gibt ihm den Glauben an sich selbst. In diesem Glauben aber versetzt er Berge und macht das Unwirkliche, ja unmöglich Scheinende zur Wirklichkeit. So erweckt die gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sieht, in der Staatskunst das Ersehnte zum Leben.

Keine Staatsverfassung darf eines solchen mystischen Glaubensgrundes entbehren, wenn sie dauerhaft sein soll. Auch die Staatsverfassung der Gegenwart ist ohne dieses geheimnisvolle Fluidum nicht lebensfähig. Es fragt sich, welche Kennzeichen im heutigen Deutschland ihr eigen sein müssen. Ich nenne einige:

Das Mysterium der Generation ist germanischem Geiste eigentümlich. Es zeigt sich in der Brunhildsage, in dem Eheideal Wolframs von Eschenbach, in Goethes Wahlverwandtschaften, denen man etwa die Lettres Persanes gegenüberstellen mag, um den grundlegenden Unterschied zu erkennen, der uns von den Romanen trennt. Dieses Mysterium hat den Marienkultus in Deutschland tiefer und familiärer gestaltet als irgendwo anders. Die Geburt, die „Weihnacht", ist das Mysterium der Hoffnung auf den Frühling, auf die Erlösung, auf die Wiedergeburt des Volkes, ja der Menschheit überhaupt. Für die germanische Staatsidee folgt aus diesem Mysterium etwas ganz Eigentümliches: Das gewählte Oberhaupt des Volkes — jeder Gemeinfreie kann gewählt werden — muß von geweihter Geburt sein. Er mochte ein einfacher westfälischer Bauer, wie Wittekind, oder ein schwedischer Bauer, ein Dalekarlier wie Gustav Wasa, oder ein Ottone, ein Hohenstaufe sein, aber helle, reine und freie Geburt ist nötig. Einen knechtsgesinnten Mann von knechtsgesinnten Vorfahren ertragen die Deutschen auf die Dauer nicht. Andererseits ist ihnen die wahllose Erblichkeit einer Dynastie nicht genehm, weil das Mysterium der Geburt in diesem Falle nur dem Fürsten und nicht ihnen selbst nahe ist. So küren sie den Freien aus freiem Hause zum Oberhaupt. Die Namen des Oberhaupts wechseln: „Herzog", „König", „Kaiser" — aber auch der Name „Meister" (Hochmeister, Bürgermeister der freien Stadt), „Führer" (in Franken und in südlichen Teilen des Alemannischen Gaus) kommen vor. Auch der künftige „Reichsmeister" — wenn der „Präsident" erledigt ist — wird des Mysteriums der Geburt nicht entbehren können. Er wird zwar gewählt werden, auch mag die fürstliche oder adlige Herkunft nicht nötig sein, obskur aber darf seine Familie nicht sein. Wie die Schweiz zeigt, gibt es „nobiles" in allen Ständen und allen Parteien, auch in der sozialdemokratischen.

Das Mysterium der Gefolgschaft scheint mit uralten Anschauungen arischer Nomadenschaft zu beginnen. Zeitgenossen, die dieselbe Luft atmen (sodales), werden durch besondere Treue einander verbunden. Hofämter, Paladine, Vasallen,

Offiziere, Beamte — alle diese geschichtlichen Stufen des Fürsten- und Staatsdienstes haben miteinander gemeinsam, daß der Dienende in persönlicher Treue dem Staatsoberhaupt sich weiht. Keine papierne Vokation, kein Verfassungseid kann das ersetzen. An eine fürstliche Geburt des Oberhauptes ist diese geheimnisvolle Treue des Gefolgmannes nicht gebunden; sie durchzieht das deutsche Gesellschaftsleben in allen Ständen. Wohl aber hängt sie mit dem Mysterium der Geburt zusammen. Denn der obskure Mann findet keine Gefolgschaft. Der Führer ist primus inter pares, kann also nicht geringwertiger sein als irgendeiner der Gefolgen.

Das Mysterium der Gefolgschaft ist aber nur eine Teilerscheinung des Mysteriums der deutschen Brüderschaft überhaupt. Die geheimnisvolle Verkettung germanischer Menschen, von der man sagt und singt, geht durch die deutsche Geschichte, insbesondere aber durch die Sozialgeschichte. Es war vorzüglich der „Beruf", der die Brüder miteinander verband. Schon das Wort „Beruf", das in den anderen Sprachen sich nicht findet, ist durchaus vom Geheimnis erfüllt. Von wem, wodurch und wozu sind wir berufen? Die Grundlage ist religiöser Art: es entstehen Abendmahlsbrüderschaften, in den Zünften werden Meisterbriefe im Namen des dreieinigen Gottes ausgestellt, die Freimaurer haben in solchen Brüderschaften ihren Ursprung. Ein Berliner Gelehrter der Volkswirtschaft und Geschichte hat einmal mit Recht gesagt, im Zunftgewerbe des späteren deutschen Mittelalters sei jeder Stiefel ad majorem dei gloriam hergestellt worden. Ein mystisch-religiöses „Band" vereinigt die Berufe in Goethes Staatsutopie der Wanderjahre Wilhelm Meisters. — Diese religiöse Weihe des Berufs ermöglichte es, daß die höchste Meisterschaft in der Kunst auf dem breiten, tragfesten Grunde des Handwerks sich erbauen konnte, ohne sich irgendwie dadurch erniedrigt zu fühlen. Die Kunst war Angelegenheit der Volksgemeinschaft und nicht nur ein Luxusberuf für den Bedarf vermögender Mäzenaten.

Diese Beispiele mögen genügen. Es lassen sich zwar noch viele solche Vorgänge der Durchdringung des Gemeinwesens mit geheimnisvollen Elementen aufzeigen; aber die gegebenen reichen für unseren Zweck aus. Wir wollten Fingerzeige zur möglichen, ja nötigen Einordnung des Geheimnisvollen in den modernen Wirklichkeitsstaat geben:

Ein auf Lebenszeit gewählter Reichsmeister des ganzen Volks von reiner, freier, geweihter — nicht obskurer — Herkunft. Dazu gehören gewählte Landesmeister und ernannte Staatsdiener, die ihm in persönlicher Treue anhängen und so dem Staate religiös verbunden scheinen.

Ein Volk von Brüdern, nach berufsständischen Brüderschaften gegliedert, dem die politischen Redensarten fremd werden.

Eine Kunst, die auf der Grundlage des Handwerks für das ganze Volk und nicht nur für Liebhaber arbeitet.

Man wird einwenden: wie soll das in Deutschland geschehen, nachdem die große Kulturgemeinschaft der katholischen Kirche seit der Reformation und vollends seit dem Zeitalter der Aufklärung ihren Wirkungskreis eingebüßt und die moderne Wissenschaft die Möglichkeit einer einheitlichen Weltanschauung des ganzen Volkes zerstört hat? Müßte man dies in der Tat verneinen, so wäre die Einordnung mystischer Elemente in den modernen Wirklichkeitsstaat nicht möglich. Aber dem ist anders; denn über allen Bekenntnissen und wissenschaftlichen Lehrmeinungen steht ein dem ganzen Volke eigenes, einheitliches „Sich-selbst-Empfinden", das man beinahe als ein alle Deutschen einigendes Bewußtsein des Volkes von seiner geistigen Existenz bezeichnen könnte. Was aber das Merkwürdigste ist: dieses Sich-selbst-Empfinden des Volkes ist religiöser Natur. Schon Hammacher hat auf die volkseinigende Wirksamkeit des Pastors Jatho hingewiesen. Man kann von Männern

wie Franz Xaver Kraus, Thoma, Hans-Jacob, Karl Candidus, von Soden genau dasselbe sagen. Dabei stehen die Süddeutschen im Vordergrunde, auch wenn sie wie von Soden in Berlin wirkten. Karl Candidus war Elsässer unter der französischen Herrschaft vor 1870 und hat uns ein deutsches Heilandsbild für die deutsche Familie geschaffen, das dem Christus Jathos ganz nahe steht. Gerade Candidus hat den Inhalt dieses deutschen Volksempfindens der unendlichen Sehnsucht im Heimwehlied besungen:

„Es ruft mir aus der Ferne, ein Auge sieht mich an,
Ein alter Traum erfaßt mich und führt mich seine Bahn."

Es ist kein Zufall, daß diese Worte die Meisterkomposition von Brahms und eine der schönsten Radierungen Klingers hervorgerufen haben. So sehnt sich das deutsche Volk aus der Fremde zur Heimat, aus der Zerstörung zum Aufbau, aus der Zeitlichkeit zum Ewigen, und diese Sehnsucht reicht von der Etsch bis an den Belt und von der Mosel bis an die Memel. Diese Sehnsucht will auch in der deutschen Staatsidee der Gegenwart ihren Ausdruck finden: in der Persönlichkeit des Reichsmeisters, in der Treue der Staatsdiener bis in den Tod, in den Brüderschaften der Berufsstände, die ihre Vertreter zu Beratungen entsenden wollen, in denen die abgebrauchten politischen Redensarten verstummt sein werden, in einer Volkskunst auf der Grundlage des Handwerks und in einem alle Konfessionen überragenden Glaubensleben. — Diese Sehnsucht mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, ist ein Problem, an dem Goethe und Bismarck im 19. Jahrhundert, ein jeder in seiner Weise, gearbeitet haben. Weder die Utopie des Goetheschen „Bundes", noch das preußisch-deutsche Reich Bismarcks haben Bestand gewonnen oder behalten. Aber beide Staatsideen sind Vorstufen zu Höherem. Die unendliche Weite der naturwissenschaftlichen Perspektiven, die evolutionistische Anschauung, die „Gottnatur" Goethes war auch in Bismarck — wenn auch manchmal latent — vorhanden, beiden war der „Gott" Spinozas die „nährende Mutter". Beiden war die Ehrfurcht vor diesem geheimnisvollen, nicht menschenähnlichen, aber den Menschen nahen Gotte, der „immanenten, nicht transienten" Ursache aller Dinge, also auch des Staates, ein natürliches Gebot. Diesen Gott liebten sie beide mit anschauendem Wissen. Wenn diese mystische, in der Erkenntnis ruhende Liebe zu Gott (amor dei intellectualis) dem deutschen Volk in seiner Mehrheit zu eigen sein wird — und das wird ihm als Geschenk seiner Sehnsucht einst zuteil werden — dann wird auch ein Staatsgedanke in diesem Volke verwirklicht werden, der den deutschen Menschen zum freiesten Erdenwesen machen und dessen Tiefe der Menschheit zugleich ein Rätsel und ein Vorbild sein wird.

# Aus der Selbstbiographie des Staatsministers Freiherrn Lucius von Ballhausen *)

Nach erledigtem Staatsexamen begab ich mich auf Reisen zunächst nach Paris, wo ich April 1859 eintraf und die Spitäler besuchte, Französisch praktizierte. Paris war damals auf der Höhe des Glanzes der napoleonischen Regierung. Ich erlebte

*) Anläßlich der Veröffentlichung der Bismarck-Erinnerungen meines Vaters (Bismarck-Erinnerungen. Von Freiherr Lucius von Ballhausen. Stuttgart 1920, J. G. Cotta Nachf.), die demnächst in unveränderter Neuauflage erscheinen werden, habe ich zahlreiche Zuschriften mit der Anregung erhalten, Biographisches aus der Jugendzeit meines Vaters zu veröffentlichen. Der folgende Abschnitt ist die genaue Wiedergabe eines Teiles der Selbstbiographie meines Vaters, die er ebenso wie die Bismarck-Erinnerungen nach seinen von Jugend auf geführten Tagebüchern niedergeschrieben hat.
Freiherr Lucius von Stoedten.

den Ausbruch des italienischen Krieges da, sah den Kaiser zum Bahnhof zur Abreise nach Italien fahren und war Zeuge des Jubels über die ersten Siegesnachrichten — Montebello, Magenta — grande bataille — grande victoire.

Inzwischen wurde in Preußen mobil gemacht, was mich nötigte, heimzufahren und mich zum Eintritt zu melden. Ich tat das in Düsseldorf bei den 11. Husaren. Jedoch ehe ich noch eingekleidet war, kam die Nachricht vom Friedensschluß von Villa Franca — Juli 1859. So konnte ich wieder abreisen und begab mich über Hamburg—Leith nach Edinburgh, wo mein Freund Hunter mit seiner liebenswürdigen, gutsituierten Familie einen willkommenen Anknüpfungspunkt bot. Ich machte mit meinem Freunde eine genußreiche Reise durch das schottische Hochland und blieb den Winter in Edinburgh, fleißig die Kollegien von Syme, Lister, Simpson besuchend, Fuchsjagden mitreitend, die Zeit von Sonnabend bis Montag meist in Creigwook Castle bei Hunters zubringend. Dabei lernte ich schnell Englisch und gewann zahlreiche angenehme Familienbeziehungen.

Inzwischen wurde in Preußen die seit mehreren Jahren vorbereitete ostasiatische Expedition ins Werk gesetzt, und ich beeilte mich, daran teilzunehmen, indem ich mich zum Eintritt als einjährig-freiwilliger Schiffsarzt meldete. Da ich abgewiesen wurde, weil alle Stellen besetzt seien, entschloß ich mich kurz, den Feldzug der Spanier gegen Marokko mitzumachen, welcher damals im Gang war. Ich erhielt durch die Gesandtschaft in London, welche damals Graf Bernstorff bekleidete, Empfehlungen nach Madrid an den preußischen Gesandten Graf Galen und die spanische Regierung. Im März 1860 verließ ich England und reiste über Paris, Bayonne — von hier per Diligence Tag und Nacht fahrend — nach Madrid. Diese schweren Fuhrwerke waren mit 12 Maultieren und einem Leitpferd bespannt, auf welchem der Correo saß. Derselbe Postillion ritt von Bayonne bis Madrid Tag und Nacht ohne größere Ruhepausen, als das Umspannen der Tiere erforderte. Es ging in andauerndem Trab und Galopp bergauf, bergab, selbst zum Essen wurde den Reisenden kaum Zeit gelassen und zu den unregelmäßigsten Stunden.

Nach kurzem Aufenthalt in Madrid reiste ich in derselben Weise über Sevilla nach Cadix weiter, von da zu Schiff nach Gibraltar — von wo ich mit einem schwedischen Offizier Ankerkrona zusammen, welcher den gleichen Zweck verfolgte, nach Tetuan übersetzte, was die Spanier bereits erobert hatten.

Im Lager Odonnles traf ich mit den preußischen Offizieren zusammen, welche unter Führung des Obersten von Galen schon seit einigen Wochen bei der Armee waren und schon verschiedene Gefechte bestanden hatten. Major von Sandert, Graf Th. Stollberg, Roth von Schreckenstein waren die anderen Teilnehmer. Da kein deutscher Militärarzt vorhanden und ich völlig zum Zweck equipiert war, ohne meinerseits Ansprüche zu machen, wurde ich freundlich aufgenommen und habe in der angenehmsten Kameradschaft mit allen Herren gelebt. Den 22. März 1860, Geburtstag des Prinzregenten, feierten wir solenn in Tetuan mit einem Diner, den folgenden Tag rückte die ganze Armee auf dem Weg nach Tanger vor, und es entspann sich bald ein heftiger Kampf, welcher bis zum Eintritt der Nacht dauerte und in welchem die Armee im steten Vorrücken blieb, jede Position erkämpfend. Es war nicht sowohl eine Schlacht als eine Menge von Einzelkämpfen. Das Gros marschierte den trockenen Flußlauf im Tal entlang, während die Flügel über die Höhenzüge zu beiden Seiten in aufgelöster Ordnung zogen, fortwährend von tapfer darauf losstürzenden Marokkanerherden zu Fuß und zu Pferd angegriffen und angreifend. Es war ein stetes Handgemenge, Gefangene wurden nicht gemacht, alles wurde massakriert, so daß es auch wenige Verwundete zu verbinden gab, feindliche fast gar nicht.

Wir kampierten auf dem Schlachtfeld, öfters auch in der Nacht alarmiert durch Schüsse einzelner Gruppen, welche sich ins Lager resp. gegen die es hütenden nahen Vorposten stürzten.

Die Armee hatte sich kaum in langsamen Marsch gesetzt, als Friedensboten von dem feindlichen Oberbefehlshaber Muley Abbas kamen. Es wurde Halt gemacht, zwischen den beiden Armeen eine neutrale Zone abgesteckt, ein Zelt aufgeschlagen, wohin sich die beiderseitigen Oberbefehlshaber mit glänzenden großen Stäben begaben. Während der mehrere Stunden dauernden Beratungen beobachteten sich die Armeen in nächster Nähe, in der Ferne fielen noch einzelne Gewehrschüsse.

Die Sache endete mit Waffenstillstand und vorläufigem Friedensschluß. Die Schlacht hieß Dal Draß.

Wir blieben noch einige Tage, dann schiffte ich mich mit der Mehrzahl der preußischen Offiziere wieder ein nach Gibraltar — Algeciras.

Von da machte ich mit dem Grafen Th. Stollberg eine Reise zu Pferd durch Andalusien über Malaga, Granada, Cordova nach Sevilla, wo gerade die große Frühjahrsmesse Anfang Mai war, eine höchst interessante, genußreiche Tour, deren Beschwerlichkeiten man in der Jugend kaum empfand.

In Sevilla verkauften wir Pferd und Maultier und fuhren nach Madrid. Dort trennte ich mich von meinem bisherigen Gefährten und reiste über Valencia, Marseille, Malta nach Alexandria, Kairo. In letzterem Ort traf ich die Herren von Brandt und von Bunsen, welche den Chef der preußischen Expedition, Grafen Eulenburg, dort erwarteten. Ich wurde schnell mit den Herren bekannt und machte einige Touren und Ausflüge mit ihnen. Nach etwa vierwöchigem Aufenthalt reiste ich weiter über Suez — damals nur durch Eisenbahn erreichbar — Aden nach Ceylon, wo ein mehrwöchiger Aufenthalt gemacht wurde. Hier wurde ich mit anderen Expeditionsmitgliedern, dem Maler Berg, Heyne, Kaufmann Spieß, bekannt und machten wir Touren nach Kolombo, Condy, Adams Peak zusammen. Als dann der Graf Eulenburg ankam, wurde ich auch mit diesem schnell vertraut und schlug er mir aus eigener Bewegung vor, bei der Expedition als der Gesandtschaftsarzt zu bleiben, vorausgesetzt, daß ich keine besonderen pekuniären Ansprüche mache. Damit war ich natürlich sehr wohl zufrieden und gab den Plan, die englisch-französische Expedition gegen China mitzumachen, ohne weiteres auf. Ich habe das auch nie zu bereuen gehabt, ich wohnte der Expedition vom Anfang bis zum Ende in den angenehmsten Verhältnissen bei, und die dabei gewonnenen Beziehungen sind mir angenehm und förderlich durchs ganze spätere Leben geblieben. Insbesondere war der Chef, Graf Eulenburg, ein selten begabter, unterhaltender, liebenswürdiger, fähiger Mann, welcher mehr als älterer Kamerad und Freund auftrat, als wie als Vorgesetzter. Höchst witzig, voll von Geschichten, ein Lebemann besten Genres, hat er auch die ernsten Pflichten seiner Mission nie vernachlässigt, sondern alle ihm gestellten Aufgaben auch unter schwierigen, selbst gefährlichen Verhältnissen mit großer Ausdauer und Tapferkeit gelöst.

Allein ich will keine Geschichte dieser höchst interessanten, erfolgreichen Expedition schreiben! Sie führte uns im August 1860 von Singapore, wo der Vereinigungspunkt der Mitglieder der Gesandtschaft und des aus vier Schiffen bestehenden Geschwaders (Ancona, Gefion, Elbe, Frauenlob) war, nach Jeddo. Wir segelten mit dem Frauenlob zusammen und benutzten die Ancona nur bei Windstille wegen ihrer Dampfkraft. Unterwegs, am 2. September erlebten wir einen schweren Zyklon, einen der Taifun-Wirbelstürme, welche in dieser Jahreszeit in jenen Breiten besonders häufig wüten. Die Ancona kam mit knapper Not durch den Sturm dank ihrer Auxiliar-Dampfkraft, der Frauenlob ging mit Mann und Maus verloren, wir haben nie wieder eine Spur davon gesehen.

Am 4. September liefen wir in die lange Bai von Jeddo ein, nachdem wir schon einen Tag vorher die Spitze des Fusiyama wie eine Wolke in der Ferne erblickt hatten. Japan, damals von dem europäischen Fremdenverkehr fast völlig unberührt, bot das höchste Interesse ganz eigenartiger Zustände, welche denen unseres feudalen Mittelalters entsprachen. Eine hohe und doch völlig originelle Kultur, ein hochbegabtes, liebenswürdiges Volk von den besten Umgangsformen.

Außer den Gesandten von Amerika (Harris), England (Alcock), Frankreich (Bellecourt) waren nur einzelne Missionare damals in Jeddo geduldet, z. B. Abbé Richard, während die Kaufleute und Konsuln auf Kanagawa, Nagasaki, Hakodate angewiesen waren. Wir selbst lebten halb wie Gefangene in einem für uns errichteten Gebäudekomplex, bewacht von Bewaffneten (Jokumins), welche uns auch auf unseren Ausritten zu Pferd begleiteten. Nach Dunkelwerden gingen wir nie aus. Die Tore waren geschlossen, und japanische und Matrosenschildwachen behüteten uns. Da die Vertragsverhandlungen sich sehr in die Länge zogen, so hatten wir hinreichend Gelegenheit, Land und Leute zu studieren. Wir machten täglich längere Exkursionen zu Pferd in die Umgegend, besuchten interessante Tempel, frequentierten Läden und machten Einkäufe von Bronzen, Lackwaren, Stickereien, Büchern, Stoffen, Bildern usw. Akabony war ein förmlicher Basar, wohin uns Händler Waren aller Art, gute und schlechte, brachten.

Im März 1861 gelangte der Vertrag zum Abschluß, nachdem die letzten Wochen noch getrübt worden waren durch die Ermordung des amerikanischen Legationssekretärs Heuskens, eines Holländers, welcher bei Graf Eulenburg als Dolmetscher fungiert hatte. Auf dem Heimweg von uns, wo er wie gewöhnlich gespeist hatte, wurde er von Japanern überfallen und schwer verwundet. Ich fand ihn schon in den letzten Zügen, verband ihn, aber er entschlief, ehe wir ihn hatten zu Bett bringen können.

Wir fuhren zunächst nach Nagasaki durch die Van-Diemen-Straße mit ihrem rauchenden Vulkan. Mit dem Austritt aus der Bai von Jeddo kamen wir in schwere Stürme und waren auf einer Reise, die sonst in drei bis vier Tagen zurückgelegt wird, über 20 Tage unterwegs. Die frischen Vorräte gingen dabei ganz aus, und wir waren auf gewöhnliche Schiffskost angewiesen. Es behielt aber alles seinen guten Humor, und wir genossen das Leben in dem paradiesischen Nagasaki, wo besonders die Holländer uns höchst gastlich aufnahmen, doppelt.

Nach kurzem Aufenthalt dampften wir nach der chinesischen Küste, nach Schanghai, welche ebenso unanziehend in ihrer flachen, kahlen Beschaffenheit war, wie Nagasaki malerisch und heiter. Zum Unglück fuhr das von Lotsen geleitete Schiff auf einer Untiefe im Woosong River fest, und es bedurfte mehrerer Tage Arbeit und der Hilfe der englischen Korvette Chesa peak, Kapitän Corbett, um wieder loszukommen. Die Mitglieder der Gesandtschaft gingen inzwischen an Land und fanden bei Deutschen, dort etablierten Landsleuten, gastliche Aufnahme. Graf Eulenburg wohnte bei dem Vertreter der Hamburger Firma Pustan & Co., Herrn W. Probst, andere bei Konsul Overweg, ich bei Mr. Withall, dem Repräsentanten des großen Hauses Jordine, Matthesson & Cie.

Die Vertreter dieser und der anderen großen Firmen, wie Dent & Co., bewohnten wahrhaft fürstliche, dem Klima entsprechend eingerichtete Paläste, hielten offene Tafel und repräsentierten in großartiger Weise. Der französische Koch Dents erhielt 600 £ Jahresgehalt! Alle in England üblichen Sports wurden getrieben, ein Rennplatz, welcher zugleich zur Morgenpromenade diente, war vorhanden. Die Umgegend von Schanghai ist flach und wenig interessant. Zudem konnte man sich nicht weit ins Innere entfernen, weil die Teiping-Bewegung damals auf ihrer Höhe war und zahlreiche arme Flüchtlinge täglich mit den Resten ihrer Habe in der

unter europäischer Hut stehenden Stadt Schutz suchten. Besonders fiel auf, daß die Flüchtlinge öfters große, schwere Särge mit sich führten, welche, für das Familienoberhaupt bestimmt, als wertvollster Besitz gerettet wurden. In diesem flachen Alluvialland können die Särge nicht unter die Erde gebracht werden wegen des hohen Grundwasserstandes, sie stehen daher unbedeckt auf den Feldern umher und bilden hier und noch mehr in Tientsin die nicht gerade heitere Staffage der Landschaft, in welcher man sich meilenweit bewegt.

Nach etwa sechswöchigem Aufenthalt verließen wir Schanghai und dampften nach Norden dem Golf von Petschili zu, wo der Peiho mündet, der Zugang zu Tientsin und Peking. Vor den Takuforts, welche wenige Monate vorher von den Engländern und Franzosen genommen worden waren, indem man unter Umgehung der Flußfront Truppen in den durch Werke nicht gedeckten Rücken der Forts gelandet hatte, wurden wir, d. h. die Mitglieder der Gesandtschaft Graf Eulenburg, der Neffe Graf Eulenburg (jetzt Oberhofmarschall S. M. des Kaisers), die Attachés von Bunsen, von Brandt, Maler Berg und ich, von einem französischen Kanonenboot aufgenommen und nach Tientsin befördert. Bei Tientsin mündet der Große Kanal in den Peiho, welcher wiederum die Seeverbindung herstellt. Es ist ein bedeutender Verkehrsmittelpunkt, welcher seitdem noch erheblich gewachsen ist. Die eine Stadthälfte war von den englischen Truppen (General Hoveley) okkupiert, die andere durch den Fluß getrennt von den Franzosen. Da wir auf der englischen Seite ein geräumiges chinesisches Haus fanden, so blieb unser Verkehr meist oder ausschließlich ein englischer, besonders mit den Offizieren von Fanes-House und der 60. Rifle-Brigade, letztere meist Schotten und ein sehr distinguiertes Regiment, welches noch die alte schwarze Hannover-Braunschweigische Uniform aus dem Peninsula war trug. Kol. Fone, ein künstlerisch höchst begabter Offizier, welcher ein reiches Skizzenbuch aus seinem Compaque-Leben in Indien und China besaß, gehörte zu unseren besonders gern gesehenen Gästen. Auch Gordon, damals junger Kapitän und im Beginn seiner Tätigkeit zur Organisation der chinesischen Armee, sahen wir einige Male. Er war aber immer sehr in Anspruch genommen und erschien nur flüchtig. Er genoß schon damals besonderes Ansehen, und man sagte ihm eine große Karriere voraus.

Abgesehen von diesem interessanten Verkehr und der Neuheit des chinesischen Lebens war der Aufenthalt höchst monoton und durch die unerträgliche Hitze sehr ungesund. Tag und Nacht war es wochenlang 28—30 ° R, keine Abkühlung durch frische Brisen, gelegentlich kamen heiße schirokkoartige Staubstürme, welche auch die Gegenstände im geschlossenen Zimmer mit roten Staubdecken überzogen. Man triefte von Schweiß, und das Papier, auf welches man schrieb, trug die Spuren davon. Der einzige Komfort waren die kristallhellen Eismassen, welche vorhanden und billig käuflich waren. Damit kühlte man das destillierte flaue Flußwasser, was man sonst kaum rein genießen konnte. Der Gesundheitszustand war entsprechend schlecht, Dysenterie und intermittierendes Fieber grassierten. Wir alle selbst litten mehr oder weniger daran, die einzig sichere Kur war Evakuierung nach den Schiffen, welche auf hoher See im Golf von Petschili lagen. Am widerstandsfähigsten erwiesen sich die Grafen Eulenburg, Onkel und Neffe. Ich hatte Intermittierendes und magerte zum Skelett ab, hielt aber doch am Land aus, bis Anfang September 1861 plötzlich ein Witterungsumschlag zu einem sonnigen, aber frischen, kühlen deutschen Herbst eintrat. Vermutlich weil ich so körperlich kaputt war, empfand ich den sich vorbereitenden Umschlag schon ca. 48 Stunden voraus und prophezeite ihn, allerdings ungläubigen Ohren. Mit der kühlen Witterung war auch das Fieber ohne Chinin verschwunden, Schlaf und Appetit kehrten wieder, und wir waren alle in kurzer Zeit gesunde Leute. Nur der schon ältere portugiesische Dolmetscher

Marquez, welcher von Macao zu uns gekommen war, kehrte invalid von einem Schlaganfall heim, und der Diener des Grafen Eulenburg starb in Tientsin. Von dem etwa 600 Mann starken Rifle-Bataillon wurden in den sechs heißen Monaten über 100 Mann dort begraben, obschon sozusagen gar kein Dienst war und alles für gute Pflege Erforderliche reichlich gewährt wurde.

Inzwischen waren die Verhandlungen zum Abschluß gebracht worden, und wir begaben uns nach Peking, die Stadt zu sehen und dem Regenten, Prinz Kung, welcher für den minderjährigen Kaiser die Regierung führte, unsere Aufwartung zu machen. Der Gesandte und die anderen machten die Reise per Boot in zwei bis drei Tagen, während Berg und ich die Reise zu Pferd machten. Wir hatten uns alle in T. beritten gemacht auf den vorzüglichen, ausdauernden, mittelgroßen, tartarischen Pferden; sie sind höchstens 5 Fuß hoch, breit und fest gebaut ähnlich wie Cobs, traben und galoppieren stundenlang, fraßen, was sie bekamen. Wir reisten ohne besonderen Schutz und hatten nirgends eine unangenehme Begegnung. Die Einwohner waren wohl noch unter dem Eindruck der Zerstörung des kaiserlicher Sommerpalastes und der vollstreckten Strafexekution gegen die Chinesen, welche die englischen und französischen Geiseln mißhandelt hatten.

In Tungchow, einem großen, blühenden Ort, vereinigten wir uns mit Graf Eulenburg und ritten die letzten zehn bis zwölf englischen Meilen nach Peking, unterwegs das Schlachtfeld von Polinkow passierend. Eine große, breite, halb zerfallene Marmorbrücke über einen damals wasserarmen Fluß bildete das Zentrum der Position.

P., was mit seinen hohen, meilenlangen, breiten Mauern und hohen Toren einen höchst stattlichen Eindruck, ganz den der Metropole eines Weltreichs macht, war für uns in jeder Beziehung ein höchst angenehmer Reisepunkt und Ort der Erholung. Die Stadt selbst liegt zwar ganz eben, allein sie bietet mit ihrem großartigen Verkehr von Kamelkarawanen und mongolischen Reiterscharen, den belebten Straßen, zahlreichen Läden, Wirtshäusern, Wechselbuden, Maultiermietwagen, welche an den großen Straßen stehen, ein anziehendes Bild großen und eigenartigen Verkehrs. Die Umgegend ist hügelig, und in kaum zwei Stunden ist man auf den blauen Hügeln, wo zahlreiche Tempel und Villen von Einheimischen und Fremden als kühler Sommeraufenthalt benutzt werden. Gesund und angenehm zugleich.

Wir waren als Gäste bei verschiedenen Gesandten logiert, Graf Eulenburg bei dem französischen Gesandten Bourboulon, Bunsen, Berg und ich bei dem russischen Gesandten General von Balluseк. Der General war jung verheiratet, und seine höchst liebenswürdige Gemahlin hatte die Landreise von Petersburg, Irkutsk, Kiachta nach Peking vielleicht als erste europäische Dame mit ihm gemacht. Mir und uns allen sind jene Wochen in angenehmster Erinnerung geblieben, und Fr. v. B. habe ich 1885 als Witwe und Vorsteherin eines Fräuleinstifts in Nischninowgorod wieder getroffen.

Von Peking machte ich in Gesellschaft einiger russischer Herren, von Glinke, Kowolewski, Goetz und anderer, einen mehrtägigen Ritt nach der großen chinesischen Mauer, welche dort noch wohlerhalten ist und, in Zickzackzügen bergauf, bergab gehend, die dortigen Gebirgstäler völlig abschließt. Die Steigungen sind zum Teil so stark, daß auf der breiten Mauer Hunderte von Stufen auf- und abwärts führen.

Wir alle verließen Peking sehr ungern, es war ein schöner Abschluß der trüben, eintönigen Zeit in Tientsin.

Ende Oktober gingen wir wieder in See, und zwar nach Nagasaki zurück, zur Erholung der Mannschaften, welche fünf Monate auf der Reise gelegen hatten, fast ohne je ans Land zu kommen, und zur Verproviantierung der Schiffe. Wir be-

grüßten das schöne Japan wieder wie eine zweite Heimat und wurden wie alte Freunde da aufgenommen.

Von da ging die Fahrt noch Hongkong, von wo ich mich auf 14 Tage nach Manila beurlaubte. Die Fahrt geschah auf einem kleinen spanischen Dampfer, und die See war so stürmisch, daß wir einige Havarie erlitten und zeitweise in recht kritischer Situation waren. Indessen erreichten wir Manila glücklich, ich machte die Bekanntschaft deutscher, da etablierter Landsleute, brachte einen Abend bei dem Gen. Capitano Le Mery zu, welcher mich als marokkanischen Kampfgenossen (mir war die Isabella cat nachgeschickt worden, welche ich da zum ersten Male und als ersten Orden trug) besonders aufmerksam behandelte. Die Spanier zeichnen sich überhaupt durch ihre große Courtoisie und Gastlichkeit gegen Fremde überall aus; insbesondere haben gerade die niederen Stände bis zu den Pirues — Straßenaufsehern — eine Grandezza und Art des Auftretens, wie es nur alter Kultur und vornehmer Abstammung eigen ist. Eine Tour per Kahn nach den durch Kanäle verbundenen Inlandseen füllte die übrige für den Zweck allerdings sehr kurz zugemessene Zeit aus. Es schwebt über dieser alten spanischen Kolonie ein besonders poetischer Hauch; diese Mischung von Heidentum und Katholizismus, repräsentiert durch eine schöne und begabte Mischrasse von Malaien und Spaniern, hat etwas Eigenartiges und höchst Anziehendes.

In Hongkong noch rechtzeitig für die Fahrt nach Siam angekommen, legten wir die Reise dahin ohne besondere Zwischenfälle zurück und erreichten den Golf Mitte Dezember. Wir erhielten dort die Nachricht von dem Ableben des Prince Consort Albert, 14. oder 15. Dezember 1861. Wir landeten bald in Bangkok und wurden in einem großen, auf hohen Pfählen ruhenden Haus aus Holz und Strohmatten untergebracht. Die ganze Stadt ist in dem zeitweise überschwemmten Alluvium gebaut, teilweise stehen die leichten Hütten auf Bambusflößen. Die Kommunikation geht wie in Venedig fast nur zu Wasser. Größere Gebäudekomplexe bildeten die Wohnung des Königs — es gab damals gerade zwei — der Prinzen und andern Großen. Der Hofstaat und die Familien der zahlreichen Prinzen sind infolge der unbegrenzten Vielweiberei sehr groß. Der erste König, ein Mann in den vierziger Jahren, welcher etwas englisch radebrechte und uns oft empfing, war meist von einem ganzen Rudel kleiner Prinzen umgeben, welche lustig und gefällig uns mit Zigarren und Feuer bedienten. Er bekam in einer Woche während unseres Aufenthalts vier oder fünf Babys von seinen zahlreichen Frauen. Zu Ehren des Gesandten gab er Aufführungen, welche mehrere Tage und Tag und Nacht dauerten und bei welchen Hunderte, vielleicht Tausende von Mädchen und Frauen als Sängerinnen, Tänzerinnen und Schauspieler fungierten. Das Orchester bestand aus Holzinstrumenten, welche zum Teil nicht gerade mißtönige Musik machten, im übrigen bildeten endlose Rezitative, Aufzüge und langsame Tänze mit ruhigen Bewegungen die Unterhaltung. Wir wohnten der Sache nur stundenweise bei und fanden es mehr interessant als besonders amüsant. Freilich verstanden wir vom Inhalt der Handlung nichts, und an sich wird man in dem erschlaffenden und heißfeuchten Klima schnell müde und abgespannt. Ich wurde öfters als weiser Arzt des Westens zum König zitiert, welcher in seiner Jugend buddhistischer Priester und daselbst zum Zölibat verurteilt gewesen war. Unerwartet zur Regierung gelangt, hatte er offenbar sich bestrebt, das Versäumte nachzuholen, und sein Hauptinteresse bildeten Fragen, wie er sich die ewige Jugend und Manneskraft erhalten könne.

Sein Onkel, Choom Luang Wangsa, welcher ärztliche Wissenschaft getrieben hatte und auch praktizierte, lud mich auch öfters ein, indem er ein großes, stattlich bemanntes Boot schickte, welches gewöhnlich ein königlicher Prinz führte.

Nachdem ein Handelsvertrag ohne viel Schwierigkeiten geschlossen war, machten wir noch einen Ausflug nach der alten, verlassenen Königsstadt Aguthia, deren Ruinen, von Schlingpflanzen überwachsen, eine malerische Einöde und einen Wallfahrtsort für die Eingeborenen bildete. Wir machten die Reise dahin zu Wasser auf einem Regierungsdampfer, welcher, vermutlich nicht sehr geschickt gesteuert, gelegentlich entgegenkommende, mit Reis beladene Boote in den Grund bohrte, ohne sich viel darum zu kümmern. Den letzten Teil des Weges legten wir auf Elefanten weiter zurück, eine langsame, aber nicht uninteressante Art der Beförderung, da der hohe Sitz bequeme Beobachtung der Pflanzen- und Tierwelt erlaubt. Mit Siam war der letzte amtliche Expeditionszweck erledigt. In Singapore wurde im März 1862 der Geschwaderverband aufgelöst, die Schiffe traten die Heimreise um das Kap an, die Zivilmitglieder die Rückreise über Suez. Wir schieden allseitig im besten Einvernehmen, was gewiß den ausgezeichneten, liebenswürdigen Persönlichkeiten des Grafen Eulenburg und des Geschwaderchefs, des Comodore Sundewall, in erster Linie zu danken war. Mir ist nicht erinnerlich, daß je zwischen Zivil und Marine der leiseste Konflikt stattgefunden hätte. Die Mannigfaltigkeit der Komposition der Schiffs- und Gesandtschaftsgesellschaft erleichterte und belebte den Verkehr.

Ich fuhr zunächst allein weiter über Madras nach Kalkutta, wo Lord Elgin damals Gouverneur war. Von den in Kalkutta etablierten Deutschen, von Ernsthausen, Schiller usw., wurde ich gastlich aufgenommen, auch vom Gouverneur mehrmals zur Tafel gezogen. Alles in sehr vornehmem Stil.

Von Kalkutta ging ich, soweit wie vorhanden Eisenbahn, sonst Dooly Dack benutzend, über Benares, Agra Lucknow, Delhi in den Himalaja nach Simla Nakonda bis nahe der tibetanischen Grenze. In Umballah zu Pferd steigend, gelangte ich aus der drückenden Hitze der Ebene und wurde wenige Stunden später schon im Gebirge Kossauli von einem mit Hagel gemischten Gewittersturm überrascht, welcher mich wahrhaft erfrischte, während meine indischen Leute vor Kälte schlotterten und sich um das in dem Rathause gemachte Feuer drängten.

Diese Eindrücke des plötzlichen Wohlbehagens und der wieder erwachten Lebensenergie wie hier und bei dem Witterungsumschlag in Tientsin sind mir heute nach mehr als dreißig Jahren noch in lebhafter angenehmer Erinnerung.

Der Verkehr in Simla, wo der Militärgouverneur Sir Hugh Rose, welcher in seiner Jugend viel in Deutschland, besonders in Berlin gewesen war, mich sehr freundlich empfing, war äußerst anregend und munter. Simla war damals wie vermutlich noch heute die beliebteste Gesundheitsstation, wohin Beamte und Offiziere auf Monate gingen. Man lebte in zwangloſem Verkehr mit den zahlreich vorhandenen Familien, während das komfortable Klubhaus für die Junggesellen einen behaglichen Vereinigungspunkt bot. Bälle, Picknicks, Diners folgten sich. In einzelnen der besuchten Orte, wie Delhi, wurde ich von dem Chefagent der Regierung aufgenommen und wie ein alter Freund behandelt.

Von Umvitsir ging ich nach Moolten und von da mit einem Dampfer den Indus abwärts nach Kurachel, wo ich im Haus des sehr wohlsituierten Konsuls Denso, eines Erfurter Landsmannes, höchst freundliche Aufnahme fand. Auf der Fahrt wäre ich beim Baden im Indus noch um ein Haar ertrunken, rettete mich aber noch selbst ohne weiteren Nachteil für meine Gesundheit. Bombay bildete die letzte indische Station. Dann trat ich die Heimreise über Suez, Korfu, Triest, Wien an und erreichte im August 1862 glücklich Erfurt, wo meine gute Mutter und die Geschwister mich mit offenen Armen empfingen.

# Politische Rundschau

Das Herannahen des ersten Mai trieb die deutsche Regierung, wie zu erwarten war, zu äußersten, und es ist heute erlaubt zu sagen, zu verzweifelten Anstrengungen, um den Vormarsch der Franzosen über den Rhein zu verhüten. In Nachgiebigkeit gegen Ratschläge, die Herrn Simons von einem anderen Reichsministerium erteilt wurden, rief er die Hilfe und das Schiedsgericht der Vereinigten Staaten an. Er erklärte im Namen des deutschen Volkes, daß es sich bedingungslos dem Spruche Hardings unterwerfen werde. Die Vereinigten Staaten lehnten eine solche Einmischung in die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und den Westmächten auf den Anruf nur des eines Teiles hin ab. Sie stellten der Reichsregierung aber anheim, ihnen bestimmte Vorschläge zur Wiedergutmachung der Kriegsschäden zu übermitteln, damit sie sie an die Regierungen der Westmächte weitergebe; die Vorschläge müßten ausreichend sein. Der Standpunkt der Vereinigten Staaten in der Sache war bekannt. Sie halten uns für schuldig am Kriege; sie verlangen im eigenen geschäftlichen Interesse, daß wir so viel zahlen, als uns nur irgend möglich ist. Es konnte ihnen deshalb nur ein Vorschlag genügen, der auf die Annahme mindestens des ursprünglichen, wahrscheinlich sogar auf die des inzwischen verschärften Pariser Diktates hinauskam. Herr Simons konnte sich auch jetzt noch nicht zu einem solchen Erbieten entschließen. Er unterbreitete den Amerikanern nur einen Vorschlag, der, wie es in einem halbamtlichen Aufsatze der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 27. April hieß, den Pariser Anforderungen „so überaus nahe kam, daß eigentlich auf der Gegenseite kein Grund besteht, die Verhandlungen auf dieser Basis, noch dazu, wo wir uns der Hilfe eines mächtigen Vermittlers bedienen, abzulehnen". Man konnte die politische Lage nicht gut gründlicher verkennen, als es hier geschah, und sich gleichzeitig kaum unpolitischer ausdrücken. Es blieb denn auch nunmehr die glatte Abweisung nicht aus. Aufs höchste erschreckt, wollte sich die Reichsregierung danach noch mit einem weiteren Angebot an die Westmächte selber wenden, nachdem sie sie eben erst durch den Hilferuf an Amerika geflissentlich umgangen und die eine von ihnen, Frankreich, noch obendrein in dem Hilferufe ohne Not scharf kritisiert hatte. Die Westmächte waren unterdessen schon über ein Ultimatum an uns einig geworden. Sie wußten sich durch die Vereinigten Staaten so sicher gedeckt, daß sie gar einen Dank dorthin drahteten, worin sie die Hoffnung auf die „gütige Unterstützung der Vertreter Amerikas auch bei den zukünftigen Verhandlungen mit Deutschland und bei allen mit dem Vertrag in Versailles zusammenhängenden Angelegenheiten" zum Ausdruck brachten. Alsbald nach dem Eintreffen des Ultimatums suchte das Reichsministerium seine Entlassung nach, und der Reichstag unterwarf sich nach Tagen hilflosester Verwirrung fast aller seiner Parteien ohne Vorbehalt.

Nur mit tiefer Trauer können wir auf das politische Verhalten unserer Regierung und unserer Parteien seit den Pariser Beschlüssen zurückschauen. Was wollte man, als man gegen die Beschlüsse unbedingten Einspruch erhob? Das „Berliner Tageblatt" schrieb am 9. Mai: „Wer wird bei einem politischen Geschäft wie bei einem anderen eine unerhörte Forderung sofort mit lautem Ja begrüßen und nicht versuchen, zu retten, was irgend sich retten läßt?" Das Blatt deckt diese Äußerung

mit dem Zeichen seines Hauptredakteurs, des Herrn Theodor Wolff. Trotzdem ist nicht anzunehmen, daß das „Unannehmbar" rein geschäftstüchtig von der Regierung und dem Reichstag gemeint war. Wenn aber nicht, dann war ein derart entschiedenes „Nein" gleich zu Anfang unter den gegebenen Umständen doch nur dann richtig, wenn sich die Regierung und die Parteiführer einerseits der Billigung der Weltmeinung, d. h. ihres völligen Umschwungs gegen die Kriegsjahre, und andererseits der vollen Erholung unseres Volksgeistes von seinem Niederbruche im Herbste 1918 und seiner Bereitschaft, den opfermutigen Widerstand gegen den französischen (und polnischen) Imperialismus nunmehr bis zum letzten durchzuhalten, gewiß waren. Wir haben selbst in den Tagen des ärgsten Druckes Erzbergers und seiner Genossen auf unsere Stimmung den Versailler Frieden als undurchführbar und als für uns unerträglich erklärt. Sachlich gaben uns die Pariser Befehle Grund, auf diese Erklärung zurückzugreifen und unsere fernere Mitwirkung zur Vollstreckung des Friedens zu verweigern. Indessen, es fällt schwer, anzunehmen, daß auch nur irgendeiner unter den unsere Politik mitbestimmenden Männern so weit zielen wollte, als er sich für das „Unannehmbar" einsetzte. Die Regierung hat sich wohl durch den Verlauf der Londoner Beratung überraschen lassen. Sie glaubte nicht, daß es die Westmächte sofort auf den Bruch ankommen lassen würden, und verlor, als es anders kam, auch daheim, den Parteien gegenüber die Zügel. Die Parteiführer aber machten die Volksstimmung mit, die so rasch wie immer bei uns aufwallte, und leisteten ein neues Mal den tönenden Treuschwur, daß wir niemals Unmögliches auf uns nehmen würden. Die Wochenzeitung „Gewissen" warnte gleich damals: man möge jedem Reichstagsabgeordneten endlich ein Büchlein in die Hand drücken, worin zusammengestellt sei, wie oft die Parteien schon ihren unerschütterlichen Willen aller Welt angelobt hätten und danach doch umgefallen wären. Die Warnung ist als berechtigt nur zu sehr erwiesen worden.

Heute darf vielleicht die Ansicht offen geäußert werden, daß der Zeitpunkt, eine Reibung zwischen den Westmächten und uns heraufzubeschwören, denkbar ungeeignet war. Briand hatte sich eben erst als Ministerpräsident mit so vieler Mühe gegen Poincaré durchgesetzt, daß ihm von uns, falls er überhaupt innerlich zu einer ruhigeren Politik bereit war, Zeit gelassen werden mußte, fest in den Sattel zu kommen. Die gleiche Erwägung galt gegenüber Harding. Von ihm hat der Rundschauer der „Kreuzzeitung" Ende April durchaus zutreffend gesagt, daß „Zeit vergehen müsse, bis sich Amerika in dem Wirrwarr neu orientiert habe, den die Wilsonsche Politik schließlich trotz des Sieges angerichtet hat". Es kam dazu, daß wir mit der Erfüllung unserer Verpflichtungen, die am 1. Mai fällig wurden, im Rückstande waren, daß unsere Regierung aber durch Großsprechereien Erzbergers, die er sich noch als Minister zuschulden kommen ließ, gegenteiliger Meinung war und wiederholt das Gegenteil behauptet hatte; unsere diplomatische Stellung wurde auch dadurch ungünstig beeinflußt. Vielleicht haben wir es in der ganzen Aktion nur mit einem neuen Glied in der Kette von verkehrten Einschätzungen und Mißgriffen unserer Politik Frankreich gegenüber zu tun. Sie sind seit 1890 allmählich schon traditionell geworden, gegenwärtig jedoch um so bedenklicher, einer je schlimmeren Behandlung wir uns von Frankreich in seinem Siegesrausche und unter dem Antrieb seines wieder flügge gewordenen Imperialismus zu versehen haben. Unser guter Wille verdient auch in diesem Falle keine Anzweifelung; der Fehler liegt wieder ausschließlich in der Art der Ausführung.

Überschlagen wir nunmehr den Schaden, so haben wir, selbst wenn Frankreich das Ruhrgebiet nicht besetzen sollte, den Rhein entlang die Zollgrenze, in den Ruhrhäfen die fremde Besatzung, das rechte Oderufer und damit den industriellen Teil Oberschlesiens an die Polen verloren. So wie Frankreichs Gewicht in Westeuropa

abermals beträchtlich gestiegen ist, so hat sich auch die Lage in den Randstaaten an unserer Ost- und Südostflanke wieder bedrohlich zu unserem Nachteil verschoben. Im Monat April hatten sich unsere österreichischen Volksgenossen ein wenig freier in ihrer Bewegung fühlen dürfen, nachdem das von Frankreich unterstützte ungarische Abenteuer Kaiser Karls mißlungen war. Das Verlangen nach dem Zusammenschluß mit uns drängte stürmisch nach einem Ausdruck. Tirol gab das Beispiel einer Abstimmung und bekannte sich fast einhellig für Deutschland. Briand jedoch dachte nicht mehr daran, sich einschüchtern zu lassen. Er stellte die Wiener Regierung schroff vor die Wahl, ob sie die von ihr erbetenen Lebensmittel- und Finanzkredite von der Entente erhalten oder sich Deutschland zuwenden wolle. Mit dem Blick auf ihre hungernde Bevölkerung fügte sich die Wiener Regierung ebenso, wie sich einige Tage später der deutsche Reichstag dem Ultimatum unterwarf. Gleichzeitig widerfuhr Polen mit französischer Hilfe eine doppelte Verstärkung seiner Stellung, einmal durch den Überfall, den es auf Oberschlesien wagen durfte, sodann durch den Frieden zwischen ihm und Sowjetrußland, der Wilna bei ihm belassen hat. Wäre nicht die innere Lage Polens so trübselig, so müßte es uns in der Tat mit höchster Sorge erfüllen, wie sehr sich seine äußere Macht von den Augusttagen des vorigen Jahres, da die Russen vor Warschau streiften, bis zur Stunde gehoben hat. Der Trost ist billig, womit einige unserer Zeitungen den Eindruck dieser Tatsache abzuschwächen glaubten; sie meldeten aus der Tschechoslowakei, daß man dort mit Korfantys Einbruch in Oberschlesien höchlichst unzufrieden wäre und sich selber durch ihn bedroht fühle. Es ist demgegenüber vermutlich weit mehr der zunehmenden Bedrückung unserer Volksgenossen sowohl in der Tschechoslowakei wie in Rumänien Beachtung zu schenken.

Alles in allem genommen wird auch Herr Theodor Wolff einräumen, daß das laute Geschrei zu Anfang eines Geschäfts — wenigstens im politischen Leben abendländischer Völker — nicht unter allen Umständen ein empfehlenswerter Brauch ist. Dabei ist zur Stunde noch gar nicht abzusehen, wie der unglückliche Verlauf unseres jüngsten Handelns mit den Westmächten auf den Wiederaufbau unseres Anteils an der Weltwirtschaft zurückwirkt. Der bekannte französische Sozialist Delaisi entwickelte kürzlich die Meinung, daß der Griff nach dem Ruhrgebiet im Grunde ein Rückschlag gegen das Streben von Stinnes sei, in Österreich Fuß zu fassen, und daß dabei England mehr wie das politische Frankreich der treibende Teil wäre, weil es im vorigen Jahre von der Furcht vor einer Verständigung zwischen Loucheur und Stinnes überkommen wurde. Dem entgegen ist nun freilich geltend gemacht worden, daß Frankreich im Besitze des Ruhrgebietes und Oberschlesiens über die gesamte Kohlenerzeugung des europäischen Festlandes verfüge und damit für England ein gefährlicher Nebenbuhler werde. Es wird wohl auch vermutet, daß amerikanisches Kapital mit dazu beigetragen habe, die Franzosen auf das Ruhrgebiet zu hetzen, und England um so mehr Anlaß zur Vorsicht habe. Von Natur sind die wirtschaftlichen Vorgänge, die sich mit den außenpolitischen seit dem Ende des Krieges eng und enger verflochten haben, noch undurchsichtiger, als die außenpolitischen selber. Auf jeden Fall ist Stinnes einstweilen unbeirrt seinen Weg in Österreich weitergegangen. Zu Beginn des Monats Mai ist die Umbildung der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft, die durch seinen Hinzutritt notwendig geworden war, endgültig geworden. Andererseits mahnt uns das Interesse Englands an der künftigen wirtschaftlichen Kräfteverteilung auf dem Festlande zur Zurückhaltung gegenüber allen Ratschlägen, durch die sich England uns auf Kosten Frankreichs als der von weniger Übelwollen und Mißtrauen erfüllte Feind empfiehlt. Passiver Resistenz soll damit nicht das Wort geredet werden, sondern nur ruhiger Überlegung im Sinne des alten: „Timeo Danaos et dona ferentes.“ Wer von uns traut sich ein Wissen darum

zu, ob nicht die Rücksicht auf den sich beklemmend lange hinschleppenden und zur Zeit des Ablaufs der uns bezeichneten Frist plötzlich wieder bedenklicher gewordenen englischen Bergarbeiterstreik Lloyd George zu den guten und ehrenwerten Reden veranlaßt hat, durch die er uns seit unserer Unterwerfung „lebhafte Genugtuung" bereitet. Wir werden sehen, ob sie nicht vielmehr auf die innerpolitische Lage Englands als auf uns berechnet sind, und ob nicht ihre Früchte entsprechend mehr Lloyd George als dem gutgläubigen deutschen Volke reifen werden.

Besondere Aufmerksamkeit ist auch diesmal wieder der Art und Weise zu widmen, wie sich die deutsche Presse an dem diplomatischen Waffengang mit den Westmächten beteiligte. Solange sich diese Art und Weise nicht von Grund aus ändert, solange wird die Presse regelmäßig ebenso viel zum Fehlschlagen unserer Wiederaufrichtungsversuche beitragen wie die Regierung und die Parteien. Gewiß müssen die vier Seiten jedes Zeitungsblattes täglich mit Stoff gefüllt werden, und es ist deshalb jede Redaktion entschuldigt, wenn sie das wüste Durcheinander von Nachrichten, das ihr die Telegraphenbüros und Korrespondenzen auf den Tisch werfen, abdruckt. Aber die Entschuldigung kommt nicht einer Rechtfertigung gleich. Die Leser mußte es um jeden inneren Halt bringen, wenn sie Tag für Tag das Hin und Her günstiger und warnender Stimmen aus Amerika ungesichtet vorgelegt bekamen. Auch die Presse der Rechten half dabei mit, obwohl ihr vor allem die Pflicht obliegt und von ihr grundsätzlich durchaus anerkannt wird, dem festen Sinne, durch den sich ein beträchtlicher Teil unserer Nation allmählich wieder auszeichnet, in entscheidungsschweren Wochen Deckung zu gewähren. Die Presse der Linken, wie immer in den letzten Jahren, „Frankfurter Zeitung" und „Germania" voran, wandte dieselbe Technik wie im Herbst 1918 und im Sommer 1919 an, um, sobald der psychologische Augenblick gekommen war, alle Widerstandskraft der öffentlichen Meinung unserer Nation aufs neue zu zerschlagen. Diesmal mußten sowohl der Engländer Keynes wie der Freiherr vom Stein mit aufmarschieren. Lloyd George hätte sich kaum noch zu seiner letzten großen Umschmeichelungsrede vor dem 12. Mai in Maidstone aufzuraffen brauchen. Er versicherte uns treuherzig darin, wie in den besten Tagen seiner Beredsamkeit im Jahre 1918, daß die Drohungen der Westmächte nicht dem deutschen Volke, sondern nur dem Teile gälten, dem es noch immer an der rechten Einsicht in das Maß unserer Niederlage mangele. Brachte doch die „Frankfurter Zeitung" schon von sich aus in diesen Tagen einen Artikel, den sie überschrieb: „Der Sinn des Diktats. Aus dem englischen Gesichtswinkel." Und der „Germania" leistete ein „neutraler Diplomat" den gleichen Dienst aus dem Pariser Gesichtswinkel, aus dem heraus sich nur die kriegerischen Absichten des Herrn Stinnes und der deutschen Schwerindustrie als schuld an aller Unruhe in der Welt ausnehmen. Natürlich trat auch der militärische Sachverständige wieder in die Erscheinung, um den 1917 zu Schwesterparteien gewordenen Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum das letzte Bedenken vor der Kniebeuge auszureden. 1919 vor Versailles hieß der Sachverständige Gröner, diesmal Seeckt.

Nach all dem bleibt dennoch ein Zeichen, woran sich unsere Hoffnung wieder aufrichtet. Das Ultimatum ist nur mit 220 gegen 172 Stimmen angenommen worden. Also hat nicht einmal die Hälfte der Reichstagsabgeordneten mit „Ja" gestimmt. In den 172 „Nein" sind freilich auch die Stimmen der Kommunisten enthalten. Vor allem aber haben sich dort die Deutschnationalen, die Deutsche Volkspartei und die Bayrische Volkspartei im Einspruch gegen den abermaligen Umfall des Reichstags zusammengefunden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es mehr dem raschen Anwachsen und der inneren Festigung der nationalen Opposition als dem Unterwerfungswillen der Sozialisten und des Zentrums zu danken ist, wenn sich die Franzosen den Einmarsch in das Ruhrgebiet nun doch noch einmal überlegen. Die

Unterschrift dieser beiden Parteien unter das Ultimatum dürfte ihnen nur den Vorwand zum Einhalten auf dem Vormarsche gegeben haben, der Rat Englands entscheidend für ihre unerwartete Besinnlichkeit gewesen sein. Groß genug bleibt die Beute, die die Westmächte aus dem verfehlten Anlauf unserer Reichspolitik davontragen, auch ohne das Ruhrgebiet. Der Fortschritt, den wir umgekehrt in der Bildung unserer nationalen Opposition machten, wird sich in der Hauptsache erst in der Zukunft auf seinen Wert hin abwägen lassen. Hoffentlich bürgt die Beteiligung der Bayrischen Volkspartei an dem Einspruch gegen das Ultimatum dafür, daß sich das Ministerium Kahr in Bayern am Ruder erhalten kann. Immer mehr wird Bayern zum Rückhalt und Hort all unserer Selbstbehauptungsbemühungen.

Die öffentliche Meinung der kleineren Staaten, die zwischen unserem und dem Machtbereiche der Westmächte auf mitteleuropäischen Boden liegen, ist inzwischen kaum minder tief durch eigene Nöte, die ihnen die Gewaltpolitik der Entente antat, als durch die Furcht vor dem Unheil, das ihnen aus unserm neuen Streite mit Frankreich erwachsen mochte, bewegt worden. Die Schweiz ist durch den Ausgang des Krieges politisch wie wirtschaftlich so sehr in die Abhängigkeit Frankreichs geraten, daß Frankreich kaum noch Rücksicht auf sie nimmt. Früher trug es der Grenzlage von Genf auf die Weise Rechnung, daß es die Zollgrenze der Stadt gegenüber rückwärts in sein Gebiet verlegte. Jetzt hat es sie soweit vorgerückt, daß sie stellenweise keine deutsche Meile mehr vom Mittelpunkte der Stadt entfernt ist. Wohl bedrückt es die welschen Schweizer, daß sich die schlimmen Folgen des Kriegsausganges gerade an ihrer Hauptstadt zuerst offenbaren. Aber ihre Abwehr hatte weder rechten Schwung, noch verriet Frankreich die leiseste Neigung, ihr Rechnung zu tragen. In letzter Stunde jedoch scheint es eine Geste aus weltpolitischer Erwägung für richtig gehalten zu haben. In ähnlicher Lage befindet sich Rumänien. Es hat an Umfang bedeutsam gewonnen und beherrscht jetzt den Unterlauf der Donau an beiden Ufern bis zur Mündung hin. Trotzdem wird es der Verbesserung nicht froh. Die Aufsicht Europas über den Strom in Form einer Donauschiffahrtskommission ist geblieben; indem aber Rußland, Deutschland, Österreich, Ungarn und die Türkei aus der Kommission mit Kriegsende entfernt worden sind, ist jede Möglichkeit für Rumänien entschwunden, sich neben seinen mächtigeren Verbündeten zur Geltung zu bringen. Nur daß diese auch noch Griechenland zu ihrer Hilfe heranholte, hat Rumänien anscheinend verhindern können. Den Kampf, den Rumänien um die Donau kämpft, kämpft Holland um den Rhein. Hier hat sich Frankreich, seit es durch die abermalige Eroberung Elsaß-Lothringens wiederum Rheinuferstaat geworden ist, in der Rheinschiffahrtskommission der Führung bemächtigt. Mit Mühe und Not ist es Holland nunmehr gelungen, die schmale Verteidigungsstellung, in die es in der Kommission zurückgeworfen wurde, dadurch ein wenig zu verbreitern, daß ihm ein dritter Vertreter zugesagt, und daß auch der Allmacht des Ausschusses dort, wo besondere holländische Schiffahrtsinteressen auf dem Spiele stehen, Schranken gezogen wurden. Es scheint, daß Holland dabei sogar das ihm nicht minder wie der Schweiz abträgliche Vorhaben Frankreichs durchkreuzte, dem Oberrhein zu Kanalspeisungen Wasser zu entnehmen und ihn dadurch für die Schiffahrt wieder brach zu legen. Aus dem im April erschienenen Buche „La Paix“ von Tardieu, für das Clemenceau das Vorwort schrieb, haben sich die Holländer überzeugen können, welche Beeinträchtigung seiner Sicherheit ihrem Staate während der Versailler Verhandlungen durch das Einvernehmen Belgiens und Frankreichs an der Scheldemündung und in Holländisch Limburg drohte. Sie sollten freilich auf preußische Kosten, aber doch nur unzulänglich entschädigt werden. Daß die unmittelbaren Besprechungen zwischen Belgien und Holland über die Schelde, die nach Versailles aufgenommen wurden, auch heute noch nicht von der Stelle kommen, kann den Hollän-

dern nach den Enthüllungen des französischen Schriftstellers unmöglich zur Beruhigung gereichen. Luxemburg und Belgien haben im Unterschied davon soeben die Beratungen über ihre Wirtschafts- und Finanzgemeinschaft, die der Friedensvertrag Luxemburg Belgien zuliebe auferlegte, beendigt; Luxemburg mußte sich beugen.

Verwandte Schmerzen wie die kleineren Staaten auf europäischem Boden haben ihre Schwesterstaaten auch in Amerika. Die mittelamerikanischen Staaten, solange und so oft schon der Schauplatz von Putschen und durch sie immer wieder in ihrer Entwicklung gehemmt, haben sich am 9. November 1920 in einer Föderativ-Verfassung zusammengeschlossen. Die Vereinigung aber fand nicht den Beifall der Vereinigten Staaten. Sie verboten daher Nikaragua, das ganz in ihren Händen ist, den Beitritt. Der deutsche Handel hat sich in Mittelamerika ziemlich unversehrt erhalten. Es besteht die Möglichkeit, daß wir uns, ähnlich wie in Argentinien auch, an der Förderung der Landwirtschaft auf eine unser Ansehen hebende Weise beteiligen. Mit uns ringen Frankreich und die Vereinigten Staaten, jenes durch seine geschickte Kulturpropaganda, dieses durch seine Religionsgesellschaften, seine Wirtschaft und auch mit Hilfe der panamerikanischen Idee um den vorwaltenden Einfluß. In Südamerika und Spanien schreitet unterdessen die Reorganisation des vor hundert Jahren durch den Unabhängigkeitskampf der Kolonien gelösten Rassenzusammenhangs und der sich darauf gründenden Kulturgemeinschaft rüstig voran. Sie schafft eine der größten Möglichkeiten der künftigen Weltpolitik.

Unausgetragen schleicht sich noch der Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Japan um die Yap-Inseln als Kabelstation dahin. Harding hat den deutschen Hilferuf benutzt, um die Mitarbeit im Obersten Rate und auch in der Wiedergutmachungskommission, die mit der sieghaften Auflehnung der amerikanischen öffentlichen Meinung gegen die Zustimmung Wilsons zum Völkerbunde und zum Versailler Frieden aufgehört hatte, wieder aufzunehmen. Vermutlich hat er sich dadurch bessere Aussichten für einen Vergleich mit Japan in der Yap-Inselfrage geschaffen. Er hat gleichzeitig den Friedensschluß mit uns, der schon im besten Zuge schien, verzögert. Die Friedensresolution des Senators Knox, die der Senat im April mit erheblicher Mehrheit angenommen hatte, wird vom Repräsentantenhause vorläufig nicht beraten werden. Daß Amerika den Westmächten wieder erheblich nähergekommen ist, erweist sich mithin schon jetzt als ein weiterer bedeutsamer Verlust, den uns das stürmische Anlaufen der Reichsregierung gegen die Pariser Beschlüsse und ihre unsichere Politik hinterher eintrug.

Zwar kein Ausgleich für den allzu argen Ausfall an diplomatischem Gewicht wie an Bewegungsfreiheit und an materiellen Gütern, aber doch eine gewisse Wiederaufstützung unserer erschütterten Stellung kann einstweilen nur im Osten, in Rußland erstrebt werden. Herr Simons hat noch in den letzten Tagen seines Ministeriums ein Handelsabkommen mit Sowjetrußland nach englischem Vorgang unterzeichnet. Dringend darf unserer Industrie die Pflicht nahegelegt werden, daß sie alle Vorteile, die aus dem Abkommen für Deutschland politisch wie wirtschaftlich gezogen werden können, wahrnimmt. Aus Rußland kommen bittere Klagen, daß uns andere dort zuvorkämen, obwohl die volle Gunst der Verhältnisse ebenso wie die Neigung der Russen für uns wären, und wer beobachtet, wie zahlreiche Geschäftshäuser und Unternehmungen im Verkehr mit den durch die Zollinie vom innern Deutschland abgesperrten Rheinlanden nur den Standpunkt kurzsichtiger Sicherung des Tagesgewinns kennen, ohne daß die Handelskammern und die industriellen Verbände bisher dagegen mit Nachdruck eingeschritten sind, muß befürchten, daß die Klagen nicht grundlos sind. Wir müssen uns aber klar halten, daß einerseits die Wiederaufrichtung Mitteleuropas aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlich

wie 1813 von der vorangehenden Wiederaufrichtung Rußlands abhängt, und daß anderseits Rußland nach der Wiederherstellung der Einigkeit zwischen den Vereinigten Staaten und den Westmächten einstweilen unser letzter Weg in die Welt hinaus ist.

Lloyd George hat im letzten Jahr Rußland von seiten Englands alle die Beachtung geschenkt, die wir Rußland schenken müßten. Die „Dossische Zeitung" meldete vor einiger Zeit das Bestehen einer besonderen englisch-französischen Abmachung, von der Gerüchte schon seit Ende des vorigen Jahres umliefen, und zu der wohl auch Japan in Beziehung gebracht wurde. Man nimmt an, daß England Frankreich das abendländische Festland in ausgiebigster Weise freigegeben hat und sogar seine ursprünglichen Absichten in Köln wie in Budapest mäßigt, wenn nicht sogar schon aufzugeben bereit ist, um dafür die wirtschafts- und handelspolitische Ausbeutung Rußlands mit allem Ernst in Angriff nehmen zu können, und um gleichzeitig sich durch Frankreichs militärische Kräfte im Orient entlasten zu lassen. Zurzeit dürften an beiden Stellen die Brennpunkte der europäischen Entwicklung zu suchen sein; es kann sehr wohl sein, daß sie sich je nach dem Fortgang der Dinge nicht nur in Rußland, sondern auch in Vorderasien entscheidet. Auch die italienische Politik läßt sich an, als ob sie ein Gefühl dafür habe. Sie verhüllt ihre letzten Absichten mehr als je. Die Bevölkerung und die Zeitungen sparen nicht an freundlichen Kundgebungen für uns. Man hat in Oberschlesien sogar das Leben mehrerer italienischer Soldaten daran gewagt, um uns in der Meinung zu bestärken, daß Italien guten Willens gegen uns sei. Aber Graf Sforza selber hält sich sowohl in der oberschlesischen Frage wie in der Frage der Wiedergutmachung eng an Frankreich. Während er in Rom mit den österreichischen Nachfolgestaaten über die allen Beteiligten gemeinsamen Interessen Woche auf Woche ohne sichtbares Ergebnis verhandelt, liegt es ihm offenbar fern, unsern Volksgenossen in Deutschösterreich den Weg zum Anschluß an uns gegen den französischen Einspruch auch nur im geringsten zu ebnen. Wir begegnen ihm ebenso im Orient an Frankreichs Seite.

In Kleinasien haben die türkischen Nationalisten, deren Regierungssitz Angora ist, nach einem kurzen Rückschlage ihre Vorwärtsbewegung gegen die Griechen erneut begonnen und abermals einen bedeutenden Erfolg davongetragen. Es kommt den Türken bei ihrem Widerstande gegen das Schicksal, das sie im Bunde mit den Mittelmächten traf, zugute, daß im Gegensatz zu England, welches den Griechen treu geblieben ist, Frankreich und Italien eine türkenfreundliche Politik betreiben. Rückwärts dürften die Türken nach wie vor trotz der anderslautenden Berichte der französischen Zeitungen ihre Verbindung mit Sowjetrußland weiter pflegen. England spürt die Wirkung, die der wachsende Widerstand der Türken im Orient zeitigt, an den verschiedensten Stellen. In Palästina sollen die Engländer überall ihre gegen Kriegsende besetzten Stellungen abbauen. Den Arabern gewähren sie trotz des Sträubens der Franzosen eine nicht geringe Selbständigkeit. Persien hat sich herausgenommen, auch wieder europäische Neutrale in seinen Dienst zu ziehen. Afghanistan ließ sich jüngst von den vorderasiatischen Elementen des Aufruhrs gegen England die Unabhängigkeit zusagen. Hie und da kommen auch in Indien immer wieder Unruhen vor. Die Erfolge der Türken, die zähe Lebenskraft Sowjetrußlands und die selbst verschuldete, immer noch wachsende Ohnmacht der Mittelmächte bilden einen Gegensatz von sich derart aufdrängender Schärfe, daß er recht eigentlich das politische Bild der Gegenwart beherrscht. Pertinacior.

# Berliner Theater

Starke Eindrücke vermittelte der Abklang des Theaterwinters: August Stramms „Kräfte“ (Kammerspiele), Ibsens „Gespenster“ und Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternacht“ (beide im Lessingtheater).

August Stramm, der Postinspektor war und 1915 als Kompanieführer im Osten gefallen ist, hat dem reinen Expressionismus die letzte Möglichkeit abgerungen und ihn zu einer Vollendung geführt, die jeden Fühlenden in ihren Bann zwingt. Kann sein, daß wir um so bereiter uns ihm hingeben, je breiter der Wortschwall der Revolutionsexpressionisten über uns niedergegangen ist. Aber dieser Art Expressionismus antworten die Tiefen der Zeit und unser eigenes Gefühl. Hier ist Verinnerung, wenn auch auf dem Wege über äußere Mittel. Ganze Gedankenreihen und Gefühlsinhalte sind in einen Satz, oft in ein einziges Wort zusammengepreßt, Übergänge und Nebentöne werden durch eine Geste, einen Blick, ein Vorbeugen, ein Straffen, ein Zurückwerfen des Körpers gegeben. Die Worte sind in die Nähe ihres inneren, eigentlichen Sinnes zurückgeführt, der Mund, die Hand, das Auge, der Leib gewinnen ihre Sprache wieder. Ladungen entstehen, Spannungen werden ausgelöst, Funken der Leidenschaft und gesteigerter Erregung springen über von Pol zu Pol. Kräfte treiben ihr Spiel. Menschen sind ihre Träger, ihre Werkzeuge in schauerlicher Waffenlosigkeit. Von hier ist nur ein Schritt zu dem Spiel unserer Zeit. Nur ein Reifer, der um die geheimsten Kräfte der Seele weiß, kann ihn tun. In Stramms Macht lag er nicht. Die Verlängerung seines Weges führt über die Pantomime zum Film.

Der Abend brannte seine Eindrücke in die Tiefe ein, trotzdem weder der äußere Rahmen, den Max Reinhardt mit kunstvollster Feinheit, aber ganz naturalistisch-impressionistisch gestaltete, noch der Stoff des Bühnenwerks im inneren Einklang mit seiner Gestaltung standen. Denn die neue Form verlangt neuen Inhalt. Es bleibt ein Widerspruch.

Vier Menschen stehen einander gegenüber. Handeln tut nur eine Frau, die andern sind ihre Opfer. Eine dämonische Frau, deren Gatte und Freund sich der unbeschreiblichen Lieblichkeit und Anmut eines jungen Mädchens zuneigen, wird von Eifersucht in den Tiefen ihres Weibtums versengt und gefoltert und zu ungeheurer Tat getrieben. Sie martert das junge Mädchen durch versteckte, wortlose Drohung, sie hetzt die Männer durch Lüge, Übertragung und Erzeugung böser Gefühle und treibt, selbst von einer Urkraft getrieben, sie hinein in eine Verstrickung, aus der sie halb wollend keinen Ausweg mehr findet. Den Gedanken an eine blutige Auseinandersetzung erzeugt sie mit teuflischer Bosheit in den Männern, facht den Funken an, dadurch, daß sie ihn anscheinend austreten möchte, und wirft sich dann, als sie keine Herrschaft mehr über die entfesselte Kraft hat, und auch in grausiger Lust und überreizter Spannung vor dem Unerhörten, hemmungslos und entschlossen in den Strudel, der sie verschlingen muß. Der Freund erschießt ihren Mann im Duell. Sie zwingt die Freundin, den Toten zu küssen und verstümmelt ihr dann grauenvoll die Lippen und endet durch Gift ihr eigenes Leben.

Diese Frau spielte Agnes Straub, und von ihr ging eine Wirkung aus, die man tagelang nicht überwinden konnte. Es war eine ganz große Leistung. Mit

den ersten halben Worten, den sprechendsten Gesten zwang sie den Zuschauer in einen Bann, aus dem sie ihn nicht wieder entließ. Seelisch und körperlich fast schmerzhaft spürte man die Übertragung der Urkraft, von der diese besessene Frau umhergerissen wurde. Eine expressionistische Medea, erschien sie in der letzten Szene, mit höchstem Raffinement in einen Pantherpelzmantel gekleidet, wie ein böses, schönes, reißendes Tier. Die Kraft und Geschlossenheit, mit der sie die Rolle und ihr Selbst verschmolz, hatten etwas Furchterregendes. Ihr waren die Mitspieler, auch Eugen Klöpfer, der ihr in manchen Augenblicken sehr nahe kam, nicht ganz gewachsen. Sie allein ist die Trägerin und Siegerin des Abends.

* * *

Eine innere Verbindung zwischen Stramm und Georg Kaiser ist zweifellos vorhanden, während jedoch Kaisers Knappheiten immer noch Ausdrücke, Stramms Worte und Schreie Inhalte sind. In seinem Stück „Von Morgens bis Mitternacht", das 1912 geschrieben ist, kam er dem, was man Zeitgeist nennt, wenn man auf eine geistlose Zeit den Begriff anwenden darf, sehr nahe — aber nur der Oberfläche. Eine Gier und Hast, wie sie der Spanne vor dem Kriege das Gepräge gab, rast durch das Stück, bringt manchmal an das innere Leben, legt den Nerv bloß — bis Kaiser die Spannung und die Lebensnähe eilig wieder zerredet.

Ein Bankkassierer, der ein lichtloses Bureaukraten- und Spießerleben führt, wird plötzlich durch den nahen Anblick eines schönen Damenhandgelenks aus dem Bezirk seines engen Daseins gerissen und von einer unheimlichen Lebensgier befallen. Er greift in die Kasse, stiehlt 60 000 Mark — wie billig waren doch damals Defraudationen! — und will mit dem Geld die Dame gewinnen, in der er fälschlich eine Abenteuerin sah. Nach seiner Abweisung durch sie fängt unter einem Baum, in dessen Zweigen der Tod erscheint, das Reden an. Nach einer Rückkehr in das mit Sternheimscher Grausamkeit geschilderte Familienmilieu macht er sich auf, um in Berlin nun für die Macht des Geldes sich die Freuden des Lebens zu kaufen. Daß er am Schluß die Erkenntnis macht, nichts von wirklichem Wert sei für Geld zu erwerben, überrascht und erschüttert uns nicht. Denn solche Wahrheit ist älter als 1912. Aber was zwischendurch geschieht, ehe er sich in einer Versammlung der Heilsarmee nach längerem Reden und abermaligem Erscheinen des Knochenmannes erschießt, auf dem Sechstagerennen, einem recht äußerlichen Sinnbild der damaligen Zeit, und im Ballhaus mit rohen Typen des niedrigen Lebens, da steckt wieder etwas von dem drin, was Kaiser zum Zeitdichter macht: Nervengefühl für das Rasen des Lebens, Antwort auf Vorgänge in den Menschen, nicht in ihren Tiefen, sondern in ihren Untergründen.

Victor Barnowsky gab der sorgfältigen Aufführung, bei der ein Gast aus München wieder einmal nicht der doch vorhandenen Berliner Theatertradition genügen konnte, ein hinreißendes Tempo, ohne das sich Kaisers Stück nicht ertragen läßt.

* * *

Daß es Tradition im Theater Berlins gibt, bewies die ebenfalls von Barnowsky geleitete Aufführung von Ibsens „Gespenstern", in der Lina Lossen, die uns viel zu lange vorenthalten wurde, Frau Alving, Theodor Loos den Oswald, Alfred Abel den Engstrand, Kurt Götz Pastor Manders und Dagny Servaes die Regine spielten. Die Aufführung war in ihrem abgetönten Zusammenspiel bei hervorragenden Einzelleistungen meisterhaft. Als Spielleiter hätte Otto Brahm zeichnen können. Was Lina Lossen an schmerzvoller Mütterlichkeit, überlegener

weiblicher Güte und wundervoller Reife, in seelischer Durchleuchtung und in vielleicht zu wenig nordischer Weichheit gab, bleibt unvergeßlicher Gewinn.

Das Stück ist eins der wenigen von Ibsen, die auch uns noch angehen, trotz so mancher längst eingerissenen Wand, gegen die Sturm gelaufen wird. Aber auch hier ist Wandlung: der Begriff der Vererbung ist erhöht in unserm Bewußtsein. Die Mahnung klingt nicht so stark: von gesunden Eltern sollen die Kinder gezeugt werden, sondern vielmehr so: das einzige Gut, was einem Menschen das Leben geben kann, neun Monate vor seiner Geburt, es sei ihm geschenkt von Menschen, die Ja zum Leben sagen in Kraft und Freude!

* * *

Beim Abschied soll man höflich sein. Drum wollen wir von der ins „Große Schauspielhaus" verlegten Aufführung von Shakespeares „Sommernachtstraum" nichts weiter sagen, als daß die Clowniaden recht lustig waren, aber die Mendelssohnsche Musik erweitert werden sollte, damit alle Darsteller mit den Beinen reden könnten. Als Ballettleistung war der Abend ganz interessant. Und von Hauptmanns „Rose Bernd" (Neues Volkstheater) — das Problem des ledigen Kindes ist auch inzwischen gelöst und der Tragik entglitten — sei bemerkt, daß Schlesien doch nicht so weit östlich gelegen ist, wie es die Darsteller vermuten ließen.

* * *

Bei der Aufführung eines Lustspiels von der Firma Rudolf Presber und Leo Walther Stein „Die selige Exzellenz" (Deutsches Künstler-Theater), das vor 101 Jahren geschrieben ist, hat ein Schauspieler seine Mitwirkung verweigert, weil im Lessing-Theater Herr Abel in Ibsens „Gespenster" spielt. Herr Abel wird von der Bühnengenossenschaft boykottiert, weil er seinen Austritt aus ihren Reihen erklärt hat. Das lenkt die Aufmerksamkeit auf Vorgänge, für die sich das Publikum interessieren muß. Die Bühnengenossenschaft ist unter radikaler Führung ganz in das Fahrwasser sozialdemokratischer Gewerkschaften geraten und arbeitet mit den üblen Mitteln, die diese in ihren Entwicklungsjahren handhabten. Sie will Zwang und Gewalt gegenüber allen Kollegen anwenden, die sich ihr nicht anschließen und ihren von den Bühnenarbeitern sehr entscheidend mitbestimmten Beschlüssen sich nicht fügen. Als Gegenwirkung hat sie die Bewegung der „Prominenten" ausgelöst. In der Schriftstellerwelt erleben wir ganz ähnliche Erscheinungen. In der Schlagwortgläubigkeit, der gerade die Intellektuellen besonders leicht zu unterliegen scheinen, werden klassenkämpferische Tendenzen und ödeste Gleichmacherei auf Organismen des deutschen geistigen und künstlerischen Lebens zu übertragen versucht, die platterdings zu ihrer Vernichtung führen müssen. Kennzeichnenderweise ist auch der Ton dieser Vertretungen so rüde, daß sich die Anständigen unter den zu Vertretenden gegen solche Standesexponenten verwahren. Es ist selbstverständlich, gerade den geistigen und künstlerischen Menschen ein anständiges Auskommen zu erkämpfen. Aber das geht auf den beschrittenen Wegen, die ins Dunkel völliger Sachunkenntnis führen, nicht. Man urteilt auch milde über Entgleisungen, soweit sie durch das Temperament verursacht werden, das die Aktivlegitimation zum Beruf ist. Aber wenn zu Zwang gegriffen wird und dadurch künstlerisches Zusammenspiel gestört und der allein maßgebende Gesichtspunkt der künstlerischen Leistung brutal beiseite geschoben wird, dann müssen Publikum und Kritik entschieden Verwahrung einlegen und die Direktoren und Schauspieler, die den Mut haben, sich gegen solche Vergewaltigung aufzulehnen, energisch unterstützen. Gegen den geschlossenen Willen des Publikums kann die Bühnengenossenschaft ihren Terror nicht durchsetzen. R. P.

# Luftfahrt-Rundschau

Befaßt man sich heutzutage mit der praktischen Luftfahrt, so ist es immer wieder lehrreich, in Gedanken das letzte Jahrzehnt zu überschauen und dann erst die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Zahl derer, die sich heute praktisch mit der Luftfahrt befassen können, ist leider sehr gering, alle diejenigen, die in den Kriegsjahren die deutsche Luftfahrt zu Ruhm und Ansehen führten, die sie vorwärts brachten, stehen heute in der Mehrzahl notgedrungen als Zuschauer dabei.

Um wieder einmal etwas Praxis verarbeiten und den Lesern der „Deutschen Rundschau" übermitteln zu können, erbat ich mir neulich vom Rumpler-Luftverkehr einen planmäßigen Flug von Berlin nach München und zurück. Meine Bitte fand sofort freundlichstes Entgegenkommen, man erkannte wohl, daß nur die Praxis lebt, immer wieder Anschauung und plastisches Verständnis gibt und allein fähig macht, mit der Feder für unsere arme Luftfahrt im besten Sinne des Wortes zu streiten und zu werben. Was ich erlebte, was ich beobachtete und was ich für Schlußfolgerungen zog, das will ich im Rahmen meiner Luftfahrt-Rundschau berichten.

Unsere Luftverkehrsgesellschaften sind, ganz allgemein betrachtet, in zwei großen Konzernen zusammengefaßt, der eine ist die Gruppe Hapag-Deutsche Luftreederei, der andere gruppiert um den Norddeutschen Lloyd eine Anzahl Gesellschaften, zu denen auch der „Rumpler-Luftverkehr" gehört, der als Konzern den Namen „Lloyd Luftdienst" führt. Klare Abgrenzung der Interessengebiete, d. h. Verteilung der großen Verkehrslinien schafft ein harmonisches Hand-in-Hand-Arbeiten.

Bei strahlendem Aprilwetter startete ich eines Morgens Punkt 8 Uhr mit einer offenen Rumpler-C.-I.-Maschine auf dem mittlerweile toll verwahrlosten Johannisthaler Platz. Der Führer, ein alter Feldpilot, drehte sich nach mir um, ich hob aus alter Gewohnheit die Hand, und die Maschine stürmte los. Berlin verschwand im Morgendunst, der ins linke untere Tragdeck eingebaute Kompaß wies uns die südwestliche Richtung auf Leipzig. Ich war, offen gestanden, froh, in einer offenen Maschine zu sitzen, hatte eine Karte auf den Knien, vergleichend, studierend und in Gedanken und Erinnerungen kramend.

Im Anfang nahm einen natürlich die herrliche Natur, einzig in ihrer Art und dem Laien ein verschlossenes Buch mit sieben dicken Siegeln, vollkommen gefangen. Nebel, Dunst, herrlichster blauer Himmel, Wolkenfelder und Wolkenburgen, brodelnde Wolkengebirge, die auseinanderstreben, ineinander fließen, wechselten, unten schaute das Auge die im ersten Frühlingsschmuck erwachende Natur.

Von dem Begriff der P ü n k t l i c h k e i t des Luftverkehrs bekam ich in der Praxis die beste Meinung. Ganz pünktlich waren wir in Leipzig, d. h. nach $^5/_4$ Stunden, hielten pünktlich den vorgeschriebenen Aufenthalt ein und starteten nach dem nächsten Hafen Nürnberg—Fürth. 1¼ Stunden Flugzeit nach Leipzig in das tägliche Leben übertragen, bedeutet etwa folgendes: Ein Anwalt hat um 10 Uhr einen wichtigen Termin vor dem Reichsgericht in Leipzig, er nimmt ihn wahr und kann um 12 Uhr bereits wieder den nächsten Termin in Berlin erledigen, versäumt keine Sprechstunde, nichts, bei Verwendung einer geschlossenen Luftlimousine hat er sogar hinreichend Zeit, seine Akten zu studieren. Natürlich wird er vom Luftverkehr im Kraftwagen von den Flugplätzen nach dem Gericht gebracht, 50 oder 100 M. für ein Auto machen in so einem Falle nichts aus. Zeit ist eben nicht nur in Amerika Geld. . . .

An erster Stelle möchte ich also die verblüffende Pünktlichkeit rühmend hervorheben, in zweiter Linie kommt dann die Schnelligkeit und die Sicherheit des Luftverkehrs, wobei ohne weiteres zugegeben sei, daß unsereins in bezug auf Sicherheit abgebrüht ist. Ich kann mir aber beim besten Willen nicht vorstellen, daß selbst zartbesaitete Gemüter auch nur den Schein einer Unsicherheit in einem Flugzeug aus dem Baujahr 1918 haben können.

Also zurück zur Pünktlichkeit: Der Start in Leipzig erfolgte nach der Uhr, der Maschinenwechsel ging glatt vonstatten, es fliegt nämlich stets eine Maschine die Strecke Leipzig—Berlin nach beiden Richtungen, eine andere die Strecke Leipzig—Nürnberg, München—Augsburg. Das hängt damit zusammen, daß Berlin und Augsburg die Heimathäfen sind. Als wir in Leipzig zum Fluge über das mitteldeutsche Gebirge starteten, war ich doch einigermaßen neugierig, wie die Maschine mit der für diese Strecke ausgeworfenen Zeit auskommen würde. Ich rechnete mit dem trügerischen Aprilwetter, mit schlechter Sicht, wobei bemerkt sei, daß die Führung der Maschine in bezug auf die Orientierung ja allein in der Hand des Piloten liegt. Man muß auch die Überquerung des Gebirges in jedem Falle als eine hervorragende Leistung ansehen, nicht als Einzelleistung, die bei gutem Wetter ausgeführt wird, sondern als eine alltägliche. Selbstverständlich haben unsere Maschinen und unsere Piloten im Kriege ganz andere Leistungen vollbracht, aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Material, mit dem wir heute fliegen müssen, auch schon aus dem Jahre 1918 stammt, abgesehen von den allmählich in den Verkehr kommenden Neubauten, die ja wohl nach und nach die uns belassenen 150 ehemaligen Kriegsmaschinen ersetzen werden. Die Piloten kannten fast jeden Weg und Steg, schnurstracks zogen sie ihren Weg und landeten auf die Minute pünktlich in Nürnberg-Fürth. Die Aufnahme von Betriebsstoff ging reibungs- und lautlos vonstatten, der Postaustausch war im Handumdrehen erledigt, wie in Leipzig blieb uns ein gutes Viertelstündchen zur Unterhaltung mit der bayrischen Flugüberwachungsstelle. Man stellte mit tiefer innerer Befriedigung ein famoses kameradschaftliches Verhältnis fest, was sich, wie ich mir erzählen ließ, auch zwischen uns deutschen und den bisherigen Feindstaaten, die gerade Nürnberg reichlich benutzen, herausbildet. Gerade das wäre außerordentlich zu begrüßen, denn dann machen die praktischen Luftfahrer ihre eigene produktive Politik über die Köpfe der unproduktiven Weisen am grünen Tisch hinweg.

Man braucht sich auf so einer Studienreise um nichts zu kümmern, ist nur stiller Beobachter und Genießer in des Wortes wahrster Bedeutung. Das Gebirge liegt verschwommen unter uns, über uns strahlt blauer Himmel, lacht die Sonne, unter uns regnet und schneit es. Die Sonne kämpft, lautloser Naturkampf ringsum in allen vier Dimensionen, den Motor hört man kaum, denn Aug und Sinn sind fortwährend gefesselt. . . .

Man hat das Gebirge schon längst vergessen und strebt mit 150 Kilometern Stundengeschwindigkeit über den Lech, über die Donau und sieht plötzlich aus dem nebelhaften Massiv eines Großstadtbildes aus der Vogelschau das Wahrzeichen von München, die Frauenkirche auftauchen. Die Uhr zeigt wirklich erst noch nicht einmal 2 Uhr, fünf Minuten nach 2 Uhr setzt die Maschine auf dem Oberwiesenfeld sanft auf, rollt aus und steht.

Zieht man ganz nüchtern das Fazit einer solchen Luftreise, so kommt folgendes heraus: Berlin—München macht eine Strecke von 550 bis 600 Kilometern aus, je nachdem man die gerade Luftlinie rechnet oder nicht. Diese Strecke legt die Maschine in fünf Stunden zurück, der D-Zug braucht 12—13 Stunden, der Rest der Zeit fällt auf die Aufenthalte in Leipzig und Nürnberg, ist aber im Falle vorhandener Eile auch noch zu kürzen oder ganz zu streichen. Das bedeutet, wieder einmal in die

Praxis übertragen, daß ein Regierungsvertreter zwischen 12 und 1 Uhr in München am Konferenztisch sitzen kann, wenn er den Auftrag hierzu am Abend vorher hat. Mit der Eisenbahn wäre er erst gegen 10 Uhr abends in München. Fährt er mit dem Nachtschnellzug nach Berlin zurück, so kann er völlig ausgeschlafen am nächsten Tage um 10 Uhr wieder auf dem Büro sein.

Es türmen sich die Fragen, die Erwägungen, die Anregungen bergehoch, zu zahlreich und jedes ein Thema für sich, um es im Rahmen einer unserer Luftfahrt-Rundschauen zu erschöpfen. Das sind meist Fragen und Probleme, an denen das Publikum so außerordentlich viel mithelfen, an deren Durchführung und deren Gelingen ein jeder Leser dieser Zeilen mitarbeiten kann, ohne sich körperlich oder geistig besonders in Unkosten zu stürzen. Man muß bloß mit dem Herzen bei der Sache sein.

Ich hoffe, über noch mehrere solcher Luftstudienreisen im Laufe des Sommers berichten zu können. Jede Kritik hat in so einem Falle stets den Charakter des Vorschlages, der Anregung, der Aufforderung zur Mitarbeit und zum Nachdenken. Luftverkehr bedeutet heutzutage öffentlicher Verkehr, aus dieser Feststellung ergeben sich dann ganz von selbst die Aufgaben nicht nur für den Luftverkehr, sondern auch für das Publikum. Es muß sich erst alles in der Praxis formen, man muß Verfehltes rücksichtslos über Bord werfen können, darf nicht „kleben". Folgende Fragen sollen das nächste Mal einmal herausgeschnitten und beleuchtet werden: Was ist z. B. an „Bodenorganisation vorhanden?", „Wie steht es im Publikum um den allgemeinen Luftverkehrsgedanken?" Die Definition des Begriffes ist nicht leicht, aus einem biederen Bayer bekam ich schließlich heraus, daß „Luftverkehr jemand ist, der mit einem Flieger fährt . . ." Wie sieht die Flugpost in der Praxis aus, was geschieht tatsächlich auf dem Gebiete der Presse, der allgemeinen Propaganda, der Reklame? Dann: Fahrpläne, a) Eisenbahn, b) Luftverkehr. Bei all diesen Fragen kann das große Publikum unendlich wertvolle Mitarbeit leisten. War das Fliegen im Kriege ein besonderer Genuß (nur relativ wenige erlebten die Schlacht aus der Vogelschau), so kann ich dem Leser nur eines sagen: wem der liebe Gott eine ganz besondere Gunst erweisen will, den schickt er einmal gelegentlich im Flugzeug auf Reisen. O. L.

# Literarische Rundschau

## Neue Lyrik

Es mag verwundern, daß in unserer Zeit der Mechanisierung, in der sich der Verstand auf Kosten des Gefühls und der Persönlichkeit immer erstaunlichere Objektivierungskunststücke erlaubt, die Lyrik in erschreckender Zahl neue Blüten treibt. Und einst hatte doch gerade diese Dichtgattung irgendetwas mit Gefühl und Persönlichem zu tun. Diese sonderbare Erscheinung beruht einerseits auf einem gegenwärtig weitverbreiteten Irrtum: man glaubt scheinbar, lyrische Erzeugnisse seien einfach schlecht verdaute Ausscheidungen des geistigen Verbrennungsprozesses. Der andere Teil der lyrischen Produktion — und das ist leider der bei weitem kleinere — muß gerade als Gegenwirkung gegen die drohende Verkrüppelung des rein Menschlichen durch den Verstand angesehen werden. Und noch bei dem Reifsten kann man diesen Reaktionsursprung erkennen.

Gegen die Erzeugnisse der ersten Gattung zu Felde zu ziehen, wäre verschwendete Energie, denn sie ersticken in ihrer eigenen Flachheit und Öde. Es wäre pietätlos, literarische Totgeburten noch in ihrer „ewigen Ruhe" zu stören. Dem, das irgend-

welche Werte birgt, dem Entwicklungsstarken, gilt die ganze Aufmerksamkeit. So sollen denn die Jüngsten mit ihrem revolutionären Draufgängertum beginnen.

Da ist ein Werk, in dem das verzweifelte Ringen des Gegenwartsmenschen nach neuer reinerer Menschlichkeit in einem einzigen Schrei aufgellt [1]). In der Tat, ein seltsames Zusammenklingen wird hier erreicht. Eine Symphonie von erschütternder Eintönigkeit, in der stets das gleiche wilde, wutzerrissene Fortissimo von demselben fieberkranken, schwülen Pianissimo und tränenfeuchten Lamentoso abgelöst wird, hat hier Kurt Pinthus mit etwas gewaltsamer Hand aus dem reichen Stimmenmaterial unserer jüngsten Dichtung zusammengestellt. Das Persönlichste des einzelnen Künstlers tritt in dieser Sammlung nicht klar hervor, die Dichter wie Becher, Hasenclever, Werfel, Zech, Däubler u. v. a. vereint, aber man kann dem Herausgeber für seine Arbeit dennoch dankbar sein, denn gerade in ihr kommt das noch Unreife, Krankhafte und Entwicklungsunfähige, was sich neben dem Zukunftsstarken im Expressionismus breitmacht, zutage. Hier zeigt sich, daß in dem Bestreben, die Form zu zertrümmern, um den Kern, das Absolute, erfassen zu können, und alle Dinge auf die letzte Einfachheit zurückzuschrauben, der Wille oft ins Uferlose gerät und sich wieder ins Konstruktive rettet: die aus elementarer Empfindungskraft quellende Formlosigkeit wird zur Manier und erstarrt — so paradox es klingen mag — zur Schablone. Die Schwungkraft wird Krampf und droht in großer Geste und Gebärde zu verebben. Schreien nach Tat ist noch keine Tat. Und wir warten immer noch auf die große Bewegung, auf das „aus sich rollende Rad". Durch die hohe Sehnsucht nach Überwindung des alten Menschen klingt doch oft ein so zärtliches, selbstgefälliges Behagen an ihrer Verzweiflung und eine so krankhafte Wollust in ihren Schmerzensschreien, daß man beinahe fürchten könnte, sie fänden an dieser Passivität des großen Pathos Genüge. Diese Feststellungen der Krankheits- und Alterserscheinungen an der vorliegenden programmatischen Sammlung jüngster Dichtung sollen lediglich an die Gefahren, die der Zukunft des Expressionismus drohen, erinnern, denn, um dem Expressionismus gerecht zu werden, darf man nie vergessen, daß er nichts anderes sein will als das Schöpfungschaos einer neuen Zeit, als die Brücke zu Reiferem, Vollendeterem.

Wir sahen eben einen Weg, der zur Überwindung der inneren Zweiheit führen sollte, zur Wiedererlangung der kindlichen Einfachheit: die gewaltsame Rekonstruktion durch Zerstörung aller überkommenen empirischen Formen. Eine andere Möglichkeit ist die höchste Steigerung der gegebenen Persönlichkeitswerte zur letzten harmonischen Ausgeglichenheit.

Diesen Weg geht Ernst Lissauer [2]). Kein Pathos redet hier, sondern eine wunderbar schlichte Menschlichkeit breitet ihren milden, schweren Reichtum über dem anspruchslosen Alltag aus. Hier ist kein verzweifeltes, lärmendes Ringen, sondern ein stilles, aber doch festes, aufstrebendes Schreiten durch die Gegebenheiten des Lebens. Die selbstverständliche schmucklose Schönheit der dichterischen Form ist dennoch von einer seltenen eindringlichen Plastik.

Ein Vergleich mit einem anderen, dessen Dichten seinem Schaffen auf den ersten Blick verwandt scheint, mag das Wesentliche in Lissauers Lyrik noch klarer offenbaren. Da hat uns der Felsenverlag wieder ein Büchlein beschert, dessen liebevoll gepflegtes Äußere mit dem feinen seelischen Gehalt schön zusammenstimmt. Josef

[1]) Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Kurt Pinthus. Berlin, Ernst Rowohlt.

[2]) Der inwendige Weg. Neue Gedichte von Ernst Lissauer. Jena, Eugen Diederichs.

Englerts „Geliebte Erde“ [3]) ähnelt in seiner innigen Naturdurchseelung und dem edlen harmonischen Gleichmaß dem Schaffen Lissauers, und doch läuft der dichterische Zeugungsprozeß gerade umgekehrt ab. Man kann erkennen, daß Englert erst durch liebevolle Versenkung in das ihn Umgebende, also vom realen Objekt, zum visionär gesteigerten persönlichen Erlebnis kommt, während Lissauer, vom inneren abstrakten Erleben ausgehend, zur Erhärtung in der Wirklichkeit das Bild, das Gegenständliche sucht. Die Gefahren, die aus beiden Arbeitsvorgängen erwachsen, sind auch an dem Schaffen jedes einzelnen nicht ohne Spur vorübergegangen: Lissauer gerät in einigen Gedichten zu stark ins Konstruktive, so daß an einzelnen Stellen die warme Einfachheit der Empfindung durch das Absichtliche der Formgebung erstarrt, während Englert sich öfter zu stark im Imitativen, im rein Malerischen erschöpft. Jedoch bietet beider Dichter reines Künstlertum jedem ernsthaft nach Schönheit und reifem Menschentum Strebenden reiche Ernte.

Ein starkes dichterisches Können, das aber mit einer merkwürdigen Kritiklosigkeit durchsetzt ist, zeigt sich in dem neusten Buche Bruno Franks „Die Kelter“ [4]). Es finden sich so viele Kostbarkeiten unter seinen Versen, in denen Form und Inhalt in letzter Reinheit ineinanderfließen (wie „Der Lesende“, „Ein Dichter sagt . . .“ und so viele andere), daß man sich über das Schwerfällige, Gesuchte und Fremdartige einiger Gedanken und Bilder um so mehr wundern muß. In manchem ähnelt sein Dichten dem Impressionismus Hofmannsthals, nur spricht aus Frank ein jüngeres, wärmeres Menschentum, das ihn jedoch die Vollendung und Vornehmheit der Form des Österreichers noch nicht erreichen läßt. Ob uns wohl Bruno Frank nach der Kelter klarsten, gepflegten Wein vorsetzen wird?

Besondere Aufmerksamkeit verdient ein junger Kärtner Dichter, Johannes Lindner [5]). In seiner gesunden, naturhaft-reinen Sinnlichkeit, die sich in seinem dichterischen Ringen zu einer kindlichen daseinsfrohen Gläubigkeit steigert, fließt das allgegenwärtige Daseinswunder — Erde—Gott—Mensch — in einem einzigen lebenquellenden, kraftatmenden Mythos zusammen. Kraftvoll ist auch seine Sprache, und in seinen Reiter- und Landsknechtlegenden erreicht er fast die Empfindungswucht eines Hodler. Die verwandte, großerfaßte Betonung des Umrisses und ein ähnlicher, fast ornamentaler packender Rhythmus zeigen erneut, was auch auf dichterischem Gebiete durch Verinnerlichung dieser Mittel erreicht werden kann. Hoffentlich schreitet Lindner auf diesem Wege weiter fort und erobert der Dichtung Neuland.

Des jungen Kärtners Schaffen erinnert an einen ihm tief Verwandten, an Jacob Kneip [6]), den Hunsrücker Bauernsohn, der mit der unerhörten Einfachheit seiner überströmenden Gottfreudigkeit ein Hohelied auf den Werktag anstimmt, vor dessen reinigender Gewalt der moderne, resignierte, alltagszerrissene Mensch sich beschämt beugen muß. Den lebendigen Gott zeigt er uns, nicht in der feiertäglichen Stille des Gotteshauses oder der unberührten Natur, sondern wirkend im Kleinsten und Gröbsten, in der Schenke, in der Bauernstube, im Stalle und auf der Landstraße, fast leiblich-menschlich und doch unbegreiflich, unendlich liebevoll zum Sünder, Trunkenen und Heiligen. Du sollst den Werktag heiligen, klingt es jubelnd aus jeder Zeile.

[3]) Geliebte Erde. Gedichte von Josef Englert. Buchenbach-Baden, 1921, Felsen-Verlag.

[4]) Die Kelter. Gedichte von Bruno Frank. München, Musarion-Verlag.

[5]) Erde — Gott — Mensch. Gedichte von Johannes Lindner. Berlin, Egon Fleischel & Co.

[6]) Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten, Wunder. Von Jakob Kneip. Jena, Eugen Diederichs.

Hier tritt auch klar die echte Wurzel der Mystik zutage, die aus der Überfülle des ursprünglichen unmittelbaren Allgefühls aufstrebt, aus dem Kraftgefühl der großen Vernunft und nicht aus Reflektionen des durch den Dualismus gereizten kleinen Verstandes, die den Pietismus eines Zinzendorf[7]) bestimmen. Und doch ist die neue Herausgabe seiner Gedichte von Wert, denn es ist sexual-psychologisch hochinteressant, sich einmal in die eigenartige Atmosphäre der pietistischen Brüdergemeinde, wie sie sich in diesen Gedichten ausprägt, zu versenken. Man wird finden, daß die Religiosität Zinzendorfs ein reiner egozentrischer Persönlichkeitskult ist, also die beinahe masochistische Hingabe und das wehmütige Dahinschmelzen oft schon als Zeichen einer schwülen, überreizten Selbstliebe angesehen werden muß — religiöse Selbstbefleckung. Die Stärke der Empfindung und der inneren Spannung ist erstaunlich, das künstlerische Temperament Zinzendorfs bewundernswert, es mag auch sein, daß er gerade wieder in unserer Zeit der Perversität und Überspannung manches Verwandte anschlägt, zur Gesundung trägt er nicht bei.

Da lobe ich mir doch das religiöse Erleben, das sich in der heiteren Frömmigkeit des frohen, starken Genießens aller Weltfreuden zeigt, wie es Viktor Meyer-Eckhardt[8]) gestalten — möchte. Ein großer Lebenskünstler, begnadet mit der göttlichen Gabe höchster Genußfähigkeit — ein vollendeter Dionysos-Typ — will hier das Evangelium der Sinnlichkeit predigen. Daß er aber, um den schweren, pulsenden Rhythmus des Festefeierns zum Ausdruck zu bringen, seinen Pegasus oft in klirrendes griechisches und römisches Wortgeschwirr einspannt, ist bei seiner schon ursprünglichen Schwerfälligkeit des Ausdrucks nicht ganz günstig. Durch das Läuterungsfeuer der Beherrschung und unbedingten Einfachheit muß er doch erst hindurch, auch wenn er in der heiteren Feierlichkeit des klassischen Stils seine letzte Vollendung sucht.

Als Gegensatz zu ihm sei hier eine Dichterin angeführt, in der die triebhafte, urmütterliche Unmittelbarkeit der Frauenseele in schöner Selbstverständlichkeit Gestalt annimmt. In Agnes Miegels[9]) Liedern zittert eine so ahnungsvolle Naturverbundenheit, webt eine so farbige geheimnisvolle Phantasie und träumende Mütterlichkeit, in ihren Spielen lebt eine frauliche Wärme und heimische Innerlichkeit, und all das büßt in der anspruchslosen Formgebung nichts von seiner Zartheit ein.

Zwei neue Dichter, die fern dem Modegebaren ihren eigenen Weg zur inneren Erfüllung suchen, und deren ernstes Streben ein reiches und reifes künstlerisches Schaffen auch in Zukunft erwarten läßt, sollen nicht vergessen werden. Manfred Schneider[10]) ist der eine, der uns in knappster Form, die eine sorgfältige strenge Auswahl und damit eine klare Erkenntnis der eigenen dichterischen Leistungsfähigkeit erkennen läßt, einen Grundriß seines feinen, reinen Menschentums gibt, der in seiner klaren Gliederung vorbildlich für den Aufbau der eigenen Persönlichkeit sein kann. Seine Gedichte wirken nicht durch die Kraft des Wortes, sondern durch die Kraft der Empfindung, und sein innerer Reichtum bedarf kaum des vergrößernden und vergröbernden Mittels des tönenden Wortes. Der andere ist Ernst Fischer[11]). Eine seltsame träumende Sehnsucht, die bald in jugendkräftigem,

[7]) Gedichte des Grafen Zinzendorf. Ausgewählt und herausgegeben von Rudolf von Delius. Berlin, Furche-Verlag.

[8]) Der Bildner. Gedichte von Victor Meyer-Eckhardt. Jena 1921, Eugen Diederichs.

[9]) Lieder und Spiele von Agnes Miegel. Jena 1921, Eugen Diederichs.

[10]) Im Atem der Welt. Gedichte von Manfred Schneider. Stuttgart 1921, J. Engelhorns Nachf.

[11]) Vogel Sehnsucht. Gedichte von Ernst Fischer. Wien, Wiener Literarische Anstalt.

bejahendem Tatwillen aufwallt, bald wieder in müde Schwermut ausklingt, beherrscht sein ganzes Dichten. Es ist zu hoffen, daß seine seelische Spannungskraft, die hohe Sehnsucht nach Schönheit und Kraft ihn vor der verbreitetsten Kinderkrankheit des Lyrikers, vor der melancholisch überdunkelten Gefühlserweichung, bewahren wird — wenn auch Ansätze dazu vorhanden sind.

Auch der „Kunstwart" hat einen Lyriker aus der Taufe gehoben: Hermann Ploetz mit einem inhaltreichen Gedichtbande „Wein und Brot" [12]). Man muß es dem Dichter lassen, es steckt eine ungeheure ernste Arbeit in diesem Bändchen. Aber man findet eben doch nur fleißige Erzeugnisse eines durchaus gebildeten, auch einigermaßen feinsinnigen und dank seiner geschätzten Kritikertätigkeit ausdruckssicheren Mannes (der Typ des dichtenden Oberlehrers). Eine kleine Dosis künstlerisches Temperament würde jedenfalls seine Verse auch nicht aufdringlich erscheinen lassen.

Die Jüngsten begannen den Reigen, sie mögen ihn auch wieder schließen. Wohl selten trifft man echte Jugendlichkeit in so geballter Kraft an, wie in der Anthologie „Der junge Niederrhein" [13]). Es ist eine tiefe innere Erquickung, gerade diese Jugend, die ihre fruchtbarsten Jahre unter dem furchtbaren Druck der Weltkatastrophe hinbringen muß, mit ungebrochenem Mut in wundervollem Jugendtrotz gegen das Schicksal ankämpfen zu sehen. „Und dennoch!" klingt es vielstimmig aus diesen Versen hervor, und man muß diesen tatfrohen, heimatverwurzelten Menschen glauben, daß sie ihrem innersten Wesen getreu bleiben werden. Und das ist von Grund auf deutsch. Nimmt man dieses Buch, wie es aufgenommen werden will, nicht als eine artistische Leistung, sondern als einfache menschliche Bekenntnisse, wird man sich seiner zukunftfrohen, lösenden Kraft nicht entziehen können. Kündet es doch — vielleicht gerade durch seine Unabsichtlichkeit — stärker als alle wortgewaltigen Reden und Aufsätze von der Unsterblichkeit des deutschen Menschen. Rein ästhetisch betrachtet findet sich wohl manches Schiefe und Schwache, wenn auch das eigenartige Verarbeiten impressionistischer und expressionistischer Bestandteile oft in enger Gemeinschaft nicht ohne Reiz ist. Das Wesentliche ist hier aber der Wille, und unsere Jugend, wie sie sich in diesem niederrheinischen Buch spiegelt, wird durch Not und Elend hindurch endlich doch den Weg finden zu freierem Menschentum.

Werner Fiedler.

## Oehlenschlägers „Aladdin"

„Aus einem Briefe von Stephan Schütze las ich bald nach Deiner Abreise aus Weimar, Du wärest ganz mit Goethe zerfallen, was mich nicht wenig schmerzte, nicht bloß Deinetwegen, sondern auch — und mehr noch — seinetwegen. Aber Goethe soll mit rührender Liebe von Dir sprechen, wie von der Zierde und jetzt bald einzigen Stütze unserer deutschen Poesie", schrieb H. Voß an den dänischen Dichter Adam Oehlenschläger.

Oehlenschläger war 1806 ein halbes Jahr in Weimar gewesen und bei Goethe aus- und eingegangen. Als er im Jahre 1809 Goethe wieder aufsuchte, fand er Goethe kalt und ministeriell. Oehlenschläger erhoffte die Wiederherstellung des herzlichen Verhältnisses von der Vorlesung seines Trauerspiels „Correggio". Goethe aber wollte das Drama selber lesen, gab aber dann die unleserliche Handschrift zurück.

[12]) Wein und Brot. Gedichte von Hermann Ploetz. München, Georg D. W. Callwey.

[13]) Der junge Niederrhein. Eine lyrische Ernte, geschnitten von Hanns Friedel Schmitten und Willibert Ritter. Dohwinkel (Rhld.), F. A. Buddenberg.

Der leidenschaftliche Oehlenschläger konnte die Enttäuschung nicht verwinden, und der Abschied fiel frostig aus. Aber am späten Abend des 6. November 1809 trieb ihn sein Herz noch einmal zu Goethe, und dabei erfolgte die Szene, auf die H. Doß sich in seinem Briefe bezieht. Oehlenschläger selber berichtet darüber wie folgt: „Die Uhr war halb elf des Abends; ich saß in meiner Stube betrübt allein, das Haupt an die Hand gelehnt, Tränen im Auge. Da ergriff mich ein unbezwingbares Sehnen, ihn noch zuguterletzt an mein Herz zu drücken, aber zugleich rührte sich auch in meiner Brust der Stolz gekränkter Ehre, und ich wollte nicht in Demut vor ihm erscheinen." Er ging zu Goethes Haus und, da er noch Licht sah, bat er Riemer, ihm noch eine letzte Unterredung mit Goethe zu verschaffen. Goethe, der schon in seinem Schlafzimmer war, lehnte nicht ab. „Da stand", fährt Oehlenschlägers Bericht fort, „der Verfasser Götz von Berlichingens und Hermann und Dorotheas im Nachtkamisol und zog seine Uhr auf, um zu Bett zu gehen. Als er mich sah, sagte er freundlich: Nun, mein Bester! Sie kommen ja wie der Nikodemus. — Herr Geheimrat! sprach ich, erlauben Sie, daß ich dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl sage. — Nun, leben Sie wohl, mein Kind! versetzte er herzlich. Nichts mehr! Nichts mehr! rief ich gerührt und verließ schnell das Zimmer."

Riemer berichtet in gleicher Weise von dem Vorfall, auch die „lakonischen und doch anzüglichen Abschiedsworte". Riemer sagt weiter: „Am andern Morgen fragte mich Goethe, was denn Oehlenschläger eingefallen wäre, einen so ganz verrückten Abschied zu nehmen? . . . worauf dann Goethe sowohl über ihn als andere junge Dichter sich ohngefähr so vernehmen ließ, wie er hernach durch mich an Zelter schrieb."

Daß Goethe über Oehlenschläger und sein Schaffen später freundlich urteilte, ist sicher, im Gegensatze zu seinem Urteil über die deutschen Romantiker. Bedeutsam ist auch das Hineinbeziehen des Dänen in die deutsche Dichtung. Oehlenschläger war tatsächlich der letzte dänische Dichter, der völlig zum deutschen Kreise gehörte. Nach ihm und zum Teil durch ihn ging die dänische Literatur eigene Wege. Sein Trauerspiel „Correggio" fand Eingang und Anklang auf deutschen Bühnen. Seinem Hauptwerk „Aladdin oder die Wunderlampe" versperrte er selber durch seine eigene miserable Übersetzung und durch allerhand Zutaten den Weg zu den deutschen Lesern.

Da ist es denn, auch aus kulturpolitischen Gründen, mit besonderer Freude zu begrüßen, daß Erwin Magnus es unternommen hat, in einer ausgezeichneten Übertragung, die selbständigen dichterischen Wert besitzt, das schöne Werk, frei von Entstellungen, den Deutschen nahezubringen *). Das Märchen mit seinen fein verästelten Beziehungen zur deutschen Romantik und dem eigenen Leben Oehlenschlägers erweist neben seiner literarischen Bedeutung, trotz einer entlegen anmutenden Symbolik, Gegenwartsreiz. Eine Aufführung würde das bestätigen. Es ist eine Auseinandersetzung des dichterischen Genies, des Schaffenden, mit dem Leben und seinen Mächten. Georg Brandes entwickelt in gewohnter Feinheit den tieferen Gehalt des Werkes und fügt es sicher und überzeugend in einem eingehenden Nachwort in die dänische und deutsche Literaturgeschichte ein.

Seinen Ausführungen braucht kein Wort hinzugefügt werden, aber es reizt, von der Ausstattung dieser buchhändlerischen Kostbarkeit zu reden. Bei unseren so ärmlich gewordenen Mitteln bedeutet ein derartiger Luxusdruck einen besonderen Genuß. Es tut wohl, ein solches Buch, das dem verwöhntesten Anspruch genügt, in der Hand zu halten. Es ist gedruckt in der Offizin W. Drugulin auf handgeschöpftem

*) Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Märchen von Adam Oehlenschläger. Mit einem Vorwort und einer Nachschrift von Georg Brandes. Neu übersetzt von Erwin Magnus und mit einer Radierung von Gerhard Henning versehen. Kopenhagen, Berlin, Christiania 1920, Neuer Nordischer Verlag.

van-Gelder-Zonen in einer Auflage von nur 120 Exemplaren. Der Satzspiegel, die Drucktype sind sehr schön.

Es ist außerordentlich dankenswert, daß der Verlag gerade diesem Werk, das ein Denkmal der organischen Verbindung ist, die einst zwischen deutschem und dänischem Geistesleben bestand, eine so vollendete, mustergültige innere wie äußere Wiederauferstehung bescherte. R. P.

# Chronik des Auslanddeutschtums

Es ist wenig Gutes über das Auslanddeutschtum zu berichten. In Memel drückt die Ungewißheit des Schicksals; die Memelländer fürchten mit Recht, mit Groß-Litauen zusammengekoppelt unter die Botmäßigkeit Polens zu kommen. Die Gesinnung der Memelländer ist über jeden Zweifel erhaben. 95 von 100 der Bevölkerung würde, wenn das Selbstbestimmungsrecht gewahrt wäre, ihre Stimme für die alte Heimat abgeben, nur 5 für Groß-Litauen. Erfreulicherweise beginnt das Deutschtum auch dort sich zu sammeln. Die „Litauische Rundschau" in Kowno berichtet als tägliches Organ der Partei der Deutschen Litauens über die Fortschritte der Organisation und das gute Verhältnis der dortigen 66 000 Deutschen zu der Staatsnation. Die gemeinsame Furcht vor dem polnischen Imperialismus verbindet hier Deutsche und Litauer. Führer der Deutschen ist Oskar von Büchler, Abgeordneter im Litauischen Sejm.

Die erste lettländische Predigersynode in Riga hat zu schweren Konflikten zwischen den Deutschen und den lettischen Pastoren geführt und die deutsche Tagung der lettländischen Synode zu einem Protest an das Präsidium der lettischen Tagung veranlaßt. Darin heißt es: „Die deutsche Tagung empfindet es mit tiefem Schmerz als Hohn, daß ihr ernstlicher Wille zur Zusammenarbeit auf der Synode durch den Hinweis auf eine künftige, erst nach Schluß der Synode mögliche Entscheidung des Konsistoriums illusorisch gemacht ist. Somit ist lettischerseits ein Bruch vollzogen worden, der uns der Möglichkeit beraubt, die Arbeit innerhalb der ersten lettländischen Synode fortzusetzen. Unter voller Wahrung aller Rechte der deutschen Gemeinden innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche Lettlands protestieren wir gegen die uns zugefügte Vergewaltigung und lehnen die Verantwortung für die daraus entstehenden Konsequenzen ab. Nichtsdestoweniger halten wir fest an der Hoffnung, daß eine Zeit kommen werde, da das Reich Gottes in unserer Heimat von Letten und Deutschen bebaut werden würde in der auf Wahrheit und Liebe gegründeten gegenseitigen Verständigung und Anerkennung."

Aus Kongreßpolen wird gemeldet, daß in Lodz Sejm-Abgeordnete aus dem ehemals preußischen Anteil in überfüllten Volksversammlungen zu sprechen Gelegenheit hatten und damit den deutschen Gedanken außerordentlich beleben konnten. Dem Deutschtum in Kongreßpolen tun solche Anregungen gut; fehlt es ihm doch vor allem an Führern, denn die geborenen Führer, die deutsch-lutherischen Pastoren, sind fast durchweg durch den gänzlich im polnischen Fahrwasser schwimmenden Generalsuperintendenten Bursche beeinflußt. Viele von ihnen leben ganz in polnischer Mentalität. Diese erstaunliche Erscheinung ist nicht neu, vielmehr ein Zeichen für die Werbekraft des polnischen Gedankens auch zur Zeit der russischen Herrschaft; gerade damals war es den Polen möglich, diese geistige Führerschicht der Deutschen zu polonisieren. Wer denkt da nicht an Ungarn?

Die Polen melden, daß aus Westpreußen und Posen rund 300 000 Deutsche abgewandert seien. Diese Zahl ist eher zu klein als zu groß. Die Franzosen berichten,

120 000 Deutsche hätten Elsaß-Lothringen verlassen müssen, trotz der Zuwanderung von 50 000 Franzosen ist ein Menschenverlust von etwa 70 000 Seelen eingetreten. Auch die Dänen weisen neuerdings fleißig aus Nordschleswig aus! Jedes Zusatzwort würde abschwächen.

Bei der Tiroler Volksabstimmung mit ihrer Wahlbeteiligung von 90 bis 95 Prozent wurden 98,6 Prozent der Stimmen für Deutschland abgegeben. Trotz aller leiblichen Not, trotzdem Deutschland die Tage seiner tiefsten Erniedrigung erlebte, trotzdem die Aussicht für eine rasche Realisierung dieses Volkswunsches nicht gegeben ist, ein solches Bekenntnis zur Volkseinheit! Es wird seine Wirkung nicht verfehlen, weder im Reich, noch im übrigen Deutschösterreich. Auf die Dauer wird die Welt daran nicht vorübergehen können.

In Deutsch-Südtirol ereigneten sich während dieser Zeit häßliche Dinge. Die Faschisten (von Fasci = Bündel), nationale Jugendbünde, richteten schon seit einigen Wochen Unfug an, beschmierten deutsche Häuser und vernichteten kunstvoll geschnitzte Schilder. Zufällig am Nordtiroler Abstimmungstage, aber aus ganz anderem Anlaß, nämlich wegen der Einweihung der Bozener Messe, fand eines der landesüblichen Trachtenfeste statt. Aus diesem Anlaß fuhren aus Verona Faschisten nach Bozen, sprengten mit Revolvern und Prügeln den Festzug, verwundeten eine Reihe von Personen und töteten durch Rückenschuß einen flüchtenden Oberlehrer. Die italienische Regierung war rechtzeitig gewarnt worden, hatte aber diese Übergriffe nicht verhindert. Die deutsche Bevölkerung griff in ihrer Erregung zum Generalstreik, am Begräbnis des Getöteten nahm wohl zum Zeichen, daß die italienische Regierung diese Schandtaten mißbillige, auch der Generalgouverneur von Trient, Credaro, teil. Eine billige Geste! Das ganze deutsche Volk nimmt Anteil an der Trauer der Südtiroler, deren Leiden durch den Blutsonntag der Welt kraß vor Augen geführt worden sind.

Auch in Südslawien hat eine neue Hetze gegen alle Deutschen eingesetzt. Planmäßig verbreitet man Lügen über Mißhandlung der Slowenen in Unterkärnten und unterdrückt jede richtigstellende Gegenäußerung. Zweck dieser Machenschaften ist, das Deutschtum in der Untersteiermark durch Schikanen gegen Geschäftsleute, ja auch durch Einkerkerung und Ausweisung zur Abwanderung zu bringen. Endlich soll ein Anlaß zur Wiederbesetzung des durch Volksabstimmung im Herbst 1920 befreiten Kärntens geschaffen werden.

Abgeschlossen 7. Mai 1921. Sylvanus.

Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen von Carl Ludwig Schleich. Berlin 1921, Ernst Rowohlt.

Ein schwer zu zügelndes, heiter lächelndes Temperament, eine alles an sich reißende Lebensfülle, ein menschlich warm Empfindender, ein heiß werbender Kunstliebhaber. Daß er vor allem als Chirurg bekannt ist, bedeutet ihm eine fast tragische Lebensverwicklung, er rechnet auf eine Zukunft, die ihm auch als Lyriker, als Erzähler, als Musiker, als Komponisten, als Maler und als Philosophen gerecht werden wird.

Eine solche Natur fällt klaffend aus unsern üblichen Verhältnissen heraus, sie wird durch die Schilderung der Jugendzeit beleuchtet. Eine beneidenswerte Umwelt: hochstehende, künstlerische und geistige Bildung, liebende, ungewöhnliche Eltern, abenteuerstrotzender, ungebundener Spielraum. Als Schuljunge las er einem Straßenfreund und dessen Mutter, einer Waschfrau, seine Tragödien vor; sie starb plötzlich an der Cholera, die Knaben ersahen hierin keinen Hinderungsgrund, am Leichenbett sitzend, der Toten pathetisch die Schauermäre zu rezitieren. Alle kinderreichen Verwandten verbrachten die Ferien bei dem Großvater auf der Insel Wollin. Die Knaben lebten inmitten einer wilden Indianerromantik. Carl Ludwig befreundete sich sogar mit echten Zigeunern, lauschte ihrer Musik, eine junge Zigeunerin tanzte splitternackt vor ihm und vor ihrem Geliebten, dem Geiger, im Mondenschein. Immer deutlicher tritt die herrliche Gestalt seines Vaters hervor, Tausenden wird dieser durch das Buch als verehrungswürdige, darum stärkende Gestalt

verbleiben. Auch der mit saftiger Feder beschriebene Konrektor Freese, der plattdeutsch redende, groteske, begeisternde Hellenenschwärmer. Die Studienjahre verlebte der junge Schleich zu den Füßen unserer großen Chirurgen, er schildert sie eingehend und lebendig. Er, der Naturbursche, hat künstlerische Freude an der vornehmen Verfeinerung Langenbecks, Virchows Bildnis ist vielleicht das Ausgearbeitetste und Wertvollste der Bildnissammlung. Virchow, der sich Atheist und Materialist nannte, war der einzige seiner Lehrer, bei dem der schwer an der Divisektionsnotwendigkeit tragende Schleich Mitleid mit der unseligen Kreatur entdeckte. Handgreiflich deutlich beschreibt er die mit Gottfried Keller in der Verbindung von derbstem Trinken und vereinzelten tiefen Worten erlebten Stunden, bewundernd schildert er seine Freunde, Dehmel und Strindberg. Weit sympathischer erscheint der große Schwede hier, als in seinen Selbstbiographien, aber weit weniger überzeugend. Die geringste Begabung des so reich begabten Schleich ist die der streng abwägenden Kritik, er beurteilt mit allzu viel Liebe und Sonne (Giesebrecht, Lyriker und Ethiker ersten Ranges, Plüddemanns unsterbliche Werke, die Oratorien des Lorenz von überwältigender Schönheit . . .). Ein überaus ansprechender Mangel, der jedoch möglicherweise der klaren Selbsteinschätzung seiner Leistungen gelegentlich im Wege steht. Nicht nur bei den Erwähnungen seiner Gedichte, Malereien, Kompositionen, philosophisch-physiologischen Entdeckungen, auch bei der Schilderung der weitgreifenden Wirkungen seiner Wachsmarmorseife werden einige stutzen. „Die Kultur hat durch Seifung eine Wachsverarmung der menschlichen Organismen herbeigeführt, welche eine große Rolle bei der Tuberkulose und der Krebsbildung spielt. . . . Während der Seifenarmut des Krieges ist anscheinend die Zahl der Krebskrankheiten erheblich abgesunken. . . . Die Marmorseife ist ein Mittel zu Turnübungen der Blutgefäßelastizität, das einzig reelle Mittel, die Arterienverkalkung zu verhüten." Da vermag er jedoch eine Trumpfkarte auszuspielen. Bekanntlich hat die Schleichsche Lokalanästhäsie die Chirurgie schier umgestaltet. Als er seine Methode verkündete, wurde er jedoch vom Chirurgenkongreß mit Schimpf und Schande abgewiesen, acht lange Jahre dauerte es, bis er durchdrang. So rechnet er mit der Zukunft, er hat das Warten gelernt.

Ein vielfarbig flimmernder Mensch, überschäumend, gern genießend, phantastisch schwärmend, innerlich versonnen. Als er wieder einmal zwischen seiner Wissenschaft und der Kunst schwankte, bat ihn der alte Vater: „Entsage nie ganz der Medizin, man kann so vielen Gutes tun als Arzt." Wie selbstlos hingebend er diese letzte Mahnung ausgeführt, wissen Schleichs Patienten, möglicherweise gab diese Denkungsart den Anstoß zu seiner größten Leistung. Ihn graufte vor dem Leiden der Gequälten, wie auch vor dem oft angeschauten Chloroformtod; sein Lehrer Langenbeck pflegte zu sagen: Eine jede Narkose ist so, als hielte man jemandem an der Kehle aus einem Zimmer zum vierten Stock heraus. Es gelang dem mitleiderfüllten Dichter-Erfinder die schmerz- und gefahrlose Operation!

Marie von Bunsen.

Die Ruine des Orients. Türkische Städtebilder von Franz Carl Endres. München 1918, Duncker & Humblot.

Ob es notwendig war, dies Büchlein zu schreiben? Es soll darin gezeigt werden, daß die Seele des Orients rettungslos dem kulturellen Tode entgegengeleitet. Dies Bemühen mißlingt aus mehreren Gründen. Einmal kennt der Autor zu wenig vom Orient, der sich von Marokko bis Afghanistan ausbreitet, und der nicht von der Perspektive Anatolien aus bewertet werden kann. Dann ist die Art der Behandlung gar zu feuilletonistisch, greift kaum jemals den Kern an, sondern tänzelt immer, wenn auch nicht selten mit Anmut, um die Dinge herum. Und schließlich, ja schließlich scheint mir die ganze Problemstellung falsch, denn der Orient geht durchaus nicht seinem kulturellen Tode entgegen, vielmehr dienen seine politischen Mißerfolge nur dazu, ihn zu verinnerlichen, enger zusammenzuschließen und zu festigen. Die Schrift bringt die Schilderung einer Anzahl bedeutender Städte der Türkei. Soweit sie der Autor selber gesehen hat, weiß er verschiedentlich lebhaft und schmuck darüber zu plaudern, beispielsweise über Brussa und Kospoli. Manche Orte hat er anscheinend nicht kennengelernt, so Bagdad und Erzerum; hier lehnt er sich an andere Schriften an, wie an die Kriegsbücher von Hedin, und fällt gleich stark ab. Von kleinen Versehen sei angemerkt, daß Ninive weder in Nordbabylonien liegt noch von Koldewey ausgegraben ist, und daß die Unterschriften der Bilder der vierten Tafel verwechselt sind.

E. Banse.

## Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

General d. Inf. a. D. von Zwehl, Berlin. — Martin Mächler, Berlin. — Daniel Corkery, Irland. — Prof. H. O. Schlawe, Berlin. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Gustav Mie, Halle (Saale). — Hofrat Dr. Richard von Schaukal, Wien. — Gesandter Freiherr Lucius von Stoedten, Berlin. — Landgerichtsrat Eugen Meyer, Berlin.

# Literarische Neuigkeiten

**Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:**

**Spann.** — Trutznachtigall. Lieder und Gedichte von Erika Spann-Rheinsch. 23 S. Eger 1920, „Böhmerland"-Verlag. (3 M.)

**Staal.** — Aufbau der höheren geistigen Entwicklung. 61 S. Rostock, Kommissions-Verlag Adlers Erben. (12 M.)

**Stab.** — Das verschobene Gewissen. Komödie in 3 Aufzügen von Hans Stab. 184 S. München, Delphin-Verlag.

**Strassers** Taschenbuch der Wiener Börse 1921. 96 S. Wien, 1921, Strasser & Co. (40 Kronen.)

**Strindberg.** — Das Inselmeer. 3 Novellenkreise von August Strindberg. Verdeutscht von Emil Schering. 367 S. München 1921, Georg Müller. (38 M.)

**Strindberg.** — Briefe ans Intime Theater. Von August Strindberg. Übertragen von Emil Schering. 256 S. München 1921, Georg Müller. (23 M.)

**Strindberg.** — Ein drittes Blaubuch. Von August Strindberg. Übertragen von Emil Schering. 412 S. mit Abb. München 1921, Georg Müller. (38 M.)

**Surya.** — Moderne Rosenkreuzer oder Die Renaissance der Geheimwissenschaften. Ein okkultwissenschaftlicher Roman von G. W. Surya. 374 S. Leipzig 1920, Max Altmann. (18,50 M., gbd. 23,50 M.)

**Tappen.** — Bis zur Marne 1914. Beiträge zur Beurteilung der Kriegführung bis zum Abschluß der Marneschlacht von Generalleutnant z. D. Tappen. 32 S. Oldenburg 1920, Gerhard Stalling. (5 M.)

**Thedering.** — Sonne als Heilmittel. Gemeinverständliche Abhandlung von Dr. med. F. Thedering. 40 S. und zahlreichen Bildtafeln. Oldenburg 1921, Georg Stalling. (6,60 M.)

**Thielemann.** — Die Erziehung zum nationalen Selbstbewußtsein durch die Frau. Von Elisabeth Thielemann. 11 S. Leipzig, W. Baß. Neuer Verlag Deutsche Zukunft.

**Thieß.** — Prometheus. Ein Schauspiel in fünf Akten von Heinz Thieß. 180 S. München 1921, Georg Müller Verlag. (35 M.)

**Thieß.** — Der Tod von Falera. Roman einer sterbenden Stadt. Von Frank Thieß. 384 S. Stuttgart 1921, Deutsche Verlags-Anstalt. (Gbd. 25 M.)

**Tremel-Eggert.** — Die Rotmansteiner. Roman aus dem Frankenland von Kuni Tremel-Eggert. 258 S. München, Albert Langen. (18 M., gbd. 26 M.)

**Trentini.** — Deutsche Braut. Roman von Albert Trentini. 428 S. Wien, Wiener Literarische Anstalt. (22,50 M.)

**Trott.** — Am Glück vorbei. Roman von Magda Trott. 240 S. Leipzig, Verlag Krömer & Co.

**Vanderlip.** — Was Europa geschehen ist. Von Frank A. Vanderlip. Deutsch von R. v. Scholtz. 216 S. München 1921, Drei-Masken-Verlag.

**Viëtor.** — Die Briefe der Victima. Veröffentlicht von Frida Arnold, herausgegeben von Carl Viëtor. 77 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Gbd. 16 M.)

**Volksmärchen** der Kabylen. (Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen. Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie.) I. Band: Weisheit; III. Band: Das Fabelhafte. Herausgegeben von Leo Frobenius. 292 u. 356 S. Jena 1921, Eugen Diederichs. (I. 45 M., gbd. 47 M.; III. 50 M., gbd. 62 M.)

**Voll.** — Die Wünschelrute und das siderische Pendel. Von Dr. med. Adam Voll. 125 S. 20 Illustr. Leipzig, Max Altmann. (7 M., gbd. 9,50 M.)

**Wackenroder.** — Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Von Wilh. Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck. Eingeleitet von Oskar Walzel. 245 S. Leipzig 1921, Insel-Verlag. (Gbd. 22 M.)

**Wagner.** — Das polnische Valutagesetz und die deutschen Gläubiger. Von Justizrat Wagner. Herausgegeben vom Deutschen Ostmarkenverein 15 S. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. (1,40 M.)

**Waerland.** — Die Diktatur des Proletariats. Von Are Waerland. Übersetzt von Fritz Arnheim. 119 S. Gotha 1921, Friedr. Andreas Perthes. (12 M.)

**Wassermann.** — Mein Weg als Deutscher und Jude. Von Jakob Wassermann. Berlin 1921, S. Fischer.

**Weber.** — Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie von Max Weber. Bd. I 573 S. (30 M.) Bd. II 378 S. (40 M.) Bd. III 442 S. (50 M.) Tübingen 1920/21, J. C. Mohr (Paul Siebeck).

**Weinbrenner.** — Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben von Kurt K. Eberlein. 280 S. u. 9 Bildtafeln. Potsdam 1920, Gustav Kiepenheuer. (Gbd. 30 M.)

**Wendel.** — Von Marburg bis Monastir. Eine südslawische Reise. Von Hermann Wendel. 126 Seiten und vielen Abbild. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei, G. m. b. H.

**Wiedenfeld.** — Das Persönliche im modernen Unternehmertum. Von Dr. Kurt Wiedenfeld. 146 S. München 1920, Duncker & Humblot. (10 M. + 20 %.)

**Wila-Almanach** auf das Jahr 1921 246 S. Wien, Wiener Literarische Anstalt.

**Wilde.** — Ein Gespräch von der Kunst und vom Leben. Von Oscar Wilde. 57 S. Leipzig, Insel-Verlag.

**Wolfram.** — Gegen Psycho-Analyse. Imagination, Zerrbild und Angesicht. Von E. Wolfram. 227 S. Leipzig, Max Altmann. (5,80 M.)

**Wüsten.** — Semper, die Mumie. Ein Rückblickroman von Johann Wüsten. 28 S. Hamburg, Konrad Hanf Verlag. (5 M.)

**Zitelmann.** — Die Neugestaltung des Rechtsstudiums. Von Geh. Justizrat Dr. Ernst Zitelmann (Prof. der Rechte, Bonn). 30 S. Berlin 1921, Dr. Walther Rothschild. (8 M.)

**Zöllner.** — Die hohe Handlung. Eine Technik der dramatischen Dichtung auf organischer Grundlage. Von Rudolf Zöllner. 372 S. Leipzig, Xenien-Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
In Deutsch-Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.186-87

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY